Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Vierundachtzigster Band.

Mit den Portraits von:

Maria Janitschek, Friedrich Ratzel, Max Ring.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 84. Bandes.

Januar — Februar — März.

1898.

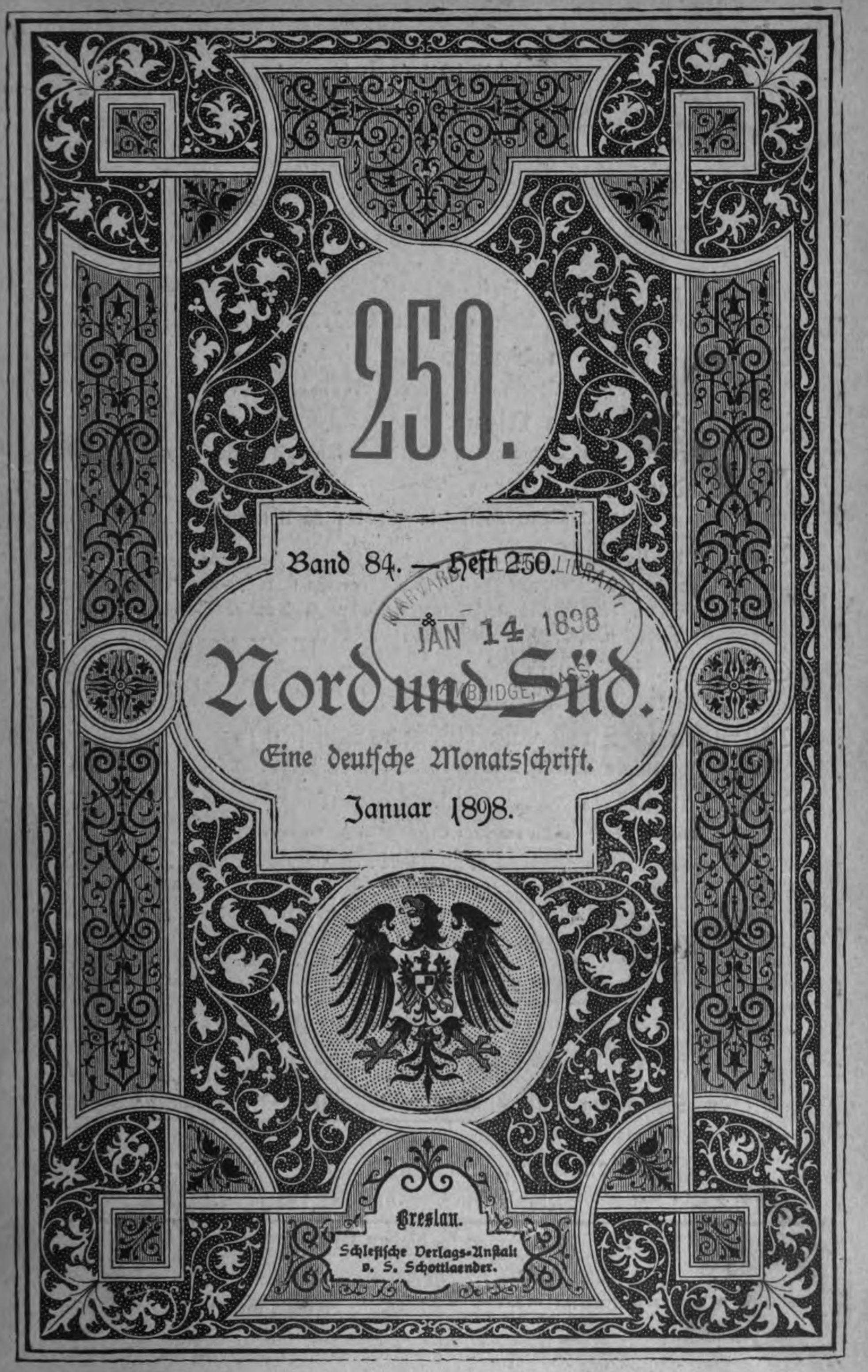
Seite

Inhalt des 84. Bandes.

Mit den Portraits von:

Maria Janitschek, Friedrich Ratzel, Max Ring, radirt von Johann Lindner in München.





Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M.,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M.

Januar 1898.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Maria Janitschek in Berlin.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Beilagen zu diesem Hefte
von



Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlænder in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

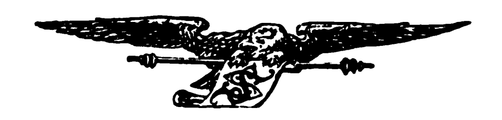
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXIV. Band. — Januar 1898. — Heft 250.

(Mit einem Portrait in Radirung: Maria Janitschek.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Zu unserm 250. Hefte.

Ein **Jubelheft** ist's, das wir heut versenden,
Prunklos und schlicht, doch voller Dankbarkeit
Sei darin Allen, die mit Geistesspenden
Uns förderten, das erste Wort geweiht!
Wenn wir den Blick Jahrzehnte rückwärts wenden,
Erfüllt uns Stolz: es haben mit der Zeit
Die Besten unsres Volks sich eingefunden
In **„Nord und Süd“** zu gutem Werk verbunden.

Wir hofften viel, da wir zuerst sie riefen,
Und durften hoffen, denn die Zeit war groß,
Und in des deutschen Geisterreiches Tiefen,
Da ruh'n wie in des Märchenwaldes Schooß —
Als ob gefeit gleich Dornröschen sie schliefen —
Talente harrend auf den Weckruf blos.
Der Ruf erscholl — und unser kühnstes Hoffen
Sah durch die Wirklichkeit sich übertroffen.

Als ob vom Himmel Frühlingsregen sprühte
Auf unsre Saat, bewährte sich das Wort:
„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe",
Es drängt die neue stets die alte fort:
Dichtung und Kunst, die Forschung, Technik, Mythe,
Modernen Wissens neu gehob'ner Hort . . .
Es strömt' uns zu. In schaffensfreud'gem Sichten
Wuchs die Erfüllung heil'ger Arbeitspflichten.

Nie Tummelplatz für geistig' Ringelstechen
War unser Blatt, stets hatten Alle Raum:
Die von der **Schönheit** sich das Heil versprechen
Und die, mißachtend sie als flücht'gen Schaum,
Blos **Wahrheit** fordern, wär' sie auch Verbrechen . . .
Nur daß sich Jeder hielt in Zucht und Zaum,
Und zuckt' der Blitz auch aus der Donnerwolke,
In seines Gottes Sprache sprach zum Volke.

Fragt nicht, ob die zumeist sich uns gesellten,
Denen das Herz für Ideale schlug:
Ein jeder Mensch ist Bürger zweier Welten,
Und dem ist Wahrheit, was dem Andern Trug,
Und Jenen freut's als Uebermensch zu gelten,
Weil nie er des Gewissens Stimme frug —
Bracht' er sein Sprüchlein feingesittet vor,
Verschafften Jedem wir der Menge Ohr.

So hatten wir — o Fülle der Gesichte! —
Uns über Mangel niemals zu beklagen.
Schaut her: ein schönes Stück Culturgeschichte
Ist Euch in unsern Heften aufgeschlagen,
Und daß die Nachwelt einst danach uns richte,
Das **hoffen** wir! Wir können stolz es sagen.
Drum, wenn wir um die Hingeschiednen trauern:
Der Bund der **mit uns Strebenden** soll dauern!

Und Euch, die treu bis jetzt zu uns gehalten,
Gruß Euch, Ihr **Leser**, Männer, liebe Frau'n!
Wie sich die Zukunft immer mag gestalten,
Ihr dürft auch ferner Euch uns anvertrau'n.
Als guter Stern wird über Allem walten
Des Meisters Wort, auf das wir schwörend bau'n:
Stets „hinter uns im wesenlosen Scheine
Bleib', was uns Alle bändigt, das Gemeine!"

Franz Koppel-Ellfeld.



Ueberm Thal.

Novelle

von

Maria Janitschek.

— Berlin. —

I.

„Also eine Flasche — wie nannten Sie das Bräu?"

„Kundlbräu."

„Richtig. Also Kundlbräu, kalten Aufschnitt, Butter und Käse. Cigarren haben Sie wohl nicht?"

„Wohl, die haben wir auch. Virginia."

Der Fremde schauerte leicht zusammen.

„Haben Sie auch Cigaretten?"

„Cigaretten? Ja, Sultan, das Stück zu zwei Kreuzer."

„Hm, na lassen wir lieber das Rauchen für heute. Also blos das Abendessen."

Die Kellnerin hatte kaum die Thüre hinter sich geschlossen, als sie der Herr zurückrief.

„Fräulein, bitte! Haben Sie schon das Bier bestellt?"

„Na, i wollt's eben thun."

„Nun, dann lassen wir's lieber. Wer weiß — Bringen Sie mir lieber ein Glas frische Milch. Die giebt's doch?"

„Freilich giebt's die."

„Nun also. Das Biertrinken heben wir uns für die Stadt auf, hier ist Milch angebrachter."

Die Kellnerin entfernte sich. Der Fremde entledigte sich seines Havelocks, streckte behaglich die Beine von sich und ließ seine Blicke durch das Refectorium gleiten. Es war ein großer sauberer Raum, geschmückt mit den Bildnissen der früheren Aebte des Benedictinerklosters Fiecht, zu

dessen Besitz der Wallfahrtsort hier gehörte. Die Mitte des Saales nahm ein langer, schmaler Tisch, von Stühlen umgeben, ein. Ein einfacher Speiseschrank befand sich an der einen Wand. In einer Ecke stand ein Tischchen, auf dem das Fremdenbuch lag. Zwei Fenster gingen auf ein schmales Rasenstück, das wie angeklebt an dem senkrecht absteigenden Felsen erschien, zwei sahen in die schwindelnde Tiefe hinab. Der Gast erhob sich, schob mit der Hand die üppigen rothen Nelken zurück, die in Töpfen die kleinen Fensterchen bunt umblühten, und blickte hinab. Die hohen, schlanken Lärchen und Tannen, die dort unten rauschten, nahmen sich von hier gesehen wie winzige grüne Blumenstengel aus. Und über der grünlichen Tiefe die wälderbedeckten übereinander gethürmten Felskolosse und über diesen schneeweiße majestätische Häupter und noch immer kühnere Zinnen und Zacken, auf die sich der Himmel zu lehnen schien.

„Das Essen wär' da," sagte die tiefe Stimme der Hebe. „Die Milch is noch ganz warm."

Der Fremde wandte sich um. „Essen, Milch? Richtig. Sehr gut, danke. Aber — puh, das schäumt ja, und — Kuhhaare sind auch drin."

Die Hebe neigte sich über das Glas mit der Milch.

„Dös — dös thut nix nit, dös is in jeda Milch. I kann Ihnen aber ein Seiher bringen, wenns etwa noch was finden sollten." Sie wollte sich entfernen. Der Herr hielt sie zurück.

„Bitte, bitte, lassen Sie. Bringen Sie mir lieber doch eine Flasche Bier, oder nein, Wasser, ja, bitte frisches Wasser, o das wird herrlich munden."

Er machte sich über die steinharte Wurst her, kostete von dem „Schinken" und vergrub seine Zähne in ein Brödchen. Dann erhielt er eine angelaufene Flasche mit eiskaltem Wasser. Er freute sich über die Kälte des Wassers und zeichnete wie ein kleiner Junge Figuren auf das angelaufene Glas. Als er ein Stück Käse zum Munde führen wollte, reckte sich ihm Etwas daraus entgegen. Er legte Messer und Gabel hin, stand auf und trat zum Fenster. Wenn man doch von der Aussicht satt werden könnte! Diese Aussicht! So namenlos schön und groß! Eine trunkene Phantasie Gottes! . . .

„Jesses, der Herr hat aber wenig gegessen, hat's Ihnen nit geschmeckt?" Die sanfte Schenkin mit der Baßstimme stand hinter ihm, um die Teller wegzuräumen.

Er lächelte. „Es hat schon geschmeckt, blos der Käse war etwas zu — lebhaft."

Sie sah ihn einen Augenblick dumm an, dann begriff sie.

„Aso. Ja, da kann ma halt nix machen. Die Viecher woll'n a leb'n."

„Die Viecher haben Recht."

„Aber mögens Ihnen nit einschreiben?“ Sie schleppte das schwere Buch herbei und legte es auf den Tisch. Er ließ sich nieder und blätterte die Seiten um. Seine Stirne runzelte sich leicht. Die Banalität feierte hier Orgien.

„Weshalb soll ich mich einschreiben?“

„Wenns halt doch ein Tag hierbleiben thäten.“

„Ach so, das soll wohl eine Art polizeilicher Meldung vorstellen. Dann ist es etwas Anderes.“ Er griff zur Feder und schrieb in schlanken abgebrochenen Silben seinen Namen hin. Die Kellnerin sah ihm über die Schulter. „Is dös deutsch?“

„Und wie,“ lachte er. „Können Sie's nicht lesen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ka Red nit.“

„Nun sehen Sie. Das Wort hier heißt: Menrath, und die beiden anderen: von Reuttlingen. Verstehen Sie's jetzt?“

„Wohl, wohl, jetzt schon. Menrath! Is dös nit der Heilige gewesen, dems den Leib aufgschnittn und die Därm um den Hals gewickelt habn?“

Reuttlingen verzog das Gesicht. „Ich kann Ihnen wirklich keine Auskunft geben, liebes Fräulein, ob man an einem Namensbruder von mir diese wenig angenehme Procedur vollzogen hat.“

Da öffnete sich die Thür, und die hohe, schlanke Gestalt eines alten Benedictinermönches erschien unter ihr.

„Wer ist das?“ fragte Reuttlingen.

„Pater Placidus, der Prior heroben.“

Der Priester trat freundlich auf den Gast zu und begrüßte ihn. Bald befanden sich die Beiden in lebhaftem Gespräch miteinander. „Und so trocken,“ sagte der alte Herr, der sich neben Menrath niedergelassen hatte, „trinken Sie denn Nichts?“

„Milch mag ich nicht besonders gern, und dem Bier traue ich nicht recht,“ entschuldigte Reuttlingen seine „Trockenheit“.

„Aber Wein, Wein,“ meinte Pater Placidus, „sehen Sie, dem können Sie fast in ganz Tirol trauen. Das ist ein ehrlicher Trank.“

„Ich bin zum ersten Mal im Land.“

„So, so?“ Die blauen, unendlich guten Augen des Alten gingen forschend über des Gastes Gesicht. „Wohl nicht zur Kur, oder sind Sie krank?“

Der junge Mann drehte in leichter Verlegenheit die Spitzen seines dunklen Schnurrbarts. „Krank? Ich weiß nicht, Hochwürden, gesund bin ich keineswegs. Krank vielleicht auch nicht.“

„Aha, ich verstehe.“ Der Geistliche lächelte. „Und da hilft kein Arzt, das ist das Böse dabei. Schwacher Magen, schlaflose Nächte, Appetitlosigkeit, der Drang zu arbeiten, Etwas zu leisten und die Ermüdung, noch bevor man daran gegangen ist, Lustigkeit, in der sich Trauer ver-

birgt, Blasirtheit, die nicht ohne Naivetät ist, Melancholie, die sich selbst verhöhnt . . ."

„Woher kennen Sie mein Wesen so genau?" Die schönen dunklen Kinderaugen Menraths richteten sich mit leichter Befangenheit auf den Priester. „Mein Gott, wenn man fünfundsiebzig Jahre alt geworden ist! Ich bitte Sie! Ich habe, bevor man mich auf diesen Ruheposten setzte, lange Zeit junge Leute erzogen. Ich kenne die Jugend!"

„Finden Sie nicht auch, daß unsere Zeit von einem höchst lästigen Uebel geplagt wird?"

„Von einem Uebel? Welches meinen Sie?"

„Die Vieläugigkeit meine ich. Früher — mindestens behaupten es die älteren Leute — früher betrachtete man ein Ding von einer Seite, jetzt erblickt man es von zweien zugleich."

„Soll i Ihnen noch a Wasser bringen?" fragte die Kellnerin hereintretend.

„Nein, aber etwas Wein," bat Menrath.

„Sagen Sie ihr doch nicht Fräulein," meinte Pater Placidus, „sie heißt Scholastika und ist schon an die fünfundzwanzig Jahr heroben."

Die Hebe mit der Baßstimme erröthete durch ihre braune Haut hindurch und ging Wein zu holen. „Als sie mit zwanzig Jahren heraufkam," fuhr der Geistliche fort, „meinte sie, sie würde es keinen zweiten Sommer hier aushalten, nun sind ihrer mehrere geworden. Die Einsamkeit ist wie eine große Lust. Je mehr man von ihr hat, um so mehr möchte man und verträgt man davon. Gelt, Scholastika?"

Sie nickte froh und stellte ein Fläschchen Wein vor Menrath hin.

„Jetzt will ich Sie aber nicht länger aufhalten." Der Benedictiner erhob sich und bot seinem Gaste die Hand. „Schlafen Sie wohl. Sie bleiben ja morgen noch."

„O mindestens noch morgen."

Als der Alte gegangen war, kostete Menrath von dem Weine und fand ihn würzig wie die frischen, naiven Lippen eines jungen Bauernmädchens. „Mehr, mehr," sagte er zu Scholastika und schob ihr das geleerte Fläschchen hin.

Später ließ er sich auf sein Zimmer führen, schob die Kissen vom Bette herab, riß das sorgsam geschlossene Fenster auf, löschte das Licht aus und neigte sich hinaus. Der Schauer, der durch die Wälder der höher ansteigenden Felsen ging, der Geruch, der aus der Tiefe empordrang, herb und kühl, die dunkle Ruhe, in die das Licht fremder Welten leuchtete, stimmte seine Seele scheu und ernst. Er fühlte sich als winzigen Punkt in einem sausenden Chaos unbekannter Erscheinungen, als ein Tröpflein Thau unter Milliarden Thautropfen auf einer weiten, weiten Wiese, als Staubkorn in einer grenzenlosen Wüste, und wenn ihn augenblicklich Jemand gefragt hätte: Wie heißt Du? er würde mit der Antwort

gezögert haben. Ich? Wer ist: Ich? Ich habe keinen Namen. Ich bin nicht. Ich habe zwar Pyramiden gebaut und gelernt, die Stoffe auf der Sonne zu unterscheiden, aber trotzdem, ein Ich? Es ist die Erde, die denkt, die Erde, die erfindet, die Mutter, und die Mutter selbst ist ein Kind, ein Embryo, der millionste Theil eines Ganzen.

Drüben in dem jäh abfallenden Tannendickicht glühen geheimnißvolle Feuer auf.

Menrath trat fröstelnd vom Fenster weg. Ob der Alte an Gott glaubt, dachte er, sich auf den knisternden Strohsack werfend. Einer, der nur die Hand auszustrecken braucht, um die immer bereite eines Freundes zu finden, Du Glückspilz, Du! Wer doch glauben könnte! Irgend Etwas! An einen Gott oder Teufel! An eine Zukunft oder eine Vergangenheit! Gleichviel. Nur an irgend Etwas. Nur einen Halt, einen einzigen irgendwo besitzen! Das ewige Schaukeln, die große Seekrankheit der Zeit. Pfui! Weshalb sollte er zu Scholastika nicht Fräulein sagen? War sie keins mehr? Er schlief ein.

II.

Am nächsten Morgen liegt die ganze Natur in Glanz gebadet: das Gärtchen, das auf der Schulter des Felsens hängt, das Kirchlein mit dem kleinen Hause zwischen den Nadelhölzern. Die stolzeren Gebirgsriesen, die ganz alten weißen. Und die starren, die selbst das Schneekleid verschmähen, auf allen liegt Licht, Gnade, Schönheit.

„Scholastika, der Kaffee schmeckt mir sehr gut," sagt Menrath, im Gärtchen an einem Tische sitzend, und rührt in seiner Tasse um.

„Ja, wir haben auch tüchtig viel Cichorie genommen," bemerkt sie.

„Au! Verrathen Sie doch Ihre Küchengeheimnisse nicht. Wer kocht denn hier?

„Die Regina."

„Eine junge Köchin?"

„Nit ganz jung. So an die sechzig."

„Ehm," meint er nachdenklich.

„Wissens, Herr von Menrath, daß 's schon viel besser aussehen?"

„So? Wahrhaftig? Von gestern auf heute, das wäre schnell." Er zieht einen Taschenspiegel heraus. Ein melancholisches schönes Knabengesicht mit den Furchen des Mannes, der gelebt hat, blickt ihm aus dem Krystallglas entgegen. Das dunkle gewellte Haar durchziehen einzelne Silberfäden.

„Sehen Sie, Scholastika, ich werde schon grau."

„Das macht nix, deswegen kriegens doch noch Eine."

„Was krieg' ich?"

„A Frau, mein' i."

„Ach so. O — hm, ja, Frauen bekommt man immer, gewiß."

„Oder seins eppa schon verheirath't und tragens den Ehering im Westntaschl, wie so viele Herrn?"

„Nein, Scholastika, meine Westentasche ist ganz unschuldig, sehen Sie." Er wendet sie vor ihren Augen um.

„Sie sein a gspaßiger Herr, Herr von Menrath," meint sie.

„Sagen Sie mir doch lieber gleich: du, Scholastika," meint er launig. „Menrath ist ja mein Taufname."

„Ja, richtig, richtig," sagt sie, sich besinnend und legt die Hand an die Nase. Bei dieser Gelegenheit macht er eine neue Entdeckung. Er bemüht sich, Nichts zu bemerken, aber es geht nicht. „Wissen Sie, Scholastika," leitet er zart ein, ihre lange, knochige Grenadiergestalt messend, „Sie sind eigentlich eine recht nette Person. Auch unverheirathet?"

„Ledig," antwortet sie.

„Haben wohl jüngst einen Trauerfall in der Familie gehabt, nicht?"

„I? Na. I nöt," meint sie verwundert.

„Ach, ich dachte nur, weil Sie — schwarze Fingernägel tragen."

Sie besieht ihre Hände und schüttelt verständnißlos den Kopf. Dann geht ihr ein Licht auf. „Ach meinens dös Schwarze da? Ja, i beiß ma so alleweil d Nägel ab, aber sie wachsen so viel gschwind nach." . .

„Guten Morgen!" Pater Placidus tritt aus dem Hause. Menrath geht ihm entgegen.

„Guten Morgen, Hochwürden!"

„Gut geschlafen?"

„So wie immer. Ein, zwei Stunden, dann wach' ich wieder."

Der alte Priester setzt sich an das Tischchen zu Menrath. „Wenn Sie einige Zeit hierbleiben, werden die Nerven schon ruhiger."

„Aber womit beschäftigt man sich hier?" meint der junge Mann.

„Man liegt in der Sonne und schaut in den blauen Himmel."

„Meinen Sie, daß man das lange aushielte?"

„Wenn ich fragen darf, weshalb kamen Sie eigentlich herauf?"

„Weshalb? Weshalb? Ich hörte so viel Schönes über den Georgenberg. Reisende, die hier oben ein paar Stunden zugebracht haben, sind voll des Entzückens von dieser Umgebung. Meine Koffer sind nach St. Martino geschickt worden, ich aber wollte, bevor ich dorthin reise, einige kleine Wanderungen, auch die hier herauf unternehmen."

„St. Martino, ja, dort wird's freilich schöner sein, als auf unserem Georgenberg."

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß es eine schönere Umgebung als diese hier giebt."

„Nun, dann bleiben Sie recht lange bei uns," sagte der alte Herr freundlich. „Oder erwartet Sie Jemand in Martino?"

„Außer dem Wirth Niemand, Hochwürden."

„Da sind Sie ja gut daran, können die Straße ziehen, die Ihnen gefällt."

„Wenn ich nur wüßte, welche mir gefällt."

Pater Placidus lachte. „Nun, das weiß man doch schließlich."

Menrath schüttelte den Kopf. „Gehe ich im Thale, so wünsche ich mir, auf der Höhe zu sein, und bin ich oben, so liebäugle ich mit der Tiefe. Es ist ein Kreuz."

„Wenn man durch ein Kreuz eine schräge Linie zieht, wird ein Stern daraus. Ziehen Sie die Linie und werden Sie glücklich."

„Sie haben gut sagen: werden Sie glücklich, ehrwürdiger Vater. Sie besitzen einen Schatz von Positivismus. Ich bin zweifelzerfressen und glaube an Nichts, nicht einmal an mich selbst."

Der Priester ließ die Perlen seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten. „Wer sagt Ihnen, daß ich so reich bin?"

„Wer? Nun, der bloße Anblick Ihres Gewandes. Ein Verwalter Gottes muß doch an den Herrn glauben, dem er dient."

„Das oberste Gesetz ist die Liebe."

„Und die äußere Form der Gottesanbetung? Und die Dogmen? Die katholische Kirche verdammt doch Jeden, der nicht zu ihr gehört."

„Erstens thut sie das nicht, zweitens aber kann ich nur meine Worte wiederholen. Liebe, Liebe, Liebe, alles Andere ist Nebensache."

„Und der Glaube? Sie glauben doch an Christus, an die Auferstehung des Fleisches, an die Gegenwart Gottes im Sacrament, an die Erbsünde, an —"

„Aber bester Herr!" Der Alte ergriff die heiße, heftig gesticulirende Rechte seines Gastes — „weshalb zerbrechen Sie sich den Kopf damit, woran ich glaube, und woran Sie nicht glauben?"

„Ich möchte die elektrische Leitung entdecken, die Sie mit dem Himmel verbindet."

„Entdecken Sie sie, sie heißt: Liebe. Scholastika, Scholastika!"

Die Hünin, die eben durch das Gärtchen gegangen war, wandte sich um.

„Bring' mir meine Marenth! Sie erlauben doch, daß ich mein zweites Frühstück in Ihrer Gesellschaft einnehme?"

Menrath verbeugte sich. „Ich bitte darum!"

Scholastika brachte ein kleines Fläschchen Wein, ein Gläschen, ein Stück Brot. Pater Placidus aß and trank mit Behagen.

„Ich bin ein alter Mann und muß meiner Natur nachhelfen. Seit fünf Uhr Morgens bin ich auf."

Na wart', dachte Reuttlingen, so entwischst Du mir nicht. Er verbirgt sich vor mir. Er will über innere Dinge mit mir nicht sprechen.

Bin ich ihm zu dumm, zu klug, oder zu fremd dazu? Aber heraus mußt Du mir doch noch, vorsichtiger Alter, Du."

„Wo wächst dieser liebe, ehrliche Wein, Hochwürden?" fragte Menrath laut.

„Nicht weit von hier, in der Brixner Gegend, Herr — Herr Reut —"

„lingen," half Menrath nach.

„Was sind Sie eigentlich für ein Landsmann, wenn man fragen darf?"

„Landsmann? Hm. Vielleicht finden Sie das besser heraus als ich. Mein Vater war spanischer Abkunft, machte sich in Bayern ansässig und verheirathete sich mit einer Serbin."

Pater Placidus nickte. „Das scheint sehr verwickelt zu sein. Jedenfalls sind Sie ein südliches Gewächs."

„Erzogen bin ich in Colmar, am Fuße der Vogesen, wo meine Eltern eine Zeit lang wohnten."

„Herr Gott ja," lachte der Alte. „Ihr Herr Vater war jedenfalls etwas sehr Vornehmes."

„Wenn Sie einem schlichten Großgrundbesitzer dieses Epitheton beilegen wollen —"

„Lebt er nicht mehr, wenn man fragen darf?"

„Nein, er ist vor sechs Jahren gestorben, auch die Mutter ist längst todt."

„Aber Geschwister sind doch da?"

Menrath schüttelte den Kopf. „Nein, das ist's eben. Ich war der „Einzige". Man fütterte mich von zarter Kindheit an wie ein wildes Thier mit halbrohem Fleisch und den kräftigsten Nahrungsmitteln, denn man zitterte beständig um mein kostbares Leben. Der Einzige! Mit fünf Jahren wurde ich: Sie und: Junger Herr! titulirt. Mit neun Jahren hatte ich die Gnade, am Colmarer Gymnasium Weisheit zu kosten. Aber — zwei Jahre bevor ich das Reifezeugniß erhielt, bat ich meinen Vater, mich lieber in Freiheit zu dressiren, und ging von der Lehranstalt ab."

„Seltsam," warf Pater Placidus ein, „auch das ist ein Zeichen der Zeit. Eine Menge junger Leute springen in der Mitte der Gymnasialstudien ab und gehen zu anderen Studien über. Entweder sie entdecken plötzlich einen großen Maler in sich, oder sie haben einer guten Theatervorstellung beigewohnt und ein außergewöhnliches Talent zur Bühne in sich gefunden."

Menrath lachte. „Sie treffen den Nagel auf den Kopf. Ich habe damals mehrere Collegen nachgezogen. Wissen Sie, was ich werden wollte? Kleine Jungen wünschen immer Zuckerbäcker oder Weltumsegler zu werden Ob mich das Erstere jemals lockte, weiß ich nicht. Aber das Letztere wurde ich. Mein Vater schenkte mir eine Yacht, und ich kutschirte lustig

auf allen Meeren herum. Als ich die Nachricht seines Todes empfing, kehrte ich nach Hause zurück."

„Um die Verwaltung Ihres Vermögens zu übernehmen?"

„Ja, und auch weil ich das unstäte Leben satt geworden war."

„Und jetzt sind Sie wohl sehr ständig geworden?"

Beide lachten.

„Das nicht, aber ein wenig ruhiger."

„Wirklich?" meinte Pater Placidus etwas ungläubig, „nun bleiben Sie nur etliche Zeit heroben, vielleicht werden Sie ganz ruhig."

„Vielleicht geht's mir wie Scholastika. Für einen Sommer, sagten Sie, war sie heraufgekommen, und fünfundzwanzig wurden daraus."

Der Priester erhob sich. „Nun heißt's an's Tagewerk. Auf Wiedersehen, Herr Reuttlingen."

„Auf Wiedersehen, lieber Pater Placidus."

Menrath strich vergnügt draußen umher. Er klomm auf steilen Bergpfaden höher und sah in fremde stille Thäler unter sich. Er lehnte sich über das Geländer des hölzernen Brückleins, das über einer schwindelnden Tiefe hing und den Felsen des Georgenberges mit der Außenwelt verband. Von unten drang das Rauschen niederstürzender Wildbäche herauf, und der Athem der Tannen erfüllte die Luft mit Wohlgeruch. Uralte graue Felswände sahen überall zwischen dem Grün hervor. Durch einen Ausschnitt der Wälder sah man in dunkelblauen Tinten das Kellerjoch über die Schwazer Höhen herüberschimmern.

Es ist herrlich, herrlich, dachte Menrath. Und dieser Friede!

Aber am dritten Tage krümmte er sich vor Schmerzen. Sein verwöhnter, fast nur an Leckerbissen gewöhnter Magen begann gegen die Zumuthungen, die ihm hier gestellt wurden, zu striken. Er mußte sich erbrechen und fieberte vor Kopfschmerzen. Hol's der Teufel, dachte er. Wenn's Einem einmal irgendwo wirklich gefällt, rebellirt das Fleisch. Gut denn, man wird wieder weiter wandern.

Den nächsten Tag war Sonntag. Den hatte Menrath noch abwarten wollen. Man hatte ihm gesagt, daß da verschiedentliche Landleute heraufkämen, um zu beten. Er freute sich, Studien machen zu können.

Als die drei Glöcklein am Kirchthürmchen einträchtig zusammenläuteten, die Kirche war mit dem Wohnhaus und dem Gärtchen verbunden, trat er in den heiligen Raum ein. Pater Placidus erschien eben im goldenen Meßkleid, um das Opfer zu bringen. Er sprach mit lauter Stimme das Confiteor und wendete sich mit ausgestreckten Händen gegen die zahlreich erschienenen Beter. „Der Friede sei mit Euch!" Als er nach dem agnus dei sein Gesicht wieder dem Volk zeigte, warf Menrath einen forschenden Blick in dasselbe.

Jetzt, wo Christus auf den Altar herabgestiegen, und über seine Lippen gegangen war, welche Empfindung zeigte seine Miene? Eine un=

endliche Güte sprach aus ihr. Menschliche Theilnahme mit den Brüdern, den Bedürftigen, Seufzenden, redete aus der segnenden Bewegung seiner Hände.

Menrath schüttelte den Kopf. Wahrhaftig dieses Mannes Glaube war seine Liebe. Einen anderen besaß er nicht. Deshalb sein Schweigen gestern. — — —

Reuttlingen verließ mit den Anderen die Kirche. Er ging in den Wald. Sein Haupt war schwer. Aus Mangel an Glauben: Liebe. So hatte auch Jener keinen Halt gefunden und sich in die Liebe hinübergerettet. Also auch der nicht! Wohl ihm, daß er die Liebe fand! — Vor dem Kreuz, das an einem Lärchenstamm angebracht war, kniete eine Zillerthalerin und betete inbrünstig. Menrath wollte umkehren, um sie nicht zu stören, da der Weg knapp an dem Baum hinführte. Aber sie hatte ihn schon bemerkt und rief ihm ein leises: Grüß Gott! zu. „Grüß Gott!" gab er zurück und sah in das hübsche von der Arbeit stark mitgenommene Gesicht.

„Und geweint," setzte er hinzu, „wenn doch der Herr da hängt, der den Menschen hilft."

„O mei!" die Bäuerin machte eine flehende Handbewegung, „wann er mi nur dösmal hören thät. Woast scho, 's is wegen dem Buam."

„So, so, wegen Ihrem Sohn also." Menrath ärgerte sich über seine mangelhaften Dialectkenntnisse.

„Ja, wegn an Ferdl. Woaßt scho, er soll eizogen*) werden, und i woaß vor lauter Arbeit nöt ein und aus. Der Bua hat so brav mitthan. Hiazt soll a fremder Knecht zua, und mir ham eh 's Auskomma so knapp."

„Aber wenn Sie recht andächtig beten, wird doch unser Herrgott einen Ausweg zeigen," warf Menrath hin, „meinen Sie nicht?"

„Ja wenn ma dös wissn kunnt," entgegnete die Bäuerin trübselig, „manchmal geht a alls umkehrt. Aber i denk ma halt, was Andersch als bittn kann i nöt, so bitt i halt."

„Sie glauben doch, daß Sie gehört werden," Menraths Augen verloren sich in die der Frau. Sie senkte die Wimpern.

„Mei! Eppes**) muaß ma glauben, nöt?"

„Nein, man braucht, denke ich, nicht zu glauben, das liegt in der Ueberzeugung des Menschen.

„Na, i denk ma halt: entweda is Oaner oben, der mi hört, guat. Oder 's is Koaner nit, nacha hab i halt than, was i kinna hab. Mehr als bittn kann ma nöt."

Si deo, si dea, kam es Menrath aus seiner Schulbubenzeit in's Gedächtniß. Und wie hatte er damals die alten Römer wegen ihres

*) Zum Militair kommen.
**) Etwas.

Skepticismus verachtet, der gar so klein und dumm aussah. Diese Zillerthalerin schien eine Nachkommin der Söhne des Cincinnatus zu sein. Nach einigen tröstenden Worten ging Reuttlingen weiter und ließ die Bäuerin vor ihrem Kreuze zurück. Also auch im Volke das: Wenn! Unter den Priestern, den Bauern, von den „höheren" Kreisen ganz zu schweigen. Schaukelnde Seelen, über dem Nichts tanzende Gaukler!

Es schwankt, es schwankt. Oben, unten! Seekrankheit! — —

„Scholastika!" sagte eine Stunde später Menrath, als die heraufgepilgerten Bauern im Gärtchen ihren größten Durst gestillt hatten, „Scholastika, nicht wahr, Sie sind fromm."

„Fromm? Na dös wollt i moanen," antwortete sie sich kerzengerade aufrichtend. Er betrachtete mit liebevollen Blicken ihren dünnen fest um den Kopf geflochtenen Zopf, durch den ein schwarzes Sammetband geschlungen war. Diese prächtige Positivistin mit der Baßstimme!

„Scholastika, nicht wahr, Sie glauben an die Engel und Heiligen?"

„Na, dös wär' traurig, wenn i dös nit thät. Michael, Gabriel, Raphael."

„Giebt's nicht auch elftausend Jungfrauen?"

„Natürli thuts die gebn."

„Sind die Klugen und Thörichten da mit eingerechnet oder nicht?"

Sie sann einen Augenblick nach. „Na, sell nit. Die sein extra."

„Demnach elftausend und vierzehn Jungfrauen. O, Scholastika — mich schmerzt der Kopf so sehr."

„Weils zu wenig essen than."

„Aber eine Frage muß ich doch noch an Sie richten. Wie stellen Sie sich den Himmel vor? Gerade von Ihnen möcht' ich's wissen."

Sie stellte die leeren Weinflaschen, die sie in der Hand gehalten hatte, auf den Holztisch, an dem Menrath saß, und richtete ihre kleinen braunen Augen wie visionär in die Ferne.

„Christus (mit einer kleinen Neigung des Hauptes) in der Mitten. Links neben ihm Maria. Rechts der Joseph, darüber der heilige Geist, dann die Chöre der Seraphim, der Cherubim mit ihren silbernen Harfen. Dann die Märtyrer in schneeweißen Kleidern im Halbkreis, die Kirchenväter in langen Mänteln, dann die Reihen der unschuldigen Kinder, jedes ein Vergißmeinnicht zwischen den Fingern. Die Jungfrauen in makellosen Schleiern, die Priester und Könige schimmernde Kronen auf den Stirnen. Die Krieger blitzende Lanzen haltend. Dann der lange, lange Zug der anderen Seligen, Millionen und aber Millionen, ganz weiß bekleidet, ganz schön . . . silbrig und —"

„Und was thun diese Alle, die lange Ewigkeit hindurch, Scholastika? Wird's ihnen denn nicht langweilig?"

„Sie schauen Alle auf Christus, auf seine heiligen lächelnden Augen, auf seinen heiligen lächelnden Mund, auf seine heilige lächelnde Stirn, und

sie können nimmer wegschauen, er ist so schön, so schön, daß ihnen alle tausend Millionen Jahre wie ein Tag sind und sie den Abend noch immer nit möchten . . ."

„Scholastika, Scholastika, hörst denn gar nix? Der Seppl will no a Viertele."

Pater Placidus ist hinter sie getreten und legt die Hand auf ihren Arm.

„Lassen Sie sie, Hochwürden, sie ist eben im Himmel." Menrath blickt mit heimlicher Verwunderung in das Gesicht der alten Schenkin, das in diesem Augenblick, wie von irgend einem geheimnißvollen Licht bestrahlt, jugendlich schön erscheint. Sie erwacht, schüttelt sich und trottet nach dem Keller. Menrath sitzt nachdenklich da. Die hat ihn, den wunderbaren süßen Kinderglauben. Selig sind die Einfältigen! O Scholastika, weshalb kann ich Dich nicht heirathen, liebe, ehrliche Baßstimme?

Weshalb bist Du kein feines Fräulein mit rosigen Fingernägeln und gepflegtem Haar? Weshalb rauschest Du beim Gehen nicht von geheimnißvoller Seide?

Eine, die so glaubt! Wie müßte die lieben können! — —

III.

Am nächsten Tag vertraute er sich ihr an. Wie gut es ihm hier gefiele, wie er aber zu seinem Bedauern doch fort müßte, weil sein Magen die Kost nicht vertrüge. Scholastika blickte ihn ganz verblüfft an. Wie? Diese Kost, bei der sie und Pater Placidus sich nun ein Viertel-Jahrhundert gesund und wohl befanden?

Er mußte doch wohl recht, recht krank sein, der arme Herr! Sie hatte einmal Einen gekannt, der an Magenkrebs litt und auch kein Essen vertragen konnte. Am Ende war's bei ihm dasselbe. Mit der Breitner Peppi ging's auch ähnlich. Sie hatte die Bauchwassersucht und konnte das Zehnte nicht verdauen. Der arme Herr! Er sollte sich doch beim Bader unten in Schwaz, der auch Hühneraugen schnitt und Leichen wusch, untersuchen lassen.

„Das ist ein guter Einfall," sagte Menrath, mit vor Vergnügen strählendem Gesichte, „wo liegt denn Schwaz?"

Den Georgenberg hinab gehen auf breiten prächtigen Waldwegen, immer gerade aus, dann komme Kloster Fiecht, und da läge auch schon Schwaz da. „Oder wissens, wenn's auf Innsbruck fahren und Ihnen für a Wochn anessen thäten und heroben bei uns nur Milch nehmeten, ging dös nöt?"

„Kann man das nicht in Schwaz besorgen? Innsbruck ist eine Stunde Eisenbahnfahrt entfernt, auch herrscht dort jetzt eine tropische Hitze, wie mir von früheren Reisen her bekannt ist."

„Na ja, dann versuchen Sie's amal beim grünen Kranzl. Der Wirth ist der Gemeindeschreiber Steinlechner. Gleich im Ort rechts, die Villa im Garten. Es is schon a grüns Kranzl über die Hausthür gemalt."

„Und wie weit hab' ich bis dahin zu gehen?"

„A Stund abi, und anderthalb aufi."

Menrath stieg von seinem einsamen Berg, wo ewig grüne Dämmerung herrschte, hinab in's goldene Thal. Als er den ersten Ausblick auf die Ortschaft unten erhielt, mußte er sich zusammennehmen, um nicht wie ein kleiner Junge in einen Schrei des Entzückens auszubrechen. Wie ein Strauß bunter Blüthen lagen die Häuschen da, vom silbernen Band des Inn gleichsam umschlungen, von himmelhohen Bergen behütet; von jenseits des Thales bis an den Rand des Waldes, an dem Menrath stand, wölbte sich ein herrlicher Regenbogen herüber. Einzelne nach Norden fliehende Wolken und ein feuchter, fast betäubender Wohlgeruch, der aus der Erde stieg, erzählten von dem Gewitter, das eben vor Kurzem über die Ortschaft gezogen war.

Menrath kommt sich leicht wie ein Vogel vor, als er die letzte Höhe überschreitet und in die lange Ebereschenallee, die in den Ort führt, einbiegt. Die ersten Höfe beginnen, und richtig, da ist auch schon an einem besonders anheimelnden Häuschen ein grünes Kränzlein sichtbar. Er durchschreitet den Vorgarten und tritt in den Hausflur. Ein halbes Dutzend Hunde verschiedener Rassen springen auf ihn zu und umbellen ihn lustig. Von drinnen Stimmen, ein quiekendes Clavier, dem eine, wie es scheint junge Hand einen Walzer abquält. Er tritt in eine getäfelte, mit hundert Kinkerlitzchen angefüllte Stube. Auf einem großen Tisch, um den mehrere Stühle stehen, balgen sich zwei riesige Katzen. Durch den Lärm, den sie verursachen, aufmerksam gemacht, erscheint ein Mann in bequemer Hauskleidung unter der Thür, die in's Nebenzimmer führt.

„Werd's herunter gehen, ös frechen Viecher, entschuldigen schon, Herr; Tini!" Er steckt den Kopf in die andere Stube, „laß die Klimperei, es is a Gast da. Resi, wo bleibst denn? Herrgott ist das a Wirthschaft! Was wünschen denn der Herr, ich werd Sie selbst bedienen, einen halben Spezial*), nicht wahr?" In diesem Augenblick schließt der Walzer mit einem übermüthigen Mißaccord, der Clavierdeckel wird zugeworfen, und im Thürrahmen erscheint schlank, jung, goldhaarig, mit tausend Grübchen im Gesicht, ein Mädchen.

„Grüß Gott!"

„Grüß Gott, Grüß Gott!"

Menrath schaut sie entzückt und immer entzückter an. Sie lacht ihm entgegen und zeigt zwei Reihen der herrlichsten weißen Zähne.

*) Bessere Weinsorte in Tirol.

„Da ist der Wein,“ sagt der Hausherr, eine Flasche auf den Tisch stellend, und zu seiner Tochter gewendet: „Du, möchst Deine Toilette nit ein bißl in Ordnung bringen?“

„Ah was!“ sie wirft die dicken blonden Zöpfe in den Nacken, „der Herr hat gewiß schon Bauernmadln gesehn.“

„Alloh!“ der Vater wirft ihr einen befehlenden Blick zu, sie verschwindet hurtig.

„Heißes Wetter! Sie erlauben schon, daß ich mir mein Pfeiferl wieder anzünd' —“ er steckt den ausgelöschten Tabak in Brand. Menrath schiebt ihm liebenswürdig einen Stuhl hin.

„Wollen Sie sich nicht setzen? Ich komme vom Georgenberg. Man hat mich zu Ihnen geschickt, um meinen traurig gewordenen Magen wieder heiterer zu stimmen.“

Herr Steinlechner lacht herzlich und läßt sich an der Seite des Gastes, der den Wein versucht, nieder.

„Ja, mit dem Essen ist's schlecht bestellt oben, das kenn ich.“ Auf ein Glockenzeichen des Hausherrn erscheint eine ältere Kellnerin. „Resi, was is denn zum Essen da, was Feins?“

Resi denkt nach, dann giebt sie die wenig tröstliche Antwort: „Nix. Das letzte Stück Apflstrudl hat die Frau dem Herrn Bürgermeister vorhin auftragn. Mögens vielleicht einen Kaiserschmarrn mit eingemachten Obst?“

Tini, die Zöpfe ordentlich um den Kopf geschlungen, ist wieder eingetreten.

„Oder wir stechn Ihnen ein Henderl ab. Backhendl mit Häuptlsalat.“

„Bitte darum! um all die Speisen, die Sie eben nannten. Ich bin sehr hungrig.“

Die beiden Frauen entfernen sich hurtig. Herr Steinlechner zieht seinen Gast in ein längeres Gespräch. Eine harmlose Neugierde guckt ihm aus den Augen. Daß er etwas „Nobles“ ist, der Herr mit dem schönen traurigen Gesicht, sieht man ihm an. Aber was? Menrath studirt indessen die treuherzig verschlagene Art seines Gegenüber. Gemeindeschreiber, zugleich Wirth, Vater einer bildschönen Tochter, Herr einer etwas genialen Wirthschaft, hm, hm. Plötzlich fühlt Menrath etwas Weiches, Warmes über seinen Hals streichen. Die eine der beiden Katzen hat es sich auf seiner Schulter bequem gemacht. Steinlechner versetzt ihr Eins mit dem Pfeifenrohr, sie springt auf eine Nähmaschine, verwickelt sich in ein Strickzeug und reißt Wolle, Nadeln und Strumpf in wilder Eile mit sich fort.

Steinlechner ist aufgestanden und springt fluchend hinter ihr her, sie entweicht durch die lose angelehnte Thür, durch die zugleich ein großer weißer Pudel hereintollt.

„Himmelkreuzsakra!“ Steinlechner packt den Hund an den Ohren. Menrath schüttelt sich vor Lachen. „Lassen Sie ihn doch. Ein reizender Kerl. Köstlich, köstlich! Das reine Thiertheater!“

„Das kommt davon," sagt der Hausherr zwischen Aerger und Lachen, „meine Frau ist in die Katzen vernarrt, sie schlaft sogar mit einer zusammen, ich hingegen hab die Hund gern. Da giebts die beständige Balgerei. Aber wir sind halt solche Viechnarren. Meine Tini hat gar ein Kalb, von dem sie sich nicht trennen will. Die Kuh ist nach seiner Geburt eingegangen, da hat das Mädl sich in den Kopf gesetzt, das Junge aufzuziehen. Jetzt is es schon ein Mordstrumm, wird aber noch von ihr verhätschelt und abgebusselt."

Später deckte die Kellnerin den Tisch. Tini brachte die vortrefflich zubereiteten Speisen und ging mit ihrem Vater hinaus, um den Gast ungestört seiner Mahlzeit zu überlassen. Nach einiger Zeit erschien Herr Steinlechner wieder, jetzt fein gekleidet.

„Ich will mich empfehlen, ich geh jetzt in's Amt, lassen Sie sich's gut schmecken, und beehren Sie uns bald wieder."

Es mochte etwa eine Viertelstunde vergangen sein, da umgaben Menrath drei Hunde, zwei Katzen, einige Hühner und eine junge Ziege, die ihn bettelnd anmeckerte. Tini trat herein, um nach etwaigen Wünschen des Gastes zu fragen, und brach in ein klingendes Lachen aus.

„Werd's hinaus gehen! Aber so was! Marsch Schnautzl, Binkerl, gehst fort!"

„Lassen Sie sie doch," sagte Menrath belustigt, „es macht mir ein ungeheueres Vergnügen. Blos Eins fehlt noch: Ihr Kälbchen."

„Hat der Vater davon erzählt?" Sie erröthete und drückte verschämt die blitzenden Zähne in die Unterlippe. „Bei uns geht's wild her. Ich weiß wohl. Aber es macht uns so viel Freud. Sie haben uns alle so viel lieb, die Viecher. Vorigs Jahr hat der Vater zwanzig Küh gehabt. Aber die Mutter war nit damit einverstanden. Sie is nit recht gesund. Und das viele Vieh hat ihr zu viel zu schaffen gemacht. Jetzt habn wir nur mehr sechs Küh und zwei Pferde."

Menrath schaute in ihr schönes volles Kindergesicht, das wie eine eben erblühte Rose rein und makellos in die Welt sah. Der Reichthum der blonden gleißenden Haare, die purpurnen Kinderlippen, in die sie alle Augenblicke die weißen Zähne vergrub, machte ihren Anblick entzückend. Ihrer Gestalt nach mochte sie sechzehn, siebzehn Jahre zählen; die junge feste Brust, deren Form das dünne Perkalleibchen verrieth, saß stolz und hoch wie bei einer griechischen Göttin. Tini fühlte seine Blicke über sich hingleiten und gerieth in Verlegenheit. Sie wollte sich entfernen. Er warf schnell einige Worte hin, um sie zu halten. Ob sie schon lange die Schule verlassen habe, ob sie schon Reisen gemacht hätte, und Aehnliches fragte er sie. Die Schule? Ha, war das eine lustige Zeit gewesen! Die Lehrer hatten immer so viel über sie lachen gemußt, daß sie sie für ihre Frevelthaten garnicht strafen konnten. Und die Colleginnen, war das nett! Alle paar Tage war sie mit „Stück ihrer Dreißig" nach Hause gesaust

gekommen, und Vater mußte eine „Jause“ zum Besten geben. Dann is gegessen, getrunken, getanzt worden. Der Lehrer war auch einige Male, selbst der Katechet mit gekommen. Sie haben die ganze Wiese hinter dem Haus „vertrampelt“. „Aber nit wahr, wenns einem Freud macht! Warum soll ma nit thun, was einem Freud macht?“ Und dafür haben sie dann am Samstag der Mutter Gottes schöne Kränze geflochten. „Wir haben da draußen, vorm Ort einen Garten, da wachsen so viel Blumen, daß man mit geschlossenen Augen nur zulangen braucht. Bis über die Ellenbogen taucht ma unter in lauter Veigerln, Vergißmeinnicht und Nelken. Und das schöne Obst! Die Hälfte davon verfault, weil ma gar nit wissen, wohin damit.“ Menrath lauschte ihr mit leuchtenden Augen. Sie saß auf dem Rande des Tisches vor ihm und schwatzte. Der Pudel hatte ihr den einen ihrer Hausschuhe vom Fuß gezogen und ging triumphirend damit in der Stube herum. Menrath warf einen verstohlenen Blick auf den schneeweißen Strumpf, der unter dem Kleidersaum hervorsah.

„Und Vater ist Gemeindeschreiber, weshalb nur, wenn Ihr doch ein so großes Anwesen habt.“

„Ja, das is so,“ erklärte sie altklug. „Das Amt allein macht ihm keine Freud, ebensowenig als ihn die Wirthschaft allein freuen thät. Er sagt, a jeds Ding hat zwei Seiten. Und er säh beide auf einmal, deshalb —“

„Donnerwetter, das ist ja meine eigene — Krankheit, hätt' ich bald gesagt,“ rief Menrath. „Sehen Sie, das verursacht, daß uns keine von verschiedenen Beschäftigungen vollständig befriedigt. Man kann dieser Seelenzersplitterung auch in andern Klassen begegnen, hm .....“

„I weiß nit, i seh alleweil nur eine Seiten,“ rief Tini, den jungen Kopf in den Nacken werfend, „die schöne, frohe ... die andere geht mich nix an.“

Menrath fühlte einen Rausch sich ergreifen. So sehr er auch ein Freund feiner Umgangsformen war, und so sehr ihn einerseits dieses Naturkind mit seinen derben Sitten abstieß, so mächtig fühlte er sich andererseits angezogen. Seine Augen hingen wie verzaubert an diesem jungen kräftigen Körper, in dessen Adern man das übermüthige Blut brausen zu hören glaubte. — Plötzlich glitt sie mit einer raschen Bewegung von Tische herab.

„Die Mutter ruft. Jessas, mei Schuh! Na wart, Schnauzl, i zeig di bei der Polizei an, Dieb, Du! Grüß Gott, Herr! Auf Wiedersehn, wenn's wieder einmal in unsere Gegend kommen.“ Sie sprang, den Schuh in der Hand, hinaus und ließ die Thüre hinter sich in's Schloß fallen.

Die zweite Positivistin, dachte Menrath, und diesmal eine der Freude, des Lebens, des Genusses. Er starrte einige Minuten vor sich hin, stand auf, drückte auf die Glocke, bezahlte seine Zeche und entfernte sich. Wie im Traume legte er den Weg nach seinem Berg zurück. Die Bäume

schienen ihm nicht grün, sondern golden zu sein, voll von Lichtern besteckt, Christbäume. Einige Male warf er sich unterwegs nieder und sah lächelnd in den Abendhimmel über sich.

Welche Originale hatte er hier schon kennen gelernt, er, dem die Schablonenmenschen der Gesellschaft schon zum Sterben langweilig geworden waren. Die Salonjungfrauen mit und ohne Vorurtheile, wie kannte er ihre Redewendungen auswendig. Hier konnte man doch noch über den einen oder den anderen drolligen Kauz lachen, aber in der Stadt, in den Sälen der Gesellschaft gab's nicht einmal Jemand, den man frisch und fröhlich auslachen konnte.

Es dunkelte schon, als er auf dem Georgenberg anlangte. Scholastikas Baßstimme begrüßte ihn aus der Küche. „Vergnügt gewesen?"

„Sehr vergnügt, Scholastika!"

Er schlief bis in den hellen Morgen hinein. Die frische Luft, die seelische Ruhe, die er hier genoß, begannen ihre Wirkung an seinen zerrütteten Nerven zu thun. Seit er nicht mehr zu jenen Selbstmördern gehörte, die die Nacht zum Tage machen und ihr Lager gegen Morgen aufsuchen, um es gegen Abend geschwächt und unausgeruht zu verlassen, fühlte er neue Kraft durch seinen Leib strömen. Er trieb sich draußen in den Wäldern umher, er stieg, wie ein Junge Geheimnisse suchend, in Schluchten und Höhlen herum, freute sich über jeden glänzenden Käfer, den er entdeckte, und ließ sich immer auf's Neue von der tiefen Stille entzücken. Er vergaß sogar, sich nach dem Befinden seines Magens zu erkundigen, kaute harte Wurst und schwammiges Brod und flüsterte Scholastika zärtliche Worte zu, die sie erröthen machten. Aber am dritten Tage lief er voll Sehnsucht und Ungeduld den Berg hinab nach Schwaz. Er wurde wie ein alter Bekannter empfangen. Sogar die Mutter kam herbei, eine ältere grämliche Frau, die ihre meiste Zeit in der Küche verbrachte. Tini lachte ihn mit ihrem ganzen Gesicht an. Heute war ein besonderer Tag. Es wurde geschlachtet. Sie lief hin und her. Steinlechner ging nicht in's „Amt". Im Hofe stellten sie Pfannen und Töpfe auf, um das Blut aufzufangen. Dann wurde Wasser in der Küche erhitzt und ein Trog voll hinausgetragen. Tini, eine große Schürze vorgebunden, zupfte Menrath am Aermel. Er solle doch mit hinauskommen. Es sei ein prächtiges Schwein. Sie freue sich schon auf die frischen Würstl. Er folgte ihr widerwillig, aber er schämte sich, zu gestehen, daß ihm der Anblick des Blutes und des „Schlachtens" höchst peinlich sei. Man hörte das Grunzen des Thieres, das der eben angekommene Metzger in den Hof führte. Einige Dienstleute standen mit vergnüglichen Gesichtern herum. Der Metzger wetzte sein Messer leicht und kniete sich auf das zappelnde Thier, das laute Jammertöne ausstieß. Menrath wandte den Kopf ab und sah in Tinis schönes strahlendes Gesicht, das von leichter Röthe überhaucht war.

„Thut Ihnen das Opfer gar nicht leid, Fräulein Tini?"

„Leid? O du mein!“ Ihre Zähne blitzten. „Wenn das Eine hin is, kommen a paar Dutzend Andere dafür auf die Welt.“

Sie sah mit lachenden, festen Blicken den Todeszuckungen des Thieres zu; dann ging sie „Blut auffangen“. Ihn schauerte, und doch zog es ihn mächtig in ihre Nähe. Wie sie vorhin so schön und kalt in ihrer ganzen unbarmherzigen Jugendherrlichkeit dagestanden hatte, war ihm gewesen, als sähe er der verkörperten Natur in's Antlitz. Er trat in's Haus, strich durch die unteren offen stehenden Zimmer und entdeckte das von Tinis Händen mißhandelte Piano. Seine weißen, schlanken Finger streiften liebkosend über die Tasten. Dann schloß er die Augen und begann zu phantasiren. Leise und schüchtern, halb stockend, wie junge hungrige Vogelstimmen, klangen die Töne unter seinen Händen; dann wurde es, als fülle sich das Zimmer mit silbernem Glanz, als senkten unsichtbare Rosen die Kelche ... Er hatte die Mondscheinsonate begonnen. Er spielte. Er vergaß zuletzt, wo er sich befand; eine Märchenwelt that ihre strahlenden Thore vor ihm auf. Wie leise versickernde Tropfen verklangen die letzten Töne des ersten Satzes. Dann wurde es stille. Ein schwerer Seufzer weckte ihn aus seiner Verzauberung. Tini stand hinter seinem Stuhle. Er blickte sie an. Sie war blaß und hatte die Zähne in die Unterlippe vergraben. Zwei Thränen hingen an ihren Wimpern.

„Fräulein Tini,“ sagte er weich.

Sie stieß einen unarticulirten Laut aus, reckte die Arme weit von sich und lief aus dem Zimmer ...

„Der Herr is wohl ein Musikprofessor,“ meinte Steinlechner, die Pfeife aus dem Munde nehmend.

„Leider nicht,“ antwortete Menrath und erhob sich vom Clavier „Ein Musikprofessor ist doch zu Etwas nützlich in der Welt, ich — guten Abend, Herr Steinlechner.“ Er grüßte kurz und verschwand aus der Stube. Er war, ohne den Grund zu kennen, traurig geworden. Langsam stieg er den Berg hinan. Plötzlich ergriff ihn die Lust, zu schlafen. Er ließ sich in's Moos nieder und schloß die Augen.

Als er erwachte, war es später Abend. Er legte rasch den Rest des Weges zurück. Er sehnte sich auf einmal nach Scholastikas Baßstimme, nach der guten mütterlichen Theilnahme, womit sie ihm begegnete. Als er in den Hausflur trat, stolperte er über Etwas.

Sie eilte sogleich mit einer Kerze herbei.

Eine kleine Pyramide von Conservenbüchsen stand hier aufgestapelt. Sie schienen eben einer Kiste entnommen zu sein.

Krebsschwänze, stand auf der einen, Spargel, auf einer andern, Sardellenbutter, Rinderzunge, Hummerscheeren wieder auf anderen.

Menrath fühlte sich von tiefer Rührung ergriffen. „Scholastika, Sie Engel, Sie! Wie konnten Sie nur meine Lieblingsgerichte ahnen?“

Ihr Gesicht verlängerte sich. „Ihre — o du mein! Der Herr von Reuttlingen glaubt wohl gar, das wär' für ihn? Dös thut mir aber wirkli leid. Na, Herr von Reuttlingen, das gehört nit Ihnen, das is der Frau Baronin ihrs."

„Wie? Was?" rief Menrath auf's Schmerzlichste enttäuscht aus, „der Frau Baronin, wer ist die Frau Baronin, wo ist sie? Ich finde — nein—" er sah ganz zornig aus. „Es ist doch kein fremder Gast angekommen?"

„Freili," sagte Scholastika gelassen, „wie alle Jahr um diese Zeit. Die Frau Baronin aus Wien."

Menrath schnitt eine Grimasse. „Adieu, schöner Frieden! Sie hat auch Hunde mit sich, nicht? Oesterreichische Baroninnen führen immer Hunde mit sich."

„Ich hab noch keinen bei ihr gesehen. Vielleicht hat sie ihn in Wien."

„Nun — gute Nacht, Scholastika."

„Wartens, i leucht Ihnen." Sie ging gut und mild neben ihm die Treppe hinauf und öffnete ihm sein Zimmer. Seufzend begab er sich zur Ruhe. Nun war's also hier aus. In großen Hotels stören die Fremden einander nicht. Einer geht am Anderen theilnahmslos vorüber. Aber in einem so kleinen Hause wie hier mußte es nothwendiger Weise zwischen den einzelnen Parteien zu persönlichem Verkehr kommen. Und er verspürte gar keine Lust, einer alten Baronin den Shawl um die Schultern legen zu helfen und Süßholz mit ihr zu raspeln. Denn eine alte Baronin war es bestimmt. Eine junge, lebenslustige geht erstens nicht zu längerem Aufenthalt auf den Georgenberg, sodann führt eine junge auch keine Conservenbüchsen mit sich. So viel Klugheit hat nur eine Alte.

Das letzte Raisonnement entsprang zum Theil ganz gewöhnlichem Neid. Weshalb war er nicht auf diese glückliche Idee gekommen, die Fasttage auf Georgenberg durch eingepökelte Rinderzungen u. s. w. erträglich zu machen?

Am Morgen blieb er länger als sonst zu Bette, um ihr nicht zu begegnen. Er würde noch früh genug das freiherrliche Parfüm athmen müssen. Als er in den Garten schritt, um an seinem kleinen Tisch den Kaffee einzunehmen, sah er eine Dame mit dem Rücken gegen sich gekehrt in einem Sessel ruhen. Aha, da war sie. Ein Hund war nicht dabei, aber ein grauer Plaid hing über die Rücklehne des Sessels, was ihn verdroß, denn er konnte graue Plaids nicht ausstehen. Er trank seinen Kaffee, bemühte sich, Scholastika seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, die am Brunnen Flaschen spülte, konnte es aber nicht über sich bringen, seine Augen von der Dame abzuwenden. Sie saß so regungslos da! schlief sie? Natürlich, alte Tanten nicken leicht ein, wenn sie ohne Strickstrumpf und Gesellschaft sich selbst überlassen sind. Immerhin dankenswerth war es, daß sie sich mindestens ruhig verhielt und den Frieden hier nicht störte. Scholastika ging mit ihren gereinigten Flaschen hinein; die Dame saß

weiter, ohne sich zu bewegen. Da soll doch — dachte Menrath. Weshalb so eine alte Tante auf den herrlichen Georgenberg kommt? Schlafen kann man überall. Er erhob sich und ging in einem kleinen Bogen um ihren Strohsessel herum. Sie hatte einen großen dunklen Hut auf, der wenig von ihrem Gesichte sehen ließ. Es schien ihm ein altes Gesicht zu sein. Uebrigens schlief sie nicht, sondern las aus einem Buche, das vor ihr auf dem Tische lag. Sie sah nicht auf, als er vorüberschritt.

Mittags blieb sie unsichtbar. Aß sie auf ihrem Zimmer oder im Refectorium? Gegen Abend kam Pater Placidus herab und unterhielt sich einige Zeit mit ihm.

Als er sein Zimmer aufsuchte, huschte Etwas vor ihm die Treppe hinauf und verschwand in einer der Stuben oben. Gewiß ihre Zofe, denn für eine alte Dame war der Gang zu elastisch.

IV.

Am nächsten Tag ergriff ihn große Sehnsucht nach Schwaz. Obgleich er die Ruhe leidenschaftlich liebte, überkam ihn zuweilen heftige Sehnsucht nach Gesellschaft, nach Lärm, nach Trubel. Er schlenderte den Wald hinab. Als er auf das hölzerne Brücklein kam, sah er eine kleine, zierliche Gestalt vor sich gehen. Sie wandte sich nach ihm um, beschleunigte ihre Schritte und war plötzlich im Wald verschwunden. Wenn ich zurückkomme, muß ich mich erkundigen, ob sie eine Zofe hat, dachte er. Dann überlegte er, welch' komischer Kauz er doch sei, hier oben auf dem langweiligen Berg zu sitzen, anstatt nach St. Martino zu reisen, wo ihn jeglicher Comfort erwartete. Die Gegensätze in seiner Natur lagen in beständigem Kampf mit einander. Wo sein besseres Ich gepackt und ergriffen wurde, zeigte auch sofort die ätzendste Selbstironie ihre Fratze. Hundertmal im Tage pries er sich glücklich, hier oben weilen zu können, und ebenso oft verlachte er seine „eremitenhafte“ Anwandlung.

Erst als das unbeschreiblich schöne Bild des Innthals vor seinen Blicken auftauchte, fühlte er sich wieder zufrieden.

Er eilte zu Steinlechners. Die guten Leute setzten ihm nun beharrlich das Gericht vor, das ihm zum ersten Mal so geschmeckt hatte. Er verschluckte sein Backhuhn und bat Tini, ihm einen Walzer zu spielen.

„Nein,“ sagte sie, „seit ich Ihnen spielen gehört hab, rühr i keine Tasten mehr an.“ Eine halbe Stunde später hämmerte sie lustig darauf los. Er spürte eine Gänsehaut seinen Nacken heraufkriechen, hielt sich die Ohren zu und sah entzückt in das schöne Gesicht des jungen Mädchens.

Dann gingen sie nach dem Garten. Hinter ihnen bewegte sich ein bunter Zug: Hunde, Katzen, Hühner, die Ziege und ein kleines Lamm, das der Schäfer Tini neulich verehrt hatte.

„Mei Kalberl," sagte sie traurig, „hab'ns mir neulich abgestochen. Es is mir amal in die Stubn nachgerannt, dabei hats das Unglück gehabt, den Tisch umzuwerfen. Mein Gott, wegn dem bissl Gschirr, das zerbrochen is! Der Vater is so rabbiat wordn."

„Der Vater macht wohl als Gastwirth wenig Geschäfte," meinte Menrath.

„Natürlich, er thut's ja auch mehr, weil's ihn grad freut. Es kommen ja Leut zu uns, aber Profit habn wir keinen von ihnen. Sehns, da gehn schon wieder die Hendeln in die Blumen. Wenn das wer sieht, stechn's mir auch noch die ab. Werds aussa gehn, gsch, gsch."

„Lassen Sie sie doch nicht in den Garten."

„Ach Gott, wegn der paar Blümerln. Es wachst ja doch Alles wieder nach."

„Alles, Fräulein Tini?"

„Natürlich. Sehns, meiner Mutter is a Töchterl gestorben, und's nächste Jahr darauf bin gleich ich kommen."

Er lachte. „Treu werden Sie einmal nicht sein. Wenn Ihnen Ihr Schatz sterben wird, werden Sie denken: Ach Gott, es wachst ein Anderer nach."

„Mir wird Keiner nit sterben." Sie erröthete bis an die Schläfen. „Schauns den dicken Wurm da an." Sie bückte sich und holte einen langen Regenwurm vom Boden auf. „Da hast, Wuzl."

Der Hahn kam in grotesken Sprüngen herbeigerannt.

„Sind Sie grausam, Fräulein Tini."

Sie sah ihn verlegen an. „Warum denn?"

„Weil Sie den armen Wurm Ihrem gefräßigen Wuzl da opfern."

„O mein! Schauns!"

Sie hockte sich auf den Boden und scharrte ein wenig in der Erde. „Da, sehen's?"

Es glänzte und regte sich in dem feuchten Boden. „Alles lebendig. Das wachst und kraucht und krabbelt. Abends kriechen die Schneckn aus dem Gras. Zu Tausenden, immer zwei und zwei neben einander kriechen sie in endlosen Zügen über die Weg. Jeden Abend ertret ich ihrer ungezählte, und am nächsten Abend sein eben so viel da." Sie kauerte noch immer auf dem Boden, das üppige gelbe Haar um den Kopf geschlungen, die großen blauen Augen, über die ein röthlicher Schimmer flimmerte, auf Menrath gerichtet. Und ihre Finger wühlten spielend in der Erde zwischen dem regenden, krabbelnden Leben.

Plötzlich sah sie neben sich hin und lachte.

„Was wollts denn, ihr Alle?" Hunde und Katzen standen um sie herum und sahen ihr zärtlich, fast andächtig in's Gesicht.

Sie sprang auf, ergriff den Pudel an den Vorderpfoten und tanzte mit ihm im Kreise herum.

Wär' ich der Schnauzl!" seufzte Menrath.

„Das können's glei haben," rief sie, faßte Menrath um die Schultern und drehte sich mit ihm im rasenden Wirbel herum.

Er spürte ihr glühendes Gesicht an seinem, ihren kochenden Athem und rang nach Luft. Plötzlich lag er im Gras; sie stand mit erhobener Ferse aufgerichtet vor ihm. „Und jetzt sein Sie a Regenwurm, und i ertret Ihnen."

Er fühlte einen Augenblick lang ihren Fuß auf seiner Brust; dann war sie fort.

Sie lief lachend in's Haus. Die losgegangenen Flechten flogen wie goldene Schlangen um ihren Kopf.

Er konnte sie an diesem Abend nicht mehr auffinden. Ganz verwirrt begab er sich auf den Nachhauseweg. Er fühlte eine gewaltige Anziehungskraft von diesem Mädchen auf sich ausgehen, so wie sie ein Schwacher, ein Kranker spürt, der plötzlich in die junge heiße Frühlingssonne hinausgeführt wird und sich unter ihren Strahlen dehnt und streckt. Dabei war ihr ganzes Gebahren das eines Kindes. Es lag etwas Spielerisches in ihrer Art. Sie wußte nicht, was sie that. Ein solches Geschöpf voll Ueberfülle war ihm noch nie begegnet. Seine verhätschelte zärtliche Natur bangte sich und lechzte gleichzeitig nach diesem jungen vulcanischen Weibe. Er überließ sich phantastischen Träumen. So ein Wesen an der Seite zu haben! Sie würde ihn neue Werthe im Leben kennen lehren. Freilich, zerreiben würde sie ihn auch. Höchst wahrscheinlich in kürzester Zeit. Ihr dereinstiger Gatte mußte ein Hüne sein, nicht ein von der Cultur verweichlichter Salonmensch, dessen Nerven schon bei der leisesten Phantasievorstellung reagirten, dessen Gesundheit der geringste Zufall niederwerfen konnte. Wenn diese prachtvolle Kraftnatur eine geschickte gärtnerische Hand fände, welch' herrliche Frauengestalt könnte sich aus ihr entwickeln! Abenteuerliche Gedanken stiegen in Menrath auf. — In sie versunken, begab er sich zu Bette.

Am nächsten Morgen sagte Scholastika zu ihm: „Aber jetzt! Kommen's a mal umi*) in's Refectorium." Er folgte ihr. Auf dem Tische war eine Unmasse Conservenbüchsen aufgestapelt. „Und diesmal gehören Alle Ihnen."

„Wann kamen sie?" fragte er froh. „Ich habe doch erst vor zwei Tagen nach Innsbruck darum geschrieben."

„Diesen Morgen ganz früh sein's kommen."

„Scholastika!" Ein Köpfchen, von kurzen krausen Haaren umlockt, sah durch die Thüre herein. Bei Menraths Anblick fuhr es blitzschnell zurück.

„Glei, Frau Baronin. Also jetzt freuens Ihnen." Scholastika blickte ihn freundlich an und wollte sich entfernen. Er hielt sie am Aermel zurück.

*) Hinüber.

„Hören Sie, wer war die Dame?“

„Wer? Na, die Frau Baronin.“

„Die — Frau Baronin?“

„Aber freili, warum soll's es denn nöt gwesen sein?“

„Warum? Weil —“ er zuckte die Schulter, lachte und sah der davoneilenden Scholastika nach. Mittags traf er die Baronin im Garten. Sie stand vor dem rinnenden Brunnen und ließ sich das kühle Naß über die Finger laufen. Er entfernte sich, die Augen discret von ihr abgewendet. Als sie wieder nicht draußen zum Essen erschien, spürte er leisen Aerger in sich aufsteigen. Wie konnte ein vernünftiger Mensch wo anders als in diesem entzückenden Garten zu Mittag essen? Genirte er sie? Nun, er würde sich sicher aus Galanterie nicht von seinem Tische vertreiben lassen.

„Wo speist denn die Baronin?“ fragte er Scholastika.

„Im Refectorium, sie meint, es wär' kühler drinnen, als draußen.“

„War sie voriges Jahr auch da?“

„O, die kommt schon seit sechs Jahren jeden Sommer auf zwei, drei Wochen herauf.“

„Sie ist verheirathet.“

„Ja.“

„Kommt ihr Mann auch mit?“

„Na. I wenigstens hab sie alleweil nur allein gsehn.“

Nach Tisch machte er seinen gewohnten Spaziergang. Oben, ein Stückchen höher im Wald lag noch eine kleine Kapelle. Die Wände waren mit primitiven Fresken geschmückt. Die Thüre stand immer weit geöffnet. Schwalben und andere Vögel flogen ein und aus. Zum Altar, auf dem eine Mater dolorosa prangte, führten zwei Stufen. Auf der ersten dieser Stufen pflegte Menrath seine Nachmittagssiesta zu halten. Wenn das Rauschen der Bäume hereindrang, und surrende Bienen, oder eine brummende Hummel sich in den kühlen Raum verirrte, dann schloß er die Augen und erschien sich wie ein verwunschener Prinz. Er träumte dann allerlei Märchen. Er staunte über sich selbst, daß er dasaß, er, der alle Meere durchkreuzt hatte. Er horchte auf das Blut, das in seinen Adern sang. Dann und wann piepste eins der jungen Schwälbchen im Neste auf, oder eine langbeinige Spinne kroch über seine Finger. Das war Menraths Siesta. Heute, als er etwa eine halbe Stunde lang mit geschlossenen Augen hier geruht hatte und eben einen wunderlichen Traum von einer goldhaarigen Hexe zu träumen begann, rauschte es an der Thüre. Er sah nicht auf. Als aber Etwas wie ein ganz leichter Tritt hörbar wurde, sah er doch auf. Er blickte in zwei große braune Rehaugen, die aus einem schwarzumlockten Köpfchen ihn ansahen. Es war nur ein Augenblick gewesen, denn gleich darauf war die zierliche Gestalt verschwunden. Die hab' ich erschreckt, dachte Menrath. Aber sie hat das

Gleiche gethan. So große Augen zu haben! Und ein so blasses, krankes Gesichtchen, wie ein Geist! Ein süßes Gesichtchen! Er grübelte über sie nach, war aber zu träg, um sich zu erheben. Abends begegnete er ihr abermals im Flur. Sie senkte schnell den Kopf. Er wußte nicht, sollte er grüßen oder nicht. Schließlich grüßte er nicht. Jetzt, da er seine Conservenbüchsen hatte — eigentlich war die Idee ihr gestohlen — fühlte er sich ihr gegenüber ganz friedlich gesinnt. Auch freute es ihn, daß sie keine „Tante" war, und daß sie „hundelos" einherging. Ueberhaupt. Als er nach dem Nachmittagskaffee eben aus dem Garten in den Flur treten wollte, stieß er mit ihr unter der Thür zusammen. Beide murmelten Entschuldigungen und blickten sich an.

„So geht es nicht weiter, Frau Baronin," sagte er scherzhaft, „in dieser engen Umgebung müssen wir uns vertragen lernen."

„Vertragen Sie mich nicht?" Sie richtete ihre großen Augen schelmisch auf ihn.

„Ich Sie wohl," antwortete er, seinen Hut in der Hand drehend, „aber Sie mich weniger. So zum Beispiel diesen Mittag flohen Sie erschreckt bei meinem Anblick aus der Capelle."

„O ich floh durchaus nicht. Sie störten mich einfach, und: „Gehen Sie gefälligst hinaus!" konnte ich doch nicht gut sagen, wenigstens nicht — gleich das erste Mal."

Es war wunderlich, wie sich dieses Frauengesicht verändern konnte. Während sie jetzt sprach, schien ihr Kopf einem Jungen anzugehören, einem frechen kleinen Bengel, der sich zu Ungezogenheiten geneigt fühlt. Menrath lachte vergnügt.

„Wenn Sie das doch gesagt hätten, welches Vergnügen für mich. Hier oben in den Bergen sollte man jeder Form abschwören."

Form? Was ist das?"

„Ah!" Scholastika trat zufrieden lächelnd zu den Beiden. „Alsdann, jetzt vertragens Ihnen doch. Gelten's, Herr von Reuttlingen, die Frau Baronin ist do nöt so schiach,*) wie's glaubt habn." Auf seinen betroffenen Blick setzte sie hinzu: „Wie Ihnere Conservenbüchsen ankommen sein, war der Herr außer sich vor Neid. Jessas und Joseph! 'er hätt a solchene gmöcht. Da hat er a Wuth auf Ihnen ghabt. Jetzt thät er sie Ihnen schon vergönnen," meinte sie mit zwinkernden Augen und ging weg.

„Besonders, seit er selbst welche hat." Menrath gab sich mit ein paar Worten der Baronin als Plagiator zu erkennen, der ihr ihre „Idee" gestohlen habe. Sie lachte mit ihrer silbernen Kinderstimme. Schließlich trennten sie sich, nachdem sie einander „Waffenstillstand" versprochen hatten und sie ihm erzählt hatte, daß sie nicht im Geringsten an dem Titel schuld wäre, den man ihr beilege. Sie hätte nicht einmal eine „Baronin" in

*) Häßlich.

ihrer Verwandtschaft. Aber die gute Scholastika ließe es sich durchaus nicht nehmen, sie auf diese Art zu „ehren".

Als nach ein paar Tagen Regen eintrat, war Menrath genöthigt, ebenfalls im Refectorium zu essen. Er fragte zuerst bei seiner Hausgenossin an, ob ihr dies auch angenehm wäre, sonst ließe er sich oben in seinem Zimmer decken.

„Sie sind ein braver Menschenfreund," entgegnete sie mit leisem Spott; „soll ich Ihnen gestehen, daß ich froh bin, wenn noch Jemand im Saale speist? Wenn ich"— sagte sie ihre Stimme dämpfend, — „nämlich allein esse, kommt Pater Placidus herein, und der — schnupft und —"

„Und?"

— „und bietet auch mir seine Dose an — und —"

„Sie thun's ihm doch nicht zu Gefallen?"

„Freilich," meinte sie kleinlaut, „ich schnupfe."

„Wie?"

„Weil's ihn so freut."

Menrath schlug die Hände zusammen.

Sie lachte wie ein verlegenes Kind. „Ja, sehen Sie. Ich kann so schwer Jemand eine Freude versagen."

„Sind Sie gut!"

„Oder schwach."

Sie aßen zusammen zu Mittag.

„Wissen Sie, was mich so freute, war, daß Sie ganz denselben Geschmack haben wie ich. Sie lieben Krebsschwänze, ich auch," bemerkte er ernsthaft.

„Und ich verabscheue Erbsen und Bohnen."

„Ich auch."

„Welche Aehnlichkeit zwischen uns! Sollten wir etwa Verwandte sein?" witzelte sie. „Lassen Sie hören." — Sie legte die schwere silberne Gabel weg, — sie führte ihr eigenes Besteck mit sich, — und beugte sich schelmisch gegen ihn vor. „Sie heißen Menrath von Reuttlingen, das hat mir Scholastika verrathen."

„Und Sie haben keinen Namen, Sie heißen blos Frau Baronin."

„O doch." Sie lachte. „Ich habe auch einen Namen, ich heiße Dorothea Gleispach. Gleispach und Reuttlingen, finden Sie nicht eine gewisse Aehnlichkeit in den beiden Namen?"

„Natürlich," rief er, „in Dorothea sowohl als in Reuttlingen kommt ein r vor."

„Da haben wir's."

Nach einer Weile, in der sie ihn heimlich beobachtet hatte, sagte sie „Sie essen zu viel."

Er sah sie bestürzt an. „Wieso?"

„Sie haben da eben ein und einhalb Pfund Spargel verzehrt."

„Es war nur ein Pfund,“ vertheidigte er sich.

„Es waren zwölf Stangen, folglich war es mehr als ein Pfund. Auf ein Pfund gehen acht Stangen.“

„Also dann waren es meinetwegen anderthalb Pfund. Aber woher wissen Sie, wie viel Stangen in einer Büchse sind?“

„Mein Gott, das ist unschwer zu wissen. Man öffne die Büchse und gucke hinein.“

Später kam Pater Placidus. Er drehte einen Gegenstand unschlüssig zwischen den Fingern hin und her, erkundigte sich nach dem Befinden seiner Gäste, und endlich, endlich konnte er sich nicht mehr zurückhalten und streckte der „Baronin“ die Dose hinüber.

„Verzeihen Sie, Hochwürden,“ sagte sie, einer plötzlichen Schalkidee folgend, „heute Morgen habe ich aus einem bestimmten Grunde ein Gelübde abgelegt, meiner liebsten Gewohnheit eine Zeit lang zu entsagen und —“ Pater Placidus warf ihr einen liebevoll ungläubigen Blick zu:

„Nun, dann lassen Sie's nur.“

Teufelsweib! dachte Menrath und sah bewundernd in ihr schmales Knabengesicht mit den großen Augen. Er ertappte sich dunkel auf Etwas, das ihn ärgerte. —

Nachmittags ging er nach Schwaz hinab. Tini, die sich schon länger von ihm beobachtet wußte, hatte in letzter Zeit verschiedene Paradestückchen ausgeführt, um seine Bewunderung zu erregen. Das Tollste aber hatte sie sich für heute aufgehoben. Während er einen Augenblick an der Scheune stand und sich von einem Knecht die Vorzüge einer neugekauften Häckselmaschine erklären ließ, band sie ihres Vaters Zille, den kleinen Kahn, draußen los, sprang hinein und ließ sich von der rasenden Strömung des Inn forttreiben. Der Vater war nicht anwesend, aber Frau Steinlechner und die Dienstboten stürzten schreiend und händeringend am Ufer ihr nach und winkten ihr zurückzusteuern. Aber Keiner, auch der geübteste Kahnfahrer hätte das vermocht. Die Wirbel des Inn, der ein besonders starkes Gefäll hier hatte, waren an dieser Stelle wie wild gewordene Naturgeister.

Tini winkte ihren Leuten einen Gruß zu und sauste hinab. Bald verschwand sie hinter der Stanser Berglehne. Frau Steinlechner eilte schluchzend nach dem Amt, um ihren Mann zu holen. Menrath lief todtenbleich am Ufer hin und her.

Sich in's Wasser zu stürzen, hätte Nichts genützt, schwimmen konnte an dieser Stelle Niemand. So sann er verzweifelt nach, was am besten zu beginnen wäre.

Indessen kam Steinlechner. Er wollte mit dem nächsten Zug, der in einer halben Stunde abging, nach Kufstein fahren.

Dort befand sich ein Wehr. Lebend oder todt mußte sie dort anlangen. Menrath schloß sich ihm an. Unterwegs redeten sie keine Silbe miteinander.

Jeder saß stumm und finster in einer Ecke. In Kufstein wollte man weder einen Kahn, noch ein junges Mädchen gesehen haben. Sie gingen zu Fuß ein großes Stück den Fluß hinauf. Vielleicht kam sie noch, oder wenigstens trieb der Kahn daher. Nichts von alledem.

Gegen Abend fuhren sie wieder zurück. Steinlechner strich sich von Zeit zu Zeit über die Stirne, auf der große Schweißtropfen standen. Das Erste, was sie in Schwaz auf dem Bahnhofe erblickten, war — Tini.

Beide Männer stürzten mit einem Freudenschrei auf sie zu. Nach der ersten minutenlangen Umarmung, in der Steinlechner sie an die Brust gepreßt hatte, ballte er die Fäuste und legte sie ihr drohend auf die Schultern.

Die Mutter, die auch dabei war, beschwichtigte ihn. Heute nicht zürnen, heute nicht. Und das Kind würde in Zukunft auch solche Dummheiten lassen. Tini sah auf Menrath. Er las aus ihren bubentrotzigen Augen das Gegentheil. —

Man fragte sie aus. „Mein, es war gar Nichts dabei." In Rotholz bei Jenbach, wo der Inn so glatt wie ein Spiegel ist, wäre sie gelandet, das heißt, in's Schilf getrieben. Das „Zillerl" käm' morgen mit der Bahn herauf. Sie selbst wär' mit dem Brückenwirth seinem Wagerl, der grad von Brixlegg herauf fuhr, zurückgekommen. „Bloß a bisserl nasse Füss hab i kriegt, wie ich an's Land gesprungen bin. Der Boden dort war sumpfig."

„Woher hat Ihre Tochter nur diese Wildheit?" fragte Menrath später den Vater.

„Ich kann mir nur Eins denken," sagte Steinlechner bekümmert. „Als meine Frau ihre Geburt erwartete, war sie sehr elend. Sie sehen ja, sie ist eine kleine schmächtige Frau, in Allem das Gegentheil von Tini. Da hat der Doctor ihr gerathen, sie soll sich so viel als möglich im Kuhstall aufhalten, die Ausdünstung thät ihrer angegriffenen Lunge gut. Die Wärme, der Geruch der Thiere muß auf das Kind irgendwie gewirkt haben. Es kam groß und kräftig zur Welt und entwickelte sich bald zu einem Ausbund von Tollheit. Ich hab sie durch Prügel, durch gute Ermahnungen, durch alle möglichen Mittel zu zähmen versucht. Nutzt Alles Nichts. Sie spielt mit ihrem Leben, mit uns, mit dem Herrgott im Himmel."

V.

Als Menrath an diesem Abend nach Hause kam, fühlte er sich matt zum Umsinken. Im Refectorium saß Dorothea Gleispach und sah ihn mit ein paar großen, fragenden Augen an. Beide hatten keine Lust, geistreiche Conversation zu machen. Sie fragte ihn, ob er einen Ausflug unternommen hätte, und er antwortete bejahend. Dann meinte sie, sie möchte auch einmal

weiter hinabgehen, aber sie wäre so träge. Und oben sei's so schön, so still, und die Bienen sängen wie liebe, kleinwinzige Vögel und flögen ihr den ganzen Tag um den Kopf. Wie sie so plauderte mit ihrer silbernen, etwas eintönigen Stimme, erinnerten ihn ihre Laute an eine heimlich schwätzende Quelle droben bei der Kapelle im Wald. Es wurde ihm wundergut zu Muthe.

Auf diesen heißen Tag der kühle Abend. Sie beruhigte ihn, und seine Augen hingen an ihrem schönen, blassen Gesicht wie an dem einer Mutter, die ihren ausgelassenen Jungen besänftigt. Heute sah sie keinem übermüthigen Buben ähnlich. Ueberhaupt, sie sah jeden Tag, jede Stunde anders aus. Bald alt und greis, bald süß und jung, von unendlichem Liebreiz. Die Seele, das ewig wechselnde Farbenspiel im Menschen, sah in immer anderen Lichtern strahlend aus ihren Mienen. Sie war sehr interessant, diese Frau, aber Menrath fand, daß er eigentlich keine Zeit habe, sie zu studiren, jetzt, wo ein anderes Bild seine ganze Phantasie auszufüllen begann. Er sagte nur: „Wie Sie sich verändern können, gnädige Frau; heute sind Sie mir Arznei, neulich wirkten Sie wie Sect auf mich."

„Ich kann auch wie Galle wirken," scherzte sie. „Ich bin immer, wie ich eben sein *will*. Sie sehen heute so angegriffen aus, und da möchte ich gut gegen Sie sein. Mein Michverändernkönnen ist ja das Zaubermittel, wodurch ich mein Alleinreisen erleichtere. Ich gebe mich so widerwärtig, daß die Leute einen Bogen um mich machen und mich nicht weiter belästigen."

„Weshalb reisen Sie denn allein?" meinte er apathisch, „ist es für eine Dame denn nicht bequemer, in Gesellschaft zu reisen?"

Es fiel ihm ein, daß sie ja einen Mann haben müsse, da sie ‚Frau' genannt wurde.

Sie lächelte ein wenig bei seiner Frage. „Bequemer in Gesellschaft zu reisen, meinen Sie? Hm. Ja, wenn man die richtige findet, gewiß." Bald darauf erhob sie sich und ging hinauf.

Er träumte von Tini. Dann erwachte er mitten in der Nacht. Er sah Tausende von flammenden, zuckenden Sternen in sein Gesicht schauen. Sie erfüllten ihn mit Unruhe. Was wollten sie, was sollten diese geheimnißvoll zwinkernden Blicke? Er fühlte sich ganz klein werden. Ein Schwindel, eine ängstliche Beklemmung bemächtigte sich seiner. „Ich bin krank," dachte er und setzte sich im Bette auf. Seit ich auf den fremden Meeren umhersegelte, bin ich krank. Es ist eine große, große Angst, die mich von Zeit zu Zeit überfällt. Horror vacui nannten's die Alten. Wir Modernen betäuben es in uns. Auch ich hab's gethan. Was aber beginnen, wenn der Körper die Betäubung nicht mehr erträgt? Teufel auch! Er erhob sich aus dem Bett und trat an das geöffnete Fenster.

Eine prachtvolle, tiefdunkle Nacht sah aus den raunenden Schluchten herauf. Darüber der unheimlich fremde Himmel, die Tiefe mit den goldenen Inseln darin.

Jetzt eine Hütte haben, ein Weib, Kinder, deren friedlichem Athem man lauschen konnte! Herrgott, ja! Er fuhr sich über die feucht gewordene Stirn. Und weshalb war er so einsam? Hatte er zu wählerisch gesucht? Nein, es war etwas Anderes.

Mit seiner fast knabenhaften Gestalt, der weichen, weibischen, verzärtelten Seele, konnte er gerade bei kraftvollen, stolzen Frauennaturen nicht Gegenliebe finden. Oder wenn, dann hatte ihre Liebe zu ihm etwas Spielerisches, Tändelndes, Herablassendes, was ihm eher Aerger als Glück bereitete! Er wollte einer Frau Alles sein, und er fühlte in den meisten Fällen, daß er ihr viel weniger war. Nimm doch eine „Ziehtochter" an, die Du mit der Zeit in Deine Frau verwandelst, hatte jüngst scherzend ein Freund zu ihm gesagt. Er dachte an das herrliche Kind unten im Innthal. Der hätte er Alles sein können. Denn diese herakleische Erdnatur verstand nur die Kraft, alles Andere war ihr unbekanntes Gebiet. Aber kaum, daß solche Vorstellungen in ihm aufgetaucht waren, so verwarf er sie wieder. Es wäre zu einfältig romantisch gewesen. Marlittisch-idyllisch. Er, der Menrath von Reuttlingen, das Ideal einer gewissen Sorte ästhetisch veranlagter Mondainen, der Gatte der anderthalb Köpfe höheren Bauerntochter aus Schwaz. Er fröstelte und kroch wieder in's Bett zurück.

Am anderen Tage sah er elend aus.

Eine graue Wolke hatte sich in den Bergen verfangen, es regnete. Dorothea saß mit Pater Placidus im Refectorium und schwätzte. „Ah, da kommt Herr von Reuttlingen," sagte der alte Geistliche, als Menrath eintrat, „wollen Sie meine Stelle einnehmen und der Gnädigen Etwas erzählen?"

„O, ich kann wenig erzählen, Pater Placidus, danke, ich schnupfe nicht, ich möchte selbst von Jemand etwas Hübsches erzählt bekommen."

„Was denn?" fragte Dorothea.

„Ein Märchen, worin sie sich kriegen."

Der Alte lachte. „Meinen Sie einander an den Haaren?"

„Meinetwegen auch das. Etwas Grausamkeit ist immer in der Liebe."

„Reden wir nicht über die Liebe," sagte Dorothea, „das macht mich melancholisch. Reden wir über —" sie sann einen Augenblick nach — „über himmlischen Sport."

„Den giebt's nicht," sagte der alte Priester.

„Ei freilich," rief Dorothea; dann wandte sie sich an Menrath. „Denken Sie, Pater Placidus räth mir ab, in's Kloster zu gehen; er, der Ordenspriester, ist das nicht unbegreiflich?"

„Bei dem Motiv, welches Sie in's Kloster treibt, kann ich Ihnen nur abrathen."

„Ist das Motiv Geheimniß?"

„Ach nein!" Ihr Köpfchen neigte sich auf die Schulter. „Das Leben ist so leer. Man weiß gar nicht, wofür man da ist —"

„Und wird aus lauter Langerweile fromm," scherzte der Geistliche und erhob sich. „Auf Wiedersehen! Machen Sie Herrn von Reuttlingen nicht noch melancholischer, als er ohnehin schon ist."

„Sind Sie's in der That?" fragte sie, als Pater Placidus sich entfernt hatte.

Menrath zuckte die Schultern. „Ich bin kein Clown, aber sonst im Allgemeinen, besonders wenn ich gute Conserven habe, ein zufriedener Mensch."

„Es ist thöricht von mir, daß ich so fragte," meinte sie, „Menschen, die immer witzeln, sind stets innerlich traurige Menschen."

„Weinen wir miteinander!" schlug er vor.

„Oder lachen wir einander aus," rief sie.

„Das dürfen wir nicht, da wir uns doch neulich als ‚Verwandte' entdeckt haben."

Sie spielte mit ihren weißen Fingern.

„Sie haben so bleiche Hände, als ob sie ‚Nachts auf einem kranken Herzen' geruht hätten," spöttelte er.

„Ich bin auch krank," versetzte sie leiser.

„O, wahrhaftig? Was fehlt Ihnen, oder eigentlich: was ‚fehlt' Ihnen nicht?"

„Das Leben hat mich zerrieben."

„Auch Sie? Weshalb ließen Sie's zu?"

„Sie wissen doch, ich bin so gut, schnupfe sogar aus Gefälligkeit."

„Ich finde," sagte er, über sein sorgfältig rasirtes Kinn streichend, „daß die Bemerkung vom ‚Zerrieben werden durch das Leben' im Munde einer Dame etwas unglaubwürdig klingt."

„Wieso?" Ein Mann besitzt viel mehr Selbstherrlichkeit, Muth, Klarheit, um sich seinen Weg vorzuzeichnen, gerade so, wie er ihn gehen will. Eine Frau läßt sich von ihrer Schwäche und Gutmüthigkeit treiben und verliert schließlich alle Herrschaft über sich selbst."

„Trauen Sie mir Selbstherrlichkeit und Muth zu?" fragte er ironisch.

„Gewiß," entgegnete sie ehrlich. „In Ihrem Wesen liegt etwas Energisches, Selbstbewußtes."

Er sah sie überrascht an. Sie war die erste Frau, die ihm dies sagte. „Was hat Sie denn eigentlich zerrieben," fragte er interessirter. „Ich möchte mir natürlich keine Beichtvaterrolle anmaßen, ich meine nur, Sie können mir vielleicht in großen Zügen andeuten —"

„Ach Gott, sehen Sie, das gesellschaftliche Hin- und Herflattern, das nicht hinter den Andern Zurückbleiben-Wollen, das Mitthun hat mich zerrieben. Die Frauen meiner Kreise haben Nerven wie Stricke, Körper wie

aus Stahl, sonst hielten sie das Leben, das sie führen, ja nicht aus. Zerreißen aber endlich doch einmal diese Stricke, dann gnade uns Gott. Man hat seine Kraft einem Götzen geopfert, der Nichts für das Opfer zurückgiebt. Man wird behandelt wie ein ausgedienter Soldat, der eben Nichts mehr leisten kann. Aber auf anderen Gebieten, ich meine auf nützlichen, hat man leider niemals Etwas zu leisten gelernt. Man steht also von allen Seiten verlassen da und weiß nicht, was mit sich anzufangen." Sie seufzte.

„Ganz meine eigene Geschichte," sagte er. „Sie sehen, mein Haupt beginnt ehrwürdig zu werden, das Grau des Alters fängt an, es zu färben, und doch zähle ich kaum siebenundzwanzig Jahre."

„Wir werden verschlungen."

„Weil wir nicht verschlingen können. Können Sie's auch nicht?"

„Ich? Mein Gott, nein, gewiß nicht."

„Also wieder eine Verwandtschaft mehr."

Sie überhörte ihn und sagte selbstversunken: „Der Georgenberg ist mein liebster Erholungsort. Das ganze Jahr freue ich mich auf die paar Wochen hier. Hier empfindet man seine Einsamkeit weniger. Diese einfachen guten Menschen hier nehmen Einen liebevoll in ihr Herz auf und freuen sich, wenn man sich wohl fühlt bei ihnen."

„Wer freut sich denn nicht über ‚Einen'? Ihr Mann?"

„Mein — Mann? Ich habe keinen. Ich —" sie wollte Etwas hinzusetzen, schwieg aber.

Nach einer kleinen Pause, in der sie stumm vor sich hingeblickt, erhob sie sich, sagte Menrath ein leises: Gute Nacht! und entfernte sich.

Er schaute ihr sinnend nach.

Eine, die noch einsamer war, als er!

Positiv in ihrer Unpositivität. Genau wie er.

Horror vacui! . . .

VI.

Ohne es zu beabsichtigen, hatte er einen Blick in die Seele dieser Frau gethan. Sie erschien ihm wie ein kleines hilfloses Kind, noch viel hilfloser als seine eigene. Sie glich ihrem Aeußeren, das schwächer, zärtlicher, gebrechlicher als seines war. Und er liebte die Kraft, die robuste Gesundheit vom Leben ungebrochener Naturen. An einer solchen hoffte er insgeheim noch selbst erstarken zu können. Er ergab sich hierin einem großen Irrthum. Schwache Menschen macht selten ein kräftigerer Charakter willensstark. Sie bedürfen eines schwächeren, als sie selbst sind, um sich aufzurichten und zur That zu ermannen. Fremde Schwäche spornt ihre eigene an, Stärke zu werden. Fremde Stärke treibt sie oft zum Verzagen an sich selbst. —

Menrath bemitleidete Dorothea, weil sie noch widerstandsloser war als er. Ihr kinderzarter Körper mit den leicht beweglichen Nasenflügeln und der steten Veränderung seines Mienenspiels zog ihn wenig an. Seine Phantasie gaukelte ihm die goldhaarige Riesin vom Innthal vor, das tollkühne Kind mit dem großen Hunger nach Erlebnissen, nach Bethätigung seiner jungen Kraft.

Trotz des strömenden Regens eilte er die durchweichten Waldwege hinab nach Schwaz. Tini flog ihm entgegen wie einem alten Bekannten. Die Hunde bellten, die Katzen sprangen ihm auf Schooß und Schultern, und die Ziege legte den klug dreinblickenden Kopf auf seine Kniee.

Aus der Sphäre der Resignation kommend, that ihm diese Ueberfülle des Lebens, der Daseinslust unendlich wohl. Wie es Tini denn ginge auf ihre Unthat neulich, fragte er. Er spüre noch den Schreck in allen Gliedern.

Sie lachte mit ihren tausend Grübchen.

Natürlich doch gut, wie denn sonst. Aber es hätte auch bös ausgehen können, denn der Vater war außer sich. „Wissen's, was er will?" flüsterte sie, ihre Lippen an Menraths Ohr legend. „Verheirathen will er mich. Er sagt, i müßt unter die Fuchtel kommen, und hat mir einen Mann ausgesucht, der mich gleich nehmen thät."

Menrath verbarg seine Bestürzung. Wer der Mann wäre, ob sie ihn lieben könnte.

„'s is der Großbauer Niederbreitner aus Wattens. Ein schwerreicher Mann. Auch nicht übel. Zwar schon uralt, so an die dreißig herum, aber sauber; blond und immer fein beisammen."

„Nun, so nehmen Sie ihn doch," sagte Menrath ingrimmig.

„Eher laß i mich halbtodt schlagen," rief sie, und ihre Zahnreihen klirrten aneinander, „nein, nein."

„Weshalb nicht?" Menrath sah forschend in ihr schönes erregtes Gesicht.

„Er is Wittiber," flüsterte sie mit dem Ausdruck der Verachtung, „und i will nit die Zweite sein." Das war so recht aus ihrem jungen, unbändigen Wesen heraus gesprochen. Menrath gefiel ihre Anschauung, wie ihm überhaupt Alles an ihr gefiel.

Später kam der Vater mit einigen Gästen. Steinlechner ließ dann und wann seine Blicke forschend über die beiden jungen Leute gleiten, die eifrig miteinander schwatzten. Nach einer Stunde empfahl sich Menrath.

Was soll daraus werden, dachte er. Sie fängt an, mir immer besser zu gefallen. Und nun streckt ein plumper Bauerngeselle die Hände nach ihr aus, und der Vater begünstigt es. Vielleicht in einer schwachen Stunde giebt sie doch nach. Es wäre jammerschade, ja, eine Ungeheuerlichkeit. Dieses Weib!

Auf halbem Wege traf er Dorothea. Sie war ganz vom Regen durchnäßt und bebte vor Kälte.

„Weshalb verließen Sie das Haus?“ predigte er, „bei Ihrer zärtlichen Gesundheit!“

„Ich rieche das nasse Holz so gerne,“ sagte sie lachend.

„Sind Sie denn auch warm bekleidet?“

Sie hatte ein Kleidchen aus dünner Seide an.

„Mein Gott!“ rief er ärgerlich aus und nach einem Blick auf ihre Füße, „wahrhaftig! Halbschuhe! Nein, nein!“

„Ich rieche das nasse Holz so gerne,“ wiederholte sie, „und oben im Zimmer war's so langweilig.“

„Nun werden Sie Medicamente zu riechen bekommen! Ihre Stimme klingt bereits ganz heiser.“

„Glauben Sie?“ fragte sie tief erschreckt.

„Selbstverständlich! eine Diphtheritis ist leicht geholt. Jetzt nur schnell hinauf, ausgezogen, in's Bett und Glühwein getrunken!“

„O, ich kann das Gewürz nicht leiden,“ jammerte sie, neben ihm herlaufend.

„Ach, Sie haben auch eine so unglücklich veranlagte Nase. Gerade so wie ich. Ich rieche auch Dinge, die gar nicht vorhanden sind.“

Sie blieb stehen und lächelte. „Denken Sie, was mir in Wien immer widerfährt. Im Entree kann ich die Besucher, die während meiner Abwesenheit da waren, bevor mein Mädchen ihre Namen nennt, am bloßen Geruch erkennen.“

„Teufel!“ rief Menrath, „da sind Sie mir doch über. Sind es positive Gerüche, die Sie auf die Spur der Leute bringen, oder —“

„Nein, nein, nichts Derartiges; es ist, ich weiß nicht was, ich rieche bestimmte Linien, ich rieche die Gesichter oder die Stimmung der Leute, die sie mitbrachten, genug, ich weiß jedes Mal, wer da war.“

„Erlauben Sie, das ist gar nicht Ihre Nase, die riecht,“ warf er ein, „Sie sehen.“

„Mit den Augen?“

„Nein, nein, mit Allem, mit dem ganzen Körper. So geht's mir oft auf dem Gebiete des Hörens. Ich vernehme Töne, die kein Anderer vernimmt. Ich höre die Blumen reden, die Sterne brausen, die Thautropfen herabsickern. Wir haben eben Beide total ruinirte Nerven. Wir Beide sind krank. Unser Fleisch ist ein Resonnanzboden, der alle Erscheinungen aufnimmt und weitergiebt.“

„Meinen Sie wirklich, daß ich die Diphtheritis bekomme?“ fragte sie plötzlich, ihn anblickend. Sie waren oben angekommen.

„Höchst wahrscheinlich,“ antwortete er trocken.

Sie runzelte die Stirn und verschwand hurtig im Hause. Abends aß er allein im Refectorium.

„Die Frau Baronin is im Bett,“ berichtete Scholastika, „sie glaubt, sie hätt die Diphtheritis. Wir haben ihr schon Alle in den Hals schauen

müssen. Nun trinkt sie Gliedwein. Diese Nacht soll i bei ihr im Zimmer schlafen."

„O du mein!" machte Menrath die Tiroler nach und schlug die Augen zum Himmel.

Später kam Scholastika abermals und stellte sich treuherzig vor Menrath auf. „Herr von Reuttlingen, möchten's nöt so gut sein und zur Frau Baronin kommen. Sie thät gar schön bitten, ob's ihr nöt was anfennen von der Krankheit, sie hat so viel Angst, und Docter habn ma ja kein heroben."

„Ist ihr denn so schlecht?" fragte Menrath.

„Vor lauter Furcht, ja."

„Ich komme, führen Sie mich hin!" rief er.

Vor ihrer Thür kam ihm ein ulkiger Einfall. Er lief in sein Zimmer zurück und kam mit einem Gegenstand wieder.

Scholastika öffnete ihm und trat hinter ihm ein. Der Duft, den eine vornehme Frau ausströmt, erfüllte den Raum.

Da liegen allerlei feine Gegenstände umher. Fächer, silberne Scheeren, Flacons mit wohlriechenden Essenzen, ein zierlicher Revolver, Elfenbeinbürsten, ein silberner Handspiegel, eine elastische Waschschüssel, ein Feldstühlchen, ein vergoldetes Tintenzeug und überall Kleider, Shawls, Schleier, Sonnenschirme, seidener und anderer Tand. Unter dem Bett, in der Ecke, guckten zwei vergoldete türkische Pantöffelchen, nicht größer als eine Kinderhand, hervor. In Plaids und Tüchern fast bis zur Unkenntlichkeit eingehüllt, liegt Dorothea zwischen den Kissen.

„Ich habe Sie bitten lassen," flüstert sie, „mir ist fürchterlich zu Muth, wenn ich sterbe — kein Arzt —"

„Aber, gnädige Frau," ruft Menrath, „bitte, fassen Sie doch Muth. Ist Ihnen wirklich so schlecht?"

Sie nickt.

„Haben Sie starke Halsschmerzen?"

„Noch nicht," sagt sie nach einigen Bedenken, „aber ich spüre, daß ich sie bald bekomme."

Er faßt nach ihrer leichten, kleinen Hand. Sie ist angenehm warm, ohne Spur von Fieberhitze.

„Möchten Sie mir nicht in den Hals sehen, lieber Reuttlingen! Scholastika, bitte zünden Sie eine Kerze an und leuchten Sie! Die Andern sahen zwar Nichts, aber vielleicht sehen Sie mehr."

Er hat nur auf diesen ihren Wunsch gewartet. Im Augenblick, als Scholastika die angezündete Kerze erhebt, zieht er ein großes Fernrohr hervor und beugt sich über Dorothea. Sie schreit auf beim Anblick des langen schwarzen Rohres, dann füllen Lachthränen ihre Augen. Er lacht mit.

„Verlassen Sie mich," ruft sie, „Sie treiben Ihren Spott mit einer Kranken!"

Er nähert sich der Thür. „Sie sind keine. Heute Nacht werden Sie transpiriren, und morgen sind Sie gesund und munter!"

Sie blieb am nächsten Tage noch unsichtbar, fühlte sich aber, wie Scholastika versicherte, sehr wohl. Das Fernrohr hatte gewirkt.

Nach Tisch ging er nach Schwaz hinunter. Tini sollte in ihrem Garten draußen vor'm Ort sein. Er schlug den Weg dahin ein. Der Himmel hatte sich aufgeklärt, es wurde herrliches Wetter. Ein leichter Rauch stieg von den Wiesen auf.

Fröhliches Hundegebell verkündigte ihm ihre Nähe. Er fand sie im Garten mit einer Magd beschäftigt, die Raupen von den Obstbäumen abzulesen. Sie hielt sofort in ihrem Geschäft inne und lud ihn lachend ein, auf dem üppigen Rasen Platz zu nehmen. Er setzte sich nahe zu ihr. Er wagte, ihr ein Haar abzuzupfen, das golden über ihr Ohrläppchen herabhing.

„Au!" rief sie, „das hat noch festgesessen."

Er machte ein kleines Küglein daraus und verschlang es andächtig. „Nun muß ich Sie ewig lieben," meinte er, „denn ein Theil Ihres Ich ist in das meine übergegangen. Darf ich Ihnen aus meinem üppigen Kopfschmuck ebenfalls eine Pille drehen?"

„Thät mi bedankn," rief sie mit abwehrender Handbewegung, „auf Haar hab i noch nie Appetit ghabt."

„Herzlose!" seufzt er.

„Sie sein a komischer Herr," bemerkte sie, „aber gut muß ma Ihnen sein."

„Sind Sie's?" Seine Blicke küßten die ihren.

„Freilich bin ich's." Sie sah ihm groß und offen in die Augen. Dann schwätzten sie allerlei tolles Zeug. Sie tanzten an den Grenzen gefährlicher Gebiete herum, spielten mit Flammen und geriethen in eine Art Rausch. Sie wurde roth, er blaß. Zuletzt sah er einen so tollen Uebermuth aus ihren Augen aufblitzen, daß ihn Angst ergriff, sie könne wieder irgend einen wilden Streich ausführen. Er nahm Abschied. Sie schalt, daß er schon gehe. Er lachte freudig in sich hinein. Auf dem Heimweg fragte er sich, was er eigentlich von ihr wolle. Er wußte es nicht klar. Aber daß sie ihm nicht gleichgiltig war, fühlte er immer deutlicher. In der Folge ging er jeden Nachmittag hinab. Einmal im Hausflur gab er ihr die Hand. Sie behielt sie länger als sonst in der ihren. Er fühlte ihre Finger klopfen.

Plötzlich zog er sanft ihren Kopf zu sich und legte seine Lippen auf die ihren. Sie zuckte zusammen, wehrte sich aber nicht. So ruhten sie wohl eine Minute lang Mund an Mund. Er fühlte ihre kräftigen Zähne durch die heißathmenden Lippen. Ohne Gruß lief er fort. Er lachte und

zitterte. Einmal blieb er stehen und that einen lauten Freudenschrei. Aber umgesehen, ob mich Jemand hören könnte, hab' ich mich doch vorher, dachte er innerlich. Als ob es Jemand anginge, wenn ich schreie. Ich kann schreien, so viel ich mag, dummes Menschenvolk! Und überhaupt — wenn ich sie — heirathete, sogar dann, was ginge es Jemand an? Hauptsache dabei wäre, daß sie mich nimmt. Und das glaube ich ganz gewiß.

Freilich, die „andere" Seite dieses Traumes sah er auch sogleich. Immer auf dem Lande zu leben, war durchaus nicht seine Absicht. Und wie sich Tini in der Stadt, in der Gesellschaft, der man doch nicht entfliehen konnte, benehmen würde? Sie, Frau von Reuttlingen! Er lächelte. Dann ärgerte er sich über sich selbst. Weshalb hatte er gelächelt? Er hatte sie doch wirklich gern. Diese verdammte „Vieläugigkeit", der Nichts entging! Sie würde sich sicher ganz gut als Dame machen. Sie mit ihrer herrlichen jungen Schönheit! . . .

VII.

Einmal in den nächsten Tagen, sagte er zu Dorothea, die längst wieder munter war: „Gnädige Frau, was würden Sie thun, wenn Sie sich in einen Wasserfall verliebten?"

Sie schüttelte den Kopf. „Sie wunderlicher Mensch! Nun, ich würde ihn anschwärmen."

„Ja, aber —" er stockte, „sehen Sie, wenn — nehmen wir an, Sie würden in seiner rauschenden Nähe jedesmal von dem feuchten Staubregen durchnäßt."

„Nun, dann würde ich eben einen Regenschirm mitnehmen."

„Aha, also aus lauter Bewunderung naß wollten Sie doch nicht werden."

„Ach nein," meinte sie gleichmüthig, „wenn es sich verhindern ließe."

„Sehr gut, sehr richtig, Frau Baronin. Ihr Regenschirm gefällt mir. Gerade wie ich. Neulich sind Sie aber trotz des Regenschirms naß geworden und achteten in Ihrer Vorliebe für den Holzgeruch nicht darauf."

„Ich hatte Alles gethan, um mich gegen den Regen zu schützen, er war aber stärker als meine Vorsichtsmaßregeln. Ueberdies, ich war nicht vorbereitet, daß es plötzlich zu gießen beginnen würde, anfänglich regnete es nur schwach. Sie aber sind auf Ihren Wasserfall vorbereitet."

„Richtig," rief er „natürlich, natürlich. Ist das aber auch Liebe, wenn man — Teufel, ich grüble wieder zu viel."

„Gerade wie ich," ahmte sie ihm lächelnd nach.

Eine Zeit der Qual begann für ihn. Er wußte nicht, was er sollte. Was er wünschte, wußte er wohl. Durch eine Zauberei Tini in eine feine Dame verwandeln und dann zu seiner Frau nehmen, das wünschte er.

Dorothea las die Kämpfe, die sein Inneres erschütterten, aus seinem blassen Gesichte. Die Güte ihrer weiblichen Natur erwachte. Sie begegnete ihm voll Theilnahme und Freundlichkeit. Sie ahnte die Natur seines Leides. Ohne Worte, von Innerstem zu Innerstem ging der Strom des Verständnisses zwischen ihnen Beiden.

Beim dritten Kuß, den er auf Tinis Lippen drückte, und den sie schon mit naiver Inbrunst erwiderte, sagte sie: „Sie müssen sich aber höhere Absätze machen lassen, Herr von Reuttlingen."

Er runzelte die Stirne. Etwas in ihm schmerzte. Er lag die ganze Nacht grübelnd im Bett. Am andern Tag sagte er zu Dorothea: „Gnädige Frau, möchten Sie mir einen Gefallen thun?"

„Und wie gerne," gab sie zurück.

„Besuchen Sie mit mir meinen Wasserfall. Ich — ich weiß nicht genau, weshalb, aber ich möchte es gerne." —

„Das ist die Frau Baronin aus Wien, die Sie gerne kennen lernen möchte," sagte er Nachmittag zu Tini. Dorothea schüttelte ihr herzlich die Hand und setzte sich an den Tisch, den Vater Steinlechner sofort mit einem frischen Linnen bedecken ließ.

„Wir möchten vom besten Wein haben," rief Menrath der Kellnerin zu.

„Wohnen Sie auch am Georgenberg?" fragte Tini, in ihrer ganzen jungen Schönheit vor der müde gewordenen Dorothea stehend.

„Ja, ich wohne auch auf dem Georgenberg," antwortete diese; dann sagte sie Nichts mehr, sondern sah nur mit zwei entzückten Augen auf das schöne Menschenbild.

„Aber so setzen Sie sich doch," warf Menrath ungeduldig hin. Tini setzte sich zu ihnen Beiden. Der Wein kam. Man trank.

„Weshalb kommen Sie nie hinauf?" fragte Frau Gleispach das junge Mädchen.

„Weil's mir oben zu langweilig is."

„Langweilig? So? Gefällt's Ihnen wirklich nicht oben?"

Tini schüttelte den Kopf. „Nix als Bäum und Felsen und der alte Pater. Da ist's schon in Brixlegg feiner."

„Die zweitnächste im Innthal gelegene Station, wo man vor Staub und Hitze in den Sommertagen kaum athmen kann," erklärte Menrath. „Aber Fräulein Tini, wie können Sie so schlechten Geschmack haben?"

„Ja wenn i kränklich wär' wie Sie oder die Frau Baronin, dann thät ich mir schon auch so ein ruhiges Platzerl aussuchen. Für alte oder kranke Leut muß es ja schön oben sein."

Menrath fühlte seine Wangen brennen.

„Sie ist ein naives Kind, man darf ihr Nichts übel nehmen," sagte er auf Französisch zu Dorothea.

„Einer Schönheit nimmt man Nichts übel," antwortete Frau Gleispach freundlich. „Sind Sie die einzige Tochter?" wandte sie sich an Tini.

„Ja, die Einzige."

„Und recht verzärtelt von Vater und Mutter?"

Tini erröthete. „Ach, es macht sich. Sie haben ja Niemand außer mir. Dem Vater seine Verwandten leben alle nit mehr, und die Mutter — die is überhaupt so schwach."

Menrath spielte nervös mit seiner Uhrschnur. Was war denn heute in das Mädchen gefahren?

Er vergaß, daß es Menschen giebt, die man nur allein genießen kann, die schon in Gesellschaft Dritter banal und unausstehlich wirken.

„Der Wein ist vorzüglich," bemerkte Dorothea, an ihrem Glase nippend, „der kommt wohl aus Südtirol."

„Ja, aus der Terlaner Gegend."

„Dort möcht ich schon seit Langem hin," sagte Frau Gleispach, „die Gegend zwischen Bozen und Meran soll ein Obstgarten sein. Waren Sie schon dort!"

„Nein, noch nit. Der Vater will mich immer mitnehmen, aber ich hab keine Lust dazu, mir ist das Reisen so fad. Schon das ewige in der Eisenbahn Stillsitzen." Dorothea und Menrath blickten einander lächelnd an. „Dann immer neben dem Vater sein. Hier thu i, was i will."

„Aber die fremden Orte sind doch interessant, nicht?"

„Ach Gott, es is alleweil das Gleiche, und den ganzen Tag fein angezogen gehen in Hut und Handschuh! Ich hab' schon Furcht; in a paar Tagen muß ich nach Innsbruck Kleiderstoff für mich und die Mutter kaufen. Drinnen hat ma doch mehr Auswahl als hier. Und die Mutter selbst mag nit hinfahren."

Frau Gleispach plauderte noch über allerlei mit dem jungen Mädchen, dann erhob sie sich und mit ihr Menrath.

„Adieu, liebes Fräulein Tini." Sie legte ihre kleine behandschuhte Hand in die kräftige des jungen Mädchens. „Adieu. Ich habe mich sehr gefreut, Sie kennen gelernt zu haben, und würde mich noch mehr freuen, wenn Sie mich einmal auf dem Georgenberg besuchen möchten."

„Na, vielleicht, wenn ich einmal nix Besseres zu thun hab'."

Menrath brach in ein Lachen aus, aus dem eben so viel Verdruß, wie Belustigung klang.

Draußen gingen die Beiden lange schweigend nebeneinander hin. Sie sah ganz in Sinnen verloren zu Boden. Er hatte mehrere Male zu pfeifen begonnen, aber es gleich wieder aufgegeben. Endlich, schon auf der halben Höhe des Georgenberges, blieb er stehen und sagte ein unsicheres: „Nun?" Dorothea sah auf und begriff sofort seine Frage.

„Sie ist eine große Schönheit, aber ich zweifle, daß sie Seele hat."

„Das ist's," rief er lebhaft, „all die Tage such' ich vergebens nach dem Begriff des Etwas, das ihr mangelt. Seele, Seele, Seele!

In ihrem herrlichen jungen Griechenleib wohnt nur der gewöhnlichste Verstand, kein Tüpfelchen mehr."

„Aber vielleicht gelingt es Ihnen, ein Stück Ihrer eigenen Seele in sie zu übertragen."

„Das würde ungefähr so wirken, wie wenn man einen Anzug anzieht, der nicht für Einen gemacht ist."

„Sie ist so jung, vielleicht lockt ihr das Leben innige Töne ab."

„Ich weiß nicht," sagte Menrath traurig. Dann ergriff er plötzlich Dorotheas Hand und führte sie an die Lippen. „Sie sind so gut, gnädige Frau!"

Sie sah ihn ganz überrascht an; in ihre Augen trat ein Ausdruck unendlicher Dankbarkeit. Mein Gott, welche Augen, dachte er ganz verwirrt. Eine holde Frau. Weshalb mußte ich diese Beiden zugleich kennen lernen. Venus und Psyche. Aber mir geht es ja immer so. Ich bin ein großer Pechvogel. Und er bemitleidete sich auf's Tiefste.

VIII.

Aber trotz aller Vorsätze lief er doch wieder nach Schwaz. Wenn er Tini allein hatte, war sie entzückend. Das heißt, wenn er jedes tiefere Gespräch mit ihr vermied. Er gewöhnte sich daran, nur körperliche Vorzüge bei ihr zu suchen, zu empfinden. Seine Seele verwandelte sich in ihrer Nähe in ein großes hungriges Auge.

In Dorotheas Nähe kam sie ganz aus ihm heraus. Dorothea wurde ihm Kamerad, Freundin. Wenn er auf seinen „Wasserfall" schalt, nahm sie ihn milde in Schutz. Kraft besaß sie nicht, Widerstandsfähigkeit wenig, aber ein Abgrund von Liebe lag in ihr. Menrath betrachtete sie als eine Art Beichtmutter, vor der er nach und nach alle die Tollheiten seines Lebens auskramte. Sie lächelte zu Allem nachsichtig und fand für alle seine Unthaten eine Entschuldigung.

„Für meine dreißig Jahre erzählen Sie mir eigentlich zu viel," meinte sie eines Tages.

„Aber liebe, gute, gnädige Frau! Sind Sie wirklich nicht älter? Ich hätte Sie für an die neunzig oder so gehalten."

Sie schloß die Augen und lächelte. „Morgen reise ich ab."

„Wie?" rief er entrüstet, „jetzt, wo ich in aller möglicher Bedrängniß stecke?"

Sie sann eine Weile nach. „Wer sind Sie mir! Ein Mensch, für den ich in einigen Monaten kaum existire, der für mich nie dagewesen sein wird."

Er sah sie unsicher an. „Ist das Ihr Ernst?"

„Was sonst?" entgegnete sie melancholisch. „Oder können Sie das Gegentheil behaupten?"

Er verließ sie wortlos. Ein wehes Gefühl bemächtigte sich seiner. Er hatte sie doch sehr lieb gewonnen um ihrer Güte willen. Sie war die andere Seite von Tini, die seelische.

Am Abend, als er sie die Treppe nach ihrem Zimmer hinaufgehen hörte, sprang er ihr nach. „Nicht wahr, es war nicht Ihr Ernst?“

Ihr zartes Gesicht färbte sich mit leiser Röthe.

„Nein, nein,“ sagte sie beschwichtigend.

„Liebe, liebe Mama!“ rief er innig. Dann lief er hinab in den Garten. Ja, er hatte sie sehr, sehr lieb! Auch die Andern hatte er sehr lieb. Sein Kopf wurde ihm immer schwerer. Das zerrte bald dorthin, bald dahin.

IX.

Er ging nach Schwaz. Nach etlichen Tagen Pause.

„Morgen fahr i nach Innsbruck,“ sagte Tini ein wenig ungnädig.

„Wann?“

„Mit dem Sieben-Uhr-Zug.“ Sie hätte sehr viel einzukaufen, meinte sie. Er verließ sie bald. Am andern Morgen begrüßte er sie um acht Uhr am Bahnhof in Innsbruck. Er war von Jenbach allein abgefahren, hatte sie in Schwaz einsteigen sehen, sich aber ruhig verhalten, um sie zu überraschen. Sie machte ein sehr glückliches Gesicht. Sie wanderten einträchtig in eine Reihe Kaufläden zweiten Ranges, wo sie wählerisch nnd Alles bekrittelnd ihre Einkäufe machte. Er bewunderte die seltsame Mischung von Naivität und Bauernschlauheit in ihr. So war sie auch auf andern Gebieten. Ein Kind mit dem Wissen des Weibes. Während sie an den Ladentischen suchte und wählte, betrachtete er ihre Kleidung. Sie zeugte von großer Geschmacklosigkeit, oder Mangel an Eitelkeit. Da er aber nicht zweifelte, daß Tini sich sehr wohl ihrer Schönheit bewußt war, konnte er nur das Erstere annehmen. Statt in der entzückenden Tracht der Innthalerinnen zu gehen, trug sie städtische Gewandung, an der man die plumpe Mache der Landschneiderin erkannte. Der gelbe, mit ganz billigen Spitzen geputzte Rock war vorn bedenklich kurz und ließ ihre nicht gerade kleinen Füße bis zum Knöchel sehen. Rückwärts schleppte er nach und trug bereits einen Saum von Staub. Die Taille saß unvortheilhaft und ließ das schlechtgearbeitete Corsett ahnen. Die Brust erschien groß wie bei einer Amme und war bis an's Schlüsselbein hochgezwängt. Hätte Tini doch keinen anderen Kopfschmuck getragen als ihr herrliches goldenes Haar. Aber sie trug einen Hut mit rothen Mohnblumen aus Papier, der die Form eines Zuckerhutes hatte, sie noch um ein Bedeutendes höher erscheinen ließ und ihr überdies viel zu klein war. Wenn sie sprach, rutschte er ihr beständig nach rückwärts, was sie jedesmal zu einer unwilligen Handbewegung auf den Kopf veranlaßte. Menrath nahm sich vor, sie auf das Unvortheilhafte

ihrer Kleidung aufmerksam zu machen. Es wurde ihm schnell Gelegenheit dazu geboten. Sie waren kaum eine Stunde miteinander gewandert, als Tini mit einem Mal erschlaffte. „Ich kann nit mehr weiter vor Hunger," klagte sie, mir müssen wo einkehren." Er machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, wie viel weniger Widerstandskraft Landleute mit ihrer robusten Gesundheit gegenüber den schwächlichern Städtern besitzen. Er führte sie in Krafts Veranda und reichte ihr die Frühstückskarte.

„Ah was," rief sie, eine Zeitlang das Menu studirend, zum Kellner, „bringen's mir einen Käs und ein Bier."

„Darf ich vielleicht für Sie wählen?" Menrath befahl dem Kellner einige auserlesene Gerichte zu bringen. Tini trank hastig ihr Bier aus, lehnte sich in den Stuhl zurück und schalt, daß die Speisen so lange auf sich warten ließen. Bei ihr zu Haus wär' das anders. Da bestellte die Kellnerin das Gewünschte gleich in der Küche. Sie redete so laut, daß einige der anwesenden Gäste sich nach ihr umsahen. Er beruhigte sie und erzählte ihr allerlei vor, wie einem ungeduldigen Kinde. Von schönen Kleidern, die sie sich für ihren schönen Leib machen lassen müsse, und dergleichen. Endlich kam das Essen. Sie stürzte sich heißhungrig darüber, aß mit dem Suppenlöffel die Saucen aus und steckte das Messer weit in den Schlund. Dabei lachte sie laut und sah alle Menschen herausfordernd an. Menrath wurde es immer heißer neben ihr. Sie trank noch ein zweites und drittes Glas Bier aus. Als er endlich bezahlte, bedankte sie sich schön vor dem grinsenden Kellner bei ihm, steckte einen Rest Kuchen, der auf dem Teller liegen geblieben war, in die Tasche und verließ unsicheren Schritts den Speisesaal.

„Wollen wir nach Hall hinausfahren?" meinte sie, „essen kann i doch nit gleich wieder."

„Es ist so schön draußen in Absam in dem kleinen Gastgarten, wo man die Stubaier Gletscher sieht."

„Ah was, bleibn mir lieber da" entschied sie. „Ich hab noch allerhand zu thun."

Sie zog ein kleines zerknittertes Zettelchen aus der Tasche, mit dem das Stück Kuchen auf den Boden fiel, das sie sorgfältig wieder auflesen wollte.

„Aber Tini," rief er, „lassen Sie doch das Zeug liegen, ich kaufe Ihnen anderes."

Auf dem Zettel standen noch etliche Commissionen vermerkt. Sie traten noch in einigen Läden ein. Sie ließ alle ihre Einkäufe nach Schwaz schicken und nannte stolz den Leuten ihren Namen und ihre Adresse. Als sie endlich alle ihre Geschäfte erledigt hatte, wollte sie sofort nach dem Bahnhof. „Halt, halt," sagte Menrath, „jetzt ist's ein Uhr, um vier einhalb geht erst der nächste Zug. Wollen wir rasch nach Igls' um dort zu Mittag zu essen?"

Sie willigte freudig ein. Er winkte einen Kutscher herbei, und sie stiegen in das leichte Wägelchen ein. Endlich saß er in Ruhe neben ihr. Er sah in ihr schönes, erhitztes Gesicht. Wie leuchteten ihre Augen, wie brannten ihre Wangen! Wie hob sich die junge ungestüme Brust! Und trotzdem er sie schöner denn je fand, wollte keine rechte Freude in ihm aufkommen. Die Seele, ja die Seele, wo war die? „Nehmen Sie doch den Hut ab, Tini," bat er. Sie gehorchte nur zu gerne. Das goldene Haar flog zerzaust um die heißen Wangen. Sowie sie allein mit ihm war, und Nichts wie die weite Natur sie umgab, wurde sie eine Andere. Er haschte nach ihrer Hand. Sie überließ sie ihm, dann begann sie in erwachendem Uebermuth ihn zu necken und zu scherzen. Der Kutscher sah sich um und schmunzelte. Menrath ärgerte sich ein wenig, trotzdem aber erfüllte es ihn wohlig, ihre Hände bald auf seinen Schultern, bald auf seinem Arm zu fühlen. Er versuchte ein innigeres Gespräch mit ihr anzuknüpfen, sie ging aber nicht darauf ein.

„Sein mir doch lustig," rief sie, „nur lustig, lustig."

Endlich begann der Waldweg zu steigen, der Kutscher sprang ab und ging, das Pferd führend, neben dem Wäglein her.

Bald war der Ort Igls und sein vornehmstes Gasthaus, der Iggler Hof, erreicht. Einige befrackte Kellner eilten dem Wagen entgegen. Sie sahen verwundert auf das seltsame Paar. Sie schön, zerzaust, roth, den Hut in der Hand, in halb bäuerlicher Kleidung, er fein, elegant, verlegen. Sie wurden auf die Terrasse hinausgeführt, von wo man den herrlichen Anblick auf die Berge und Wälder rings genießt. Verschiedene Gäste saßen da und verzehrten ihr Mittagbrod.

„Zuerscht Bier, Bier!" rief Tini, „i hab schon wieder Durscht."

„Warten Sie doch," bat Menrath und ließ die Speisekarte kommen. Er bestellte zwei Diners. „Wollen Sie nicht ein Gläschen Champagner statt des Bieres nehmen?"

„Champagner? O den kenn i schon," lachte sie. „Einmal bei einer Kindstauf in Schwaz hab i auch Champagner getrunken, aber der Vater hat mir nur ein halbes Glas davon geben, er hat gemeint, i könnt sonst betrunken werdn."

„Reden Sie etwas leiser," bat Menrath. Die Gäste wandten die Köpfe nach der lauten Sprecherin um und flüsterten sich allerlei Bemerkungen zu.

„Weswegn denn? Wegn den paar Leutln da, was gehn denn die mich an? Schaun's dort den Kropfeten an." Sie deutete mit dem Finger zu einem Tisch hinüber, an dem ein Herr mit einem dicken Halse saß. „Der hat a Vogelnest geschluckt." Der Herr drehte sich um und maß die Sprecherin. „Na, na?" rief sie.

Menrath legte die Hand auf ihren Arm.

„Tini, wenn Sie nicht leiser sprechen, müssen wir hineingehen."

Sie lachte. „Machens' ka so furchtsams Gsicht, i red schon stater*)."

Der Kellner brachte die Suppe, ein Anderer den Eiskühler mit der Sectflasche.

„Zuerscht Trinken!" bat Tini.

„Nein," sagte er fest, „zuerst die Suppe essen."

Sie löffelte schnell die Suppe aus und hielt ihm dann das Glas hin. Er goß es zur Hälfte voll. Sie stürzte den Inhalt hinab. „Da geht ja nix nein", rief sie und reichte es ihm wieder. Die Leute sahen ihr lächelnd zu. Er saß wie auf glühenden Kohlen. „Langsam, langsam," sagte er kühl, „und seien Sie nicht so laut. Sehen Sie, man lacht uns aus."

„Die Affen!" rief sie lauter als zuvor. „Solche hergelaufene Leut, i bin a Eingeborene und hier z Haus."

Auf Menraths Stirne traten Angstperlen.

„Sie sein ja gar nit lustig, alleweil lustig," rief sie und griff nach seiner Hand.

„Das wollen wir später sein," flüsterte er ihr zu, „jetzt schön ruhig bleiben, ja? Ich bitte darum!"

Aber er redete in die Luft. Der Champagner war ihr zu Kopfe gestiegen, sie war nicht mehr zu zähmen. Sie begann ein Gespräch mit einem der Kellner, duzte ihn und behauptete, ihn von Schwaz aus zu kennen.

Der Kellner erwiderte verlegen, er wäre noch nie in Schwaz gewesen. Menrath bedeutete ihn sich zu entfernen, und richtete einige hastige Fragen an Tini, um ihre Aufmerksamkeit auf Anderes zu lenken. Dabei fütterte er sie ununterbrochen, damit ihr weniger Zeit zum Schwätzen bliebe.

Sie waren bereits der Zielpunkt der Beobachtung aller Anwesenden geworden.

Reuttlingen verlangte die Rechnung und erhob sich heftig, als Tini zu singen begann. Es war kein Zweifel, sie war berauscht. Er faßte sie unter'm Arm, und zog sie mit sich von der Terrasse. Ein leises Lachen folgte ihnen. Draußen bestiegen sie das Wägelchen, das sie bald in den Wald zurück brachte. Menrath war zu Muth, als müßte er weinen vor Aerger. Da saß neben ihm das betrunkne Mädchen mit weit in den Nacken geschobenem Hut und lallte unverständliches Zeug vor sich hin. Ihre Augen glänzten glasig. Zuletzt als sie in Innsbruck einfuhren, lehnte sie den Kopf an seine Schulter und begann einzuschlafen. Er rüttelte sie wach und verließ am Bahnhof mit ihr den Wagen. Um sie vor jeder neuen Dummheit zu bewahren, ließ er sie nicht von seinem Arm los. Da sie aber viel größer als er war, boten sie abermals ein komisches Bild, worüber sich die Vorübergehenden lustig machten. Er löste schnell zwei

*) stiller.

Fahrkarten erster Klasse und stieg mit ihr in ein unbesetztes Coupé des einfahrenden Zuges. Gott sei Dank, Gott sei Dank. Sie waren allein. Er fühlte ein schmerzliches Weh bei ihrem Anblick. Etwas in ihm sagte ihm, daß sie einander zum letzten Mal gegenüber saßen. Er hätte darüber weinen mögen, und doch sah er deutlich, es ging nicht anders. — Sie hatte sich in eine Ecke gedrückt und schlief. Bis Schwaz. Hier erwartete sie ihr Vater. Menrath war ihr beim Aussteigen behilflich und übergab sie dem Alten. Er sagte ihm einige erklärende und zugleich beruhigende Worte und begab sich eilig auf den Weg nach dem Georgenberg. Als die ersten Tannen über ihm raunten, warf er sich in's Moos und verschränkte die Arme unter dem Kopf. Also war es doch nicht gegangen! Darüber baut selbst die heißeste Liebe keine Brücke! Mangelnden Herzenstact ersetzt auch die Schönheit nicht. Die Roheit uncultivirten Empfindens mildert selbst die vergoldendste Phantasie nicht. Ade, schönes Traumbild! Wunderschönes Traumbild!

Er sprang auf und ging weiter. Eigentlich schämte er sich vor sich selbst. Er, der sensible, bis zur Krankhaftigkeit feinfühlige Mensch mit den hellseherischen Nerven, hatte sich an ein Stück Urnatur anklammern wollen, um stark zu werden wie Antäus. Hatte er denn vergessen, daß diese Welt längst nicht mehr seine Welt war, daß seine Urgroßeltern sie schon überwunden hatten, und ein in ihr Zurechtfinden einem Rückschritt gleichkam? Sie, die Jungen, bauten an der Zukunft der verfeinerten, bis zur Allwissenheit verfeinerten Seele, was hatten sie noch mit den Sklaven zu thun, die im Schweiße ihres Angesichts Zugthiere einspannten, um die Erde zu beackern und sich an Brot und Kartoffeln Zufriedenheit zu holen? Positiv waren diese Leute in den meisten Fällen, sie sahen nur die eine Seite eines jeden Dinges, wie das Lastthier nur die Fahrstraße vor sich erblickt, auf der es weiter zieht.

Er war, in seine Gedanken versunken, auf das schwebende Brücklein gekommen.

Eine schneeweiß gekleidete Gestalt lehnte an der Brüstung und sah in die Tiefe hinab.

„Mama!" rief er freudig und traurig zugleich.

„Ich habe Sie kommen hören," sagte sie, ihm die Hand reichend.

„Nicht möglich," meinte er, „es ist doch weicher Waldboden, auf dem ich hinschritt; auch tobt der Bach laut genug, um das Brausen eines Eisenbahnzuges zu übertönen."

„Ich hab' Sie doch kommen hören," wiederholte sie, „sogar kommen sehen. Ich höre ein Endchen voraus, z. B. regelmäßig das Stundenschlagen der Uhren, bevor sie in Wirklichkeit schlagen."

„Und ein weißes Kleid haben Sie angezogen? Es steht Ihnen schön zu dem kurzen dunklen Haar."

„Weshalb sind Sie so freundlich zu mir? Fühlen Sie sich besonders glücklich oder besonders unglücklich?“

Er lächelte kläglich. „Ich habe meinen Irrthum begraben.“

„O,“ sagte sie theilnahmsvoll, „und nicht in Ungerechtigkeit?“

„Nein,“ entgegnete er fest, „es ging nicht.“

„Das heißt: Ihre Liebe reichte nicht so weit.“

Er sah sie verblüfft an. „Wissen Sie denn Alles? Woher?“

Sie lächelte. „Mein Gott, das ist unschwer zu errathen. Sie lieben ein Mädchen mit anderen Sitten, als Sie selbst sie besitzen, kommen herauf und sagen: Ich habe meinen Irrthum begraben. Was anders, als das Richtige, sollte man da schließen?“

„Sie war so schön,“ sagte er traurig, „aber roh wie eine Wilde.“

„Eben anders als Sie. Uebrigens roh war sie nicht. Wenn sie in der Umgebung bleibt, die für sie die passende ist, kann man ihr seine Bewunderung nicht versagen. Blos einen falschen Rahmen erträgt sie nicht.“

Er sann nach. „Ihr Rahmen ist aber nicht der meinige.“

„Dann allerdings. Uebrigens, kann man sich denn nicht aneinander gewöhnen?“

„Wir würden Beide unselig.“

Dorothea entgegnete Nichts mehr.

„Ich gehe auf mein Zimmer,“ bemerkte er nach einer Pause, „ich bin furchtbar müde.“

Sie trennten sich. Sie blieb unten, er schritt das Stückchen zum Hause hinauf. Oben angekommen, sah er sich nach ihr um. Sie hing wie ein Lichtfleck an der Brüstung über der schwindelnden Tiefe.

Es soll weiße Schwalben irgendwo geben, dachte er bei sich, sie gleicht einer solchen.

X.

Es folgten Tage heimlichen Herzwehs bei Menrath. Pater Placidus schüttelte den Kopf. „Was haben Sie angestellt? Die gesunde Farbe ist wieder weg. Das Herz ist wohl unruhig.“

„Kann sein, Pater Placidus. Aber noch mehr die Seele.“

„Dafür giebt's ein Mittel. Die braucht nur Liebe, dann genest sie sofort.“

„Liebe, Liebe, jawohl. Aber wo ist die?“

„Fragen Sie doch, wo sie nicht ist. Sie können keinen Schritt thun, ohne daß Ihnen etwas Liebes begegnet, ein Mensch die Hand nach Ihnen ausstreckt, eine kleine Blume neben Ihnen erblüht, ein Käfer sich vertrauensvoll auf Ihren Finger setzt. Wenn Sie sich über all' das freuen, haben Sie die Liebe, und die anderen Geschöpfe freuen sich wieder über Sie. Das ist die große, selige Wechselwirkung.“

„Gnädige Frau," bemerkte Menrath zu Dorothea, die im Kapellchen oben saß, „Pater Placidus sagte mir eben, überall wäre Liebe zu finden."

Sie seufzte. „O ja, wenigstens ein Bischen."

„Haben Sie davon?"

„Ich glaube."

„Nun, dann erweisen Sie mir eine Güte."

„Gern."

„Lassen Sie meinen Kopf in Ihrem Schooß ruhen, er ist so müde."

Sie lächelte rein wie ein Kind und setzte sich zurecht. „Nun."

Er kauerte sich nieder und schmiegte das Haupt in die Falten ihres duftigen Kleides.

„O, wie wohl ist mir! Legen Sie noch die Hand auf mein Haar. Ja?"

Auch das that sie. „Aber jetzt still, schlafen Sie."

Er blieb eine Zeitlang reglos, dann fuhr er plötzlich auf. „Wie, Sie — natürlich, der heiße Tropfen auf meiner Stirne war nicht geträumt. Weshalb, Mama?"

Sie lachte durch ihre Thränen hindurch. „Weiß Gott es, ich weiß es nicht. Plötzlich kam's mich so an."

„Sie sind wie ein Kind," sagte er kopfschüttelnd.

„Ja, ich bin sehr schwach."

„Ich begreife nicht, wie man ein solches Kind allein in der Welt herumziehen lassen kann."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich denke dabei an Ihren Mann; Sie haben doch einen Mann?" Es klang fast vorwurfsvoll.

„Lassen Sie das," sagte sie ernst, „er ist seit Jahren todt."

„Vergeben Sie!" bat er, „das konnte ich ja nicht ahnen."

„Wenn er noch lebte," sagte sie leise vor sich hin, brach aber ab.

Menrath sah sie gespannt an. „Sie liebten ihn sehr?"

„Ich verstand ihn nicht. Ich war kaum achtzehn Jahre alt, als er mich heirathete. Er war Offizier gewesen und hatte sich wegen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde, wobei er sich schwere Verletzungen zuzog, pensioniren lassen. Er war groß, kräftig, stattlich. Er liebte mich sehr, weil ich in Allem das Gegentheil von ihm war, und — Sie kennen ja meine Schwäche. — Ohne mich zu fragen, weil er mich liebte, wurde ich seine Gattin."

„Wurden Sie glücklich?"

Sie zögerte mit der Antwort. Dann schüttelte sie fast unmerklich den Kopf.

„Er ahnte es lange nicht; dann allmählich verstand er mich. Eines Tages verunglückte er auf der Jagd. Er schoß immer mit der linken Hand, weil seine rechte verkrüppelt war. Man fand ihn todt. Er war ein hoch-

herziger Mensch. Käme er jetzt zu mir, ich würde ihn nicht lassen, bevor er mein Freund wäre. Aber in jenen Tagen war ich so thöricht. O, wie rächt es sich, daß die Männer Kinder mit noch unerwachter Seele zu Gattinnen nehmen."

„Und Sie blieben allein?" fragte Menrath, ohne auf ihre Bemerkung zu achten.

„Selbstverständlich, ich besitze leider keine Verwandten."

„Aber ich würde doch wenigstens nicht ohne Begleitung reisen."

Sie lächelte. „Bis vor einem Jahre nahm ich auch immer mein Mädchen mit. Aber der wurde es auf allen den Punkten meiner Reise, die ich gerade bevorzuge, langweilig. Ich mußte sie die ganze Zeit über unterhalten —"

„Das sieht Ihnen ähnlich," fiel er ein.

„Und schließlich ermüdeten wir Beide. Jetzt reise ich allein. O, es legt mir Niemand Etwas in den Weg."

„Daran zweifle ich nicht," sagte er.

Später gingen sie miteinander spazieren. Ihm wurde seit langer Zeit, seit die heiße Geschichte in Schwaz gespielt hatte, zum ersten Mal wieder leicht zu Muthe. Er verließ den Georgenberg nicht mehr. Seit jenem letzten abenteuerlichen Tage in Innsbruck war die Freude an Tini in ihm erloschen. Neben ihr hatte er erstarken wollen, weil er sie für positiver als sich selbst hielt. Nun kam er endlich zu der Erkenntniß, daß gerade das, was noch schwächer als er war, seine Männlichkeit, seine Kraft herausforderte und wachsen machte. Dorothea besaß so wenig Positives, an der Erde Haftendes an sich, daß er sich hundert Mal im Tage über sie ärgerte und mit ihr schelten mußte. Dabei wurde er zum Rathgeber für sie, was wieder seine praktischen Fähigkeiten entwickeln half. Mit der Zeit gestand sie ihm ein, daß sie nur mehr den Rest ihres Vermögens besäße und auch der zu Neige ginge. Man betrog sie beim Ankauf von Werthpapieren, bei der Veräußerung solcher, kurz, Jeder suchte sich ihre Unkenntniß der Wirklichkeit zu Nutze zu machen.

Wenn ich sie doch liebte, dachte Menrath oft still bei sich, ich würde sie sofort heirathen. Aber sie ist mir nur eine Freundin, nicht mehr.

Liebe ich ihn? fragte sich ihrerseits Dorothea. Nein. Wie hätte ich es sonst ruhig hinnehmen können, daß er die Schwazerin in sein Herz schloß?

XI.

Indessen strich die Zeit dahin. Eines Tages kam Menrath dazu, als Dorothea sich mit Pater Placidus über ihre bevorstehende Abreise unterhielt. „Geht's nicht, in diesem Jahr etwas länger zu bleiben?" fragte der alte Geistliche.

„Leider nein," meinte sie.

„Aber die Baronin scherzt ja nur," warf Menrath ein.

Später, als er mit Dorothea allein war, sagte er: „Es ist doch nicht Ihr Ernst, jetzt schon abzureisen?"

„Freilich, freilich," entgegnete sie kleinlaut, „meine Zeit ist um; ich muß wieder nach Wien zurück."

„Ihr Mädchen langweilt sich wohl?"

„Ich bin nicht reich, Reuttlingen," setzte sie, ohne seine Bosheit zu beachten, hinzu, „ich kann nur eine bestimmte Summe für meine Reise verwenden."

„Von der ein anderer Mensch sicher drei Reisen bestreiten könnte!"

„Vielleicht, aber ich nicht!" . . .

Es war in dem kleinen Gärtchen.

Er sah trostlos umher. Es schien ihm ganz unmöglich, zu denken, daß er hier wieder allein sein sollte. Er blickte sie von der Seite an. Sie war doch sehr lieb gewesen. Lieb wie Keine gegen ihn. Voll Gnade und Güte. Scholastika erschien unter der Thüre.

„Scholastika," rief er, „bringen Sie mir Wein! Gleich drei oder vier Viertel. Eins ist zu wenig. Ich will mich lustig trinken."

„Was ist in Sie gefahren?" fragte Dorothea.

„Gnädige Frau, wollen Sie mir einen Gefallen thun? Ja? Trinken Sie mit mir mit. Ich kann Sie nicht so trocken dasitzen sehen. Ja, wollen Sie?"

Sie preßte die Zähne auf die Lippen. „Meinetwegen."

Scholastika brachte Gläser und Wein.

Er schenkte ein. „Auf's — Hierbleiben!"

Sie zögerte, dann trank sie das Glas leer. Gleich darauf schüttelte sie sich und drückte das Gesicht in die Hände.

„Was ist denn?" fragte er verwundert.

„Mir ist unwohl. Mir bekommt der Wein nicht."

„Aber alle Wetter!" Er fuhr sich über die Stirne. „Ich gedankenloser Mensch. Ich habe Sie ja in der That noch nie Wein trinken gesehen. Weshalb sagten Sie denn aber auch Nichts?"

„Sie meinten doch, es schmecke Ihnen nicht, wenn ich nicht mittrinke."

Er brach in ein ärgerliches Gelächter aus.

„Sie sind — verzeihen Sie, nein, nein — aber liebe, grenzenlos — gute Mama!" Er trat zu ihr und nahm ihre kleinen kalten Hände in die seinen. „Es wird schon vergehen, Mamachen; vergeht's schon? Nicht wahr?" Sie mußte über seinen Eifer lachen. Er schob seinen Stuhl näher zu dem ihren. „Sagen Sie mir Eins, Mama, wer hat Sie erzogen? Eine gewöhnliche sterbliche Mutter?"

„Bringen Sie mir ein Stückchen Brod."

Als er mit einer Schnitte Brod wieder erschienen war und sie das

Stückchen Brod verzehrt hatte, lehnte sie sich mit einem Seufzer der Erleichterung zurück. „So, nun ist mir wieder wohl, nun kann ich Ihnen erzählen. Setzen Sie sich. Die Geschichte ist aber ganz kurz und sehr einfach. Vater und Mutter wurden mir, als ich kaum fünf Jahre zählte, durch eine Epidemie im Zeitraum einer Woche entrissen. Mutter hatte eine Schwester, die draußen vor der Stadt in einem Häuschen wohnte, das von allen Seiten ein Garten umgab. Diese Schwester war ein ganz kleines Fräulein mit einem großen Höcker. Sie ging fast nie aus, weil die bösen Buben dann hinter ihr herliefen und Buckeltante riefen. Aber manchmal stieg sie auf ihre Gartenmauer, so daß man nur den Kopf von außen sah, der war sehr schön — und streute Blumen und Kirschen und kleines Confect, das sie selbst backte, hinaus. Dann balgten sich die Kinder darum, und sie lachte und freute sich an deren Lust. Drinnen in ihrem Wohnzimmer stand eine kleine alte Orgel. Vor der saß sie stundenlang und spielte. Leute, die eben draußen an der Gartenmauer vorbeigingen, blieben stehen und lauschten.

Und wenn ihnen in solchen Momenten ein garstiger Käfer über den Aermel kroch, traten sie ihn nicht todt, sondern setzten ihn sanft auf ein Blatt. Das haben mir die Leute selbst erzählt. —"

„Und zu dieser Tante —"

„Ja, zu diesem Tantchen wurde ich geführt, als der Todtengräber meine Eltern eingeschaufelt hatte. Sie weinte mit mir, dann nahm sie mich auf ihren Schoß und spielte mir wundersame Lieder auf der Orgel vor. Sie bereitete die herrlichsten Torten, mit denen sie mich fütterte, und buk Herzen aus Marzipan, auf denen mein Name stand. Sie stickte mir aus ihren langen goldenen Haaren einen Haussegen und nähte mir schöne feine Kleider. Sie rang um meine Liebe, und als sie sie endlich errungen hatte, und ich ihr einmal sogar zuflüsterte: Tantchen, Du bist doch die allerschönste Frau auf Erden! — sie hatte eben einen Kranz, den ihr meine kleinen Hände geflochten, aufgesetzt, — da zog sie mich an sich und weinte stille glückselige Thränen. Und dann ist es wie ein himmelblauer Traum um mich, in dem Frühlinge hinwandeln, einer um den andern, einer schöner als der andere. Und die alte Orgel klingt hinein mit feierlichen tiefen Accorden. Meine Jugendzeit! . . . Aber meinen Sie nicht, daß ich eine Gefangene war. Tantchen ließ mich mit den andern Kindern spielen bei uns im Garten, bei deren Eltern. Später durfte ich auch Kränzchen und andere harmlose Unterhaltungen der Jugend besuchen. Durch seine Nichte, ein mir gleichalteriges Mädchen, lernte ich Herrn Gleispach kennen. Er besuchte Tantchen, er sagte ihr Alles, bevor er es mir sagte. Und sie nahm mich an ihr Herz und flüsterte mit zuckenden Lippen: „Nimm ihn, nimm ihn, er hat Dich unsäglich lieb." Und da hab' ich ihn denn genommen, weil er mich so lieb hatte. Und sie starb ein halbes Jahr nach meiner Hochzeit . . ."

Eine Biene summte um Dorotheas gesenktes Haupt. Sonst war kein Ton laut. Als sie endlich aufsah, sah sie mitten in Reuttlingens Augen hinein. Sie glänzten, als ob sie feucht wären. Er streckte ihr die Hand hin.

„Dorothea, willst Du mich an Buckeltantchens Stelle annehmen?“

Sie sah ihn zaghaft ungewiß an, dann legte sie ihre Hand in die seine.

XII.

Nun war ihm ihre Weichheit, ihr kindisches Wesen erklärt. Buckeltantchen als Erzieherin! Er spann sich ganz in seine Gedanken ein. Was konnte er diesem lieben Wesen denn eigentlich sein? Ein Beschützer? Aber sie wohnte ja in Wien. Und er hatte seine Wohnung in Meersburg, in dem alten Hause seiner Eltern, das zu verkaufen, er sich noch nicht hatte entschließen können. Wie sollten sie einander da nahe sein? Aber war es eigentlich auch nöthig, daß man sich räumlich nahe war? Er würde ihr schreiben. Gute Rathschläge geben. Er fühlte sich plötzlich als wichtige Person, als Einer, der den schönsten Beruf gefunden hatte: einem einsamen Kinderherzen Lebensmuth und Lebenskraft zu geben. Aber — er sah gleichzeitig auch die „andere“ Seite. War es nicht lächerlich, zu denken, daß gerade er zu dieser Mission bestimmt war? Weshalb denn? War sie nicht schön, noch jung, vornehm genug, um auch andere Männer anziehen zu können? Sollte sie wirklich auf seine Hoheit Menrath von Reuttlingen gewartet haben, um sich trösten zu lassen? Unsinn! Er hatte sich blamirt vor ihr, als er ihr seine Ritterdienste anbot. Sie bedurfte ihrer gar nicht. Ein Gefühl der Bitterkeit, des alten Verzagens an sich ergriff ihn wieder.

Er blieb den ganzen nächsten Tag unsichtbar, wich ihr aus und aß auf seinem Zimmer. Am zweiten Morgen hörte er ein Rumoren auf dem Corridor. Er steckte den Kopf durch die Thürspalte hinaus. Er sah den Knecht zwei Koffer hinabschleppen. Ihre Reisekoffer? Ein heißes Weh griff ihm blitzschnell an's Herz. Dann wurde er zornig.

Unerhört, ohne ihm ein Wort zu sagen! Er rannte in den Garten hinunter. Sie war nicht da. Dann klopfte er an ihrer Thüre an.

„Herein!“

Mitten unter ihren aufgestapelten Sachen stand sie da, heute mit dem Schusterjungengesicht.

„Ei, ei, Herr von Reuttlingen!“

Er stolperte über einen Regenmantel, der vom Stuhle herabhing, reichte ihr die Hand und ließ sich ohne Aufforderung in einen Sessel nieder, um ihr eine Predigt zu halten, sprang aber mit einem Au! wieder auf. Er hatte sich auf etwas Hartes gesetzt. „Der Revolver! Gott gnade Einem! Hoffentlich ist er von Chocolade.“

„Nicht doch, es ist ein ganz richtiger“ —

„Sie, Sie einen richtigen Revolver, zum Todtlachen!"

Sie runzelte die Stirn. Plötzlich erinnerte er sich an Etwas. „Wir haben neulich Bruderschaft getrunken, ich bitte mich nicht Herr von Reuttlingen zu nennen."

„So? Wann soll das gewesen sein? Mir nicht erinnerlich."

„Aber vorgestern doch," sagte er traurig. „Als Dir auf den Wein unwohl wurde."

Sie erröthete. „Mir wurde ja gar nicht unwohl."

„Als ich mich Dir als Buckeltantchen anbot."

„So?" versetzte sie gedehnt, „ich habe Sie jedenfalls nicht geduzt."

„Das ist eine beabsichtigte Beleidigung für mich," brauste er auf.

„Aber so schreien Sie doch nicht so," rief sie, „ich sag' ja schon Du."

„Ach was!" Er sprang ärgerlich auf.

„Sie sind der seltsamste Mensch — was willst Du denn eigentlich von mir?"

„Daß Du nicht fortreisest."

„Du hast Dich ja gestern den ganzen Tag nicht um mich gekümmert."

„Also, deshalb! Man möchte glauben, daß Du —"

„Was denn?"

„In mich verliebt bist."

„Nein, das ist doch zu stark." Sie wandte sich um und lachte. Aber er sah, wie ihre Mundwinkel heimlich zuckten.

„Mach keine Dummheiten," sagte er, indem sein Herz heftig zu klopfen begann, „reise heute noch nicht, warte bis morgen."

Er rannte aus dem Zimmer.

Abends aßen sie miteinander im Garten. Er beobachtete sie insgeheim. Ihre Lippen sind rosenfarben wie die Lippen eines kleinen Kindes. Ob sie küssen kann? Es muß sein, als ob Einen ein Schmetterling streift. Ueberhaupt, sie ist eigentlich sehr schön. Ganz fein schön. Nicht nach gewöhnlicher Menschenart. Selbst die kleine Nase, die man boshaft Stumpfnase nennen könnte, steht ihr gut. Mein Gott, gefällt sie mir etwa doch?

„Liebe Dorothea, bitte, steh' ein wenig auf." „Weshalb denn?" fragte sie verwundert, gehorchte aber. Er trat dicht an sie heran.

„Damit ich Dir beweisen kann, daß Du um zwei Finger kleiner bist als ich."

„Aber das weiß ich ja schon längst."

„Ach, Du bist sehr unhöflich gegen mich."

Er ging weg. Sie ließ sich wieder nieder und stützte das Gesicht in die Hände.

Plötzlich fühlte sie ihre Schulter sanft berührt. Pater Placidus stand neben ihr.

„Wer wird denn so traurig sein?"

„Ach man —" sie konnte nur mühsam sprechen, „man ärgert mich so."

„Geduld, Geduld, das sind die Frühlingsstürme, das geht vorüber, dann giebt's gleichmäßigere Witterung."

„Wie meinen Sie das, Pater Placidus?"

„Aber Kind," sagte er gut, „glauben Sie, ich wäre blind?"

„Sie sind in einem großen Irrthum befangen."

Er lachte. „Man kämpft nicht, wo man nicht siegen will."

„Ich bin Herrn Reuttlingen so gleichgiltig, wie er mir ist."

Er hatte oben an seinem offenen Fenster gestanden und ihre Worte gehört. Gerade die letzten. Er setzte sich auf seinen Bettrand, ballte die Fäuste und starrte vor sich hin. Also doch! Dann lachte er gewaltsam. Aber war sie ihm denn nicht auch gleichgiltig? Natürlich. Doch ganz, ganz. Es war — ach, er war eben durch die Einsamkeit hier auf ihre Gesellschaft angewiesen gewesen, und — hm. Er lief fort. Die halbe Nacht irrte er in den Wäldern herum. Als er zurückkam, sah er noch Licht auf ihrem Zimmer.

Am nächsten Tag ging er mit seiner blasirtesten Miene in das Gärtchen hinab.

Sie saß schon da. Mit einem ganz elenden blassen Gesichtchen.

„O, schon auf, gnädige Frau," sagte er eisig.

„Ich habe mich so geängstigt um Dich, als Du so lange ausbliebst."

„Seit wann haben Sie die Gnade, sich um die Dauer meiner Spaziergänge zu bekümmern?"

„Ich schickte Scholastika nach Dir."

„So? Womit kann ich dienen?"

„Ich wollte Dich bitten, mir zu sagen" — sie stockte, ihre Lippen begannen zu zittern. Sie stand auf und wollte sich entfernen. Er hielt sie zurück.

„Was wolltest Du?" fragte er rauh.

„Ich wollte wissen, was Du eigentlich von mir wünschest, weshalb Du mich so quälst." Sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Ich bin Dir doch so gleichgiltig," entgegnete er, sich an ihrem Jammer weidend. „Gleichgültige Menschen können Einen doch nicht kränken."

Sie sah ihn mit ihren treuen braunen Kinderaugen an. „Du bist mir nicht gleichgiltig, aber ich bin es Dir."

„Woraus schließt Du das!"

„Nun, wenn man — wenn man —"

„Du meinst, wenn ein Mann eine Frau liebt und sie frei ist, dann freit er um sie. Meinst Du das?"

Sie sah ihm ruhig und stolz in die Augen.

„Aber sieh," fuhr er fort und würgte Etwas hinab — er redete in diesem Augenblick, wie's ihm gerade um's Herz war, „Du bist keine Frau, die man heirathet; Frauen wie Dich bewundert man, hat man lieb, aber

— zum Heirathen wählt man sich eine Tini mit praller Brust und runden Hüften, die Einem viele Nachkommen verspricht."

„Weshalb thatest Du es denn nicht?" fragte sie sanft.

„Weil — weil — Herrgott, weil ich einsah, daß ich sie ja gar nicht liebte," platzte er los.

Dorothea sah einen Augenblick vor sich auf den Boden, dann warf sie ihm einen räthselhaften Blick zu und verließ den Garten. Im Treppenflur war Scholastika mit Säubern des Bodens beschäftigt. Sie mit ihren scharfen, klugen Augen hatte das grausame Spiel dieser Beiden mit ihren unklaren Gefühlen schon lange beobachtet. Jetzt sah sie die todtblasse Frau an sich vorüber eilen.

„Wenn Dich Dein Auge ärgert, reiß es aus," sagte ihre tiefe Stimme. Sie meinte, Dorothea solle Menrath lassen, wenn er ihr Anlaß zum Kummer bot. Dorothea faßte die Worte anders auf. Sie hat Recht, sagte sie zu sich selbst. Diese einfachen, schlichten Menschen haben immer Recht. Wenn Dich Dein Herz ärgert, so reiße es aus. Es ärgert mich, denn es schreit nach ihm, und er — er — sie brach in ein heißes fassungsloses Weinen aus und stürmte in ihr Zimmer hinauf.

Er indessen schritt unruhig im Garten auf und nieder. Liebt sie mich am Ende doch? Wenn sie mich liebte! Wenn sie mich doch liebte!

Die Süße! Sie mich, ich sie! Liebe ich sie? Vielleicht! Oder vielleicht auch nicht. Lieben ist etwas Positives. Und ich bin so unpositiv. Ich —

Da knallte ein Schuß von oben. Menrath zuckt zusammen. Gott, Gott, was war das?

Er stürmt hinaus, über die Treppe hinauf.

„Dorothea! Dorothea! Mein Kind, meine Kraft, mein süßes Weib!" Jetzt erkennt er, daß er sie grenzenlos lieb gehabt . . . Er stößt ihre Thüre auf, das Zimmer ist von Pulverdampf erfüllt, auf dem Sopha dort . . . . eine langausgestreckte Gestalt, er stürzt auf sie zu, er wirft sich über sie. „Todt! todt! todt!" . . . . Da richtet sie sich auf und — streckt ihm ihre Zungenspitze entgegen . . . . .

Der Uebergang ist zu unvermittelt. Ein Lachkrampf befällt Menrath, er schluchzt und lacht, nimmt sie an den Ohren, jagt mit ihr im Zimmer herum, kneift sie und fällt endlich erschöpft auf einen Stuhl. In diesem Augenblick öffnet sich die Thür. Scholastika, wie der zürnende Gottvater, steht unter ihr. Wie sie die Beiden erblickt, wendet sie sich zurück.

„Na, Pater Placidus, sie leben no alle Beide."

„Gott sei gedankt!" Er tritt ein.

„Kinder, Kinder, seid Ihr toll geworden? Werdet Ihr noch lange spielen?"

„Ich hab' nicht gespielt." Dorothea tritt auf ihn zu und ergreift seine Hände. Ihr Gesicht ist von Thränen feucht, aber in ihren Augen

liegt's wie eine aufgegangene Sonne. „Ich wollte sterben, weil ich dachte, daß er mich nicht mag, aber — der Revolver ist zu früh losgegangen." Sie senkt erröthend den Kopf.

„Eben, als ich unten erwog, ob sie mich vielleicht doch zum Manne nehmen würde, wenn ich sie um ihre Hand bäte, hat sie sich erschossen."

Pater Placidus runzelt die Stirne. „Ihr seid grenzenlos leichtsinnig, alle Beide. Was wehret Ihr Euch gegeneinander? Noch niemals sah ich zwei Menschen, die so für einander geschaffen waren. Sie sind ein Kind, Reuttlingen, Sie, Dorothea, ein kleines Kind. Das größere muß das kleinere erziehen, so Gott will, wachsen alle Beide dabei."

Menrath richtet sich neben Dorothea auf. „Es ist ja nur ein zwei Finger breiter Unterschied zwischen uns, Pater Placidus."





Das erste deutsche Parlament.

Zu dessen fünfzigjährigem Jubiläum.

Von

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

I.

Ein halbes Jahrhundert ist dahingegangen, seit in der alten Wahl- und Krönungsstadt deutscher Kaiser, Frankfurt am Main, das erste deutsche Parlament zusammentrat, eine aus freien Volkswahlen hervorgegangene Gesammtvertretung der Nation, bestimmt, für das neuzugestaltende Deutschland eine Verfassung zu Stande zu bringen.

Von den Jetztlebenden kennen die Allermeisten die Vorgänge des Jahres 1848 nur aus zweiter Hand, entweder vom Hörensagen aus Erzählungen Aelterer, oder aus Schriften. Auch die Thätigkeit des ersten deutschen Parlaments ist selten recht gekannt, weit öfter verkannt und daher falsch beurtheilt.

Von den Mitgliedern jener Versammlung selbst ist aller Wahrscheinlichkeit nach nur ein ganz winziger Rest noch am Leben. Die jüngsten derselben hatten damals ein Alter von 25 bis 26 Jahren, die meisten waren älter, zum Theil viel älter. Als bei Eröffnung der Versammlung ein Alterspräsident bestellt werden sollte, meldeten sich sechs, die das 70. Lebensjahr erreicht oder überschritten hatten. Der Aelteste war der 78jährige E. M. Arndt. Auch die damals Allerjüngsten hätten heute die Altersgrenze schon überschritten, die nach dem Ausspruch der Bibel dem menschlichen Leben in der Regel gesetzt ist.

Im Jahre 1878, als seit dem Parlament ein Menschenalter verflossen war, erließ der Verfasser dieses Aufsatzes an die noch Lebenden seiner ehemaligen Collegen von der „Erbkaiserpartei" eine öffentliche Aufforderung, sich bei ihm zu melden. Darauf meldeten sich 34. Von 22 Anderen erkundete ich sonstwie, daß sie noch lebten, so daß im Ganzen, mich selbst mitgezählt, etwa gegen 60 noch übrig sein mochten von den 267, die für

das Erbkaiserthum gestimmt hatten. Sieben Jahre später, 1885, als wir „alten Frankfurter" dem großen Schöpfer des neuen Deutschen Reichs gemeinsam unsere Glückwünsche zu seinem 70. Geburtstage und 50. Amtsjubiläum darbringen wollten, fanden sich nur noch einige 30. Von diesen leben jetzt, soweit meine Kenntniß reicht, noch 7, nämlich H. H. Meier in Bremen, der hochverdiente Gründer der mächtigen Dampfschifffahrtsgesellschaft „Norddeutscher Lloyd" (88 Jahre alt), Dr. v. Simson, Präsident des Frankfurter Parlamentes, später Präsident des sogenannten Unionsparlamentes in Erfurt, noch später Präsident einer ganzen Reihe von Reichstagen, seit 1878 Chefpräsident des Reichsgerichts in Leipzig, bis er vor mehreren Jahren sich zurückzog, um ein wohlverdientes otium cum dignitate in Berlin zu genießen (87 Jahre alt), der Geheime Commerzienrath Mevissen in Köln (84 Jahre alt), der Curator der Universität Halle, Geheimer Rath Dr. Schrader (80 Jahre alt), Professor Dr. Haym (76 Jahre alt), ebenda, der Dichter Wilhelm Jordan, Verfasser des „Demiurgos", Umdichter der „Nibelungen" u. s. w., in Frankfurt am Main (79 Jahre alt), endlich ich selbst, der ich im 86. Jahre stehe*).

Als Einer dieser noch Ueberlebenden fühlte ich das Bedürfniß, fast möchte ich sagen die Verpflichtung, das 50jährige Jubiläum des ersten deutschen Parlamentes nicht vorübergehen zu lassen, ohne demselben ein Wort der Erinnerung zu widmen und für seine Thätigkeit, gegenüber so manchen Angriffen, die es erfahren hat, Zeugniß abzulegen.

Zu Letzterem glaube ich darum nicht ganz unberufen zu sein, weil ich als Theilnehmer schon am Vorparlamente und am Fünfzigerausschuß, im Parlamente selbst als ständiges Mitglied des Bureau (erst als Schriftführer, in der letzten Zeit als Vicepräsident), als im Vorstand und meist Vorsitzender des Clubs „Augsburger Hof" und der großen „Erbkaiserpartei", als Mitglied der Neunercommission, welche die Verbindung unter den zu dieser gehörenden Clubs unterhielt, endlich als Mitglied der Kaiserdeputation, allen wichtigen Vorgängen jener Zeit so nahe gestanden habe, wie wohl nur Wenige.

Neben meinen persönlichen Erinnerungen habe ich auch die Aufzeichnungen von anderen Zeitgenossen, meist ebenfalls Mitgliedern des Parlaments, benutzt**).

---

*) Ein achter und neunter „alter Frankfurter", der Senatspräsident beim Reichsgericht Dr. Drechsler, 76 Jahre alt, und Graf von Keller, königlich preußischer Commissar bei der Lebensversicherung zu Gotha a. D., 92½ Jahre alt, sind erst vor Kurzem gestorben.

**) Da es für manche Leser von Interesse sein mag, eine Ueberficht der aus unmittelbarem Selbsterlebten erwachsenen Litteratur über das Parlament von 1848 zu gewinnen, so führe ich die von mir verglichenen Schriften hier an. Es sind die folgenden: Laube: „Das erste deutsche Parlament", 3 Bände; Haym: „Die deutsche Nationalversammlung", 3 Theile; Duncker: „Zur Geschichte der deutschen Reichsversammlung"; v. Raumer: „Briefe aus Frankfurt und Paris 1848—49", 2 Bände; Wichmann: „Denk-

Eine fortlaufende Geschichte des Parlaments zu geben, ist nicht meine Absicht. Dazu wäre der mir vergönnte Raum viel zu knapp*). Ich beschränke mich auf die Hervorhebung einiger Hauptmomente aus den Verhandlungen über die Verfassung.

Das Frankfurter Parlament von 1848 war eine Frucht der Märzbewegung desselben Jahres, letztere wieder eine Folge der Pariser Februarrevolution.

Schon einmal, im Jahre 1830, hatte ein ähnlicher Anstoß von Frankreich aus ähnliche Wirkungen in Deutschland erzeugt. Allein damals war in Frankreich nur eine neue Dynastie an die Stelle einer älteren gesetzt, im Uebrigen die bestehende Staatsordnung beibehalten worden; dem entsprechend waren auch in Deutschland nur einige neue Verfassungen mit Volksvertretung entstanden, war die Presse etwas freier, das parlamentarische Leben in den Südstaaten wieder etwas rühriger geworden. Im Uebrigen waren die alten Zustände unverändert geblieben, insbesondere auch die Gesammtverfassung Deutschlands mit ihren großen Unzulänglichkeiten nach außen und innen.

Im Jahre 1848 war dies wesentlich anders. In Frankreich war diesmal die ganze Staatsordnung umgestürzt, an die Stelle der Monarchie die Republik gesetzt worden. Kein Wunder, wenn die Wellenringe einer so tiefgreifenden Bewegung weit über die Grenzen Frankreichs hinausschlugen. Wie hätte Deutschland davon unberührt bleiben können? Des politischen Zündstoffes gab es hier mindestens ebenso viel, wie irgendwo anders. Dazu kam, daß eine Richtung des öffentlichen Geistes, die 1830 noch so gut wie gänzlich geschlummert hatte, die nationale, seitdem durch Zollverein und Eisenbahnen, durch den Thronwechsel in Preußen 1840 und

---

würdigkeiten aus der Paulskirche"; Biedermann: „Erinnerungen aus der Paulskirche"; derselbe: „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte", 2 Bände; Rümelin: „Briefe aus der Paulskirche"; Heller: „Brustbilder aus der Paulskirche"; Beseler, G: „Erlebtes und Erstrebtes"; „Dahlmanns Leben" von Springer; „Mathys Leben" von Freytag; „Leben des Generals Friedrich von Gagern" von Heinrich von Gagern; „Dunckers Leben" von Haym: „v. Stockmars Denkwürdigkeiten" von seinem Sohne; „v. Bunsens Leben" von Nippold; „König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Bunsen", herausgegeben von Ranke; Duckwitz: „Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben" (insgesammt von der erbkaiserlichen Partei); Jürgens: „Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerkes", 2 Bände (großdeutsch); „Heinrich Simon" von Joh. Jacoby; Jul. Fröbel: „Ein Lebenslauf", 2 Bände; (Beide von der Linken); „Anton Ritter von Schmerling" von Arneth; „Aus meinem Leben" von Ritter von Arneth (Beide vom österreichischen Standpunkt aus); „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Leopold von Gerlach (des Hauptes der preußischen Camarilla); „Erinnerungen aus meinem Leben" von Richard von Friesen, königlich sächsischem Staatsminister a. D.

*) Eine solche Geschichte, und zwar eine sehr gedrängte und übersichtliche, enthalten meine „Dreißig Jahre deutscher Geschichte, 1840—70" (Verlag der Schles. Verlagsanstalt zu Breslau), 4. Auflage, 1. Bd., S. 279 ff., Beiträge dazu auch „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte", ebenda, 1. Bd., S. 358 ff.

die in dasselbe Jahr fallende Kriegsdrohung Frankreichs geweckt und genährt worden war, so daß sie jetzt neben, ja vor der freiheitlichen ihre Geltung verlangte. So kam es, daß die Kunde von der am 24. Februar erfolgten Vertreibung Ludwig Philipps und seiner ganzen Familie aus Frankreich, kaum über den Rhein herübergelangt, hier sofort eine Bewegung entzündete, die sich pfeilschnell, gleich dem elektrischen Funken am Drahte, von einem deutschen Lande in das andere fortpflanzte. Schon am 27. Februar fand in Offenburg in Baden eine große Volksversammlung statt, welche zwölf „Forderungen des Volkes" (Preß- und Vereinsfreiheit, öffentliches Gericht mit Geschworenen, Sicherung von Person und Eigenthum gegen Polizeiwillkür, Ministerwechsel, Volksbewaffnung u. s. w.) proclamirte. Aehnliche Forderungen wurden allerwärts gestellt und meistens nach kürzerem oder längerem Sichsträuben von den Fürsten bewilligt oder doch für die nächste Zeit verheißen. Die Träger des alten, verhaßten Systems wichen Männern des öffentlichen Vertrauens, gewöhnlich bisherigen oder früheren Führern der liberalen Opposition in den Kammern. Man nannte sie nach dem Datum ihrer Ernennung „Märzminister".

In den Mittel- und Kleinstaaten hatte die Bewegung, abgesehen von einzelnen tumultuarischen Scenen, im Ganzen keinen gewaltthätigen Charakter. In Sachsen vollzog sie sich sogar ohne Betheiligung der Massen, lediglich innerhalb der Kreise des gebildeten Bürgerthums, in der streng gesetzlichen Form von Adressen, Petitionen und Deputationen an den König, daher auch ohne jede Störung der öffentlichen Ordnung. Auch der Sturz des allmächtigen Staatskanzlers von Oesterreich, Fürsten Metternich, erfolgte nicht sowohl durch eine Revolution der Straße, als durch eine Palastrevolution; der Ruf nach seiner Abdankung (welchem der Fürst in würdiger Haltung stattgab) kam aus einem in der Hofburg versammelten Kreise der angesehensten Personen. Nur in Berlin, wo die unglückselige Zauderpolitik Friedrich Wilhelms IV. die Erregung der Gemüther auf's Höchste angespannt hatte, kam es zu einem Kampfe zwischen Volk und Militär, der auf beiden Seiten viele blutige Opfer kostete.

Man hat bisweilen die Märzbewegung des Jahres 1848 als das von langer Hand vorbereitete Werk einer radicalen Partei dargestellt. Das ist nicht richtig. Allerdings gab es in verschiedenen deutschen Staaten eine solche Partei; es gab auch einflußreiche und ehrgeizige Führer, wie Robert Blum in Sachsen, Johann Jacoby in Preußen, Itzstein, Hecker, Struve in Baden u. s. w.; es gab einen gewissen Zusammenhang unter diesen theils durch eine thätige Parteipresse, theils auch (seit 1839) durch regelmäßige persönliche Zusammenkünfte, bei denen die Taktik der Agitation vereinbart wurde. Allein von einer geheimen Verschwörung, wie etwa derjenigen der Carbonaris in Frankreich und Italien, war alles dieses noch weit entfernt. Auch hatte die Bewegung des März dafür viel zu sehr einen spontanen, fast elementaren Charakter. Der ganze Bürger-

stand, selbst in seinen gemäßigten Kreisen, war daran betheiligt, wenn nicht persönlich, doch mit seinen Sympathien. Vorbereitet war allerdings die Märzbewegung von 1848 (und sie kam daher keineswegs, wie wohl gesagt worden, plötzlich, „über Nacht"), aber von ganz anderer Seite, nämlich durch die Mißregierung, die in vielen, ja den meisten deutschen Staaten bestand. Wir haben dafür ein unverwerfliches Zeugniß von einem nach Geburt und Lebensstellung durchaus conservativen Manne, dem königlich sächsischen Staatsminister a. D. Richard von Friesen. Dieser sagt in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben" (1. Band, S. 58):

„Das Jahr 1847 ging zwar äußerlich ruhig vorüber, aber überall, nicht nur in Sachsen, sondern in ganz Deutschland, herrschte Unzufriedenheit, Mißtrauen, Besorgniß für die Zukunft. Die staatlichen Einrichtungen Deutschlands, sowohl der Bund selbst, als die Verfassungen eines großen Theils der Einzelstaaten, waren alt geworden, paßten nicht mehr zu den veränderten Verhältnissen, zu den Ideen, die sich der Bevölkerung in weiten Kreisen bemächtigt hatten. Allgemein war die Ueberzeugung, daß es so nicht fortgehen könne. Viele Tausende an sich keineswegs revolutionär und antimonarchisch Gesinnter, die aber keine Möglichkeit eines friedlichen, streng verfassungsmäßigen Ausganges sahen, wurden für die Idee einer allgemeinen, wenn auch gewaltsamen Umwälzung — nach einer oder der anderen Richtung hin — geneigter und empfänglicher gemacht."

Damit spricht Herr von Friesen aus, daß nicht die „veränderten Verhältnisse" oder die in die Bevölkerungen eingedrungenen „Ideen" die Erhebung von 1848 verschuldet hätten, sondern das Zurückbleiben der Regierungen hinter diesen Verhältnissen und diesen Ideen. Das entspricht auch vollkommen jenem unabänderlichen und daher nicht ohne schwere Gefahren zu mißachtenden Gesetze der Geschichte, wonach in dem Geist der Völker und in den Verhältnissen unaufhaltsame Entwicklungen vorgehen, denen durch Anpassung der politischen und socialen Einrichtungen daran Rechnung getragen werden muß.

Das Bewußtsein, diese Pflicht versäumt zu haben, war es wohl auch, was, als die Bewegung von 1848 losbrach, als der lange unterdrückte und mißachtete Volksgeist sein Recht forderte, den Arm der Regierungen lähmte, sie nachgiebig stimmte und sie abhielt, von den Machtmitteln Gebrauch zu machen, die ihnen zu Gebote standen.

In Frankreich war aus ähnlichen Ursachen, aus jener Halsstarrigkeit Ludwig Philipps, der streng auf seinem persönlichen Regiment beharrte, und jenem dreifachen rien (nichts), welches dessen Minister Guizot der Opposition entgegenwarf, als diese eine zeitgemäße Umgestaltung des veralteten Wahlgesetzes verlangte, die Revolution des Jahres 1848 erwachsen, welche den König sammt seinem Minister vom französischen Boden vertrieb.

Eine „Revolution" in diesem Sinne war die deutsche Märzbewegung nicht, obschon man sie häufig so genannt hat*). Sie war es weder in ihren Mitteln, noch in ihren Zielen. Nicht in ihren Mitteln, denn auch die

*) So in dem unlängst erschienenen Buche: „Die deutsche Revolution von 1848" von Hans Blum.

weitgehendsten Forderungen des Volkes suchten nicht sich mit Gewalt durchzusetzen, sondern wandten sich bittweise, wenn auch bisweilen in etwas stürmischer Form, an die geordneten Gewalten. Die sog. Revolution von 1848 verfuhr darin sogar glimpflicher als die auch sogenannte „Revolution" von 1830. Damals wurden in Leipzig die Wohnungen der Polizeibeamten erstürmt und geplündert, in Dresden das Polizeigebäude in Brand gesteckt, in Braunschweig der Herzog verjagt und sein Schloß angezündet, in Kurhessen ebenfalls der Kurfürst gezwungen, das Land zu verlassen.

Einzelne Ausschreitungen kamen auch 1848 vor, aber sie hatten mehr einen socialen als einen politischen Charakter und bewegten sich in engeren Kreisen. In ihren Zielen glich die Bewegung von 1848 keiner der großen geschichtlichen Revolutionen, weder den englischen von 1640 und 1688, noch den französischen von 1789, 1830, 1848. Diese alle stürzten jedes Mal die ganze bestehende Ordnung der Dinge um, verwandelten die Monarchie in Republik oder setzten wenigstens an die Stelle der einen Dynastie eine andere. Die Märzbewegung dagegen „blieb vor den Thronen stehen", wie man es damals nannte.

Der republikanische Aufstand, den Hecker und Struve im badischen Oberland im April erregten, beschränkte sich auf einen ganz kleinen Bezirk und fand selbst in diesem so wenig Anklang, daß Hecker, als er sich zum Losschlagen entschloß, kaum 50 Mann um sich hatte und, als es zum Zusammenstoß mit den Bundestruppen kam, kaum 1200.

Den allerstärksten Beweis dafür, daß die Märzbewegung nicht eine eigentliche Revolution war, liefert die Geschichte des Berliner Aufstandes vom 18. März. Einen halben Tag und eine Nacht hindurch wird mit großer Erbitterung zwischen Volk und Militär gekämpft. Auf Befehl des Königs wird Letzteres am Morgen des 19. März zurückgezogen und durch ein unbegreifliches Mißverständniß auch vom Schloß und aus der Stadt entfernt. Damit sind die Aufständischen Herren der Stadt und der Person des Königs geworden. Aber nicht das Geringste geschieht, um diesen Vortheil auszunutzen. Kein Ruf nach Entthronung des Königs, nach Verkündigung der Republik wird laut. Ja, als einzelne Heißsporne dergleichen versuchen, werden sie von der Menge zum Schweigen gebracht und bedroht. Selbst die Volksbewaffnung, nach der ein Haus stürmisch verlangt, wird nicht etwa eigenmächtig in's Werk gesetzt, sondern erbeten und von der zuständigen Behörde mittels Auslieferung von 6000 Flinten aus dem Zeughause gewährt.

Es ist nicht unwichtig, dies zu constatiren, denn man sieht die Bewegung von 1848 und alle daraus hervorgegangenen Bildungen, selbst das Parlament, mit anderen Augen an, wenn man in dieser Bewegung von vorn herein eine „Revolution", wohl gar eine von langer Hand angelegte erblickt, als wenn dies nicht der Fall ist.

Im Laufe der vierziger Jahre hatte sich neben anderen auch eine gemäßigt liberale Partei herausgebildet, die zugleich vorwiegend national war, d. h. die ihre Blicke über die engeren Grenzen des Einzelstaates hinaus auf das Ganze des gemeinsamen deutschen Vaterlandes richtete.

Zu ihr gehörten Männer wie Dahlmann, die beiden Beseler, Heinrich von Gagern, Mathy und A. Ihr Organ in der Tagespresse war die von Gervinus und Häußer redigirte „Deutsche Zeitung". Im Jahre 1847 hatten sie zum ersten Male ebenfalls eine persönliche Zusammenkunft (zu Heppenheim an der Bergstraße) abgehalten, worin sie die Lage des Vaterlandes besprachen. Eine erste Frucht dieser Besprechung waren zwei Anträge auf Herbeiführung eines deutschen Parlamentes, von denen den einen in der badischen Volkskammer Bassermann, den anderen in der hessen-darmstädtischen Heinrich von Gagern stellte. In manchen Einzelstaaten, wie in Sachsen, hatten im März 1848 diese Gemäßigten vom Haus aus die Führung der Bewegung übernommen und sie vor Ausschreitungen bewahrt. Jetzt suchten sie mit vereinten Kräften sich derselben in ganz Deutschland zu bemächtigen, um sie in's rechte Geleise zu leiten, damit sie sich weder überstürze noch aber auch verzettele und spurlos vorübergehe. Am 5. März versammelten sich die Männer von Heppenheim, 51 an der Zahl, unter den Ruinen des Heidelberger Schlosses, diesen stummen und doch so beredten Zeugen einer der trübsten Zeiten des alten Deutschlands, zu einer Berathung. Als das Dringendste erschien ihnen die schleunige Berufung einer Gesammtvertretung der Nation, eines deutschen Parlamentes. Dieses sollte eine zeitgemäße, volksthümliche Verfassung für Deutschland schaffen. Als Grundsätze einer solchen dachten sie sich folgende:

Ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern. Ein Senat der Einzelstaaten. Ein Haus des Volkes, hervorgehend aus Urwahlen nach dem Maßstabe von 1 zu 70000. Competenz des Bundes durch Verzichtleistung der Einzelstaaten auf folgende Punkte zu Gunsten der Centralgewalt: ein einziges Heerwesen, eine gemeinsame Vertretung gegenüber dem Auslande, Ein System des Handels, der Schifffahrtsgesetze, des Bundeszollwesens, der Münzen, Maße, Gewichte, Posten, Wasserstraßen und Eisenbahnen, Einheit der Civil- und Strafgesetzgebung und des Gerichtsverfahrens. Ein Bundesgericht. Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte.

Endlich sprachen sie noch aus:

Der Beschluß der Einberufung der constituirenden Nationalversammlung auf obige Grundlagen hin erfolgt durch die mit Vertrauensmännern verstärkte Bundesbehörde.

Nun thaten sie noch einen zweiten Schritt; sie beriefen mittelst persönlicher Einladungen (an Abgeordnete, Mitglieder von Gemeindecollegien, Schriftsteller) eine Versammlung von Männern des öffentlichen Vertrauens aus ganz Deutschland auf den 30. März nach Frankfurt a. M. Dieselbe sollte das Parlament gewissermaßen vorbereiten, sollte die beste Art der Wahlen dazu berathen, auch für die Beschleunigung dieser Wahlen und die baldige Einberufung des Parlaments wirken. Der Volksmund nannte sie daher „Vorparlament".

Die Anhänger der Reaction haben dieses Vorparlament wegen seines Ursprunges, weil es durch einen freien Willensact von Männern aus dem Volke berufen ward, als eine Ausgeburt und Verkörperung der „Revolution" verschrieen, wie sie freilich dasselbe auch mit dem aus gesetzlichen Wahlen hervorgegangenen Parlamente gethan haben.

Und doch hat gerade dieses angeblich „revolutionäre" Vorparlament den thatsächlichen Beweis geliefert, wie wenig revolutionär der Volksgeist damals im größten Theile von Deutschland war, denn es hat mit großer Mehrheit zweimal Anläufe einer republikanischen Minderheit zurückgeschlagen und dadurch unberechenbare Ruhestörungen in ganz Deutschland, vielleicht einen Bürgerkrieg verhütet.

Sogleich am ersten Tage stellte Gustav von Struve dem monarchisch-constitutionellen Programm der 51 ein entschieden republikanisches, ultra-demokratisches und theilweise socialistisches entgegen. Die Versammlung ging zur Tagesordnung über, indem sie beschloß, die ganze Verfassungsfrage dem aus gesetzlichen Wahlen hervorgehenden Parlamente zu überlassen. Am folgenden Tage beantragte Friedrich Hecker in einer feurigen Rede, das Vorparlament sollte zusammenbleiben bis zum Zusammentritt des wirklichen Parlaments. Eine solche Permanenz der Versammlung hätte fast unausbleiblich dieselbe zu einem Convent machen müssen. Die Regierungen, selbst die preußische, waren durch die Märzbewegung sehr geschwächt. Der Süden war noch immer sehr aufgeregt. Die Mehrzahl der Theilnehmer am Vorparlamente kamen aus dem Süden, nur ein kleiner Theil aus dem ferneren Norden. Dieses Verhältniß mußte sich bei längerem Beisammensein der Versammlung immer mehr zu Ungunsten des Nordens gestalten, denn viele Mitglieder würden durch ihre Geschäfte daheim genöthigt sein, zeitweilig die Versammlung zu verlassen; die aus dem Norden würden dann nur schwer, die aus dem Süden viel leichter bei wichtigen Entscheidungen auf ihre Sitze zurückkehren können. Endlich stand zu befürchten, daß die vorwiegend republikanisch gesinnte Bevölkerung aus der Umgebung Frankfurts versuchen möchte, einen Druck auf die Versammlung zu üben.

Es war das große Verdienst des ehemaligen Führers der liberalen Opposition und jetzigen Ministerpräsidenten in Hessen-Darmstadt, Heinrichs von Gagern, in einer überzeugenden Rede diese Gefahren aufgedeckt und abgewendet zu haben. Der Hecker'sche Antrag ward mit 368 gegen 143 Stimmen, also mit nahezu $^2/_3$ aller Stimmen, verworfen. Selbst von den Süddeutschen hatte eine Mehrzahl dagegen gestimmt.

Auch der vom Vorparlament zurückgelassene Fünfzigerausschuß verfuhr in demselben Sinne einer Aufrechterhaltung der Ordnung. Als Hecker und Struve es nun unternahmen, dieselben Ideen, für die sie im Vorparlamente keine Mehrheit gefunden, mit den Waffen in der Hand durchzusetzen, da versuchte der Ausschuß nicht blos (freilich umsonst), durch zwei

an Hecker abgeordnete Mitglieder diesen von seinem verbrecherischen Beginnen abzubringen, sondern er erließ auch Proclamationen an die Bevölkerung in Süddeutschland und an die deutschen Arbeiter in Frankreich, worin er dringend von jedem bewaffneten Zuzug abmahnte. In der einen derselben hieß es:

„Männer in Baden, Württemberg, Rheinbayern und Hessen! Zum Bürgerkriege, zu dem Entsetzlichsten, was uns nur treffen kann, ruft man Euch auf! Ihr sollt die Waffen gegen Eure Mitbürger führen, um Meinungen einer Partei dem ganzen Deutschland aufzudrängen. Und das zu einer Zeit, wo der Wille des deutschen Volkes sich binnen wenigen Wochen in der constituirenden Nationalversammlung aussprechen wird, zu einer Zeit, wo Deutschland im Begriff ist, den Forderungen aller seiner Stämme durch wahrhafte Volksvertreter ihr Recht zu verschaffen! Der Fünfziger-Ausschuß ist der Zuversicht, daß Ihr die Zumuthungen jenes Aufrufs mit Entrüstung zurückweisen und als freie Bürgerwehr, an der Seite der aufgebotenen Truppen, jenen Verblendeten mit Kraft entgegentreten werdet."

Und in der anderen an die deutschen Arbeiter in Frankreich:

„Wir beschwören Euch, verzichtet auf den Gedanken, — wenn Ihr ihn anders, wie öffentliche Blätter berichten, gehegt haben solltet, — in bewaffneten Massen in das Vaterland zurückzukehren. Ein solches Beginnen könnte das Werk Eurer Brüder in Deutschland, könnte auch Eure Hoffnung auf ein freies, einiges Vaterland nur zerstören und würde unabwendbar mit Euerem eigenen Untergang endigen.

Einzelnen Ruhestörungen, wie sie am Rheine, in Aachen und sonst vorkamen, trat der Ausschuß ebenfalls (wenn auch nicht immer erfolgreich) entgegen. Daneben richtete er aber auch (was man ihm sehr verübelt hat) ernste Worte an den Kurfürsten von Hessen, als in Kassel die Gardereiter ohne begründeten Anlaß auf friedliche Bewohner eingehauen hatten.

Mehr als sechs Wochen lang mußte der Fünfzigerausschuß die schwierige und verantwortungsvolle Rolle auf sich nehmen, als eine Art von oberster Behörde für ganz Deutschland zu gelten, an welche die Bevölkerung sich vertrauensvoll wendete und deren Unterstützung selbst die Regierungen bisweilen in Anspruch nahmen.

Am 18. Mai trat das Parlament zusammen. Man durfte gespannt sein, welchen Charakter, welche Farbe es haben werde. In dem vom Bundestage im Einverständniß mit dem Fünfzigerausschuß erlassenen Wahlgesetz war „jedem selbstständigen, volljährigen Deutschen" das Wahlrecht und die Wählbarkeit zugesprochen. Ob directe oder indirecte Wahl, blieb den Regierungen überlassen. Zu den Volkskammern in den Verfassungsstaaten war bisher nach mehr oder weniger beschränkten Wahlgesetzen gewählt worden. In Preußen und Oesterreich hatte es eigentliche Volkswahlen überhaupt noch nicht gegeben. Jetzt sollte auf einmal allerwärts nach einem Wahlgesetze gewählt werden, welches alle bisherigen Schranken des Wahlrechtes aufhob, ja, in Bezug auf das Alter des Wählenden und es zu Wählenden weiter ging als unser heutiges Reichswahlgesetz. Und

diese Wahlen sollten stattfinden unter dem noch nachzitternden Eindrucke einer Bewegung, welche alle Gemüther auf's Tiefste erregt, alle Leidenschaften entfesselt, die weitgehendsten Wünsche und Hoffnungen erweckt hatte!

Unter solchen Umständen war es ein überraschendes Ergebniß der Wahlen zu diesem ersten Parlament, daß dieselben eine überwiegend gemäßigte Mehrheit und nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl Solcher ergaben, die mehr oder weniger radical waren. Allerdings war der allgemeine Stand der politischen Ansichten seit dem vorigen Jahre dergestalt nach links hin verschoben, daß z. B. Herr von Vincke, der auf dem Vereinigten Landtag Preußens an der Spitze der liberalen Opposition gestanden hatte, hier auf der äußersten Rechten saß. Allein der Grundcharakter aller Parteien, nur die äußersten ausgenommen, war doch ein solcher, daß sie das Interesse der nothwendigen Ordnung nicht aus dem Auge verloren, daß sie zwar nach Reformen strebten, dagegen den Gedanken eines revolutionären Umsturzes aller Verhältnisse weit von sich wiesen.

Das Parlament bestand auf dem Papier aus 649 Mitgliedern, (1 auf 70 000 Einwohner); wirklich anwesend waren gewöhnlich nur zwischen 500 und 600, bisweilen noch weniger. Bei der Abstimmung über das Erbkaiserthum waren es 530. Beschlußunfähig war das Parlament nicht ein einziges Mal, (außer etwa in der ersten Viertelstunde einer Sitzung), obschon die Sitzungen, die in der Regel um 9 Uhr begannen und bis $2\frac{1}{2}$, $3\frac{1}{2}$, 4, mitunter auch bis 5 oder 6 Uhr dauerten (die über den Malmoeer Waffenstillstand bis 8 Uhr), oft sehr ermüdend waren.

Nach den politischen Richtungen gliederte sich die Versammluug folgendermaßen: I. Aeußerste Rechte: 1. Steinernes Haus*) (kirchlich-katholischer Flügel) 17, 2. Café Milani (weltlicher Flügel) 40. II. Gemäßigte Rechte: Casino 136. III. Rechtes Centrum. 1. Landsberg 44, 2. Augsburger Hof 40. IV. Linkes Centrum: 1. Württemberger Hof 45, 2. Westendhall 50. V. Gemäßigte Linke: Nürnberger Hof. 12. VI. Linke: Deutscher Hof 50. VII. Aeußerste Linke: Donnersberg 40.

Es waren also 277 (I. II. III.) Monarchisch-constitutionelle, 107 (IV und V) Solche, die sich für die Monarchie „auf breitester demokratischer Grundlage“ erklärten, 90 (VI und VII) republikanisch Gesinnte, somit $^3/_5$ entschieden monarchisch, $^1/_5$ monarchisch-demokratisch, nur $^1/_5$ republikanisch.

Dies war der Stand der Parteien bis zum October 1848. Später, wo die sogenannte „österreichische Frage“, d. h. das Verhältniß Oesterreichs zu dem zu gründenden Deutschen Bundesstaat, in den Vordergrund trat und die Versammlung spaltete, begann eine ganz neue Gruppirung der Parteien. Die Oesterreicher zogen sich aus den Clubs, denen sie bisher angehört hatten, zurück und bildeten, Conservative und Liberale, eine einzige compacte Masse unter Führung des österreichischen Bevollmächtigten bei der Central-

*) Die Clubs nannten sich in Frankfurt nach ihren Versammlungslocalen.

gewalt Ritters von Schmerling. Ihnen schlossen sich die Particularisten und die Ultramontanen, endlich auch — (aus Abneigung gegen ein preußisches Kaiserthum) — die gesammte Linke an. Gegenüber dieser Coalition bildete sich eine sogenannte „Erbkaiserpartei" (Weidenbuschverein). Derselben schlossen sich neben den Clubs der Rechten und des rechten Centrums auch Manche aus dem linken Centrum an, so daß diese Partei zuletzt wohl 250 feste Anhänger zählte.

Bemerkenswerth war bei den Wahlen noch dies, daß sehr viele Wahlkreise, die gleichzeitig oder bald darauf Abgeordnete zu Einzellandtagen zu entsenden hatten, in der Wahl dieser radicaler verfuhren, als in der Wahl zum Parlamente. Ein gesunder Sinn sagte dem Volke, daß über seine wichtigsten Interessen, die daher am besonnensten behandelt sein wollten, nicht in Dresden oder Stuttgart, ja nicht einmal in Berlin, sondern in Frankfurt entschieden werden würde.

Freilich waren es nicht immer geschulte Politiker, welche dieser im Ganzen richtige Instinct der Wähler zu ihren Vertrauensmännern für Frankfurt ersah. Woher hätten auch solche in so großer Zahl kommen oder wie hätten sie dem Volke bekannt sein sollen? Häufig waren es Männer, die auf anderen Gebieten einen hervorragenden Ruf (als Gelehrte, als Dichter oder sonst) genossen, oder solche, zu denen das Volk aus irgend welchen persönlichen Gründen ein besonderes Vertrauen hatte.

So geschah es, daß der Fülle allgemeiner Bildung, welche unbestritten in diesem ersten deutschen Parlamente vereinigt war, nicht immer durchweg das Maß staatsmännischer Einsicht oder praktischer Realpolitik entsprach, welches die Anträge und die Abstimmungen bekundeten. Besonders häufig ist über das angebliche Uebermaß des Gelehrtenthums im Parlamente gespöttelt worden. In der That befanden sich in der Versammlung nur allein einige vierzig Professoren aller Facultäten, (darunter berühmte Namen wie Dahlmann, Albrecht, Jacob Grimm, Gervinus, Fallmerayer, Mittermaier, von Hermann, Carl Vogt, Döllinger u. A.). Dazu kamen sechs Dichter (Arndt, Uhland, Anastasius Grün, Wilhelm Jordan, Moritz Hartmann und Heinrich Laube), endlich eine Anzahl katholischer und protestantischer Theologen, insgesammt Vertreter mehr einer idealistischen oder theoretischen, als einer praktischen Lebensauffassung.

Indessen hatten doch die verschiedenen Einzellandtage auch eine ziemliche Anzahl von parlamentarisch geschulten Männern geschickt, meist bisherige Führer oder Mitglieder der liberalen Opposition (darunter 11 Märzminister); ebenso der Vereinigte Landtag Preußens und die Versammlung der niederösterreichischen Stände. Der warmen Anhänglichkeit des Volkes (welches für Verdienste um sein Wohl meistens ein getreueres Gedächtniß hat, als mancher Große) verdankten die Männer, welche als Fürsprecher der Freiheit oder Einheit von der Reaction zu Märtyrern gemacht worden waren (die Arndt, Jahn, Sylv. Jordan, Eisenmann, Behr), Sitze im

Parlamente. Neben ihnen saßen dann politische Flüchtlinge (Venedey, Ahrens, Savoyr, Schüler-Zweibrücken), welchen durch das Jahr 1848 die Grenzen des Vaterlandes wieder erschlossen worden waren.

Einen Vorzug hatte das Parlament von 1848 entschieden vor so manchem späteren Reichstag: weder die Einzelnen noch die Parteien wurden durch persönliche oder Standesinteressen geleitet. Zu einem „Streberthum" war ohnehin kein Anlaß, aber auch nicht zur Geltendmachung solcher Berufsinteressen, welche sonst wohl oft diese Versammlungen spalten. Das kirchliche Element, welches jetzt eine so verhängnißvolle Herrschaft im Reichstage übt, war damals in zu geringer Zahl vorhanden, um eine ähnliche Rolle zu spielen. Es war daher nur die einer jeden Partei als solcher eigenthümliche (freilich mitunter irregehende) Auffassung von dem, was der Nation fromme, welche die Abgeordneten bei ihren Anträgen und Abstimmungen beeinflußte.

Sogleich bei der Eröffnung des Parlamentes stand demselben eine merkwürdige Ueberraschung bevor. In allen Parlamenten (bis herab auf den kleinsten Landtag) ist es Brauch, daß den Verhandlungen Vertreter der Regierung beiwohnen. Von einer solchen Vertretung der Regierungen war hier Nichts zu sehen. Das Einzige, wodurch dieselben sich vernehmen ließen, war ein schriftlicher Gruß des Bundestages an das Parlament, worin es hieß:

„In seinen Grundfesten hat das alte politische Leben gebebt, und, von dem Jubel und dem Vertrauen des ganzen deutschen Volkes begrüßt, erhebt sich eine neue Größe, das deutsche Parlament. Die deutschen Regierungen und ihr Organ, die Bundesversammlung, mit dem deutschen Volke in gleicher Liebe für unser großes Vaterland vereint und aufrichtig huldigend dem neuen Geiste der Zeit, reichen den Nationalvertretern die Hand zum Willkommen und wünschen ihnen Heil und Segen."

Das Parlament nahm diese Zuschrift lediglich zu den Acten.

Der Bundestag hatte in dem Erlaß, worin er die Regierungen zur Veranstaltung von Wahlen aufforderte, als die Aufgabe der zu wählenden „Nationalvertreter" die bezeichnet:

„zwischen den Regierungen und dem Volke das deutsche Verfassungswerk zu Stande zu bringen."

Hiernach mußte man annehmen, der Bundestag werde im Namen der Regierungen dem Parlamente einen Entwurf zu diesem „Verfassungswerke" vorlegen, und die Aufgabe der „Nationalvertreter" solle es sein, die darin ausgedrückten An- und Absichten der Regierungen mit den aus dem Volke kommenden Anforderungen in Einklang zu bringen. Der Bundestag hatte auch wirklich schon im März zum Zwecke der Herstellung eines solchen Entwurfes „Vertrauensmänner" nach Frankfurt entboten. Man hörte, daß im Schooße dieses Vertrauensmänner-Collegiums ein Verfassungsentwurf (wesentlich das Werk Dahlmanns und Albrechts) ausgearbeitet und am

26. April dem Bundestage überreicht worden sei, worauf letzterer beschlossen habe, den Entwurf alsbald an die einzelnen Regierungen zu versenden und ihn sodann „in abgekürzter Form" zu berathen.

Von einem solchen Verfassungsentwurf war aber jetzt ebensowenig eine Spur vorhanden, wie von einer Vertretung der Regierungen durch Commissarien. Eine „Vereinbarung" zwischen dem Parlamente und den Regierungen über das vom ersteren „zu Stande zu bringende" Verfassungswerk war daher von vornherein so gut wie unmöglich gemacht.

Man hat vielfach dem Parlamente vorgeworfen, es habe eine solche Vereinbarung aus Uebermuth und Ueberschätzung seiner Macht und seines Rechtes, aus trotzigem Pochen auf das Prinzip der „Volkssouveränität" von sich gewiesen. Man hat sich dafür auf einen im Vorparlament gestellten Antrag berufen, der dahin ging, „die Beschlußfassung über die künftige Verfassung Deutschlands sei einzig und allein der vom Volke zu wählenden Nationalversammlung zu überlassen". Aber dieser Antrag (der eigentlich nur den Zweck hatte, die Verhandlungen über gewisse Specialfragen abzuschneiden) ward, weil er wegen seiner Zweideutigkeit Widerspruch fand, von dem Antragsteller selbst dahin erläutert: „es solle der künftigen Nationalvertretung in keiner Weise ein Zwang auferlegt, vielmehr gänzlich freigelassen werden, ob sie, nachdem sie mit ihrem Geschäfte fertig geworden, darüber Verträge mit den Fürsten abschließen wolle oder nicht." Erst nach dieser Erläuterung fand der Antrag Annahme.

Wie aber und mit wem sollte das Parlament sich vereinbaren, wenn die Regierungen weder durch Commissarien noch durch einen Verfassungsantrag, der als der Ausdruck ihrer gemeinsamen Ansichten gelten konnte, vertreten waren? Das treffendste Wort in dieser Vereinbarungsfrage hat jedenfalls der erste Präsident des Parlaments, Heinrich von Gagern, gesprochen, da er beim Antritt seines Amtes sagte:

„Den Beruf und die Vollmacht, dieses Verfassungswerk zu schaffen, hat die Schwierigkeit in unsere Hände gelegt, um nicht zu sagen die Unmöglichkeit, daß es auf anderem Wege zu Stande kommen könnte. Die Schwierigkeit, eine Verständigung unter den Regierungen zu Stande zu bringen, hat das Vorparlament richtig vorgefühlt und uns den Charakter einer constituirenden Versammlung vindicirt. Deutschland will Eins sein, Ein Reich, regiert vom Willen des Volkes unter Mitwirkung aller seiner Gliederungen. Diese Mitwirkung auch den Staatsregierungen zu erwirken, liegt mit in dem Berufe dieser Versammlung."

Die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, auf welche Gagern hier hindeutet, mit 36 Regierungen sich zu vereinbaren, die untereinander selbst nicht einig sind, war auch im Schooße des Bundestages empfunden und anerkannt worden; sie war es gewesen, welche sowohl die Vorlegung eines Verfassungsentwurfs an das Parlament als auch eine gemeinsame Vertretung der Regierungen vor dem Parlamente verhindert hatte. Diese Unmöglichkeit einer Verständigung so vieler Regierungen unter einander und mit dem Parlament erwies sich auch in einem spätern Stadium des Verfassungswerks

als um nichts verringert. Nach vollendeter erster Lesung der Verfassung im Januar 1849 wollte Gagern das Wort von der Mitwirkung der Regierungen, das er als Präsident gesprochen, als Vorsitzender des Reichsministeriums, was er inzwischen geworden war, gewissermaßen einlösen. Er erließ daher ein Circular an alle Regierungen, worin er dieselben ersuchte, etwaige Ausstellungen gegen die Ergebnisse dieser ersten Lesung dem Reichsministerium mitzutheilen. Dieses werde solche dem Verfassungsausschuß übermitteln, damit er sie bei der Vorbereitung der zweiten Lesung berücksichtige. Die preußische Regierung unterstützte dieses Vorhaben Gagerns. Ihr Bevollmächtigter für Frankfurt, Camphausen, veranstaltete Conferenzen der Regierungen, in denen das Nähere besprochen werden sollte. Die kleineren Regierungen, 26 an der Zahl, voran Baden, gingen bereitwillig darauf ein, und es wurden verschiedene Aenderungsvorschläge gemacht. Mit dem Grundgedanken der Verfassung, dem erblichen monarchischen Oberhaupte, bezeigten sich alle diese Regierungen einverstanden. Das Gleiche hatte die preußische Regierung in einer Note vom 23. Januar 1849 gethan. Nur die vier Könige hielten sich fern; sie erklärten in mehr oder weniger scharfen Noten, daß sie in keine Verfassung willigen würden, welche eine monarchische Spitze hätte und welche Oesterreich ausschlösse. Oesterreich selbst behielt sich sein Urtheil bis nach dem Schluß der zweiten Lesung vor.

So war diese Vereinbarung gründlich gescheitert und damit zugleich die von Gagern betonte Unmöglichkeit thatsächlich erwiesen, mit 36 Regierungen zu vereinbaren.

Nur in aller Kürze sei noch zweier anderen Versuche gedacht, die schon im März 1848 gemacht wurden — nicht von officieller, sondern von anderer Seite — eine Vereinbarung unter den Regierungen und dieser mit den Vertretern der Nation anzubahnen. Es sind dies die sogenannte „süddeutsche Gesandtschaft“ und der Plan der Errichtung eines Staatenhauses als zweiten Factors neben dem Parlamente bei Feststellung der Verfassung. Die süddeutsche Gesandtschaft verdankte ihre Anregung den Gebrüdern Gagern. Heinrich von Gagern war damals Ministerpräsident in Darmstadt, sein jüngerer Bruder Max bekleidete einen hohen Posten in Nassau. Diese Brüder bewogen ihre Fürsten, eine Gesandtschaft an die Höfe von Karlsruhe, Stuttgart, München, Dresden, dann aber nach Berlin abzuordnen. Dieselbe sollte (unter Voraussetzung der Zustimmung jener andern Höfe, die auch von allen bis auf den Münchner erfolgte) den König von Preußen ersuchen, sofort die provisorische Leitung der deutschen Angelegenheiten, die Berufung des Parlaments und die Herstellung einer einheitlichen Vertretung der Regierungen vor diesem in die Hand zu nehmen. Der Plan scheiterte daran, daß, als die Gesandtschaft in Berlin anlangte, der blutige Straßenkampf vom 18. März stattgefunden hatte. Die dadurch auf die Bevölkerung in ganz Deutschland zu Ungunsten des Königs Friedrich Wilhelm IV. geäußerte Wirkung war so stark, daß sie die Führung einer solchen Vertrauens-

stellung durch denselben in diesem Momente unmöglich machte. Der Plan eines Staatenhauses war folgender. Der Bundestag sollte die Zahl seiner Mitglieder etwa bis auf 70 (so viele Stimmen hatte das Plenum der Bundesversammlung) erhöhen: diese sollten neben dem Parlamente und zwar ebenfalls öffentlich tagen. Jeder Abschnitt der Verfassung sollte, nachdem das Parlament Beschluß darüber gefaßt hätte, an das Staatenhaus gehen und von diesem berathen werden. Durch einen solchen Meinungsaustausch in parlamentarischen Formen und im Lichte der Oeffentlichkeit würde, so meinten die Vertreter dieses Planes, eine Vereinigung zwischen beiden Körperschaften und damit zwischen den Regierungen und dem Volke erzielt werden können. Der Plan ward von einigen Regierungen, zum Beispiel der braunschweigischen und der königlich-sächsischen, unterstützt. Er scheiterte angeblich an dem Widerspruch der größeren Regierungen, welche wohl fürchteten, bei derartigen parlamentarischen Verhandlungen von den kleineren, mehr volksthümlich gesinnten, überstimmt zu werden.

Durch die obige, streng auf acten- und offenkundige Thatsachen gegründete Darlegung dürfte vorläufig wenigstens so viel erwiesen sein, daß der Vorwurf, das Parlament habe jede Vereinbarung zurückgewiesen, auf einer sehr einseitigen Beurtheilung des Thatbestandes beruht. Von den Anhängern eines absolutistischen Systems, den Männern der Reaction, wird freilich unter Vereinbarung häufig das verstanden, daß bei einer Meinungsverschiedenheit zwischen dem Parlamente und den Regierungen die letzteren unbedingt das entscheidende Wort zu sprechen hätten. Allein so ist es nicht einmal im gewöhnlichen constitutionellen Staate, wo ein Gesetz, auch ein Verfassungsgesetz, nur durch beiderseitige Uebereinstimmung zu Stande kommen kann. Wie hätte das Parlament, welches der Bundestag selbst gewissermaßen zum Schiedsrichter „zwischen Volk und Regierungen" gesetzt hatte, von dem die Nation erwartete, daß es dem deutschen Vaterlande eine seiner Größe entsprechende einheitliche, nicht nach kleinstaatlichem Maßstabe zugeschnittene Verfassung geben werde, sich eine solche Octroyirung der Verfassung von Seiten solcher Regierungen gefallen lassen können, die, wie die vier königlichen und die österreichische, einen ganz entgegengesetzten Standpunkt vertraten?

Ein Vorwurf ganz entgegengesetzter Art, wie der, daß es zu starr auf seinem Rechte beharrt habe, ist dem Parlamente ebenfalls gemacht worden, und zwar, sonderbarer Weise, zum Theil von derselben Seite her. Man hat gesagt, das Parlament hätte die Zeit, wo es durch den Rückhalt der Volksstimmung in ganz Deutschland mächtig, die Regierungen dagegen durch die Nachwirkungen der Märzbewegung geschwächt waren, benutzen sollen, um die Verfassung rasch fertig zu machen und die fertige den Regierungen aufzudringen. Statt dies zu thun, habe es eine kostbare Zeit durch die lange Durchberathung der Grundrechte des Volkes verloren.

Dieser Vorwurf hat einen gewissen Schein der Berechtigung, beruht aber dennoch auf einer Verkennung der Verhältnisse, wie sie in der Wirklichkeit waren.

Die Vorwegnahme der „Grundrechte" vor den organischen Theilen der Verfassung, und was damit zusammenhing, hatte an sich einen guten Grund. Für einen großen, ja den größten Theil der Bevölkerung war der eigentliche Kern der Märzbewegung doch mehr das freiheitliche als das einheitliche Moment gewesen. Nur die politisch Höhergebildeten hatten das letztere in den Vordergrund gerückt. Die Rechts- und Freiheitsbeschränkungen der vormärzlichen Zeit waren so drückend und namentlich für den Einzelnen so fühlbar gewesen, daß der Drang, sie nicht nur abzuschütteln, sondern ihre Wiederkehr um jeden Preis zu verhindern, in weitesten Kreisen fortlebte und Befriedigung heischte. Die radicale Partei versäumte Nichts, um diesen Drang lebendig und damit die Erregung im Volke permanent zu erhalten. Den Gemäßigten dagegen war Alles daran gelegen, diese Erregung zu stillen, das öffentliche Leben wieder in ruhige Geleise zu leiten, und so, wie man es damals nannte, „die Revolution zu schließen". Das Vorparlament hatte in diesem Sinne eine Reihe der dringendsten Beschwerden des Volkes dem Parlament zur Abhülfe empfohlen. Die Grundrechte sollten eine solche Abhülfe bieten, zugleich aber die zum Theil allzuweitgehenden Volkswünsche (die noch immer in Versammlungen und sonst laut wurden) auf ihr rechtes Maß zurückführen. Die Linke forderte ungestüm die alsbaldige Festsetzung solcher Grundrechte, und es wäre nicht wohlgethan gewesen, durch Versagung dieser Forderung ihr immer neuen Stoff für ihre Agitationen zu liefern.

Dazu kam aber noch etwas Anderes.

Eine Berathung der schwierigen Fragen wegen der Regierungsform u. dergl. sogleich in den Anfängen des Beisammenseins des Parlaments hätte dieses völlig unvorbereitet dafür gefunden. Man vergesse nur nicht, daß die Versammlung zu einem sehr großen Theil aus Mitgliedern bestand, die im parlamentarischen und überhaupt im politischen Leben noch Neulinge waren, die über schwierige Fragen, wie solche hier zur Lösung standen, vielleicht kaum noch sehr nachgedacht, geschweige sich ein festes Urtheil gebildet hatten, die erst der Vertiefung in solche, der Abklärung ihrer Begriffe theils durch eigenes Ueberlegen, theils durch Besprechungen in den Clubs, der Sammlung von Erfahrungen und Beobachtungen bedurften. Ohnehin waren die Verhältnisse so verzwickt (man denke nur an die österreichische Frage, an das Problem des Schaffens einer höchsten Spitze über einer Menge von souveränen Staaten und Aehnliches), daß selbst alte und gewiegte Parlamentarier zum Theil auf die sonderbarsten Ideen verfielen. Der Verfassungsausschuß, der doch die politisch reifsten Männer in sich faßte, war im Anfang und blieb auch bis zuletzt dermaßen in sich gespalten, daß z. B. in der Oberhauptsfrage es neben der Majorität nicht

blos eine, sondern eine ganze Anzahl von Minoritäten gab. Zum Beleg der babylonischen Verwirrung der Gedanken, der Wünsche, der Vorschläge, die damals in Betreff der künftigen Verfassung im Schooße des Parlaments und in den ihm nahestehenden Kreisen herrschte, seien hier nur folgende Beispiele angeführt. Welcker, der im März 1849 leidenschaftlich für den preußischen Erbkaiser eintrat, sprach sich im April 1848 als Berichterstatter über den Bassermann'schen Antrag in der zweiten badischen Kammer für eine Kaiserwahl auf drei Jahre aus. Robert Mohl, später einer der entschiedensten Vertreter des preußischen Erbkaiserthums, erklärte sich im Sommer noch für einen Erbkaiser aus dem Habsburgischen Hause. Bunsen, der Vertraute des Königs Friedrich Wilhelm IV., war damals noch für einen lebenslänglichen Wahlkaiser. Die „Deutsche Zeitung", die vor dem 18. März für die Führerschaft Preußens geschwärmt hatte, neigte sich nach diesem Tage einer föderativen Verfassung nach Art der nordamerikanischen zu. Der Heißsporn Vincke hatte in einer der ersten Parteiversammlungen vorschlagen wollen, das Parlament möge sofort das preußische Erbkaiserthum proclamiren, war aber bedeutet worden: das sei jetzt unmöglich, die Frage der Kaiserwürde und die Stellung Oesterreichs seien noch zu sehr im Unklaren, man möge daher erst Anderes vornehmen.

Der Berichterstatter des Ausschusses, Georg Beseler, faßt in seinem Buche „Erlebtes und Erstrebtes" die Sachlage sehr richtig so zusammen: „Alles drängte auf den schleunigen Abschluß des Verfassungswerkes, und es lag auf der Hand, daß dessen Durchführung um so leichter sei, je weniger angefochten noch die Machtstellung der Nationalversammlung war. So wurden die weitschweifigen Verhandlungen über die Grundrechte mit steigender Ungeduld empfunden, während doch die Eingeweihten sich sagen mußten, daß das Verfassungswerk für seine Vollendung noch nicht reif sei."

Wie unmöglich es im Sommer 1848 gewesen wäre, im Parlamente für König Friedrich Wilhelm IV. als deutschen Kaiser auch nur ein Dutzend Stimmen zu gewinnen, zeigte recht augenfällig folgender Vorgang:

Als es sich um die Wahl eines Reichsverwesers handelte, schlug ein Abgeordneter aus Preußen (Braun-Cöslin) mit schüchterner Stimme seinen Landesherrn dazu vor. Das erregte allgemeine Heiterkeit, und auf die Unterstützungsfrage erhoben sich kaum ein paar Mitglieder.

Wenn daher, wie heutzutage wohl kein politisch und patriotisch denkender Mann leugnen wird, das preußische Erbkaiserthum die einzig mögliche Lösung der Oberhauptsfrage war, so hatte gewiß Beseler Recht, wenn er sagte: „Dieser Theil der Verfassung war für seinen Abschluß noch nicht reif."

Uebrigens geht man auch zu weit, wenn man annimmt, die Regierungen würden sich im Sommer so ohne Weiteres in jeden Beschluß des Parlaments gefügt haben. Die österreichische Regierung hatte schon am 27. März in einem amtlichen Artikel der Wiener Zeitung in sehr ent-

schiedener Weise erklärt, „sie müsse sich die ausdrückliche Zustimmung zu jedem von der Versammlung gefaßten Beschlusse unbedingt vorbehalten“. Etwas Aehnliches erklärten um Weniges später die sächsische und die bayerische Regierung.

Das Gefühl freilich, daß, je weiter man sich von der Märzbewegung entferne, der Einfluß des Parlaments auf die öffentliche Meinung und durch diese auf die Regierungen immer schwächer werde und daß die lediglich ideale Macht des Parlaments nicht ausreichen dürfte, der auf sehr reale Mittel gestützten Macht der Regierungen, wenn diese erst einmal davon Gebrauch machen würden, Stand zu halten, dieses Gefühl bemächtigte sich allmählich selbst der Unverzagtesten in der Versammlung. Einzelne Heißsporne ließen sich dadurch zu den abenteuerlichsten Vorschlägen hinreißen. Sie verlangten allen Ernstes die Bildung eines „Parlaments-Heeres“, damit das Parlament nöthigen Falls Macht gegen Macht mit den Regierungen unterhandeln könne. Sie dachten wohl an Cromwells Parlaments-Heer, womit dieser das Heer des Königs besiegt und diesen gefangen genommen hatte. Sie bedachten aber nicht, daß schon der Versuch einer solchen militärischen Organisation im Gegensatz zu den ordentlichen Heeren sofort die ernstesten Conflicte und entweder die Vernichtung des Parlaments oder die Vernichtung der monarchischen Gewalten, die Republik, herbeiführen müßte.

Was die von Manchen für eine bloße überflüssige Decoration am Verfassungswerke erklärten „Grundrechte des deutschen Volkes“ und deren gründliche, bisweilen wohl etwas gar zu gründliche Durchberathung im Parlamente betrifft, so hat die Folgezeit gezeigt, nicht nur, daß das Parlament bei der Feststellung dieser Grundrechte fast immer die rechte Mitte zwischen dem Zuwenig und dem Zuviel getroffen, sondern daß es auch damit Keime einer zeitgemäßen Entwicklung unserer öffentlichen Zustände ausgestreut hat, die, wenn auch nur allmählich, aufgegangen sind und Frucht getragen haben. Obschon von dem wiederhergestellten Bundestage (als eines der ersten Opfer der so bald schon hereingebrochenen furchtbaren Reaction) für null und nichtig erklärt, sind sie doch theils in die verschiedenen Landesgesetzgebungen, theils in die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und des neuen Deutschen Reiches übergegangen.

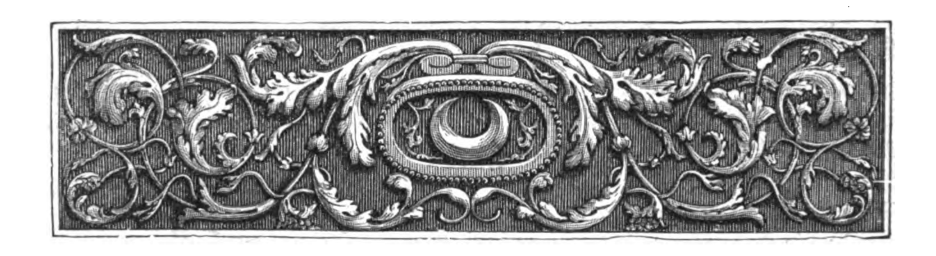
Ich habe sogleich im Eingange dieser Abhandlung gesagt, daß es nicht meine Absicht sei, eine Geschichte des Parlaments von 1848 zu geben. Ich lasse mich daher weder auf die Einzelheiten der Berathung der „Grundrechte“, noch auf die der Verhandlungen über die organischen Theile der Verfassung („das Reich“, „die Reichsgewalt“ u. s. w.), am allerwenigsten auf die verwickelte „österreichische Frage“ ein. Auch der vom Parlamente unter nachträglicher Zustimmung der Regierungen geschaffenen „provisorischen Centralgewalt“ kann ich nur in aller Kürze gedenken. Sie hatte mit großen Schwierigkeiten im Innern und nach Außen zu kämpfen. Im Innern stieß sie, obgleich an ihrer Spitze ein Mitglied des Habsburgischen Hauses, der Erzherzog Johann, stand, sobald sie sich als über den einzel-

staatlichen Gewalten stehend geltend machen wollte, vielfach auf den Widerstand dieser letzteren; im Verkehr mit dem Auslande entbehrte sie das Ansehen, welches nur eine festbegründete materielle Macht verleihen kann. Wie viel „verlorene Liebesmüh'" Friedrich von Raumer als Gesandter des Reichsverwesers in Paris verwendet hat, um von den französischen Machthabern die Anerkennung des noch unfertigen neuen Deutschlands zu erlangen, zeigen dessen „Briefe aus Paris". Dem berühmten Gelehrten sagte man Schmeicheleien, dem Diplomaten gegenüber verhielt man sich höflich ausweichend. In der Mithilfe zum Kriege mit Dänemark und zum Schutze Schleswig-Holsteins, in der Unterdrückung des Frankfurter Septemberaufstandes und bei ähnlichen Gelegenheiten hat die Centralgewalt ihre Schuldigkeit gethan und ihre Aufgabe erfüllt. Ueber die Stellung des Erzherzog-Reichsverwesers zum Verfassungswerke ist Manches noch nicht aufgeklärt. Unleugbar ist wohl, daß Erzherzog Johann, getreu den Traditionen seines Hauses, sich, gleich seinem berühmten Vorfahren Max, „zuerst als Oesterreicher und dann erst als Deutscher" fühlte und bethätigte.

Wohl aber muß ich, und zwar etwas länger, bei einigen Vorgängen verweilen, welche dem Abschluß der Verfassung theils vorausgingen, theils ihn begleiteten, und welche verhängnißvoll für das Schicksal der Verfassung und des Parlamentes selbst wurden. Darüber in einem zweiten Artikel!

(Schluß folgt.)





Das Blutfest der Perser und seine geschichtliche Unterlage.

Von

Paul Lindau.

— Meiningen. —

Nach Mohammeds Tode. Aïschas Einfluß auf die Wahl des Nachfolgers.

Am zehnten Tage des ersten Monats eines jeden Mondjahres, des Moharrem, begehen die Perser in ihrer Heimat und überall, wo sie in größeren Niederlassungen vereinigt sind, also ganz besonders auch in Stambul, unter Heulen und Wehklagen mit grausamen Selbstmißhandlungen und freiwilligem Blutvergießen, ein höchst befremdliches Todtenfest. Die Veranlassung zu diesem wild-schauerlichen Schauspiele liegt weit zurück in den Anfängen des Islam.

Als Mohammed, der reichbeweibte Mann, homo mulierosus, wie ihn sein erster Biograph genannt hat, im Jahre 632 starb, trauerten an seinem Sarge acht trostlose Wittwen und eine Tochter, Fatima, die seit langen Jahren an seinen Adoptivsohn Ali verheirathet war. Mohammed hatte zwar schon vorher gekränkelt, aber sein Tod kam doch unerwartet schnell. Im Hause der Aïscha, seiner Lieblingsgattin, und in ihren Armen hatte er den letzten Seufzer ausgestoßen. Er hatte den Schmerz gehabt, die vier Söhne, die ihm seine erste Gattin, die schon hoch betagte Matrone Khadidscha, geschenkt hatte, sowie seinen Sohn Ibrahim, die Frucht seiner Verbindung mit der koptischen Sklavin Maria, in frühen Jahren zu verlieren, und also keinen männlichen Nachkommen hinterlassen. Er hatte es auch versäumt, wegen seiner Nachfolgerschaft irgendwelche Verfügung zu treffen. Vielleicht mochte er sich mit dem Gedanken nicht versöhnen können, den dereinstigen Erben seiner Macht und Würden neben sich zu

dulden; vielleicht mochte er auch befürchten, daß die Ernennung eines Nachfolgers des Propheten den Widerstand anderer mächtiger Glaubensgenossen hervorrufen würde; vielleicht war es auch nur abergläubische Scheu, die ihn davon abgehalten hatte, für das, was nach seinem Ableben sich ereignen mußte, bestimmte Anordnungen zu treffen.

Unter der Sippe und Freundschaft Mohammeds hatten vornehmlich zwei würdige Helden Anwartschaft auf die oberste weltliche und geistliche Leitung: der Bekenner des neuen Glaubens: Abu Bekr, ein edler, vornehmer, tapferer Mann, der Mohammed von Anfang an mit unbedingtester Verehrung ergeben gewesen war, der blindlings Alles beschwor, was der Prophet sagte, und der als Vater der Aïscha in ein besonders inniges Verhältniß zu Mohammed gerückt war, und Ali.

Ali erschien vor Allen dazu ausersehen, als Nachfolger Mohammeds an die Spitze der gläubigen Gemeinde zu treten. Er war ein grundehrlicher, goldlauterer Charakter. Er war des Propheten treuster und tapferster Genosse, „die edelste Erscheinung aus der frühen Zeit des Islam,“ wie man ihn mit Recht genannt hat. Kein Lebender hatte dem Herzen des Propheten so nahe gestanden wie er. — Einer der schönsten und vornehmsten Züge im Charakter Mohammeds ist seine Dankbarkeit. Dankbarkeit hatte ihn an sein erstes Weib, an Khadidscha, gefesselt, der er bis zu seinem letzten Athemzuge es nicht vergessen konnte, wie sie ihn, den armen Kameeltreiber, den späteren kleinen Handlungsgehilfen, aus der Niedrigkeit und dem Elend zu Reichthum und Wohlstand erhoben hatte. Dankbarkeit war es auch gewesen, die das unlösliche und innige Band zwischen ihm und Ali geknüpft hatte. Mohammed war einige Monate nach dem Tode seines Vaters Abdallah geboren. Seine Mutter starb, als er sechs Jahre zählte. Die hilf- und völlig mittellose Waise wurde von einer barmherzigen Sklavin dem väterlichen greisen Großvater gebracht, der sich seines Enkelkindes liebevoll annahm und bei seinem Tode seinem Erben und Sohne den aufgeweckten und begabten Knaben warm an's Herz legte. Dieser, der ehrwürdige und in Mekka allgemein hochverehrte Abu Talib, nahm den Sohn seines Bruders Abdallah mit herzlicher Freude in sein Haus auf. Abu Talib sollte später die Sache des Propheten mit seiner vollen sittlichen Autorität und mit seinen materiellen Mitteln so kräftig unterstützen, daß sein Tod auf einige Zeit sogar die ganze religiöse Schöpfung Mohammeds zu gefährden drohte.

Als nun Mohammed den Beruf des Propheten in sich erwachen fühlte und zunächst im engen Kreise seiner Blutsverwandten und besten Freunde verlauten ließ, daß er vom höchsten Wesen durch dessen Botschafter, den Erzengel Gabriel, den Auftrag erhalten habe, die Greuel des Heidenthums von der Erde wegzufegen und als Nachfolger der gottgesandten Propheten, als deren letzten er Jesus Christus gelten ließ, den wahren Glauben an den einen und einzigen Gott zu begründen, sowie den armen leidenden Sterb-

lichen die unvergleichlichen Freuden des himmlischen Paradieses zu erschließen, da war der jugendliche Ali der Erste, der fest und feurig an die göttliche Sendung seines Vetters, gleichsam seines älteren Bruders, glaubte. Ali ward der erste Gläubige des Islam. Viele andere Anverwandte des Mohammed waren weniger vertrauensvoll, und es kam sogar zu sehr lebhaften Familienauftritten. Man hielt ihn für einen Schwärmer, für einen unzurechnungsfähigen Phantasten, für einen krankhaften Selbstbetrüger, ja Einige fällten sogar über ihn das schroffe Urtheil, er sei ein einfacher Schwindler.

Nachdem nun aber Mohammeds Verkündigungen nicht zum Wenigsten durch die eigenthümlich fascinirende Persönlichkeit des Propheten eine immer größere Schaar von Gläubigen gefunden hatten, ehrte Mohammed das Vertrauen des ersten Gläubigen dadurch, daß er seinen nächsten Blutsverwandten Ali an Sohnes statt annahm und ihm seine heißgeliebte Tochter Fatima zur Ehefrau gab. Es versteht sich auch von selbst, daß Ali mit Fatima nach Medina übersiedelte, als Mohammed, dessen Agitation die Machthaber von Mekka ernstlich zu beunruhigen angefangen hatte, um den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen, dorthin flüchten mußte. Auch in Medina hielten die Beiden unzertrennlich aneinander fest. In allen Kämpfen des Propheten war Ali sein treuster und tapferster Mitstreiter.

So erschien denn, um das Gesagte kurz zusammenzufassen, Ali, Mohammeds leiblicher Vetter, der Sohn seines Wohlthäters, sein verläßlichster Freund in der Reife und im Alter, sein Adoptivsohn und der Gatte seiner geliebtesten Tochter, als vor allen Anderen berufen, das Erbe der weltlichen und geistlichen Herrschaft Mohammeds anzutreten. Um so mehr als Ali, ganz abgesehen davon, wie nahe er dem Propheten gestanden hatte, durch seine persönlichen Eigenschaften, die Reinheit seines Charakters, seine Tapferkeit im Felde, seine versöhnliche Milde sich unter den Gläubigen das größte Ansehen erworben hatte. „Kein Proselyt hatte den Eifer und die Tugend Alis übertroffen," sagt Gibbon. „Er vereinigte die Eigenschaften eines Dichters, Kriegers und Heiligen. Der Apostel war von der ersten Stunde seiner Sendung bis zur letzten Feier seines Leichenbegängnisses nie von seinem hochherzigen Freunde verlassen worden, den er seinen Bruder, seinen Stellvertreter, den treuen Aaron eines zweiten Moses zu nennen pflegte." Alles sprach für Ali. Nur Eins sprach gegen ihn: sein Verhältniß zu Aïscha.

Aïscha hatte als vierzehnjährige Frau zum Mindesten eine große Unbesonnenheit begangen, vielleicht auch mehr. Sie hatte für ihr nächtliches Ausbleiben eine Erklärung abgegeben, die Vielen nicht einleuchtend erschien, und namentlich war es der ehrliche Ali gewesen, der gegen Aïscha den Verdacht der Untreue gehegt und geäußert hatte. Mohammed ließ die Sache durch den Engel Gabriel, der Aïscha ein gutes Führungsattest auszustellen hatte, freilich wieder in Ordnung bringen, aber Aïscha hatte es

nie vergessen können, daß Ali den Verdacht ihres Mannes durch seine Autorität verstärkt hatte. Ali wurde ihr Todfeind. Die Rachsucht der jüngsten Wittwe des Propheten, die, als er in ihren Armen starb, ihr zwanzigstes Lebensjahr soeben überschritten hatte, sollte auf die ganze weitere Entwickelung der Ereignisse im Islam eine verhängnißvolle Einwirkung ausüben. Aïscha hatte ihr Möglichstes gethan, um Ali und Fatima während der letzten Erkrankung des Propheten von ihm fern zu halten, und das war ihr um so leichter geworden, als Mohammeds Schwiegersohn und Tochter in der Vorstadt ziemlich weit von Aïschas Hause entfernt wohnten.

Aïschas erste Sorge war, den Tod Mohammeds so lange wie möglich vor seinem einzig überlebenden Kinde, vor Fatima, und vor Ali zu verbergen. In Medina selbst aber verbreitete sich das Gerücht von dem Ableben Mohammeds auf unaufgeklärte Weise, und vor Aïschas Hause strömten die besorgten Gläubigen zusammen und verlangten, die Wahrheit zu erfahren. Unter den Vornehmsten des Islam war nur der feurige Omar in diesen ersten Augenblicken nach dem Tode Mohammeds Aïschas Beistand. Aïscha hatte sogleich einen eiligen Boten zu ihrem Vater Abu Bekr geschickt und ihn zu sich beschieden. Als die bange Unruhe des Volkes vor dem Hause anwuchs und sogar bedrohlich wurde, sah sich Omar veranlaßt, herauszutreten und eine Ansprache an die erregte Menge zu halten. Es sei eine elende Lüge, erklärte er, daß der Prophet verschieden sei. Der Bote Gottes sei seinem Volke nur entrückt und werde nach vierzig Tagen wiederkehren und diejenigen mit dem Tode bestrafen, die da wähnten und sagten, er sei gestorben wie ein sterblicher Mensch.

Die zuversichtliche Art und Weise, mit der Omar gesprochen hatte, schien ihre augenblickliche Wirkung nicht zu verfehlen. Da aber trat Abu Bekr, der inzwischen herbeigekommen war, hervor und sagte in ehrlicher und schlichter Weise die Wahrheit: Mohammed sei todt, aber Gott sei lebendig und immerdar! Die aufgeregte Menge zerstreute sich. Es fanden verschiedene Versammlungen statt, und nun wurde auch die Frage der Nachfolgerschaft lebhaft erörtert.

Während aller dieser Vorgänge saß der vertrauende Held Ali ahnungslos mit seiner Frau Fatima in seinem Hause der Vorstadt. Omar aber und Abu Bekr begaben sich in die wichtigste und volkreichste Versammlung, in der die Debatte über die Nachfolgerschaft heftig entbrannt war. Da machte Omar, dem man selbst zugetraut hatte, daß er die Herrschaft anstrebe, und dessen feurige Beredtsamkeit das Volk elektrisirte, einen Staatsstreich. Er überrumpelte die bestürzten Gläubigen, indem er dem milden und ehrwürdigen Abu Bekr als Zeichen der Huldigung die Hand auf die Schulter legte und sich mit begeisterten Worten als dessen ersten Unterthan bekannte. Das machte großen Effect. Die Menge jubelte, und von dieser Versammlung wurde Abu Bekr als Khalif, als Statthalter des Propheten,

erklärt. Gibbon meint, daß die Dringlichkeit des Augenblicks diese „ungesetzliche und übereilte Maßregel" vielleicht habe entschuldigen können.

So erfuhr denn Ali gleichzeitig den Tod seines Schwiegervaters und Abu Bekrs Erhebung zum Khalifen. Ali, der auf diese Weise vor ein fait accompli gestellt worden war, verschmähte es, seine zahlreichen Anhänger und Freunde zum Widerstand gegen diese Gewaltmaßregel anzurufen. Er wollte in diesem kritischen Augenblicke nicht die heilige Sache dadurch gefährden, daß er seine persönlichen Ansprüche zur Geltung zu bringen suchte. Grollend trat er bei Seite; und wenn er auch nicht zu einer Anerkennung Abu Bekrs zu bewegen war, so machte er sich doch Unthätigkeit zur Pflicht, um einer Spaltung der Gemeinde und Blutvergießen vor dem eben geschlossenen Sarge ihres Stifters vorzubeugen.

Die ersten Khalifen.

Abu Bekr sollte sich seiner höchsten Würde nicht lange erfreuen. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man in der Fürsorge des ersten Khalifen, die Frage der Nachfolgerschaft zu regeln, und in der Wahl des alleinigen Erben seiner Gewalt den Einfluß der klugen, thatkräftigen und rachsüchtigen Tochter erkennt. Als Abu Bekr fühlte, daß sein Ende nahe, berief er die einflußreichsten seiner Genossen zu sich und nahm ihnen den Schwur ab, daß sie demjenigen als Khalifen nach seinem Tode huldigen würden, den er selbst als seinen Nachfolger bezeichnen werde. Daß der berufenste Candidat Ali wiederum bei Seite geschoben werden würde, dafür sorgte schon Aïscha. Wenn ihre Vergangenheit schon zu diesem Schlusse berechtigt, so stellen ihre späteren Handlungen diese Voraussetzung nahezu außer Frage. Wenn nun Aïscha ihren greisen Vater dazu bestimmt hatte, Ali wiederum zu umgehen, so lag es nahe, daß sich seine Wahl auf diejenige hervorragende Persönlichkeit lenken würde, die ihm selbst bei seiner Erhebung zum Khalifen den entscheidenden Dienst geleistet und ihn, den altersschwachen Mann, in allen Geschäften der Regierung wesentlich unterstützt hatte. Und in der That war es Omar, den der sterbende Abu Bekr als den würdigsten und geeignetsten Statthalter des Propheten bezeichnete.

Abu Bekrs Khalifat hatte nur zwei Jahre gewährt, von 632—634. Die Herrschaft Omars umfaßte einen Zeitraum von zehn Jahren, von 364—644. Sie war reich an Erfolgen, stärkte die Macht des jungen Mohammedanischen Reiches und erweiterte erheblich dessen Grenzen. Auch Omar wollte die Entscheidung über seinen Nachfolger nicht dem Zufall überlassen. Er berief sechs Notable, die den künftigen Khalifen wählen sollten. Es wurde Ali von seinen Freunden und Anhängern verdacht, daß er die Be-

rufung zum Kurkhalifen annahm; denn nach der Auffassung der Gefolgschaft Alis konnte es gar keinem Zweifel unterliegen, daß er, der schon zu lange und nur durch die Umtriebe einer ränkesüchtigen Frau von der höchsten Würde ausgeschlossen war, der nächste Khalif sein müßte. Er hätte auch offenbar die größten Chancen gehabt, von den Notablen gewählt zu werden, wenn er dazu sich herbeigelassen hätte, nicht blos die Gebote des Koran blindlings anzuerkennen, sondern auch den Angaben der „Sunna", der erst nach Mohammeds Tode gesammelten und redigirten Ueberlieferungen, sich knechtisch unterzuordnen. Diese Sunna sollte über manche fragwürdige und dunkle Punkte des Koran authentische Interpretationen geben, angeblich nach mündlichen Aeußerungen des Propheten, all' die Lücken, die das heilige Buch darbot, füllen und über das Leben des Propheten unanfechtbare Aufschlüsse enthalten.

Zu dieser kritiklosen Anerkennung der Sunna aber wollte sich der redliche Ali nicht verstehen; denn er wußte ganz gut, daß die Quellen, aus denen diese Ueberlieferungen geflossen, zum Theil recht trübe waren. Die Hauptmitarbeiterin an diesen Ueberlieferungen war eben Aïscha, die ja in der That dem Herzen des Propheten am nächsten gestanden und mit ihm in der größten Intimität gelebt hatte. Ali war aber vollberechtigt, zur Wahrhaftigkeit der Aïscha geringes Vertrauen zu haben.

In dieser Sunna stehen all' die Wundergeschichten, zum Theil recht kindischer und einfältiger Art, die man in Mohammeds Leben hineingedichtet hat, um dem Bedürfnisse des Volkes, daß sein Prophet durchaus ein übernatürliches Wesen sein mußte, gerecht zu werden. Aus dieser „Ueberlieferung" stammt das läppische Märchen, daß dem kleinen Mohammed, wie er als Kind mit seinen Altersgenossen spielte, der Engel Gabriel den Leib aufgeschnitten, aus seinem Innern ein Stück Fleisch, den Sitz der Erbsünde, herausgenommen uud darauf den Leib wieder verschlossen habe. Aus derselben Quelle die groteske „Himmelfahrt" des Propheten, der auf dem Wunderthier Borak, von Gabriel geleitet, aufsteigt, bis zum siebenten Himmel vordringt, wo er mit Gott dem Herrn eine unsagbar geistlose Unterhaltung führt, oder vielmehr 70 000 Unterhaltungen; denn die Araber lieben, wie es scheint, für alle mysteriösen Vorgänge ganz genaue Zahlenangaben und zwar immer lächerlich hohe. So wird einer der Engel, mit denen sich Mohammed im Himmel anfreundet, dargestellt als ein Wesen mit einer Million Köpfe. In jedem Kopf hat dieser Engel eine Million Münder, in jedem Munde eine Million Zungen, und jede einzele Zunge spricht eine Million verschiedener Sprachen. Und alle preisen Gott den Herrn.

Nachdem Omar als erster unter den mohammedanischen Herrschern als ein Opfer des Meuchelmordes gefallen war, gelangte der alte, schwache, unglückliche Othman, auf den sich die Mehrheit der Notablenstimmen vereinigt hatte, zur obersten Gewalt. Er verscherzte völlig das Ansehen und das Vertrauen der Moslem, das die beiden ersten Khalifen aufrecht

zu erhalten verstanden hatten, und das längst im Stillen fortglimmende Mißvergnügen über den schwachen und unbedeutenden Mann schlug in helle Flammen offener Empörung auf. Als 82 jähriger Greis wurde er von Mohammeds Schwager, dem Bruder der Aïscha, der ebenfalls Mohammed hieß, erschlagen.

Die Aufständischen riefen nur Ali zum Khalifen aus. Ali hatte zwar an der Ermordung Othmans nicht theilgenommen, aber es ist ihm der Vorwurf gemacht worden, daß er vielleicht nicht genug gethan habe, um dies Verbrechen zu verhindern. Er ließ sich eine Weile bitten, die ihm von den Mördern Othmans angetragene Würde anzunehmen, und entschloß sich erst nach mehrtägiger Anarchie, welche die Existenz des ganzen mohammedanischen Reiches in Frage stellte, an die Spitze der Gläubigen zu treten. Er forderte jedoch ausdrücklich, daß die beiden mächtigsten arabischen Fürsten, denen selbst ehrgeizige Absichten auf die Herrschaft nachgesagt wurden, ihm huldigen würden. Sollte die Wahl des Volkes sich jetzt noch auf einen dieser beiden vornehmen Araber lenken — sie hießen: Taloch und Zubeir, — so sei er bereit, zurückzutreten und die Wahl des Volkes anzuerkennen. Nachdem die beiden Araberfürsten Ali ihre Huldigung zugesagt hatten, nahm er Besitz von der höchsten Gewalt.

Ali.

So war denn endlich derjenige Mann zur Herrschaft gelangt, welcher, wie Schlosser schreibt, „vor allen Khalifen die begründetsten Ansprüche daran gehabt hatte und deswegen noch jetzt von einem großen Theil der Mohammedaner als der erste rechtmäßige Nachfolger Mohammeds anerkannt wird.“

In dem Augenblicke, da das Khalifat auf Ali übergegangen war, trat die Spaltung unter den Gläubigen, die vorher latent geblieben, in unverkennbarer Deutlichkeit hervor: Die einen, welche die Ueberlieferungen, die „Sunna“, als unbedingt maßgebend für die Bekenner des Islam neben dem Koran ansahen und die Rechtmäßigkeit der drei ersten Khalifen, Abu Bekr, Omar und Othman rückhaltlos anerkannten, nannten sich nach ihrer Verehrung der Sunna, Sunniten, während sie die Anderen, welche die kanonische Kraft der Sunna leugneten, als Schiiten, Abtrünnige, bezeichneten. Die Schiiten waren gewissermaßen die Legitimisten des Islam. Sie betrachteten die ersten drei Khalifen als Usurpatoren und schleuderten gegen sie von ihren Kanzeln herab die fürchterlichsten Verwünschungen. Namentlich Omar, der als Aïschas Genosse Alis erstes Khalifat hintertrieben und durch einen Staatsstreich Abu Bekr zum Statthalter des verstorbenen

Propheten gemacht hatte, war in ihren Augen der leibhaftige Satan, ein wahrer Ausbund von Verruchtheit und Gottlosigkeit.

Kaum hatte Ali die Zügel der Regierung ergriffen, als Aïscha, welche die ihr vor mehr als einem Vierteljahrhundert von Ali angethane Schmach nicht vergessen konnte, den Aufruhr gegen den neuen Khalifen schürte und die beiden mächtigen arabischen Häuptlinge, Taloch und Zubeir, dazu anstiftete, von Alis Huldigung zurückzutreten. Die Drei flohen heimlich aus Medina und riefen zur Empörung gegen Ali auf. „Die vernünftigeren Moslem nahmen ein Aergerniß daran, daß die ‚Mutter der Gläubigen‘ — so wurde Aïscha als Gattin Mohammeds genannt, — ihre Person und Würde im Lager auf's Spiel setzte," sagt Gibbon. „Aber die abergläubische Menge hielt sich für überzeugt, daß ihre Anwesenheit die Gerechtigkeit der Sache heilige und den Erfolg sichere."

Ein Mann aus dem Stamme Saad trat der heuchlerischen Aïscha, die mit aller Energie den Aufstand schürte, mit den Worten entgegen: „Bei Gott, Dein Benehmen ist weit strafbarer als das der Mörder Othmans. Du hast das Heiligthum des Propheten entweiht und den Schleier der Züchtigkeit von Dir geworfen. Hast Du Dich freiwillig in die Mitte dieses Heeres begeben, so ist es der Gläubigen Pflicht gegen Gott und seinen Propheten, Dich wieder in Deine Gemächer zurückzuführen. Bist Du diesen Männern (den beiden arabischen Häuptlingen) aber gegen Deinen Willen gefolgt, so ist es Pflicht, ihnen Widerstand zu leisten, weil sie, die Gläubigen, sich nicht gescheut, den Schleier der Mutter der Gläubigen zu lüften."

Auf die Nachricht von dem Aufstande sammelte Ali seine streitbaren Männer und zog ihnen entgegen. Bei Bassara kam es zur Schlacht. Die Aufständischen wurden auf's Haupt geschlagen, die beiden arabischen Fürsten getödtet.

Aïscha hatte der Schlacht von Anbeginn auf ihrem Kameele beigewohnt. Sie wollte den Sieg, den Ali schon errungen hatte, noch immer nicht anerkennen. Sie durchzog die Reihen der Ihrigen und feuerte durch leidenschaftliche Rede den Muth der Wankenden und Geschlagenen immer wieder an. Der Zaum ihres Kameels wurde von todesmuthigen Gläubigen gehalten. Siebzig Mann waren bereits neben dem Kameele Aïschas nacheinander getödtet oder schwer verwundet worden, und „ihre Sänfte starrte von Wurfspießen und Speeren wie ein Stachelschwein". Die ganze Entscheidung drehte sich schließlich um das Kameel, auf dem Aïscha saß, und die Schlacht hat daher auch in der Geschichte den Namen der „Kameelschlacht" erhalten. Ali mußte, um der Sache ein Ende zu machen, das Kameel in seine Gewalt bringen; aber die Führer ließen es nicht los. Sobald Einem die Hand abgehauen wurde, fand sich wieder ein Anderer, um es an der Halfter festzuhalten. Erst als man das Kameel, dem man die Sehnen durchgeschnitten hatte, zu Fall brachte, konnte man sich der Sänfte bemächtigen, und Aïscha wurde genöthigt, Alis Gnade anzuflehen.

Es war Aïschas leiblicher Bruder, Mohammed, der, als Gefährte Alis, den Vorhang von ihrer Sänfte zurückschob und sie ergreifen wollte. Da erhob sich Aïscha und rief: „Wer wagt es, nach dem Heiligthum des Propheten seine Hand auszustrecken?“ Der junge Mohammed antwortete: „Dein nächster Verwandter, welcher Dein Verhalten am meisten verabscheut!“ Ali behandelte die Wittwe des Boten Gottes mit Milde und Ehrfurcht. Er ließ sie durch ihren Bruder Mohammed, in Begleitung von Sklavinnen in Männerkleidung, nach ihrem Hause in Medina, nach dem Grabe des Propheten, zurückgeleiten.

Damit hatte Aïscha ihre Rolle ausgespielt. Sie war verhängnißvoll genug gewesen. Ihr unauslöschlicher Haß gegen Ali ist ein Factor, der bei der Spaltung der Gläubigen in der patriarchalischen Zeit des Islam nicht unberücksichtigt bleiben darf. Sie hat ihr wohlgemessen Theil an den erbitterten und blutigen Kämpfen, die kaum 30 Jahre nach dem Heimgang des Propheten unter den Bekennern des Islam entbrannten — an all' den Kämpfen, die hüben und drüben mit einer Erbitterung und Grausamkeit sondergleichen ausgefochten wurden, die durch Jahrhunderte den Boden Arabiens, Syriens und Kleinasiens mit Blut tränkten und Schreckensthaten gebären sollten, vor denen die Sicilianische Vesper, die Bartholomäusnacht und selbst die Greuel der spanischen Inquisition erblassen.

Der gefährlichste Feind, den Ali zu bekämpfen hatte, war der syrische Statthalter Muawia von Damaskus, ein naher Blutsverwandter des gemordeten Khalifen Othman, und seit dessen Tode das Haupt der mächtigen Familie der Omaija. Muawia, der selbst Ansprüche auf das Khalifat erhoben hatte, verweigerte Ali, den er der Anstiftung zur Ermordung Othmans beschuldigte, die Huldigung und machte mit seinem starken und wohlgerüsteten Heere seine Ansprüche geltend. In der Ebene von Ssiffin am Euphrat kam es zu endlosen blutigen Kämpfen, die nahezu vier Monate währten, und in denen Ali 25 000, Muawia 45 000 Mann verlor. Ali hatte, um das Blutvergießen der Gläubigen zu schonen, Muawia einen Zweikampf auf Leben und Tod vorgeschlagen, Muawia aber lehnte die Forderung ab. Während aller dieser Schlachten bewährte Ali, der im Islam den Namen des „Löwen Gottes“ führt, seine großartigen Eigenschaften als Held und Menschenfreund. Die Syrier waren schon entmuthigt und dachten an Flucht, als Ali der sichere Sieg durch eine List des Feindes und dessen kluge Berechnung auf den Fanatismus seiner Leute und seiner Gegner entrissen wurde. Muawia ließ die heiligen Bücher des Koran auf den vordersten Lanzen aufpflanzen. Dagegen wagten die Leute Alis nicht zu kämpfen, und Ali mußte einen schimpflichen Waffenstillstand annehmen. Er ließ sich vertrauensvoll in Unterhandlungen ein, die ihm die schon errungenen Vortheile wieder aus den Händen wanden. Seine arglose Weltunklugheit rächte sich bitter. Die letzte Zeit seines Khalifats war von schweren Unglücksfällen heimgesucht.

Wie seine beiden Vorgänger wurde auch Ali ermordet. Auf dem Wege zum Gottesdienst wurde er überfallen und von einem vergifteten Schwerte des Meuchelmörders durchstoßen (661). — August Müller, dessen „Islam im Morgen- und Abendland“ wohl als das vollständigste, inhaltreichste und bedeutendste Werk über die Geschichte der Mohammedaner bezeichnet werden muß, giebt eine äußerst anziehende Charakterisirung Alis*), aus der ich hier die folgenden Zeilen wiedergeben möchte: „Ein aufrichtiger Moslem, ein Anhänger und Freund von nie wankender Treue für den Propheten, eine ehrliche, wie es scheint, enthusiastische Natur, ein begabter Dichter und Redner, ein Krieger von gefürchteter Tapferkeit, hat er gerade das nicht besessen, was seine Zeit von ihm forderte: kräftiges Herrschertalent und politische Einsicht. Was aber das Schlimmste war: dem kühnen Degen, der ein Thurm war in der Schlacht, fehlte an jedem anderen Ort selbst das gewöhnliche Maß von Entschlossenheit. So ist es gekommen, daß er den verhängnißvollen Fehler seines Lebens, der einen Schatten auf seine übrigens durchaus anständige Gesinnung wirft, die Zulassung der Ermordung Othmans, bitter hat büßen müssen. Auf dem unreinen und schlüpfrigen Felde der weltlichen Politik war er mit seiner einfachen Poeten- und Soldatennatur nur ein halber Mensch, und nichts als Halbheiten hat er seitdem ausgeführt. Aber es ist, als hätte er durch seinen traurigen Untergang seine Schuld gesühnt. Die folgende Entwickelung der islamischen Geschichte hat es gefügt, daß seine Gestalt bis auf den heutigen Tag für jeden Moslem wie von einem sonnigen Schimmer verklärt dasteht. In allen mohammedanischen Landen preist man ihn als Helden, Dichter und Weisen. Da seine eigenen Gedichte meist verschollen sind, hat man ihm neue in großer Zahl beigelegt, die sich der größten Beliebtheit erfreuen — ja die eine Hälfte der islamischen Gemeinde (Müller spricht von den Persern, den Schiiten) verehrt in ihm, fast mehr noch als in dem Propheten selbst, den heiligen Märtyrer von fleckenloser Reinheit und höchstem Seelenadel, den gerade idealistisch veranlagte Völker als sozusagen sinnlichen Träger ihrer höchsten religiösen Empfindungen sich zu schaffen pflegen. So bleibt der letzte der legitimen Khalifen, mit welchem die patriarchalische Epoche des Islams schließt, als Alles beherrschende Gestalt im Vordergrunde des neuen Zeitalters stehen.“

Der Zwiespalt im Islam. Die Enkel des Propheten.

Nach Alis Ermordung hatte sich Muawia zum Haupte der Moslem aufgeschwungen, den Titel des Khalifen angenommen, Friede mit den Byzantinern geschlossen und die Gegner seiner Herrschaft durch Verträge

*) I. S. 333.

oder durch das Schwert beseitigt. Er starb hochbetagt im April 680 und überließ das Reich seinem Sohn Jesid.

Die Perser hatten aber das Khalifat Muawias nicht anerkannt, wenn sie auch nicht kraftvoll genug waren, ihre Auffassungen mit dem Schwerte in der Hand zu den geltenden zu machen. Wie sie schon die ersten drei Khalifen als rechtswidrige verworfen hatten, so waren auch in ihren Augen Muawia und dessen Nachfolger Jesid nichts Anderes als Usurpatoren. Für sie, die Schiiten, hatte die neue Zeit in Wahrheit die folgende Gestaltung angenommen, die durch zufällige Wirklichkeiten in ihrem inneren Wesen nicht entstellt werden konnte: Mohammed hatte das große Werk des neuen Glaubens begründet, aber er hatte in ihren Augen doch nicht viel mehr, als eine Art Johannismission erfüllt. Sein Adoptiv- und Schwiegersohn Ali, dem sie eine fast göttliche Verehrung zollten, hatte erst das Werk zu seiner wahren Vollendung geführt. Er allein war der rechtmäßige Nachfolger des Propheten! Nach seinem Tode hatte kein Anderer Anspruch auf die oberste Herrschaft im Islam als seine directe Nachkommenschaft, das waren seine und der Fatima beiden Söhne: Hassan und Hussein, die Enkel des Propheten, die Mohammed selbst in seinem Schoße gewiegt und auf der Kanzel als die Hoffnung seines Alters und die Anführer der Jünglinge des Paradieses bezeichnet hatte.

Daß diesen legitimistischen Velleitäten nicht jede Berechtigung abzusprechen war, erhellt schon aus dem Umstande, daß Muawia sehr bald, nachdem er die Herrschaft angetreten hatte, sich veranlaßt fand, mit dem ältesten Erben Alis, mit Hassan, in Verhandlungen einzutreten und einen Abfindungsvertrag mit ihm abzuschließen. Hassan, ein charakterloser Weichling, entsagte gegen Auszahlung einer bedeutenden Summe seinen Ansprüchen auf die Herrschaft. Er zog sich nach Medina zurück und lebte da in Gottesfurcht und Schwelgerei mit zahllosen Weibern. Von einer seiner Gattinnen wurde er, wie man sagt: auf Anstiften Jesids, des Sohnes Muawias, durch ein vergiftetes Tuch getödtet, etwa um 670.

Von ganz anderer Art war Alis zweiter Sohn Hussein, der die vornehmen Charaktereigenschaften und den großartigen Heldenmuth des Vaters geerbt hatte. Hussein hatte sogleich gegen den Vertrag, den sein älterer Bruder mit dem Usurpator Muawia abgeschlossen hatte, Protest erhoben und sich zu gegebener Zeit die Geltendmachung aller seiner Rechte als Sohn des ermordeten Khalifen Ali und als Enkel des Propheten vorbehalten.

Nachdem nun der kluge und energische Muawia die Augen geschlossen und der in Ausschweifungen verkommene Jesid die Zügel der Regierung in seine schlaffen Hände genommen hatte, schien für die Anhänger Alis der Augenblick gekommen zu sein, nunmehr den einzig rechtmäßigen Erben des Khalifats, Hussein, zur obersten Würde emporzuheben. Hussein verweigerte also dem Jesid die Huldigung und floh von Medina nach Mekka.

Dort erhielt er nach einigen Wochen geheime Botschaft vom Volke von Kufa, die ihn in den irrigen Glauben versetzte, daß er sich nur an die Spitze der Bewegung zu stellen brauche, um alsbald eine mächtige Schaar für sich zu gewinnen und mit der Aussicht auf sicheren Erfolg Jesid entgegentreten zu können. Die Mittheilung lautete so vertrauenswerth, daß Hussein der Aufforderung Folge leisten mußte, wenn er sich nicht dem schmählichen Verdachte aussetzen wollte, wie Hassan fahnenflüchtig die Sache des Rechts zu verrathen. So sammelte er denn einige Getreue und brach auf, in der Hoffnung, in Kufa ein starkes Herr gegen Jesid aufbieten zu können. Jesid aber war dies Geheimniß verrathen worden, und er hatte, längst bevor Hussein sein Ziel erreichen konnte, seinen Gouverneur Obeid Allah dem kühnen Kronprätendenten und seinen abenteuerlichen Genossen entgegengeschickt. Durch lügnerische Berichte verlockt, war Hussein mit seinen Getreuen bis in die Nähe von Kufa vorgedrungen, als ihm in der Wüste von Kerbela die verzweifelte Situation plötzlich in grausiger Weise veranschaulicht wurde.

Er hatte Alles in Allem etwa 30—40 Reiter und 40—100 Mann Fußvolk bei sich. Die Kufaner verweigerten jede Hilfleistung, und die von Obeid Allah ihm entgegengeschickte Truppenmacht belief sich auf 4000 Mann. Daß gegen eine solche Uebermacht auch der heldenmüthigste Widerstand nutzlos war, lag auf der Hand. Hussein beschwor die Seinen, ihn zu verlassen; aber sie hielten fest an ihrem todesmuthigen Führer. Er wurde von den Bevollmächtigten Obeid Allahs aufgefordert, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Hussein verlangte sicheres Geleit nach Mekka. Er gelobte, als ruhiger Mann am Grabe seines Großvaters, des Propheten, zu sterben. Diese Forderung aber wurde verweigert. Und so kam es zum Kampfe.

Vor Beginn der Schlacht, die man besser ein Abschlachten nennen müßte, rief er den Kufanern zu:

„Die Christen verehren den Staub unter den Füßen von Christi Esel, und die Juden jede Spur, die sich von Moses erhalten hat. Wie wollt Ihr mein Blut vergießen, da ich doch bei unserm Propheten, meinem leiblichen Großvater, so hoch stand? Ich bin der Sohn Fatimas, der Tochter Mohammeds, der Sohn Alis, des ersten Gläubigen, dem der Prophet gesagt: ‚Das ist Fleisch von meinem Fleisch und Blut von meinem Blut.‘ Was habe ich begangen, daß Ihr mich tödten wollt? Bin ich ein Mörder? Ich lebte still in Mekka, bis Ihr mich schriftlich eingeladen, als Euer Herrscher in Eure Mitte zu kommen. Laßt mich nach Mekka zurückkehren, denn mich gelüstet nicht mehr nach weltlicher Herrschaft.“ Die Rede blieb erfolglos. Der Kampf begann. Er währte unglaublich lange: vom frühen Morgen bis zum Nachmittag. Der Bericht der Zeitgenossen darüber ist wahrhaft ergreifend. Es war eine unendlich lange Reihe von Zweikämpfen. Husseins kleines Kind wurde auf seinem Schoße getödtet.

Er litt an den bittersten Qualen des Durstes. Das Blut floß aus seinen Wunden. Er kämpfte noch immer. Seine Kraft, Ausdauer und Tapferkeit erregte die Bewunderung seiner Feinde. Schließlich brach er zusammen. Er hatte nicht weniger als 34 Schwert- und 33 Pfeilwunden. Da überfielen ihn noch sechs Mann und metzelten den Kraftlosen nieder. Man trennte seinen Kopf vom Rumpfe und schickte den Kopf Jesid. Der kopflose Rumpf wurde im Sande der Wüste eingescharrt.

Das geschah am 10. Moharrem des Jahres 61 nach der Hedschra, nach unserer Zeitrechnung am 10. October 680. Die Spaltung im Islam zwischen den Sunniten, die von Muawia an die Macht thatsächlich in den Händen gehabt haben, und zu denen die späteren Herrscher des mohammedanischen Reiches bis auf den jetzt lebenden Sultan aus dem Hause der Osmanen gehören, und den numerisch sehr unterlegenen Schiiten, die nur Mohammed, Ali und dessen directe Nachkommen als legitime Herrscher der Gläubigen anerkennen, und die ihre Anhänger fast ausschließlich in Persien besitzen, — diese Spaltung, die Jahrhunderte lang unerhörte Opfer an Gut und Blut gefordert und hüben und drüben die scheußlichsten Grausamkeiten hervorgerufen hat, besteht noch bis auf den heutigen Tag. Der uralte Haß zwischen Türken und Persern ist durch diese fundamentale Verschiedenheit in der Auffassung von wesentlichen Grundbestimmungen des mohammedanischen Glaubens und in der Auffassung der legitimen Herrscher der Gläubigen unausgesetzt geschürt worden und klingt noch heute weiter im Herzen der beiden feindlichen Nationen, wenn er auch jetzt seit geraumer Zeit keinen gewaltsamen Ausdruck mehr gefunden hat.

Die Perser haben Hussein zum Märtyrer ihrer heiligen Sache gemacht. Die Stätte in der Wüste Kerbela, wo sein hauptloser Körper begraben liegt, wird noch heute von Tausenden persischer Wallfahrer besucht, und der Todestag Husseins ist noch heute ihr größter und schmerzlichster Feiertag. Hussein wird von den schiitischen Persern als ihr größter Held verehrt. Die Gefahren und Qualen, die er in der Wüste durchmachen mußte, seine todesmuthige Vertheidigung, seine Gläubigkeit im Tode haben in den Persern eine Begeisterung entfacht, die von der Zeit nicht abgeschwächt worden ist.

Es zeugt eigentlich von einer großen Duldsamkeit, daß die sunnitischen Türken es ruhig mit ansehen, wie in ihrer Hauptstadt die schiitischen Perser das Todtenfest in ihrer extravaganten Weise begehen, das ja in Wahrheit nichts Anderes ist, als der in sonderbarster und grausigster Form alljährlich wiederholte Protest gegen die Lehren und gegen die Herrschaft der türkischen Sunniten. Ihnen gelten die furchtbaren Verwünschungen, die bei diesem Anlaß ausgestoßen werden gegen Muawia und Jesid, und die Wehklagen über Hussein sind nichts Anders als erschreckliches Klagen über die Ungerechtigkeit und Ungesetzmäßigkeit des türkischen Khalifats.

Das persische Blutfest. Ort der Handlung.

Das persische Todtenfest, das im vergangenen Jahre — 1897 — nach unserer Zeitrechnung auf den 10. Juni fiel, ist so ganz und gar eigenthümlich, ein solcher Anachronismus nach unseren Auffassungen, ein Stück so grenzenloser orientalischer Wildheit, das sich unter dem Mantel des Islam auf europäischen Boden eingeschmugelt hat, daß eine getreue und möglichst vollständige Schilderung vielleicht nicht unwillkommen sein wird.

Es ist ein wüstes, schauerliches Nachtbild, und wir fassen es kaum, daß ein solches Schauspiel sich abspielen kann in einer Stadt, die in kaum zwei Tagen von Wien aus mit der Bahn erreicht werden kann. Wir glauben vor uns gräuliche Schemen aus unvordenklicher Vergangenheit: Priester des Baal, der Astarte, des Moloch zu sehen. Wir sehen Ströme von freiwillig vergossenem Blut, Blut und immer nur Blut! Das Wort wird in unserer Darstellung bis zum Ekel wiederkehren müssen, wenn wir die Vorgänge so schildern, wie sie sich vor uns zugetragen haben.

Es ist etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, als unser Wagen über die schlechtgefügten Bohlen der sogenannten Neuen Brücke holpert. Auf dem Bock hat neben dem Kutscher der Kawaß der Botschaft, in seiner kleidsamen Uniform und mit seinen schön ciselirten Waffen Platz genommen. Für die Begleitung durch den Botschaftskawaß, der mit hoher polizeilicher Gewalt ausgestattet ist, und vor dessen Ruf sich durch die dichteste Volksmenge eine Gasse öffnet, sind wir dem Freunde, in dessen Gesellschaft wir das Fest besuchen, einem Mitgliede unserer Botschaft, heute besonders dankbar. Der Tag ist sehr heiß gewesen. Es hat ein Gewitter gedroht. In den vorgerückten Stunden des Nachmittags hat es sich freilich verzogen, aber am westlichen Himmel segeln noch immer phantastische Wolkenzüge, durch die das Licht der scheidenden Sonne sich in wunderbar farbigen Strahlen bricht. Ueber Stambul liegt ein nebliger Dunst, der sich allmählich lichtet. Die Minarehs, die unten milchfarbengelb erscheinen, erglühen in ihren oberen Theilen in wunderbarem Rosa. In den engen Gassen, die wir durchfahren, herrscht ein ungewohntes Leben, und nicht ohne Beschwerde erreichen wir den Ort der aufregenden Handlung.

Der Stadttheil von Stambul, in dem der große „Walide Han“ genannte Complex liegt, weist besonders starke Züge aus der alten byzantinischen Zeit auf. Ueberall gewahrt man Spuren der vergangenen Herrlichkeit.

Unter „Han“ versteht man große, gewöhnlich in Quadratform angelegte Baulichkeiten in den wichtigsten Städten, die den fremden Kaufleuten Herberge für sich selbst, Ställe für ihre Kameele und sonstigen Lastthiere und Gewölbe für ihre Waaren, die dort zum Kauf ausliegen, bieten. Der „Han der Walide“ ist der größte in Stambul und bildet gewisser-

maßen ein Stadtviertel für sich, mit Hunderten von Verkaufsläden im Erdgeschoß, mit zahlreichen Wohnräumen und Geschäftsstuben im oberen Stock. Es ist der Mittelpunkt des persischen Handels. Die Kaufhäuser umschließen einen mächtigen Hof, der mit Bäumen bestanden ist, und auf dem sich außer dem Brunnen auch eine kleine Moschee befindet für die Bequemlichkeit der Bewohner, die da gleich ihre Gebete verrichten können. Gewöhnlich bietet das Leben und Treiben im Walide Han ein buntes und bewegtes Bild dar. Außer den Kauflustigen besuchen viele Fremde den Han, um sich an den herrlichen Teppichen, den schönen, mit Perlmutter eingelegten Holzarbeiten, den fein ciselirten aus Edelmetall gefertigten Waffen und all den anderen Kostbarkeiten, die Persien auf den Weltmarkt wirft, zu erfreuen.

Heute aber ist alle Farbenpracht erloschen und alles fröhliche Treiben erstorben. Die Kaufläden sind sammt und sonders geschlossen, die Häuser mit schwarzem Tuch beschlagen. Man sieht die Vorbereitungen zu einer großartigen Illumination des Han. Längs des gepflasterten Weges ringsum sind Gewinde von kleinen Lampen gezogen, hie und da auch mächtige Lichterkronen angebracht. Vor einigen der Häuser sieht man an riesengroßen Gerüsten persische Schriftzeichen von gewaltigem Umfange, die, dicht mit kleinen Lämpchen besetzt, nach Anbruch der Dunkelheit in Feuerzeichen die Worte kündigen werden: „Hussein, Du Opferlamm!“

Schon in der Nähe des Han ist das Gedränge lebensgefährlich geworden. Und immer vernehmlicher und lauter ist an unser Ohr eine merkwürdige Symphonie gedrungen: ein Zusammenklingen von rhythmisch ausgestoßenen alternirenden Rufen und Gegenrufen, ein plärrender, jammervoller Gesang, eine klägliche, monotone Musik, chromatisch absteigend, von näselnden Clarinetten geblasen, unter unausgesetzter Begleitung von Paukenschlägen und Beckenklirren.

Dazu kommt als unheimlichstes Geräusch ein in scharfem Tacte und in ganz regelmäßigen Zeiträumen sich wiederholendes dumpfes Dröhnen, für das wir uns vorläufig noch keine Erklärung verschaffen können. Es klingt etwa wie der langsame wuchtige Massenschritt eines Bataillons von Giganten; aber es ist doch wiederum etwas anders. Es klingt so schauerlich hohl! . .

In das Gewirr von seltsamen Stimmen und Lauten, in diese rhythmisch hervorgestoßenen Wechselanrufungen, in dieses tactmäßige Puffen oder Dröhnen oder wie man es sonst nennen mag, und in dieses jämmerliche Psalmodiren, das vom klagenden Geheul der Clarinetten begleitet wird, ertönt lautes Wehklagen und Schluchzen. Unser Ohr wird von dem seltsamen Lärm so in Anspruch genommen, daß unser Auge das bunte Bild, das sich um uns ausbreitet, zunächst nur halb erfaßt.

Der mittlere gepflasterte Weg, der mit dem Häuserviereck parallel

läuft, ist heute abgesteckt wie eine Arena. Darin fluthet, von Festordnern zur Ruhe gewiesen, eine sehr erregte Menge in seltsamem Gebaren: Kinder im zartesten Alter, Jünglinge, reife Männer, gebrechliche Greise — Alle bestrebt, der Trauer, die sie wirklich empfinden oder wenigstens empfinden wollen, einen möglichst deutlichen Ausdruck zu geben. Die Einen verzerren das Gesicht zum Weinen, Andere weinen wirklich und schreien laut.

Nach den Sendboten, die wir vor uns sehen, ist es eigentlich kein schöner Menschenschlag. Die Meisten sind kaum mittelgroß. Kräftige Gestalten sind Seltenheiten. Dem Anschein nach gehören Alle den unteren Schichten des Volkes an. Die buntfarbige Pracht, die sonst den Bildern des morgenländischen Lebens einen Reiz giebt, für den wir Abendländer besonders empfänglich sind, fehlt hier ganz. Man sieht fast nur Grau und Schwarz. Weiber halten sich diesem Feste fern.

Die Fenster der oberen Stockwerke in den den Hàn umschließenden Gebäuden stehen offen und sind voll besetzt mit Personen, die den begüterten Klassen anzugehören scheinen. Auch diese Zuschauer zwingen sich gewaltsam zu Trauer und Thränen. Man sieht, wie sie convulsivisch zusammenzucken, das Tuch, das sich mit ihren Thränen netzt, vor die Augen haltend.

Der Zug der Büßer.

Eine sonderbare Bewegung, die durch die harrende Menge geht, und das Anwachsen des klagenden und jammernden Lärms künden uns, daß der Zug der Büßer naht.

Er wird von Bläsern, von Becken- und Paukenschlägern eröffnet. Daran schließen sich Geistliche, die in kläglichstem Ton mit erhobener Stimme etwas erzählen und dabei heulen und schluchzen; es wechseln Zwei in ihrem Berichte über Husseins schreckliches Ende beständig ab. Ihr klagender Bericht weckt allseitig jammernden Widerhall. Hinter den Jammerpriestern schreitet ein Schimmel, dessen Kopf und Hals mit einem häßlich grellgrünen Schleier behangen sind und auf dessen Bläße ein Spiegel angebracht ist. Im Uebrigen ist der ganze Leib des Pferdes mit einem großen weißen Tuch bedeckt, das über und über mit Blut befleckt ist. Es trägt auf seinem Rücken außer dem Reiter Schild und Waffen. Dieser Reiter ist ein etwa sieben- bis achtjähriges Kind in weißem Gewande, mit völlig geschorenem Schädel. Sein Gesicht ist in langen Streifen mit Blut beschmiert. Ein zweiter Schimmel ist ebenso aufgeputzt und trägt ein Kind von höchstens zwei Jahren, das der nebenher schreitende Vater hält. Es ist gleichfalls mit Blut besudelt. Ueber dem dritten Pferde, einem Eisen-

schimmel, flattert eine festgebundene weiße Taube. Das Pferd ist ganz schwarz behangen. Auf seinem Rücken sind Schild, Schwert und Lanze befestigt. Das soll vermuthlich das Schlachtroß darstellen, das Hussein am Unglückstage von Kerbela geritten hat. Die weiße Taube ist wohl ein symbolisches Abbild seiner reinen Seele. Die beiden Kleinen sollen erinnern an die unglücklichen Kinder, die Hussein vor seinen Augen hat hinschlachten sehen. Zwischen den Pferden sind immer Abtheilungen von wehklagenden Geistlichen, und neben den Rossen schreiten Männer mit hohen Standarten; einige dieser Feldzeichen laufen in eine Hand mit emporgestrecktem Zeigefinger aus. Eine genügende Erklärung dieser an der Lanze getragenen aufgespießten Hand und anderer symbolischer Darstellungen, die von den Begleitern der Rosse getragen werden, hat mir nicht gegeben werden können.

Diesem Vortrab schließt sich der unabsehbare Zug der Büßer an. Das Ueberraschende und Imposante ist vor Allem die Massenhaftigkeit; denn es sind gewiß an die vierhundert bis fünfhundert, wenn nicht mehr, die in ihrem schauerlichen Aufputze und in ihren scheußlichen Selbstquälereien langsam, schreiend und heulend, an uns vorüberziehen.

Die Büßer zerfallen in drei verschiedene Gruppen.

Zuerst kommen weißgekleibete Männer. Ein langes Büßerhemd bedeckt sie von den Schultern bis zu den Knöcheln. Ihr Kopf ist entweder ganz oder bis auf einen schmalen Kranz von Haaren geschoren. In der Rechten halten sie ein langes, scharf geschliffenes Schwert, das sie vorerst nur tactmäßig und mit fürchterlich drohenden Geberden schwingen. Dabei stoßen sie in wildem Geschrei die Namen der Kinder Alis, der Enkel des Propheten, aus, und zwar abwechselnd, so daß die Weißen auf der Rechten „Hussein“ rufen, während die auf der linken Seite mit dem Schrei „Hassan“ antworten. „Hussein! Hassan! — Hussein! Hassan!“ tönt es schauerlich unausgesetzt, und die wüthend geschwungenen Klingen blitzen im Lichte der untergehenden Sonne.

Die zweite Gruppe ist die der Geißler. Sie sind durchaus schwarz gekleidet. Eine schwarze Kappe bedeckt ihren Schädel, ein langes schwarzes Gewand die Brust und den Unterkörper bis zu den Füßen, aber der Rücken ist völlig entblößt. Bei der Mehrzahl beginnt die Entblößung des Rückens schon an den Schultern. Nur ein schmaler Streifen des schwarzen Zeuges am Nacken hält den oberen Theil des Gewandes. Bei Einigen ist aber dieser obere Streifen etwa eine Hand breit, bedeckt also den Nacken und die Schulter bis zum Ansatz des Schulterblattes. In der Rechten haben sie eine Geißel, einen etwa einen Fuß langen Stock, an dem ungefähr zwanzig eiserne Ketten, einen Finger breit und anderthalb Fuß lang, befestigt sind. Auch sie rufen wechselweise und genau im Tact wie die Schwertträger: „Hussein! Hassan!“ und schwingen bei jedem Schrei wuchtig ausholend die eiserne Geißel über die linke Schulter, so daß die Ketten

rasselnd auf den nackten Rücken herniedersausen. Der Klang der massenhaft auf das Fleisch aufschlagenden Metallsträhne hat etwas Fürchterliches. Hussein! Hassan! dann klirrender Schall der Ketten und dumpfer Aufschlag auf das Fleisch ...

Die Schläge, die sie führen, sind je nach der Verschiedenheit der Individuen und ihrer fanatischen Bußfertigkeit von verschiedener Stärke. Einige hauen mit so gräßlicher Wucht auf sich ein, daß sich unser Blick schaudernd von diesen wahnbethörten Selbstpeinigern zu Andern wendet, die zwar auch ebenso tief ausholen wie die andern, oberhalb der Schulter aber den Schlag anhalten und die Ketten über die, doch wenigstens etwas geschützten Schulterblätter ein wenig sanfter niederfallen lassen. Die Peinigung bleibt ohnehin kräftig genug. Die blutunterlaufenen hohen Striemen auf dem dunkelfarbigen Rücken zeigen, daß es kein Kinderspiel ist.

Und doch — es ist schaudervoll! — betheiligen sich auch Kinder von elf, zwölf Jahren an dieser wilden Kasteiung, und kaum ein Zucken des Mundes verräth den Schmerz, den sie erdulden. Ihre Augen blitzen vielmehr in wahnwitzigem Stolze in blöder, halb verthierter Freude auf.

Bei diesem ersten Umgang macht die dritte Gruppe den schrecklichsten Eindruck von Allen. Die zu ihr Gehörigen tragen weder eine besondere Tracht, noch ein besonderes Werkzeug. Sie haben die linke Brust völlig entblößt und schlagen nun, in demselben Rhythmus und Tacte wie die Weißen und Schwarzen und unter denselben wilden Anrufen ihrer Märtyrer, mit der flachen Hand auf die Brust. Einige schlagen fürchterlich zu. Ihr ganzer Körper erbebt. Ihre Kinnladen gerathen in ein schauerliches Vibriren, wenn der weit ausgeholte Schlag mit der Rechten die linke Brustseite trifft.

Dieses Aufklatschen der Hand, dieses dumpfe, schreckliche Dröhnen des Brustkorbes, dieses gleichmäßige und von Hunderten gleichmäßig ausgeführte Schlagen — das ist der unbeschreiblich schauerliche und unheimliche Laut, der schon von weiter Ferne her zu uns gedrungen war, ein Geräusch, das wir nie zuvor vernommen haben und auch niemals wieder hören möchten.

Den Brustschlägern schließt sich viel Volk an, die jedes Mal, wenn die Büßer schlagen, mit der Rechten ihre Brust leicht berühren, also den Schlag nur markiren und sich nur symbolisch an der Selbstschinderei betheiligen. Desgleichen thun auch alle zuschauenden Perser, die den Weg umsäumen oder dem wilden Schauspiel von einem oberen Stockwerk eines der festlich geschmückten Häuser aus zuschauen, — alle, auch der Botschafter und die Mitglieder der persischen Botschaft.

Bei allen diesen Evolutionen der Schwerterschwinger, der Kettengeißler und der Brustschläger ist das Tempo scharf geregelt. Die Production erfolgt nach dem jedesmaligen Rufe „Hassan“ und dem Gegenruf „Hussein“, aber der Stärkegrad der einzelnen Schläge ist sehr verschieden. Es ist

deutlich ein crescendo, forte und fortissimo mit dem sich daran anschließenden decrescendo wahrzunehmen. Erschlaffen und erlahmen die Unglücklichen in ihrer fanatischen Peinigungswuth, so werden sie, nachdem man ihnen eine nur kurze Frist maßvollerer Marterung gegönnt hat, von Männern, die inmitten des Zuges schreiten, durch aufstachelnde Schreie: „Hassan! Hussein!“ zu neuer Raserei aufgepeitscht. Heldenreizer eigenthümlicher Art!

Nach mehrmaligem Umgang hält der Zug vor einer improvisirten Kanzel, über der lichtreiche Kronen hängen. Ein Imam spricht Gebete; einen jeden Satz bekräftigen die Hunderte von Büßern und das zuschauende Volk der Schiiten mit einem lauten: „Amen!“ Währenddem reichen Knaben den Büßern die einzige Erfrischung, die ihnen während ihrer kläglichen Uebungen dargeboten wird: einen Trunk frischen Wassers.

Die wassertragenden Knaben haben schon früher dem Zuge angehört. Sie sollen zugleich die Erinnerung wachrufen an die Qualen des Durstes, die der unglückliche Hussein während seines Wüstenkampfes zu erdulden hatte. Man sieht auch Männer aus großen Körben Hände voll Sand auf die Häupter der Büßer streuen. Diese Handlung wird verschiedentlich gedeutet. Für die Einen ist es nur der uralte morgenländische Brauch zur Bekundung tiefster Trauer: Sand und Asche auf's Haupt! Andere bringen es unmittelbar in Beziehung zu Husseins Tod, dessen Haupt vom Rumpf getrennt in den Sand der Wüste rollte.

Der Imam betet für den Schah — nothgedrungen auch für den Sultan — für den persischen Botschafter und alle gläubigen Schiiten. Er gedenkt des Propheten, seines Adoptivsohnes Ali und der unglücklichen Söhne des Ali, des Hassan und vor Allem des tapferen Märtyrers Hussein, des tragischen Helden des heutigen Gedenktages. Bei der Nennung dieses Namens stimmen Alle ein in die laute Wehklage: „Ya Hussein maslum.“ „O Hussein, Du Unschuldiger, Du Opferlamm.“ Diese Worte werden nun beständig in jämmerlich plärrendem Singsang wiederholt. Sie stehen in großen weißen Buchstaben geschrieben auf der Brust der schwarzen, rückenentblößten Kettengeißler. Und jetzt erstrahlen sie auch ringsum in hellen Lichtern. Denn die Sonne ist inzwischen gesunken, und die Mondscheibe, die schon längst in mattem Schimmer sichtbar, glänzt nun in intensivem Silberlicht am dunklen Himmel.

Unsern Augen bietet sich ein Bild von wahrhaft großartiger und entsetzlicher Wirkung. Der mächtige weite Raum um uns her ist von Tausenden flackernder Gasflammen beleuchtet. Längs des Weges ziehen sich flammende Gewinde. An den Gerüsten erstrahlen die leuchtenden Inschriften. Aus den offenen Fenstern der Baulichkeiten fällt helles Licht. Große Scheiterhaufen werden geschichtet und angezündet, und die rothen Brände schlagen hoch auf, und über all dem wölbt sich der unendlich hohe

Himmel mit der fast vollen Scheibe des zehn Tage alten Mondes, dessen Silberlicht durch die belaubten Zweige der Bäume bricht, und neben dem ruhig in stetiger Helligkeit der Abendstern strahlt.

Blut!

Und nun regt sich ein wilder Aufruhr. Lauter klagen die näselnden Clarinetten ihre chromatische Litanei. Stärker erschallen die Pauken- und Beckenschläge, noch unheimlicher hallt das dumpfe Aufklatschen der Handflächen auf die Wölbung der nackten Brust. Das Wehklagen der Menge „Hussein, du Opferlamm," wird zu entsetzlichem Geheul. Dazwischen stoßen die Priester in wilden Jammerrufen ihr Wehgeschrei aus und die Menge ihre tausendfachen Verwünschungen über Jesid, den Mörder. Schluchzen, Wimmern, Stöhnen, Schreien und Heulen ringsum. Es ist etwas Grausiges, Sinnverwirrendes.

Und nun kommt der Zug wieder, an beiden Seiten umgeben von Männern, die auf langen Stangen hoch aufflammende Feuerkörbe, Laternen, Fackeln und Brände tragen. In derselben Anordnung wie zuvor, aber in einer schaudererregenden Veränderung!

Während das Jammer- und Wehgeschrei zum Paroxysmus anschwillt, schreiten die Weißen heran, geführt von dem Knaben auf dem Pferde. Er ist blutüberströmt. Er bringt sich auf dem glattgeschorenen Kopfe mit dem scharfen Schwerte beständig Schnittwunden bei, aus denen das Blut über Stirn und Wangen herabrinnt und sein weißes Kleid über und über roth färbt.

Und seine Gefolgsmänner! Ihr weißes Hemd ist von oben bis unten mit Blut getränkt. Sie werden nicht müde, die Schärfe ihres Schwertes über den Kopf zu ziehen, und aus den langen Schnittwunden strömt das Blut über ihr Antlitz, über ihren Rücken. Das Blut leuchtet in furchtbarem Roth auf ihrem Gesicht. Ihr ganzer Oberkörper schwimmt in Blut. Es sind nicht mehr Menschen, es sind nur noch belebte blutige Massen, die da bei dem röthlichen Licht der Fackeln, im Tacte heulend und schreiend wie die Wahnsinnigen, an uns vorüberziehen und das grausige Werk der Selbstzerfleischung phrenetisch fortsetzen.

Blut, nichts als Blut und immer Blut! Sie bluten wie abgestochenes Schlachtvieh. Es giebt keinen andern Ausdruck.

Und der Anblick der allgemeinen Schlächterei, die Wärme des eigenen Blutes, das sie vergießen, der seltsame sinnberauschende Geruch — es macht sie rasend. Blut ist eben ein „besonderer Saft", der auf gewisse

Naturen wie ein unerklärlich geheimnißvoll aufregender Sinnenkitzel wirkt. Und während die rothen Tropfen ihnen heiß über Stirn und Nacken rinnen, heulen sie rhythmisch ihre Todtenklage, hören die anfeuernde grausige Musik, sehen das jämmerliche Weinen und Zucken allüberall, und wieder schwingen sie die röthliche Klinge, setzen sie abermals an und ziehen sie wiederum über den geschorenen Schädel.

Hinter ihnen schreiten Männer mit einem Stabe, welche allzu leidenschaftlich geführte Schläge, die die Besinnungslosen gegen sich führen, auffangen. Und daß das keine überflüssige Vorsicht ist, habe ich aus eigener Wahrnehmung constatiren können. Vor meinen Augen, keine fünf Schritt von mir entfernt, sah ich, wie ein aufgefangner Hieb von dem parirenden Holz einen langen Splitter ablöste.

Einige binden sich jetzt, weil das unablässig herabstürzende Blut sie blendet, als Augenschutz um die Stirn ein Tuch, das aber auch bald wie alles Uebrige zum Auswringen mit Blut getränkt ist.

Es ist das scheußlichste Schauspiel, das meine Augen gesehen haben. Dagegen erblassen die widerwärtigen Pferdeschindereien bei den spanischen Stierkämpfen zu einem harmlosen Kinderspiel. Und doch scheint dieses menschliche Blutvergießen den Ansprüchen einiger verwöhnter Culturkinder an ein wirklich aufregendes Schauspiel noch immer nicht zu genügen. In meiner Nachbarschaft hörte ich, wie sich eine Dame der diplomatischen Welt darüber beklagte, daß die Kopfzerfetzung bei Einigen nicht radical genug sei, daß der Eine oder Andere „mogelte", daß sie sich garnicht „besonders weh thäten". Das mag ja sein, aber meinem Bedürfnisse genügte das, was ich da vor mir sah, vollauf, und mir war es wirklich gleichgültig, ob der mächtige Blutstrom, der auf dem weißen Hemd der Büßer herabfloß, als sie schon bei ihrem ersten Umgang mit Fackelschein an uns vorüberzogen, sich durch das Blut der Kopfwunde natürlich gebildet hatte oder durch das Blut geschlachteter Hämmel noch künstlich verstärkt war.

Schauriger Ernst ist bei diesem blutigen Spiel noch immer mehr als genug. Als ich nach dem zweiten Umzuge den Han verließ, lagen auf den Wegen blutige Lappen, die die Selbstzerfleischer um die Stirn gebunden hatten. Die Fetzen starrten von Blut. — Auf dem Pflaster waren überall die blutigen Spuren wahrnehmbar, und im Thorweg bemühte man sich um einen jungen, etwa zwanzigjährigen Menschen, der blutüberströmt zusammengebrochen war und ohnmächtig dalag. Daß das Gleiche nicht der Mehrzahl zustößt, daß sie trotz des ungeheuren Blutverlustes unter dem klagenden Geheule: „Hussein, du Opferlamm!" diese Selbstzerfetzung über eine volle Stunde fortsetzen können, ist ein unlösbares Räthsel.

Der Anblick der blutigen Schwertbüßer ist so furchtbar, daß unser Sinn jetzt gegen die Geißelschläge der Kettenbüßer nahezu abgestumpft ist, obwohl uns schon ein flüchtiger Blick belehren kann, wie inzwischen die

Rücken der Unglücklichen in blutrünstigen Striemen aufgedunsen und zerschlagen sind. Das gräßliche Schlagen auf die Brust, der hohle Hall des dumpfen Aufklatschens, hat aber von seiner schauerlichen Unheimlichkeit nichts eingebüßt.

Ich mochte das Einzelne nicht mehr sehen, das Einzelne nicht mehr hören. Ich machte alle Anstrengungen, um das Bild in seiner barbarisch wilden Gesammtheit auf mich wirken zu lassen. Ich sah nur noch Gruppen von weißgekleideten blutüberströmten Gestalten, die mit blutgerötheten Schwertern blitzend fuchtelten, schwarze Männer, die Geißeln schwangen und auf den nackten Rücken klirrend niederfallen ließen, und Wahnsinnige, die mit voller Kraft so stark auf die entblößte Brust schlugen, daß sie bebten und schwankten — alles das in phantastischer Beleuchtung durch flammende Scheiterhaufen, lohende Brände und Feuerkörbe, die auf Masten getragen wurden, flackernde Fackeln und ruhige Lichter in Laternen, inmitten eines großen Hofes, der mit Tausenden von Gaslichtern beleuchtet war, unter freiem Abendhimmel, von dem der Mond seinen friedlichen Silberglanz herabgoß. Dazu Becken- und Paukenschlag, Clarinettenklang, rhythmisches Wehgeheul von Hunderten, lautes Klagen und Schluchzen . . .

Als unbeschreiblich wirksamer Gegensatz zu diesem blutigen Fanatismus erscheinen die Vertreter der überwachenden Behörde. Im gemüthlichem Schlenderschritt ziehen neben den Schiiten die türkischen Patrouillen einher, vollkommen gleichgültig gegen die Raserei, apathisch, ohne irgend welches Interesse zur Sache. Sie haben eben nur ein Amt und keine Meinung. Sie haben das Amt, darüber zu wachen, daß die Wuth der persischen Schiiten, die ja thatsächlich gegen die verruchten türkischen Sunniten gerichtet ist, sich innerhalb der persischen Colonie abgespielt, nicht übergreift und nicht ausartet zu Excessen gegen die Herren im Lande. So lange die Perser unter sich bleiben, mögen sie thun, was sie wollen. Das geht die Türken nichts an. Und wenn sich die Perser nicht blos ritzen, verwunden und zerschneiden, sondern todt stechen, das wäre schließlich auch kein Schade. Es wäre ihrer Ansicht nach vielleicht sogar wünschenswerth. So ziehen die türkischen Soldaten ruhig ihres Weges und gönnen dem schrecklichen Schauspiel kaum einen flüchtigen Blick.

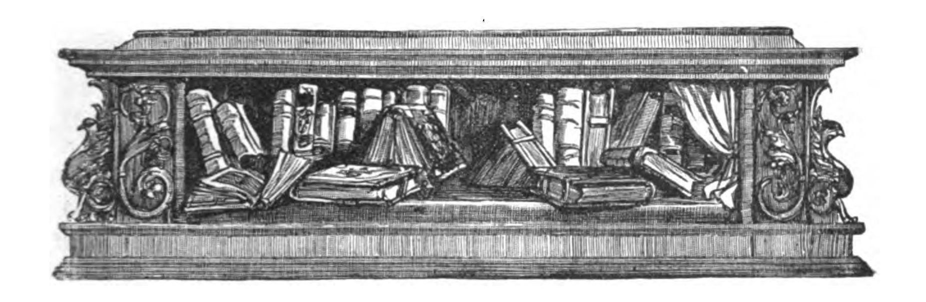
Nach Beendigung des Festes werden die Unglücklichen in bereit gehaltene warme Bäder gebracht, gesalbt und verbunden. Die blutigen Hemden heben sie auf, denn das um Hussein verflossene Blut wird ihnen am Tage des Gerichts von Allah hoch angerechnet.

Uns ungläubigen Skeptikern genügt diese Erklärung nicht vollkommen. Ich habe mich natürlich erkundigt: wer sind denn diese Büßer? Meistens arme Kameeltreiber, Teppichwirker und sonstige Handwerker, die sich schon vorher bei den persischen Notabeln in Stambul zu activen Theilnehmern an der Todesfeier melden. Für ihren Glaubenseifer erhalten sie schon

einige Tage vor dem Feste stärkende Verpflegung und kleine Geldunterstützungen und werden auch nachher gepflegt, beköstigt und mäßig besoldet.

Uebrigens sind die materiellen Vortheile, die ihnen aus ihren Kasteiungen erwachsen, doch viel zu geringfügig, als daß sie als eine entsprechende Abzahlung für ihre fromme Leistung angesehen werden könnten. Vielmehr scheint, soweit es dem Außenstehenden möglich ist, ein Urtheil zu fällen, doch wahrer Glaubenseifer das wesentliche und ausschlaggebende Motiv ihrer gläubigen Raserei zu sein. Die Geldgaben sind im wahren Sinne des Wortes wohl nur als douceurs, als eine Versüßung ihrer Schmerzen anzusehen. Wir modernen Abendländer besitzen für diesen Grad religiöser Inbrunst kein Verständniß. Und dieser ganze persische Flagellantenspuk ist uns ein Grauen.



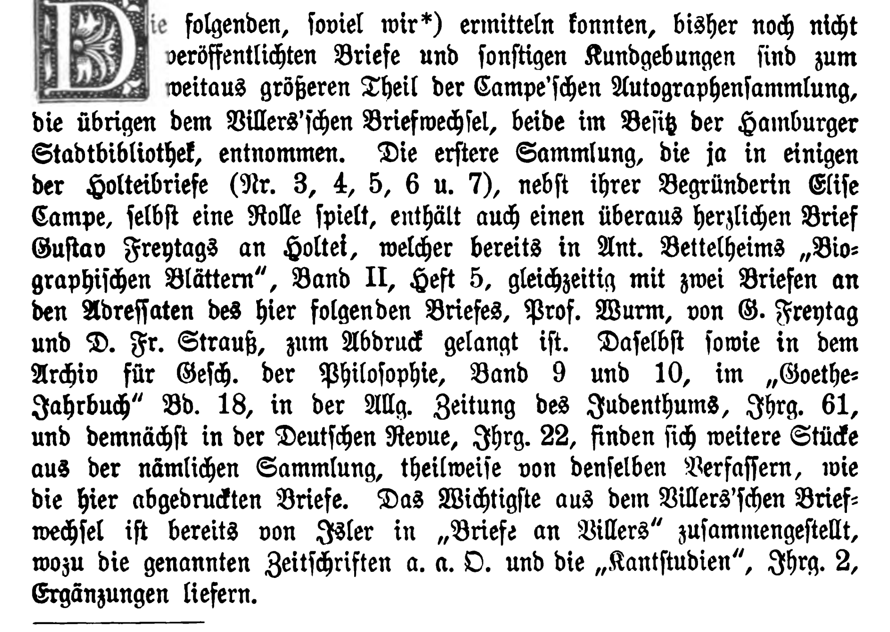


Briefe von Karl von Holtei,
aus dem Goethekreis, von Jacob Grimm, den Humboldts, Schlegels, Chr. F. Krause, Baggesen, Overbeck u. a.

Mitgetheilt von

M. Grunwald.

— Hamburg. —



Die folgenden, soviel wir*) ermitteln konnten, bisher noch nicht veröffentlichten Briefe und sonstigen Kundgebungen sind zum weitaus größeren Theil der Campe'schen Autographensammlung, die übrigen dem Villers'schen Briefwechsel, beide im Besitz der Hamburger Stadtbibliothek, entnommen. Die erstere Sammlung, die ja in einigen der Holteibriefe (Nr. 3, 4, 5, 6 u. 7), nebst ihrer Begründerin Elise Campe, selbst eine Rolle spielt, enthält auch einen überaus herzlichen Brief Gustav Freytags an Holtei, welcher bereits in Ant. Bettelheims „Biographischen Blättern", Band II, Heft 5, gleichzeitig mit zwei Briefen an den Adressaten des hier folgenden Briefes, Prof. Wurm, von G. Freytag und D. Fr. Strauß, zum Abdruck gelangt ist. Daselbst sowie in dem Archiv für Gesch. der Philosophie, Band 9 und 10, im „Goethe-Jahrbuch" Bd. 18, in der Allg. Zeitung des Judenthums, Jhrg. 61, und demnächst in der Deutschen Revue, Jhrg. 22, finden sich weitere Stücke aus der nämlichen Sammlung, theilweise von denselben Verfassern, wie die hier abgedruckten Briefe. Das Wichtigste aus dem Villers'schen Briefwechsel ist bereits von Isler in „Briefe an Villers" zusammengestellt, wozu die genannten Zeitschriften a. a. O. und die „Kantstudien", Jhrg. 2, Ergänzungen liefern.

*) Nach den Holtei'schen Stücken hat mit dankenswerthester Freundlichkeit Herr Bibliothekar Dr. Wendt-Breslau die selteneren Holteiausgaben durchsucht.

I.

K. v. Holtei.

Von Holteis Briefen sind der erste und — wahrscheinlich auch — der zweite an Friedr. Ludw. Schmidt, der von 1814 bis 1841 das Hamburger Stadttheater leitete, gerichtet, sie berühren das Verhältniß Holteis zur Bühne und zur dramatischen Kunst. Nr. 3, 4, 5, 6 u. 7 an Elise Campe, die geistreiche Gattin des bekannten Buchhändlers, von der wir eine „Darstellung von Hamburgs außerordentlichen Begebenheiten in den Jahren 1813 u. 1814“ sowie ein „Leben von Joh. Diedr. Gries“ besitzen, behandeln außer der Autographensammlung nur Gegenstände privater Natur. Das letztere gilt auch von den beiden anderen Briefen an Pauline Brockhaus und Wehl. Zum leichteren Verständniß dieser Briefe und der beiden Gedichte sei hier aus Holteis Lebensgang daran erinnert, daß er als Freiwilliger sich dem schlesischen Reserve-Armeecorps anschloß, und daß, während Holtei litterarisch thätig war, seine erste Frau Louise Rogée am kgl. Theater in Berlin wirkte. Die Bedeutung der „Wiener in Berlin“ und „Berliner in Wien“ für die Entwickelung des deutschen Singspiels ist allgemein anerkannt. Die Verhältnisse, die den folgenden Kundgebungen zu grunde liegen, berührt Holtei, wenn auch nur leise, in „Vierzig Jahre“ an mehreren Stellen (Breslau 1862 ff. II 44, 83*), 102. VI 316, 352).

An Schmidt.

1.

Verehrter Herr!

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die große Güte, mit der Sie meine Bitte in Betreff des für die Bühne eingereichten Exemplars der Sterne so bald erfüllt haben. Ueber Alles, was Sie gekürzt, bin ich so sehr mit Ihnen einverstanden, daß ich wünschte, Sie hätten noch mehr gestrichen. Alles, was Sie geändert oder zugesetzt haben, ist vortrefflich, und ich werde das Meiste mit Ihrer Erlaubniß für die hiesige Aufführung beibehalten. Nur Eins war mir nicht einleuchtend: daß Sie dem armen Caldos mehrere Späße — die mir nicht nur effektreich, sondern sogar nothwendig schienen — weggenommen haben. Ganz besonders würd' ich Sie um Wiederherstellung der Rede im 10. Auftritt des 4. Akts bitten: Ich bin wie schwer &c. Caldos Scherz ist doch milder als der des Pedro in Preciosa, den man nirgends streicht, und der doch ebenso in den Ernst jenes Dramas eingreift? Wie gesagt, für die Andern leg' ich kein gutes Wort ein, nur für Caldos würd' ich bitten.

Das Honorar anlangend, bin ich — da ich einen sehr geringen Werth auf meine Arbeiten setze — mit sechs Louisdor für die Sterne schon zufrieden. So viel haben Sie ja G. v. Metthammer auch für Kunst und Natur gegeben. Nun käme aber, wenn Sie mir für die Sterne und die Wiener nur zehn geben wollen, auf das Letztere gar

---

*) Ich machte glücklich ein halbes Dutzend (Kriegslieder) auf gangbare Melodieen, von denen wir auch einige auf dem Marsche gesungen haben. Doch sind sie völlig aus meinem Gedächtniß verwischt, bis auf die Anfangszeile des einen, welche lautet: „Der König ruft, ergreift das Schwert!“

nichts? — Ich bin aber, die Flüchtigkeit und die Nichtigkeit dieser Arbeit erwägend, auch mit diesem Preise zufrieden und bedinge mir blos noch einen Louisdor für Copialien — (denn soviel hab' ich dem Noten- und Buchschreiber zahlen müssen) — so daß ich von Ihnen für beide Stücke 7 Louisdors erhielte.

Können und wollen Sie mir armem Poeten diese Summe bald schicken, so ist unser Handel geschlossen.

Hoffentlich nicht der letzte. Denn ich habe im Felde des lebendigen Lustspiels, wie meine kritischen Freunde mir sagen, seitdem wir uns sahen, einige Fortschritte gemacht und namentlich ein Lustspiel in 3 A.: Arm und reich vollendet, welches nach einigen hier und da angeregten Umänderungen, selbst den vollen Beifall des strengen Robert hat. Sobald auf der hiesigen (September) und etwa noch drei—vier namhaften Bühnen die Sterne gegeben sind, rück' ich damit heraus.

Das gewünschte Exemplar folgt mit.

Meine Frau dankt ergebenst für Ihr gütiges Andenken und wir empfehlen uns Ihnen und Ihrer werthen Frau Gemahlin auf das Angelegentlichste

Hochachtungsvoll
Ihr herzlich ergebener
C. E. v. Holtei.

Berlin, 16. VII. 29.

2.

Sehr verehrter Herr und Freund.

Ich bin jetzt durch ein Vaudeville, welches ich der Königstadt bis Ende Januar zu liefern versprochen, und durch ein kleines Liederspiel, welches die Neumann mit auf Reisen nehmen will, und welches auch bis März fertig seyn muß, so gedrängt, daß ich unmöglich Zeit und freie Laune habe, die von Ihnen gewünschte Veränderung in den Berlinern vorzunehmen. Ich bitte Sie daher, Sie, dem das ein Kleines seyn muß, nach Ihrem Gefallen zu ändern, was Ihnen gut dünkt — nur so, daß das Vers- und Liedermaaß dabei beobachtet werde — denn die Musik ist die Hauptsache. Wenn auch Pittschaft wegfallen muß, so wünschte ich doch, daß Sie den Philosofen und den Friseur beibehielten. Die ganze alberne Philosofirsucht Cesars, der Contrast zwischen dem aus- und inwendigen Arrangiren der Köpfe, kurz endlich die heitre Bedeutung, die der Friseur ein für allemal, gleichsam durch Tradition für Wien hat, laß' ich mir nicht gern nehmen. Gerade das hat hier am meisten belustigt und wird es auch bei Ihnen. Lassen Sie statt Pittschaft nur einen Philosofischen reisenden Weltbürger verkündigt werden, ihn dann äußerlich komisch erscheinen und die Unschicklichkeit: einen unschicklichen Nahmen zu nennen, ist gehoben, ohne daß das innere Gebäude des Pößleins umgeworfen wird.

Sollten Sie aber nicht Gebrauch davon machen wollen, so bitte ich Sie herzlich, mir das Buch bald zurückzuschicken. Ich habe nur einen Schreiber hier, noch dazu einen faulen, und soll noch drei Bühnen, die es bestellten, mein Wort halten.

Was Sie von Arm und reich sagten, setzt mich eigentlich in Erstaunen. Sie meinen, was auf dem Theater über das Theater gesagt werde, ziehe nicht? Ich möchte Ihnen den Gegenbeweis durch Theatersucht, Theaterprobe, Künstlers Erdenwallen u. s. w, natürlich jedes in seiner Art führen. Hier wird Arm und reich mit Demoiselle Bauer, der meine Frau die Rolle selbst abgetreten hat, weil die 2 letzten Akte besser für sie passen, gegeben werden. Mad. Neumann hat das Stück für Karlsruh zu ihrem Benefiz angenommen. Ich meinestheils glaube, es ist das Beste von Allem, was ich bis jetzt fürs Theater erstrebt habe.

Wohl haben Sie recht, mich vor Kleinmuth zu warnen. Wenn man sieht, was gefällt und dann wieder unbefangen betrachtet, was man nicht einmal zur Aufführung bringen kann, so wird man, ohne stolz und arrogant zu seyn, doch wohl unmuthig. Indessen: gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo.

Sic Holtei fit poëta, non vi, sed saepe studendo. Ganz werden Sie mir Ihren Antheil nicht entziehen und in diesem Sinne werd' ich nie ermangeln, Ihnen meine Neuigkeiten zur Ansicht zu schicken. Ob Sie die Partitur von Die Berliner noch haben wollen? Darüber erwart' ich nähere Bestimmung. Meine Frau hat rheumatisch-gichtisches Fieber gehabt, ist von da zu einem Anfall von Lungenentzündung, dann in ein nervöses Fieber gekommen, scheint aber nun, durch ein glücklich eingetretenes Wechselfieber, den Krankheitsstoff abschütteln und, wenngleich langsam, ganz genesen zu wollen.

Mit tausend Empfehlungen an Ihre verehrte Familie und tausend Grüßen an alle Wohlwollenden

Ihr treu ergebenster Diener und Freund

Berlin, 11./1. 25. C. E. v. Holtei.

Der Tonnenspaß, der auf der Bühne große Wirkung macht, braucht bei Ihnen um so weniger vermieden zu werden, da Pittschaft bei Ihnen nicht in der Tonne erschienen ist. Ich lese jetzt in einem Kreise von 250 Hörerinnen und Hörern Shakespearesche Stücke mit Beifall vor, so daß ich hoffe, das Unternehmen im nächsten Winter auszudehnen.

An Elise Campe.

3.

Hochverehrte Gönnerin!

Es kommt mir soeben eine (leider sehr zerknitterte) Handschrift zu, die ich zwar noch nicht besitze, die aber bei Ihnen gewiß besser placirt ist, als bei mir, da sie Ihr „Parlament" vervollständigen hilft. Nur wenn Sie schon einen „Wießner" besitzen, erbitt' ich sie mir wieder zurück; wo nicht, leg' ich sie Fräulein Elise zu Füßen.

Bei diesem Wetter, meinen Verpflichtungen für Altona, beschleunigtem Reise-Termin, rückständiger Correspondenz, Einpack-Qual, und hundert kleinlichen Plackereien, dürfte mein Vorsatz, Ihnen persönlich Lebewohl zu sagen, vielleicht unausführbar werden.

Deshalb thu' ich es, für den schlimmsten Fall, schriftlich; danke herzlich für die mir gegönnte Huld und Freundlichkeit und bitte um die Fortdauer derselben.

Einen „Beckmann" und einen „Dr. Josef Potgoschnigg" erhalten Sie zugesandt. Gut wär' es, wenn Sie mir ein Verzeichniß derjenigen Parlaments-Mitglieder zustellten, die Sie noch nicht haben. Man begegnet wohl Einen oder den Anderen, und es würde eine Freude seyn, für Sie zu sammeln.

Mit hochachtungsvoller Anhänglichkeit

Ihr treu gehorsamster

Holtei.

Hamburg, 26. Jan. Abends, 1850.

4.

Hochverehrte Gönnerin!

Meinen Dank für den mir noch großmüthigerweise zugesandten „Schinck" wollte ich nicht eher aussprechen, als bis ein Schreiben meines langen Josef mich in stand setzte, die Handschrift jenes meines schwiegersöhnlichen Parlaments-Mitgliedes, Ihnen zuzustellen.

Heute bei Nachsuchung meiner Sammlungs-Mappen für die „Vierzig Jahre" finde ich eine Abschrift eines Hormayr'schen*) Briefes, die mir mein Eidam angefertigt, um das Original gleich für sich behalten zu können. Und da ich annehme, daß der Hormayr'-

*) Hormayr, Joseph Frhr. v., Staatsmann u. Publicist, geb. d. 20. Jan. 1782 zu Innsbruck, gest. d. 5. Oct. 1848 in München.

sche Brief Ihnen interessanter seyn wird, als was der arbeitsmüde Advokat mir schreiben könnte, so stell' ich Ihnen, nachdem ich es in's Manuscript verwebt habe, das seltsame Schriftstück des verstorbenen Polyhistors zu.

Um gütige Beförderung der Einlage bittend und mich Fräulein Elise zu gütigem Andenken empfehlend, verharre ich als

Ihr

alter H.

Ludwigslust, 16. Dezbr. 50.

Wollen Sie einen Blick in die Einlage werfen, so werden Sie ein hübsches Gedicht von Jellačić*) finden.

5.

Schwerin, 12. März 1850.

Hier. meine hochverehrten Gönnerinnen, habe ich die Ehre, Ihnen wieder ein Stückchen Parlament zu übersenden, welches ich gestern für Sie erbeutet.

Der Mann soll Führer einer Fraktion gewesen seyn, was Sie sicher viel besser wissen, als ich, der ich in diesen Dingen rechtschaffen dumm bin. Seit etlichen Tagen bin ich außerdem auch noch unwohl: ein heftiges Kopfreissen plagt mich und steigert die Dummheit:

Darum bleibt mir wohl nichts übrig, als die Jagd auf einen guten Gedanken aufzugeben, meine Büchse ins Gras zu werfen und in duldender Einfalt zu verharren als Ihr

treugehorsamster

H.

6.

Hochverehrte Gönnerin!

Als gestern Ihre Iris mir die gütige Aufforderung für Sonntag überbrachte, war ich nicht im Stande, mich zu besinnen, was ich für diesen Tag vorhabe? Daß es etwas war, wußte ich wohl. Erst Abends kam ich wieder auf die Fährte: Ein Freund, der als Garçon lebt, hat für diesen Tag eine kleine Gesellschaft zu sich geladen und den Geladenen geschrieben, es müsse um 4 Uhr begonnen werden, weil — ich dabei seyn sollte!!! Nun darf ich einer solchen Aufmerksamkeit gegenüber doch nicht zum Lügner werden? Hochachtungsvoll Ihr

treugehorsamster

Donnerstag. H.

Freytags Handschrift ist eingegangen. Nach Graz ist geschrieben und Paganini soll hoffentl. bald hier seyn. Wo möglich in Begleitung eines Erzherzogs Johann!

Wie viel lieber ging' ich heute in den Grimm, — ohne Furcht für — (oder heisst es: vor) — Würmer! — statt, daß ich in die Tonhalle fahren muß, Richard II. zu lesen.

In jedem Falle benütz' ich die mir ertheilte Erlaubniß, morgen Vormittag — worunter Sie hoffentlich: Nachmittag, d. h. nach 12 Uhr verstehen? mich einzufinden und mitzubringen, was für den Schacher nöthig. Treugehorsamst Ihr

Donnerst. H.

Was sagen Sie dazu? Ch. Dickens (Boz) hat auf meine an ihn gerichtete Zuschrift

*) Jellačić de Buzim, Joseph Graf, Kais. österr. Feldzeugmeister, geb. zu Peterwardein am 16. Oct. 1801, gest. d. 20. Mai 1859 in Agram. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien in Wien 1851. („Ged. des Banus J. Frh. v. J.")

einen langen Brief geantwortet, dieser ist, wie mir Londoner Freunde melden, seit 8 Tagen zur See — und von dem Schiffe, das ihn trug, fehlt jede Kunde.

Das wird doch Unglück seyn!

Einen Platen hab' ich errungen.

7.

Hochverehrte Gönnerin!

Sie haben mit Ihrer Sendung (die mir durch Herrn Achten zukam) nicht allein mir und einigen meiner hiesigen gelehrten Freunde ein kostbares Geschenk gemacht; Sie haben auch durch dies Zeichen Ihres wohlwollenden Angedenkens mein altes Herz erfreut und mit gerührter Dankbarkeit erfüllt. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die vergessen. So auch bin ich der Stunden, die ich bei Bunks und in Ihrem Hause mit Ihnen verleben durfte, immer treulichst eingedenk geblieben.

So auch habe ich das Bild des edlen Gries, mit dem ich bei Frommanns zusammentraf, als mich meine unvergeßliche Schopenhauer von Weimar nach Jena führte, stets lebendig in der Erinnerung bewahrt. Ihr vortreffliches Buch frischt nun dies Alles mit lebhaftesten Farben wieder auf, und giebt noch außerdem die schätzbarsten Beilagen von der Hand erster größter Männer. Folglich hat es dreifachen Werth für mich. Deshalb mußte auch mein Dank ein dreifacher seyn, durfte sich nicht auf einen, mit lahmer Hand und schwachen Augen gekritzelten Brief beschränken. Doch leider steht es so und, daß ich, von Brotarbeiten bedrückt, den Anforderungen der Buchhändler kaum pflichtschuldig zu genügen und eine geregelte Correspondenz dabei nicht mehr zu bestreiten vermag. Sie wissen ja, was es heißt: alt, arm, in seinen Talenten beschränkt — und dabei angewiesen seyn, als deutscher Schriftsteller von seiner Feder zu leben.

Doch ich darf nicht jammern. Muß vielmehr den lieben Gott preisen, der mir noch soviel geistige Kraft gönnet, daß meine Bücher Verleger und Leser finden; ein Glück, welches Manchen, vielleicht Besseren und Begabteren, als ich, versagt bleibt.

Ich sitze nun wohl für immer hier fest. Das Reisen will sich mit der schwankenden und wankenden Gesundheit nicht mehr vertragen. Den letzten Ausflug machte ich vor zwei Jahren nach Prag. Seitdem habe ich mich völlig bei meinen Kindern und Enkeln eingenistet, auch mein Grab bestellt, wie Sie wohl gelesen oder gehört haben werden.

Mit der Handschriften-Sammlerei geht es jetzt langsam. Zum Kaufen fehlt mir Geld, zum Tauschhandel, weil er mit unvermeidlichem Briefwechsel verknüpft ist, die Zeit. Doch hab' ich mich seit diesen Jahren hübsch accordirt und von den Wichtigsten in deutscher Litteratur seit Gottsched und Gellert (auf diese Specialität hab' ich mich beschränkt), um einige Vollständigkeit zu erwerben, vermisse ich wenig mehr. Leider nur kann ich mich der angesammelten Besitzthümer selten gemächlich freuen und manche Briefe berühmter Männer, die ich errang, fand ich aufmerksam durchzulesen noch nicht die Muße.

Unser Friedhofs-Buch ist recht gut gediehen. Gott gönne ihm überall so reichen Absatz als hier am Orte. Ich mache Sie aufmerksam auf einen zum ersten Mal darin vor die Oeffentlichkeit tretenden 26jährigen Dichter, Robert Urban, geb. Schlesier, jetzt Referendarius der Regierung in Berlin.

Täusch ich mich nicht sehr, so ist dies das bedeutendste Talent nach Uhland und Rückert in diesem Felde.

Noch einmal meinen innigen Dank und empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Nichte, den Herren Bunks und gönnen Sie die Fortdauer Ihres nachsichtigen Wohlwollens dem alten

Graz in Steiermark — treugehorsamsten

13. Aug. 1857. — Büchermacher C. E. v. Holtei.

8.

An Pauline Brockhaus.

Ich reise morgen, verehrteste Freundin, und habe mich eigentlich auf heute Abend

zu Frege versagen lassen — durch den dritten Mund. Ich hatte Ihrem hohen Herrn gesagt, daß ich ihm Mittwoch noch zu Gebote stände. Er hatte nichts mehr davon erwähnt.

Nun ändert Ihr Billet Alles. Ich wünschte natürlich lieber zu Ihnen zu kommen — und hole der Teufel Freges, die ich nicht kenne. Also — Aber ich fürchte ich bringe meinen Kram nicht in Ordnung — und morgen früh um 4 Uhr geht's fort — und heute noch holt der Kutscher das Gepäck.

Ich rathe Ihnen also zu meinem Besten: laden Sie weiter niemand auf mich ein, als Bitwegs. Seyn Sie dann aber auch nicht böse, wenn ich nicht käme, sondern fest überzeugt, daß ich komme, wenn es mir nur irgend möglich, aber im grauen Ueberrock.

Mittwoch in Packangst.

Ihr getreuer Verehrer
v. Holtei.

9.

An Wehl (undatirt).

Lieber Wehl!

Mundt und Gattin haben mich aufgefordert Sie morgen (als Sonntag) Abend mitzubringen. In der Voraussetzung, daß Ihnen das angenehm seyn würde, hab' ich, der Komthur=Statue ähnlich mit meinem Marmorhaupte so und so gemacht und für Sie zugesagt.

Wollten Sie, als schüchterner Jüngling, nicht auf eigene Hand und Fuß erscheinen, sondern von einem Greise introduzirt seyn, so bemühen sie sich nach sechs zu mir.

Sonnabend.

Ihr Holtei.

11.

1815 auf dem Marsche aus Schlesien.

Die Sonne sinkt! Von Wolken schön umgeben,
Und blutig roth, scheint sinkend sie zu klagen.
So sank sie nie seit tausend Sommer Tagen,
So rührte mich ihr Sinken nie im Leben.
Ein luftig Wesen scheint ihr zu entschweben,
Und wie von Himmels Genien getragen]
Entsteht aus Aether schnell ein luft'ger Wagen,
Und zu den Höhen seh' ich ihn sie heben.
Sie steh'n um ihn und scheinen
Ich wachte auf . . .

Du eilst davon die Ehre zu erstreiten,
Mein trauernd Herz verläßt Dich ewig nicht.
Geh' such' den Ruhm Dir in des Schlachtfelds Weiten,
Such' Ehre Dir, doch ach vergiß mich nicht.

Für diese Pflicht, wie für mein treues Lieben,
Erstrebe Ruhm, spiel' mit dem Leben nicht.
Im Kampf, zu dem die Ehre Dich getrieben,
Sei immer Sieger, doch vergiß mich nicht.

Was ist's, o Gott, das immerdar mich quälet,
Die Schlacht fürcht' ich, Dein Auge minder nicht,
Der Neuheit Reitz reicht Andern was mir fehlet
Sey liebenswerth, doch nur vergiß mich nicht.

II.

Aus dem Goethekreis.

Die nächstfolgenden Nummern stehen insofern in einem inneren Zusammenhange, als in jeder ein bestimmtes Moment in Goethes Leben und Wirken den Gegenstand bildet. Die ersten drei Briefe sind an Dr. Gries gerichtet, dessen Leben, wie oben erwähnt, Elise Campe beschrieben hat, die folgenden drei an Villers, den bekannten Adressaten in dem oben nach ihm benannten Briefwechsel, der letzte an Holteis Freundin Pauline Brockhaus. Zur Charakteristik der Briefschreiber sei erwähnt, daß Eichstädt (1772—1848) Professor und Oberbibliothekar in Jena, der Begründer der z. Z. so einflußreichen „Neuen Jenaischen Litteraturzeitung" ist. Sartorius (1765—1828), der vertraute Freund Benjamin Constants, des bekannten französischen Staatsmannes und „Wallenstein"-Uebersetzers, war Goethe seit dem Jahre 1801, als dieser sich längere Zeit in Göttingen aufgehalten, um den historischen Theil seiner Farbenlehre vorzubereiten, näher getreten.

1.

A. W. Schlegel.

Jena, 10. May 99.

... Goethe arbeitet an einem großen epischen Gedichte und ist jetzt wieder hier. Wallensteins Tod wäre ich sehr begierig zu lesen, auf dem Theater hat uns die Wirkung nicht ganz befriedigt. Die Ermordung ging so still ab, daß man sie sich kaum als geschehen denken konnte. (Bey der zweiten Vorstellung hat man die Leiche in einen Teppich gewickelt, übers Theater getragen — das erstemal nichts).

2.

Karoline Schlegel.

Jena, 27. Aug. 99.

Steffens*) ist der Busprediger geworden. Seit dem ersten Festtage ist er hier und leistet uns in dieser wieder begonnen harten Kälte Gesellschaft. Seit Schlegels Bruch mit der Alg.**) sehn uns selbst unsere nächsten Nachbarn nicht mehr.

Wenn sich auch der Herzog aufhetzen ließe [in dem Conflict zwischen Schlegel und der Allgem. Lit. Zeit.]***), so würde Goethe es ihm wohl misrathen. Goethe hat sich in diesen Dingen äußerst freundschaftlich bewiesen. Er hat sich mit Rath und That tief in alles eingelassen, und stimmt S. auch völlig bey, was die Lit. Zeit. betrifft. Ehe Schiller Jena verließ, war G. noch 4 Wochen hier, selbst nach Schillers Abreise noch und hat auch versprochen, wieder zu kommen.

Schiller wohnt diesen Winter in Weimar, wie Sie vielleicht erfahren haben. Sie hat sich sehr langsam von ihren Wochen erholt und war in einen völligen Wahnsinn verfallen, wobey Schiller eine traurige Zeit verlebt hat.

... Die Glocke hat uns an einem schönen Mittag mit Lachen vom Tisch weg fast unter den Tisch gebracht. Die ließe sich herrlich parodiren.

---

*) St., H. (1773—1845), der bekannte Philosoph der romantischen Schule.

**) Sc. Allg. Lit. Zeit.

***) S. das Nähere bei H. Rinn, Schleiermacher und seine romantischen Freunde. 1890. (Virchow und Holtzend.)

3.

Friedrich August Wolf.

Tenstädt, 27. August 18.

Da Goethe, wie Ihnen vermuthlich bekannt ist, dies Jahr sich mit dem hiesigen, nicht allzuberühmten Bade begnügt hat, und ich über meinen Heimweg nicht so ganz gewiß war, lenkte ich lieber auf einige Tage hierher zu ihm ab von der Straße nach Göttingen, wo ich mir, fürchte ich, den September ganz hindurch, statt eines Bades eine warme Stube werde machen lassen müssen, und wollüsten in seltenen Büchern. . . .

Berlin, 26. Juni 18.

Ist denn Goethe wirklich so krank?

4.

Sartorius.

Göttingen, 18. September 1802.

. . . An Goethe haben Sie nicht geschrieben. Er erwartete es, ich hatte es ihm geschrieben. Wollen Sie diese Versäumniß nicht noch verbessern? Ich weiß, er würde es gern sehen, wenn Sie ihm schrieben.

5.

Eichstädt.

Gera, 20. May 1802.

. . . Noch ist der Schlachtplan [der Lübecker Schlacht] hier in Jena nicht zu haben; auch in Weimar muß er noch nicht seyn; denn Hr. v. Goethe fragte mich neulichst nach demselben. Der treffliche Mann läßt sich bestens empfehlen; er verweilt so eben einige Tage bey uns, und wird auf den Montag eine Reise in's Karlsbad antreten.

6.

Reinhard. (Vgl. Goethes Briefe an R. bei Isler S. 98.)

Cassel, le 18 Fevrier 1809.

Comme je dois avoir aussi un rendés-vous avec Goethe, qui m'a écrit que nous pourrions l'encager [?] à Eisenach, je lui ai proposé Mulhausen, pour nous y rencontrer à mon retour de Göttingue. Vous voyés qu'il s'agit de combiner plusieurs choses et j'attens sa réponse . . . je vous ramenerais à Cassel et vous seriés du rendés-vous avec Goethe . . .

le 22.

J'ai quelques pressentiments que j'aurai aujourd'hui une lettre de Goethe et je tiendrai ma lettre ouverte, jusqu'à ce que le Courier soit arrivé.

7.

Lasaulx an Villers.

Berlin, le 11 sept. 1811.

(Lasaulx besucht in Weimar Goethe). „Je n'ai pas fait mention dans ma Revue N [?] de ce que Goethe m'a dit d'un certain écrivain Gallon Germain, des écrits du quel il fait un grand cas, et dont il m'a parlé avec abondance . . .

8.

Ottilie v. Goethe.

Warum ich so vielfarbig*) vor Ihnen erscheine, liebe Freundin, werden Sie mich fragen, und sich bemühen einen Schluß zu ziehen, was mich veranlassen kann, so regenbogenfarben vor Ihnen aufzutreten? Wäre ich so kokett, wie die Welt oft geglaubt hat, so wäre es ganz gut gewählt, denn eine kokette Frau muß ja um verschiedenen zu gefallen, auch verschieden sein, — aber mit meiner Koketterie war es denn doch wunderlich bestellt, und ich verstand nur zu wenig, mich um Andere zu bekümmern, wenn mir Einer gefiel, sage ich Ihnen nun noch, daß ich hier fühle, wie ich alt geworden bin, weil sogar meine Gesprächslust nicht mehr existirt, und ich so weiße Haare habe, daß ich für die Großmutter gelten könnte, so werden Sie auch dies sich nicht mehr als Erklärung nehmen. Man hat mir immer vorgeworfen, daß ich die Farbe meines Herzens viel zu offen der Welt zur Schau getragen hätte, und sie immer zu bestimmt ausgesprochen gewesen, es ist also wohl Zeit, daß ich einmal beginne die Welt zu täuschen und als eine Wechselnde mich darzustellen, wenn ich doch leider ziemlich dieselbe geblieben bin. Ob mein guter Stern es war, der mich nach Leipzig führte, möchte ich manchmal bezweifeln, und ich weiß, Sie schelten mich deshalb nicht undankbar, — aber das Buch meiner Erfahrungen hat sich dort mit keinem hellen Blatt bereichert, — aber hier hat mich kein Irrstern hergeleitet, denn obgleich ich weder Glück noch Vergessen fand, fehlte es doch nicht an Balsam für manche brennende Wunde, und mehr wie momentane Linderung eines Schmerzes habe ich wohl nicht auf der Erde zu suchen . . . Sagen Sie ihm (Hofrath Keil) bitte mit meinen besten Grüßen, daß sich Walther wie ein Löwe gewehrt hat, um nicht mit Cotta abzuschließen, aber er hat selbst den früheren Contract mit Cotta von meinem Schwiegervater gelesen, der ein solches Unding ist, daß von allen Seiten man eingeengt war; und nicht genug damit hat Cotta auch noch die Rechte der Göschen'schen Buchhandlung gekauft, wo ein Contract existiren soll mit dem Vater, der gar keine Zeit als Abschluß oder Ablauf bestimmt. Ueberdem haben die Herren Vormünder Walther nicht nur erklärt, daß er den Prozeß gegen Cotta kaum zu führen habe, sondern auch im Fall seinen Geschwistern ein Schade daraus entstände von Entschädigung, die er ihnen geben müßte, gesprochen. .|.

III.

Briefe von Fr. und A. W. Schlegel, Baggesen, Overbeck, Arnold, der Fürstin v. Hardenberg, von Al. und W. v. Humboldt und Jac. Grimm.

Diese 16 Briefe, von denen die ersten 12 an Villers, die anderen 2 an Campe, den bekannten Inhaber der Verlagsfirma Hoffmann und Campe, und je 1 vermuthlich an Dr. Gries und Professor Wurm, der als Lehrer am akademischen Gymnasium und als Zeitungsleiter in Hamburg hohes Ansehen genoß, gerichtet sind, behandeln die litterarischen und privaten Beziehungen der Briefschreiber und Empfänger zu einander und zu anderen Stellen und sind daher besonders für die Biographie und Charakteristik der Betheiligten von Werth. Aus den Schicksalen der Correspondenten seien hier folgende weniger bekannte Daten angeführt:

Arnold, Georg Dan. (1780—1829), Dialektdichter, bekleidete seit 1809 eine Professur der Geschichte, später auch des römischen Rechts in Straßburg; Overbeck, Chr. Ad., 1755—1821, seit 1814 Bürgermeister

*) Bezieht sich auf die Färbung des Briefpapieres.

seiner Vaterstadt, Krause (1781—1832) ist der bekannte „Panentheist". Baggesen siedelte aus seiner deutschen Heimat 1800 nach Paris über, wurde von hier aus 1811 als Professor nach Kiel berufen und starb auf der Reise nach seiner Heimat am 3. October 1826 in Hamburg. Hardenbergs Frau war eine geborene Gräfin Reventlow, um die Zeit des Briefes, im November 1813, verhandelte Hardenberg mit Metternich und Knesebeck in Frankfurt a. M.

1.

Fr. Schlegel.

Ich muß Sie wohl für einen französischen Conseiller d'état förmlich bitten, de vouloir bien m'accorder un quart d'heure et m'en fixer le jour, wenn ich endlich das Vergnügen haben will, Sie reell zu sprechen. Ich thue dieses hiermit und bitte um Antwort.

Ihr Fr. Schlegel.

Villers' Antwort lautet:

Vous plaisantez en me traitant comme un grand-seigneur, mais moi je n'aurai pas l'impertinence d'en prendre l'air. C'est par un grand hazard que j'ai passé hors de chez-moi les journaux d'avant-hier et d'hier. J'espère bien y être chaque fois que vous me ferez l'honneur de venir me voir.

Je vous salue V.

Le dernier jour de l'an 1804.

2.

Schlegel a l'honneur de saluer Monsieur Villers, et le prie de bien vouloir nous sacrifier une heure ce soir. Il y trouvera le Comte de'Eschersky, qui souhaite infiniment de faire la connaissance de Monsieur Villers.

Je presente mes respects à Madame Rodde.

Schlegel,
Rue de Clichy nro. 19.

3.

Paris, den 3. Pluviose XIII.

Was ich Sie zu bitten habe, war, daß Sie, wenn es seyn kann, Ihren Einfluß beim Publicisten dazu anwenden möchten, folgende kleine Anzeige darin einrücken zu lassen.

Mr. Schlegel Litterateur, qui s'est occupé depuis plus de deux ans à Paris de l'etude de la langue Jndienne ou Sanscrite, va publier un ouvrage sur cet objet qui en fera voir l'importance pour la grammaire generale et l'histoire ancienne de l'Asie et même de l'Europe.

Finden Sie irgend einen Sprachfehler oder sonst Unschicklichkeit darin, so ändern Sie nach Belieben.

Ich liebe sonst dergl. Anzeigen nicht, aber dießmal könnte sie mir für einen besondern und guten Zweck nützlich sein, und in dieser Rücksicht rechne ich auf Ihre Freundschaft und Güte; bitte aber um baldige Besorgung und Antwort, da ich nicht lange mehr hier bin.

Könnte ich nicht noch einmal das Vergnügen haben, einen angenehmen Abend mit Ihnen zuzubringen? — Ich möchte auch gern von Ihnen etwas näheres über die Bibliothèque germanique wissen. Vermuthlich werden Sie doch starken Antheil daran nehmen, und dann habe auch ich die besten Hoffnungen davon.

Empfehlen Sie mich der vortrefflichen Mad. Rodde.

Fr. v. Staël schreibt mir aus Milano und hat mir die angelegentlichsten Grüße an Sie aufgetragen.

Ganz der Ihrige

Schlegel.
rue de Lille no 540
maison des Hormeauz.

4.

Ich danke Ihnen sehr für Ihre freundschaftl. Bemühung wegen der Anzeige im Publicisten. Wie mag wohl die Wiederholung derselben in das Mittwochstück des Journal de Paris gerathen sein, welche merklich geändert ist.?

Sie fragen mich, ob ich nicht an der Bibl. germ. mitarbeiten werde; wenn Sie nicht bloß Mitarbeiter, sondern auch Mit-Redacteur des litterarisch-philosophischen Theils sind und bieten mich hiermit dazu an, falls nämlich nicht bloß Uebersetzungen, sondern auch Original-Abhandlungen philosophischen Inhalts aufgenommen werden. Ich will dann versuchen, wie weit ich es etwa mit Hülfe eines Freundes im Französischen bringen kann.

Haben Sie aber keinen Antheil an der Redaction, und wird diese von Menschen von gewisser vorgefaßter Meinung dirigirt, so werden Sie mich wohl schwerlich zum Mitarbeiter haben wollen.

Ich möchte ein Wort von Ihnen darüber hören. Schieben Sie es aber nicht zu lange auf, denn ich bin im Begriffe zu reisen.

Sollte ich Sie nicht mehr sehen, so empfehle ich mich Ihrem Andenken.

Ihr

Fr. Schlegel.

5.

A. W. Schlegel.

Le chancelier et le sécrétaire du cabinet ont passé vers trois heures, ils sont descendus chez moi, m'ont raconté les nouvelles du quartier gl., ont pris une tasse de café et sont repartis. J'ai recommandé à Mr. de Wetterstedt l'affaire de notre frère. Je n'ai pas voulu troubler votre repos et mettre toute votre maison en rumeur — ils sont restés si peu de temps que vous n'auriez pas seulement pu arriver. D'ailleurs le Cte. Löwenhjilm n'y était pas, il devait arriver plus tard, il n'a pas encore passé — ainsi vous pourrez toujours nous faire avertir. Bien bonjour, j'ai été dédommagé d'une nuit à demie blanche, par quelques anecdotes piquantes du Moloch. Adieu au revoir.

à 8 h. Schl.

6.

J'ai été désolé de vous manquer — je n'étais sorti que pour cinq minutes. J'ai d'abord profité de mes critiques, à l'exception de deux ou trois. J'aurais envie de venir chez vous envers sept heures et de prendre ensuite le thé chez Mad Rodde. Faites moi savoir je vous prie si cela ne la génierait pas.

à 6 heures Tout à vous.
Schl.

7.

Vous m'obligeriez infiniment, si vous vouliez vous soumettre à l'ennui de

parcourir cette seconde épreuve, et de me dire en suite, si vous avez des critiques de style ou de grammaire à faire.

Mille de grace, ne montrez cette feuille à personne. Tout à vous Schl.

8.

Voici ma préface. Auriez-vous la grace de me communiquer vos remarques avant que je la fasse copier?

Je suis invité à souper chez Herkely [?] — en êtes-vous?

mardi matin. Tout à vous Schl.

9.

Baggesen.

Oui, mon cher ami, j'aurai le plaisir de me rendre chez Vous demain matin à l'heure, pour aller sous vos ailes présenter mes hommages au représentant des allemands. Je seroi charmé de voir les deux grandes nations en face l'une vis à de l'autre. Je ne risque point d'oublier la terre en passant l'Enfer — il y a trop dans le dernier qui sent la première, et vice versa. Mais j'aimerois parcourir l'un et l'autre avec Vous.

Salut, estime, et attachement.

Lundi 9. B.

Mille compliments de la part de Votre collega et de nous deux à Votre Minerva.

10.

Overbeck.

H. 3. Juni 1806.

. . . Trunken noch vom gestrigen schönen Genusse ersuche ich Sie aber noch einmal meinen Duodez-Namen wegzustreichen*), und dafür — Kleist zu sezen, einen Heros, den Sie — oder ich müßte mich sehr irren — übersehen haben.

11.

Arnold.

Strassbourg, 4. Sept. 1814.

. . . Je compte passer le mois prochain à Paris et me rejouir beaucoup d'y trouver un de Vos amis Mr. Benjamin de Constant à qui je servis de Cicérone à son passage par notre ville il y a deux ans. Le principal but de mon voyage sera de reclamer pour notre université differentes exceptions ou privilèges sans les quels il me paroit impossible de la relever de la decadence où elle se trouve depuis vingt ans. Mais serai je écouté? Placet conatus!

12.

Die Fürstin von Hardenberg.

Monsieur!

Retires a la Campagne au mois de Novembre, bornés pour toute société a un petit cercle de famille, sans inquietude sur le passé, sans plan pour l'avenir, nous vivons ici dans un état de beatitude plus céleste qu'il ne convient a des

*) In Villers' „Sur la manière differente etc.“

habitants de ce monde. C'est pour nous tirer de cet état pénible, que je prends la liberté Monsieur, de m'addresser a Vous, non seulement pour l'envoy, mais surtout pour le choix de quelques livres qui puissent charmer nos loisirs et nous faire agréablement passer les longues soirées que nous avons devant nous. Je désire quelques romans Anglais, parmi les quels je désigne particulierement Eveline de Miss Barnay, ensuite tout ce que Vous jugerez convenable, sera bien venu, histoire, belles lettres, poesies, traduction des Anciens, Auteurs français, Allemands, Anglais n'importe; Vos connaissances, Votre goût me garantissent la bonté du choix. Le journal de l'Empire ou quelqu' autre papier français nous ferait encore grand plaisir. Pardon Monsieur de mon importunité atribuez la en partie a Me. de Constant, il m'a si souvent de Votre complaisance, que cela m'a encouragée à la mettre à l'épreuve . . .

Hardenberg, den 15. Nov. 1813. Me. de Hardenberg.

13.

Al. v. Humboldt.

Mon respectable ami! Vous êtes bien aimable d'avoir eu la bonté de me faire voir un ouvrage qui m'interesse sous bien des rapports. Je le donnerai en Votre nom à Mr. Haug. Je n'ai pas été mécontent que la lettre „n'a été imprimée qu'en extrait et si Vous ne l'avez pas déjà inseré dans la Decade, je Vous supplierai de ne pas le faire. J'aurai l'honneur de vous confier la cause pourquoi je le desirerais ainsi.

Agreez les assurances de mon admiration et de ma reconnaissance.

Samedi matin. Humboldt.

14.

W. v. Humboldt.

Tegel, 28. Juni 1802.

. . . Ich muß Ihnen nemlich sagen, weil es sehr erlaubt ist, dies nicht zu wissen, daß die Baskische Sprache (le Basque) eine der ältesten bekannten Muttersprachen Europens ist, daß man noch gar keine gründliche in Frankreich, England oder Deutschland gangbare Schrift über sie, sondern nur eine seltne spanische und eine nicht häufigere französische (beide sehr mangelhaft) Grammatik, und ein noch viel selteneres spanisches Wörterbuch hat.

15.

Krause.

Dresden, am 16. Julius 1823.

Mein verehrter und geliebter Bruder!*)

Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich der Stunden, die ich in letzter Ostermesse im Gespräche mit Ihnen zugebracht. . . . Auch auf dieses Gymnasium [zu Altenburg], sowie auf mehre andere, hat jene sich von den Jahren 1813 herschreibende Erregung eingewirkt, daß die Jünglinge schon als Schüler Verbindungen untereinander eingehen, die kaum Akademikern zustehen . . .

Jacob Grimm.

16.

Verehrter herr Doctor,

erst heute statte ich meinen dank ab, für Ihren vortreflichen, durch Sie noch

*) Sc. „Logenbruder".

werthvoller gemachten Ticknor. schon im september empfing ich das buch, (wer hätte gedacht, daß mir meine alte silva de romances solche früchte tragen sollte!) aber eine herbstreise kam dazwischen und dann drängte unablässig die ausarbeitung des wörterbuchs, erst in diesen weihnachten suchte ich das versäumte einigermaßen nachzuholen.

Berlin neujahrstag 1855.

17.

Hochgeehrter herr Professor,

den überbringer dieser zeilen kennen Sie bereits aus der von ihm herausgegebenen historischen zeitschrift. es wird ihm erwünscht sein, wenn Sie ihm Ihre ansicht und erfahrung über die fortsetzung und vervollkommnung seines unternehmens nicht vorenthalten wollen.

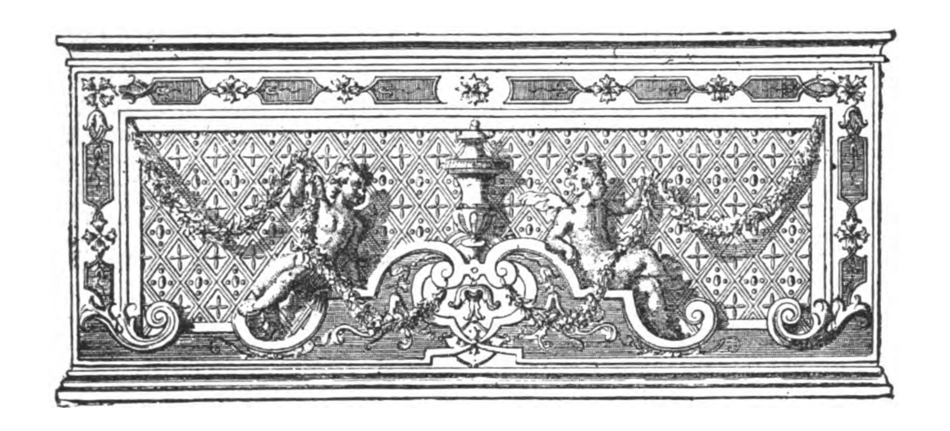
... Ich bin Ihnen dank schuldig, für das programm über Villers, mit dem ich in seinen letzten lebensjahren viel und freundschaftlich zu Göttingen und Kassel verkehrt bin.

Berlin 13. Mai 1845.

Sollten Sie Dr. Rée*) kennen und sehn, der mir eine interessante schrift über die sprachverhältnisse der Juden zugesandt hat, so bitte ich ihm zu danken in meinem namen. nur war es mir bei vielen arbeiten, in welchen ich stecke, ganz unmöglich mich öffentlich darüber zu äußern wie er wünschte.

*) R., geb. 1815 zu Hamburg, seit 1848 bis zu seinem Tode am 13. Jan. 1891 Leiter der Israelitischen Freischule daselbst, schrieb unter anderem über „Die Sprachverhältnisse der heutigen Juden", Hamburg, 1848.





Tonkunst und Kritik.

Von

Carl Fuchs.

— Danzig. —

Cap. I. Einleitung.

Bedeutung und Fassung der Frage.

Eine Wiener Zeitschrift („Neue musikalische Presse") erließ vor einiger Zeit (noch vor der Affaire Kerr contra Tappert und Lackowitz) eine Rundfrage an eine Anzahl musikalischer Kritiker in Deutschland und Oesterreich, wie über die Besuche der Künstler bei den Kritikern zu denken sei, — jene Besuche, die die Mehrzahl der Künstler den Musikreferenten in einer Stadt zu machen pflegen, bevor sie daselbst vor dem Publicum auftreten, sei es, daß sie in dieser Stadt sich zu eingreifender leitender Wirksamkeit niederlassen, oder an der Opernbühne engagirt werden, oder nur einmal als Solisten sich hören lassen wollen. Vielleicht hat das Wiener Blatt nur diese letzte Kategorie von Künstlern im Sinne gehabt; jedenfalls erwartete es eine kurze Erledigung der Frage in den Grenzen der Briefform. Ueber diese wuchs mir die Erörterung der Angelegenheit unwillkürlich hinaus. Denn das Interesse, das jene Frage anregt, beruht eben auf der Vielfältigkeit der Erwägungen, die sie hervorruft, sobald man sie über das Niveau einer bloßen Klugheitsfrage erhebt. Es ist leicht abzusehen, daß diese Erwägungen dann das ganze Verhältniß zwischen Künstler und Kritiker, und weiter hinauf das Verhältniß zwischen Kunst und Kritik überhaupt betreffen werden.

Zunächst wäre die Erörterung dieses Verhältnisses zwar auf die reproductive Kunst zu beschränken, insofern nur deren Vertreter bei der von Wien her aufgeworfenen Frage gemeint sind. Aber die Kritik über das Werk, das ein Künstler vorführt, gehört mit zu einer Kunstkritik über sein Auftreten, sobald dieses Werk noch unbekannt ist, zumal wenn der Künstler der Erste ist, der es aufführt, und besonders, wenn er selbst der Componist des Werkes ist — Abende, in denen ein Componist seine eigenen Werke vorführt, als Dirigent etwa oder als Pianist, sind nichts Seltenes mehr. Aber selbst ohne dies drängt uns die Frage nach der Möglichkeit musikalischer Kritik im Vorübergehen auch auf jenes Gebiet hinüber. Ich will es versuchen, hier, wo ein weiterer Spielraum der Betrachtung vergönnt ist, die gestellte Frage auf breitester Grundlage zu erörtern. Wenn zwischen Künstlern und Kritikern ich mich mit meinen Sympathieen nach einer von beiden Seiten neigte, so wäre es eher die der Künstler, zu denen ich mich von Beruf noch zähle; doch habe ich die Schwierigkeiten und die Bitternisse des Kritiker-Amtes in zehn Jahren hinreichend empfunden, um zu wünschen, daß auch nach dieser Seite Gerechtigkeit geübt werde.

Der Sinn aller Höflichkeit ist nun der, daß Menschen einander durch den Achtungserweis und die Rücksichtnahme im persönlichen Verkehr das Leben erleichtern, auch wenn sie nicht umhin können, einander in ihren Ansichten und Absichten zu bekämpfen, weil es bei diesem Kampf ohnehin nicht ausbleibt, daß die natürlichen Schattenseiten der menschlichen Natur dem Anderen das Leben erschwerend wirksam werden.

Ein allgemeines Gebot der Höflichkeit aber ist, daß Einer, der in den Wirkungskreis eines Anderen eintritt, ihm seine persönliche Bekanntschaft nicht vorenthalte, sofern äußere Umstände dies nicht ersichtlich verhindern.

Im freien Verkehr al pari, wie er zwischen Künstler und Kritiker stattfindet, so lange die Achtbarkeit des einen von beiden Theilen nicht öffentlich bestritten ist, also wo der Besuch nicht durch Herkommen und Subordination (wie im Verkehr unter Beamten) erzwungen wird, ist der Besuch in höherem Grade ein wirklicher Achtungserweis, seine Unterlassung also auch deutlicher das Gegentheil.

Wenn behauptet wird, daß Künstler und Kritiker die einzigen Parteien sind, die von der Höflichkeit gegen einander eine wenn auch nur stillschweigende Ausnahme machen müssen, so muß zum Beweise ein höheres Interesse zu Gunsten der Unterlassung aufgezeigt, es müßte also nachgewiesen werden, daß die Begegnung zwischen Kritiker und Künstler vor der Leistung eines jeden von ihnen die Bedingungen des Zustandekommens einer richtigen und gerechten Kritik unter allen Umständen verschlechtert. Ob dem so ist, soll in der Folge denn auch untersucht werden.

Die Höflichkeit taxirt die Stärke des Anlasses zu einem Achtungserweise nur nach der Höhe, Würde, Schwierigkeit, Verantwortlichkeit des Amtes, das Einer versieht, nicht nach der Würdigkeit des Inhabers, so

lange dessen Unwürdigkeit nicht notorisch ist. Ist sie das bei noch vorhandenem Einfluß, so ist der Besuch servil oder ein Act der Noth, nicht der Höflichkeit. Ist die Würdigkeit nur nach Privatansicht zweifelhaft, so ist der Achtungserweis, den der Besuch darstellt, wiederum nicht mehr ein Act der Höflichkeit, sondern der Klugheit. Von diesem Standpunkt betrachtet hat die Frage keine Schwierigkeit. Viel wird bei dem Besuche bei dem parteiischen, also seiner Stellung unwürdigen Kritiker übrigens auch nicht herauskommen, denn wenn ich ihm die Ursache der Parteilichkeit benehme, die er aus der Unterlassung meines Besuches entnehmen würde, so hat er dafür vielleicht drei andere.

Sollten nun blos die Kritiker von den Künstlern aufgesucht werden, die das Ideal ihres Amtes voll verwirklichen, so fürchte ich, es bekäme keiner einen Besuch, „denn behandelt einen Jeden nach seinem Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher?" Ich will aber daran erinnern, daß Hamlet dieses Wort, obwohl er es verallgemeinert, in Bezug auf Künstler sagt.

Es ist trotz des Pessimismus gerade die Höflichkeit (des Herzens), die jenes Wort spricht. Es kann ein Kritiker, wenn er dem Ideal des kritischen Berufes nicht genügt, im ehrlichen Streben darnach, das freilich ohne die erforderlichen intellectuellen Eigenschaften nicht unternommen werden soll, doch noch der Achtung und der Beachtung werth, d. h. sachkundig, unparteiisch, geistig geschult und redegewandt sein.

Um die Situation aber vollständig zu beleuchten, müssen wir uns das Ideal des Kunstrichters vergegenwärtigen. Ich nehme voraus, daß ich die Frage, ob der Besuch des Künstlers bei dem Kritiker vor eines jeden Leistung zu empfehlen sei, in der Beschränkung auf den echten Kritiker und den echten Künstler (d. h. den, der nicht blos ein seelenloser Techniker ist) bejahe. Ich wiederhole, daß ich die Frage dahin stelle, ob die Bedingungen zum Zustandekommen echter Kritik durch den Besuch des Künstlers verschlechtert werden, und behaupte das Gegentheil. In dieser Fassung wird die Frage dadurch, daß der Kritiker sich für die als unangenehm empfundene Unterlassung des Besuches nicht durch die Kritik rächen darf, nicht gegenstandlos.

Capitel II.

Ideal des Kunstrichters.

Erstens soll der Kritiker ein lebhaftes Musikgefühl, eine starke Empfänglichkeit für das musikalisch Wahre, Große und Schöne, für alles Bedeutungsvolle, Tiefe, Hinreißende oder Bezaubernde in einem Werk der Tonkunst und in dessen Vortrage besitzen. Dazu gehört, was den Vortrag

betrifft, vor Allem ein in vielfacher Erfahrung gebildetes Vermögen der Unterscheidung zwischen erlernter Technik und angeborenem Talent: er soll der Anwalt des wahren Talents sein, wenn es sich mit offenbarer Tüchtigkeit verbindet.

Wo ihm nicht, wie es in Weltstädten in Bezug auf die Oper möglich ist, ein Specialgebiet der Kritik überwiesen werden kann, soll der Kritiker auf allen Gebieten der Tonkunst orientirt sein: er soll mit dem Geist der Länder und der Zeiten, aus denen die vorgeführten Kunstwerke stammen, vertraut sein; er soll von Opern und von Oratorien (geistlichen und weltlichen), von Sologesang und Chorgesang jeder Art, von symphonischer und von Kammermusik, von allen gebräuchlichen Arten des instrumentalen Solovortrags bezüglich Litteratur und Technik (des Claviers, der Orgel, der Geige, des Cellos u. s. f.) und vom Dirigiren, also auch vom Orchester, Kenntniß und Verständniß in hinreichendem Maße besitzen und seine Gesichtspunkte nicht aus der Vorliebe für eine bestimmte Periode oder Richtung oder Methode in der Musik entnehmen. Selbst sein Entzücken an einem ihm bekannten und beliebten Musikstück soll ihn nicht so weit zum Mitgenießen verleiten, daß er darüber Mittelmäßigkeit der Ausführung überhörte, was durch das Hineintragen eines Erinnerungs- oder Affectionswerthes in das Gehörte sehr wohl geschehen kann. Gerade ein Musik lebhaft empfindender Musiker ist in dieser Gefahr*). Zunächst also soll der Kritiker in Bezug auf Naturanlage („Persönlichkeit") und Wissen die Bedingungen erfüllen, die zu einem sachlich zutreffenden Urtheil gehören.

2. Nach der ethischen Seite, die für unseren Gegenstand ebenso wesentlich in Betracht kommt, soll der Kritiker mit seiner Person und seiner Namensunterschrift für sein Urtheil einstehen wollen und können. Bei der Gewinnung seines Urtheils (unter dem Hören) und bei dessen schriftlicher Abgabe soll er von allen persönlichen Eindrücken und Einflüssen unabhängig bleiben: von Schönheit und Häßlichkeit, von Geschlecht und Lebensalter, von Liebenswürdigkeit und Unliebenswürdigkeit und allen ihm etwa sonst bekannten Charaktereigenschaften der Künstler, mögen diese an sich Sympathie oder Antipathie, Achtung oder das Gegentheil verdienen, an Anderen oder auch an ihm selbst sich angenehm oder unangenehm bethätigt haben. Von dieser Regel sollen selbst Verleumdung, Haß, Verfolgung und auch noch der beleidigende Versuch grober Bestechung ihn nicht abbringen. Kein Weltruhm, verdient oder unverdient, soll sein

*) Es ist damit ähnlich wie mit der völligen Harmlosigkeit, mit welcher Liszt selbst solche Stücke, die ein frisch und rein gestimmtes Clavier besonders wünschenswerth machen, z. B. sein Ave Maria in E-dur auf einem stark verstimmten Instrument zu spielen vermochte. Adolf Henselt erzählte mir das mit dem Ausdruck, Liszt habe das „mit der größten Heiligkeit" gethan. Seine Phantasie war dabei eben noch stärker als sein Gehör, er hörte in der Ekstase nur sein Stück oder sein Spiel.

Urtheil über die einzelne Leistung im Voraus gefangen nehmen. Unternehmungen, die große und viele materielle Interessen in Bewegung setzen, Vereinen und Parteien soll er furchtlos gegenüberstehen. Verlust an Sympathien, Zuwachs an Antipathien, auch wenn sie ihm in seiner Lebensstellung, seinem anderweitigen Wirken schaden, soll er ignoriren. Desgleichen soll er als Musiker seine etwaige Rivalität mit einem Beurtheilten auf dem eigenen Specialgebiet, vollends Concurrenz mit diesem in örtlichem Erwerbe vergessen können. Alle gegen seinen Ruf und Charakter aus der Kritik möglicherweise entstehenden Vorurtheile, kurz seinen gesammten persönlichen Vortheil und Nachtheil soll er bei der Kritik hintansetzen, auch wenn ihm sein dafür bezogenes Gehalt keine hinreichende Deckung dagegen gewährt. Er soll auch aller anderen gelegentlich in seinem Privatleben entstandenen Stimmung oder Verstimmung jeglichen Einfluß auf sein Urtheil verwehren, sofern er es dabei nicht vorziehen muß, im Einzelfall vom Urtheil abzustehen, nämlich wenn die Bekämpfung seiner Verstimmung, wie immer sie verursacht sei, sich ihm als unmöglich erweist. In alle Dem soll er es bis zu jener moralischen Virtuosität gebracht haben, von der der Begriff und selbst die Ahnung den meisten seiner Leser fremd zu sein pflegt: sie verlangen von ihm mit aller Feierlichkeit und als von Allem das Leichteste, daß er unparteiisch schreibe, denken aber nicht im Traume an die Frage, ob sie ihn auch unparteiisch lesen. Er aber soll vermöge jener Virtuosität im Stande sein, bei der ausgezeichneten Leistung selbst eines thätigen Feindes seiner Person Geist und Wärme im Lobe nicht zu sparen, wie er es der Sache, dem Publicum und seinem Auftraggeber (der Redaction) zweifellos schuldig ist. Er darf sich nicht hinter den Vorwand flüchten, daß er thatsächlich bei der Wahrheit bleibe, wenn er in solchem Falle es bei der kühlen Anerkennung bewenden ließe. Denn was ist nicht Alles noch „Wahrheit", ohne der Wahrhaftigkeit zu genügen! „Man kann Jemand so loben," sagte Th. Kullak einmal, „daß kein Hund ein Stück Brod von ihm nimmt." (An ihn mußte ich denken, als ich später selbst einem Meister in dieser Art der empörenden Herablassung begegnete.)

3. Die moralische Virtuosität, die umfassende Sachkenntniß und selbst die starke Empfänglichkeit für musikalische Eindrücke nebst dem Formensinn machen zusammen den Kritiker doch noch keineswegs aus. Dazu, das Amt eines solchen zu versehen, gehört außerdem Geist und Stil, d. h. die Fähigkeit, eigene Gedanken zu haben und ihnen einen ebenso schönen, wie verständlichen und beredten Ausdruck zu verleihen.

Wirkliches musikalisches Talent ist zwar unvereinbar mit Unbeweglichkeit und Unfruchtbarkeit des Geistes, also mit dem, was man unter Geistlosigkeit versteht. Dieser Satz wird nur durch die Thatsache eingeschränkt, daß auch die bloße Herrschaft über die Compositionstechnik, die zuletzt eine Technik ist wie jede andere, einem gelernten Musiker den Anschein des

productiven Talents geben kann. Dieses selbst aber wird immer nur bei einem Menschen von geistiger Beweglichkeit seine Wohnung aufschlagen. Man kann dasselbe von einem echten und reichen Talent der Reproduction sagen, ja dieses bedarf der Universalität des Geistes noch stärker als der Componist, wenn es ihm auch an Tiefe nicht gleichkommt. Nur muß auch dieses Taleut nicht mit dem bloßen Techniker verwechselt werden, der freilich in der Regel schon von Weitem an seiner Berühmtheit zu erkennen ist, ehe er noch den Mund aufthut. Die starke Receptivität für Musik, die wir als das Mindeste vom Kritiker fordern, ist an sich immerhin erst die geringste Bürgschaft für geistigen Reichthum. Auf keiner Stufe aber verbürgt musikalisches Talent schon die Eigenschaft des Schriftstellers, die Herrschaft über das Wort. Dazu gehört wieder außer der Anlage die Schule und Uebung des Geistes in dieser Richtung, bis zur Schlagfertigkeit im Augenblick, denn lange an der Feder zu kauen hat ein Kritiker nicht Zeit. Ohnehin treten in Bezug auf die Herrschaft über das Wort an Niemanden stärkere Anforderungen heran, als an den musikalischen Kritiker: was wäre schwerer, als musikalische Eindrücke beschreibend in Worte umzusetzen? soweit das überhaupt möglich ist, sei es ein neues Werk, oder die geniale Ausführung eines bekannten Werkes, die beschrieben werden soll. Auch im Gegensatz zur Ausführung eines Werkes stellt die Angabe seines wahren Inhaltes, wie ihn der Kritiker empfindet, die nämliche Forderung. Ohne eigenen Geist aber ist der Kritiker nicht würdig, noch fähig, Leistungen angemessen zu besprechen, zu deren Erzeugung die höchsten Vorzüge des menschlichen Geistes gehören. Die Kritik einer genialen Kunstleistung soll selbst ein Kunstwerk sein. Die Sachkenntniß zur Beurtheilung der Leistungen eines vornehmen Sportsman besitzt am Ende auch ein Pferdeknecht — was wäre es aber gewesen, wenn der griechische Rosselenker, der im edlen Wettkampf zu Olympia gesiegt, statt eines Pindar, um ihn zu preisen, nur einen Kutscher gefunden hätte? oder Pindar selbst nur einen Sklaven, der schlecht und recht mit Knaben Hexameter zu memoriren gewohnt und befähigt war? Für den olympischen Sieger war Pindar der beste Kritiker, selbst wenn er sich bezüglich der Sachkenntniß auf das Urtheil der Preisrichter hätte stützen müssen. Nicht so sehr der Tadel, als das Lob stellt hohe Anforderungen an den musikalischen Kritiker; es ist noch keine Kritik, wenn ich sage, „es war sehr schön", oder „es war mit einem Worte vollendet", oder von Leistungen der Anmuth: „Fräulein X. war einfach süß." Beim Tadel soll man den Geist, wenigstens das Bonmot, eher sparen; er verwundet ohnedies genug. Es ist aber schwerer, mit Geist zu loben, als mit Recht zu tadeln.

4. Der Kritiker soll endlich nicht ganz außerhalb allen praktischen Kunstbetriebes stehen, er soll selbst auf irgend einem Gebiete der Kunst ein erhebliches Können besitzen und sich der Kritik damit gestellt haben. Sonst kann er nicht wissen, wie dem Künstler zu Muthe ist, dem obliegt,

etwas Erhebliches zu bestimmter Stunde, an bestimmtem Ort vor Publikum und Kritik, also so gut wie unter allen Umständen, zu können.

Nach alle Dem „soll" der Kritiker nicht viel weniger als eine Art Halbgott sein, nämlich nach der ethischen Seite allein schon (wenigstens auf jedem nicht weltstädtischen Terrain) ein Uebermensch an Unpersönlichkeit, während er durch Wissen, Können, Geist und Gesinnung gleichwohl „eine Persönlichkeit", also zu stärkerem Selbstgefühl berechtigt, sein soll.

Nach der vulgären Vorstellung ist der Kritiker Jemand, dessen Metier vor Allem darin besteht, Fehler anzumerken und Tadel auszusprechen, und mit dieser Vorstellung verbindet sich unwillkürlich die, daß er Lust am Tadeln und der dadurch ausgeübten Macht empfinde — oft genug trifft es ja auch zu. Von dieser Vorstellung mag unser Idealbild sich weit entfernen, dessen Grundfarbe vielmehr die Empfänglichkeit für das lobenswerthe Schöne war. Noch weiter entfernt es sich von der Wirklichkeit der herrschenden Zustände, in denen anonyme Ignoranten selbst an Blättern, deren Leserkreise nach Zehntausenden zählen, keine Seltenheit sind. Aber jeder Zug einzeln genommen versteht sich in diesem Bilde von selbst, daher es auch im Ganzen nicht überspannt, nicht unerfüllbar sein kann. Auch die sachlich höchste Anforderung darin, die Universalität der technischen Sachkunde, ist selbst durch Theilung der Arbeit nicht zu eliminiren. Die Theilung kann nicht weiter gehen, als daß die Oper und etwa noch das Oratorium dem einen, Symphonie- und andere Concerte dem anderen Kritiker übertragen würden. Die gemischte Natur der meisten Concerte läßt die weitere Theilung nach Arten nicht zu, und die soeben erwähnte Theilung entlastet jene beiden Arten von Kritikern auch mehr nur in Bezug auf Kenntniß der einschlägigen Litteratur, als auf technische Sachkunde. Der Concertkritiker könnte in ersterer Beziehung die Kenntniß von der Entwickelung der Oper noch nicht ohne Nachtheil entbehren. Die Theilung könnte sich also fast nur auf die Menge der zu beurtheilenden Productionen beziehen, so daß vor Allem jenes schnöde Stürzen aus der Oper in's Concert oder umgekehrt, oder aus einem Concert in's andere aufhörte, bei welchem wirkliche Kritik gar nicht möglich ist und die demoralisirende Wirkung auf den Kritiker nahe liegt.

Jene technisch höchste Anforderung ist nun zuletzt durch Fleiß und Uebung zu erfüllen möglich. Geist ist durch Fleiß schon nicht zu ersetzen, und noch seltener wird die Erfüllung der ethischen Anforderungen in Verbindung mit der Erfüllung der geistigen und technischen Anforderungen sein, denn auch Geist verbürgt noch keineswegs die moralische Virtuosität, obwohl er sie in diesem Fall, wie ich glaube, erleichtert. Diese Eigenschaft kommt überall in Frage, wo die ethischen Anfordungen sich nicht auf die Unbestechlichkeit im groben Sinn des Wortes beschränken, also in allen Städten, die in Deutschland außer Berlin und dem vielleicht ebenso kosmopolitischen Hamburg im musikalischen Leben mitzählen. Uebrigens be-

zweifle ich es, daß in jenen großen Städten die Anforderung der Un bestechlichkeit die einzige sittlicher Natur sein werde, die an den Kritiker als solcher herantritt: die grobe Bestechung wird ihrerseits wiederum selten gewagt, wo sie nicht mindestens indirect ermuthigt wird. Das Schlimmste ist, wenn die Redaction selbst in einer Weltstadt den Muth nicht hat, den der Kritiker hätte: ich verlor an einem Berliner Blatte, das jetzt ein Weltblatt ist, 1872 meine Stellung als Kritiker nach vierzehn Tagen, weil ich es gewagt hatte, den Herrn Hof-Operncapellmeister, übrigens ganz manierlich, am Rock zu zupfen, indem ich behauptete, er kenne nur zwei Tempi.

Es kommt also für die Verbindung der Eigenschaften, vermöge deren man jenem Ideal gerecht zu werden versuchen kann, vor Allem auf die Persönlichkeit des Kritikers an, viel mehr als z. B. bei dem Richter in Sachen des Rechtes, mit dem man sonst den Kunstrichter im Stillen gern vergleicht.

Capitel III.

Rückwirkungen ungünstiger Kritik auf den Kritiker von Seiten der Künstler, der Vereine und des Publicums.

Welches sind die Rückwirkungen ungünstiger, wenn auch zutreffender und akademischer Kritik, die der Kritiker von Seiten der Künstler und dritter Personen oder des Publikums überall zu erfahren hat, wo er ihnen nicht durch die Größe der Verhältnisse entrückt ist?

Die Zahl der Städte, in denen dies der Fall ist, ist bei Weitem nicht so groß, daß unsere Frage dadurch überflüssig würde. Auch in Weltstädten, wo irgend der Volkscharakter zur Kleinlichkeit, zum Klatsch oder zur Intrigue neigt, hat der Kritiker mehr von jenen Rückwirkungen zu spüren, als man glaubt. Oder der Volkscharakter und der persönliche Charakter des Kritikers verhindern eben das Zustandekommen unabhängiger und wahrhafter Kritik.

Insofern als diese Rückwirkungen dem Kritiker das Leben über die Gebühr erschweren, hängt die Frage dieses Capitels auch mit der Besuchsfrage zusammen, sofern sie aus dem Gesichtspunkt der Höflichkeit zu beurtheilen sind.

Wie oft wird es denn geschehen, daß der Künstler, der die Mängel seiner Leistung erst aus der Kritik erfährt, sie sich eingesteht und dem Kritiker freundlich gesonnen bleibt, weil er den Gewinn aus der Kritik an Belehrung größer findet, als den augenblicklichen Verlust an Ruhm? Ich denke, die Annahme, daß dies die Regel sei, kann nur ein Lächeln erwecken. Es ist fraglos die seltene Ausnahme.

Gesteht der Künstler sich jene Mängel nicht ein, so fühlt er sich schon in der Lage, lediglich natürliche Repressalien zu üben, wenn er bei ihrer

Ableugnung die Intelligenz oder den Charakter des Kritikers herabsetzt. Denn daß er in diesem Falle noch der bona fides des Kritikers sollte Gerechtigkeit widerfahren lassen, empfindet der öffentlich „Angegriffene" bereits als eine übermenschliche Zumuthung, was übrigens menschlich und natürlich ist.

Gesteht er sich die „gerügten" Mängel aber ein, so ist doch noch sehr die Frage, ob er sie auch Anderen zum Vortheil des Kritikers eingesteht. Da Andere dies auch leicht mißverstehen und multipliciren würden, so ist solche Unterlassung auch noch natürlich. „Parlez mal de vous-même, et on vous prendra au mot."

Wenn er dieselben Mängel sich schon eingestanden hatte, ehe er die Kritik zu Gesicht bekam, so wird er sich nicht desto mehr, sondern desto weniger zum Vortheil des Kritikers äußern, da er das Gefühl hat, daß er zu *seiner* Belehrung des Kritikers nicht bedurft hatte.

Handelt es sich um Fehler, die nicht abzuleugnen sind, weil Andere sie ebenso leicht wahrnehmen konnten, wie der geübtere Kritiker, so wird der Künstler zwar nicht streiten, aber nur zu leicht wird er die Erwähnung dieser Fehler, deren Wirkung er immerhin nicht selbst bemerkt hat, als überflüssig empfinden, und bei sich wie zu Anderen der Mißgunst oder Pedanterie des Kritikers zuschreiben, auch wenn der Kritiker damit nur seiner Pflicht genügt hatte.

Das Alles ist nicht zum Verwundern. Der Künstler, Solist oder Dirigent hat am Tage nach der That Abschied genommen von dem Werke, auf das er sich mit Fleiß und Begeisterung concentrirt hatte. Denken wir uns dabei ein Programm, eine Symphonie, ein Oratorium. Er kehrt jetzt nur mit Ermüdung zu dem Gedanken daran zurück; nach dem Gefecht, das ihm siegreich erschien, denkt seine Seele nur noch an den Ehrentrunk, den die Kritik ihm reichen soll, nachdem er die Lobsprüche seiner Freunde geerntet, mögen diese ihn nun kühl gelassen oder auch schon erhitzt haben. Und nun bekommt er diesen Becher nicht ungemischt!

So weit denke ich noch an den echten Künstler, der nur darum noch kein besonders harmloser und gerechter Mann zu sein braucht. Und erst der unechte, der seine Leistung nur schablonenhaft erledigt hatte und immer eitler ist, als der echte. Was wird er Anderes thun, als nach Möglichkeit dem Kritiker schaden, der *ihn* ja doch — natürlich mit Unrecht — „angegriffen" hat? Und wenn seine Leistung technisch glänzend war, so glauben neun Zehntel ihm und nicht dem bösen Kritiker.

Denn neun Zehntel (auch von den Kritikern nachgerade) blendet dieser Glanz. Beweis die Erfolge der Liebling (Sally wie Georg) der Grünfeld, Niemann, Friedheim, Dreyschock, Kronke e tutti quanti. Können solche dem ernsten Kritiker an seinem Orte nicht schaden, weil sie ihn morgen verlassen, so thun sie es anderwärts desto mehr, und auf wessen Seite am Orte neun Zehntel sein werden, weiß man vorher. Täuscht

doch auch am Orte wirkend der Seelenlose leicht das Publicum, wenn er nur die Kraft und Ausdauer eines Hausknechts mit der Behendigkeit des Affen am Clavier vereinigt.

Ist der ungünstig, d. h. nicht durchweg günstig beurtheilte Künstler der Dirigent von Concerten eines Cyclus, oder der Aufführungen eines großen Vereins, für die ein besonderes Comité von Musikfreunden sich öffentlich und finanziell interessirt, so beginnt von dieser Seite der Sturm auf den Kritiker, zunächst auf die Redaction seiner Zeitung. Diese Leute selbst haben keine Ahnung, daß und warum die Kritik im Rechte war, aber sie greifen sie an. „Geht" er dieserhalb, so thut er gerade, was seine Gegner wollen, denn ihnen ist der lächerlichste Laie als Recensent lieber, damit der Mann ihrer Wahl vergnügt, und die Kasse, für die sie aus einer lediglich ernsten Kritik, zwar ohne Grund, fürchten, gestrichen voll bleibe. Was der ehrliche Kritiker dabei leidet, der innerhalb der Grenzen seines Berufes seiner Pflicht genügte, wenn auch der künstlerisch wohlbegründete Unwille ihm einmal ein lebhafteres Wort in die Feder dictirte, darüber wird mit brutalem Lächeln hinweggegangen.

Nicht minder zürnen Sänger und Sängerinnen, die im Chor mitgewirkt haben, dem, der den bekannten „Mißton" in ihre schöne Feier oder in das Gefühl des lendemain's bringt, sofern sie die Richtigkeit einer ungünstigen Bemerkung, sie sei noch so akademisch gehalten, nicht einsehen. Und wenn sie sie einsehen, verdrießt sie sie auch. Freilich wer wollte leugnen, daß die Kritik je früher desto stärker auch lobenswerthe Gefühle verwundet, wo und so weit sie das bei einer musikalischen Feier Geschehene nicht feiern konnte! — Gefühle, die mit den Lebensnerven des Vereins zusammenhängen! Wenn sie das nur vermeiden könnte, so lange sie wahrhaft bleiben will! In Aller Herzen klingt noch die Monate lang an das Werk fleißig (?) gewandte Begeisterung und die Freude des (vermeintlich vollkommenen) Gelingens nach, und die Schwärmerei für den Dirigenten ist auf ihrem Höhepunkt. Diese beiden Gefühle sind einem großen Verein durchaus nothwendig, das für den Dirigenten, wenn die Kritik ihm nicht zustimmen kann, ist sein „Leben erhaltender Irrthum" bis an die Grenze der evidenten Mittelmäßigkeit des Dirigenten. Diese Evidenz und jede künstlerische Einsicht, die nicht zu seinen Gunsten spricht, liegt aber für die activen Vereins-Mitglieder, die Zeugen seines Fleißes und seiner angenehmen persönlichen Eigenschaften sind, viel weiter hinaus als für die Kritik; den Fall noch gar nicht eingerechnet, daß der Dirigent jung und gar — unverheirathet ist. Jede kritische Bemerkung und vollends eine überhaupt abfällige Kritik, sie mag noch so unumgänglich gewesen sein, verletzt jene Vereinsgefühle, von denen Jeder mit Recht sich bewußt ist, daß sie zu den Tugenden des Vereins gehören. Sie werden um so mehr gepflegt und geliebt, als Urgefühle der Menschheit in ihnen weiter leben oder wieder erwachen, zu deren Entstehung ehedem die Zusammengehörigkeit

zu einer bürgerlichen oder einer kämpfenden Genossenschaft genügte: das Gefühl der Treue gegeneinander und in der Gefolgschaft und der Stolz auf gemeinsamen Ruhm in der Arbeit oder im Kampf erworben.

Auf unserem Gebiete ist, sobald an das Vereinsleben gerührt wird, das Gefühl der Kameradschaft, der esprit de corps am stärksten in den Männergesangvereinen, wie das seiner Entstehung nach auch am natürlichsten ist. Ebendort ist es darum auch am blindesten gegen Alles, was den Werth der gemeinsamen Leistungen anficht, oder anzufechten scheint, und nirgends schneller ist darum die Feindschaft gegen alle Kritik, die Verachtung für sie, ihre Ausschließung, das gemeinsame Vorgehen gegen sie fertig. Niemand sagt sich, daß echte Kritik Nichts weiter will, als die Leistungen des Vereins und hiermit das Recht auf seinen Stolz, die Innigkeit der Kameradschaft steigern.

Endlich müssen hier noch die Rückwirkungen ungünstiger Kritik — immer die echte ist gemeint — erörtert werden, die der Kritiker von Seiten des Publikums zu erfahren oder zu überwinden hat. Rückwirkungen auf den Kritiker äußern die durch ungünstige Kritik erzeugten Gefühle immer, mögen es nun moralische oder materielle Nachtheile sein, die er erfährt, und mag der Zusammenhang zwischen jenen Gefühlen und diesen Nachtheilen direct wahrnehmbar sein oder sich im Stillen vollziehen.

Die Mehrzahl der dritten Personen, also des Publikums — (das übrigens große Vereine mit ihrem Anhang in mittelgroßen Städten allein schon repräsentiren) — hat der Kritiker im Falle ungünstiger, auch nur theilweise ungünstiger Kritik immer gegen sich.

Dies hat zwei sehr starke Ursachen. Die eine liegt in der Natur der Sache, zum Theil auch in den Zuständen, die andere liegt in der Natur des Menschen als geselligen Wesens.

Die erste Ursache ist, daß die musikalische (wie die schauspielerische) Leistung mit dem letzten Ton oder Wort unwiederholbar verklungen ist; denn Gleichheit der Wiederholung, wenn es dazu käme, ließe sich nicht verbürgen. Es ist daher so gut wie unmöglich, das bleibende gedruckte Wort des Kritikers maßgeblich zu controliren. Diese Unmöglichkeit erzeugt in jedem Falle von ungünstiger Kritik, deren Richtigkeit den Interessenten nicht sofort einleuchtet, wegen der darin liegenden unabwendbaren Uebermacht eine Art von stiller, mehr oder minder heftiger Gegnerschaft gegen den Kritiker. Viele Kritiker sind sich in der That nicht bewußt, in welchem Grade die Unmöglichkeit der Controle ihre Verantwortlichkeit steigert, nämlich bis in's fast Unerträgliche.

Auch der Versuch der öffentlichen sachlichen Remonstration ist dem Künstler so gut wie nirgends ermöglicht. Die Zeitung des Kritikers kann das Antecedens nicht zulassen, weil es zu weit führen würde, und anderwärts fände der Künstler nicht dieselben Leser. (Dies habe ich selbst als Künstler bitter genug empfunden, wenn ich glaubte mit Unrecht abfällig beurtheilt zu sein.) Desto mehr wird für den Künstler Partei genommen.

Die Thätigkeit unberufener, namentlich anonymer Kritiker wird dadurch in der That empörend. Dem Schauspieler kommt gegen die Kritik die größere Deutlichkeit der Erinnerung an das gesprochene Wort zu Statten. Es sind aber nicht nur die Künstler selbst, die diese Unmöglichkeit der zuverlässigen Controle gegen die ungünstige Kritik einnimmt oder empört.

Die zweite Ursache ist die bekannte Neigung des Publikums, der Anwalt des Schwächeren zu sein, als welcher aus jener ersten Ursache der Künstler immer erscheint. Das Publicum ist aber als „Menschheit" der Anwalt auch des Schwächeren, dessen Unrecht es selbst nicht ableugnen mag. Auch darin haben wir es mit einem menschlichen Urgefühl zu thun, das noch den überführten Verbrecher auf das Schaffot geleitet. Wieviel stärker muß es für den Künstler sein, gar wenn man ihn für zu Unrecht angegriffen hält und er schon beliebt war!

Wie sehr das Publicum jegliche Erörterung künstlerischer Mängel persönlich versteht, beweist der Umstand, daß es dafür keine anderen Worte als „Tadel, Angriff, Rüge" hat, die keinen Sinn haben, wo Einer nicht oder nicht ganz kann, was er will, sondern nur wo er nicht will, was er kann, wo er sich nachlässig zeigt und mit seiner Leistung unterhalb seiner Fähigkeiten bleibt — ein Fall, den die Kritik eigentlich gar nicht zu untersuchen hat.

Ein kluger Mann aber denkt hübsch vorher — nicht wahr? an die möglichen Folgen seines Thuns, besonders wenn sie so erdrückende sein können, wie in diesem Falle, und schreibt so, wie die Künstler und ihre Freunde, wie das Publicum und insbesondere die Abonnenten seiner Zeitung es gern lesen? Ich entscheide nicht, wie oft es der Fall ist, ich weiß nur, daß es mit echter, freimüthiger, sachlicher Kritik unvereinbar ist.

Diese selbst aber will mir, so wie ich sie beschrieben habe, nachgerade bedünken wie ein Ding, so gut wie unmöglich, und als könne sich in der Tagespresse jedenfalls nur ein „unpraktischer Mensch" mit ihr befassen, ein Mann, der entweder, nach allen Erfahrungen, sich von seinem Einfluß nicht trennen kann, oder der sich bis zur Unbesonnenheit, bis zur Selbstvergessenheit gedrungen fühlt, das Culturniveau des Ortes, an dem, des Gebietes, auf dem er wirkt, so hoch wie möglich zu erhalten, so weit wie möglich zu steigern, angenommen, daß er in sich die Fähigkeit dazu fühlt, und Andere sie ihm auch zutrauen. Aber selbst dann ist heut die Vergeblichkeit seines Wirkens sicherer als alles Andere. Ich fange an, den amor fati zu begreifen, den der große Friedrich Nietzsche, gleich Friedrich dem Großen, von den Seinen verlangte: die Lust daran, rühmlich zu Grunde zu gehen. Aber die Frage taucht auf: lohnt das um unsere Opern und Concerte? Ein echter Kritiker ist gegenüber der fortschreitenden Brutalisirung insbesondere der Oper wenig mehr als ein Demosthenes gegen einen siegreichen Tyrannen, nur einen erheblich dümmeren, als weiland Philippus von Macedonien.

Wundern aber soll man sich über gar Nichts, das auf diesem Gebiete Menschliches, Allzumenschliches vorkommt, nebst dem Untermenschlichen. Uebermenschliches wird vom Kritiker verlangt, und cui bono ist nicht klar. Sie ist alt, die Klage des Elias: „Herr, ich habe umsonst gearbeitet!" Und stünde nicht das Krüglein der Wittwe zur Hand, das unerschöpfliche, Namens Illusion —

Capitel IV.

Der herrschende Zustand oder „die viel zu Vielen".

Die Frage selbst, die gestellt ward, und die unwillkürliche Spannung, die sie erweckt, sind ein Symptom des Verfalls der Kritik, die Hand in Hand geht mit dem offenkundigen Verfall der Kunst. Die Frage wäre gar nicht gestellt worden, sondern hätte sich auf dem Grunde der gegenseitigen Hochachtung zwischen Kritikern und Künstlern von selbst geregelt, wenn es in den meisten Fällen stünde, wie es sollte, wenn es nicht vielmehr in den meisten Fällen so stünde, wie es nicht sollte, d. h. wenn die der Achtung und der Beachtung werthen, also die moralisch und intellectuell zulänglichen Kritiker die Regel und nicht vielmehr die Ausnahme wären.

Entscheidend ist dabei nicht der gelegentlich hervortretende schwere moralische Defect auf Seiten der Kritiker, sondern der starke intellectuelle Defect, der in unseren Zuständen ganz unausbleiblich ist. An beiderlei Uebeln aber sind auf beiden Seiten die viel zu Vielen schuld: es muß in unseren Preßzuständen ihrer viel zu Viele geben, die sich Kritiker nennen, und giebt ebenso derer viel zu Viele, die sich Künstler nennen.

Es giebt viel mehr Kritiker, die der Beachtung als die der Achtung nicht werth sind. Der Bedarf der Presse an Recensenten ist so groß, als daß es nicht anders sein könnte.

Ich lasse die Städte von unter 60 000 Einwohnern von vornherein außer Betracht, weil, unabhängig von der Frage der zulänglichen Intelligenz, in Städten unterhalb dieser Einwohnerzahl kein Musiker, er sei denn pecuniär ganz unabhängig, in einer Zeitung des Ortes freimüthige Kritik an öffentlichen musikalischen Productionen üben könnte, ohne direct seine Subsistenz zu gefähren. Die Einwohnerzahl ist für diese Grenze eher noch zu niedrig gegriffen. Der Leser denke an eine beliebige Stadt von 60 bis 75 000 Einwohnern im Bereiche seiner Kenntniß oder Erfahrung, und frage sich, ob zu glauben wäre, daß daselbst eine sachkundige, freimüthige Kritik über locale wie über auswärtige Künstler ohne sicheren Schaden für den Kritiker möglich wäre? Und fände sich der freimüthige Mann, so könnten die Zeitungen in so kleinen Orten ihn nicht frei reden lassen, weil sie von ihren Abbonnenten zu abhängig sind, es mit großen Vereinen, einflußreichen Familien oder „Kennern" nicht verderben dürfen oder zu

dürfen glauben. § 1 der preußischen Verfassung schützt Niemanden vor der Illiberalität und der Parteilichkeit eines kleinstädtischen oder kleinstädtisch gesonnenen Publikums, wie es sich auch in größeren Städten findet. Und die Erscheinung der Vorsichtelei seitens Redactionen, die am allerwenigsten um Musik auch nur einen Abonnenten verlieren mögen, wiederholt sich noch bei viel größerer Einwohnerzahl. Mir sind Fälle dieser Art von so scharfer Charakteristik genau bekannt, daß ich jene Einwohnerzahl ohne alle persönlichen Anwendungen wohl als die Grenze der Möglichkeit einer freimüthigen Kritik annehmen darf, selbst wenn für das Amt eines Kritikers die entsprechende Intelligenz sich in kleineren Städten noch fände. Die Möglichkeit der stillen Repressalien und der lauten, die die Stellung des Kritikers untergraben und ihn durch Schaden in Furcht versetzen sollen, hört vielleicht bei Städten von ca. 200 000 und mehr Einwohnern auf, etwa von Frankfurt a. M. mit 198 000 Einwohnern aufwärts, in Köln, Breslau, München, Hamburg, Dresden, Leipzig, wenn in den sächsischen Städten nicht der kleinbürgerliche Sinn noch überwiegt*). Die hier gezogene Grenze ist zwischen 75 und 250 Tausend Einwohnern vielleicht richtiger.

In Wien, Berlin und dem kosmopolitischen Hamburg mögen ethische Anforderungen an den Kritiker nicht weiter herantreten, als daß er sich von grober Bestechlichkeit frei halte, aber zwischen den Grenzen von 60 000 bis ca. 200 000 oder 75 bis 250 Tausend Einwohner hat die freimüthige, sachkundige und geistvolle Kritik bereits einen so schweren Stand, daß wir auch bei der Frage blos nach der zureichenden Intelligenz die Städte unter 60 000 Einwohnern außer Berechnung lassen müssen, selbst wenn einige von ihnen als Stätten der Musikpflege größere Städte an Bedeutung übertreffen. Uebrigens würden sie, mit in Betracht gezogen, die Zahlen für das, was ich beweisen will, noch sehr verstärken.

Nun giebt es in Deutschland 42, in Oesterreich 6, in der Schweiz 2, zusammen 50 Städte mit mehr als 60 000 Einwohnern, in denen deutsche Zeitungen mit Musik-Recensionen erscheinen; die Anzahl der Zeitungen ist (nach dem mir vorliegenden Adreßbuch der deutschen Zeitschriften von Sperling aus dem Jahre 1894) 215.

Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, daß diese 215 Zeitungen sich mit intellectuell (litterarisch und musikalisch) zulänglichen Kritikern versehen könnten?

Musikalisches Talent, natürliche geistige Anlagen, Sachkenntniß und eigenes Können befähigen zum Urtheilen über musikalische Kunstleistungen zweifellos, aber sie befähigen noch nicht zum öffentlichen Kritiker auch nur nach der intellectuellen, insbesondere der litterarischen Seite.

In diesem Umstande, daß völlig competente und zuverlässige Urtheile

*) H. v. Bülow schrieb sich noch 1882 in das Fremdenbuch des Hôtel de Prusse zu Leipzig ein: „Krähwinkel“ den so und sovielten. Ipse vidi.

über Leistungen und Künstler ganz ohne geschriebene Kritik allerdings herzustellen wären, liegt die Möglichkeit einer Reform der Kritik überhaupt. Sie sei hier kurz angedeutet. Eine in Bezug auf musikalische Intelligenz über allen Zweifel erhabene und jeder feineren wie gröberen Beeinflussung absolut entrückte Jury von Autoritäten hätte ohne alle Nachsicht für die blos „tüchtigen", die Techniker, wie ohne alle Rücksicht auf die erwerbsbedürftige oder renomméelüsterne Unfertigkeit oder Mittelmäßigkeit symbolische Preise, der Art und dem Grade nach verschieden, oder Diplome zu ertheilen, deren Besitz für die Laufbahn der damit ausgezeichneten Künstler im ganzen Lande entscheidend wäre. Dazu brauchte man nicht mehr als sechs durch musikalische Intelligenz und eigenes Können hervorragende Männer von erprobter Lauterkeit, die ein eigenes nach keiner Seite interessirtes Institut bildeten. Sie könnten sich allenfalls nach Bedarf berathende technische Adjuncten cooptiren, wo es sich um enger begrenzte Specialitäten handelte. Die Zeitungen möchten sich dann nach wie vor von Recensenten am Ort bedienen lassen: Leistungen, die auf öffentliches Interesse keinen vollen Anspruch hätten, würden sich wahrscheinlich von selbst auf das Concert invité beschränken, und den Recensenten am Ort bliebe bei Concerten diplomirter Künstler die Würdigung des Gelingens und die Charakteristik der einzelnen Leistungen und Künstlerpersönlichkeiten, während generaliter das Gewicht ihrer Meinungen in den Augen des Publicums von dem Urtheil der Jury abhängig bliebe. Diese hätte etwa vom Ministerium des Cultus zu ressortiren, nur ohne daß je ein Nichtmusiker in die Entscheidung der Jury hineinzureden hätte. Der Künstler hätte Anspruch auf drei größere Leistungen vor der Jury, falls diese ihn nicht einstimmig nach der ersten Probe abwiese, oder annähme, und die Jury hätte von ihm den praktischen Nachweis vom Besitze eines großen, feingewählten Repertoires, das eingereicht würde (nicht weniger und nicht mehr) zu beanspruchen. Jedes Mitglied hätte das Recht des Veto gegen die Ertheilung von Preisen oder Diplomen. Deren Gültigkeit wäre je nach dem Alter des Künstlers auf eine bestimmte Anzahl von Jahren zu beschränken, nach deren Ablauf er sich wieder zu stellen hätte.

In den heutigen Zuständen, wo das Urtheil an jedem Ort einzeln in Form der binnen spätestens zwölf Stunden (von denen sechs in der Regel zum Schlafen gebraucht werden) druckfertigen Zeitungs-Kritik abgegeben wird, sind die Chancen der Zuverlässigkeit der Urtheile schon in rein intellectueller Beziehung ohne allen Vergleich geringer.

Eine starke Empfänglichkeit für das musikalisch Schöne, für die Aeußerungen des Talentes oder Genies, zusammen mit der Fähigkeit zu eigenen Gedanken, litterarischer Bildung und Beherrschung des geschriebenen Wortes kommt in einer Persönlichkeit nicht vor, ohne daß aus ihr mehr würde, denn ein Gelegenheits-Kritiker. Daraus wird vielmehr jedesmal ein Musikschriftsteller, der im Stande ist, sich einen litterarisch geachteten

Namen zu machen. Darnach gäbe es heut nicht mehr intellectuell zureichende Kritiker, als es solche Musikschriftsteller giebt, d. h. noch nicht so viel wie Berlin mit 24 oder Wien mit 13 Zeitungen allein gebrauchen würde, selbst wenn nicht zum echten Kritiker noch die ethische Qualification gehörte, die in Städten zwischen 75 000 und ca. 250 000 Einwohnern erforderlich wird. Nun wird aber diese ethische Qualification außer der intellectuellen in diesen Städten erforderlich, ohne daß übrigens die ethische Forderung in den größeren Städten ganz verschwände. Also entsteht der Kritiker, wie er sein soll, noch schwerer als der Musikschriftsteller, bei dem es wesentlich nur auf Geist ankommt, Kenntnisse und Talent vorausgesetzt.

Es mag sein, daß der Volkscharakter, die Traditionen des Ortes, das höhere Maß von Allgemeinbesitz musikalischer Feinfühligkeit im Publicum dem Kritiker es anderwärts moralisch leichter machen, als im Bereiche meiner Erfahrung, wo das maßgebliche Mitreden und Mitthun von ganz einseitig gebildeten Dilettanten, ja von Stock-Laien in musikalischen Dingen, der von ihnen gelegentlich geübte illiberale Druck auf die Freiheit der Meinung und möglichst der Presse selbst, die Parteilichkeit im unmusikalischen Publicum und die Lust an einer durchaus unkritischen Opposition gegen die berufene Kritik aus an sich lobenswerthen, oder auch aus anderen Motiven eine ungewöhnliche Höhe erreicht. Aber man darf wohl überzeugt sein, daß die Stellung des wirklichen, selber musikalischen, sachkundigen, freimüthigen und geistvollen Kritikers in den Städten zwischen 75 und 200—250 Tausend Einwohnern überall eine Kampfstellung ist, oder — Nb. wäre! Im Publicum ist stets der innere Widerstreit lebendig, daß es Geist und Unparteilichkeit will und sie in der Person des Kritikers doch mehr bekämpft, als ehrt, ein Mißstand, der erst da unterbleibt, wo die Größe der Verhältnisse es unmöglich macht, den Kritiker dieser Art oder seine Auftraggeber zu molestiren. (Die Mitglieder jener von allen litterarischen Obliegenheiten freien Jury wären von solcher Kampfstellung und jedem Versuch, durch voraussichtlichen persönlichen Nachtheil oder Vortheil Einfluß auf die Kritik zu gewinnen, völlig frei.) Das Erscheinen der Kritik am Abend oder gar am Morgen nach der That des Künstlers oder eines Vereins, wo sie nicht lediglich gepriesen werden kann, erhöht allein sehr wesentlich die Aufregung darüber, und damit den Reiz der Bekämpfung. Diese aber hat am moralischen oder materiellen Nachtheil, der dem Kritiker erwächst, eine sehr viel wirksamere Waffe, als der Vortheil es ist, für den zuletzt doch nur die gemeinen Naturen empfänglich sind. Verkennung, Haß, Verleumdung sind für den anständigen Menschen doch wohl schwerer zu ertragen, als materieller Vortheil abzuwehren ist? Uebrigens hat der moralische Nachtheil leicht den materiellen im Gefolge, den der Kritiker in seinem anderweitigen Berufe erleidet. Eben darum ist es viel unanständiger, wenn dritte Pensonen durch Zufügung moralischer Nachtheit ver-

suchen, den ehrlichen Kritiker wankend zu machen, als wenn ein Künstler etwa einen Kritiker besticht, von dem er weiß, daß er bestechlich ist und ohne Vortheil nicht bei der Wahrheit bleibt. Jener wird vielleicht in einem Urtheil blos aus dem Grunde wankend, daß er zeigen will, er sei der Uebelwollende nicht, für den eine Partei ihn hält und ausgiebt.

Kein Kritiker wird vermessen genug sein, von sich zu behaupten, daß er dem oben aufgestellten unbestreitbaren Ideal des Kunstrichters jederzeit Genüge leiste. Wir, die Ehrlichen und Berufenen, müssen uns auch manchmal „geberden, wie wir können", weil wir nicht Zeit genug behalten, uns diesem Berufe so weit zu widmen, wie es manchmal zu wünschen wäre. Aber es giebt auch eine Grenze, bis zu welcher man sich auch nur das Streben erlauben darf, jenem Ideal „nach bestem Wissen und Gewissen" zu genügen, nämlich wenn das „beste" Wissen nicht gut genug, d. h. wenn es in Bezug auf die Litteratur und die Technik der verschiedenen Kunstzweige zu arm, dabei das eigene Können in der Kunst vielleicht gleich Null, das „beste Gewissen" also auch nicht vorhanden ist, weil das gute Gewissen dabei nicht bestehen kann.

Der intellectuelle Defect aber, während das kritische Amt gleichwohl öffentlich in der Zeitung des nächsten Tages ausgeübt wird, wirkt an sich schon demoralisirend auf den Kritiker, welchen Punkt er auch betreffe. Mangel an Kenntnissen in der Litteratur eines Kunstzweiges bewirkt die wiederholte Anmaßung des Urtheils über Unbekanntes, da kaum der geübteste Musiker, sofern die Ausführung nicht offenbar mangelhaft ist, sich die Grenze zu ziehen vermag, wie weit ein etwaiges Mißfallen oder ein Mangel an Erfolg dem Werke, und wie weit Beides der Ausführung zuzuschreiben sei. Mangel an Kenntniß der Technik des betreffenden Kunstzweiges macht das Urtheil langsam und unsicher — abgegeben wird es gleichwohl schnell und anscheinend sicher: der Recensent endigt dann in jedem Fall bei dem niedrigen Gefühl, „groß vor der Welt und vor sich selber klein" zu sein, das ihn für später der Beeinflussung aussetzt, zuerst der feineren, dann der gröberen. Im Falle des ungünstigen, aber unsicheren Urtheils übt er sich außerdem im Bewußtsein des straflos zu begehenden Unrechtes, also in der schändlichen Ueberhebung. Fehlt es ihm an der starken Empfänglichkeit für Musik, so langweilt er sich schon bei der Gewinnung des Urtheils, und nur das offenbar Tadelnswerthe tritt in seine Wahrnehmung, er sinkt also zum „Merker" oder Mäkler hinab, der sich voll Ueberhebung zugleich durch die Form des Tadels für die ausgestandene Langeweile rächt. Ist er geistlos, so langweilt ihn die Abfassung des Urtheils selbst und die dabei erlittene Qual und macht ihm das Metier von dieser Seite zum Ekel, wenn das nicht schon von der anderen Seite der Fall war — auf die legale Wahrnehmung des Amtes wird ihm dann auch immer weniger ankommen. Der geistvolle Kritiker hat auch im Falle des wohlmotivirten minder günstigen Urtheils noch an der eigenen Production

Freude und Lust, bei der er sich nur vor der Lust an der Schärfe zu hüten hat, wenigstens so lange er noch einer als Kunstleistung zu bezeichnenden Production gegenüber war, bei der er sich auch schon viel seltener langweilt, als der Unempfängliche. Fehlt es dem Recensenten an jedem eigenen Können in der Kunst, also an allem eigenen Gefühl für die Aufgabe des Künstlers und ihre Höhe, so wird er wieder leicht zur Unterschätzung der Leistung und des Künstlers, also wieder zur Uebung im übermüthigen Absprechen gelangen. Hernach, wenn er andere, competente Urtheile hört, fühlt er sich widerlegt; je mehr Defecte er nach der intellectuellen Seite hat und fühlt, desto mehr wird er entweder niederträchtig „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle", oder er verlegt sich auf's Schminken und Schmeicheln, damit ihm nichts Unangenehmes passire. Unter Geist verstehe ich natürlich auch nicht die Fähigkeit zu fortwährender Witzelei und Frivolität, womit gerade ein sonst Begabterer sich als an jedem neuen Morgen zum litterarischen Schaumschläger oder zum Clown mit der Gerte bestellt fühlt, und damit endigt, daß er selbst wie sein Amt ihm zuletzt zum Ekel wird — was schadet's zuletzt, wenn er den Schaum an jedweden Besteller verkauft? Je theurer, desto besser. Desgleichen Schminke: warum sollte man sie nicht an den verkaufen, der sie wünschen muß? „Numero quindici, cinque parrucche". Und wenn man für die schreckliche Langeweile und Quälerei, die andere Recensenten nicht davon haben, sich außer dem Zeilenlohn noch eine kleine Extra-Entschädigung verschaffen kann warum nicht? Endlich das ewige Kritteln, zu dem Einer kommt, weil Talent in ihm kein Echo weckt — ist es ein Wunder, wenn es den bisweilen abgestraften Krittler auf den Gedanken bringt, „wenn die Künstler doch immerfort Tadel verdienen, und ich immer nachher büßen soll, daß kaum Einer von ihnen einen Sonatensatz durchspielt, ohne zweimal vorbeizuschlagen, so mögen sie's bezahlen, daß ich schweige und wir Beide Ruhe haben. Es braucht ja nicht gleich mit Geld zu sein; der Abend ist lang genug — oder wenn's morgen früh sein soll: meine Wohnung kennen sie ja." Es kommt nicht Jeder gleich so weit herunter; aber daß die Bahn abschüssig ist, wenn sie mit intellectuellen Defecten (an den erforderlichen Gaben, Kenntnissen, Fertigkeiten) begonnen ward, ist klar.

Ebenso klar ist, daß die Presse dieses Beginnen oft erzwingt, da die ca. 215 Zeitungen doch mit Referenten über die öffentlichen Vorgänge versehen sein wollen, ähnlich wie wenn eine leere Scheune abbrennt, oder auf dem Marktplatz eine kranke Kuh umsinkt.

Nun kommen aber die viel zu Vielen von der anderen Seite, genug, die Geduld eines Engels zu ermüden und die Besten an sich selbst verzweifeln zu machen, wenn sie sich einmal in den Dienst der Presse begeben haben, was übrigens ihr freier Wille ist.

Eine einzige der bestehenden Concert-Agenturen hat 307 Künstler, darunter 76 Clavierspieler (gegen 36 Tenöre, 58 Soprane) an der Hand.

Man wird nicht fehlgreifen, wenn man die Anzahl der reisenden Künstler oder Handwerksleute auf mindestens 500 ansetzt, wobei die eingerechnet sein mögen, die im Wege der Selbstverwaltung reisen. Wir müßten in einem wahrhaft perikleischen Jahrhundert leben, wenn diese alle wahrhafte Talente mit dem vollen Anspruch auf öffentliches Interesse sein sollten. Dazu kommt z. B. in Berlin die nicht geringe Zahl derer, die reisen möchten und deshalb einmal in Berlin glauben gespielt haben zu müssen, wenn sie etwa auch nicht viel Gutes bei der Kritik erleben möchten. Nachher spricht man denn doch davon, daß und wo man in Berlin aufgetreten ist oder verschickt nur die günstig lautenden Ausschnitte aus den Kritiken. Dazu kommen dann noch die ortsansässigen Künstler, Vereine und Symphoniecapellen mit ihren Concerten in den Städten von 75 bis 250000 Einwohnern, 2 bis 5 beachtenswerthe Künstler und noch ebenso viele locale Mittelmäßigkeiten. In Berlin giebt es auf diesem Wege im halben Jahre mehr Concerte, als es Tage im Jahre giebt; dazu die Oper. H. v. Bülow hat es bereits betont, daß bei dem Zwange, jede Mittelmäßigkeit, insbesondere jedes clavierspielende Fräulein anzuhören, ein Kritiker (natürlich ein musikalisch stark empfindender am ehesten) „um den letzten Rest seines besseren Ich" kommen müsse und mancher darum gekommen sei. Er verwendet sich also für rücksichtslose Beschränkung in der Zahl der zu besprechenden, d. h. des öffentlichen Interesses für werth zu erachtenden Concerte und würde, nachdem seine Ansicht sich neuerdings so traurig bewahrheitet, nicht auf „Hängen", sondern auf mildernde Umstände plaidiren.

Die schlimmsten und meisten Concerte sind heut die der Clavierspieler. Niemand hätte sich des Gegentheils mehr gefreut als ich, aber Alles, was ich mit dem besten Willen in zehn und mehr Jahren in Danzig von berühmten oder renommirten Clavierspielern gehört habe, waren mit einziger Ausnahme von Moritz Rosenthal, der wenigstens ein Phänomen hors de ligne war, Nichts als Marionetten, die nicht einmal etwas bestreitbar-Individuelles (wie Rosenthal) vorzubringen hatten*). Ich kann es mir nur zu wohl vorstellen, daß ich an mir selbst verzagen würde, oder das Metier des Recensenten so weit wie möglich von mir werfen, wenn ich auch nur einmal wöchenlich die Tortur auszustehen hätte, mir diese Trommler und Spieldosen anzuhören, in deren Concerten nur ein unverschämtes Privatinteresse in die Oeffentlichkeit tritt, das der Erwerbung einer Renommée, die als Geldquelle benutzt werden soll, indem den Zuhörern der glänzende Sand der Technik in die Augen gestreut und ihnen systematisch die Empfänglichkeit für ein musikalisches Clavierspiel ausgetrieben wird. Vom Verdienen müssen wir Alle leben — wohl! aber der Künstler zu-

---

*) Ich nehme die Carreño von früher mit der As-dur-Polonaise von Chopin aus und mit Rhapsodieen von Liszt.

allererst muß im Stande sein, einen kunstverständigen Zuhörer dies in den ersten fünf Minuten vergessen zu machen. Gerade vor diesen aber blamiren die Trommler sich rettungslos, wenn sie das kleinste leichte Stück von intimer Empfindung, ein Nocturno von Field, „Abends" oder „Träumerei" von Schumann mit ihren groben Fingern auch nur anrühren. Statt des holden Angesichts der Muse blickt den musikalischen Kritiker aus ihren Concerten dann eben nur die graue Fratze des Geschäfts an, das er gleichwohl noch mehr oder weniger unterstützen muß, indem er wahrheitsgemäß über die Fingerfertigkeit und den Applaus quittirt. Raum zu eigentlicher motivirender Kritik bleibt in den hauptstädtischen Blättern für diese Eintagsconcertfliegen nicht, das Beweismittel des Notenbeispiels versagt sich gleichfalls, und so wird die Kritik als Ganzes, auch wenn sie im Uebrigen sich absprechend verhält, noch zur Reclame für diese Geschäftsleute und Händewerker, was sie übrigens auch ganz gut wissen. „Schimpfen Se! schimpfen Se, aber schraiben Se," hörte ich einen dieser Edlen zu einem Recensenten sagen — ein durchaus typisches Wort, das ich die dreißig Jahre seither im Ohre behalten habe, nachdem er längst vergessen ist. Ob es mit dem „Kunstproletariat der Sängerinnen"*) viel anders steht, werden die Berliner Recensenten wissen. Das drängt sich in den Concertsaal, ehe es auch nur die Technik seines Faches einigermaßen besitzt, „beherrscht" will ich der Höhe dieser Forderung wegen noch gar nicht sagen. Dem Publicum gefallen die schönen Augen, Schultern, Locken und Kleider, es hat auch Mitleid mit dem „Streben" (denn so nennt die Menge den Erwerbstrieb, auch noch den unrechtmäßigen), es applaudirt, der Kritiker hat wieder zu quittiren, und fühlt sich als solcher ohnmächtig gegen Dummheit und Anmaßung kämpfend. Das Gleiche wiederholt sich bei der Uebermenge der „Strebenden" auch auf anderen Kunstgebieten, wenn das Concert etwa auch nur gegeben wird, um durch das Renommiren damit in irgend einem Nest Schüler zu bekommen. Endlich setzt das Muß, mit dem Bericht, mit der Quittung aufzuwarten, bei dem Recensenten eine Art Bedienten-Empfindung und Ingrimm, falls er seine legale Einnahme nicht opfern will oder kann, und er gelangt dahin, sein Métier auch geschäftsmäßig zu behandeln. Einen Ekel hat er längst daran: so ist es doch zu Etwas gut, zumal wenn die legale Bezahlung so ist, wie sie meistens ist, nämlich schlecht.

Und das ist sie in den Hauptstädten mit wenigen Ausnahmen. Es ist schon halb darauf gerechnet, daß der Kritiker sich durch seinen Einfluß bezahlt mache: wie? da sehe er zu. Endlich geschieht es „so", in Baarem, und wer ein „besseres Ich" garnicht erst zu verlieren hat, der findet es bald natürlich, daß die Leute aus der Kunst ein Geschäft machen, und noch natürlicher, wenn er aus der Kritik eines macht. Der Begabtere deteriorirt durch Abstumpfung, Ekel, Ingrimm, und vielleicht war es die

*) Titel eines Schriftchens von K. Hardenberg, Berlin 1897 bei Raabe & Plotow.

Noth, die seinem besseren Ich den Genickfang gab. Bei dem an Geist, Empfindung, Kenntnissen Aermeren geht es nothwendig schneller; Genußsucht, Habsucht wachsen, nachdem er gekostet hat, und brechen den Widerstand, den der Charakter eine Weile leisten mochte. Endlich erliegt auch der weltstädtische Kritiker der einen Gefahr, die seine Meinung oder deren Ausdruck zu fälschen drohte, der nackten oder leicht verschleierten Bestechung. Es ist beinah zu verwundern, daß es nicht öfter geschieht, in Weltstädten und anderwärts, wo der Versuch der Bestechung doch auch nicht ruht. Dieser Versuch gelingt auch wohl öfter, als es bekannt wird; man kann es an den Sachen erkennen, die zu Tage kommen, nachdem sie verjährt sind oder die zufällig einmal frisch an's Tageslicht kommen und zweifellos nicht vereinzelte Handlungen der Betreffenden sind. Ohne lange Gewohnheit gelangt Einer nicht zu dem Grade von Dreistigkeit, Schlechtigkeit und Unvorsichtigkeit, die den bekannt gewordenen Streichen eigen sind. In jungen Jahren kannte ich einen sehr einflußreichen Recensenten, von dem mir später — zu spät, um sie festzunageln — vier an Niedrigkeit und Gier (nicht blos nach Geld) horrende Handlungen aus zusammen 30 Jahren mit Namen und Zahlen — ich meine nicht Jahreszahlen — bekannt wurden: sie konnten gar nichts Anderes sein, als Glieder in einer langen Kette ähnlicher Handlungen. Solche bilden zuletzt doch ein öffentliches Geheimniß. Das öffentliche Geheimniß ist aber in unserer Zeit stärker als das öffentliche Gewissen, sonst würden solche Menschen doch öfter bei Zeiten gerichtet. Es ist der Schluß daraus erlaubt, daß nicht nur ihre bekannt gewordenen Handlungen, sondern auch sie selbst in ihrer Art nicht vereinzelt dastehen, und daß auch auf anderen Gebieten Aehnliches geschieht, wovon nicht die Hälfte an den Tag kommt.

Nichts destoweniger sind die Versuche, einen Kritiker durch angedrohte oder wirkliche Nachtheile in Zukunft wankend zu machen, an Orten, wo der Versuch möglich ist, ohne Vergleich häufiger, als der gleiche Versuch, dies in der Gegenwart durch angebotenen Vortheil zu bewirken: jene Versuche kommen also für die Beurtheilung der Zustände stärker in Betracht. Der unberufene Widerstand gegen berufene Kritik ist überall, wo er sich irgend zur Geltung bringen kann, nicht die Ausnahme, sondern die Regel.

Mir ist in zehn Jahren, die ich als Kritiker hinter mir habe, nur ein Mal Bestechung angeboten worden; was ich dagegen an Bekämpfung, mit dem Ziel, mich in meinem Verhalten wankend zu machen (oder aus dem Sattel zu setzen) erlebt habe, verhält sich dazu wie 100 zu 1.

Wenn man die Sache machiavellisch kühl betrachtet, so ist eine bestochene Kritik noch gar nicht einmal nothwendig immer unzutreffend; denn auch gute, ja mit Recht berühmte Künstler wenden zuweilen Bestechung an, eben damit der Recensent bei der Wahrheit bleibe, wenn sie ihre Sache gut machen — sie kennen ihre Leute, und haben es meist dazu. Es ist wahrscheinlich aber noch seltener, daß die blinde Henne einmal ein

Korn Wahrheit findet, als daß ein Bestochener, der etwas versteht, die Wahrheit schreibt.

Das Moralisiren über diese Dinge ist überflüssig: denn es thut zuletzt doch Jeder, was er will. Der Krieg gegen die unberufene, wenn auch noch unbestechliche Kritik ist wichtiger als einzelne Fälle von Bestechung, weil die unberufene relativ ehrliche Kritik in Deutschland (wie wir obenein „hoffen" müssen) viel häufiger ist. Eigentlich ist die unberufene Kritik freilich eo ipso unehrlich.

Was bei einer Enquête darüber heraus käme, wie viel litterarisch qualificirte und wieviel andere Berufsmusiker, und wieviel außerdem Dilettanten und Laien, genannt oder anonym, die Kritik in jenen 215 Zeitungen ausüben, lasse ich dahingestellt.

(Schluß folgt.)





Ihr kleiner Roman.

Von

M. Stona.

— Strzebowitz (Oesterr. Schlesien). —

Mary und Lucia hatten einander in einem Badeorte kennen gelernt. Schon in ihrem Aeußern verriethen sich die Gegensätze ihres Innern. Lucia, das junge Mädchen, hatte etwas Frauenhaftes in ihrem Wesen, ihre Züge waren streng, von entschiedenem Ausdruck; Frau Marys Antlitz hingegen trug die weichen Formen eines süßen Kindergesichtchens, und ihr Lachen war von mädchenhaftem Reiz.

Trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer Verschiedenheit fanden sie viel Vergnügen an ihrem Verkehr. Lucia studirte die junge Frau mit dem Interesse des Psychologen, und für Mary bedeutete die ernste Freundin eine kleine Abwechslung in dem leichtlebigen Kreis ihrer Bekannten.

Sie machten häufig lange Spaziergänge miteinander. Einst gingen sie plaudernd durch den Wald.

„Das glaub' ich Dir nicht, daß noch nie Jemand in Dich verliebt war!" rief Mary. „Wie kann man zweiundzwanzig Jahre alt sein und Nichts erlebt haben!"

„Es ist aber doch so. Bei Dir war es ganz anders, nicht wahr? Ich kann mir denken, daß Du schon als Backfisch allen Männern die Köpfe verdreht hast."

Die junge Frau nickte lachend vor sich hin.

„Erzähl' mir davon!" bat Lucia.

„Ach Gott, womit soll ich denn anfangen?"

„Mit dem, der Dich am meisten geliebt hat."

Sie waren zu einem Ruheplatz gekommen, dessen Rückwand von schwellendem Moos gebildet war. Hier ließen sie sich nieder.

„Wer mich am meisten geliebt hat?“ wiederholte träumerisch Mary und wühlte mit der Spitze ihres Sonnenschirmes den weichen Waldboden auf. „Ich glaube, daß es ein Italiener war, Enrico Casista hieß er.“

„Wie hast Du ihn kennen gelernt?“

„O, das ist nicht so schnell gesagt . . .“

„Erzähle!“ drängte Lucia. Sie sehnte sich danach, einen Blick in dieses holde, blühende Leben zu thun. „Wir haben zwei freie Stunden vor uns, da kann man die Weltgeschichte von den Phöniziern bis zu den Kreuzzügen durchnehmen.“

„Aber zu der Episode eines Herzens braucht man mehr Zeit,“ lächelte Mary. Dann hob sie das Köpfchen empor, daß die kleine Stumpfnase noch kecker als gewöhnlich zu den Wolken blickte, und mit ihrer weichen, sympathischen Stimme begann sie:

„Wie ich ein junges Mädel war, kaum siebzehn Jahre alt, machte ich mit meinen Eltern eine Reise nach Italien. O, das war himmlisch schön! Die Kunstschätze, die Natur, das Meer — nie vergeß ich diese Eindrücke! Und gar erst die Italiener! Wie sie mich mit ihren schwarzen Augen ansahen — es war nicht zum Sagen. In jeder Stadt verliebte ich mich in einen Andern. Ich erinnere mich so gut an eine Scene im Theater von Florenz. Ein junger Offizier starrte immerfort in unsere Loge. Er war natürlich bildschön.“

„Und Du hast natürlich mit ihm kokettirt?“

„Ja,“ gestand Mary ehrlich. „Als die Vorstellung vorbei war und meine Eltern sich umgewandt hatten, ließ ich heimlich eine rothe Nelke über die Brüstung fallen. Ich sah, wie er sie entzückt aufhob und an die Lippen drückte. Das war ein herrlicher Augenblick. Die halbe Nacht hab' ich vor Aufregung nicht schlafen können. Zwei Tage später verliebte ich mich in Rom in einen lungenkranken Russen . . .“

„Erspar' mir diese Flirtation und komm zum Ziele. Wo hast Du Enrico kennen gelernt?“

„Bei einem Ausflug an den Comer See. Da fiel mir ein junger Mann auf, der mich eigenthümlich ansah. Ganz anders als alle Anderen. Mit kalter Beobachtung. Später stellte er sich meinen Eltern vor, sprach aber fast nur mit ihnen. Das ärgerte mich. Er war heiter und erzählte viel von seinen Reisen, besonders von Süd-Amerika. Er sagte auch, daß er in Wien lebe. Mein Vater war entzückt, endlich Jemanden gefunden zu haben, mit dem er ‚vernünftig‘ reden konnte. Meine Kunstgespräche hatte er gerade satt bekommen.

Als wir den See entlang gingen, pflückte Casista einen blühenden Zweig und gab ihn mir. Den hab' ich noch heute aufbewahrt. Es war Etwas in dem Wesen dieses Italieners, das mir imponirte, und das will

viel sagen, denn mir hat damals Nichts imponirt. Er aber hatte eine eigenthümliche Art, mit mir zu sprechen. Er behandelte mich wie ein Kind, und doch fühlte ich, daß ich ihn wie ein Weib interessire.

Es war auch ein kranker Engländer anwesend, dem Casista sehr aufmerksam und rücksichtsvoll entgegen kam. Ich mischte mich in ihr Gespräch, weil mir das Zuhören langweilig war. Mein Gott, wozu hat man denn Englisch gelernt! Zufällig sah ich auf einem Couvert, auf das Casista einige Notizen schrieb, seine Wiener Adresse. Mir war, als zwänge mich Etwas, sie mir zu merken. Warum? Ich wußt' es nicht.

Am nächsten Morgen reisten wir nach Hause, und alle kleinen Abenteuer waren zu Ende."

„Gott sei Dank!"

„Drei Monate vergingen. Ich langweilte mich schrecklich, denn wir lebten auf dem Lande und hatten wenig Verkehr. Dazu hatte für mich der Zwang des Lernens aufgehört — ich war erwachsen.

Einst weigerten sich meine Eltern, einen Ausflug mit mir zu machen, den ich mir in den Kopf gesetzt. Aus Aerger und Trotz beschloß ich, von nun an selbst für meine geistige Unterhaltung zu sorgen.

Ich faßte einen Plan.

Doch vorher galt es, die Verläßlichkeit der Postbeamten zu prüfen.

Die Tochter eines Verwalters, meine Freundin Anna, wurde von mir in's Vertrauen gezogen. Wir schrieben einige nichtssagende Briefe, die wir unter einer Chiffre poste restante in die entferntesten Theile der Monarchie versandten. Nach vierzehn Tagen erhielt das betreffende Postamt ein Billet mit der höflichen Bitte, „das unter N. N. postlagernde Schreiben gütigst in beigeschlossenem Couvert weiter zu befördern." Das Couvert, das das Billet begleitete, war abermals postlagernd, jedoch nach einer von uns leicht erreichbaren Stadt adressirt. In einer Woche überzeugten wir uns, daß sämmtliche Briefe pünktlich eingelangt waren. Ueber die Verläßlichkeit und Gefälligkeit der Postbeamten konnte kein Zweifel herrschen.

Nun gingen wir an den Kern des Werkes. Ich schrieb einen anonymen Brief, so geheimnißvoll, so interessant und kurz als möglich, in dem eine „ältere Dame von gereiftem Verstand" den Wunsch aussprach, eine geistreiche Correspondenz zu führen. Allein eine Bedingung war an diesen seltenen Genuß geknüpft. Ihr Partner sollte nie, nie nach ihrem Namen forschen, denn über diesen müsse sich für ewige Zeiten ein undurchdringliches Dunkel breiten. Wem ich diesen Brief schickte, kannst Du Dir denken."

„Natürlich an Casista. Aber warum gerade an den?"

„Weil ich fürchtete, von jedem Andern erkannt zu werden. Nur dieses Italieners glaubt' ich sicher zu sein. Er hatte ja keine Ahnung, daß ich seine Adresse wußte. — Die erste Antwort erbat ich unter „Elsa" in den Spalten der „Presse". Die folgenden Briefe wollte ich, um ihn irre zu führen, an verschiedene Punkte des Reiches bestellen."

„Bei der Art, wie Du das Ganze eingefädelt hast, kann man wohl von einem angeborenen Talent zur Intrigue sprechen."

„Nach einigen Tagen schon entdeckte ich mit Jubel auf der letzten Seite der Zeitung die ersehnte „Elsa". Aber wie bestürzt war ich, als ich die Worte las: „Täusche ich mich, wenn ich die Lösung des Räthsels an den Ufern der italienischen Seen suche?"

Errathen! Das war ein Schlag. Aber noch wollte ich die Partie nicht verloren geben. „Die Dame verstände die Anspielung nicht," schrieb ich unschuldsvoll, „und sie triumphire, ihren Partner so bald irre geführt zu haben." Die nächste Antwort, diesmal brieflich, erwarte man poste restante Cilli in Steiermark.

Nach acht Tagen hielt ich jubelnd einen Brief in der Hand. Aber wie lang wurde mein Gesicht, als ich ihn las. Casista schrieb, daß er mich sogleich erkannt habe, und daß auch Steiermark ihn nicht wankend machen könne. Doch so amüsant auch dieser Briefwechsel sich gestalten würde, er könne es als Mann von Charakter nicht mit seinen Grundsätzen vereinigen, mit einem jungen Mädchen hinter dem Rücken der Eltern in Verkehr zu stehen, und so leid es ihm auch thäte, müsse dies der erste und der letzte Brief bleiben. . . .

Das hatte ich nicht erwartet. O wie schämte ich mich vor ihm! Noch einmal schrieb ich, aber dieser Brief verrieth Nichts mehr von der „bejahrten Dame mit scharfem Verstand", er kam aus einem reuevollen, zitternden Mädchenherzen."

„Die Lection hattest Du verdient."

„Der Sommer verging, und der Herbst brach an. Da, es war am 28. October, blätterte ich eines Abends im Annoncentheil der Zeitung. Plötzlich fielen meine Augen auf riesenhafte Buchstaben, die das Wort „Elsa" trugen. Darunter viele Zeilen in englischer Sprache. Mir stockten die Pulse, alles Blut drängte zum Herzen. Im Augenblick wußte ich, daß dieser Aufruf mir galt. Und ich las; „Ich bitte Sie mir zu verzeihen. Die Thränen, die durch Ihren Brief schimmerten, lassen mich nicht zur Ruhe kommen. Ich kann es nicht vergessen, daß ich einem Kinde Schmerz bereitet, einem Kinde, das ein heiteres Spiel suchte, und dem ich mit den dürren Worten eines Philisters geantwortet habe. Senden Sie mir ein Wort der Verzeihung. Ich bin zur Zeit in England, allein jeder Brief wird mir nachgeschickt."

Den Sturm von Seligkeit, der jetzt über mich hereinbrach, den könnt' ich Niemandem schildern."

„Nenn' das nicht Seligkeit. Es war der unbewußte Triumph des Weibes, das sich dem Siege nahe fühlt," sagte Lucia kalt.

„Am nächsten Tag schon sandt' ich ihm die Antwort. Es mag wohl Etwas von meinem Jubel hindurchgeleuchtet haben. Kurz darauf wieder ein Aufruf. Diesmal dankerfüllt. Und wieder antwortete ich.

Inzwischen kehrte Casista nach Wien zurück, und nun entspann sich ein Briefwechsel zwischen uns, so fesselnd und bezaubernd, wie ich ihn mir erträumt . . . vielleicht nur um einige Töne wärmer. Jetzt dachte er an kein Unrecht mehr."

„Natürlich . . . weil er im Begriffe stand, sich in Dich zu verlieben. Die Grundsätze der Männer reichen immer nur bis zur Liebe."

„Es kam der Winter. Ich sollte den ersten Ball besuchen und bat meine Eltern, mich nach Wien zu führen. Du eräthst, warum. Casista und ich, wir sollten uns wie zufällig begegnen und als gute Freunde ein wenig mit einander plaudern. Von Liebe war damals zwischen uns nicht die Rede.

Noch sehe ich mich mit meinen Eltern den Ballsaal betreten . . . Ich hielt ein Bouquet von weißen Rosen in der Hand, das mir von einem Herrn aus der ländlichen Nachbarschaft geschickt worden war, dem ich so zwischendurch — zwischen den Briefen an Casista — den Kopf verdreht hatte. Ich mag ganz niedlich aus gesehen haben, und mit Vergnügen bemerkte ich, daß ich bemerkt wurde.

Plötzlich stand Casista vor uns. Ich spielte meine Rolle ganz gut, ohne nennenswerthe Gewissensbisse. Er aber hat mir später gestanden, wie erbärmlich er sich vor meinen Eltern vorgekommen ist.

Uebrigens brachte mir der Abend eine Enttäuschung. Casista schien mir so fremd; ich konnte gar nicht glauben, daß es derselbe Mann sei, dem ich ellenlange Briefe geschrieben. Er war auch gar nicht so heiter wie in Italien. Als wir miteinander promenirten, erzählte er mir, daß er viel Unglück erfahren habe, und daß meine Briefe seine einzige Zerstreuung bildeten. „Heute will ich Alles vergessen und wenigstens die kurze Zeit, die ich bei Ihnen bin, glücklich sein." Ich fand das recht hübsch, aber daß er mir so gar nicht den Hof machte, langweilte mich. Er tadelte sogar mein decolletirtes Kleid — Kannst Du das begreifen? Bis an den Hals geschlossen hätte es sein sollen, meinte er. Ich bitte Dich —!

Ich traf bald andere Bekannte, die mich besser amüsirten als er, lachte und tanzte und vergaß Casista.

Während der letzten Quadrille sah ich ihn auf einer Estrade stehen, nicht weit von mir. Er schaute mich mit einem seltsam ernsten Blick an. Dann verschwand er.

Nach einigen Tagen bekam ich einen Brief von ihm. So schonungslos hatte mir noch Niemand die Wahrheit gesagt. Er schrieb, daß er mich den ganzen Abend beobachtet habe, und daß er sich mit immer heftigerem Schmerze klar geworden, welche große Kokette ich sei. Während der letzten Quadrille, als ich mit meinem Tänzer lachte und meinem vis-à-vis verliebte Blicke zuwarf, hätte er mich kalten Blutes erschießen können. Nichts wäre ihm in der Seele so verhaßt wie kokette Frauen, und darum sei die Freude an diesem Briefwechsel mit dem Glauben an mich vernichtet. Er ziehe sich zurück.

Ich war außer mir. Dieser frostige, entschlossene Ton rüttelte mich aus meiner Gleichgiltigkeit auf. Ich schrieb ihm, suchte mich zu rechtfertigen, so gut es ging, und beschwor ihn, mir zu antworten. Und weil meine Reue aufrichtig war, verfehlte sie ihre Wirkung nicht."

„Und hauptsächlich darum, weil er Dich liebte."

„Vielleicht. Kurz, diese gegenseitigen Enttäuschungen hatten nur dazu beigetragen, uns einander näher zu bringen. Unser Briefwechsel wurde lebhafter denn je. Früher hatte er uns nur zerstreut, jetzt beglückte er uns . . . Früher umfaßte er unser Denken, jetzt unser Fühlen.

Es kam eine herrliche Zeit!

Ich konnte Casistas Briefe gar nicht mehr erwarten. Oft ging ich dem Boten entgegen und las sie auf dem Felde, unter einer alten Weide liegend, oder im Garten, zwischen blühenden Jasminbüschen, wo ich mir eine heimliche Bank gezimmert hatte . . ."

„Immer diese fast unbewußte Sehnsucht nach den Heimlichkeiten!"

„Enrico und ich, wir begannen jetzt für einander zu leben. Wir schrieben uns täglich, wenn auch die Briefe nur zweimal in der Woche abgeschickt wurden. Er schilderte mir seine freudlose Jugend, den Kampf seines Lebens. Er gehörte dem Kaufmannsstande an. Sein Vater war schon lange gestorben, nur seine Mutter lebte und vier Brüder, für die er zu sorgen hatte. Von diesen Brüdern erzählte er oft, von den Mühen, die er um ihretwillen leide, von den Enttäuschungen, die sie ihm bereiteten, und einmal rief er aus: „Ich wundere mich nicht, daß Napoleon an seiner Familie zu Grunde gegangen ist."

All' seine Zukunftspläne vertraute er mir an, die großen Projecte, die ihn zu einem reichen Manne machen mußten, und dann — dann —

Das Weitere sagte er nicht, das wußten wir Beide, obwohl es noch nicht ausgesprochen war. Und wie wir dann das Geständniß der Liebe getauscht hatten — welche himmelhochjauchzende Seligkeit! Ich glaube, solche Liebesbriefe kann kein Mensch schreiben wie er. Das war Alles Gluth und Leidenschaft und doch Alles so keusch, so dem Herzen der Achtzehnjährigen entsprechend und ihrer traumhaft zärtlichen Liebe, die nicht einmal den Kuß zu denken wagte. Er kannte eine Insel an der Küste von Calabrien, ein paradiesisches Eiland; nirgends ging die Sonne so gluthvoll unter wie dort, nirgends tauchte sie das Meer in solche Purpurröthe. Dorthin wollte er seine junge Frau führen, dort sollten wir selig sein. „Und wenn ich tausend Federn hätte, ich könnte Dir mein Glück nicht schildern," schrieb ich meiner Freundin Anna.

Er malte mir das Leben an seiner Seite aus. Ich sollte der Mittelpunkt eines kleinen Kreises erlesener Geister werden, aber nie dürfe ich kokettiren, sonst . . . . . und die Punkte, die diesem Wort folgten, konnte ich als einen kleinen Kugelregen deuten.

Schon sprach er davon, daß er im nächsten Monat meinen Eltern

einen Besuch machen würde. Seine Angelegenheiten standen so gut, daß er als kein armer Teufel käme. Einem seiner Brüder hatte er die Leitung eines Geschäftes in Valparaiso übertragen, und die Nachrichten lauteten glänzend.

Ich war nicht so siegesfroh wie er. Ich wußte, daß meine Eltern nur schwer zu gewinnen sein würden; ich wußte aber auch, daß ich Alles bei ihnen durchzusetzen im Stande sei, wenn ich es nur ernstlich wollte. Und Du willst doch, nicht wahr? fragte ich mich. Ja freilich, sagte ich mir, aber mir schien es, als ob da unten, tief unten im Herzen Jemand ganz heimlich an mir zweifelte.

Eines Tages — es war im Juli, und ich steckte gerade in einer großen Schürze bei den Erdbeeren im Garten — sah ich meinen Vater mit einem eleganten Herrn auf mich zukommen. Im ersten Augenblick wußte ich, wer der Fremde sei, im nächsten dachte ich entsetzt: wie siehst du aus! und rannte spornstreichs mitten durch's Gebüsch nach Hause. Erst, nachdem ich mich schön gemacht, trat ich zitternd und zagend, mit heftigem Herzklopfen vor die Thür.

Da kamen sie mir entgegen, der Vater und er! Hei, wie seine Augen lachten, als er mich erblickte! Ich konnte vor lauter Verlegenheit keine Silbe herausbringen. Der Vater ging fort, um die Mutter zu holen, und wir Beide standen allein da. Keiner sprach ein Wort. Wir sahen einander blos an, stumm, selig . . ."

„Glückliche Menschen!"

„Casista brachte einen Empfehlungsbrief mit von einem hochangesehenen Manne, den mein Vater kannte. So trat er als kein Abenteurer in unser Haus. Den ganzen Tag blieb er, und die Freude über die Herzlichkeit meiner Eltern ließ ihn eine Stimmung finden, mit der er Alle bezauberte.

Nachmittags gingen wir Beide mit Anna spazieren. Gütig blieb sie hinter uns zurück. Casista lächelte, als er es bemerkte. „Sie sind hübscher geworden," sagte er. „Entweder Sie haben sich verändert oder meine Augen . . ." Und nun sprach er von seiner Liebe, von unserer Zukunft. Noch eine Nachricht von Valparaiso wollte er abwarten und dann um mich werben. Ob ich zu ihm halten wolle? Ich nickte. „You must not betray me, Mary! — Sie dürfen mich nicht täuschen, o Mary!" sagte er, und dabei sah er mich flehend, beinahe angstvoll an. Ich werde die Stimme und den Blick nie vergessen. Verwirrt und verlegen sah ich zu Boden und versprach, ihm treu zu bleiben. Wie von Freude überwältigt, faßte er meine Hand. Einige Secunden hielt er sie umschlossen, dann gab er sie frei. Wir warteten nun, bis Anna herangekommen war, und kehrten mit ihr heim. Bevor wir in's Haus traten, sagte Casista noch einmal leise, wie beschwörend zu mir: „Mary — do not betray me!"

Eins war sicher: er war anders als die Andern alle. Keine einzige

Schmeichelei sagte er mir, es lag Wahrhaftigkeit in jedem seiner Worte. Dabei hatte er eine merkwürdige Macht über mich. Ich erinnere mich, daß ich Etwas sagte, was ihm mißfiel. Ein Blick von ihm, und ich machte es wieder gut. Abends bat er mich, Clavier zu spielen, und setzte sich an meine Seite, den Kopf zurückgelehnt, mit den Augen mich leise liebkosend. Bald aber stand er auf und ging zu meiner Mutter.

Mein Vater lud ihn ein, bis zum nächsten Tag zu bleiben, aber er dankte. Um acht Uhr fuhr er fort. Als wir uns beim Abschied die Hände reichten, sah er mir ernst und tief in die Augen. Ich fühlte, daß er traurig sei, und mir war, als wiederhole er leise: do not betray me! Dann fuhr er in die Dämmerung hinaus.

An jenem Abend und in den nächsten Tagen hab' ich ihn leidenschaftlich geliebt. Ich dachte und träumte und sah nur ihn. Nicht wenig trug dazu bei, daß er Alle entzückt hatte. Ich war so stolz auf ihn.

Eine Woche später kam ein verzweifelter Brief von ihm mit veränderter, wie gebrochener Schrift. Sein Bruder in Valparaiso hatte ihn betrogen, das ganze glänzende Geschäft war vernichtet! Anna weinte bittere Thränen um ihn. Ich nicht. Weiß nicht, warum. Ich wunderte mich selbst darüber. Er that mir doch so schrecklich leid. Nun schrieb er, daß er so lange keine Briefe mit mir wechseln wolle, ehe sich die Aussichten nicht gebessert haben würden."

„Der Mann gefällt mir."

„Doch schon nach einigen Wochen war der Himmel wieder heller. Casista schöpfte neue Hoffnung. Eins wenigstens wollte er sich für die Zukunft sichern: die Möglichkeit, mich von Zeit zu Zeit zu sehen. Die günstige Stimmung, die bei uns herrschte und von der ich ihm berichtet hatte, gab ihm den Muth, an meinen Vater zu schreiben. Er fragte, ob er es ihm gestatten würde, sein Haus zu besuchen, und gestand ehrlich, daß er die Absicht habe, um mich zu werben.

Die Wirkung dieses Briefes war eine ganz andere, als ich sie erwartet hatte. Anfänglich schienen meine Eltern geneigt, dem von so einflußreicher Seite empfohlenen jungen Mann ihr Haus zu öffnen, dann aber kamen Bedenken. Nicht gegen seinen Charakter — o nein, an dem fand man Nichts auszusetzen, aber gegen seine Stellung. Ein Kaufmann, der noch dazu mit einem Fuße in Amerika stand, wie unsicher, wie gewagt! Das wollte überlegt sein.

Als mir das meine Mutter sagte, wußte ich, was kommen würde.

Am dritten Tage beantwortete mein Vater Casistas Frage mit einem ebenso höflichen als entschiedenen Nein.

Was er zu seiner Rechtfertigung angab, weiß ich nicht. Ich habe den Brief nicht gelesen. Ich war rasend unglücklich. Abbitten, abflehen wollte ich meinen Eltern die Einwilligung, und wenn das nicht ging, sie ihnen abtrotzen. Krank stellen wollt' ich mich, krank werden, hinsiechen, so

lange, bis sie sich erweichen ließen. Zuerst begann ich mit Thränen. Ich weinte herzbrechend einen ganzen Abend lang auf meinem Zimmer. Anna, die mich trösten kam, versicherte ich, daß ich eher sterben, als Casista aufgeben würde. Am nächsten Tage weinte ich auch, aber schon etwas weniger.

Am dritten Morgen, während eines Spazierganges im Walde, hatte ich eine Empfindung, die ich nie vergesse und vor der ich im ersten Augenblick erschrak. Jene zweite heimliche Stimme sagte mit einem Male ganz deutlich in mir: Es ist doch eigentlich gut, daß der Vater Nein gesagt hat. Mit Entrüstung wies ich diesen Gedanken zurück; aber wenn er auch nicht wiederkam, der erste Schmerz um Casista wollte sich auch nicht mehr finden. Ich brachte es zu keinem thränenreichen Auftritt mehr, mein Wollen wurde immer schwächer . . ."

„Elende Schwachheit!" rief Lucia.

„O es kam noch ärger. Sie redeten Alle in mich herein; die Eltern am wenigsten, denn sie ahnten, daß sie mich nur zum Widerspruch reizen würden, aber verschiedene Tanten und Cousinen, die zum Besuch kamen, kurz Alle, mit Ausnahme von Anna. Das ganze Haus hatte sich jetzt gegen Casista verschworen und tadelte ihn, so wie es früher sein Lob gesungen. Sie stellten mir eine Verbindung mit ihm als die Quelle namenlosen Elends hin; sie behaupteten, daß ein Kaufmann immer Bankerott mache, sie brachten es endlich so weit — und garnicht lange brauchten Sie dazu, daß ich ihnen nicht nur glaubte, nein, auch gern zuhörte.

Gerade in diese Zeit fiel eine große Jagd. Wir hatten viele Gäste, fremde Herren, die mir den Hof machten. Als sie weg waren, dachte ich nur gerade so viel an Casista, daß ich es für meine Pflicht hielt, mit ihm abzubrechen. So setzte ich mich eines Tages nieder und schrieb ihm einen Abschiedsbrief."

„Wie hast Du den wohl begründet?"

„Ich sagte ihm, daß wir vernünftig über Alles denken sollten. Ich wäre sehr verwöhnt. Wenn trübe Zeiten über ihn hineinbrächen, würde ich ihn am Ende unglücklich machen. Darum wäre es besser, wir gingen auseinander, so lange es Zeit sei."

„Er hat Dir geantwortet?"

„Nicht eine Silbe. Auch nicht, als ich ihm nach einiger Zeit wieder schrieb und ihn um Verzeihung bat, denn an manchen Tagen hatte ich heftige Gewissensbisse.

Inzwischen kam meine Mutter durch einen unglücklichen Zufall hinter das Geheimniß unseres vergangenen Briefwechsels. Sie war außer sich und schrieb an Casista . . ."

„Und er?"

„Er antwortete in rein wunderbarer Weise. Er sagte, daß nur er mich zu diesem Briefwechsel verleitet habe, und nannte sich anmaßend, weil er durch die harmlosen Briefe des Fräuleins sich berechtigt gewähnt, um

ihre Hand zu werben. ‚Uebrigens,‘ schrieb er, ‚indem ich meinem Herzen das Schweigen gebieten muß, erdulde ich die größte Strafe, die selbst einem Verbrecher hätte auferlegt werden können.‘ So nahm er alle Schuld auf sich und rettete mich vor jedem Vorwurf.“

Mary schwieg ein Weilchen, dann fuhr sie fort: „Das war im December. Zwei Monate später verlobte ich mich mit unserem Nachbar.“

„Großartig! Hast Du diese Neuigkeit Casista mitgetheilt?“

„Gewiß. Ich mußte doch meine Briefe wieder haben. So bat ich Anna, ihm in meinem Namen zu schreiben; denn für mich schickte es sich nicht mehr, als die Braut eines Andern.“

„Welche rührende Gewissenhaftigkeit!“

„Schon nach wenigen Tagen kam ein großes Packet unter Annas Adresse und einige höfliche, kalte Worte. Er wünsche mir alles Glück, das ich so reichlich verdiene. Wir haben eines Abends alle Briefe verbrannt, seine und meine. Das hat sehr lange gedauert.“

„Schad' um die seinen.“

„Und damit war mein kleiner Roman zu Ende.“

„Das nennst Du einen kleinen Roman? Auch gut. Hast Du niemals wieder von Casista gehört?“

„O ja —“ Mary zögerte ein wenig.

„Wo ist er?“ fragte Lucia hastig. „Den Mann möcht ich kennen lernen. Schick' ihn zu mir.“

„Ja, wenn er noch lebte! Ich traf vor Jahren jenen Freund von ihm, der ihm den Empfehlungsbrief an meine Eltern mitgegeben hatte; den fragte ich nach Casista und hörte, daß ein sehr trauriges Loos ihn getroffen. Er hatte in Valparaiso sein ganzes Vermögen verloren, war lange verschollen geblieben und soll dann in Armuth und Elend in einem Krankenhaus gestorben sein.“

Lucia hatte ihr mit wachsendem Entsetzen zugehört. „Und das sagst Du so ruhig?“ fuhr sie auf. „Hast keine schlaflosen Nächte, lebst fröhlich und kokett weiter?“

„Ich verstehe Dich nicht,“ erwiderte Mary.

„Ja, sagst Du Dir denn nicht, daß Du an seinem Untergang Schuld bist?“

„Ich?“

„Ja wohl, Du! Du hast ihn an Dich gelockt. Ihm wäre es nicht eingefallen, Dich zu suchen. Und als er seine Beziehungen zu Dir abbrechen wollte, wie in einer Ahnung, daß ihm von Dir nur Unheil widerfahren könnte, wer rief ihn zurück? Wer wußte ihn auf's Neue an sich zu fesseln, seine Leidenschaft zu wecken?“

„Lucia!“ rief Mary erschrocken.

„Du hast ihn an Deinen heiligen Ernst glauben lassen, während es Dir im Grunde genommen, doch nur um ein Spiel, um eine Zerstreuung

zu thun war. Wer kann wissen, ob er in seinem Glauben an Dich nicht auch seinen Brüdern gegenüber vertrauender wurde? Ob er sich nicht um Deinetwillen in Unternehmungen stürzte, die seine Kräfte überstiegen? Hast Du Dir denn das Alles nie gesagt?"

„Nie!!"

Lucia maß die junge Frau mit einem Blick, so empört, so strafend, so verächtlich, daß diese verwirrt die Augen zu Boden senkte. Dann sagte sie langsam: „Ich begreife Dich nicht. Wahrhaftig, es giebt Menschen, an deren Händen kein Blut klebt und die doch gemordet haben."

Mary schlug die Hände vor das Gesicht. Eine heiße Röthe flammte in ihr auf und stieg bis zu den Haarwurzeln empor. Empfand sie Scham oder Reue, oder Beides? Tauchte vor ihrer Seele das Bild des Verlorenen auf wie ein furchtbarer Vorwurf?





Illustrirte Bibliographie.



Wo is dat Fü'r?
Aus: K. Th. Gaedertz, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neue Folge. Wismar, Hinstorff.

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden an der Hand ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgetheilt von Karl Theodor Gaedertz. Wismar, 1896.

Neue Folge 1897; Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto. —

Den Bausteinen für eine neue erschöpfende und zuverlässige Biographie Fritz Reuters, welche wir dem Sammelfleiß und Spürsinn Gaedertz bereits verdanken („Reuter-Reliquien" und „Reuter-Studien") hat der unermüdliche Reuterforscher weitere hinzugefügt mit den beiden vorliegenden interessanten und reich ausgestatteten Bänden.

Aus dem der Schillerstiftung mit der Eisenacher Villa und deren Einrichtung von Reuters Lebensgefährtin († 1894) vermachten handschriftlichen Material, aus authentischen Erzählungen bezw. Niederschriften von Verwandten und Freunden Reuters, aus Briefen und Poesien Reuters aus öffentlichem und Privatbesitz hat Karl Th. Gaedertz das Material zu den lebensgeschichtlichen Umrissen geschöpft, die er unter dem Titel „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen" den Freunden und Verehrern des beliebtesten Volksdichters bietet. —

Mit Erfolg ist der Verfasser bemüht gewesen, in jedem der beiden Bände ein in sich abgeschlossenes, abgerundetes Ganze zu schaffen; nicht nur eine für den Litteraturforscher

berechnete werthvolle Zusammenstellung neuen Materials, sondern ein für weitere Kreise lesbares Buch, das in zusammenhängender Darstellung ohne fühlbare Lücken Reuters ganzes Leben von der Schülerzeit bis zum Tode umspannt, indem Neues mit Altem geschickt verschmolzen wurde. Eine zusammenhängende Darstellung ward freilich dadurch erleichtert, daß fast aus jeder Lebensperiode Reuters, vom Gymnasiasten, Burschenschafter, Festungsgefangenen, Studenten, Landmann, Schulmeister, dem Maler und Dichter, Neues mitzutheilen ist. Von Interesse sind z. B. die hochdeutschen Dichtungen aus Reuters Schüler- und Festungszeit und die im zweiten Bande gemachten Mittheilungen aus dem



Louise Reuter. (Eisenach 1864). Originalzeichnung von Ludwig Pietsch.
Aus: K. Th. Gaedertz, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen.
Wismar, Hinstorff.

Schülerstammbuch des Dichters, in welchem sich mit dem Datum vom 9. Februar 1828 der in letzter Zeit viel citirte Spruch eingetragen findet:

„Wer Gott vertraut,
Fest um sich haut,
Kann nie zu Schanden werden."

In dem ersten Bande sind beachtenswerth die Erörterungen über die Frage, wie Fritz Reuter dazu kam, Plattdeutsch zu schreiben, wobei Gaedertz, seine frühere Behauptung verstärkend, jeden Einfluß Klaus Groths abweist (S. 13) und die erste Anregung bis in die Zeit des Heidelberger Aufenthaltes (1840) zurückzudatiren vermag. Ueber Fritz Reuters Thätigkeit als Lehrer und Turnlehrer in Treptow, über seine Bräutigamszeit, aus der



Oberstlieutenant von Bülow. Commandant der Festung Dömitz. Nach einem Pastellbilde von Fritz Reuter.
Aus: K. Th. Gaedertz, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neue Folge.
Wismar, Hinstorff.

einige Gedichte an „Luising“ mitgetheilt werden, über den Verkehr Reuters mit Victor Siemerling und mit seinem Verleger Hinstorff, über die „Pathen“ der Stromtid erfahren wir manches Fesselnde. — Werthvoll ist die Ergänzung der seiner Zeit unvollständig in Facsimiledruck erschienenen patriotischen Dichtung „Ok 'ne lütte Gaw für Deutschland“, der letzten poetischen Leistung Reuters. —



Familie Peters in Thalberg. Nach einer Kreidezeichnung von Fritz Reuter.
Aus: K. Th. Gaedertz, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neue Folge. Wismar, Hinstorff.

Noch werthvoller und reichhaltiger ist das Material, das Gaedertz in der „Zweiten Folge“ der „Reuter-Tage“ veröffentlicht. Hier wird uns zunächst Reuters Mutter durch Schilderung und Bild nahe gebracht, als eine fast ideale Frau, die schweres, körperliches Leiden mit frommer Ergebung und Sanftmuth trug; während des Vaters Charakterbild ein schwankendes bleibt und ein abschließendes Urtheil über den Mann bis nach Veröffentlichung der Briefe des Vaters an den Sohn vertagt werden muß. — Ein neues helleres

Licht fällt auf Reuters Festungszeit. Zum ersten Male erhalten wir hier eine zuverlässige Schilderung von Reuters Leben in Dömitz, die — nach Mittheilungen des Fräulein Anna von Bülow, der Tochter des von Reuter abconterfeiten Festungscommandanten Karl von Bülow — Reuters eigene Erzählung ergänzt und erweitert und Reuters Liebe zu der damals siebzehnjährigen Frida von Bülow unter Einflechtung von Proben der durch sie hervorgerufenen Lyrik erzählt. Auch die Mittheilungen über den Aufenthalt Reuters in Jabel, wo er für die Lectüre im jugendlichen Damenkreise einen „gereinigten Faust" herstellte und mit Küster Suhr (an dem er in den „Läuschen un Rimels", der „Reis' nach Belligen" und „Hanne Nüte" litterarische Attentate verübte, derentwegen der Betroffene dem Dichter lange Zeit grollte), sowie mit Förster Schlange (als „Slang'" in den „Läuschen" und „Ut min Stromtid" verewigt) in häufige Berührung kam, sowie über den Aufenthalt in Demzin bei dem Pächter Franz Rust, wo Reuter von seinem unseligen Leiden geheilt werden sollte, werden willkommen geheißen werden. In Demzin hat Reuter mit großen Eifer gemalt und gezeichnet; aus jener Zeit stammen Bilder der Familien Rust und Peters in Thalberg, der „Druwäppel" (Lining und Mining Rust), eine drollige Federzeichnung, die Pastor Augustin (in Rittmannshagen) mit Familie auf einer Landpartie darstellt; endlich ein Portrait der Braut des Dichters, Luise Kuntze, die als Erzieherin im Hause des Pastors Augustin, der Reuter manchen Charakterzug für den Onkel Bräsig geliefert hat, wirkte. In das Verhältniß der Verlobten lassen ein paar Briefe Reuters, in deren einem er in ergreifender Weise die Verzeihung der Geliebten für einen Rückfall in sein altes Leiden anfleht, einen Einblick thun. In diesen, wie in anderen Briefen, in allen den mitgetheilten Documenten zeigt sich neben seinem unverwüstlichen Humor die Gemüthswärme, die Empfindungstiefe, die Reinheit der Seele und Lauterkeit der Gesinnung Reuters in wohlthuender, oft rührender Weise. Seinen Dichterruhm können auch die besten der neu mitgetheilten Poesien, insbesondere die zahlreichen Gelegenheitsdichtungen nicht erhöhen, den Menschen Reuter aber macht uns jede neue Offenbarung nur liebenswerther — bei mancher anderen litterarischen Größe ist das Gegentheil der Fall gewesen. —

Wie uns Fritz Reuter in seinen Werken entgegentritt, so sehen wir ihn auch in seinem Leben; die Vorstellung, welche die ersteren in dem Leser von der Persönlichkeit des Dichters hervorrufen, deckt sich hier einmal erfreulich mit der Wirklichkeit.

Ein Wort sei noch der reichen illustrativen Ausstattung der beiden Bände gewidmet. Sie ist um so werthvoller, als ein Theil derselben uns Fritz Reuter als Zeichner und Maler kennen lehrt. Eine beträchtliche Anzahl seiner Leistungen auf diesem Gebiete finden wir hier reproducirt; vor Allem mehrere Selbstbildnisse, die ihn als Friedländer Gymnasiasten, während der Haft in der Hausvogtei in Berlin und während der Magdeburger Festungszeit darstellen. Wer hätte nicht bei der drastischen Schilderung, die Reuter in „Ut mine Festungstid" von seiner Thätigkeit als Portraitmaler entwirft, herzlich gelacht! Hier kann man aus mehreren Proben der Reuter'schen Kunstübung sich ein Urtheil bilden, bis wie weit die gutmüthige Selbstironie des Dichters gerechtfertigt ist. —

Hervorgehoben seien auch die Zeichnungen von Ludwig Pietsch, insbesondere das 1864 gezeichnete Portrait Luise Reuters. Und die Leser der „Läuschen und Rimels" werden die zu denselben angefertigten Zeichnungen Theodor Schloepkes, und das farbig nachgebildete Aquarell Schloepkes, das den Inspector Bräsig so überzeugend darstellt, freudig begrüßen. —

Bei der Beliebtheit, deren sich Fritz Reuter erfreut, und die in der ungeheuren Verbreitung seiner Schriften zum Ausdruck kommt (die verschiedenen Ausgaben zusammen sind in einer Zahl von 1 700 000 Bänden in's Volk gedrungen!), dürfen die Mittheilungen aus Reuters jungen und alten Tagen auf einen weiten Kreis von Lesern rechnen; daß Einzelnes von dem Neumitgetheilten wenig belangreich ist, kommt nicht in Betracht; dem künftigen Reuterbiographen bleibt es überlassen, das Unwesentliche auszuscheiden. Litterarhistoriker, wie Reuterfreunde haben alle Ursache, dem Herausgeber der beiden schönen Bände dankbar zu sein. O. W.

Bibliographische Notizen.

Im Reiche des Zaren. Wüsten und Bilder aus Rußland von Eugen Zabel. Berlin 1898, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Der Berliner Feuilletonist und Kritiker Eugen Zabel ist seit einer Reihe von Jahren eifrig bemüht, dem deutschen Publicum die Kenntnisse russischer Litteratur und Cultur zu vermitteln und die mannigfachen Vorurtheile, mit denen man bei uns über das Reich des Zaren denkt und spricht, zu bekämpfen und zu zerstören. Mehrfach hat er Reisen nach Rußland unternommen und diese, zumeist als berichtender Journalist, beschrieben, in die Werke russischer Dichter hat er sich versenkt und interessante Charakterköpfe gezeichnet, und nicht zum Mindesten muß hervorgehoben werden, daß er mehrere Werke russischer Dramatiker der deutschen Bühne gewonnen hat. Auch sein neuestes Buch „Im Reiche des Zaren", das, wie der Titel es deutlich bezeichnet, sich wieder mit Rußland beschäftigt, enthält eine Fülle des Belehrenden und Unterhaltenden. Gerade die letzten Jahre haben den Verfasser mehrfach in unser östliches Nachbarreich geführt, er weilte dort nach dem Hinscheiden des Zaren Alexander III., während der Krönung des regierenden Kaiserpaares und bei der Kaiserzusammenkunft im August 1897. Was der Journalist in diesen historischen Momenten mit scharf beobachtendem Auge gesehen hat, das beschreibt er mit Klarheit und Anschaulichkeit. Er ist immer bestrebt, dem Leser Bilder zu geben und ihn möglichst zum Theilnehmer dessen zu machen, was ihm selbst angenehm oder unangenehm aufgefallen ist, was ihn erfreut oder mit Bewunderung erfüllt hat. So treten der verstorbene Zar und sein regierender Sohn in ihren eigenthümlichen Gegensätzen deutlich vor uns hin; bei keiner der Gestalten aus der politischen und litterarischen Welt, die Zabel uns vorführt, versäumt er die Darstellung ihrer körperlichen Erscheinung, die sich durch geschickte Schilderung fest in unserem Gedächtniß einprägt. Anziehend und fesselnd sind die Beschreibungen der seltsam fremdartigen, russischen Städte und Landschaften, die er auf jenen Reisen durcheilt hat; er weiß uns von Moskau und Petersburg zu erzählen, mit ihm wandern wir durch die Messe von Nischny-Nowgorod und die gleichzeitig stattfindende Ausstellung, wir begleiten ihn schließlich auf der Wolgafahrt und in die alte Residenz Kiew. Auch das furchtbare Unglück auf dem Chodinkafeld, welches die Festlichkeiten des vorigen Jahres so traurig abschloß, hat ein eigenes Capitel erhalten. Als ganz besonders werthvoll sind die Aufsätze über russische Politiker zu betrachten: so beschäftigt sich Zabel mit dem vielberufenen Oberprocureur des heiligen Synod Pobedonoszew und sucht die merkwürdige Natur dieses Mannes zu erklären, so macht er seinen Landsleuten eingehende Mittheilungen über den Grafen Walujew; von Dichtern ziehen ihn Nekrassow, Krylow und Garschin an (über Turgenjeff, Dostojewski, Tolstoi u. a. hat Zabel früher schon größere Arbeiten veröffentlicht), die Musiker Rubinstein und Tschaikowsky setzt er in eine interessante Vergleichung, und von Bildhauern behandelt er Antokolsky. Gern lesen wir auch das Capitel „Bismarck in Petersburg", das rein erzählend den Aufenthalt des deutschen Botschafters in Rußland vor Augen führt. Wenn so ein Theil des Zabel'schen Buches aus dem journalistischen Bedürfniß des Tages entstanden ist, so bleibt es doch werthvoll durch den leichten glatten Fluß der Erzählung und die zahlreichen rasch aufgefaßten und deutlich wiedergegebenen Beobachtungen, während wiederum mehrere der Aufsätze auf dem sorgfältigen Studium der Werke russischer Künstler und Schriftsteller beruhen. Das Buch ist nicht nur Jedem zu empfehlen, der sich mit russischer Geschichte und Cultur schon beschäftigt hat, sondern es wird auch Jeden lebhaft interessiren, dem jene merkwürdige Welt bisher noch fremd geblieben ist. im.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia v., Pommery und Greno und andere Kuckucksnester-Geschichten. Militairhumoresken. Leipzig, Philipp Reclam.

Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwickelung. Herausgegeben von Dr. Paul Bornstein. Berlin, Siegfried Cronbach.
— Band I. Deutsche Geschichte im neunzehnt Jahrhundert von Dr. Bruno Gebhardt.
— Band II. Die Frau im neunzehnten Jahrhundert von Minna Cauer.
— Band III. Juden und Judenthum im neunzehnten Jahrhundert von Dr. P. Bernfeld.

August, Carl, Die Welt und ihre Umgebung. Berlin-Zehlendorf, Paul Zillmann.

Bartels, Adolf, Die Dithmarscher. Historischer Roman in vier Büchern. Kiel, Lipsius & Tischer.

Bartels, Elise, Zum Vortrage. Eine Sammlung deutscher Gedichte. Berlin, Wiegandt & Grieben.

Beyer, Prof. Dr. C., Ludwig II., König von Bayern. Ein Charakterbild nach Mittheilungen hochstehender und bekannter Persönlichkeiten und nach anderen authentischen Quellen. Des Königs Aufenthalt am Vierwaldstättersee und sein Verkehr mit Josef Kainz. Mit Portrait Ludwigs II. in Lichtdruck und 29 weiteren Illustrationen. Leipzig, Gustav Fock.

Blätter, Deutsche geographische. (Begründet 1877 durch Dr. M. Lindemann). Herausgegeben von der Geographischen Gesellschaft in Bremen durch Dr. A. Appel und Dr. W. Wolkenhauer. XX. Band Heft 3. Bremen, G. A. v. Hahm.

Bopp, Fr., Wolken und Sterne. Neue Gedichte. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Frauenfeld, J. Huber.

Brahms, Johannes, Erläuterung seiner bedeutendsten Werke von C. Beyer, R. Neuberger, Prof. J. Knorr, Dr. H. Riemann, Prof. J. Sittard, K. Söhle und Musikdirector G. H. Witte. Nebst einer Darstellung seines Lebensganges mit besonderer Berücksichtigung seiner Werke von A. Morin. Frankfurt a. Main, H. Bechhold.

Cohn, Ferd., Dr., Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. 2 Bände. Zweite vermehrte Auflage. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

Danckelmann, Eberhard Freiherr von, Die Verrathenen. Ein Cyclus von vier historischen Novellen aus dem zwölften Jahrhundert. Leipzig, Eduard Avenarius.

Dichter, Die deutschen, der Neuzeit und Gegenwart. Biographieen, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. VII. Band. Lieferung 1 u. 2. Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Driesmans, Heinrich, Judas. Das fünfte Evangelium. Eine dramatische Dichtung. Dresden, E. Piersons Verlag.

Eine Nacht im Lehnstuhl und einige andere Erzählungen. Zusammengestellt von A. L. G. Bosboom-Toussaint. Aus dem Holländischen. Leipzig, Ernst Sonnenhol.

Engl, J. B., Die Indianer. Ein lustiges Kinderbuch. Paris, Leipzig, München, A. Langen.

Foerster, Richard, Otfried Müller. Rede zum Antritt des Rectorats der Universität Breslau am 15. October 1897. Breslau, M. u. H. Marcus.

Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. 2. Auflage in 22 Bänden. Band 14—15. Leipzig, S. Hirzel.

Fragen des öffentlichen Lebens. Herausgegeben von Dr. jur. Richard Wrede. II. Jahrg., Heft 5: Frühehe und Heirathsconsens. Eine neue Lösung der Uebervölkerungsfrage. Von Carl Theodor Schulz-Dresden. 4. Tausend. Berlin, Kritik-Verlag.

Franken, Constanze von, Katechismus der weiblichen Erwerbs- und Berufsarten. Max Hesses illustrirte Katechismen No. 45. Leipzig, Max Hesses Verlag.

— Katechismus des Haushalts. (Max Hesses illustrirte Katechismen No. 40.) Leipzig, Max Hesses Verlag.

— Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte. 7. Auflage. Leipzig, Max Hesses Verlag

— Wie gratulire ich? Kinder-Glückwünsche Vorträge und Festaufführungen zu allen festlichen Gelegenheiten. Max Hesses, illustrirte Katechismen No. 43. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Frapan, Ilse, In der Stille. Novellen und Skizzen. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel).

Gamerra, Giovanni. Neun Monate Gefangenschaft bei Menelik. Erinnerungen eines Kriegsgefangenen in Schoa (März 1896 bis Januar 1897). Aus d. Italien. übersetzt von Hedwig Jahn. Berlin, F. Grunert.

Geschichte, Illustrirte, der deutschen Reformation. Volksthümlich dargestellt von D. B. Rogge. Mit 1 Farbendruck, zahlreichen Text-Abbildungen und 30 Kunstdruckbeilagen. Vollständig in 10 Lieferungen. Lieferung 1. Dresden-Blasewitz, Gustav-Adolf-Verlag.

Geyer, Albert, Geschichte und Sagen der Städte und Dörfer, Burgen und Berge, Kirchen und Klöster des alten Schlesierlandes. Leipzig, Bernhard Franke.

Gleitz, Karl, Künstlers Erdenwallen. Ein Lebensbild. II. Theil. Op. 17. Berlin, W. Groscurth.

Gross, Ferdinand, In Lachen und Lächeln. Geschichten und Skizzen. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Hartmann, Eduard von, Der Spiritismus. 2. Auflage. Leipzig, Hermann Haacke.

Hausschatz moderner Kunst. Heft 4. u. 5. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Hegewald, Prof. Dr. med., Was wir den Frauen schulden? Weinheim, Fr. Ackermann.

Heiberg, Asta, Erinnerungen aus meinem Leben. 2. Auflage. Berlin, Carl Heymanns Verlag.

Heidenstam, Werner von, Carl der Zwölfte und seine Krieger. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Therese Krüger. München, Albert Langen.

Heine, Anselm, Unterwegs. Novellen. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel).

Heine, Heinrich. Sein Leben in seinen Liedern (1797—1856). Ein Brevіarium zum 100. Geburtstage (13. December 1897). Herausgegeben von Richard Schaukal. Berlin, Fischer & Franke.

Heine-Funde, Neue, Veröffentlicht von J. Nassen. Erstes und zweites Tausend. Leipzig, H. Barsdorf.

Hirsch, Ludwig, Götzendienst, Schauspiel in fünf Acten. Dresden, E. Piersons Verlag.

Hoffmann, Hans, Allerlei Gelehrte. Humoresken. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel (Elwin Paetel).

Jahn, Herm. Eduard, Slavina. Eine wendische Sage. Illustrirt von Willy Berner. 2. Auflage, Berlin, Rich. Eckstein Nachf.

Jensen, Wilhelm, Der Nachbar. Novelle. Berlin, Verlag der Romanwelt.

Joseph, Eugen, Das Haidenröslein. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel).

Juel-Hansen, Erna, Die Gechichte eines jungen Mädchens. Roman. Mit Genehmigung der Verfasserin aus dem Dänischen übersetzt von Ernst Brausewetter. 2. Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Kaufmann, Max, Zum 100jährigen Geburtstage Heines, 13. December 1797—1897, Heine's Liebesleben. Zürich, Albert Müller's Verlag.

Khuenberg, Sophie von, Wahrheit. Volksschauspiel in drei Aufzügen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Lauterburgs illustrirter Abreisskalender für Deutschland. 365 Bilder aus deutschen Gauen mit geschichtlichen und geographischen Notizen. Hannover, J. C. König & Ebhardt.

Lazarus, Nahida, Ruth, Ich suchte Dich! Biographische Erzählung. Berlin, Siegfried Cronbach.

Le comte de Chambrun Wagner à Munich, Francfort, Nice. Paris, Calmann Levy.

Leffler, Anna Charlotte, Herzogin von Cajanello, Wie man Gutes thut. Schauspiel in drei Acten. Einzig berechtigte Uebersetzung von Sophie Lewald. Dresden, Heinrich Minden.

Lich, Fred, Aus dem Diesseits. Die Lieder eines Erwachenden. Dresden, E. Piersons Verlag.

Linden, A. v. d., Das Heine-Grab auf dem Montmartre. Mit 2 Abbildungen. Leipzig, H. Barsdorf.

Loti, Pierre, Ramuntcho. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von E. Philiparie. 3. Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Luhs, Maria de, Junges Grün. Gedichte. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Masurin, Konstantin, Die Jugend. Ein Poem. Frei aus dem Russischen von Richard Zoozmann. Mit illustrativem Schmuck von W. Leo Arndt. Berlin, Otto Elsner.

Maupassant's, Guy de, Illustrirte Romane und Novellen. Deutsch von Hubert Freiherr von Schorlemer. Lieferung 1. Leipzig, Aug. Dieckmann.

Monaldi, Gino, Guiseppe Verdi und seine Werke. Aus dem Italienischen übersetzt von L. Wolthof. Mit zwei Bildnissen Verdis. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Monographien zur Weltgeschichte. In Verbindung mit Andern herausgegeben von Ed. Heyck. II. Königin Elisabeth von England und ihre Zeit von Prof. Dr. Erich Marcks. Mit 4 Kunstbeilagen und 110 Abbildungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Müller-Bohn, Hermann, Die Denkmäler Berlins. Ihre Geschichte und Bedeutung, mit einem Anhange, enthaltend Gedenktafeln und Wohnstätten berühmter Männer etc. etc. Mit 46 Illustrationen. Steglitz-Berlin, R. Auerbachs Verlag.

Muret-Sander's encyklopädisches Wörterbuch, der englischen u. deutschen Sprache. Grosse Ausgabe Theil II, Lfg. 3. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Ovids Verwandlungen. In Stanzen übersetzt von Constantin Bulle. Bremen, M. Heinsius Nachfolger.

Parsifal, Der Weg zu Christus durch die Kunst; eine Wagner-Studie von Albert Ross-Parsons; aus dem Englischen nach der zweiten Auflage übersetzt von Dr. Reinhold Freiherr von Lichtenberg. Berlin-Zehlendorf, Paul Zillmann.

Philippi, Adolf, Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. No. 3, 4, 5. Leipzig, E. A. Seemann.

Preuschen, Hermione von, Noch Einmal „Mors Imperator". Ein Requiem für Konrad Telmann. Dresden, Carl Reissner.

Raabe, Berthold. Gudrun. Schauspiel in einem Aufzug. Ludwigslust, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

Raffaels Handzeichnungen in der Auffassung von W. Kochmann. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Renner. Gustav, Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. Th. Schröter, Leipzig.

Rigutini, Guiseppe, und Oskar Bülle, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. Lieferung 13. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Sema, S., Moderne Mädchen. Drama in vier Aufzügen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Spamers illustrirte Weltgeschichte, Bd. X. Geschichte der Neuesten Zeit. III. Theil: Von der Thronbesteigung Napoleons III. bis zur Gegenwart, In dritter Auflage bearbeitet von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Mit 240 Text-Abbildungen und 7 Beilagen und Karten. Leipzig, Otto Spamer.

Spitteler, Carl, Conrad, Der Lieutenant. Eine Darstellung. Berlin, Verlag der Romanwelt.

Stanislas. A., Waldmärchen. Ein Idyll aus dem Waldleben. 2.—4. Tausend. Berlin, Rich. Eckstein Nachf.

Sybel, Heinrich von, Vorträge und Abhandlungen. Mit einer biographischen Einleitung von C. Varrenkapp. München, R. Oldenbourg.

Telmann, Konrad, Von jenseits des Grabes. Lebenslieder eines Todten. Dresden, Carl Reissner.

Verdaguers, Jacinto, Atlantis. Deutsch von Clara Commer. Mit einer biographischen Vorrede und erkl. Anmerk. von Lic. Fr. von Tesson-Wesiorski. Nebst Bildniss u. Schriftprobe von Verdaguer. Freiburg i. Breisgau. Herder'sche Verlagsbuchhandlung.

Vosberg-Rekow, Dr., Das britische Weltreich und der deutsche Wettbewerb. Berlin, Siemenroth & Troschel.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. VI. Jahrgang. No. 10–11. Wien, E. Piersons Verlag.

Weisheit, Altgriechische. Sinnsprüche aus dem gesammten Gebiete der altgriechischen Dichtung in deutscher Uebersetzung von Dr. Josef Murr. 3. Bändchen: Liebe und Ehe. Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchhandlung.

Widmann, I. V., Sicilien und andere Gegenden Italiens. Reiseerinnerungen. Frauenfeld, J. Heiber.

Westkirch, Louise, Unter dem Eise und andere Geschichten. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Wilhelm, Carl, In stiller Klause. Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

Zeitschrift für Bücherfreunde. I. Jahrgang 1897. Heft 8. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Zeitschrift, Deutsche, für Geschichtswissenschaft. Begründet von L. Quidde. Neue Folge im Verein mit G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marcks herausgegeben von Gerhard Seeliger. II. Jahrg. 1897/98. Vierteljahrsheft 3.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Im Verein mit Dr. M. Siebeck und Dr. J. Volkelt herausgegeben und redigirt von Dr. Richard Falckenberg. N. F. Jahrgang 1897. Band 111. Heft 1. November, Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M.,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M.

Februar 1898.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Friedrich Ratzel.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.

Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.



Friedrich Ratzel.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXIV. Band. — Februar 1898. — Heft 251.

(Mit einem Portrait in Radirung: Friedrich Ratzel.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Friedrich Ratzel

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXIV. Band. — Februar 1898. — Heft 251.

(Mit einem Portrait in Radirung: Friedrich Ratzel.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

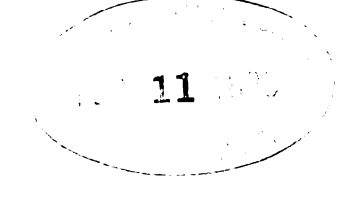


Töchter.

Von

Julius Weil.

— Breslau. —



I.

ls Käthe, die zweite von uns, geboren wurde, konnte Papa seine Enttäuschung nicht verbergen. Er wünschte sich Söhne, und nun kam schon das zweite Femininum.

„Na, Lies'," sagte er zu mir, „Du hast heut Nacht ein Schwesterchen bekommen."

„Ein Schwesterchen! Ein Schwesterchen!" schrie ich vor Freude und tanzte in der Stube herum.

„Sei still, alte Lies', und wecke die Mama nicht!" mahnte Papa. „Hättest lieber ein Brüderchen gehabt, gelt?"

„O nein, Papa. Jungen sind immer so böse und schlagen die Mädchen. Ich mag keinen Jungen zum Brüderchen."

„So, dann komm, ich werde Dir das Schwesterchen zeigen, aber ganz ruhig, hörst Du?"

Er nahm mich bei der Hand, und wir gingen in das Zimmer, wo Mama und die kleine Käthe lagen. Mama nickte uns lächelnd zu, und auf den Zehen traten wir an das Bett, um das Kleine anzusehen. In diesem Augenblick aber verzog es das Gesicht und fing zu schreien an, so laut, wie ich es von einem so winzigen Dinge gar nicht erwartet hatte. Papa hielt sich die Ohren zu und zog mich schnell zur Thür hinaus.

„Warum schreit denn das Schwesterchen so?" fragte ich draußen.

„Ach, das machen die Mädels alle so!" erwiderte Papa verdrießlich.

Ich wußte damals noch nicht, daß auch kleine Jungen zu schreien pflegen. Aber Käthe war jedenfalls eine Meisterschreierin. Sie schrie in einer Tour fort, und Niemand konnte sich den Grund ihrer Unzufriedenheit erklären. Als ich später Käthe selber fragte, wollte sie von Nichts wissen.

So macht sie es immer: erst sündigen und dann flott ableugnen. Vier volle Wochen brauchte sie, um sich satt zu schreien, dann, wie auf Commando, war sie plötzlich still, und seitdem schrie sie nur, wenn sie gerechte Ursache dazu hatte. Und sie hatte oft gerechte Ursache zum Schreien.

Denn Käthe war zwar ein Mädchen, Alle sagten es, aber gewiß nur aus Versehen; eigentlich war sie ein Junge, ein verdorbener Junge, versicherte Mama; und alle Jungen sind ungezogen, dabei bleibe ich, die verdorbenen aber sind die allerungezogensten. Noch ehe sie stehen und gehen konnte, war Käthe der Schrecken für das ganze Haus. Wie eine wilde Hummel fuhrwerkte sie überall herum, wo es irgend einen für kleine Kinder gefährlichen Ort gab. Wenn man sie nicht beständig unter Aufsicht hielt, war sie verschwunden und konnte erst nach längerem Suchen gefunden werden, oft in den halsbrecherischsten Stellungen: in Thürspalten, hinter Oefen, unter Schränken, von wo man sie mit Mühe und Lebensgefahr hervorzog. Häufig trug sie hierbei Beulen und Hautabschürfungen davon, und manchmal stürzte sie von der Höhe einer Sophalehne oder gar eines Tisches ab und schlug sich etliche Löcher in den Kopf. Das eine Mal blieb sie regungslos liegen, und Alle dachten, das arme Käthchen wäre todt, sie wurde aber wieder lebendig und lachte uns aus. Aber bei diesem Falle zog sie sich eine tiefe Wunde an der Stirn zu, die quer durch die rechte Augenbraue lief, noch heute sieht man deutlich die Narbe. Sie steht ihr übrigens sehr gut, wie ihr Alles gut steht, und wenn sie in Rage geräth, und ihre braunen Augen zu flammen beginnen, dann färbt sich auch die Narbe roth, und dann soll mal Einer mit Käthe anbinden! Ich möcht's ihm nicht rathen.

Jener böse Fall kostete dem Kindermädchen die Stellung und der Mama eine Ohnmacht, auf Käthe aber machte er gar keinen Eindruck. Ihre Jungennatur zeigte sich jedoch erst im vollen Lichte, nachdem sie, früher als sonst üblich, laufen gelernt hatte. Nun kamen wir aus der Aufregung nicht mehr heraus. Beständig waren wir auf der Jagd nach ihr; denn sie bevorzugte solche Verstecke, wo Menschen sich nicht aufzuhalten pflegen. Wenn wir bei Tische saßen und Jemand plötzlich auf etwas Weiches trat, so war es Käthe, die sich's dort unten gemüthlich gemacht hatte; gab es in der Küche ein Gepolter von herabfallenden Tellern und Gläsern, so zog man alsbald Käthe hinter einem Geschirrständer hervor. Mama war darüber untröstlich, aber Papa schmunzelte vergnügt. Er hatte sich mit Käthes Existenz vollständig ausgesöhnt, sie war sein erklärter Liebling geworden, ihr verzieh er Alles; was sie auch beging, fand er entzückend, bewunderungswürdig. Schlau, wie sie war, hatte sie das bald herausgemerkt und machte ihn zum Spielball ihrer unglaublichen Launen. Und er, der sonst so Ernste, ja Strenge, gab gern seine Würde, seine Höhe preis, nur um dem kleinen Dinge, dem jede Tugend wohlerzogener Mädchen fremd war, zu gefallen; ließ sich willig als Turngeräth für

Käthes Kletterkunststücke benutzen, bot mit wahrer Engelsgeduld Bart und Hauptshaar ihren Zerstörungsgelüsten dar und lernte es sogar schließlich, mit täuschender Naturtreue bellende Hunde und galoppirende Pferdchen darzustellen, auf denen Käthe ihre Reitstudien vollführte.

Aber nun das Merkwürdigste! Papa war ein geschworener Feind von offenen Thüren. Wenn Jemand in's Zimmer trat, ohne die Thür zu schließen, gerieth er in Verzweiflung, und es war daher bei uns oberstes Hausgesetz: Thüren zu! Alle neu eintretenden Dienstboten wurden feierlich darauf verpflichtet. Nur Käthe hielt sich nicht daran gebunden, sie machte grundsätzlich keine Thür zu, und von ihr ließ es sich Papa gefallen. Geduldig stand er von seinem Platze auf und zog eigenhändig die Thür in's Schloß, so oft Käthe in's Zimmer gestürmt kam, und wenn er sich zu dem leisen Mahnruf: „Aber Käthchen, die Thür!" aufschwang, so glaubte er wunder was gethan zu haben. Was Käthe betrifft, so blieb sie vollständig kalt dabei, eine Thür schloß sie deswegen doch nicht.

Das war Käthe in der ersten Blüthe ihrer Jungenhaftigkeit. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß sie ein entzückender Kerl war, das reine Feuer, sie sprühte förmlich vor Lust und Uebermuth, und wer ihr zu nahe kam, der ward von ihrer Tollheit angesteckt. Sie war mit einem Worte ein geliebter Bösewicht.

Als Käthe das zweite Jahr vollendet hatte, traf Rose, die Dritte im Bunde, ein. Diesmal seufzte Papa vernehmlich und machte ein sorgenvolles Gesicht.

„Kinder," sagte er ziemlich kleinlaut, „der Storch hat Euch ein Schwesterchen gebracht, sie heißt Rose."

„Will aber teine Schwester!" rief Käthe. „Mag teine Schwester!"

„Aber Käthchen! . . ."

„Nein, will teine, Mädels sind alle dumm, Bieberlein will Täte haben!"

„Das hättest Du dem Storch früher sagen müssen," meinte Papa.

„Stohch tann es wiederhole," erklärte Käthe, „Täte mag tein Mädel!"

Ich versuchte ihr in's Gewissen zu reden.

„Pfui, Käthchen," sagte ich, „wer wird so garstig sein? Rose ist gewiß ein süßes Püppchen."

„Mag aber tein Püppchen, mag tein Mädel!" rief sie zum dritten Mal. Und dabei blieb sie.

Als dann Mama wieder gesund geworden war, hörte ich eine Unterhaltung zwischen ihr und Papa mit an, worin dieser seinem schweren Kummer über das Anwachsen des weiblichen Theiles der Bevölkerung Ausdruck gab. Es sei festgestellt, daß es so und soviel Millionen mehr Frauen als Männer gebe, und wir gingen einer weiblichen Calamität entgegen. Das war eine deutliche Anspielung auf uns. Mama übernahm unsere Vertheidigung. Drei Mädchen mehr oder weniger, sagte sie, werde das

Gleichgewicht der Geschlechter noch nicht erschüttern; übrigens wäre es ganz gut, wenn die Frauen in die Mehrzahl kämen, desto besser und sanfter würden die Männer werden. Worauf Papa etwas von dem verderblichen Einfluß des Femininismus sprach, was ich zum Glück damals nicht verstand.

Unsere kleine Rose erfreute sich seitens des Papas und der mädchenfeindlichen Käthe nur sehr geringer Beachtung, aber, um die Wahrheit zu sagen, auch Rose kümmerte sich um diese Beiden nicht im Geringsten. Sie war überhaupt eine contemplative Natur. Im Gegensatz zu Käthe verhielt sie sich vollkommen ruhig, still lag sie in ihren Kissen und träumte meist mit aufgeschlagenen, himmelblauen Gucklichtern in die Welt hinein. Es war ein zartes, wunderhübsches Kind, schon in den ersten Monaten als das echte Ebenbild unserer süßen Mama kenntlich. Ihr reizendes Näschen, der winzig kleine Mund, die rosigen Patschen, das weiche Blondhaar — Alles war von entzückender Feinheit und blieb auch so, als sie sich, wenn auch nicht so schnell wie Käthe, doch ohne Hinderniß körperlich entwickelte. Diesem Aeußeren entsprach auch ihr ganzes Wesen. Sie war das artigste Kind, das ich je gesehen habe, aber ihre Artigkeit hatte nichts Gemachtes oder Anerzogenes, sie war der Ausdruck ihrer angeborenen Sanftmuth. Die Erziehungskunst ihr gegenüber bestand daher nur darin, sie sich selbst und ihrer glücklichen Natur zu überlassen.

Käthe hatte sich anfangs, ihrem Principe treu, von Rose fern gehalten, nur ab und zu war sie kindlicher Neugier folgend an das Bettchen der Kleinen gekommen, um sie sich anzusehen. Sie war erstaunt und offenbar indignirt, daß das kleine dumme Ding keinen Lärm machte, hätte es geschrieen und mit den Füßen gestrampelt, so würde sie vielleicht ihr Vorurtheil aufgegeben haben. Aber so ein Duckmäuser wie dieser war ihr verächtlich. Nach und nach änderte sie, wenn auch nicht ihre Ansicht, so doch ihr Verhalten dem neuen Familienmitgliede gegenüber. Sie mochte denken, daß man es im Nothfalle als Spielzeug benutzen könne. Daher begann sie sich Rose zu nähern, um zu versuchen, ob man nichts aus ihr machen könne. Als Puppe ließ sie sich doch am Ende verwerthen. Rose verhielt sich diesen Annäherungsversuchen gegenüber im Allgemeinen völlig passiv, ließ sie sich aber willig gefallen; wenn es Käthe zu arg trieb, blickte sie die Kleine nur erschrocken an, dann stand Käthe sofort von ihr ab, sie wußte eigentlich nicht warum. Dafür ward sie aber auch mit einem Lächeln belohnt, das ganz wunderbar auf sie wirkte. Sie konnte dann nicht anders, als die lächelnde Kleine abküssen und abdrücken, freilich oft beängstigend gewaltthätig.

Dieses Lächeln war es auch, das Papa auf sein Nesthäkchen aufmerksam machte. Es lag darin etwas unaussprechlich Holdes, etwas lieblich Gefälliges und doch wiederum Vornehmes, das zu ihrem feinen Gesichtchen und ihrer sanften Art ganz merkwürdig stimmte. Wenn sie sich damit zeigte, konnte ihr Keiner widerstehen. Papa fand zuerst den rechten Ausdruck

dafür, er nannte es das „Prinzessinlächeln“, und seitdem hieß Rose nur: die „Prinzessin“, und sie hieß nicht blos so, sie wurde auch wie eine Prinzessin gehalten und war auch eine solche, und zwar eine gute, liebe Prinzessin, wie sie in den Märchen, aber auch bisweilen in der Wirklichkeit lebt, ein Wesen von edler Art, schön von Antlitz und Gestalt und mit einem goldenen Herzen.

II.

Papa war Beamter. Dem vielen Aerger nach zu schließen, den ihm sein Amt bereitete, muß es ein sehr undankbares und schwieriges Amt gewesen sein. Wenn er abgespannt nach Hause kam, mußte die größte Ruhe herrschen, und wir Drei waren von seinem Angesicht verbannt. Erst nachdem das letzte Actenstäubchen von der Seele herunter war, durften wir auf der Bildfläche erscheinen. Mama war die Einzige, die er immer um sich litt, in ihrer Gegenwart vergaß er die Verdrießlichkeiten des Amtes am schnellsten. Und das war ja kein Wunder. Uns Kindern ging es genau ebenso. Wenn eine von uns krank war oder bedrückt über irgend etwas, brauchte Mama nur zu kommen, sich zu uns zu setzen und unsere Hand in die ihrige zu nehmen, und wir waren schon halb gesund und von allem Kummer befreit. Denn sie war ein Engel, unsere liebe, süße Mama.

War also Papas Laune in ihren natürlichen Zustand zurückgekehrt, dann kam an uns die Reihe. Erst nahm er Käthes stürmische Umarmungen in Empfang, wobei sie in der Regel mit kühnem Sprunge auf seine Kniee hinaufvoltigirte und von da aus ihre Liebkosungssalven losließ. Dann wurde die Prinzessin vorgeführt und sanft auf Mund und Seidenköpfchen geküßt. Zum Schluß bekam ich einige zärtliche Klopfer auf die Backen und durfte meinen Kopf einen Augenblick an seine Schulter lehnen. Und während dieser Kußparade strahlten seine Blicke die innigste Herzensfreude wieder, und als wäre er im Zweifel, welcher Theil ihm am besten gefallen, ließ er sie meist in veränderter Ordnung wiederholen. Kam es aber doch einmal vor, daß er zerstreut oder beschäftigt war, so gab uns Mama einen Wink, und husch, waren wir nach der ersten Vorstellung zur Thür hinaus.

Wenn Eltern der Regel nach ihre Kinder erziehen, so kommt doch auch bisweilen der Fall vor, daß Kinder ihre Eltern erziehen. Unser Papa, das muß ich leider offen sagen, hatte eine starke Abneigung gegen Kinder weiblichen Geschlechts; er hatte es oft genug ausgesprochen, daß er sich aus Mädchen gar Nichts mache, sondern für sein Leben gern Jungen gehabt hätte. Nun wohl, wir haben diese Abneigung besiegt, dank unserer erziehlichen Thätigkeit ist Papa ein completter Mädchenschwärmer geworden, der jeden Augenblick bereit ist, zu beschwören, daß es ohne Töchter kein reines Elternglück gebe. Wie wir das angestellt haben, das ist unser Geheimniß

und soll es bleiben, nicht wahr, Käthe? Oder willst Du es preisgegeben haben, Prinzeßchen? Nein, wir sind verschwiegen wie das Grab!

Damals waren wir noch alle Drei kleine, dumme Dinger und hatten unseren Papa allerdings noch nicht so weit. Er befand sich erst im Beginn der Besserung, ungefähr in dem Stadium, daß er sich sagte: „Vater von drei Töchtern zu sein, ist gerade nicht sehr erbaulich, aber es könnten auch fünf oder gar sechs sein, und das wäre noch schlimmer!“ Erst allmählich brachten wir ihn vermittels unserer Geheimmethode zu der Erkenntniß von der Vollkommenheit seines Glückes.

Damals also fing Papa eben an, sich mit seinem Schicksal auszusöhnen, und ich muß uns zu unserem Ruhme nachsagen, wir machten ihm diese Aussöhnung leicht. Wir umspielten ihn wie drei Kätzchen, eine immer zärtlicher als die Andere, und ich hätte den sehen mögen, der unseren vereinten Schmeichelkünsten auf die Dauer widerstanden hätte. Käthe wurde es natürlich am leichtesten, sie hatte ihn von Anfang an erobert und brauchte keine besonderen Minen springen zu lassen. Prinzeßchen wiederum siegte durch ihre stille Sanftmuth; wenn sie sich an seine Kniee schmiegte und ihn anlächelte, war sie Siegerin. Und ich, der weniger natürliche Hilfsmittel zur Verfügung standen, suchte seine Gunst zu erlangen, indem ich mich bescheiden im Hintergrunde hielt. So wurde er wenigstens nicht in jedem Augenblicke gewahr, daß wir unser Drei waren.

Aber was hätten wir ohne Mama ausgerichtet? Ihr verdanken wir schließlich doch alle unsere Erfolge. Wie der genialste Regisseur wußte sie uns vor Papa in Scene zu setzen. Wenn der rechte Augenblick da war, ließ sie uns auftreten, entweder einzeln oder zu Zweien oder im Ensemble, je nachdem es die Situation erheischte. Wehte ein ungünstiger Wind, dann blieben wir still hinter den Coulissen, und ebenso hatten wir zu verschwinden, wenn wir zuviel wurden, und Papa anfing, unsere Anwesenheit allzustark zu empfinden. So entfiel auf Papa das Vergnügen und auf Mama die Arbeit. Denn Arbeit und Mühe und Sorgen mögen wir der armen Mama reichlich gemacht haben, wenn wir auch nicht zu den Schlimmen gehörten. Aber Papa durfte davon Nichts merken und merkte auch Nichts oder doch nur herzlich wenig davon. Solche stille Opfer werden viel gebracht, aber Niemand rühmt, Niemand verzeichnet sie, die Männer am wenigsten . . .

Als ich, die Aelteste, in das schulpflichtige Alter gekommen war, wurde Papas Meinung über Art und Wahl der Schule eingeholt. Mama hatte sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt und Erkundigungen von allen Seiten eingezogen. Papa lobte diesen Eifer und sagte:

„Ganz wie Du willst, liebes Kind. Bei Mädchen kommt es ja gar nicht darauf an. Wenn unsere Liese nur eine brave Hausfrau wird. Und dafür wirst Du schon sorgen!“

Mit diesen nicht gerade melodischen Klängen wurde meine geistige Ausbildung eingeläutet.

Ich kam also auf eine höhere Töchterschule und war nicht wenig stolz darauf. Als ich mit der ersten, von rühmlichen Prädicaten strotzenden Censur, deren ehrenden Inhalt ich als Analphabetin nur ahnen konnte, nach Hause kam, gerieth Papa in große Heiterkeit, ich glaube, er machte sich über mich lustig. Auf einen bittenden Blick Mamas rief er aber:

„Brav! Sehr brav! Lies'!"

Das war Alles. Von Mama jedoch erhielt ich zur Belohnung einen sehr schönen Bogen Puppenbilder.

Ob mich nun die Aussicht auf fernere Anerkennung anstachelte, oder ob ich ein kleines Schreibgenie war, schon am nächsten Geburtstage Papas konnte ich ihm ein goldgeränbertes Blatt überreichen, auf dem ich mit sehr großen und steifen, aber wohlgemeinten Buchstaben vier volle Zeilen ausgefüllt hatte, deren zweite zu meinem und Mamas schwerem Kummer durch einen Riesenklecks verunstaltet war. Diesmal sagte Papa:

„Ei, ei! Sieh, sieh! Du Tausendsassa! Vorzüglich! Am besten ist der Klecks gelungen!"

Dieses zweifelhafte Lob trieb mir die Thränen in die Augen, und ich wäre auch schon losgeplatzt, wenn mich nicht Papa in die Arme genommen und geküßt, und Mama ein großes Stück Geburtstagskuchen als Pflaster auf die Wunde gelegt hätte. Ich will nur noch versichern, daß das nächste Gratulationsschreiben ohne Kleckse, mißgestaltete Buchstaben und bittere Thränen verlief.

Viel mehr als diese Proben meiner Bildungsfortschritte verlangte Papa nicht zu sehen, es genügte ihm, daß ich die Schule besuchte. Die tausend kleinen Schülerfreuden und -Leiden: die Kämpfe um den höchsten Platz in der Klasse, die Triumphe der ersten Declamation bei der Weihnachtsfeier, die Schulspaziergänge, und wie ich meine erste Freundin gewann und verlor — Alles blieb dem immer offenen Herzen der lieben Mama anvertraut. Und ich erinnere mich genau, wie ich flammendroth wurde vor Erregung, als Papa mich einmal in die sechste, statt in die fünfte Klasse versetzt glaubte. Das nicht einmal zu wissen! Oh! Wesentlich mehr Interesse widmete er den Schulangelegenheiten Käthes, die inzwischen auch unserer Vorsteherin, wie Papa sich lachend ausdrückte, „zur weiteren Veranlassung" ausgeliefert worden war. Käthe zwang ihn freilich selbst dazu. Denn wie vorauszusehen war, wollte sie sich durchaus nicht in die Disciplin der Schule fügen, und die darüber entrüstete Lehrerin wandte sich unter Umgehung der Mama an den gestrengen Vater mit der Bitte um Abhilfe. Die Sünderin sollte im Wege der „häuslichen Zucht" — ein schrecklicher Ausdruck! — zur Ein- und Umkehr gebracht werden. Natürlich war Papa außer sich — über die Lehrerin. Oder glaubtet Ihr etwa über Käthe? Käthe war ja völlig unschuldig, ihre natürliche Munterkeit wurde von dieser

Pedantin als Wildheit, ihr angeborener Humor als Bosheit ausgelegt. Es war lächerlich, aus ein paar zerbrochenen Schiefertafeln, drei zerrissenen Schulschürzen, einigen wenigen den Mitschülerinnen verabreichten Püffen, einem umgeworfenen Tintenfaß und einer der Lehrerin gedrehten, obendrein noch hinter dem Rücken gedrehten, schändlicher Weise verrathenen Nase so viel Aufhebens zu machen. Man wird Käthe einfach aus dieser schlecht geleiteten Schule, in der jede freie Regung einer heiteren Kindesseele gewaltsam unterdrückt werden soll, fortnehmen!

So erklärte Papa voller Zorn. Zum Glück wußte Mama die Ausführung dieser Drohung zu hintertreiben, und Käthe blieb in der Schule und, wie ich aus eigner Erfahrung berichten muß, der Schrecken ihrer damaligen und jeder späteren Klasse. Doch gelangten nie wieder ähnliche Klagen über sie an Papa, was dieser für einen vollgiltigen Beweis der Richtigkeit seiner Ansicht erklärte.

„Nur keine Pedanterie! Nur keine Abtödtung der Seele," sagte er. „Ihr seht, Käthe ist von selbst vernünftig geworden!"

Leider war dies nicht der Fall, vielmehr hatte das Ausbleiben der Klagen einen ganz anderen Grund. Mama hatte sich nämlich nach jenem Vorkommniß sofort mit der Vorsteherin in Verbindung gesetzt, und seitdem war sie diejenige Instanz, an welche die bedauerlicher Weise nicht geringe Zahl von Beschwerden über die Missethaten Käthes adressirt wurden und bei der sie ihre für Käthe selten erfreuliche Erledigung fanden. Denn Mama konnte auch energisch sein, wenn sie wollte und es noth that. Das mußte Käthe zu ihrem Schaden wiederholt erfahren. Uebrigens entpuppte sie sich allmählich als ein kleines Genie. Das Wissen kam ihr zugeflogen, und was noch mehr bedeutet: sie hatte auf der Stelle von Allem, was man sie lehrte, eine klare Vorstellung, sie sah den Dingen auf den Grund und machte sich eigene, meist auch eigenartige Gedanken darüber. In ihrem Köpfchen wimmelte es von guten Einfällen und famosen Ideen. Ein Wettermädel war sie! Ganz im Gegensatz zu Rose, dem Prinzeßchen, die schon als A-B-C-Schützin sich durch Fleiß und Ordnungsliebe auszeichnete, aber über das Durchschnittsmaß keinen Fingerbreit hinausragte. Unsere Jüngste war als Schülerin ein liebes Ding, stets belobt wegen ihrer Pflichttreue und rühmlichen Fortschritte, nie auffallend durch besondere Leistungen, aber keiner Lehrerin und noch weniger einer Mitschülerin Anlaß zur Unzufriedenheit gebend, allseitig beliebt und der Mittelpunkt eines mit jedem Tag wachsenden Freundinnenkreises. Kurz, lobenswerth in Allem, aber zum Glück nicht vollkommen; denn Nichts ist unausstehlicher, als ein Musterkind. Ihr Fehler, wenn man es so nennen darf, war ihre unendliche Seelenruhe, durch die sie uns oft zur Verzweiflung brachte, und die sich auch auf das Denken übertrug. Es währte immer eine geraume Zeit, bis sie Etwas erfaßt hatte, dann saß es aber auch fest. Ebenso war sie in mechanischen Dingen nicht schnell bei der Hand, Gott bewahre, aber

desto zuverlässiger war sie in Allem, was sie angriff. Käthe, die sich ihr gegenüber als ältere Schülerin sehr erhaben vorkam und darauf bestand, ihre Arbeiten zu controliren, womit sie indessen nur Verwirrung in der Kinderstube anrichtete, denn ihre Lehrversuche endeten regelmäßig mit einem großen Geschrei, nannte die Prinzessin nur die „Schnecke“ und behauptete, wenn es nach Rose ginge, würde die Eisenbahn abgeschafft, und man finge wieder an, auf Kameelen zu reiten, wie in der Bibel stehe.

So Etwas konnte nur Käthe behaupten.

III.

Wir wuchsen nun lustig darauf los. Käthes Verlangen nach einem feschen Bruder war nicht gestillt worden, wir blieben auf uns angewiesen und waren uns auch genug und unseren Eltern nicht minder. Denn Unruhe verursachten wir für die doppelte Zahl. Wir wohnten damals in einer Mittelstadt, welche Sitz der Regierung war, bei der Papa seine Anstellung hatte. Es war ihm ein Posten in der Residenz angetragen worden, aber er hatte ihn mit Mamas Einverständniß aus Rücksicht auf uns abgelehnt.

„Wie sollen sie in dem Menschenwalde gedeihen?“ sagte er. „Ohne Licht und Luft und Freiheit? Hier mögen sie wachsen wie die wilden Brombeeren, später können wir sie eher verpflanzen!“

So blieben wir denn in dem kleinen Hause, das wir mit einem kinderlosen Ehepaar bewohnten, und konnten uns in dem großmächtigen Garten, der mit seinen weiten Rasen- und Spielplätzen dahinter lag, nach Herzenslust tummeln. Oft lugten die erschreckten Nachbarn über die Zäune, um nachzusehen, was die tollen Mädel wieder trieben. Papa war diese Ausgelassenheit gerade recht, und wenn er bei Laune war und Zeit hatte, kam er selbst in den Garten und machte mit. Denn lange ehe man an Turnunterricht für Mädchen dachte, hielt er streng darauf, daß wir durch gymnastische Uebungen unseren Körper stählten. Je weniger er sich um unsere Schulangelegenheiten kümmerte, desto eifriger war er auf unsere körperliche Ausbildung bedacht. Kränkliche Menschen waren ihm zuwider, und blasse Gesichter konnte er nicht ausstehen. Wenn wir mit frisch gerötheten Wangen in's Zimmer stürmten, waren wir ihm am liebsten.

„So ist's recht!“ sagte er. „Mädchen dürfen keine Stubenhocker sein. Sie haben es ebenso nöthig, fast noch nöthiger als die Jungen, sich kräftig und gesund zu erhalten. Ihr werdet schon einsehen, wie nöthig das ist.“

Er selbst war ein Freund jeder Art von Leibesübung nnd hielt sich damit trotz aller Arbeit in Frische und Rüstigkeit. Die Natur liebte er leidenschaftlich, er hatte mehr von einem Förster oder Landmann, als von einem Actenmenschen. Namentlich das Wandern war ihm ein starkes Bedürfniß. In weiten Märschen suchte er den Wust der leidigen Bureau-

thätigkeit, die Sorgen des Amtes von sich abzuschütteln; wenn er dann nach Stunden heimkehrte, fühlte er sich als ein Freier.

Sonntags durften wir, wenn das Wetter nur leidlich war, ihn begleiten. Zur guten Zeit ging's in den Wald, Jede trug ihren Mundvorrath bei sich, und wo ein geeignetes Plätzchen sich fand, da ward gerastet, geschmaust und gespielt. Ausschreiten mußten wir tüchtig, denn Papa ließ gerne seinen Spott aus an Mädchen, die nicht ordentlich gehen gelernt haben, sondern nur zu trippeln verstehen, und das durften wir doch nicht auf uns sitzen lassen.

Und erst in den Ferien! Da mußten wir zeigen, was wir konnten. Im heimatlichen Gebirge, an die tausend Meter hoch, liegt ein berühmtes Kirchlein, ein Stück norwegisches Alterthum, und um das Kirchlein eine kleine Ortschaft, aus wenigen, auf grünen Matten verstreuten Häuschen bestehend. Dort war Jahre hindurch unser Ferienquartier. In einem dieser winzigen Häuschen hausten wir einträchtig mit den Kühen, welche außer den Sommergästen die einzige Erwerbsquelle der armseligen Besitzer bildeten. Diese selbst schlugen unterdeß ihre Wohnung in einem sonst als Heustall dienenden Schuppen auf. Aber wie glücklich fühlten wir uns trotz der Enge unserer Stübchen und der Bescheidenheit der ländlichen Lebensweise.

„Da seht Ihr," pflegte Papa zu scherzen, „wie wenig der Mensch bedarf, um glücklich zu sein! Ich werde Euch daran erinnern, wenn Ihr mir wieder mit Euern Luxuswünschen kommt!"

Ja, wenn man den Frohsinn und die Sorglosigkeit der Ferienzeit in die gewohnten Lebensverhältnisse mit hinüber nehmen könnte! Wenn man Höhen und Wälder und Bäche einpacken und in die Heimat mitnehmen könnte!

Tag für Tag stiegen wir in die Berge hinauf, ließen unsere Gesichter von der Sonne bräunen und füllten Stege und Wege mit lustigem Lärmen. Papa immer mit uns, strahlend in Heiterkeit und Liebenswürdigkeit. Die Verdrußfalten, die sein Gesicht oft so streng erscheinen ließen, waren verschwunden, verschwunden der trübe Blick, die gelblichen Schatten auf Stirn und Wangen, das rastlose Bohren der Nerven; er war wieder ganz unser lieber, einziger Papa. Seine Frische steckte auch Mama an, die mit jedem Tage schöner und jünger wurde. Es war, als wenn der Schleier, den die Sorge des Alltagslebens über ihr Gesicht gebreitet hatte, davon geflattert wäre, und als zeigte es sich nun erst in seiner natürlichen Anmuth. Selten war sie mit auf unseren Partien, ihr war es erwünschter, daheim zu bleiben und sich auszuruhen, „auf Vorrath", sagte sie lächelnd. Hatte sie uns zu unseren Ausfahrten gehörig verproviantirt und ausgerüstet, dann nahm sie ein Buch und ging in den nahen Wald oder setzte sich auf die Bank hinter unserem Häuschen, vor der die ganze Pracht des Hochgebirges ausgebreitet lag wie ein Zauberbild. Des Abends kam

sie uns ein Stück Weges entgegen, und es war für uns ein Fest, wenn wir sie aus weiter Ferne erblickten und sie mit Juchhei und Holdrio begrüßen konnten.

Ja, das waren fröhliche Tage und Wochen. Aber Ferien schreiten schnell, und ach, zu früh läßt die Schule das Signal zum Sammeln ertönen. Geraume Zeit dauerte es jedes Mal, ehe wir uns zu Hause wieder eingerichtet hatten, und ein Hauptthema unserer Winterabendgespräche war es, der hinter uns liegenden Feriengroßthaten, oft ein wenig ruhmrednerisch, zu gedenken und neue kühnere für das nächste Jahr zu ersinnen.

Das ging so ein ganzes Häuflein von Jahren. Dann wurde dieses Thema allmählich durch andere verdrängt. Es begann die Aera der langen Kleider, der gefühlvollen Kränzchen mit und ohne Lectüre, der Tanzstunden — ach, der seligen Tanzstunden! Und siehe da, plötzlich war unser Haus der Schauplatz einer lebhaften Geselligkeit.

Ein Vetter von uns stand als Offizier in einem Artillerie-Regiment der Garnison. Er machte uns ab und zu einen Besuch, ohne es indessen zu einem regelmäßigen Verkehr kommen zu lassen; wozu er auch unsererseits nicht allzu dringlich veranlaßt wurde, denn er war ein etwas gar zu trockener Vetter. Er sprach von nichts Anderem als von seinem Dienste, so daß ihn Käthe eines Tages mit ernsthafter Miene fragte: ob er vielleicht seine Kanone bei sich habe? Er erwies ihr die Ehre, über diesen Witz zu lächeln, sonst beachtete er uns wenig, Backfische waren unter seiner Würde. Aber mit einem Male mußten ihm doch die Augen aufgegangen sein. Er fing an, sich mit uns zu beschäftigen, erwies uns kleine Aufmerksamkeiten und ließ das Geschütz seiner Liebenswürdigkeit auffahren — wie Papa auf des Vetters Waffe anspielend, sich ausdrückte. Auch wurden seine Besuche jetzt häufiger, und in seiner Begleitung erschienen nach und nach junge Herren verschiedener Truppengattungen, aber auch ehrbarer bürgerlicher Berufe, welche den Wunsch hatten, bei uns eingeführt zu sein.

Ich kann nicht sagen, daß wir über die Ursache dieser Besuche sehr viel nachgedacht hätten; jetzt hatten wir wenigstens die tröstliche Gewißheit, auf den Bällen, die wir in Zukunft mitmachen würden, nicht sitzen zu bleiben. Uud das war ja die Hauptsache. Papa schüttelte anfangs über das Anwachsen unseres, durch dreierlei Jahrgänge von Freundinnen noch verstärkten Verkehres bedenklich sein Haupt. Aber als Mama erklärte, derselbe bilde für uns junge Mädchen eine gute Schule gesellschaftlicher Bildung, beruhigte er sich bald. Er selbst liebte den Umgang mit der Jugend und schloß sich nie aus, wenn es ein munteres Spiel gab oder ein improvisirtes Tänzchen. Um uns aber nicht übermüthig zu machen, sagte er:

„Ihr glaubt doch nicht etwa, daß die jungen Herren Euretwegen Besuch gemacht haben? Sie kommen natürlich nur, um im Verkehr mit

einem erfahrenen Manne ihre Kenntnisse zu bereichern und ihr Urtheil zu vertiefen. Ich freue mich, daß unsere männliche Jugend so strebsam ist."

„Ja," erwiderte Käthe, „besonders der Vetter von der Artillerie!"

„Der macht allerdings eine Ausnahme," versetzte Papa. „Der kommt Deinetwegen."

„Aber Papa!" rief Käthe vorwurfsvoll. „Ich bin doch keine schwere Batterie!"

Papa lachte und sagte mit dem Finger drohend:

„Warte, Du Schelm!"

Sie war nicht so leicht zu verblüffen.

IV.

„Eine Neuigkeit! Hanna Recke hat sich verlobt!"

Mit diesen Worten trat eines Tages Papa in unser Zimmer, wo ich mit Mama über häusliche Angelegenheiten conferirte.

„Mit wem?" fragte Mama. „Mit ihrem Lieutenant?"

„Nein, mit unserem Professor!"

„Mit unserem Professor? Was meinst Du damit?"

„Gestehe doch," sagte Papa lachend. „Du hattest über ihn verfügt, ich weiß nur nicht, für welche von unseren Grazien."

„Nun, und wenn ich mich mit solchen Gedanken beschäftigt hätte," versetzte Mama ernst, „würdest Du es tadeln wollen?"

„Tadeln? Warum? Ich freue mich vielmehr darüber. Du wirst nun allmählich doch zur Einsicht kommen, daß das Pläneschmieden und Schicksalspielen in dieser Frage zu gar nichts führt, und daß der dumme Zufall zehn Mal gescheidter ist, als alle sorgenden Eltern zusammen."

Mama seufzte.

„Ja, wenn wir im Märchenlande wohnten," sagte sie, „wo die Prinzen wild wachsen, dann könnten wir still dasitzen und warten, bis eines schönen Tages eine goldene Karosse angefahren käme mit drei Königssöhnen darin, die uns kniefällig um die Hände unserer Töchter bäten."

„Na, unter Prinzen thue ich's auch nicht!" erwiderte Papa vergnügt und wandte sich an mich:

„Was meinst Du, Lies'? Für Dich beanspruche ich sogar einen Erbprinzen."

„Nein," gab ich lachend zur Antwort. „Es muß ein fertiger König sein."

„Bravo!" rief Papa.

Als er uns verlassen hatte, sah ich, wie Mama sorgenvoll den Kopf bewegte und, wie immer, wenn sie etwas bedrückte, starr vor sich hinsah. Ich trat zu ihr und legte meinen Arm um sie:

„Sorge Dich nicht, Mama!“ bat ich. „Sie werden die besten und trefflichsten Männer von der Welt bekommen.“

„Wer?“ fragte Mama und blickte mich groß an.

„Nun, unsere Kinder. Eh' Du's ahnst, sind sie glückliche Bräute.“

„Und Du, Lies'?“

„Ach, Mama,“ entgegnete ich, und es war mir voller Ernst mit meinen Worten. „Um mich ist keine Noth, ich komme zurecht.“

„Du liebes Kind!“ sagte Mama und küßte mich zärtlich. „Ein so gutes Wesen verdient gar kein Mann!“

Ich wehrte mich tapfer gegen dieses Lob, aber es machte mich doch glücklich, so wenig ich einen Anspruch darauf hatte. Worin bestand denn meine Güte? Ich liebte die Meinigen von ganzem Herzen, aber wie hätte es wohl anders sein können, da sie mir, was ich ihnen gab, doppelt zurückgaben.

Ich habe viel über schreiende Mängel in der Erziehung unserer weiblichen Jugend klagen hören. Man spricht bald mit Mitleid, bald mit Verachtung von jungen Mädchen, die ohne ernstere Interessen, in schalen Vergnügungen und leeren Tändeleien die köstlichen Jahre leiblichen und geistigen Wachsthums, für Männer die erquickliche Lehr- und Reifezeit, ungenutzt verbringen, bis sie übersättigt oder zu Tode gelangweilt dem ersten besten Manne die Hand reichen: die Besseren, um endlich eine Lebensaufgabe zu finden, die Anderen aus Begier nach neuen Genüssen. Und ich selbst bin häufig solchen Mädchen begegnet und habe sie tief bedauert. Was wird ihre Zukunft sein? Wie sollen sie die Kämpfe des Lebens bestehen? Sie, die von ihm Alles begehren und ihm Nichts zu bieten vermögen, die Fremdlinge sind in der Wirklichkeit, die Nichts verstehen und Nichts können, deren Körper erschlafft, deren Geist träge, deren Herz leer ist? Vielleicht ringt sich in heftigen Erschütterungen ihre gesunde Natur durch, das Wahrscheinlichere ist, daß sie in ewigem Unbefriedigtsein sich verzehren, oder unfähig, ihren Aufgaben gerecht zu werden, denen eine Last sind, denen sie Stütze und Hilfe sein sollen.

Und ich dächte, es wäre ihnen doch so leicht zu helfen. Ich glaube an die Heilkraft der Arbeit. Aber um dieses Mittel richtig anwenden zu können, muß man freilich manches Vorurtheil, manchen vornehmen Dünkel abstreifen und sich des Gedankens entwöhnen, als sei nur die geistige Thätigkeit diejenige, die der Töchter aus bevorzugten Kreisen würdig sei. Nein, jede Arbeit ist gut, die den Fähigkeiten und den Neigungen entspricht. Ob die junge Dame wirthschaftlich thätig ist oder ob sie sich zur Erzieherin bildet — nur lernen soll sie, nur schaffen, nur arbeiten. Ich bin jetzt in dem Alter, um aus reifer Erfahrung sprechen zu können, darum drücke ich mich so bestimmt aus. Ich habe nie eine müßige Stunde gehabt, und ich sehe darin das größte Glück meines Lebens. Es bewahrte mich vor den gefährlichen Grübeleien eines unbeschäftigten Geistes, es nahm den Ent-

täuschungen, die mir nicht erspart blieben, den Stachel und ließ in meinem Herzen nie das Gefühl unbefriedigter Sehnsucht aufkommen, dessen Bitterkeit die bescheidenen Gaben des Schicksals vergällt.

Als ich die Schule verlassen hatte, wurde kein Familienrath abgehalten, um zu ermitteln, auf welche mehr oder weniger spielerische Weise ich nunmehr die Zeit tödten sollte, kein Lyceum oder Gymnasium kam in Frage, sondern ohne weitere Vorbereitung trat ich mein Amt als Helferin unserer guten Mama an. Denn sie bedurfte der Hilfe gar sehr. Je mehr ich selber zugreifen lernte, desto mehr staunte ich über die außerordentlichen Leistungen, deren dieses zarte Wesen fähig war. Man bedenke nur: Papa war im Wesentlichen auf ein nicht allzureichliches Gehalt angewiesen, von dem wiederum nur ein gewisser Theil für die Wirthschaftsführung abgegeben werden durfte. Und welches Soll stand diesem bescheidenen Haben gegenüber? Da mußte eine fünfköpfige Familie gut ernährt, da mußte ein unserer gesellschaftlichen Stellung entsprechendes Haus ausgemacht, da mußten drei fast erwachsene Mädchen sauber und hübsch, wenn möglich hübsch modern, gekleidet werden — und alle diese in stetem Zunehmen begriffenen Ausgaben sollten ein ganzes Jahr hindurch mit einer Summe bestritten werden, die mir anfangs kaum ausreichend erschien, die Bedürfnisse von drei, vier Monaten zu decken. Aber Mama brachte das Wunder fertig.

Papa pflegte zu sagen: sie sei eine Anhängerin der Doppelwährung; denn bei ihr währe jedes Geldstück doppelt so lange, wie bei anderen Frauen. Und es schien wirklich so, als vervielfältige sich in ihren Händen das Geld, soviel wußte sie daraus zu machen. Aber mit wieviel Mühen und Kopfzerbrechen! Manchmal wollte sie schier verzweifeln, sie glaubte zu unterliegen in diesem Kampfe mit den unerbittlichen Zahlen; und dann gab es lange Conferenzen zwischen Papa und Mama: ob denn die Ausgaben nicht einzuschränken wären, die Einnahmen nicht erhöht werden könnten. Leider meist ohne Erfolg, denn das Gehalt wollte nun einmal nicht in demselben Tempo wachsen wie die drei Mädel. Und so mußte es denn wieder gehen, und es ging dank der aufopfernden Hingabe unserer tapferen Mama, dank ihrer alle Lebensverhältnisse beherrschenden Klugheit, dank ihren geschickten Händen, die in der Wirthschaft fest zufassen konnten und es doch fertig brachten, uns so entzückend auszustaffiren, daß unsere Garderobe in der ganzen Freundschaft angestaunt und nachgeahmt wurde. Freilich diese Arbeit gerade griff unser Mütterchen, so gern sie sie that, am meisten an, sie machte sie oft ganz krank und nervös.

Da war ich denn als leidlicher Ersatz ganz willkommen. Ich hatte von ihr die Geschicklichkeit geerbt und von jeher in Handarbeiten brillirt. Ich sah, wo Mütterchen der Schuh drückte, und ohne mich zu besinnen, ging ich hin und erlernte die edle Schneiderkunst.

Lacht mich nur aus: es ist eine Kunst! Was der Bildhauer thut,

nach einem lebenden Modell den Menschen nachbilden, das thue ich auch. Und ich empfinde etwas wie Schöpferfreude, wenn es mir gelungen ist, eine tadellose, wirklich kleidsame Toilette herzustellen, die der Eigenart derjenigen, für die sie bestimmt ist, angepaßt ist, sie verschönt und in das rechte Licht setzt. Denn alles das vermag meine Kunst: die Reize der Gestalt läßt sie hervortreten und weiß ihre Mängel geschickt zu verdecken, sie erhöht den Zauber blühender Farben und verleiht den matten Tönen der Haut den Schein des Lebens — kurz, sie läßt die Menschen neu und schöner erstehen; ja boshafte Zungen sagen sogar, sie erschaffe überhaupt erst den Menschen — nach dem alten Spruch: Kleider machen Leute.

Das ist ja ein wenig übertrieben, nicht wahr? Aber soviel weiß ich, ich habe allen Respect vor dem, der ein gutes Kleidungsstück machen kann, und ich habe nicht einen Augenblick gedacht, daß ich mich herabwürdige, wenn ich als Tochter eines höheren Staatsbeamten das Schneidern erlernte.

Meine Kunst belohnte sich in der Folge vortrefflich. Jetzt konnte Mama die Nadel aus der Hand legen, und sie that es mit einem Seufzer der Erlösung. Eine weitere Wirkung war die, daß ich mich, angeregt durch das Schnittzeichnen, im Entwerfen und Erfinden von Mustern zu anderen Handarbeiten zu üben begann. Ich hatte ein wenig Talent zum Zeichnen und trug mich sogar mal mit dem großen Gedanken, eine Malerin zu werden; ein Glück, daß ich davon abgekommen bin, denn Nichts ist gefährlicher für das Fünkchen, als wenn man es gewaltsam zu einer mächtigen Flamme anblasen will, dann erlischt es bald ganz. Ich erfand und griffelte also munter darauf los, hatte auch das Glück, bei einem Preisausschreiben in einem berühmten Modeblatte als Siegerin gekrönt und belohnt zu werden. Daraus entspann sich eine Beziehung zu jenem Blatte, die bald eine innige und für mich recht erfreuliche wurde. Meine Muster wurden gern angenommen und gut bezahlt, und allmählich erwuchs mir daraus eine regelmäßige Einnahme, die mich finanziell ganz unabhängig machte. Ja noch mehr, der Verlag bot mir eine feste Stelle in der Redaction an mit einem Gehalt, das, ich schäme mich fast, es zu sagen, größer war als das meines lieben Papas; und als ich ablehnte, weil ich auf die daran geknüpfte Bedingung, meinen Wohnsitz nach der Hauptstadt zu verlegen, nicht eingehen konnte, wurde mir erklärt, daß die Stelle für mich jederzeit offen gehalten würde, ich sollte nur nöthig haben, ja zu sagen.

So hatte ich einen über Gebühr und Verdienst lohnenden und mich voll befriedigenden Lebensberuf gefunden. Und was mich am meisten beglückte, keiner von den Meinen legte mir das geringste Hinderniß in den Weg, sondern Alle waren stolz auf ihre „Productive", wie mich Papa nur noch nannte. Käthe besonders gerieth über meine Erfolge in großen Eifer, sie wollte nicht nachstehen und die Hände müßig in den Schooß legen. Sie hatte eine schöne Altstimme und einen feurigen Vortrag, war auch

musikalisch beanlagt, weshalb ihr Papa nach glücklicher Beendigung ihres Schuldfeldzuges erlaubt hatte, in ein Conservatorium einzutreten. Nun erklärte sie mit aller Bestimmtheit: sie werde zur Bühne gehen, Altistinnen seien gesucht, und sie rechne auf ein fürstliches Gehalt. Papa machte bei dieser Eröffnung ein diplomatisches Gesicht und sagte:

„Schön, mein Kind, ich werde sofort an den Generalintendanten schreiben, denn Du wirst doch wohl an die Hofoper wollen.“

Rose machte ein betrübtes Gesicht.

„Ich verstehe gar Nichts,“ klagte sie. „Ich kann rein gar Nichts verdienen.“

„Doch,“ erwiderte Papa,“ „die Liebe und Hochachtung der Zeitgenossen.“

Wir mußten lachen, und auch Prinzeßchen lachte mit.

V.

Unter den jungen Leuten, die in unserem Hause verkehrten, befand sich ein Mediciner, Erich Walker. Er stammte aus einer alten Chirurgenfamilie. Schon sein Großvater hatte einen Lehrstuhl dieses Faches innegehabt, und der Name seines Vaters war in der medicinischen Welt hochangesehen. Er selbst galt trotz seiner jungen Jahre als gelehrtes Haupt und erfreute sich der besonderen Gunst unseres Operateurs, Professor Sträußler, dessen erster Assistent er war. Da sein Vater ein Jugendfreund von Papa war, hatte er bei uns die herzlichste Aufnahme gefunden und gehörte bald zu den Intimen unseres Kreises. Er war eine Natur von selbstständigem Gepräge, fest und männlich in seinem Auftreten, ein wenig phlegmatisch, aber heiter mit den Heiteren, kein Uebelnehmer und kein Spielverderber. Wir hatten ihn Alle gern, und auch er fühlte sich offenbar wohl bei uns. So oft sein anstrengender Beruf es erlaubte, kam er uns Gesellschaft zu leisten, bei unseren Ausflügen war er regelmäßig Veranstalter und Leiter, und wenn wir irgend etwas Festliches vorhatten, war er unser erster Berather.

Von uns Dreien schien ihm Käthe von Anfang an am meisten zu gefallen. Er hielt sich immer in ihrer Nähe, erwies ihr allerlei Dienste und Gefälligkeiten, brachte ihr Noten und begleitete sie zum Gesange, kurz, er spielte ihren Cavalier. Käthe nahm seine Aufmerksamkeiten als etwas Selbstverständliches hin. Sie war sehr verwöhnt, namentlich von den Herren, und betrachtete sie mehr oder weniger Alle als ihre Sclaven. Dafür, daß ihr Walker irgend wie unsympathisch war, lag nicht der mindeste Anhalt vor; im Gegentheil, sie neckte sich beständig mit ihm, und so wenig er sonst Spott vertragen konnte, von ihr ließ er sich Alles mit sichtlichem Wohlbehagen gefallen.

Aber allmählich änderte sich ihr Verhalten gegen ihn. Je dienstwilliger und ergebener er wurde, desto schlechter behandelte sie ihn, bis-

weilen ignorirte sie ihn vollständig, und dann wieder überhäufte sie ihn mit Sottisen und Witzeleien, die mir zum Theil recht ungezogen vorkamen. Sie verhöhnte sein Phlegma, ahmte seinen süddeutschen Dialekt nach und machte sich in ganz ungerechter Weise über seine angebliche Musikstümperei lustig. Ihre Pfeile prallten jedoch wirkungslos von ihm ab, er hörte ihre spitzen wie grobkörnigen Ausfälle unterschiedlos mit größter Gelassenheit an und machte noch ein ganz vergnügtes Gesicht dazu. Selbst wenn sie so weit ging, ihm in Gegenwart anderer junger Leute allerlei anzügliche Dinge zu sagen, verlor er sein Gleichgewicht nicht. Ich hörte einmal, wie bei einer solchen Gelegenheit unser Vetter zu ihm sagte:

„Wissen Sie, Walker, so würde ich mich an Ihrer Stelle nicht behandeln lassen. Sie haben es von vornherein verfehlt.

Komm den Frauen zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort.
Doch wer kühn ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort."

Walker lächelte nur dazu und ließ sich geduldig von seiner Quälerin mißhandeln. Ja, die Ungnade, die sie ihm so deutlich zu erkennen gab, schien seine Verehrung für sie noch gesteigert zu haben. Er überbot sich in Liebenswürdigkeiten und zarten Huldigungen; hatte er irgendwo eine besonders schöne Blume oder ein neues Buch oder Bild ausfindig gemacht, gleich brachte er's ihr. Mochte sie auch seine Gaben achtlos bei Seite legen, das nächste Mal erschien er freudestrahlend mit einer neuen Aufmerksamkeit. Er war offenbar bis über die Ohren verliebt in das böse Käthchen. Sobald er sie sah, ließ er kein Auge von ihr, und immer wußte er's so einzurichten, daß sie in seinem Gesichtskreis war. Beim Tanzen führte er nur sie als Partnerin, und wenn sie, was häufig geschah, ihn mit Körben heimschickte, so tanzte er den ganzen Abend nicht.

Dieser unentwegte Minnedienst stachelte Käthe's Unmuth nur noch mehr an, und alle Zeichen einer ernstlichen Abneigung gegen ihren getreuen Ritter machten sich bei ihr bemerkbar. Sie mißachtete ihn jetzt so offen und in so verletzender Form, daß ich nahe daran war, Papas Intervention anzurufen, doch konnte damit der Sache eine Bedeutung gegeben werden, die sie vielleicht nicht hatte. Ich machte der Uebelthäterin daher auf eigne Faust Vorhaltungen und bat sie, im Interesse des Friedens und aus Respect vor der Gastfreundschaft ihr unfreundliches Gefühl gegen Walker zu beherrschen und ihn ein wenig glimpflicher, wie er's ja auch verdiene, anzufassen. Käthe gerieth in höchsten Zorn.

„Ich mag ihn nicht!" rief sie leidenschaftlich. „Er compromittirt mich durch seine lächerliche Anbetung, er soll mich in Ruhe lassen!"

Hier war also Nichts anzufangen. Während ich aber noch überlegte, wie ich es anstellen könnte, an Walker eine directe Warnung gelangen zu lassen, trat ein Ereigniß ein, das allen Erwägungen ein jähes Ende bereitete.

Es war an einem späten Nachmittage im Herbst, herrlich die Luft, der Himmel wolkenlos rein, unser Garten eine üppige Schale voll Blumen. Wir nahmen den Kaffee am Hause unter einer Esche, vor der ein wiesenartiger Platz lag. Außer Mama und uns Dreien war eine Freundin und auch Walker zu Besuch. Zuletzt erschien auch der Papa; er war auf der Hühnerjagd gewesen und trug noch ein gut Theil der durchlaufenen Furchen an seiner Kleidung. Die Jagdbeute war reichlich ausgefallen und Papa in bester Laune. Er setzte sich zu uns nieder, um einen Schluck Kaffee zu trinken, stand aber bald wieder auf und ging, von Mama gefolgt, in das Haus, sich umzukleiden. Das Gewehr hatte er in der Eile neben seinem Stuhl stehen lassen. Käthe nahm es in die Hand und spielte damit.

„Bitte, Fräulein Käthe, legen Sie den Schießprügel hin," sagte Walker.

„Ach, Sie fürchten sich!" spottete sie. „Nur Muth, er ist nicht geladen."

„Das weiß ich nicht," versetzte Walker. „Aber mit angeblich ungeladenen Gewehren ist schon viel Unfug geschehen."

„Thu' das Gewehr weg!" mahnte ich nun ebenfalls. Käthe aber legte an, und während sie auf Walker zielte, rief sie mit verächtlicher Miene:

„Fliehen Sie nur, Sie Held, sonst schieße ich!"

Walker sah sie an und lächelte:

„Nur zu, von Ihrer Hand sterbe ich gern."

Bei diesen schlicht und ohne Pathos gesprochenen Worten überzog sich Käthes Gesicht mit einer glühenden Zornesröthe, ich sah, wie ihr Auge wild aufloderte. In diesem Augenblicke krachte ein Schuß, und blutüberströmt brach Walker zusammen.

Nun entstand eine furchtbare Scene. Die Mädchen schrieen entsetzt um Hilfe. Zur Bildsäule erstarrt stand Käthe da, aber nur secundenlang, dann entrang sich ein lauter Wehruf ihrem Munde, und ohnmächtig sank sie zu Boden. Ich stürzte zu dem Getroffenen hin, der wie leblos dalag, Die Kugel war in die rechte Schulter eingedrungen. Kaum eine Minute später war auch schon Papa auf dem Platze. Mit Hilfe des herbeigeeilten Dienstmädchens wurde Walker vorsichtig in das Haus getragen und auf ein Bett gelegt. Rose lief selbst nach einem Arzt, während Papa einen Nothverband anlegte. Nach kaum zehn Minuten erschien ein in der Nähe wohnender älterer Arzt, der die Wunde untersuchte und ein bedenkliches Gesicht machte. Auf Papas Bitte, der sofort einen Boten zu Professor Sträußler gesandt hatte, begnügte er sich, einen regelrechten Verband herzustellen, mehr, meinte er, ließe sich ohnehin vor der Hand nicht thun. Der Kranke hatte auf Augenblicke die Besinnung wiedererlangt, dann war er auf's Neue in Bewußtlosigkeit verfallen, der Blutverlust war zu groß gewesen.

Inzwischen war Käthe aus ihrer Ohnmacht erwacht. Sie erhob sich und blickte wie aus einem Traume aufgeschreckt um sich. Allmählich mochte ihr wohl die Erinnerung an ihre schreckliche That kommen, denn sie schüttelte sich vor Grausen und war einer neuen Ohnmacht nahe. Ich umschlang sie und führte sie zu einem Sitz.

„Fasse Dich, Käthchen!" tröstete ich sie. „Gott wird ihn wieder gesund machen!"

„Er ist nicht todt?" fragte sie mit erloschener Stimme.

„Er lebt und ist bereits wieder bei Besinnung."

„Wer ist bei ihm?"

„Ein fremder Arzt. Professor Sträußler wird jeden Augenblick erwartet. Da kommt er."

Eben trat der Genannte in den Garten.

Käthe wollte ihm entgegeneilen, ich hielt sie zurück, denn sie sah todtenblaß aus und vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten.

„Laß mich zu ihm!" bat sie. „Ich muß ihn sprechen."

Mit Mühe vermochte ich sie zu bewegen, die Untersuchung abzuwarten. Sie fügte sich, in heftige Thränen ausbrechend. Ich brachte sie in ihr Zimmer und wollte, daß sie sich niederlege und ihre erregten Nerven zur Ruhe bringe; sie war aber nicht dazu zu bestimmen, sie sei nicht erregt, und Ruhe könne sie doch nicht finden, bevor sie Gewißheit habe. Ich sah, daß weitere Ueberredung nutzlos war. Wir setzten uns nieder und lauschten hinunter nach Papas Arbeitszimmer, wo der Kranke lag. Doch kein Laut ward hörbar. Nach einer Weile sagte Käthe:

„Höre mich an, Lies'! Mein Entschluß ist gefaßt. Ich bin verantwortlich für sein Leben. Ich werde nicht eher von seinem Lager weichen, als bis er genesen ist. Sage es Papa!"

Umsonst waren alle Versuche, sie umzustimmen. Sie blieb fest:

„Mein Leben für seines! Hindert mich nicht daran, wenn Ihr mich lieb habt."

Eine unheimliche Entschlossenheit prägte sich in ihren Augen aus. Ich war auf's Höchste erschrocken und erkannte meine wilde, übermüthige Käthe nicht mehr. Es war, als hätte die verhängnißvolle Kugel sie selbst in's Innerste getroffen. In meiner Rathlosigkeit eilte ich zu Papa hinunter, wo inzwischen Professor Sträußler sich zur Vornahme der Operation anschickte. Er bestätigte, daß der Blutverlust ein sehr bedeutender gewesen sei, gab aber im Uebrigen Hoffnung auf vollständige Wiederherstellung, sobald er die Kugel entfernt haben werde. Ich zog Papa beiseite und theilte ihm Käthes Entschluß mit. Er sann einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Lassen wir dem armen Dinge seinen Willen. Sie befindet sich in einer ungeheuren Exaltation, die Thätigkeit, zu der sie sich selbst anbietet und berufen fühlt, wird dazu beitragen, daß sie ihr seelisches Gleichgewicht

wiedererlangt. Ich will aber auch die Ansicht von Mama und Professor Sträußler hören."

Beide stimmten zu, der Professor erklärte nur, in jedem Falle eine erprobte Krankenschwester hersenden zu wollen.

So nahm denn Käthe, nachdem die Operation glücklich durchgeführt war, ihren Platz an Walkers Krankenlager ein. Mit einer Geduld und Ausdauer, die ihr Niemand zugetraut hätte, versah sie ihr selbstgewähltes Amt. Die geschulteste Pflegerin konnte nicht gewissenhafter, umsichtiger und zarter zu Werke gehen als sie. Der Professor war ganz entzückt von ihr und zog auf ihre Bitten nach kurzer Zeit die Schwester zurück.

Und unter Käthes Händen genas Walker. Als er eines Mittags die Augen aufschlug und Käthe mit besorgt auf ihm ruhenden Blicken an seinem Bette sah, glitt ein seliges Lächeln über sein Gesicht. Vielleicht glaubte er einen holden Traum zu träumen. Das gedämpfte Licht der Sonne, der tiefe Friede um ihn, das geliebte Wesen ihm so nahe — ach, welch ein himmlischer Traum! Er lächelte und schloß die Augen, um sie bald von Neuem zu öffnen. Und sieh — dasselbe Bild! Da streckte er die Hand nach ihr aus und seufzte, wie von schwerem Druck erlöst. Käthe faßte nach dieser blassen, zitternden Hand, und sie mit der ihrigen umschließend sank sie an dem Bett nieder und flüsterte: „Verzeihung!"

Er hob den Kopf und lauschte. Wie süß mochte ihm diese Stimme klingen. Und wieder flüsterte sie: „Verzeihung! Ich wollte Sie tödten! Ich bin eine Mörderin!"

Hatte er sie verstanden? Er lag still da und rührte sich nicht. Endlich sagte er mit matter Stimme:

„Was sprechen Sie? Sie wußten ja nicht, daß die Waffe geladen war."

„Entlasten Sie mich nicht, ich bin es nicht werth. Vor dem Gewissen ist Wille That. Und ich wollte Sie tödten."

Sie drückte ihren Kopf in das Bett, ein heftiges Schluchzen erschütterte ihren Körper. Minuten vergingen, keinen Laut hörte man außer dem Stöhnen des reueverzehrten Kindes.

Endlich begann er leise:

„So sehr haßten Sie mich? Warum — ach, warum thaten Sie das?"

„Weil ich schlecht war," antwortete sie, immer in knieender Stellung, „weil ich eitel war und voll Hochmuth."

„Nein, ich habe Ihren Haß verdient, ich bin der Schuldige. Ich wollte Ihnen meine Neigung aufdringen, Sie zwingen, meine Gefühle zu erwidern. Das war ein Unrecht, ein Verbrechen gegen Ihr Heiligstes, Ihren freien Willen."

„O, sprechen Sie nicht weiter!" bat sie. Aber er fuhr fort:

„Ich werde Ihren Frieden nicht mehr stören. Ich habe mir vorgenommen: wenn ich wieder gesund bin, gehe ich weg von hier. Vergessen Sie dann, was geschehen ist, und verzeihen Sie mir . . ." Seine Stimme

brach, er mußte weinen. Langsam rannen ihm die Thränen über die Wangen. Da hob sie den Kopf aus den Kissen und sah ihn an. Und in ihrem Blick lag Alles, was sie für diesen Mann empfand, der ihretwegen weinte: Reue, Zärtlichkeit, gläubige Verehrung. Und dann sprach sie sanft:

„Sie lieben mich nicht mehr, Erich?“

„Bis in den Tod!“ hauchte er.

„Und dennoch wollen Sie gehen?“

Jetzt erst verstand er sie. Mit aller Anstrengung, deren er fähig war, richtete er sich auf und sah sie mit glänzenden Augen an:

„Käthe!“ stammelte er.

Da fühlte er sich sanft umschlungen, und eine bebende Stimme flüsterte an seinem Ohr:

„Ich liebe Dich.“

VI.

Nun hatten wir eine Braut im Hause, die seligste Braut von der Welt. Man konnte sie nicht ansehen, ohne einen Hauch ihres Glückes in der eigenen Brust zu verspüren. Ihre frühere Munterkeit war zurückgekehrt, aber ohne die Neigung zur Ausgelassenheit und zum Uebermuth, sie erschien vielmehr zu einer reinen Daseinsfreude verklärt. Der große Schmerz jener Stunde hatte ihren Sinn geläutert. Echtes Gold wird klar im Feuer, sagte Mama.

Vor der Welt, die sich oft aus Unkenntniß die sonderbarsten Vorstellungen von den Dingen und Ereignissen macht, verlieh ihr das gefährliche Abenteuer beinahe einen Glorienschein. Wer weiß, in welcher Entstellung der Vorgang unter die Leute gekommen war! Unser Vetter hatte irgendwo von einem versuchten Doppelselbstmord des im Kampfe gegen den Widerstand der grausamen Eltern unterlegenen Liebespaares fabeln gehört. Genug, alle jungen Mädchen unserer näheren und weiteren Bekanntschaft beneideten Käthe um die Romantik ihrer Liebe. Wer auf Versfüßen gehen konnte, sandte ihr schwärmerische Gedichte. Unbekannte Bewunderer drückten ihre Gefühle durch sinnige Blumengaben aus. Papa äußerte die Befürchtung, Käthe würde noch zur Heldin eines Schauerromanes in Lieferungen zu zwanzig Pfennig gemacht werden, man müßte eigentlich um polizeilichen Schutz nachsuchen.

Abgesehen von diesem mehr komischen Erfolge hatte das Ereigniß aber auch ein wirklich Gutes. Es zeigte uns, welches Ansehens unser Walker sich unter seinen Fachgenossen erfreute. Eine rührende Theilnahme machte sich während der ganzen Dauer seines Krankenlagers geltend, und gewichtige Stimmen ließen sich dahin aus, daß die Wissenschaft einen schweren Verlust erlitten hätte, wenn er der Kugel zum Opfer gefallen wäre. Aber der schönste Beweis für die hohe Würdigung seiner Tüchtigkeit blieb uns noch vorbehalten. Wenige Wochen nach seiner Genesung traf ein

Schreiben des Ministers ein, worin ihm eine außerordentliche Professur für Chirurgie an einer süddeutschen Universität angetragen wurde. Im ersten Augenblick waren wir in der Stimmung glücklicher Spieler, die am großen Loose betheiligt sind. Ich denke mir wenigstens, daß man bei solchen Gelegenheiten vor Wonne aus dem Häuschen ist, so wie wir es allesammt waren. Als uns aber dann zum Bewußtsein kam, daß wir ja nun unsere Käthe fortgeben mußten, vielleicht für immer, da wurde uns doch sehr beklommen zu Muthe, und wir wurden allmählich Eines nach dem Anderen still, bis Papa plötzlich wie einer Eingebung folgend ausrief:

„Kinder, es geht nicht! Walker muß ablehnen!“

Darauf waren wir freilich nicht gefaßt.

„Aber Papa!“ riefen wir aus einem Munde, und Mama sagte: „Ist das Dein Ernst, lieber Mann?“

Da wurde er doch stutzig und wandte sich mit der kleinlauten Frage an die Braut:

„Ja, möchtest Du uns denn so gern verlassen, Käthe?“

Für die betrübt Dreinschauende nahm ihr Verlobter das Wort:

„Lieber Papa, der Ruf ist, wie Du selbst anerkennst, ein ehrenvoller, er ist auch, wie ich glaube, der Vorläufer für die ordentliche Professur. Man würde es nicht recht verstehen, wenn ich ablehnte. Meinst Du nicht auch, lieber Papa?“

Der arme Papa mußte ihm natürlich Recht geben.

„Freilich, freilich,“ erwiderte er hastig und fuhr sich nervös mit der Hand über die Stirn, als wollte er die aufsteigenden traurigen Gedanken verscheuchen.

„Warum sollen wir uns denn aber die Freude durch allerlei Grübeleien vergällen, lieber Mann?“ sagte jetzt Mama. „Wer uns hier mit gesenkten Häuptern sitzen sieht, denkt sicherlich, ein großes Unheil ist über uns hereingebrochen.“

„Es ist wahr,“ stimmte Papa, sich gewaltsam aufraffend, bei: „Wir sind recht undankbare Menschen. Also fort mit der betrübten Lohgerberei!“

Er zwang sein Gesicht in vergnügte Falten, aber so ganz aus dem Herzen kam ihm die Lustigkeit nicht. Erst als Mama aufstand und nach ihrem Schlüsselbunde fragte, das trotz aller Ordnungsliebe seiner Besitzerin die Eigenschaft aller Schlüsselbünde theilte, sich zu verflüchtigen, wurde er sichtlich heiter.

„Ah!“ rief er. „Das ist gescheidt. Hole nur eine aus der dunklen Ecke, Du weißt schon den Gelbsiegel. Oder besser noch, ich braue eine gute Pfirsichbowle, was meint Ihr, Kinder? Ich gebe auch eine Flasche Mousseux zu.“

Eine Pfirsichbowle mit Sect? Allgemeines Einverständniß. Nun war auch Papa wieder der Alte, denn Bowlebrauen war für ihn der Gipfel der Gemüthlichkeit.

Später freilich kehrte seine wehmüthige Stimmung noch häufig wieder. Käthe war doch nun einmal, so sehr wir Alle ihm an's Herz gewachsen waren, sein Liebling, und der Gedanke, sich von ihr trennen zu müssen, wurde ihm, je näher das unabwendbare Ereigniß kam, desto schmerzlicher.

„Das ist nun das Loos der Eltern," sagte er einmal. „Jeder Schritt, den unsere Kinder in's Leben hinausthun, führt sie weiter von uns ab. Zuletzt bleiben wir mit aller unserer Liebe und Zärtlichkeit einsam im verlassenen Neste."

„Wie kannst Du nur so reden?" versetzte Mama mit leisem Vorwurf. „Bleibt nicht Käthe die unsrige, auch wenn sie nicht jeden Tag um uns ist? Und vergißt Du denn, daß uns Gott noch mehr gute Kinder geschenkt hat?"

„Wie werde ich mich so versündigen?" rief Papa. „Aber sage offen, Lies', wie lange wirst Du noch bei uns im Neste aushalten?"

„Keine Bange, Papa!" erwiderte ich, auf den Scherz eingehend. „Ich gehöre nicht zu den Zugvögeln."

„Aber Du," wandte er sich an Rose. „Wie ist es mit Dir? Hat Dich Käthe nicht angesteckt? Heraus mit der Sprache!"

Rosa lächelte mit ihrem entzückendsten Lächeln.

„Wer wird mich denn wollen, Papa?"

„Da haben wir's!" rief Papa in komischer Verzweiflung. „Wenn die Mädchen erst aus dieser Tonart reden, dann ist das Schlimmste zu befürchten!"

Mama wollte uns zu Hilfe kommen.

„Du machst mir ja die Kinder rebellisch," sagte sie. Papa führte jedoch sein Thema unverdrossen weiter aus:

„Ihr werdet mir doch nicht mit ähnlichen Knalleffecten kommen wie Käthe!" sagte er. „Das bitte ich mir aus. Ich bin froh, daß die Sache so glimpflich ablief. Mein Gewehr lasse ich nicht wieder stehen, darauf verlaßt Euch. Na, kommt her und gebt mir einen Kuß und versprecht mir, keine Extravaganzen zu machen."

Das versprachen wir denn auch feierlich, aber bei einem Kusse beließen wir es nicht.

Walker hatte sein neues Amt mit Beginn des nächsten Semesters anzutreten, und Käthe sollte als junge Frau Professorin mit ihm ziehen, das hatten sie den Eltern mit einem unendlichen Aufgebot von Gründen, um welche diese verliebten jungen Leute nie verlegen sind, abgeschmeichelt. Nur wenige Monate gehörte sie uns also an, und wir wollten Nichts versäumen, um ihr die Heimat noch im holdesten Lichte erscheinen zu lassen. Alle, Papa voran, wetteiferten, sie zu verwöhnen, ihr Liebes und Gutes zu erweisen. Die schönste Aufgabe fiel aber Mama und mir zu, und niemals habe ich so viel Genugthuung über meine bescheidenen Kunstfertigkeiten empfunden, wie damals, wo ich eigenhändig die Ausstattung der geliebten Schwester entwerfen und mitherstellen durfte. Es sollte aber

auch etwas Wunderbares werden, das hatte ich mir vorgenommen. Kein fürstliches Trousseau sollte, wenigstens an Geschmack und Formenschönheit, sich mit dem ihrigen messen können.

Da gab es nun freilich nicht wenig Arbeit, aber noch mehr Freude und Anerkennung, denn Käthe kam aus dem Entzücken nicht heraus. Mamas Organisations- und Finanztalent zeigte sich im glänzendsten Lichte. Mit den bescheidenen Mitteln, die ihr zu Gebote standen, hätten Viele Nichts anzufangen gewußt, ihr aber gelang es, vermöge ihrer Kunst, einer Mark die Kaufkraft einer Krone zu verleihen, ein Material zu beschaffen, dessen Vollständigkeit und Gediegenheit ich bewundern mußte. Als wir das fertige Werk, stilvoll aufgebaut, den Freundinnen des Hauses zeigen konnten, ernteten wir allseitiges und aufrichtiges Lob; und wer weiß, ob nicht manches junge Ding die glückliche Braut mehr um die köstliche Ausstattung, als um den Verlobten beneidet haben mag.

Weniger Freude empfand ich an einem anderen Amte, das mir durch Käthes Brautstand aufgedrängt wurde. Die Sitte verlangt, daß man Verlobte unter eine gewisse Observation stellt. Ich finde sie nicht immer angebracht, aber sie besteht einmal, und darum wird sie befolgt. Man giebt den jungen Liebesleuten gern ein Geleite mit, wenn sie ausgehen oder ein Concert besuchen oder sich sonst in der Oeffentlichkeit zeigen, genug, man macht ihnen das trauliche Beisammensein so schwer wie möglich. Sie sind zu bedauern, die Armen! Sie möchten sich am liebsten auf eine einsame Insel flüchten, nur um sich ganz zu haben und zu besitzen, und man zwingt sie, die Gegenwart eines lästigen Dritten zu ertragen. Ja, sie sind zu bedauern. Aber was sage ich erst von diesem Dritten, diesem Unglücklichen, der verurtheilt ist, die Rolle eines unbequemen Störenfriedes, eines aufdringlichen Lauschers, eines durch und durch überflüssigen Menschens zu spielen? Ich habe diese Rolle gespielt, und ich kann versichern, es ist die undankbarste von der Welt, und wer sie spielen muß, kann mit Bestimmtheit darauf rechnen, ausgezischt zu werden.

Ich sage Nichts davon, daß, wohin wir kamen, das Brautpaar der Gegenstand alleiniger Beachtung war und ich vollkommen übersehen wurde. Das war ja natürlich, und die Bewunderung, die meinen beiden Schützlingen zufiel, ließ mich meine Zurücksetzung gar nicht empfinden. Aber daß das Brautpaar selbst meine Gegenwart meist ganz vergaß, das drückte meine Stimmung doch zuweilen recht nieder. Sie hatten ja den besten Willen, mich als Dritte im Bunde gelten zu lassen, und in der ersten Viertelstunde ging's auch leidlich, aber dann verloren sie sich völlig in Zärtlichkeiten, und von mir war keine Rede mehr. Sie hatten gar kein Bewußtsein mehr davon, daß neben ihnen Eine sich befand, die auch mitsprechen und mithören wollte und die thörichter Weise manchmal recht trübselig drein blickte. Denn was konnte sie dafür, daß man ihre Einsamkeit störte?

Nun, ich habe ja auch ganz still gehalten und mit keiner Geberde verrathen, daß ich meine Rolle nicht mit Hingebung und Leidenschaft spielte; aber ich war doch recht froh, als ich von dem Dienste einer Liebeshüterin befreit wurde. Ja, es hat auch bisweilen seine Schattenseiten, die Aelteste von Dreien zu sein!

VII.

Ein herrlicher Tag im Mai. Nach endlosem Regen hatte sich der Himmel aufgeklärt und strahlte in reinstem Licht. Ein fast zärtlicher Hauch ging durch die erblühende Natur, wie das sanfte Athmen eines Kindes. Durchsichtig erschienen die jungen Blätter der Bäume, und in Düften stand das Frühlingsgesträuch. Ueberall ein geheimes Weben, ein schweigendes Sprießen, neues Leben schuf jeder Augenblick.

Das war Käthes Hochzeitstag. Sie sah rührend schön aus, und wie sie bräutlich geschmückt durch den Garten ging, glich sie selbst einer Maienblüthe, von der Sonne der Liebe aufgeküßt. Sie hatte gebeten, daß die Feier im Hause stattfinde, und die Eltern hatten gern zugestimmt. Die alten traulichen Stübchen, die sie zuerst erblickt, die sie wachsen und werden sahen, sollten nun auch Zeugen ihres höchsten Glückes sein.

Und unser Häuschen erwies sich dieser Ehre würdig. Es leistete ganz Unerwartetes in Raumentfaltung. Wir waren förmlich verblüfft darüber, was es aus sich gemacht hatte. Freilich war auch das Unterste zu oberst gekehrt, kein Möbelstück an seinem Platz und keine Thür in ihren Angeln gelassen worden, auch hatten unsere freundlichen Mitbewohner in herzlicher Antheilnahme uns einige ihrer Zimmer zur Verfügung gestellt. Als aber die Vorbereitungen beendet waren und das Häuschen festlich gerüstet dastand wie ein Jubelgreis, da wollten wir's gar nicht glauben, daß unsere altfränkisch gemüthlichen Stuben sich in eine solche Flucht fürstlicher Gemächer verwandelt haben sollten. Alte Häuser wissen auch, was sie der Ehre der Familie schuldig sind.

Weniger Talent zur Prachtentwickelung zeigte unser Garten. Er war im Laufe der Jahre zu sehr Naturbursche geworden, um sich noch im vornehm zierlichen Gewande wohl fühlen zu können, wir mußten uns bescheiden, die Rasenplätze zu säubern, die Gänge ein wenig abzustecken und die üppig darauf loswachsenden Hecken die Scheere fühlen zu lassen. Und zuletzt nahm er sich so unglücklich aus wie eine Dorfschöne im Sonntagsstaat.

Da der Tag so herrlich angebrochen war, und alle Zeichen Beständigkeit des Wetters verhießen, hatten wir auf Papas Wunsch auf dem großen Wiesenplane hinter dem Hause die Festtafel hergerichtet. Das gab nun ein bezauberndes Bild, als die Hochzeitsgäste, nachdem unser lieber alter Pastor das junge Paar im Hause getraut hatte, in den Garten

hinaustraten und an der mit blendendem Damast gedeckten, blumengezierten Tafel sich niederließen. Die strahlenden Lichter des Silbers und Krystalls, die leuchtenden Frauengewänder, das zarte Maiengrün der Bäume und der sanfte Glanz der Sonne — das Alles verschmolz zu einem wunderbaren Farbenspiel, an dem das Auge sich nicht satt sehen konnte. Von innen, durch die weit geöffneten Fenster, ertönten die zarten Klänge der Hochzeitsmusik, und mit unermüdlichem Eifer mischten die Vögel ihren Gesang hinein.

Es war ein Märchentraum. Die Alltagswelt versank, wir schwelgten im Paradiese. Das klingt wie Uebertreibung, aber ich kann diesen Rausch des Entzückens nicht anders schildern, der uns Alle erfaßt hatte. Wir jubelten und schwärmten wie übermüthige Kinder.

Am seligsten war, das Brautpaar ausgenommen, unsere liebe Mama. Ihre Blicke gingen von einer ihrer Töchter zur anderen, und man sah es ihr an, wie sie innerlich frohlockte, namentlich, wenn die Jüngste an die Reihe kam. Und wer wollte das dem mütterlichen Stolze verdenken? Denn ich glaube, Schöneres als unsere Rose gab es auf der Welt nicht. Eine Madonna, sagte Jemand in meiner Nähe. Aber das Sonnigheitere, das huldvoll Süße ihres Wesens kam bei diesem Vergleich nicht zu seinem Rechte. Ich erinnere mich an ein altes Bild: Philippine Welser vor Kaiser Ferdinand, an dieses Bild mußte ich denken, so oft ich Rose anblickte; durch solchen Liebreiz mochte die schöne Augsburgerin das Herz ihres erlauchten Gemahls gewonnen haben.

Und wie kam ihre feine und vornehme Schönheit neben der Siegfriedgestalt ihres Tischherrn zur Geltung! Das war ein junger Assessor von Sürsen, der zu unserem engeren Freundeskreise gehörte. Durch den Tod seines Vaters als dessen einziger Sohn in den Besitz einer großen, in unserer Provinz belegenen Herrschaft gelangt, hatte er sich gleichwohl dem Staatsdienst gewidmet, in der Absicht, später mit der Bewirthschaftung seiner Güter zugleich die Verwaltung des heimatlichen Kreises zu übernehmen. Er arbeitete bei unserer Regierung und war Papa persönlich zugeordnet. Dadurch kam er in unser Haus, wo er wegen seiner schlichten und treuherzigen Art schnell unsere Sympathie erwarb.

Welch ein Paar! flüsterten Alle, als er mit Rose Arm in Arm einherschritt. Die Kraft mit der Anmuth. Und als Beide im Tanze dahinflogen, gerieth selbst unser trockener Vetter in Enthusiasmus.

„Der Lenz die lächelnde Erde umfangend!" rief er mir zu.

Das war poetisch und treffend. Ich sagte ihm das, worauf er eröthete, als wäre er auf einer Sünde ertappt worden.

Und unser Papa? Der feierte heute noch seinen größten Triumph. Als einer seiner Freunde ihm einen besonderen Trinkspruch gewidmet hatte und das Hoch auf ihn erklang, eilten wir Drei wie auf Verabredung zu ihm hin und umschlangen und küßten ihn vor versammeltem Volke.

Und Alles erhob sich von seinen Plätzen und jubelte dem gesegneten Manne zu, dem beneidenswerthen Vater solcher Töchter. So wenigstens deutete ein späterer Redner diesen spontanen Ausbruch des Jubels.

Und ich zweifle nicht, mein lieber Papa, daß Du dem geschätzten Redner im innersten Herzen beistimmtest und Dich glücklich priesest im Besitze Deiner drei Taugenichtse. Noch lange nachher, als Käthe abgereist und das Abschiedsweh überwunden war, lag noch ein Schimmer jenes Glückes auf Deinem Gesicht, und immer wieder kehrten Deine Gespräche zu jenem herrlichen Fest und seinem unvergänglichen Zauber zurück. Aber es mochten etwa acht Tage vergangen sein, da tratest Du um die Mittagsstunde mit niedergeschlagener Miene aus Deiner Studirstube und sagtest zu Mama:

„Denke Dir, was passirt ist!"

Und als wir Dich erschrocken anblickten, fuhrst Du fort:

„Ja, denke Dir! Du wirst es nicht glauben wollen. Eben haben wir unsere Käthe hingegeben, nun verlangt man ein zweites Opfer von uns."

Mama sah mich betroffen an, aber da ich völlig ahnungslos dreinschaute, rief sie hastig:

„Es handelt sich um Rose?"

„Ja," antwortetest Du noch immer ganz wehmüthig. Aber Mama war in große Aufregung gerathen.

„Sürsen hat um sie angehalten?" fragte sie und faßte Dich beim Arm, um Dich zu schnellerem Bericht anzufeuern.

„Woher weißt Du das?" sagtest Du erstaunt, und Mama erwiderte:

„Es war mir kein Geheimniß, daß er sich für Rose interessirt. Aber was hast Du ihm geantwortet?"

Da legtest Du die Hände in einander und schütteltest trübselig den Kopf, doch aus Deinen Worten klang Dein ganzer lieber Humor heraus, als Du sprachst:

„Ja, was soll man einem braven Manne sagen, der bescheiden frägt, ob man ihm nicht eine Tochter zur Frau geben wolle? Soll man Nein sagen? Das wäre doch unhöflich. Man kann doch nicht anders als sich verneigen und sagen: Ihr Antrag ehrt uns, mein Herr, und die Zustimmung von Tochter und Gattin vorbehalten, nehme ich denselben mit dem Ausdruck der Hochachtung an. Aehnlich habe ich denn auch gesprochen. Bist Du damit einverstanden?"

Ja, Mama war damit einverstanden, und Rose war es auch. Sie hatte Wort gehalten, ohne Knalleffect und sonstige Extravaganzen, mit dem edlen Anstande ihrer Prinzessinnatur hatte sie ihr Herz verschenkt.

VIII.

Wie still ist es nun in unserem Häuschen geworden! Walkers hatten auf die Professur an unserer Universität gehofft, aber ehe sie frei wurde, war ein Ruf aus der Hauptstadt gekommen, dem sie folgen mußten. Dort leben sie seit einigen Jahren in glücklichster Ehe. Käthe ist eine würdige Professorin geworden, aber auch als Frau ist sie heiter und fröhlich, wie sie als Mädchen war. Sie hat keine Kinder und bemuttert dafür die Schüler ihres Mannes, unter denen sie ihre Landsleute bevorzugt. Prinzessin regiert als die geliebte und angebetete Herrin auf ihren Gütern, sie ist häufig unser Gast, meist bringt sie einen ihrer fünf Jungen, bildschöne Knaben, lauter kleine Siegfrieds, mit; eine Tochter besitzt sie zu Papas aufrichtigem Bedauern nicht. Wir drei Alten sind im Neste geblieben. Käthe bestürmte uns anfangs, in ihre Nähe zu ziehen, wir nahmen es uns auch mehr als einmal vor, aber so oft es ernst damit werden sollte, siegte die Anhänglichkeit an die gewohnten Verhältnisse, an Haus und Garten, Heimat und Vergangenheit. Bisweilen fliegen wir zu den Jungen aus und kehren dann mit reicher Ausbeute für die Plauderstündchen an den einsamen Tagen in unsere bescheidene Enge zurück.

Mama ist noch immer eine schöne Frau und Papa rüstig und lebhaften Geistes wie in den besten Jahren, Beide verwöhnen mich über alle Maßen. Meiner Zeichenkunst bin ich treu geblieben und in stetem Zusammenhange mit den ersten Förderern meiner bescheidenen Talente. Auf ihre Bitten vertausche ich zu gelegener Zeit den Griffel mit der Feder und schreibe nun die Geschichte unserer kleinen Familie nieder; vielleicht daß sie neben den Schilderungen großer Schicksale hier und da freundliche Theilnahme findet.

Aber diese Geschichte würde nicht vollständig sein, wenn ich nicht noch zuletzt von mir spräche. Es ist auch ein wenig Eitelkeit dabei im Spiele. Denn Mancher wird nach ihrem bisherigen Verlauf glauben, daß ich im Gegensatze zu den vielbegehrten Schwestern ein gar unholdes Wesen war, geschaffen, um auf Liebe und Glück zu verzichten. So ist es nicht gewesen. Auch mich hat die gütige Natur nicht stiefmütterlich behandelt, auch ich bin begehrt worden von einem braven Manne, auch ich habe einen Blick in das Paradies thun dürfen, aber krachend schlugen die Pforten zusammen, ehe ich seine Schwelle überschreiten konnte. Doch in meiner Seele ist nichts von Bitterkeit zurückgeblieben. Ich bin ja geliebt worden, ich bin ja glücklich gewesen. Und die Erinnerung an dieses Liebesglück erhellt mein ganzes Leben mit einem goldenen Schein. Kurz nach Roses Verheirathung führte sich ein junger Offizier bei uns ein; er war eben erst in unsere Garnison versetzt worden und brachte Empfehlungen von einem Studienfreunde Papas. Sein frisches Wesen, sein weltfroher Sinn brachte in unser still gewordenes Leben neue Bewegung. Er fühlte sich zu uns hingezogen und wurde unser täglicher Gast. Und bald hatte er unsere

Herzen gewonnen. Ja, ich habe ihn sehr geliebt, und auch er liebte mich und ist meinetwegen in den Tod gegangen.

Wir hatten uns auf eine lange Wartezeit gefaßt gemacht; denn wir waren Beide unbemittelt. Als aber ein Jahr verstrichen war, ergriff ihn die Ungeduld, seiner impulsiven Natur war es unerträglich, zu harren und still zu halten. Ich erbot mich, zu meiner Redaction in ein festes, freilich in gewisser Weise abhängiges Verhältniß zu treten, um uns dadurch eine sichere Einnahme zu verschaffen, aber aus Standesrücksichten wollte er nichts davon wissen. Da griff er nach einem anderen Mittel, unsere Vereinigung zu beschleunigen. Von befreundeter Seite war an ihn die Aufforderung ergangen, ein Commando bei der Schutztruppe anzunehmen, die damals für Ostafrika gebildet wurde. Wir sträubten uns heftig dagegen, doch er ließ sich nicht zurückhalten; er erwartete davon ein schnelles Avancement und hoffte so, mich in kurzer Zeit heirathen zu können. Mit wehem Herzen sah ich ihn scheiden, und ach, zu schnell erfüllten sich meine düsteren Ahnungen. Kaum zwei Monate nach seiner Ankunft in der Colonie erhielten wir die Nachricht, daß er im Kampfe gegen einen rebellischen Volksstamm gefallen sei.

Ich glaubte, diesen ersten großen Schmerz nicht zu überleben. Ich versank in tiefe Schwermuth, und Jahr und Tag gingen darüber hin, ehe ich vollkommen genas. Langsam heilte meine Wunde, und das Leben nahm mich wieder auf. Und nun ist es mir, als hätte ich nie verloren, was einst meine Jugend durchleuchtete wie ein milder Stern, als gehörte mir noch immer das Herz des Verklärten. Darum wenn die glücklicheren Schwestern zu uns kommen, stehe ich nicht vergrämt und verbittert beiseite, sondern geselle mich zu ihnen, als Eine, der das Höchste zu Theil ward, was Frauen beschieden werden kann.

Und es kam ein Tag, an dem mich dieses Gefühl in seiner ganzen stählenden Kraft erfaßte, ein Tag, an dem noch einmal unsere vergangene Welt mit ihren Sternen und ihrem Dunkel sich erhob. Und wieder war es ein Hochzeitsfest, aber statt der Myrte schmückte ein goldener Kranz den weißen Scheitel der Braut. Kinder und Enkel und Freunde waren um das liebe Paar versammelt und priesen ihr Geschick und ihre Tugenden. Und dann erhob sich mein Papa, und in seiner alten launigen Weise bedankte er sich bei Jung und Alt, und dann schloß er mit folgenden Worten:

„Nun aber lassen Sie mich noch eine Sünde bekennen! Es ist hohe Zeit, daß ich beichte, es könnte sonst zu spät werden. Ich habe mir einst mit Ungestüm einen Sohn gewünscht, und ich war tiefunglücklich, daß ich nur Töchter bekam, eine nach der andern, bis ich alle Hoffnung verlor. Meine theuren Freunde, ich war ein Thor, mehr noch, ich war ein Frevler gegen den lieben Gott, der mir diese Töchter geschenkt hat. Denn hier bezeuge ich es laut vor Allen, die meinem Herzen nahe stehen: sie haben

mein Leben reich und schön und köstlich gemacht. Ihre Kindheit, ihre Mädchen- und Frauenzeit, jeder Abschnitt ihres Daseins war für mich und meine treue Gefährtin eine Zeit neuer Freuden und Entzückungen. Jede von ihnen hat mich um soviel Jahre verjüngt, als sie selber zählt, und so stehe ich vor ihnen als ein Jüngling, der ich in meinem Herzen, dem Himmel sei Dank, wirklich noch bin. Das, meine theuren Freunde, ist die Rache, die meine Töchter an mir genommen haben. Und so weit gingen sie in der Selbstentäußerung, daß sie mir auch zu den Söhnen verhalfen, die ich einst schmerzlich vermißt hatte, und ich brauchte sie mir nicht einmal unter Sorgen und Mühen zu erziehen, als fertige Männer brachten sie sie mir in's Haus. Danken können wir ihnen alle die Güte, alle die Zärtlichkeit, alle die Aufopferung, das ganze große Glück, das sie uns gegeben, nur durch die unbegrenzte Liebe, mit der wir sie an unser Herz schließen. Allen Eltern aber fern und nah wünschen wir das Eine: der Himmel schenke ihnen Töchter wie die unsrigen!"





Das erste deutsche Parlament.

Zu dessen fünfzigjährigem Jubiläum.

Von

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

II.*)

Unter den Bestimmungen der Verfassung für das künftige Deutsche Reich waren zwei, welche vielfach Anstoß erregt haben, ja von denen man behauptet hat, sie hätten dem König Friedrich Wilhelm IV. die Annahme der Verfassung und der auf Grund derselben ihm angebotenen Kaiserkrone unmöglich machen müssen. Mit einem so unbeschränkten Wahlrecht, wie dort für den Reichstag aufgestellt sei, und mit einem blos suspensiven Veto sei schlechterdings nicht zu regieren.

Dieser Behauptung widerspricht sonderbarer Weise in beiden Punkten die Verfassung unseres heutigen Deutschen Reichs. Wir haben ein so unbeschränktes Wahlrecht für den Reichstag, wie nur irgend möglich, und ein Veto übt unser Kaiser überhaupt nicht; als solcher hat er nach der Reichsverfassung die von Bundesrath und Reichstag gemeinsam gefaßten Beschlüsse zu „verkündigen". Verfassungsänderungen kann er in seiner Eigenschaft als König von Preußen durch die 17 preußischen Stimmen im Bundesrathe verhindern; bei einfachen Gesetzen riskirt er überstimmt zu werden, wie das schon einmal wirklich geschehen ist, als durch Mehrheiten im Bundesrath und Reichstag Leipzig (nicht, wie die preußische Regierung gewollt, Berlin) zum Sitz des Reichsgerichts erklärt wurde. Und, was das Merkwürdigste, dieses so weitgehende Wahlrecht und dieser gänzliche Mangel eines directen Veto für das Reichsoberhaupt sind in die Ver-

*) Nachträglich zu dem ersten Artikel ist zu bemerken, daß sich zu den dort genannten sieben noch lebenden „Erbkaiserlichen" noch ein achter gefunden hat, nämlich der Geh. Reg.-Rath Professor a. D. Dr. Backhaus, dermalen in Görlitz, 79 Jahre alt. Er war ein Mitbegründer der Erbkaiserpartei neben dem Verfasser dieser Artikel.

fassung gekommen nicht durch eine aus dem Volke herausgewachsene parlamentarische Körperschaft, sondern durch die preußische und die anderen Regierungen des Norddeutschen Bundes auf den Rath eines so conservativen Staatsmannes wie Fürst Bismarck! Damit will ich nicht sagen, daß das allgemeine, gleiche, directe und geheime Wahlrecht das Ideal eines Wahlrechts oder daß nicht der Mangel eines directen Veto des Kaisers eine staatsrechtliche Abnormität sei; nur, meine ich, sollte man sich angesichts dieser Bestimmungen unserer Reichsverfassung etwas weniger stark ereifern über ähnliche Bestimmungen in der Verfassung vom 27. März 1849.

Was zunächst das Wahlgesetz betrifft, so hatte damals der Bundestag, also die Gesammtheit der Regierungen, in seinem Wahlerlaß vom 30. März 1848 „jeden selbstständigen, volljährigen Deutschen“ für wahlfähig und wählbar zum Parlamente erklärt, was, da der Begriff selbstständig in den meisten Einzelstaaten in sehr liberalem Sinne ausgelegt wurde, fast noch weiter ging als unser heutiges Reichswahlgesetz. Die Wahlen zum Parlamente nach diesem so freien Wahlgesetz waren (wie früher gezeigt) ganz überwiegend gemäßigt ausgefallen. Sollte nun eine Versammlung, die aus einem solchen volksthümlichen Wahlgesetz und mittelbar aus einer großen Volksbewegung hervorgegangen war, einen großen Theil eben dieses Volkes für wahlunfähig, also für politisch unmündig erklären? Nicht blos die Linke sah die Sache so an, sondern auch manche gemäßigt Liberale mochten sich solchen Betrachtungen nicht gänzlich verschließen. Ferner stimmten, um die Linke zu gewinnen, viele Großdeutsche für ein möglichst freies Wahlrecht. Mit dieser Coalition der Linken und der Großdeutschen hatte die conservative Mehrheit der Erbkaiserlichen (denn auch unter ihnen gab es Anhänger eines freieren Wahlgesetzes) einen harten Kampf zu bestehen. Ihre Anträge auf sachgemäße Beschränkungen des Wahlrechts wurden einer nach dem andern verworfen, zuletzt auch der, daß wenigstens öffentlich zu Protokoll gewählt werden sollte. Das völlig unbeschränkte Wahlrecht siegte gegen ihren Widerspruch mit großer Mehrheit.

Rücksichtlich des Veto muß man wohl unterscheiden zwischen dem bei bloßen Gesetzen und dem bei Verfassungsänderungen. Bei einfachen Gesetzen mag der Mangel eines absoluten Veto weniger bedenklich erscheinen, weil nicht leicht eine parlamentarische Körperschaft einen und denselben Beschluß auf drei nacheinander folgenden Reichstagen völlig unverändert wiederholen wird, er müßte denn sachlich so berechtigt und von der öffentlichen Meinung dermaßen unterstützt sein, daß eine Regierung sich ihm nicht wohl versagen könnte. Wenn nun vollends ein solcher Beschluß nur mit Zustimmung eines Factors gefaßt werden kann, der die Regierungen vertritt, wie das damals das Staatenhaus sein sollte und heute der Bundesrath ist, so steht eine Ueberstürzung nicht wohl zu befürchten.

Solche Erwägungen mögen damals Viele (auch von der Erbkaiserpartei) dem suspensiven Veto bei bloßen Gesetzen geneigt gemacht haben. Bei der ersten Lesung stimmten für dasselbe Männer wie der württembergische Ministerpräsident Römer, der Reichsjustizminister R. v. Mohl u. A. Ein Mitglied des Reichsministeriums, Unterstaatssecretär Fallati, hatte sogar den Antrag auf Vertauschung des vom Ausschuß vorgeschlagenen absoluten Veto mit dem suspensiven gestellt. So ging dieses mit 274 gegen 186 Stimmen durch.

Für die zweite Lesung hatte der Ausschuß (wie ihm das nach der dortigen Geschäftsordnung zustand) die in der ersten Lesung abgelehnten Anträge (absolutes Veto und beschränktes Wahlrecht) wieder aufgenommen. Kurz vor der zweiten Lesung stellte nun der Abgeordnete Welcker den Antrag: „Das Parlament möge die Verfassung so, wie sie vom Ausschuß für die zweite Lesung vorbereitet sei, in einer einzigen Abstimmung annehmen und sodann, auf Grund derselben den König von Preußen zum deutschen Kaiser wählen."

Im Parlamente gab es damals eine Partei von 15 bis 20 Mitgliedern („Nürnberger Hof"), meist Preußen, unter Führung des namhaften Juristen Heinrich Simon. Dieser selbst war, seiner Gesinnung nach, ein ganz guter Preuße, aber auch ein Demokrat von der Sohle bis zum Scheitel. Als Preuße wollte er gern für das Erbkaiserthum im Hause der Hohenzollren stimmen; als Demokrat aber glaubte er dies nur dann thun zu dürfen, wenn er entsprechende Bürgschaften gegen einen möglichen Mißbrauch der monarchischen Gewalt in die Verfassung brächte. Die allerstärksten Bürgschaften dieser Art erblickte er nun in dem allgemeinen und geheimen Wahlrecht und in einem blos suspensiven Veto. So trat er denn, bevor es zur Abstimmung über den Welcker'schen Antrag kam, an die Erbkaiserpartei mit dem Vorschlage heran: „er und die Seinen wollten für das Erbkaiserthum stimmen, wofern die Erbkaiserpartei in jenen beiden Punkten an den Beschlüssen der ersten Lesung festhielte." Dieses Ansinnen ward, wie H. Simon selbst dies in einer öffentlichen Erklärung im Frankfurter Journal vom 30. März 1849 eingestanden hat, von der Erbkaiserpartei kurzweg abgewiesen. Darauf stimmte die Simon'sche Gruppe gegen den Welcker'schen Antrag und brachte denselben zum Falle.

Es mußte nun in die zweite Lesung eingetreten werden. Damit aber änderte sich die ganze Sachlage. Der Welcker'sche Antrag war als ein untheilbares Ganzes in die Versammlung eingebracht und als ein solches auch von der Erbkaiserpartei behandelt, das heißt, es war ein Fractionsbeschluß gefaßt worden, daß alle Mitglieder der Partei auch für das absolute Veto stimmen müßten. Das hatten auch alle gethan, um das Ganze und damit das Erbkaiserthum durchzusetzen, etwa wie im heutigen Reichstage Manche für die großen Justizgesetze gestimmt haben, obschon

ihnen Einzelnes darin nicht nach Wunsch war. Jetzt nun sollte über die einzelnen Paragraphen gesondert abgestimmt werden. Da trat denn die individuelle Ueberzeugung wieder in ihr Recht ein. Der bindende Fractionsbeschluß ward unwirksam, weil ihm die Voraussetzung fehlte, unter der er gefaßt war, der Welcker'sche Antrag.

Heinrich Simon wandte sich jetzt nochmals mit seinem Begehren an die Erbkaiserpartei. Es wurde ihm erwidert: nach jetziger Sachlage habe die Fraction auf die Abstimmung der einzelnen Mitglieder darüber keinen Einfluß. Darauf hat Simon mit den Einzelnen verhandelt. Von diesen blieben Diejenigen, die bei der ersten Lesung für das suspensive Veto gestimmt hatten, nur ihrer Ueberzeugung treu, wenn sie dies abermals thaten. Elf, die das erste Mal für das absolute Veto gestimmt, ließen sich, wie es scheint, durch Simons Drohung, er werde sammt seinen Freunden wiederum gegen das Erbkaiserthum stimmen, wenn nicht das suspensive Veto angenommen werde, bestimmen, zu diesem überzugehen. Dagegen haben nachweislichermaßen zwanzig Andere ihr früheres suspensives Veto mit dem absoluten vertauscht, wahrscheinlich, um den wider jenes von den Regierungen gemachten Ausstellungen Rechnung zu tragen und so die Annahme der Verfassung nach Möglichkeit zu sichern. Die Erbkaiserpartei als Ganzes hat daher bei der zweiten Lesung neun Stimmen mehr als bei der ersten für das absolute Veto abgegeben. Jene wie diese opferten ihre individuelle Ueberzeugung, um dadurch, wie sie glaubten, das Ganze, den monarchisch-constitutionellen Bundesstaat unter Preußens Führung, zu retten. Heinrich Simon hat nun aber seine Verhandlungen mit den einzelnen Mitgliedern in jener öffentlichen Erklärung so dargestellt, daß man glauben müßte, er habe mit der Partei als solcher verhandelt. Er sagt: „Nun ging die Partei darauf ein." Das ist eine Entstellung des Thatbestandes. Die Partei als solche hat niemals mit Simon „verhandelt", noch weniger ist sie „auf seine Forderungen eingegangen". Ich kann dies als sicher behaupten, weil ich fortdauernd im Vorstande der Erbkaiserpartei, damals sogar ihr Vorsitzender war, also um solche Verhandlungen wissen müßte. Auch Duncker in seinem Buch „Zur Geschichte der Reichsversammlung" (S. 84) sagt kurz und bestimmt: „Wir haben keinen Vertrag geschlossen!"

Gleichwohl hat sich aus dieser von Simon gegebenen, wohl nicht ganz unabsichtlich zweideutigen Darstellung des Vorganges eine Legende zu Ungunsten der Erbkaiserpartei gebildet, die selbst in amtlichen Schriftstücken auftaucht, die von vielen Historikern unbesehen fortgepflanzt und sogar von H. v. Sybel in seinem großen Geschichtswerke „Die Begründung des deutschen Reichs unter Wilhelm I." ohne nähere Prüfung wiedergegeben worden ist. Man hat von „Abmachungen" der Erbkaiserpartei mit Simon, von einem „Schacher" mit Erbkaiserthum und Veto gesprochen.

Wenn übrigens der Mangel eines absoluten Veto die Ablehnung der Verfassung verschuldet hat, so ist es nicht der des Veto bei Gesetzen,

sondern bei Verfassungsveränderungen gewesen. Hier allerdings ist ein solcher Mangel mit dem Wesen der Monarchie unvereinbar, denn bei einem blos suspensiven Veto des Inhabers der Krone könnte möglicherweise von einer Reihe ultrademokratischer Reichstage die Monarchie in eine Republik verwandelt werden. Handelt es sich nun aber um dieses Veto, so ist die Beschuldigung der Erbkaiserpartei, als habe sie den Mangel eines solchen herbeigeführt, völlig haltlos, ja geradezu frivol, denn die Erbkaiserpartei hat nach dem unanfechtbaren Zeugniß der Stenographischen Berichte für das absolute Veto bei Verfassungsänderungen bis auf ein oder zwei Mitglieder geschlossen gestimmt.

Aber, fragt man, wie war es dann möglich, daß dieses absolute Veto in der zweiten Lesung unterlag, und zwar mit einer so großen Mehrheit unterlag? Denn, während es in der ersten Lesung 259 Stimmen für sich und nur 196 gegen sich gehabt hatte, wurde es jetzt mit 272 gegen 243 verworfen. Das ging so zu. Die österreichisch-großdeutsche Partei, da sie sah, daß sie eine Verfassung nach ihrem Sinne, d. h. mit Hereinbeziehung Oesterreichs in den deutschen Bundesstaat, nicht durchsetzen könne, ging darauf aus, der von der Erbkaiserpartei betriebenen dadurch einen Todeskeim einzupflanzen, daß sie dieselbe durch gewisse hineingebrachte Bestandtheile den Fürsten und in erster Linie dem König von Preußen unannehmbar machte. Sie wußte recht wohl, wie viel Letzterer auf die unantastbare Hoheit und Machtvollkommenheit des Monarchen gebe. Ein suspensives Veto bei Verfassungsänderungen, vermöge dessen wohl gar einmal ein ultrademokratischer Reichstag durch einen dreimal gefaßten Beschluß die Monarchie in eine Republik verwandeln könnte, das war Etwas, was König Friedrich Wilhelm IV. um keinen Preis, selbst nicht um den einer Kaiserkrone, sich gefallen lassen würde. Nach dieser sehr schlauen Berechnung stimmten 50 Oesterreicher und sonstige Großdeutsche, welche insgesammt bei der ersten Lesung für das absolute Veto gestimmt und von denen 46 ausdrücklich (in einer öffentlichen Erklärung zu Protocoll) sogar gegen den Beschluß wegen des suspensiven Veto bei Gesetzen protestirt hatten, jetzt für eben dieses suspensive Veto bei Verfassungsänderungen! Sie verleugneten ihre offen bekannte Ueberzeugung — nicht, wie jene Erbkaiserlichen, die dem absoluten Veto, aber nur bei Gesetzen, abtrünnig wurden, um Etwas zu Stande zu bringen, was sie als nothwendig für das Vaterland erkannten, sondern lediglich, um zu zerstören. Als nach dem Durchgehen des suspensiven Veto bei Verfassungsänderungen nun auch das Erbkaiserthum durchging, sagte Herr v. Schmerling zu dem in seiner Nähe stehenden Herrn von Vincke: „Hier haben Sie gesiegt — in Berlin sprechen wir uns wieder!"

Noch eine zweite Forderung stellte H. Simon an die Erbkaiserlichen kurz vor der Abstimmung über die Oberhauptsfrage.

Sie sollten sich schriftlich verpflichten, die Verfassung, wie sie festgestellt sein würde, für „endgültig" zu erklären und sich nicht etwa zu einer

Aenderung derselben herbeizulassen. Er machte davon wiederum sein und seiner Freunde Votum in der Oberhauptsfrage abhängig. Etwa 80 Mitglieder haben eine solche Verpflichtung unterschrieben, an ihrer Spitze H. von Gagern, Mathy, Mohl, Welcker u. A. Man wird diesen Männern wohl zutrauen, daß sie eine solche Verpflichtung nicht eingegangen sein würden, wenn sie nur im Geringsten hätten fürchten müssen, sie verschlössen sich damit die Aussicht entweder auf eine nachträgliche Verbesserung der Verfassung durch die Versammlung selbst, oder auf ein Einverständniß mit den Regierungen. Für Ersteres war, abgesehen von den formellen Schwierigkeiten eines Zurückkommens auf das einmal endgültig Beschlossene, keine Hoffnung vorhanden. Die Erbkaiserpartei war in der Abstimmung über das absolute Veto bei Verfassungsänderungen mit 29 Stimmen unterlegen. Dieselben Stimmen, Großdeutsche, Particularisten, Ultramontane, Gruppe Simon und Linke, würden bei einer nochmaligen Abstimmung darüber aus den gleichen Gründen abermals gegen sie sein. Dagegen war, wenn man an der einmal beschlossenen Verfassung rütteln ließ oder selbst rüttelte, noch ganz etwas Anderes zu befürchten. In der letzten Zeit waren fast Tag um Tag neue Abgeordnete aus Oesterreich in die Versammlung eingetreten. Die österreichische Regierung hatte eine Anzahl slavischer Wahlkreise, die früher zu einer „deutschen Nationalvertretung" nicht wählen wollten, nachträglich doch dazu bestimmt. Wie leicht konnte dadurch die Mehrheit von den Erbkaiserlichen auf die Großdeutschen übergehen! An der einmal beschlossenen und als endgültig verkündigten Verfassung konnte eine solche großdeutsche Mehrheit nichts mehr ändern; sobald aber eine Verhandlung darüber wieder eröffnet würde, wer stand dafür ein, daß nicht diese großdeutsche Mehrheit das preußische Erbkaiserthum in ein österreichisches oder in eine vielköpfige Centralgewalt oder in sonst Etwas verwandelte?

Aehnliches war aber auch zu befürchten, wenn das Parlament mit den Regierungen über die Verfassung verhandelte. Der deutsche Bundesstaat unter dem erblichen Scepter der Hohenzollern, für den man mit den größten Anstrengungen gekämpft hatte, ging dann jedenfalls unrettbar verloren, denn wie hätten Oesterreich und die Könige sich auf dieser Grundlage mit der Versammlung verständigen können?

Genug, ein Wiederabgehen von der einmal beschlossenen Verfassung — sei es durch eine Initiative der Versammlung selbst, sei es auf ein Verlangen der Regierungen, — war der ganzen Sachlage nach undenkbar, wofern nicht die Erbkaiserpartei ihr ganzes Princip aufgeben, ihr eigenstes Werk wieder zerstören wollte. Die Verpflichtung, die H. Simon forderte, ob eingegangen oder nicht, änderte an dieser Sachlage und an der darauf begründeten, schon jetzt feststehenden Ueberzeugung der Unterzeichner nicht das Geringste. Sie konnten also unbedenklich ein solches Versprechen dem überargwöhnischen Simon geben, und sie mußten es, wenn sie dadurch

eine Mehrheit in der Oberhauptsfrage gewinnen konnten, die sonst unmöglich war.

Nach solchen Vorgängen vor und hinter den Coulissen fand am 27. März 1849 die entscheidende Abstimmung über die Oberhauptsfrage statt. Mit 267 gegen 263 Stimmen, also mit einer Mehrheit von nur 4 Stimmen, ward beschlossen, daß die Oberhauptswürde in dem zu gründenden deutschen Bundesstaate, der den Namen „Reich“ führen würde, mit dem Kaisertitel einem der deutschen Fürsten übertragen werden und daß sie sich in seinem Hause nach dem Rechte der Erstgeburt im Mannesstamme vererben solle. Am Tage darauf ward König Friedrich Wilhelm IV. mit 290 Stimmen zum Kaiser gewählt, während 248 sich der Abstimmung enthielten. Am 30. März ging eine Deputation von 32 Mitgliedern, aus Abgeordneten der verschiedenen Bundesstaaten zusammengesetzt, mit dem Präsidenten Simson an der Spitze, nach Berlin ab, um dem König diesen Beschluß des Parlamentes zu melden und ihm auf Grund der Verfassung die Kaiserkrone anzutragen.

Es läßt sich denken, daß dem König Friedrich Wilhelm IV. die Antwort auf dieses Anerbieten nicht leicht wurde. Der Glanz einer Kaiserkrone und die Herrschaft über das große deutsche Reich war für seine romantische Phantasie unstreitig sehr verlockend. Auf der anderen Seite sträubte sich sein legitimistisches Gefühl und sein Widerwille gegen Alles, was aus dem Volke oder von Vertretern des Volkes käme, gegen die Annahme einer Krone, die nicht, wie zu den Zeiten des weiland römischen Reiches, von den Fürsten geboten werde.

Wie viel zugleich die Besorgniß vor äußeren Schwierigkeiten, vor Verwickelungen mit Oesterreich oder anderen Mächten dabei wirken mochte, bleibe dahingestellt. „Ich bin kein Friedrich II.“, hatte einmal der König gesagt.

Wir besitzen über die Verhandlungen des Königs theils mit seinen Ministern, theils mit jener Gruppe unverantwortlicher Rathgeber, welche sich an ihn drängte und sein Ohr belagerte, der sog. „Camarilla“, in Bezug auf die der Deputation zu ertheilende Antwort verschiedene Mittheilungen. Danach erhalten wir von diesen Verhandlungen und von den Entschließungen des Königs das folgende Bild.

Zuerst rieth der preußische Bevollmächtigte in Frankfurt, Camphausen:

„Der König möge sich bereit erklären, an die Spitze derjenigen Bundesstaaten zu treten, deren Regierungen dies wünschen würden.“ Dem König und den Ministern ging dies schon zu weit, weil dadurch die freie Entschließung der Fürsten beeinträchtigt werde. Der König wollte allererst die Fürsten hören und sich dann über Annahme oder Nichtannahme der

Krone entschließen. Darauf hin legten die Minister in einer vom König präsidirten Sitzung des Gesammtministeriums dem König den Entwurf einer Antwort in diesem Sinne vor. Der Text dieses Entwurfes liegt leider nicht vor. Auch Sybel, dem doch das preußische Staatsarchiv zur Verfügung stand, theilt ihn uns nicht mit. Er sagt nur, der König habe wenig daran geändert, habe dann aber in einer freien Rede den Inhalt des Entwurfs, wie er ihn verstehe, wiedergegeben. Der Inhalt dieser Rede sei nach einem Protokoll über die betreffende Ministersitzung folgender gewesen: 1. Vor Allem Berathungen mit den deutschen Fürsten einschließlich Oesterreichs, um der Neugestaltung Deutschlands eine sichere Grundlage zu geben, wobei die Zustimmung Oesterreichs zur Errichtung eines deutschen Bundesstaates ohne Oesterreich zu erstreben und dessen Verhältniß zu diesem Bundesstaat festzustellen wäre. 2. Kein Bundesstaat ohne die deutschen Könige! 3. Sollten diese sich fernhalten, und nur die kleinen Staaten in den Bundesstaat eintreten wollen, so würde das Verhältniß Preußens zu diesen ein bloßes Schutzverhältniß sein und ganz neu geregelt werden müssen. 4. Kein Kaisertitel!

Ein drittes Stadium in dieser Reihenfolge wechselnder Entschließungen des Königs bildet die amtliche Erklärung, welche die Minister am Vormittag des 2. April in beiden Häusern des Landtages vortrugen. Sie lautete:

„Die Regierung erkennt in dem Beschlusse des Parlaments, der Verkündigung der Reichsverfassung und der Wahl des Kaisers, einen wesentlichen Fortschritt auf der Bahn der Entwicklung der deutschen Verhältnisse; sie wird Alles aufbieten, damit das angestrebte, jetzt nahe gerückte Ziel bald ganz erreicht werde. Aber sie hat deshalb ihren früheren Standpunkt nicht aufgegeben; sie hält also dafür, daß dieser Beschluß nur für diejenigen deutschen Regierungen gültig oder verbindlich ist, welche demselben aus freiem Entschlusse beistimmen; die königliche Regierung wird ihrerseits nichts unversucht lassen, ein Einverständniß darüber zu fördern."

Am Abend des 2. April, kurz nach der Ankunft der Kaiserdeputation in Berlin, ließ der Präsident des Staatsministeriums, Graf Brandenburg, den Präsidenten Simson zu sich einladen, um ihm etwas Wichtiges mitzutheilen. Da Simson unpäßlich von der Reise angekommen war, entsandte er statt seiner zwei Mitglieder der Deputation, die Herren G. Beseler und G. Rießer. Der Erstgenannte hat über sein Gespräch mit dem Grafen Brandenburg in seinem Buch „Erlebtes und Erstrebtes" (S. 88) wörtlich Folgendes berichtet:

In klarer, einfacher Weise erörterte er die wesentlichen Punkte: daß die Deputation die Kaiserkrone auf Grund der Reichsverfassung, ohne Beschränkungen und Klauseln, angeboten habe, daß andererseits der König Gewissensbedenken gegen die Annahme der von der Nationalversammlung einseitig beschlossenen Kaiserwürde hege. Am Schluß der Verhandlungen gab der Graf von Brandenburg die Erklärung ab, daß der König annehmen werde in Erwartung der Zustimmung der übrigen deutschen Regierungen! Dagegen über-

nahmen Rießer und ich die Verpflichtung, daß die Deputation die Annahme in dieser Form als ihrem Mandat entsprechend ansehen werde. Nachdem wir der Deputation Bericht erstattet, entschied sie sich einstimmig in diesem Sinne und verpflichtete sich, ihren Beschluß in Frankfurt zu vertreten.

Höchst interessant ist ein Bericht über die Besprechung des Königs mit der Camarilla, den wir in den 1891 erschienenen „Denkwürdigkeiten des Generals Leopold von Gerlach", des Hauptes der Camarilla, finden, und worin der General (1. Bd., S. 308) erzählt:

„Ich verabredete mit Massow, nach Potsdam zu fahren; hernach wurde auch Ludwig hinbefohlen. Massow und ich kamen zuerst an. Die vorliegende Sache war die Antwort an die Frankfurter Deputation. Alle, d. h. Ludwig, Voß u. s. w., drängten dahin, dem Könige dabei zur Seite zu stehen. Ich hatte in Berlin noch einen Entwurf aufgesetzt, der die Freude über die Anerkennung der Macht Preußens, den guten Willen, zu helfen, aussprechen sollte, das Anerbieten der Kaiserkrone aber als unzeitig und unvorbereitet abweisen. Der König kam bald mit Rauch, nahm uns in sein Cabinet und las uns die von ihm aufgeschriebene Antwort an die Deputation vor. Sie war außerordentlich schön und ergreifend. Unser ganzer Angriff — denn die dieses Mal vollständig besetzte Camarilla, auch Stollberg und Ludwig, war merkwürdig einig — concentrirte sich nur gegen eine Stelle in dem Entwurf. In derselben erklärte der König, er würde, ganz abgesehen von seiner Person, nur eine Wahl anerkennen, die von einem ordentlichen Fürstentage unter der Leitung der mächtigen Fürsten Deutschlands, also auch mit Zuziehung seiner selbst, und mit Zustimmung Deutscher Nation vollbracht worden sei nach tausendjährigem Rechte. Hierfür wurde eine prosaische, moderne Fassung vorgeschlagen, der sich der König nach schweren Kämpfen unterwarf. Bei der Disputation kam hervor, was er eigentlich gewollt hat: einen Fürstentag, aber keine Majorität nach der Kopfzahl der Fürsten, wo Oesterreich und Liechtenstein gleichgestellt würden, sondern die größeren Fürsten, „die acht Kurfürsten", voran. „Tausendjährig ist Ihnen zu apokalyptisch" (sagte der König), „obschon nach dem Buchstaben wahr." Auf Stolbergs dringende Aufforderung machte Ludwig eine andere Fassung, die Seine Majestät als Variante neben den Entwurf niederschrieb. Die Art, wie Seine Majestät ihre Fassung vertheidigten, war sehr charakteristisch. Massow griff besonders als gefährlich die Einwilligung Deutscher Nation an. Der König bezog sich auf die Wahl Kaiser Conrads II., wo die deutschen Nationen unter ihren Herzögen um die Wahlstadt Worms gelagert gewesen wären und durch Acclamation die Wahl bestätigt hätten. Dann habe in Frankfurt der Kurfürst von Mainz dem vor dem Römer versammelten Volk eröffnet, die Kurfürsten hätten den Erzherzog von Oesterreich, König von Ungarn, (!?) gewählt, und er hoffe auf des Volkes Zustimmung, die durch ein Geschrei erfolgt wäre. An die Stelle des Volkes sei jetzt die Frankfurter Versammlung getreten!! Dann zählte der König die noch vorhandenen acht Kurfürsten auf, drückte aber besonders und ganz richtig darauf, daß er selbst mit wählen müßte. Welch' ein Gemisch von Richtig und Unrichtig, von Princip und Antiquität!"

Nach demselben Berichte war der König noch spät am Abend des 2. April bei Brandenburg gewesen. Dies und die Aeußerung des Königs: „die Deputation habe erklärt, wenn der König ablehne, werde in Frankfurt die Republik proclamirt werden", scheint anzudeuten, daß dem König bange war, die Deputation möchte ein Annehmen der Krone mit Vorbehalt für ungenügend erklären. Danach hätte noch am Abend des 2. April beim König die Neigung zur Annahme die Bedenken dagegen entschieden überwogen.

Bei der veränderlichen Natur des Königs war freilich damit noch keine Gewähr für den nächsten Tag gegeben. Allein von allergrößter Wichtigkeit ist schon die Thatsache, daß, wie aus allen den angeführten Berichten über das am 2. April Geschehene unwiderleglich und übereinstimmend hervorgeht, an diesem Tage von einem Widerspruch gegen den Inhalt der Verfassung (den man doch selbstverständlich in Berlin bereits kannte) auch nicht mit einem Wort die Rede war! Weder der König, noch die Minister, noch selbst die Männer der äußersten Reaction, die Mitglieder der Camarilla, äußerten Bedenken gegen die Annahme der Verfassung, die doch von der Annahme der Kaiserkrone unzertrennlich war.

Für die Erbkaiserpartei enthält diese Thatsache eine große Genugthuung. Wenn selbst das, ohne ihr Verschulden und gegen ihren Widerspruch in die Verfassung gekommene suspensive Veto bei Verfassungsänderungen den König und seine Rathgeber, auch die reactionärsten, nicht bestimmen konnte, Verfassung und Krone abzulehnen, so konnte dies noch viel weniger der Fall sein rücksichtlich des suspensiven Veto bei Gesetzen und des Wahlgesetzes, d. h. derjenigen Punkte, für welche ein Theil der Partei mit veranwortlich war.

Von einer anderen Seite führt aber diese Wahrnehmung zu einer sehr schmerzlichen Betrachtung. Wäre der Stand der Dinge am 3. April, wo die officielle Antwort des Königs an die Frankfurter Deputation erfolgte, noch derselbe gewesen wie der am 2. April, so hätte der Abschluß und die thatsächliche Ausführung der Verfassung vom 27. März 1849 aller Wahrscheinlichkeit nach mit Sicherheit zu erwarten gestanden, während so, wie die wirkliche Antwort lautete, dieselbe jede Hoffuung darauf zerstörte. Denn das einzige Hinderniß, welches nach der Auffassung vom vorigen Tage einer sofortigen Annahme der Kaiserkrone seitens des Königs entgegenstand, die noch fehlende Zustimmung der größeren Fürsten (28 kleinere hatten bereits bedingungslos zugestimmt) wäre wohl nur von kurzer Dauer gewesen, wie die folgenden Thatsachen zeigen.

Der, seiner Natur nach sehr selbstherrliche König von Württemberg gab schon bald darauf dem einmüthigen Drängen von Ständen und Volk auf Anerkennung der Reichsverfassung nach. In Bayern drohten ganze Provinzen, die Pfalz und beide Franken, mit ihrem Abfall, wenn die Regierung sich nicht den Beschlüssen der Nationalvertretung fügen würde. In Sachsen erklärten sich drei Minister von fünfen für Annahme der Verfassung. Die Kammern thaten das Gleiche. Von den Magistraten der großen Städte und von zahlreichen anderen Deputationen ward der König bestürmt. Ein Gerücht, welches meines Wissens niemals widerlegt worden ist, behauptet, der Text der Reichsverfassung sei, um demnächst verkündet zu werden, in der Hofdruckerei bereits gesetzt gewesen, aber zurückgenommen worden. Dem König selbst legte man die Aeußerung bei, die er gethan

habe, als man in ihn gedrungen, er möge doch die Reichsverfassung anerkennen, „er könne nicht zurück". Man brachte dies in Verbindung mit der Sendung eines persönlichen Adjutanten des Königs von Preußen, der den Auftrag gehabt habe, den König von Sachsen im Widerstand gegen die Verfassung zu bestärken und ihn für den Fall, daß daraus Unruhen entständen, preußischer Hilfe zu versichern*), ein Vorgang, der allerdings in grellem Widerspruch steht zu der in der Erklärung der preußischen Minister an die Kammern (vom 2. April) gegebenen Versicherung, „die Regierung werde Nichts unversucht lassen, um ein Einverständniß darüber (über Annahme der Krone) mit den anderen Fürsten zu fördern." Auch in Hannover war die öffentliche Stimmung ganz überwiegend für die Reichsverfassung. Der König, der davon Nichts wissen wollte, half sich damit, daß er die Stände auflöste und nicht wieder berief, obwohl eine große Anzahl von Ständemitgliedern dringend darum bat.

Genug, die Zustimmung der anderen deutschen Fürsten (Oesterreich natürlich ausgenommen) zur Uebertragung der Kaiserwürde an den König von Preußen war sicherlich nur eine Frage der Zeit, und wahrscheinlich nur einer sehr kurzen.

Die Mitglieder der Kaiserdeputation, ermuthigt durch die Eröffnung des Grafen Brandenburg, sahen der Audienz am 3. April, wenn auch noch immer — bei der völlig unberechenbaren Natur des Königs**) — nicht ohne Bangigkeit, dennoch mit Hoffnung entgegen. Welche Bestürzung mußte sie erfassen, da die Antwort des Königs so ganz anders lautete, als sie nach der Erklärung des Staatsministeriums in den Kammern und der vom Ministerpräsidenten, unzweifelhaft im Auftrage des Königs selbst, ertheilten Auskunft über dessen Absichten zu erwarten gewesen wäre! Denn in dieser jetzigen Antwort des Königs ward nicht blos die Zustimmung der anderen Fürsten vorbehalten, sondern es ward auch als Vorbedingung jeder Entscheidung über die Oberhauptsfrage eine „Revision der Verfassung vom 27. März" durch die Fürsten verlangt. Bei dieser „Revision" sollte geprüft werden, „ob die dem künftigen Kaiser in der Verfassung zugedachten Rechte diesen in den Stand setzen würden, mit starker Hand die Geschicke Deutschlands zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen."

---

*) Diese Sendung ist bestätigt in den „Erinnerungen zu Erinnerungen" des Grafen Beust, damals königlich sächsischen Ministers des Auswärtigen.

**) Seine Stellung zur deutschen Frage überhaupt und zum Parlamente insbesondere hatte König Friedrich Wilhelm IV. schon bis dahin fort und fort gewechselt. Der Nachweis dieser Wandlungen füllt in meinen „Dreißig Jahren deutscher Geschichte' (1. Bd. S. 389—403) ein ganzes Kapitel.

Was war in der Zwischenzeit geschehen? Wer oder was hatte auf den König dermaßen eingewirkt, daß sein ganzer Standpunkt zur Kaiserkrone und zum Parlament ein so völlig anderer geworden war?

Man hat sich schon damals und hat sich bis auf die neueste Zeit die Köpfe darüber zerbrochen, welchem unheimlichen Einfluß es zuzuschreiben sei, daß, wie Dahlmann in seinen Vorlesungen über deutsche Geschichte es ausgedrückt hat, „das Schiff des Parlaments noch im Hafen scheiterte“.

H. v. Sybel zwar behauptet, „vom 2. zum 3. April habe sich schlechterdings Nichts verändert, die Antwort des Königs am 3. April sei ganz dieselbe, welche am 2. April zwischen König und Ministern vereinbart worden, Beseler müsse den Grafen Brandenburg in unbegreiflicher Weise mißverstanden haben.“ Allein dieser so zuversichtlichen Behauptung ist die Widerlegung, und zwar eine schlagende Widerlegung, sozusagen auf dem Fuße gefolgt. Denn in dem gleichen Jahre, wie Sybels erster Band (worin sich jene Behauptung findet), erschienen auch die schon erwähnten „Denkwürdigkeiten des Generals von Gerlach.“ In diesen aber ist ganz genau angegeben, nicht nur, welche Aenderung noch am Morgen des 3. April in die Antwort des Königs an die Deputation gekommen, sondern auch, von wem dieselbe herrührte. Zunächst findet sich dort (auf Seite 310) unterm 4. April die Tagebuchnotiz:

„Gestern empfing der König die Deputation; ich erfuhr im Allgemeinen, daß Alles gut stände. Massow (auch ein Mitglied der Camarilla) ließ mir sagen, die Rede des Königs sei nur in der Mitte geändert. Die Rede stand im „Staatsanzeiger“. Ein neuer, wichtiger und sehr guter Passus über die Revision war durch Alvensleben hineingekommen, und, wie der Erfolg zeigte, der wesentlichste!“

Wie das zugegangen, erfahren wir sodann des Näheren durch die folgende Tagebuchnotiz vom 6. April (S. 311).

„Ludwig schreibt: Alvensleben sagte mir auf der Eisenbahn, er habe gleich am Montag in des Grafen Brandenburg Mittheilung an die Kammer über die deutsche Politik die Revision der Frankfurter Verfassung vermißt und durch Herumlaufen bei allen Menschen bewirkt, daß der Passus darüber noch in die königliche Antwort gekommen. Du siehst, wir sind so weise nicht; den Sonntag Abend haben wir über lauter Kritik des einen Punktes, den die Minister doch wohl berichtigt haben würden, diese Lebensfrage übersehen.“

Ich könnte auch noch ein anderes Vorkommniß, das ich selbst mit erlebt, als einen weiteren Beweis dafür anführen, daß in der ursprünglichen Absicht des Königs betreffs seiner Antwort an die Deputation eine Abänderung der Verfassung nicht gelegen hatte. Am Tage der Audienz waren die Mitglieder der Deputation zu Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen von Preußen, dem späteren Kaiser Wilhelm I., zum Thee geladen. Der Prinz in seiner offenen und geraden militärischen Weise ging sofort auf die brennende Tagesfrage ein. Da wir ihm den schmerzlichen Eindruck der Rede des Königs nicht verhehlen konnten, sagte er: „Aber, meine Herren,

Sie können doch von meinem Bruder nicht verlangen, daß er die anderen Fürsten mit Waffengewalt zwinge, ihre Zustimmung zu geben.“ Darauf ward ihm erwidert, daß an der Zustimmung der Fürsten nicht zu zweifeln sei; was uns so sehr entmuthige, sei die Infragestellung des Inhalts der Verfassung durch den König. Dies schien dem Prinzen neu zu sein; offenbar hatte er noch ganz den Eindruck des vorigen Tages, wo davon nicht die Rede gewesen war.

Mit der Antwort des Königs an die Deputation war der Bruch zwischen Berlin und Frankfurt erklärt. Einer Annahme der Kaiserkrone mit dem Vorbehalt der noch einzuholenden Zustimmung der Fürsten — dazu konnte das Parlament wohl beipflichten, da es so gut wie gewiß war, daß es an einer solchen Zustimmung nicht fehlen werde. Eine Verständigung mit einer einzelnen Regierung, wie der preußischen, über den und jenen Punkt der Verfassung wäre wenigstens nicht vom Haus aus, der Sache nach, undenkbar gewesen. Eine Vereinbarung dagegen mit allen deutschen Fürsten vom größten bis zum kleinsten, vom Kaiser von Oesterreich bis zum Fürsten von Liechtenstein, und über alle Punkte der Verfassung, also auch über den Cardinalpunkt, die Oberhauptsfrage, wie sie vom König dem Parlamente angesonnen ward, das war eine Unmöglichkeit. Schon bei den Februarconferenzen hatten die vier Könige erklärt, daß sie sich keinem monarchischen Oberhaupte fügen, auch keiner Verfassung beistimmen würden, welche Oesterreich ausschlösse. Als sie jetzt durch Circularnoten der preußischen Regierung neuerdings aufgefordert wurden, sich über ihr Verhältniß zur Verfassung auszusprechen und sich womöglich über ein gemeinsames Verhalten gegenüber dem Parlamente zu verständigen, zeigten, wie die preußische Regierung in einer Note an ihre Gesandten vom 28. April bekennt, wiederum die Antworten dieser Regierungen, wie weit die Ansichten, namentlich in der Oberhauptsfrage, auseinandergingen und wie wenig Hoffnung auf Erzieluug eines umfassenden Einverständnisses vorhanden sei. „Einzelne Fürsten,“ hieß es in der Note weiter, „hätten gewünscht, daß der König die Krone annehmen möchte, (jedenfalls gehörten diese zu den 28, die sich alsbald den Beschlüssen des Parlamentes zustimmend erklärt hatten); dagegen hätten mehrere ihren festen Entschluß ausgesprochen, einem andern Fürsten sich nicht unterzuordnen.“

Trotzdem verlangte dieselbe Note von der Nationalversammlung, „sie solle der Verfassungsangelegenheit eine solche Wendung geben, daß die Regierungen sich mit ihr verständigen und daß unter ihrer Mitwirkung auf dem Wege der Vereinbarung die von einer ruhigen Erwägung der deutschen Verhältnisse geforderten Modificationen zu Stande kommen könnten.“ Aber wie in aller Welt sollte dies möglich sein, wenn der eine Theil der Fürsten sich für das erbliche Kaiserthum, ein anderer Theil dagegen erklärte?

Oder wollte etwa der König zu seiner romantisch-phantastischen (beiläufig gesagt, sehr ungeschichtlichen) Anknüpfung an das alte deutsche Kaiserthum zurückkehren, die er den Männern der Camarilla entwickele, zu der aber selbst diese die Köpfe geschüttelt hatten? Wollte er, die „großen Fürsten“ (das waren jetzt die vier Könige) sollten seine Wahl zum Kaiser proclamiren, an Stelle des „Volkes“ aber solle das Parlament deren Beschlüsse einfach gutheißen? Zu einer solchen untergeordneten Rolle konnte die Vertretung der Nation sich unmöglich herabwürdigen lassen! Uebrigens befand sich der König selbst in einer verhängnißvollen Täuschung, wenn er sich einbildete, diese „großen Fürsten“ würden aus freien Stücken ihn „küren“, wenn nicht mehr der im Parlamente verkörperte Wille der Nation hinter ihm stände.

Der König hatte früher einmal zu seinem Vertrauten Bunsen gesagt: „Halten Sie fest, wie überzeugt ich bin, daß die deutsche Sache verloren ist, wenn Frankfurt untergeht und die Angelegenheit in die Hände der Fürsten fällt.“ Diese schlimme Voraussage machte er selbst jetzt wahr — zum Unheil Deutschlands, aber auch Preußens. Vereint hätten Berlin und Frankfurt, die preußische Regierung mit ihrer materiellen und das Parlament mit seiner idealen Macht, alle Schwierigkeiten wohl überwunden, hätten selbst nicht Oesterreichs Einspruch (das mit seinen Wirren noch alle Hände voll zu thun hatte), noch eine Einmischung des Auslandes in diese innere Angelegenheit Deutschlands zu fürchten gebraucht. Getrennt und einander feindlich gegenübergestellt, mußten Beide unterliegen. Das Parlament ging zu Grunde, nachdem es noch eine Zeit lang mit fruchtlosen Anstrengungen (den krampfhaften Bewegungen eines Ertrinkenden) sich dagegen gesträubt und die „Durchführung der Verfassung“, d. h. deren Anerkennung von den größeren Fürsten, erstrebt hatte. Die Gemäßigten, an einer solchen Durchführung mit gesetzlichen Mitteln verzweifelnd und nicht gewillt, zu revolutionären zu greifen, verließen die Versammlung; die Linke, dadurch Herrin der Situation geworden, siedelte nach Stuttgart über, versuchte als „Rumpfparlament“ eine revolutionäre Bewegung in ganz Deutschland zu entzünden und ward endlich von der liberalen Regierung Württembergs, weil sie Verwirrung in das Land zu bringen drohte, mit Waffengewalt aufgelöst. Die preußische Regierung aber, welche nach ihrer Absage an das Parlament einen deutschen Bundesstaat auf eigene Hand durch Einzelverträge zu gründen versuchte, sah sich schon bald (obschon die von ihr so schnöde behandelten Erbkaiserlichen durch die Versammlung zu Gotha und die dort erlassenen Erklärungen ihr zu Hilfe kamen) zu einer Niederlage nach der andern, zu einem Zugeständniß nach dem anderen verurtheilt, bis sie zuletzt an dem schmachvollen Tage von Olmütz den Höhepunkt der Selbstdemüthigung vor Oesterreich und Rußland erreichte. Mit Recht klagte Bismarck einmal später: „Wir waren heruntergekommen und wußten selber nicht, wie.“

Es war ein nationales Unglück, daß in einer Zeit, wo die Geschicke Deutschlands auf lange Zeit sich entscheiden sollten, auf dem Throne des Staates, der durch den ganzen Gang unserer Geschichte zur Vormacht Deutschlands bestimmt war, ein Fürst saß, der bei vielen glänzenden Gaben und gewiß wohlmeinendsten Absichten doch diejenigen Eigenschaften entbehrte, welche allein den großen Regenten und Staatsmann machen, einen festen, beharrlichen, nicht hin und her schwankenden Willen und einen klaren, durch keine romantischen Nebel umschleierten Blick für die wahre Natur der politischen Verhältnisse. Hätte er diese Eigenschaften besessen, so hätte er nicht durch Bedenken gegen einzelne Punkte der Verfassung, wie immer an sich berechtigt sie erscheinen mochten, sich von dem hier allein in Frage kommenden Ziele abdrängen lassen, nämlich: die Verfassung im Ganzen und Großen und mit ihr das Erbkaiserthum unter Dach und Fach zu bringen und dann erst an den Ausbau und die Ausbesserung des Gebäudes im Innern zu gehen. Schadhafte Stellen, wie jenes suspensive Veto, würden leicht zu beseitigen gewesen sein schon beim ersten Reichstag nach der neuen Verfassung, auf welchem die Oesterreicher gefehlt und wozu die Wahlen unter dem mächtigen Einfluß der festgegründeten Einheit des Reichs stattgefunden haben würden.

Eine gedeihliche Lösung der Aufgabe des Parlamentes, d. h. die Zustandebringung und Durchführung einer einheitlichen Verfassnng für Deutschland, war abhängig von der Mitwirkung zweier Factoren, der patriotischen oder doch dem Zeitgeist Rechnung tragenden Selbstverleugnung auch der größeren Regierungen und einer ausdauernden, mit dem Vorgehen des Parlamentes gleichen Schritt haltenden Bewegung im Volke. Anfangs schien es auch, als hätte das Parlament sich dieser Mitwirkung zu erfreuen. Allmählich aber versagte dieselbe. Die größeren Regierungen trennten ihre Sache von der des Volkes. Im Volke aber ermatteten die gemäßigten Elemente in der thatkräftigen Unterstützung ihrer Vertreter, während die radicaleren unter der falschen Firma eines Kampfes für die Reichsverfassung ganz andere, revolutionäre Ziele verfolgten. So ging das, so hoffnungsfreudig begonnene, von den Segenswünschen aller Patrioten begleitete Werk der ersten deutschen Nationalversammlung schmählich zu Grunde.

Gänzlich verloren war gleichwohl die fast ein Jahr lange mühevolle Arbeit des Parlaments von 1848 nicht. Durch die Verfassung vom 27. März 1849 gab sie zuerst dem nationalen Gedanken, der bis dahin vielfach nur unklar und unsicher in den Gemüthern gelebt hatte, eine feste, greifbare Form, und zwar diejenige Form, welche allein geeignet war, die Einheit, Macht und Größe Deutschlands dauernd zu begründen, nämlich die des monarchisch-constitutionellen Bundesstaates unter dem starken Scepter der Hohenzollern.

Als mehr denn siebzehn Jahre nach dem Untergange des Parlaments der große Baumeister unseres neuen Deutschen Reiches daran ging, auf

dem mit „Blut und Eisen" gefesteten Grunde sein Werk aufzuführen, da holte er aus dem Staube des Archivs den Plan zu der Frankfurter Verfassung hervor, paßte ihn den Verhältnissen der Gegenwart an und errichtete auf ihm erst den Norddeutschen Bund und dann das einheitliche, mächtige Deutsche Reich.

Es war eine große Befriedigung für die „alten Frankfurter", die am 1. April 1885 den Fürsten Bismarck beglückwünschten, bei dieser Gelegenheit von ihm das anerkennende Wort zu vernehmen, daß Frankfurt ihm vorgearbeitet habe. Wir, die noch Ueberlebenden, blicken unsererseits mit heißem Danke und neidlos auf zu den Männern, die glorreich hinausgeführt, was wir unvollendet lassen mußten, zu unserem ruhmvollen Kaiser Wilhelm I. und zu seinem großen Kanzler, dem Fürsten Bismarck.





Die Italiener in Afrika.

Von

C. Maschke.

— Breslau. —

Der am 26. October 1896 zu Addis-Abeba im Königreich Schoa durch den Major Nerazzini im Auftrage der italienischen Regierung mit dem Negus Negesti Menelik abgeschlossene Friedensvertrag hat dem chronischen Kriegszustande, welcher thatsächlich seit 1885 zwischen Italien und Abessinien bestand, vorläufig wohl ein Ende gemacht, trotzdem wird aber das zukünftige politische Schicksal der italienischen Colonie Erithrea auch ferner noch als eine offene Frage für Italien zu betrachten sein. Für das Verständniß der gegenwärtigen Lage der Italiener in Afrika dürfte daher ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der Colonialbestrebungen Italiens und auf die allmähliche militär-politische Entwickelung der Colonie Erithrea allgemein von Interesse sein.

Die Bevölkerung der Apenninen-Halbinsel ist durch deren maritime Lage und überaus reiche Küstenentwickelung mit den vielen vortrefflichen Häfen wohl bereits von der Natur auf den überseeischen Handel hingewiesen, der eigentlich schon früh zu einer kräftigen colonialen Entwickelung hätte führen müssen; an letzterer wurde aber das Land bis in die Neuzeit hinein durch seine politische Zerrissenheit verhindert.

Nachdem jedoch 1861 ein Königreich Italien geschaffen worden und namentlich nachdem durch die weltgeschichtlichen Ereignisse von 1870/71 die vollständige Einigung der italienischen Nation herbeigeführt, 1875 aber auch das Gleichgewicht in den Finanzen des neuen Einheitsstaates hergestellt worden war, da machte sich auch sehr bald in der Bevölkerung das Verlangen nach Machtvergrößerung geltend. Dasselbe wurde sogar in Folge

der so überaus glücklichen Errungenschaften von 1859, 1866 und 1870/71, welche ein günstiges Geschick Italien in den Schooß geworfen hatte, zeitweise über die Gebühr gereizt.

So war der unruhige, chauvinistische Theil der Nation besonders erregt worden, als 1878 auf dem Berliner Congreß an Oesterreich die Besetzung Bosniens, sowie der Herzogovina übertragen wurde und zugleich auch England Cypern besetzte. Das Gefühl der Enttäuschung darob hatte sich in tumultuarischen Demonstrationen des Bundes „Italia irredenta“ Luft gemacht, der Regierung war es indessen noch gelungen, die Bewegung zu unterdrücken. Auch die eigenmächtige Intervention Englands und Frankreichs 1878 in Egypten hatte in Rom große Eifersucht hervorgerufen und dann zur Folge gehabt, daß den Bestrebungen dieser Mächte seitens Italiens in Cairo entgegengearbeitet wurde. Mit Mißtrauen war ferner in Tunis jegliche Erweiterung und Verstärkung des französischen Einflusses ängstlich überwacht worden. Die italienische Colonie dort stützte sich namentlich auf die alten Capitulationen, die bereits aus der Zeit der Republiken Venedig, Pisa, Florenz uud Genua stammten und die Privilegien festsetzten, welche seitens der Hohen Pforte den in den Territorien des türkischen Reiches weilenden Christen bewilligt worden waren. Im Jahre 1868 hatte aber Italien mit Tunis einen besonderen Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag abgeschlossen. Im Hinblick auf diese Verhältnisse betrachtete man Tunis gern als italienische Domäne und wollte dasselbe sich zur Annexion vorbehalten. Selbst an die Erwerbung von Besitz in der tropischen Zone dachte man und hatte die Colonisation von Neu-Guinea in's Auge gefaßt. Doch stimmten weder die Finanzen, noch die Wehrkraft zu Lande und zur See zu einer so ausgebreiteten Machtentwickelung.

Die Handelsbeziehungen im Osten wurden indessen gefördert, indem 1878 die genuesische Dampfschifffahrtsgesellschaft Rubattino unter dem Schutze der italienischen Regierung die an der Danakilküste vou Afrika, im südwestlichsten Theil des Rothen Meeres gelegene Assab-Bai in Besitz nahm. Um die italienischen Interessen in Tunis zu sichern, kaufte dieselbe Gesellschaft auch die Eisenbahnlinie Tunis-Goletta an, wobei die Regierung die Zinsenzahlung gewährleistete. Dieser politische Schachzug rief aber Verwickelungen mit Frankreich hervor, bezw. Gegenmaßregeln seitens dieser Macht, von der Tunis bereits als Annex von Algier, als französischer Vasallenstaat angesehen wurde. Und nachdem dann schließlich 1881 die französische Republik auch ihr feierlich abgegebenes, verpflichtendes Versprechen offen gebrochen und die Regentschaft Tunis mit ihren Truppen besetzt hatte, sah sich die italienische Regierung überhaupt dazu veranlaßt, vorläufig auf die Wahrung ihrer Interessen dort zu verzichten; auch wurde das Anerbieten Frankreichs abgelehnt, Tripolis den Italienern überlassen zu wollen.

Im Jahre 1882 wurde dagegen die Assab-Bai mit den angrenzenden

Landstrichen als italienische Kroncolonie erklärt, obwohl Egypten, durch England darin unterstützt, die Rechtmäßigkeit dieser Besitzergreifung bestritt und auf die ganze Westküste des Rothen Meeres, sowie auf den nördlichen Theil der afrikanischen Küste bis zum 9. Grad nördlicher Breite Anspruch erhob.

In der in diesem Jahre acut gewordenen egyptischen Frage schloß sich demnach Italien den Mächten Oesterreich und Deutschland an, wenngleich es noch besondere Interessen vertheidigen zu müssen glaubte, da die Zahl der Italiener in Egypten eine sehr große war. Die italienische Regierung bemühte sich eifrig, das europäische Einvernehmen aufrecht zu erhalten und einer englisch-französischen Intervention durch die Pforte vorbeugen zu lassen. Die Unthätigkeit der letzteren machte nun zwar diese Bemühungen ergebnißlos und ließ die Arbeiten der Conferenz zu Constantinopel scheitern, dennoch lehnte aber Italien die Aufforderung Englands ab, sich an dem bewaffneten Einschreiten in Egypten zu betheiligen. Die ausschließliche Festsetzung Englands dortselbst zerstörte freilich manche von den Italienern gehegte Hoffnungen auf Begründung ihres Einflusses im Nillande, indessen mußte Italien sich daran gewöhnen, bei der Vertheilung der außereuropäischen Welt leer auszugehen, so lange es sich nicht durch Kräftigung seiner Finanzen und Wehrkraft die nöthige Macht geschaffen hatte.

In Ostafrika wurde dafür 1883 von Assab aus die Ausbreitung des italienischen Handels durch den Abschluß von Verträgen mit König Menelik von Schoa, mit dem Sultan von Haussa und mit den Häuptlingen der Danakil gefördert.

In der großen auswärtigen Politik hatte indessen die italienische Regierung fortgesetzt mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche ihr die unruhigen Geister im eigenen Lande bereiteten. Verwöhnt durch die früheren unerwartet glücklichen Erfolge, wurden die Italiener jetzt sofort ungeduldig, wenn sie keine Früchte der europäischen Politik ihrer Regierung sahen. Letztere hatte zwar durch die militärische Besetzung der Assab-Bai einen Anlauf genommen, Italiens Antheil an der ferneren colonialen Entwickelung zu sichern, wachte auch mit Eifersucht über die Wahrung der italienischen Interessen in Tripolis und Marokko, hatte ferner durch die Annäherung an Deutschland und Oesterreich die Stellung Italiens in Europa befestigt, doch wollten die Italiener sich nicht damit begnügen, daß der Bund mit den Kaisermächten nur dazu dienen sollte, Europa den Frieden zu sichern, und fühlten sich andererseits wohl auch von diesen nicht hinreichend gewürdigt. Von dieser Volksstimmung gedrängt, ließ sich die italienische Regierung demnach dazu verleiten, auf der zur Regelung der egyptischen Angelegenheiten in London zu Stande gekommenen Conferenz auf die Seite Englands zu treten. Es geschah dies in der Hoffnung, daß England bei der Unterwerfung des Sudans einen Theil der Länder dort an Italien überlassen würde.

In solcher Voraussicht besetzten die Italiener 1884 das Inselstädtchen Massaua im Rothen Meere. England gab jedoch wegen seiner Verwickelungen mit Rußland 1885 die Absichten auf den Sudan auf, und die Hoffnungen und Berechnungen Italiens wurden also wiederum vereitelt.

Die Lage der italienischen Truppen in dem ungesunden Massaua gestaltete sich außerdem zu einer recht mißlichen, und die kostspielige Besetzung dieses Punktes erschien jetzt als eine ganz verfehlte Maßregel. Der Negus Johannes von Abessinien verhielt sich den italienischen Annäherungsversuchen gegenüber durchaus mißtrauisch und unzugänglich. Durch die Festsetzung der Italiener in Massaua, von wo aus der Golf von Arkiko vollständig beherrscht wurde, war den Abessiniern die Hauptverkehrsstraße zum Meere unterbunden. Das Verhältniß zu diesem Volke bildete sich daher zu einem immer gespannteren aus.

Bei den 1886 zwischen sogenannten Räuberbanden und italienischen Truppen vorgefallenen Gefechten bei Monkullo, Zala und Ailet war zwar italienischerseits mit leichter Mühe und unter sehr geringen Verlusten der Sieg errungen worden, indessen sollte sich bald herausstellen, daß diese vermeintlichen Räuber, die zum Theil mit Remington-Gewehren bewaffnet gewesen, Abessinier des Negus waren. Anfang 1887 trat aber ein Ereigniß ein, das der jungen italienischen Colonie das Nahen einer Katastrophe anzukündigen schien.

Das nothwendige Vorschieben von italienischen Besatzungen in das Innere der Küstenlandschaft Massaua nach den Ortschaften Ua-a und Saati führte zu einem blutigen Zusammenstoß mit abessinischen Truppen unter Ras Alula, einem der Statthalter im Lande Tigre. Dieser Fürst hatte ebenso wie der Negus die Festsetzung der Italiener in Massaua schon längst mit mißgünstigem Auge betrachtet. Nachdem am 25. Januar 1887 ein Angriff abessinischer Horden auf die verschanzte Stellung bei Saati glücklich abgeschlagen worden war, wurde am 26. eine italienische Kolonne von 500 Mann unter Oberstlieutenant de Christophoris bei Dogali zwischen Monkullo und Saati von starker Uebermacht angegriffen und fast bis auf den letzten Mann vernichtet. Der in Massaua befehligende General Gené zog darauf sofort die vorgeschobenen Posten ein und beantragte bei der Regierung Verstärkungen.

In Rom faßte man jetzt den Entschluß, zwar an dem Grundsatz festzuhalten, daß der Zweck der Besatzung von Massaua nur ein handelspolitischer bleiben sollte, andererseits aber das Ansehen der italienischen Waffen wieder herzustellen und die bei Dogali erlittene Schlappe zu rächen. Es wurde daher die Aufstellung eines besonderen Colonial-Corps von 5000 Köpfen in Angriff genommen und damit die ganze Streitmacht in Massaua auf 24 000 Mann verstärkt. Man vermied jedoch vorläufig noch, angriffsweise vorzugehen, wenngleich der Negus Johannes jede Genugthuung für Dogali verweigerte. Der neue Befehlshaber der Colonie, General San

Marzana, erhielt nur den Auftrag, Saati sowie Ua=a wieder zu besetzen und ersteren Punkt so zur Vertheidigung einzurichten, daß er, auch ganz auf sich selbst angewiesen, sich noch zu behaupten vermöchte, bis Verstärkungen — event. aus Italien — herankommen könnten.

Saati liegt nur 25 Kilometer westlich Massaua, und zwar noch in der Samhara, dem schmalen Küstenstriche, der sich zwischen dem Rothen Meere und dem Hochlande von Abessinien hinzieht. Dieses Küstengebiet befindet sich noch innerhalb des tropischen Regengürtels, trägt aber trotzdem mehr den Charakter der Wüste als der Steppe. Die Samhara gleicht nämlich dem Schlackenfelde am Fuße eines gewaltigen Vulcans; zahlreiche, meist aus Lava bestehende, konische Hügel wechseln ab mit schmäleren und breiteren Thälern, die nur zeitweise Wasser besitzen, indem sich dasselbe stets sehr bald wieder verläuft.

Dem italienischen Oberbefehlshaber standen gegen Ende 1887 bei Massaua 22 Infanterie=Bataillone zu 600 Mann, 2 Escadrons, 4 Festungs=Artillerie=Compagnien, 3 Feld= und 3 Gebirgs=Batterien, 6 Geniecompagnien, 4 Train=, 3 Verpflegungs= und 3 Sanitäts=Compagnien zur Verfügung, außerdem 1900 Mann Irreguläre und einzelne Banden unter einheimischen Führern. Dem Vormarsche größerer Truppenmassen in das Innere mußte der Nachschub von Verpflegung und Munition, in erster Linie aber die Wasserversorgung die allergrößten Schwierigkeiten bereiten. Drei große Destillations=Dampfer wurden bei Massaua in Thätigkeit gesetzt, ferner wurde Wasser bei Monkullo, zum geringeren Theile auch aus Brunnen gewonnen, die man in den Betten der trockenen Wasserläufe grub. An Transportthieren verfügte man über 1800 italienische und 200 einheimische Maulthiere, sowie über 1800 Kameele.

Der Vormarsch begann Anfangs December, indem die italienischen Truppen, den Bau einer Eisenbahn von Abd=el=Kader (Fort bei Massaua) nach Saati deckend, mit dem Fortschreiten dieser Arbeit in kleinen Etappen gegen genannten Ort sich vorschoben. Die Bewegung geschah außerdem infolge von Meldungen über die Ansammlung und den Anmarsch einer starken abessinischen Macht äußerst vorsichtig. Erst am 1. Februar 1888 wurde demnach der doch nur drei starke deutsche Meilen entfernte Ort Saati erreicht, besetzt und sofort zur Vertheidigung eingerichtet. Die Eröffnung des Bahnhofes Saati erfolgte dann am 15. März. Bis Anfang April verblieben die italienischen Truppen in dieser Stellung, ohne daß es zu irgend einem nennenswerthen Zusammenstoße mit dem Feinde gekommen wäre. Ende März waren abessinische Heeresmassen von bedeutender Stärke — an 80000 Mann — auf den Höhen 15 Kilometer südlich von Saati erschienen. Der Negus hatte, der Gepflogenheit dieser Halbwilden entsprechend, zunächst Verhandlungen angeknüpft, war dann aber Anfangs April plötzlich nach dem Süden abgezogen. Mangel an Lebensmitteln, oder wohl auch Einfälle der Sudanesen in abessinisches Gebiet mochten ihn dazu bewogen haben.

General San Marzano hatte also seinen eigentlichen Auftrag erfüllt. Die Strecke Massaua-Saati war stark befestigt worden, zwischen Arkiko und Monkullo die Verbindung durch ein neues Fort hergestellt. Die italienische Regierung verfügte jetzt die Rückkehr sämmtlicher entbehrlicher Truppen; am Rothen Meere verblieben nur das afrikanische Sonder-Corps und die Irregulären.

Die Niederlage bei Dogali war also immer noch nicht gerächt. Außerdem blieb die Lage in Massaua in Anbetracht des zweifelhaften Verhaltens des Negus Johannes noch immer eine sehr ungewisse. Auch hatte sich Ras Alula am Rande des überaus steil sich erhebenden abessinischen Hochlandes festgesetzt und nahm hier eine drohende Stellung ein. Die Unsicherheit der Lage wurde dann noch vermehrt durch das Mißgeschick, welches Hauptmann Cormacchia mit einer Abtheilung Irregulärer am 8. August bei Saganeiti, etwa 130 Kilometer südwestlich von Saati erlitt. Diese italienische Atheilung hatte sich eines abtrünnig gewordenen Bandenführers mittelst eines Handstreiches bemächtigen wollen, wurde aber von dem Gegner theils getödtet, theils gefangen oder zersprengt.

Die Nachrichten aus Abessinien waren zwar sehr unsichere, ließen aber doch so viel erkennen, daß es dort bedeutend gährte. Außerdem drohte Frankreich gegen die Souveränität Italiens in Massaua vorzugehen. Die Italiener befanden sich also in einer recht mißlichen Lage. Gleichwohl glaubten sie nicht mehr gut zurückziehen zu können und im Gegentheil danach streben zu müssen, das besetzte Gebiet noch mehr auszudehnen. Vor einem Feldzuge im Innern Abessiniens scheute man andererseits zurück, weil derselbe einen zu großen Kostenaufwand erfordern mußte.

Die englische Expedition von 1868 gegen den König Theodor von Abessinien, die mit 4000 Britten und mit 8000 Indiern unternommen wurde und bei der zu Transportzwecken 12 000 Maulthiere und 20 Elephanten verwendet worden waren, hatte nahezu 120 Millionen Mark gekostet. Die Machtentfaltung, deren sich Abessinien 1888 fähig gezeigt hatte, würde aber jetzt noch eine viel bedeutendere Stärke einer italienischen Invasions-Armee erfordert haben.

Auch war es für die Italiener immerhin sehr zweifelhaft, ob ein Vordringen in das Innere Abessiniens wirklich Aussichten auf einen sicheren und durchschlagenden Erfolg bieten konnte.

Das Innere des alten Aethiopiens wird nämlich durch ein nach allen Seiten hin schroff abstürzendes Hochland gebildet, welches aus weit ausgedehnten waldlosen, mitunter aber grasreichen Hochebenen von 2000 bis 2300 Metern mitlerer Erhebung besteht. Einzelne dieser Plateaus steigen sogar noch höher an, wie z. B. die Hochebene von Semien im südwestlichen Tigre bis 3300 Meter. Auf diesen Hochflächen erheben sich mit senkrecht abfallenden Wänden zahlreiche isolirte, oft recht grotesk gestaltete Felsmassen von sehr verschiedener Größe und Ausdehnung. Während einzelne derselben

nur mittelst Leiter erstiegen werden können, haben andere die Gestalt von Tafelbergen, sind auf der Gipfelfläche wohl bewässert, mit üppiger Vegetation bedeckt, auch bewohnt und angebaut. Es dienen diese Felsmassen der Bevölkerung sowohl in den einheimischen Fehden, wie auch in den Kriegen gegen auswärtige Feinde als natürliche Festungen und werden mit dem allgemeinen Namen Amba bezeichnet.

Außerdem sind die Hochebenen von mehreren ansehnlichen, nur theilweise von einander getrennten Gebirgsketten durchzogen. So streicht ein Gebirgszug an der Nordgrenze der Landschaft Semien und dann durch ganz Abessinien ostwärts bis zum Hawaschthale hin. Von hier geht eine Abzweigung, die Anfangs noch eine Höhe von 3500 Metern erreicht, südwestlich in die Hochebene Uollo-Galla über, während eine andere wieder nach Westen zieht, den großen Tanasee umfaßt und in den Landschaften Godjam und Metscha mit dem mindestens 3600 Meter hohen Talba-Wahagebirge endigt. Dieser langen Gebirgskette gehören in Semien und Wogera der Abu-Jaret von etwa 4300 und der Bachit von 4360 Metern Höhe an, deren Gipfel meistens mit Schnee bedeckt sind. Südwestlich von Semien setzen sich die Gebirge in der 3000 Meter hohen gestaffelten Terrasse von Wogera fort, die sich nach Südosten zu allmählich verflacht und das große Becken des Tanasees im Norden und Westen einschließt.

Südöstlich genannten Sees zieht sich aber das 4300 Meter hohe Guna-Gebirge bis zu dem Beschilo-Flusse hin. Südöstlich von diesem wieder ragt ganz isolirt Abessiniens höchste Gebirgsmasse, die Kolo, bis 4900 Meter empor. Auch die südlichen Landschaften sind gebirgig und haben selbst mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel aufzuweisen. Die Hochflächen des Landes sind häufig von engen und namentlich sehr tiefen schluchtartigen Thälern durchfurcht, in denen die Flüsse des Gebietes ihren Lauf haben.

Abessinien ist überaus reich an Wasserläufen. Der bedeutendste Strom im nördlichen Theile des Landes ist der Abai, der obere Lauf des Blauen Nil, der bei Sakala auf dem Tschok-Plateau entspringt, als reißender Strom in den Tanasee fällt und nach seinem Ausflusse aus diesem in langer Spirale die amharische Landschaft Godjam umzieht, eine lange Reihe von Stromschnellen und Katarakten bildend. Von den zahlreichen Nebenflüssen seines unteren Laufes sind als bedeutendste der Beschilo und der durch Schoa fließende Dschamma zu nennen. Der zweite Hauptstrom Nord-Abessiniens, der Takazze, entspringt auf der Grenze von Lasta und Beguemeder, scheidet in seinem nordwestlich gerichteten Laufe Tigre von Amhara und bildet, mit einer Breite von 200 Metern ein hohes Plateauland durchschneidend, den Abzugscanal für den nordöstlichen Theil des abessinischen Gebietes. Er erhält später den Namen Setit und fällt schließlich als Atbara in den Nil.

Im südlichen Abessinien ist der Hawasch von Bedeutung, der im

Lande der Zametta-Galla entspringt, in einem breiten furchtbaren Thale zuerst nach Norden, dann nach Osten fließt, das Land Schoa gegen die freien Galla-Länder abgrenzt und endlich sich wieder nach Norden wendet, um in der Oase von Aussa sich in den Abhebbadsee zu ergießen. Als Hauptentwässerer der südabessinischen Landschaften ist aber der große Strom Godjeb anzusehen, welcher die Landschaft Kaffa im Bogen umzieht und später im egyptischen Sudan als Sobat sich in den Weißen Nil ergießt. Endlich ist noch der Mareb zu erwähnen, der in Tigre entspringt, in nordwestlicher Hauptrichtung Abessinien durchströmt, dann aber als Gasch im Sudan nur zur Zeit seiner Hochfluth in den Atbara mündet. Alle die angeführten Ströme, mit Ausnahme des in einer Lagune endenden Hawasch gehören dem Stromsystem des Nil an. Nur der im Hochland des nördlichen Abessinien entspringende Barka, wie der Gasch ein periodischer Fluß, ergießt sich im Lande Suakim in das Rothe Meer. In Abessinien hatte er noch den die Landschaften Mansa und Bogos durchströmenden Anseba aufgenommen. Schiffbar und für den Verkehr benutzbar ist kein einziger von allen diesen Strömen. In der trockenen Jahreszeit sind die Flußläufe theilweise ohne Wasser, kaum schlammigen Bächen ähnlich, in der Regenzeit überfluthen sie, plötzlich anschwellend, das ganze Thalland und richten oft furchtbare Zerstörungen an.

Wie bereits bemerkt worden, fällt das abessinische Hochland nach allen Seiten hin steil ab. Namentlich gewährt im Osten der steile Rand mit seinen 2900 Meter hohen Gipfeln, von dem Küstenlande aus gesehen, den Anblick eines fast senkrecht aufsteigenden Hochgebirges, durch welches nur wenige, zum Theil geradezu treppenartige Pässe nach dem inneren Hochlande hineinführen, so daß das innere Abessinien in der That einem großen, schwer zugänglichen Felsenbollwerk gleicht. Der verhältnißmäßig gangbarste dieser Pässe führt im Nordosten, von Halai (2563 Meter) über den Tarantaberg in die Schluchten des Haddasthales und vermittelt die Verbindung von Massaua mit Adua, der Hauptstadt Tigres. Ein anderer geht durch die Engen des oft nur zehn Meter breiten Kumaylothales aus dem Küstenlande nach Senafe (2316 Meter). Diesen letzten Paß hatte 1868 die englische Expedition benutzt.

Dem nördlichen, westlichen und südlichen Abfall des Hochlandes liegt eine sechs bis sieben Tagereisen breite sumpfige Region, die sogenannte Kola oder Kwola, vor, die mit dichtem Urwald bedeckt, von Elephanten, Raubthieren und Schlangen erfüllt, aber von Menschen nur spärlich bewohnt ist.

Das Klima ist im Hochlande gemäßigt und angenehm; nur in der Dega, d. i. auf den hohen Gebirgszügen, sind die Winter sehr kalt. Auf den östlichen höheren Plateaus steigt das Thermometer des Sommers im Schatten selten über 30 Grad Réaumur und fällt nicht unter 17 Grad, so daß die mittlere Temperatur etwa 23,5 Grad beträgt. Im westlichen

Hochland schwankt die mittlere Temperatur zwischen 17,5 und 31,5 Grad. In den Niederungen herrscht dagegen einen großen Theil des Jahres hindurch eine glühende Hitze, die in den engen Flußthälern wahrhaft erstickend wirkt. In den nördlichen Gegenden der Kola schwankt die mittlere Temperatur zwischen 27 und 41 Grad, in der Samhara beträgt sie zu Massaua 30,1 Grad, doch steigt hier das Thermometer im Juli innerhalb der direct auffallenden Sonnenstrahlen bis 53 Grad Réaumur. Die Regenzeit beginnt im nördlichen Hochlande gewöhnlich im April, um bis in den October anzuhalten; in Schoa währt sie von Mitte Juni bis Anfang September. In den höher gelegenen Gegenden erfreuen sich die Bewohner einer recht guten Gesundheit, in den heißen Flußthälern und an der Küste herrschen aber Dysenterien, Faulfieber und heftige nervöse Krankheiten, welche besonders den Weißen verderblich werden.

Die italienische Regierung sah sich also Ende 1888 veranlaßt, in Ostafrika vorläufig eine zuwartende Stellung einzunehmen. Man wollte bis auf Weiteres von neuen Eroberungen absehen und nur an die Erhaltung des gegenwärtigen Besitzstandes dort denken. Doch sollte schon das Jahr 1889 eine anscheinend glückliche Wendung für die italienische Colonialpolitik bringen.

Man hatte durch kühne Forschungsreisende, unter denen namentlich der Graf Antonelli genannt zu werden verdient, freundschaftliche Verbindungen mit dem Beherrscher des südlichsten Theilfürstenthums von Abessinien, dem König Menelik von Schoa, angeknüpft, der dem Negus Negesti Johannes feindlich gesinnt war. Der Negus hatte sich aber zur Zeit genöthigt gesehen, gegen die Derwische des egyptischen Sudans zu Felde zu ziehen, wurde dann im März 1889 von diesen bei Metammeh vollständig geschlagen und starb bald darauf. Jetzt schien für Italien der günstige Zeitpunkt gekommen zu sein, um durch Besitznahme von einigen geeigneten Punkten die nöthige Sicherheit für die Colonie Erithrea zu gewinnen. Der neue Gouverneur, General Baldissera, besetzte demnach am 2. Juni den Ort Keren und schob die Grenze des italienischen Gebietes bis Asmara vor.

Keren (1452 m), der Hauptort der Bogos, liegt west-nordwestlich von Massaua am Ostabhang des abessinischen Hochlandes, an der Karawanenstraße Massaua-Kassala. Asmara (2327 m) befindet sich ebenfalls am Ostabfall des Hochlandes auf einer kahlen, wellenförmigen Hochebene, die sich vorzüglich für den Getreidebau eignet, etwa 90 Kilometer südwestlich Massauas. Die Dörfer Keren und Asmara bildeten aber nicht nur wichtige Handelsposten, sondern auch sehr werthvolle strategische Punkte und außerdem günstige Gesundheitsstationen für die italienischen Truppen.

Nach dem Tode des Negus Johannes nahm Menelik, der sich als den directen Nachkommen des Königs Salomo und der Königin von Saba

betrachtet, als solcher auch von jeher die Oberherrschaft über Abessinien beansprucht hatte, die Würde des Negus Negesti (König der Könige) an und zwang die übrigen Theilfürsten zur Anerkennung seiner Oberhoheit. Die obwaltenden Umstände benutzte andererseits Graf Antonelli, um den König Menelik zu einem Vertrage mit Italien zu bewegen, der im November 1889 in dem Lager von Utschalli abgeschlossen wurde. Menelik trat darin die nördlichsten Districte von Tigre, die sogenannten Bogosländer, sowie die Gebiete von Halai, Saganeiti und Asmara an Italien ab und verpflichtete sich außerdem, Verhandlungen mit anderen Mächten nur durch Vermittelung der italienischen Regierung zu führen. Dafür erkannte Italien Menelik als Negus Negesti an und bewilligte ihm eine Anleihe von vier Millionen Lire. Dieser merkwürdige Protectoratsvertrag, dessen volle Aufrechterhaltung thatsächlich ganz außerhalb der Machtverhältnisse Italiens lag, sollte nach der Absicht des italienischen Cabinets schließlich wohl die Wiederherstellung eines äthiopischen Reiches bezwecken. Wahrscheinlich wollte man altrömische Ueberlieferung wieder auffrischen. General Baldissera hatte dagegen ganz andere Anschauungen und Absichten. Er gedachte, in drei strategischen Etappen sich von Massaua zunächst nach dem Mareb, von da nach dem Takazze und schließlich nach Debra Tabor vorzuarbeiten, langsam, aber sicher. Die Ausführung seines Planes bereitete er durch die Schaffung der einheimischen Miliz vor, durch die Beruhigung des Landes und die Heranziehung der Nomadenvölker des Barka. In Rom fand Baldissera mit seinem Vorhaben jedoch den hartnäckigsten Widerstand. Dort wollte man wirklich Abessinien unterwerfen und die Gründung eines südlichen Reiches, dessen Mittelpunkt tausend Kilometer von Massaua entfernt war und das außerdem in unmittelbarer Verbindung mit anderen europäischen Colonien sich befand, begünstigen. Da Baldissera das Verfehlte eines solchen Gedankens sofort erkannt hatte, trat er an demselben Tage, wo der abessinische Abgesandte, Ras Makonnen, mit dem Vertrage von Utschalli in der Tasche von Rom zurückkam, seinerseits sofort die Rückreise nach Italien an.

Am 1. Januar 1890 wurden dann die italienischen Besitzungen am Rothen Meere durch königliches Decret unter der Bezeichnung „Colonie Erithrea" zusammengefaßt.

Um Menelik bei der Unterwerfung seiner Gegner, der anderen ehemaligen Vasallen des Negus Johannes, zu unterstützen, unternahmen dann die Italiener einen Zug nach Adua, dem früheren Sitz des Negus Johannes, zur Zeit aber die Residenz des Ras Alula. Menelik hatte mit seinen Streitkräften von Schoa noch nicht heranzukommen vermocht; im Süden von Tigre standen nur zwei seiner Generale gegen die Ras Alula und Mangascha im Felde. Letzterer übrigens, ein natürlicher Sohn des verstorbenen Johannes, strebte selbst die Würde des Negus Negesti an. Am 16. Januar brach der Oberbefehlshaber in Erithrea, General Orero,

mit etwa 3500 Mann und einer Gebirgsbatterie in drei Colonnen von Asmara auf. Die vortreffliche Marschfähigkeit und große Genügsamkeit der italienischen Truppen ließ alle Schwierigkeiten überwinden, welche die als Annäherungslinien dienenden steinigen Flußbette, die unwegsamen Gegenden, hohe Berge und tiefe, steile Schluchten im höchsten Maße boten. Nachdem unter diesen ungünstigsten Verhältnissen 150 Kilometer in Luftlinie zurückgelegt waren, vereinigten sich die drei Colonnen am 25. Januar bei Adua, das General Orero für Menelik in Besitz nahm. Diese geschickt angelegte und mit Energie durchgeführte Unternehmung hatte augenblicklich weittragende Folgen. Die Ras Mangascha und Alula schlossen Frieden mit Menelik und unterwarfen sich ihm. Ersterer wurde Oberbefehlshaber von Tigre, Ras Alula Gouverneur der Landschaft Adua bis zum Mareb. Der Friede war damit hergestellt. Im Laufe des Jahres kam es nur noch zu einigen wenigen Scharmützeln von Bedeutung. In der Nacht zum 1. Juni wurde eine feindliche Bande von 800 Mann durch ein Bataillon Eingeborener der Colonialtruppen am Mareb gänzlich aufgerieben und am 25. Juli eine Abtheilung von 1000 Derwischen, welche das Dorf Dija angriff, durch eine Compagnie Eingeborener der Colonie vollständig zersprengt.

Mit dem Abschluß des Vertrages von Utschalli schien das italienische Colonialgebiet am Rothen Meere in seinem Bestande gesichert. Der Protectoratsvertrag war von dem damaligen Ministerpräsidenten Crispi zur Kenntniß der Mächte gebracht und von diesen stillschweigend anerkannt worden. Nur Rußland hatte gewisse Vorbehalte gemacht, indem das koptische Christenthum, zu welchem sich die weit überwiegende Mehrzahl der Abessinier bekennt, mit der griechisch orthodoxen Kirche in enger Verwandtschaft steht und Rußland daher ein gewisses geistliches Patronatsrecht über Abessinien beansprucht. Doch kam es zu einem formellen Proteste nicht.

Andererseits sollte es sich aber sehr bald zeigen, daß Menelik den Vertrag von Utschalli entweder von Anfang an nicht ehrlich gemeint, oder daß er, nachdem mit Hilfe der Italiener seine Herrschaft gesichert war, den Einflüsterungen der französischen Missionspriester des Lazaristenordens mehr und mehr zugänglich wurde. Diese Letzteren sind nämlich mindestens ebenso sehr politische Sendboten und Kundschafter, als wie Missionäre. Menelik verwahrte sich schließlich mit Entschiedenheit gegen die italienische Auffassung des Vertrages von Utschalli, daß Abessinien nur durch Italiens Vermittelung mit anderen Mächten sollte verkehren dürfen.

Das römische Cabinet hatte nun unterm 24. März und 15. April 1891 mit England Vereinbarungen getroffen, wonach die Grenzen des italienischen Einflußbereiches in Ostafrika derartig geregelt waren, daß Abessinien vollständig innerhalb dieses Interessengebietes zu liegen kam. Es war ferner den Italienern das Recht eingeräumt worden, die Stadt Kassala nebst Umgegend dauernd zu besetzen, allerdings unter der Bedingung, daß das betreffende Gebiet aber herausgegeben werden mußte,

wenn England-Egypten etwa einst den Sudan wiedererobern sollten. An der staatsrechtlichen Giltigkeit dieser Festsetzungen konnte trotz der gegentheiligen Versicherungen in der russischen und französischen Presse nicht wohl gezweifelt werden, da die englisch-italienischen Abmachungen auf Grund des Artikels 34 der Kongoacte, welcher die Vorschriften für Besitzergreifungen auf afrikanischem Boden enthält, den europäischen Mächten mitgetheilt und von diesen nicht beanstandet worden waren. Wohl mußte es aber für Italien schwierig sein, den formell bestehenden Einfluß thatsächlich auch geltend zu machen.

Der Negus Menelik hatte schon Anfangs 1891 mit den Italienern eigentlich vollständig gebrochen, weil er auch die von diesen für ihre Colonie gewünschte Südgrenze — die Flußlinie Mareb-Belesa-Muna — nicht zugestehen wollte. Diese Grenze wurde aber noch im December desselben Jahres von den fast selbstständigen Statthaltern in Tigre, Mangascha und Alula in feierlich beschworenem Vertrage Italien eigenmächtig zugesprochen. Die Spannung zwischen den Italienern und Menelik dauerte dann auch fort, obgleich dieser 1893 durch Versöhnung mit dem Ras Mangascha die neue Grenze wenigstens stillschweigend gutgeheißen hatte. Es schienen übrigens auch fremdländische Einflüsse, namentlich französische und russische, den italienischen Interessen mit Erfolg entgegenzuarbeiten. Indessen war doch die Haltung Meneliks für die Sicherheit Erithreas nicht unmittelbar bedrohlich. Der Negus sah sich im Süden seines Reiches fast ununterbrochen in Kämpfe mit den Gallastämmen verwickelt, und andererseits war der Weg von seinem Stammlande Schoa bis zum Mareb doch ein recht weiter; im Norden aber schien der Einfluß Meneliks kein bedeutender zu sein, und jedes Vorgehen gegen das italienische Colonialgebiet konnte, wie man italienischerseits wenigstens annahm, den Ras Mangascha zum Rebellen und zum Verbündeten der Italiener machen. Mangascha hatte es im Laufe des Jahres 1893 bereits verstanden, sich gleichsam zum Alleinherrscher von Tigre emporzuschwingen.

In westlicher Richtung, nach dem Sudan zu, waren die Italiener nach der Besetzung von Keren mit ihren Posten immer weiter vorgedrungen, so daß schließlich die Grenze der Kroncolonie mit der des italienischen Einflußbereiches sich schon so ziemlich deckte. Trotzdem lebte man bis zum December 1893 im leidlichen Einvernehmen mit den unruhigen Nachbarn; dann sollte es jedoch anders kommen.

Der Gouverneur von Erithrea, General Baratieri, befand sich Ende November 1893 gerade auf Urlaub in Italien, als plötzlich Nachrichten über angebliche Rüstungen der Derwische in der Provinz Ghedaref (südlich Kassala) nach Massaua gelangten. Anfangs legte man diesen, fast alljährlich wiederkehrenden Gerüchten, daß die Rüstungen sich gegen die Italiener richten sollten, nur wenig Bedeutung bei, zumal in Kassala an Stelle des kriegerischen Emirs El Zachi Tamel, der in Ungnade gefallen

war und zu Khartum sein Leben eingebüßt hatte, so eben erst der friedliche Achmed Ali getreten war. Trotzdem war man aber italienischerseits schließlich doch auf seiner Hut.

Die Besatzung der Colonie bestand 1893 aus 2186 Italiern und 4433 Eingeborenen, insgesammt aus 6619 Mann mit 1150 Maulthieren und Pferden. Die Vertheilung der Truppen in dem engbegrenzten Dreieck Massaua—Asmara—Keren glich einer ausgedehnten Vorpostenstellung unter Benutzung befestigter Plätze. Bei Massaua lagerte das aus Italien detachirte Corps, das auf telegraphisches Verlangen innerhalb neun Tagen noch verstärkt werden konnte, Vorpostengros standen in den befestigten Orten Keren und Asmara; Piquet-Compagnien waren in den Forts Agordat, Adi-Ugri und Halai postirt, Feldwachen endlich, die von den besoldeten „Banden" gestellt wurden, in den diesen letzteren zur Sicherung anvertrauten Landstrichen noch weiter vorgeschoben. Der stellvertretende Gouverneur, Oberst Arimondi ließ jetzt in Agordat Lebensmittel und Munition anhäufen und traf im Uebrigen die Vertheidigungsmaßregeln derartig, daß, nachdem der Abmarsch der Derwische von Kassala her sich bestätigt hatte, am 21. December 8 Compagnien eingeborener Infanterie, 2 Escadrons, 2 Gebirgsbatterien und 300 Mann der Banden, insgesammt etwa 2500 Köpfe sich bei Agordat versammelt befanden.

Das mahdistische Aufgebot der Provinz Ghedaref zählte gegen 12 000 Mann, wovon etwa 8000 mit guten egyptischen Remington-Gewehren und reichlicher Munition ausgerüstet waren; gegen 3000 Mann führten Lanzen und Messer, und außerdem befandeu sich 500—600 Reiter bei den Schaaren der Derwische. Das ganze Corps konnte als eine Kerntruppe der Mahdisten bezeichnet werden, denn es war von dem vorerwähnten Emir El Zachi Tamel, dem Besieger des Negus Johannes, in langjährigen Kämpfen geschult worden. Die in der Stärke ungleichen Abtheilungen (Rub) des ganzen Corps wurden von den tüchtigsten Offizieren des Mahdi geführt, von denen eine Anzahl bereits bei den früheren egyptischen Sudantruppen gedient hatten. An der Spitze des Expeditionscorps stand der neue Emir von Kassala, Ahmed Ali, ein Neffe des Kalifen Abdullahi.

Das Corps der Derwische war am 15. December von Kassala aufgebrochen und auf der südlichen, über Kufit führenden Straße gegen Agordat vorgerückt, wo es am Morgen des 21. eintraf. Die betreffende Entfernung betrug in Luftlinie 180 Kilometer und war also in sechs Tagen zurückgelegt worden. Wenn man die Umstände dabei in Betracht zieht, daß an der Marschlinie vielfach neue Brunnen angelegt werden mußten, erscheint die Leistung als eine sehr anerkennenswerthe. Nach dem amtlichen Berichte des Oberst Arimondi vom 10. Januar 1894 soll das Derwischheer auch stets sehr geschlossen und wohlgeordnet marschirt und die Manneszucht eine geradezu bewundernswerthe gewesen sein. Das gänzliche Fehlen von Versprengten und Nachzüglern, die regelmäßig angelegten Läger, namentlich

auch die mächtige Zeriba — ein verschanztes, mit Dornenverhau versehenes Lager — die sie in einem Tage bei Kufit ausgeführt, endlich die Thatsache, daß in den durchzogenen Dörfern auch nicht eine einzige Hütte in Brand gesteckt, sowie auch keinerlei Gewaltthat oder Beraubung an den Eingeborenen begangen worden wäre, hätte den Beweis davon geliefert. So zeigte denn das mahdistische Corps nicht mehr jene wüsten Haufen bewaffneter Horden, als die man dasselbe bis dahin sich hatte vorstellen müssen.

Das Fort Agordat liegt am linken Ufer des Barka auf einem Hügel, der den Fluß etwa um 70 Meter überragt und die Straße Keren—Kassala beherrscht. Diese Anhöhe wird durch eine 157 Meter breite Einsattelung von einer zweiten südlich gelegenen Geländeerhebung getrennt, die, leicht befestigt, im Verein mit dem Fort, die von Arimondi besetzte Stellung bildete. Dieselbe hatte ihre Hauptfront natürlich gegen Westen, war aber auch gegen Osten vertheidigungsfähig. Das Gelände östlich der Stellung, welches dann zum eigentlichen Gefechtsfelde wurde, ist hügelig, vielfach zerklüftet und mit Dornengestrüpp bewachsen.

Am 21. December Vormittags brachen die Derwische aus ihrem bei El Aschai auf dem rechten Barkaufer gelegenen Lager auf, überschritten in dichten Haufen bei El Dschagge, am Zusammenfluß des Kerubel mit dem Barka, ersteren Wasserlauf und umgingen das Fort Agordat im Norden. Die beiden genannten Flüsse führen nur während der Regenperiode Wasser und bildeten zur Zeit, außer durch ihre tief eingeschnittenen felsigen Bette, kein Hinderniß. Die Mahdisten rückten dann östlich des Forts auch über den Barka und nach den Ansiedlungen der Subderat- und Alghedenstämme, wo sie sich zerstreuten, um jedenfalls Trinkwasser aufzusuchen. Ahmed Ali hatte wahrscheinlich von der Versammlung einer stärkeren Truppenabtheilung bei Agordat keine Kenntniß gehabt und daher wohl beabsichtigt, unter Abschneidung der Fortbesatzung von ihrer rückwärtigen Verbindung direct auf Keren loszugehen. Diese seine Absicht wurde aber vereitelt, indem jetzt die Italiener ihrerseits zum Angriff übergingen.

Oberst Arimondi hatte während der Umgehungsbewegung des Feindes seine Truppen mit der Front nach Osten aufgestellt. Den rechten Flügel auf der Höhe südlich des Forts bildeten vier Compagnien und eine Gebirgsbatterie, den linken eine Compagnie und eine Gebirgsbatterie im Fort selbst, sowie eine zweite Compagnie außerhalb des letzteren zur Deckung des Brunnens; als Reserven standen zwei Compagnien, zwei Schwadronen und die Banden des Barka westlich der Einsattelung.

Arimondi hatte wie er selbst angiebt, sich zum Angriff entschlossen, weil er besorgte, daß bei einem etwaigen nächtlichen Ueberfall durch den Gegner die Feuerüberlegenheit der Italiener nicht zur Geltung kommen würde. Wahrscheinlich mochte auch die Zwangslage, in die der Oberst durch die Umgehung gerathen war, für seinen Entschluß bestimmend gewesen sein. Jedenfalls war dieser ein sehr kühner und energischer.

Um $12^1/_4$ Uhr Nachmittags ließ Arimondi seinen rechten Flügel in der Richtung auf die Ansiedelung der Abderat vorrücken, während zwei Compagnien zwischen dem rechten Flügel und dem Barka den Damtai-fluß überschreiten mußten. Sobald die Derwische die Angriffsbewegungen der Italiener wahrnahmen, sammelten sie sich sofort bei ihren Fahnen, hielten das Feuer des Gegners, ohne zu wanken, aus, erwiderten es eine kurze Zeit und begannen dann entschlossen und rasch in Massen vorzubringen. Den Hauptstoß richteten sie mit drei Rub in einer zwei Kilometer langen Front gegen den rechten Flügel der Italiener, den sie auch durch ihre Reiterei zu umfassen suchten. Die italienischen Truppen hielten dem heftigen Ansturm eine Zeitlang Stand, sahen sich dann aber gezwungen, vor der gewaltigen Uebermacht des Gegners zurückzuweichen, nachdem sie noch durch kühne Gegenstöße vergeblich versucht hatten, der Batterie die Zeit zum Abzuge zu verschaffen. Der Ansturm der Derwische war so überraschend und mit solchem Ungestüm erfolgt, daß die Batterie schon nach vier Kartätschlagen, von denen die letzte noch auf 40 Meter Entfernung abgegeben wurde, dem Feinde überlassen werden mußte. Auch waren die Maulthiere der Batterie durch feindliche Geschosse getödtet. Es war jetzt 12 Uhr 50 Minuten Nachmittags. Heftig gedrängt gingen die Italiener auf das linke Ufer des Damtai zurück, wo sie sich von Neuem setzten und mit Aufbietung aller Kräfte sich des Gegners zu erwehren suchten. Und bald schien auch der Angriff der Derwische auf die mit äußerster Anstrengung festgehaltene italienische Stellung zu erlahmen.

Oberst Arimondi faßte jetzt den zweiten kühnen Entschluß, trotz der Uebermacht des Gegners und trotz des Verlustes einer Batterie von Neuem aus der festen Stellung heraus und zum Angriff vorzugehen. Allerdings konnte nur auf diese Weise dem Feinde der Sieg abgerungen werden.

Die letzte Reserve der italienischen Truppen wurde zum entscheidenden Stoße mit eingesetzt, auch die beiden Escadrons mußten zum Fußgefecht absitzen und auf dem rechten Flügel am Kampfe mit theilnehmen. Nach vielen vergeblichen Anstrengungen gelang es, auf dem rechten Ufer des Damtai festen Fuß zu fassen, und nun vollzog sich auf der ganzen Gefechtsfront, unterstützt durch das Feuer der Fort-Batterie, erst langsam, dann schneller und schneller ein siegreiches Vordringen der Italiener. Um 2 Uhr 20 Nachmittags wurden endlich die Heereshaufen der Derwische auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, wieder über den Barka zurückgeworfen. Die verloren gewesene Batterie war wieder genommen worden. Bis zu dem Flusse hatte man noch von einem Rückzuge der Derwische sprechen können, von da ab war derselbe aber in regellose Flucht ausgeartet.

Der taktische Sieg der Italiener war wohl ein vollkommener zu nennen und mit einem verhältnißmäßig geringen Verluste von 5 Offizieren und 222 Mann an Verwundeten und Todten erkauft worden. Die Mahdisten hatten über 1000 Todte, und unter diesen befanden sich auch

Ahmed Ali, die vier Rudführer, sowie eine Anzahl anderer Unterführer. Der Gesammtverlust der Derwische soll jedoch 3200 Köpfe betragen haben. Bei der von ihnen beobachteten Kampfesweise konnte dies wohl auch kaum anders sein. Beim Klange der Trommeln und Negarits rückten sie in geschlossenen dicken Linien vor, im Marsche unaufhörlich feuernd; vor der Front zogen in kleinen Gruppen die Fahnenträger, sowie die Führer zu Pferde ihren Leuten mit todesverachtendem Muthe voran. Alle diese Tapferkeit aber mußte zerschellen an dem sicheren Feuer und der mannhaften Haltung der italienischen Truppen. Die eingeborenen Soldaten hatten sich bei Agordat vortrefflich bewährt und wohl bewiesen, daß sie den Geist ihrer italienischen Offiziere in sich aufgenommen. Abgesehen hiervon hatten die Truppen Arimondis aber auch hauptsächlich durch die überlegene Taktik und Ausbildung gesiegt. Der Gegner befand sich mit seinen geschlossenen Massen im entschiedenen Nachtheil gegenüber den dünnen, aber elastischen und so mörderischen Schwarmlinien der Italiener. Das italienische Vetterligewehr war allerdings der gegnerischen Remingtonwaffe nicht so bedeutend überlegen, wohl aber die Schießausbildung und Feuerdisciplin der Italiener der der Mahdisten.

Eine Verfolgung des Feindes über die Grenzen des Gefechtsfeldes hinaus hatte wegen der Ermüdung der italienischen Truppen nicht sofort ausgeführt werden können. Auch hätte ein weiterer Verfolgungszug erst besondere Vorbereitungen erforderlich gemacht. Es war zunächst für die Mitführung eines ausreichenden Vorraths von Lebensmitteln und Wasser zu sorgen, denn Beides fehlte jetzt jedenfalls in den zu durchziehenden Landschaften. Die Derwische hatten diese nicht nur ausgesogen, sondern ihrer Kriegsgepflogenheit gemäß auf dem Rückzuge nach Kassala auch die Brunnen auf dieser Linie zerstört. Oberst Arimondi brach also erst am 22. December früh in der Richtung auf Kufit auf. Von den Mahdisten waren geschlossene Trupps nicht mehr anzutreffen; alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß sie einen geradezu vernichtenden Schlag erlitten hatten. Zwei Tagemärsche vor Kassala machten die italienischen Truppen jedoch Halt und Kehrt. Allerdings wäre durch die Einnahme dieses Platzes der Sieg erst voll ausgenutzt worden. Auch glaubte man in Italien durch den Besitz dieses wichtigen Punktes gerade die Vorbedingung für die Wiederbelebung des Handels im östlichen Sudan und namentlich für seine Hinleitung nach Massaua erfüllt zu sehen. Die öffentliche Meinung in Italien machte daher dem Oberst Arimondi seine Unterlassung sehr zum Vorwurf, doch vollständig mit Unrecht. Der stellvertretende Gouverneur von Erithrea konnte unmöglich wissen, was Osman Digma, der berufenste Heerführer der Derwische, der nördlich Kassala inmitten der ihm ergebenen Stämme saß, zur Zeit bereits an Streitkräften um sich versammelt hatte und wie er über eine Besitznahme von Kassala durch die Italiener gedacht haben würde.

Was aber der Mahdi mit dem Einfalle in Erithrea im December 1893 eigentlich bezweckt haben mochte, ließ sich schwer beurtheilen. In italienischen Blättern wurde von Sachverständigen, wie z. B. von dem General Popolini, die Ansicht vertreten, daß es sich lediglich um einen der im Sudan wie in Abessinien so beliebten Beutezüge in die Grenzländer gehandelt hätte. Für einen solchen Zweck würde aber Abdullahi schwerlich gleich eine Macht von 12 000 Mann aufgeboten und diese auch nicht mit einem so überreichen Munitionsvorrath versehen haben. Man hätte daher wohl eher annehmen sollen, daß der Mahdi, welcher durch die Engländer bei Suakim sein Reich vom Meere abgesperrt sah, einen Versuch gemacht hatte, über Keren die Küste bei Massaua zu gewinnen. Die Widerstandskraft der Italiener war dabei nur unterschätzt und daher nicht die genügende Streitmacht zu deren Ueberwältigung aufgeboten worden. Ueber Kairo kommende Nachrichten wußten denn auch bald von größeren Rüstungen der Derwische — 30 000 Mann — für einen Rachezug gegen die Italiener zu melden. Die aus italienischer Quelle stammenden Nachrichten lauteten dagegen fortdauernd recht friedlich. Nichtsdestoweniger wurde aber vom 7. bis 18. Februar 1894 ein italienisches Observationslager bei Keren bezogen. —

Nach der Niederlage von Agordat hatte der Beherrscher des Mahdireiches, Kalif Abdullahi, thatsächlich den Befehl gegeben, vorläufig alle Zusammenstöße mit den italienischen Truppen zu vermeiden, dagegen aber den Westen des italienischen Schutzgebietes durch unaufhörliche Beutezüge zu verheeren; andererseits sollten in Kassalla Lebensmittel und Munition für einen in den letzten Monaten des Jahres 1894 geplanten großen Rachezug angesammelt werden. Beides geschah, und die italienische Regierung glaubte sich dadurch genöthigt, von ihrer bisherigen Zurückhaltung bezüglich einer Besetzung von Kassala abgehen zu müssen. Man gedachte durch die Besitzergreifung von jenem Platze nicht nur dem Gegner die Basis für seine Unternehmungen gegen das Gebiet der Colonie zu nehmen, sondern auch für die eigenen Truppen eine günstige Vertheidigungsstellung am westlichen Eintritt in die abessinischen Voralpen zu gewinnen.

Wie aus den Berichten des Generals Baratieri vom 11. und 31 Juli 1894 hervorgeht, waren die vom Kalif Abdullahi getroffenen Vorbereitungen für die Razzias der Derwische bereits Ende April nahezu vollendet. Kundschafternachrichten hatten ergeben, daß das vom Emir Ahmed Fadil, dem Nachfolger von Ahmed Ali befehligte Derwischcorps von Kassalla, sowie von Gehdaref nach Ondurman abgerückt war. Bald liefen aber immer dringendere Meldungen von dem Eintreffen zahlreicher Beggara-Cavallerie in Kassala ein. Im Juni begannen dann die Raubzüge, die sich bis in das innere Barkagebiet erstreckten.

Dieser Umstand und die bekannt gewordenen Rachepläne des Feindes führten den General Baratieri zu dem Entschluß, aus der Defensive in die Offensive überzugehen. Zunächst wurde ein äußerst reger Vorposten-

dienst gehandhabt, und ein eingehender Informations- (Kundschafter-) Dienst organisirt. Die Ergebnisse des letzteren ließen dann erkennen, daß der Augenblick für die Offensive günstig war. Die Derwische in Kassala waren kaum 3000 Mann stark, ein Heranziehen von bedeutenden Unterstützungen erschien aber für sie nicht gut möglich; Osman Digma war weit entfernt, eine Anzahl von Stämmen sollte aber dem Mahdi feindlich gesinnt sein. Die Expedition durfte jetzt im Juli auf genügend Wasser rechnen, ohne andererseits die Besorgniß hegen zu müssen, vielleicht auf zu stark angeschwollene Flußläufe zu stoßen; die Magazine von Agordat enthielten die nöthigen Vorräthe. Die Derwische schienen von der Absicht eines Unternehmens gegen sie Nichts zu ahnen, die Colonie Erithrea war vollständig ruhig. Jedes Zögern konnte aber die Gefahr vergrößern, die Aussicht auf das Gelingen des Schlages nur vermindern.

Nachdem alle Vorbereitungen auf das Sorgsamste getroffen worden waren und die besoldeten Banden als Vortruppen die Verbindung mit Kassala vollständig unterbrochen hatten, stand das für das Unternehmen bestimmte Detachement am 12. Juli Abends bei Agordat versammelt. Dasselbe setzte sich zusammen aus 8 Compagnien Eingeborener, einer Escadron, einer Section Gebirgsartillerie, ferner aus Telegraphen-, Sanitäts-, Verpflegungs- und Trainabtheilungen, sowie den Banden des Barka und zählte im Ganzen 2623 Combattanten, 394 Pferde und Maulthiere, 185 Kameele. Von den drei Annäherungslinien, welche von Agordat nach Kassala führen, wählte Baratieri als die am besten erkundete und wasserreichste die nördlichste. Am 13. wurde der Vormarsch angetreten und führte in den folgenden Tagen durch die Dunquat-Hügelkette über Anastiait und Uacait; am 16. Abends wurde die Schlucht von Sabderat erreicht und dort ein Biwak bezogen. In diesen vier Tagen hatte also das italienische Detachement eine Entfernung von 135 Kilometern zurückgelegt. Trotz der großen Schwierigkeiten, welche das Gelände entgegenstellte, trotz des Wassermangels und der schweren Belastung der Askaris waren in der Stunde durchschnittlich 5 Kilometer gemacht worden, ohne daß ein Mann zurückgeblieben wäre. Am Abend jedes Marschtages war von den Truppen ein Biwak bezogen worden, das stets mit einer Zeriba umgeben wurde. Die Entfernung von der Sabderatschlucht nach Kassala beträgt noch etwa 20 Kilometer. Nachdem Baratieri noch am 16. Abends von einer Höhe aus das Angriffsobject erkundet hatte, brach er schon um Mitternacht mit seinem Corps gegen dasselbe auf. Am 17. Juli Morgens 8 Uhr wurden dann die Derwische bei Kassala ziemlich überraschend angegriffen und nach zweistündigem heftigen Kampfe ihr Lager, sowie die Stadt von den Italienern erstürmt. Die Italiener hatten in dem Gefecht 9 Todte und 32 Verwundete zu verzeichnen; die Verluste des Gegners mußten sich mindestens auf das Zehnfache belaufen haben. Um 10 Uhr Morgens war das rechte Ufer des Gasch vom Feinde gesäubert; um 11 Uhr überschritten vier

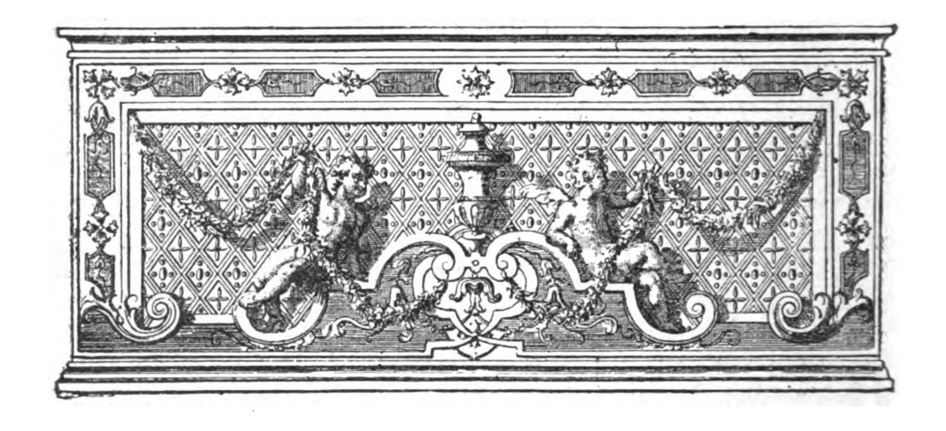
italienische Compagnien diesen Fluß, um die Trümmer der Derwische gegen den Atbara hin in der Richtung auf El-Fascher zu verfolgen. Nach drei Tagen kehrten diese Abtheilungen aber zurück, ohne die Flüchtlinge erreicht zu haben.

General Baratieri ließ den größten Theil seiner Truppen bereits am 23. und 29. den Rückzug nach dem Colonialgebiet antreten. In Kassala verblieben unter dem Major Turitto nur 4 Compagnien, ein Zug Gebirgsartillerie, sowie 200 Mann der Barkabanden. Die um Kassala wohnenden eingeborenen Stämme schlossen sich den Italienern an. Man begann jetzt auch sofort mit dem Bau eines starken Forts bei Kassala, für welches 8 Geschütze und 6 Mitrailleusen niedergelegt wurden. Zwei andere kleinere Forts legte man an der zur dauernden Verbindung mit Agordat ausersehenen, über Daura führenden Straße an, und zwar das eine an einer Enge in der Niederlassung der Sabderat, das andere ebenso im Lande der Algheden. Die Verbindungslinie wurde mit Brunnenanlagen versehen, die Telegraphenleitung bis Kassala herangeführt.

Zur Wiedereroberung von Kassala sollte dann angeblich im Herbst 1894 der Kalif Abdullahi Truppen von Kartum aus entsendet haben. Nach glaubwürdig erscheinenden Nachrichten hätten gegen Ende des Jahres 1894 Osman Digma mit 4000 Mann bei Gos Regeb, Sayd Hamed als Generalissimus mit 8000 bei El-Fascher und Osobri, Achmed Fadil mit 7000 in Ghedaref gestanden.

Der Ort Gos Regeb liegt 120 Kilometer nordwestlich Kassala am Atbara, El-Fascher und Osobri an demselben Flusse 60 Kilometer von Kassala entfernt; das Corps der Landschaft Ghedaref konnte in vier bis fünf Tagen vor Kassala erscheinen. Trotz der numerischen Ueberlegenheit der Derwische schienen aber die italienischen Colonialtruppen zur Abwehr jener vollständig zu genügen. Vorausgesetzt mußte dabei allerdings werden, daß der südliche Theil der Colonie wenigstens vorübergehend von Truppen entblößt werden durfte. Diese Vorbedingung schien jedoch erfüllt. Ras Mangascha, der thatsächliche Oberherr in Tigre, hatte sich in den letzten Jahren den Italienern wohl freundlich gesinnt gezeigt. Sein Gegensatz zu Menelik, mit dem er seit 1892 noch immer in einem gespannten Verhältnisse stand, schien seine Zuverlässigkeit den Italienern gegenüber um so mehr zu verbürgen. Auch glaubte man bei Mangascha eine gewisse Interessengemeinschaft mit den Italienern gegen die Derwische voraussetzen zu dürfen, da im Kampfe mit diesen 1889 sein Vater das Leben eingebüßt hatte, und demnach einen treubrüchigen Angriff seitens des Beherrschers von Tigre nicht besorgen zu müssen. Andererseits war freilich abessinische Treulosigkeit bereits sprichwörtlich geworden, und die italienische Colonialregierung hätte eigentlich dem schlauen und hinterlistigen Mangascha schon lange nicht mehr trauen sollen.

(Schluß folgt.)



Tonkunst und Kritik.

Von

Carl Fuchs.

— Danzig. —

Capitel V.

(Schluß.)

Person und Persönlichkeit.



Verlassen wir aber diese dunklen Regionen und denken wir uns, die gestellte Frage erwägend, den echten Kritiker gegenüber dem echten Künstler.

Auch sie sollen nach meiner Meinung sich das große Wort jeder über seine Thüre schreiben:

Μέμνησο ἄνθρωπος ὤν.
„Gedenke, daß Du ein Mensch bist!"

Der größeste Kritiker und der größeste Künstler ist noch kein Alexander und er, der Große, ließ es sich täglich wiederholen.

Es braucht nämlich noch gar nicht zu Handlungen allzumenschlicher, untermenschlicher Art gekommen zu sein, damit wir Grund hätten, dem Kritiker und dem Künstler dieses Wort in's Gedächtniß zu rufen.

„Aber er, der Beurtheilte, kommt doch mit Dir," so höre ich entgegnen, „nur als Künstler, Du kommst mit ihm nur als Kritiker, nicht als Mensch in Beziehung!"

Ja, wenn dieses „als Mensch", wenn diese ganze Unterscheidung etwas mehr wäre, als ein gelegentlich erlaubtes Verständigungsmittel auf dem Papier!

Beider Leistungen, des Kritikers wie des Künstlers, hängen mit dem, was Jeder als Mensch ist, auf's Innigste zusammen und sind weder nach der Lichtseite, noch nach der Schattenseite davon zu trennen.

Ich erinnere mich hier eines schönen Wortes von H. v. Bülow: „Der Künstler ist der Mensch par excellence“. Wahrlich aber der Kritiker darf es nicht weniger sein: seine Leistung unterscheidet sich von der des Künstlers dadurch, daß zu der intellectuellen Leistung allermeist noch eine moralische hinzukommt, während der Künstler in seiner Leistung kein moralisches Wesen ist — nur vorher ist er es in deren Wahl, die außer von seinem Geschmack auch von seiner Gesinnung abhängt — den Kritiker geht nur der Geschmack etwas an.

Keinem von Beiden gelingt es immer (und den Kritikern heut, ehrlich gesprochen, noch erheblich seltener als dem Künstler) in jene höhere oder höchste Sphäre der Auszeichnung, der Vollendung emporzusteigen. Zwischen dieser und der niederen Sphäre des Unechten liegt eine mittlere, in der, gestehen wir es, das Meiste an Leistungen der Kunst wie der Kritik sich abspielt, und sich auch dann abspielen würde, wenn Beide, Künstler und Kritiker, immer echt wären. Zuzugeben ist, daß gegenwärtig die Kritiker noch häufiger unecht sind als die Künstler.

Der Künstler, der Nichts kann, ist auch leichter entdeckt, als der Kritiker, der Nichts ist, und der enttäuschte Concertbesucher erzürnt sich eher, als der gelangweilte Zeitungsleser, weil Concerte theurer sind als Zeitungen.

In dieser mittleren Sphäre ist der Einfluß des „Menschen“ auf die Leistung theils der elative der Persönlichkeit, theils der delative der Person.

Wir unterscheiden damit das Transscendente am Menschen (d. h. was das Gewöhnliche „übersteigt“) vom Empirischen, vom Alltäglichen an ihm, nachdem wir davon bereits das Banausische, Barbarische, Animalische oder Brutale abgezogen haben.

Im Leben gehen diese Sphären freilich in einander über oder sind nur durch fluctuirende Linien von einander getrennt; man kann diese Linien aber in praxi controliren.

Unter der Persönlichkeit verstehe ich die Summe der intellectuellen und moralischen Fähigkeiten eines zu den höheren Zielen der Cultur erzogenen Menschen, und die Art ihrer Zusammensetzung, sein thätig und fruchtbar werdendes Wissen und Können, im Verein mit seiner Lebensanschauung und Gesinnung, wie sie in Thaten, Werken, Worten, Wirkungen von mehr oder minder unvergänglichem Werthe hervortreten. Auch das flüchtige Schöne wie das luftige Wort sind unverlierbarer Wirkungen fähig.

Unter der Person verstehe ich den Menschen des Tages, seine Erscheinung, sein Alter, Geschlecht, Temperament, seinen Gesundheits- und Kräftezustand, die Summe seiner Neigungen und Abneigungen in Dingen des gewöhnlichen Lebens, das vergängliche Wesen, wie ihm im Laufe seiner Erlebnisse, gerade heut, hier und jetzt zu Muthe ist.

Alter, Geschlecht, Temperament der Person sind ihre die Persönlichkeit am stärksten bedingenden Elemente und gleichsam das Band zwischen beiden.

Von der Art der Persönlichkeit des Künstlers wie des Kritikers ist die Leistung im günstigen wie im minder günstigem Sinne abhängig. Niemand kann so vortragen, als wäre er es nicht, der da vorträgt, sondern etwa der Componist selbst, den Fall höchster Congenialität bei vollendeter Technik ausgenommen; Niemand auch kann einen Vortrag so empfinden und beschreiben, als wäre er es nicht, der gehört hat und schreibt.

Die Vorzüge der Persönlichkeit sind der Anzahl, dem Grade und der Art nach verschieden, und es sind nicht blos die öffentlich wirksamen hervorragenden Staatsmänner, Politiker, Redner, Philosophen, Künstler, Erfinder, Entdecker, Dichter, Gelehrte und Schriftsteller, unter denen man die Individuen suchen muß, die die Bezeichnung als Persönlichkeiten verdienen.

Zunächst ist das weibliche Geschlecht nicht etwa ausgenommen, wie es die großen Künstlerinnen, besonders Schauspielerinnen und Erzählerinnen, allein schon beweisen. Persönlichkeiten giebt es in jedem, auch dem stillsten Beruf, und auf sie, die ihre Eigenschaften cultivirt und etwas Ganzes aus sich gemacht haben, kommt es überall an.

(Die Ganzheit kann übrigens auch an dem embarras de richesse von Eigenschaften oder Anlagen scheitern, besonders wenn zu viel Eigenheiten oder eine immer wieder störende, die Hast z. B., mitspielen.)

Ein über den Durchschnitt hinausgehendes Maß von intellectuellen, moralischen und körperlichen Eigenschaften in besonderer Verbindung miteinander wird immer wahrnehmbar sein müssen, ehe man von einer „Persönlichkeit" sprechen kann. Eine bestimmte Linie ist freilich nicht zu ziehen, unterhalb deren nur noch von Personen, Leuten, Exemplaren der Species Mensch, zweifüßigen Heerdenthieren oder auch Halb- und Untermenschen zu sprechen wäre.

Deshalb ist unsere Unterscheidung aber nicht weniger zuläßig; auch der Sprachgebrauch unterstützt sie.

Die letzte Basis der Persönlichkeit ist die Person, und beruht in der Abkunft und im Geschlecht. Bildung und Erziehung verhalten sich dazu nur wie die Saat zum Boden, auf den sie fiel.

So verkehrt es auch ist, den Körper blos als die schlechte Hülle oder Hülse der „Seele" anzusehen, als wäre sie von ihm trennbar, so ist das Körperliche doch die Ursache, daß nur in seltenen Fällen — am ehesten in reproductiven Leistungen von kürzerer Dauer — sich nichts Zufälliges in das künstlerisch Gewollte und „Nothwendige" einmischt.

Der Kritiker hat es insofern leichter, Einflüsse seiner Person auf seine Leistung fernzuhalten, als er, in gewissen Grenzen wenigstens, an ihr

ändern kann, was er noch rechtzeitig als so beeinflußt erkannte, und wäre es auch nur eine in der Eile mißlungene Satzconstruction.

Des Künstlers Leistung hängt bei höchster Begabung mit geistigen und sinnlichen Mitteln davon ab, ob und wie weit er Herr seiner Person in Bezug auf die körperlichen Mittel: Kehle, Finger, Gestalt und Glieder geworden ist, und wie weit er es in der Leistung bleibt, d. h. wie weit ungünstige Einflüsse der Umgebung oder des Augenblicks ihn beeinflussen. Ist er nicht Herr seiner körperlichen Mittel und Werkzeuge, so leidet die Leistung in technischer Beziehung, da deren Technik eben in dem besonderen Gebrauch dieser Werkzeuge zum Zwecke der Kunstleistung besteht. Die Unreife in diesem Punkte, also eine zu der vom Künstler gewählten Leistung nicht hinreichende Fertigkeit sollte von der Oeffentlichkeit stets ausgeschlossen sein.

In Betreff der äußeren Umstände, zu denen auch das körperliche Befinden gehört, bleibt der Eine leichter, der Andere weniger leicht Herr seiner Person. Den Einen stört schon, was den Anderen noch ruhig läßt, und so weit liegen die Bedingungen zu den Wirkungen äußerer Ursachen noch in der Person des Künstlers, bis an die Grenze, wo deren Beherrschung nicht mehr möglich oder mit dem künstlerischen Charakter der Leistung nicht mehr vereinbar ist, die Leistung also unterbleibt oder unterbleiben sollte, oder kritisch nicht mehr mitzählt. Mit dem Grade der Beherrschung der körperlichen Mittel und Werkzeuge steigert sich, von sachfremden Einflüssen abgesehen, das objective Verdienst des Künstlers, weil sie freie Bahn für die Wirkung seiner idealen Persönlichkeit in der Wiedergabe des von ihm gewählten Werkes schafft. Die Ueberwindung sachfremder Einflüsse geht die Kritik natürlich Nichts an, obwohl sie sich beim Künstler bis zum Heroismus steigern kann. Liszt soll einmal auf einer Reise nach Pesth sich den vierten Finger der rechten Hand in einem Wagenschlage gequetscht haben, so daß er unbrauchbar ward und heftig schmerzte, und am Abend selbigen Tages in Pesth die Sonate As-dur op. 26 von Beethoven gespielt haben: der letzte Satz, unter solchen Umständen gut gespielt, ist ein Wunder der Geschicklichkeit und der Energie, aber besser als Liszt ihn sonst spielen konnte, hat er darum gewiß nicht geklungen; die Würdigung solcher Umstände fällt also außerhalb der reinen Kritik.

In irgend einer Rücksicht bleibt freilich bei Allem, was man „verlangen kann", die Frage offen, in welchem Grade der Verpflichtete es leicht oder schwer hat, es von sich zu erlangen.

In Betreff des Bühnenkünstlers ist hier nachzutragen, daß von Niemandem in dem Grade, wie es von ihm verlangt wird, seine zufällige Person erfolgreich in den Dienst seiner Persönlichkeit zu stellen, jene zu dieser zu verklären, damit er dem Geist seiner Aufgabe gerecht werde. Vernünftiger Weise wählt der Künstler den Menschen-Typus, den er darstellen soll: Held, Liebhaber, Alter, Buffo — seiner Person und seiner

Persönlichkeit gemäß. Dabei kann die Person der Persönlichkeit auf's Aeußerste im Wege sein. Bei dem idealsten Verständniß nützt es dem besten Sänger Nichts, wenn er „von Person" für den Lohengrin nun doch einmal zu klein, oder für den Don Juan zu groß oder gar zu dick ist. Die Kunstkritik muß solchen Fall wohl oder übel abfällig constatiren. Aber welchen Sturm erregte ich eines Tages in Danzig, als ich bedauerte, daß Niemand seiner Länge eine Elle zusetzen kann, weil ein possirlich kleiner Lohengrin, als Gast auftretend, eine Stehleiter gebraucht haben würde, um seine Riesen-Elsa zu küssen! „Man beurtheilt einen Sänger doch nicht nach seiner Länge," so grollte man rings, und ich hatte obenein keinerlei Scherz deshalb in der Kritik gemacht. Uebrigens war's auch nur ein lyrisches Tenörchen, das durchaus als Heldentenor — bezahlt sein wollte. Bekannt ist der Fall, daß der Heldentenor Riese, in Dresden viele Jahre thätig, ein Zwerg für seine Partieen war, obwohl ein Riese oder ein Engel an Stimme. Nun, man hat es sich eben gefallen lassen.

Capitel VI.

Von falscher Objectivität.

Aus der Untrennbarkeit der Kritik wie auch der Kunstleistung von der idealen Persönlichkeit des Urhebers ergiebt sich, daß das Ideal der objectiven Kritik ebenso falsch ist, wie das des objectiven Vortrags, welches seiner Zeit mit großem Ernst aufgestellt ward und ab und zu auch noch angerufen wird. Das Ideal der Objectivität verlangt eben fälschlich die Loslösung der Leistung von der Persönlichkeit. Soll es für die Kritik weiter Nichts bedeuten, als Wahrhaftigkeit, so ist es überflüssig; denn diese Forderung versteht sich von selbst, und ist selbst nur eine Voraussetzung zur Möglichkeit der Kritik. Gerade für den objectiven Werth einer Kritik verbürgt sie Nichts, denn aus dem Satz, daß eine offenbar ohne Wahrhaftigkeit geschriebene Kritik Nichts werth sein kann, folgt noch Nichts für den sachlichen Werth einer von einem ehrlichen Mann verfaßten Kritik. Eine solche kann dabei viel Irrthum enthalten.

Es giebt keinen objectiven, d. h. keinen Vortrag, in welchem der Künstler Nichts als das Organ, gleichsam der Phonograph des Componisten d'outre tombe oder par distance wäre, seine Persönlichkeit also aus dem Vortrage gleichsam eliminirt wäre, wie es der große Clavierspieler Tausig in Folge von Mangel an Schule in seinem Denken sich vornahm. Ich habe es früher schon mitgetheilt, wie eine ihn sehr genau kennende Freundin bald nach seinem Tode mir meine Vermuthung bestätigte, daß er an eben diesem falschen Ideal zu Grunde gegangen sei. Ihm zu Liebe steigerte er seine Technik auf's Allerhöchste. Dadurch wurde er aber unwillkürlich immer fähiger, also auch immer stärker veranlaßt, so viel wie in ihm von Persönlichkeit war, in seinem Vortrage zu äußern; Nichts mehr konnte ihn je

äußerlich daran hindern, was er auch an thurmhohen Aufgaben zum Vortrage wählte. Wie hätte denn dabei nicht die geniale Lust am innerlich freien nachschöpferischen Walten in seinem Spiele sich einstellen sollen? Gerade dies aber verdächtigte ihm seinen Vortrag, er wollte ja nur spielen, „was dasteht“, die Noten, die Vortragszeichen, und die den Zusammenhang allermeist entstellenden legato-Bögen u. s. w. Je mehr er sich aus seinem Vortrage hörte, desto näher rückte ihm die Furcht: „Dir kannst Du nicht entfliehn,“ und das ist wohl im Stande, einen ernsthaft Wollenden und Begabten zu untergraben, denn dabei wendet die eigene Kraft sich gegen ihn. Er vergaß, daß das Object nicht das Notenblatt, sondern wieder eine Subjectivität, eine Persönlichkeit ist, die, um aus den Tönen erkennbar und wirksam zu werden, gerade wieder einer Persönlichkeit bedarf, natürlich mit dem guten Willen, in der auszudrückenden Persönlichkeit aufzugehen, nicht willkürlich mit ihrem wehrlosen Gut zu schalten. „Subjectiv“ und „willkürlich“ wurden irrthümlich gleichgesetzt.

Für den Vortragenden im Verhältniß zum vorgetragenen Werk gilt im anerkennenden, wie im aberkennenden Sinne das Wort: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst,“ — für den Kritiker im Verhältniß zum ächten Künstler das ähnliche Wort „il n'y a que l'esprit, qui sente l'esprit,“ — „Geist wird nur von Geist verspürt.“ Wie im Vortrag eine Persönlichkeit mit ihrem Wesen der Interpret einer anderen ist, so kann auch das Wirken und Walten der vermittelnden Persönlichkeit nur wieder von einer Persönlichkeit gewürdigt oder kritisch aufgefaßt werden. „Man kann den einen Diamant nur mit dem anderen schleifen“: „nur wer selbst in der Sache Etwas ist, kann auf den Künstler den Eindruck machen, daß von ihm als Kritiker Etwas zu lernen sein möge.“ Wie der Künstler nicht der Phonograph des Werkes, so ist der Kritiker nicht blos der Photograph der Kunstleistung. So objectiv wie das Objectiv im photographischen Apparat können wir nicht sein sollen. Und selbst der Apparat verräth ja seinen „Standpunkt“: drei Apparate zur selben Zeit auf ein Object gerichtet, geben drei sehr verschiedene Bilder, und nach einer Stunde schon würden es, das Object als unverändert gedacht, drei von den ersten verschiedene Bilder — die Belichtung oder die Beleuchtung hat gewechselt, und Unterschiede in der Lichtempfindlichkeit der Platten machen sich nun vielleicht stärker geltend.

Wir aber sind keine glatten Platten, unsere Musikseele ist wie ein Prisma, das das Licht von allen Seiten empfängt und nach allen Seiten, gebrochen zwar und farbig, zurücksendet. Der gewöhnliche Musikfreund ist meist nur wie ein selbst schon gefärbtes Medium, das nur bestimmte Arten von Strahlen hindurchläßt: der eine ist empfänglicher für das Erhabene, der andere für das Liebliche, einer ist mehr für die Melodie um ihrer selbst willen und für das Volksmäßige, ein anderer mehr für das Charakteristische, Geistreich-Kunstvolle in Harmonie und Rhythmus. Der

Eine erblickt das Höchste im Gesang, in Chor und Oper, der Andere in der „absoluten" (instrumentalen) Musik; der Eine ist ein Bewunderer der rein persönlichen, edel-virtuosischen Leistung, dem Anderen steht vielleicht der Dirigent höher und die Wirkung des Ensembles. Das majestätische Ensemble des Orchesters und großer Massen fesselt Diesen, Jenen das intime der Kammermusik, des Soloquartetts. Der Eine steht mit seiner Lebensanschauung auf pessimistischem, der Andere auf optimistischem Grund und Boden, Jenen wird mehr nach Tiefe des Inhalts verlangen, möchte auch die Form weniger gut geprägt sein (wie bei Schumann, Brahms dem Symphoniker, und bei Wagner), der Andere will die lichte, scharfe, elegante Form nicht missen, möchte Einem dabei auch kühler um's Herz bleiben (wie bei Raff, Mendelssohn, Scarlatti); ein Dritter erkennt nur das Gleichgewicht zwischen Beidem an, wie es ihm bei Mozart und Beethoven begegnet. Der Eine will den Herzschlag der Gegenwart hören, die er vielleicht kaum bis Beethoven zurück datirt, und flucht lieber mit Berlioz, als er mit Palestrina betet, der Andere versetzt sich gern in den Geist vergangener Zeiten, in die Empfindung verschwundener Geschlechter, in ihre Tempel, ihre Gärten, ihre Salons und noch in ihre Dichter-Dachstübchen, wobei er noch einem Hummel und selbst Himmel liebend gerecht werden kann. Das hindert ihn wohl auch noch nicht, morgen wieder mit Beethoven prometheisch und revolutionär zu wettern und zu jauchzen.

Diese Fähigkeit aber, das Entzücken von gestern über dem ganz anderen von heut zu vergessen, über sich selbst hinaus zu sein, bis zur Universalität gesteigert, gehört zum Kritiker. Denn was wäre ein Kritiker, der, wenn er Bach hört, seinen Rossini vermißte, der in der Oper nach dem Oratorium seufzte, bei Brahms nach Mendelssohn riefe, bei Wagner nach Mozart, der sich im Tempel des einen Jahrhunderts nach dem Salon des anderen, oder im blühenden Garten sich nach dem Dachstübchen sehnte? Will man dies Absehen von der eigenen Vorliebe, die Fähigkeit, jeder Subjectivität eines Componisten wie eines ausführenden Künstlers liebend gerecht zu werden, „Objectivität" nennen, so wäre gegen d i e s e n Sinn des viel mißbrauchten Wortes am Ende Nichts einzuwenden. „Ein Musiker muß Alles lieben" — dieses Wort des edlen Friedrich Kiel, das er zu seinen jungen Leuten sprach, gehört auch zu den mir Jahrzehnte hindurch typisch gebliebenen, wenn es auch etwas naiv war. Die Liebe merkt es auch, wenn sie nachher enttäuscht, betrogen wird und wird nicht „Alles dulden". Nur vermittelst jener Objectivität wird der Kritiker auch noch für die Qualität der Aufführung eines Werkes, dessen Gegner er aus noch so guten Gründen wäre, Interesse und Verständniß mitbringen und z. B. protestiren, wenn Wagners Werke nicht in Wagners Sinn und Geist gegeben werden. Suum cuique, und wäre es Leoncavallo, um nicht zu sagen Neßler.

Bedingt bleibt die Persönlichkeit des Kritikers auch so noch, und anderseits kann sie sich darum noch charakteristisch genug äußern: die

Kritik des einen gleicht mehr einem Lavastrom, (was besser ist als Brühe), die des anderen mehr dem Nordwind, (was auch besser ist als Läue) der Eine urtheilt mit der Gelassenheit des Alters, vielleicht schon in der Jugend, der Andere mit der Verve der Jugend, vielleicht noch in seinem Alter. Die Verschiedenheit in Bezug auf Weltanschauung, die bei dem Einen optimistisch, beim Anderen pessimistisch wäre, kann unter Kritikern gleichfalls obwalten. Wer will dem Allen in dieser bedingten Welt wehren?

Capitel VII.

Der Besuch des Künstlers vom Standpunkte der Höflichkeit betrachtet, et quaedam alia.

Die im Capitel III erörterten Rückwirkungen ungünstiger, wenn auch zutreffender Kritik auf den Kritiker lassen die Größe des Verstoßes erkennen, der in der Unterlassung des thunlichen Besuches liegt. Daß sie ein Verstoß sei, haben wir aus dem Sinn aller Höflichkeit und einem allgemein anerkannten Gebot derselben bereits festgestellt.

Es ist nach allem Vorhergehenden klar, daß der Ursprung jener Rückwirkungen, die dem freimüthigen Kritiker über die Gebühr das Amt und das Leben schwer machen, bei den Fehlern, Mängeln und Schwächen der Künstler liegt; denn nach der Gebühr und von Rechts wegen sollte der Kritiker keine weiteren ethischen Aufgaben vorfinden, als die vor der Gewinnung und Abgabe seines Urtheils liegen, d. h. die Abwehr der gröberen und der feineren Beeinflussung. Daß dieser letzteren durch den Besuch und die dabei entwickelte wirkliche oder gemachte Liebenswürdigkeit des Künstlers Gelegenheit gegeben werde, ist ein Schein, der schon dadurch aufgelöst wird, daß die Genugthuung, die dem Kritiker durch den Besuch des Künstlers gewährt wird, in Anbetracht der Größe der auf dem Kritiker ruhenden Last niemals mehr sein kann, als ein Gran gegen einen Centner. Allerdings in Sachen des Zartgefühls kann der Gran den Centner, kann ein Rosenblatt ein Bleigewicht aufwiegen, d. h. die Wage gleichstellen.

Niemand ist weniger berufen, als der Künstler selbst, zu den Lasten, die der Kritiker ohnehin der Künstler wegen und über die Gebühr zu tragen hat, auch nur einen Gran hinzuzulegen, wie es geschieht, wenn der Künstler den Kritiker vor Antritt der Leistung durch Unterlassung der Höflichkeit verletzt. Dann steht die Wage ungleich. Gewiß muß dann der Kritiker in Ermangelung des Rosenblattes das Gewicht der Pflicht in die andere Schale legen, damit die Wage wieder gleichstehe, d. h. damit seine Seele im Gleichgewicht sei, ehe er zu seiner Leistung antritt. Aber wenn der Künstler den Kritiker damit beim Wort nehmen will, daß der Kritiker

sich für eine vom Künstler ihm zugefügte Verletzung nicht in der Kritik rächen darf, so ist dies barbarisch, abgesehn davon, daß es thöricht ist.

Der Künstler kann auch gegen die Besuchspflicht nicht einwenden:

1) Ich pflege auf verdiente ungünstige Kritik eines Kritikers, den ich der Beachtung und der Achtung werth halte, nicht mit Angriffen auf seine Intelligenz und seinen Charakter zu reagiren —

denn er weiß nicht, ob eine ungünstige Kritik ihm verdient erscheinen wird, wenn sie es ist. Und wenn sie ihm nicht so erscheint, kann er für sich nicht stehen, daß er nicht thun werde, was in solchem Falle menschlich und unausbleiblich ist.

2) Für die Beschwerden und Nachtheile, die das Publicum oder meine Freunde ohne mein Wissen und Willen dem Kritiker verursachen, bin ich nicht verantwortlich.

Antwort: Es handelt sich hier nicht um persönliche, sondern um Obliegenheiten des Standes.

So wie Jeder die Ehre seines Standes genießt, gleichviel ob er ihm durch seine Leistungen besondere Ehre macht, so hat Jeder auch die Obliegenheiten seines Standes zu theilen, gleichviel ob er sich von dessen habituellen Schwächen oder von Mängeln seiner Leistung frei weiß oder glaubt, und wieviel Ehre er ihm macht. Insofern hat jeder Kritiker, von dem nicht erwiesen ist, daß er Achtung oder Beachtung nicht verdiene, principiell den Anspruch auf den Besuch des Künstlers aus der Höflichkeit, und die Unterlassung gilt als Kundgebung der Ansicht, daß der Kritiker in Person diesen Anspruch verscherzt habe. Denn quisque praesumitur bonus, donec probetur contrarium*). Ebenso aus Höflichkeit darf der Kritiker keinen Unterschied darin machen, welchen Künstler er empfangen wolle, es sei denn, daß einer als Mensch den Anspruch auf Achtung offenkundig verloren habe, und der Kritiker offen die Consequenz daraus dem Angemeldeten zu erkennen geben wolle.

Der Einwand

3) „Ich will den Kritiker gar nicht für mich einnehmen, er hat ja Nichts als meine Leistung zu beurtheilen",

ist auch nicht gültig; denn zunächst war die Frage, ob der Künstler dem Kritiker seine Leistung im Geringsten erschweren dürfe. Weiter kommt hierfür das in Betracht, was wir bei der Unterscheidung zwischen absoluter und angewandter Kritik erörtern werden.

Was würde man wohl von einem Kritiker denken, der dem Künstler auch nur das geringste Hinderniß seiner Unbefangenheit vor Antritt zu der Kunstleistung mit Wissen und Willen bereiten würde? (Dagewesen ist auch dies.)

---

*) Jeder wird für gut gehalten, bis das Gegentheil bewiesen ist.

Eines ist ohnehin, wodurch der Kritiker den meisten Künstlern, wenigstens von denen, die noch nicht auf der Höhe der Anerkennung stehen, beim Antritt zu ihrer Leistung beschwerlich fallen muß, und das ist seine Gegenwart.

Vom echten Künstler wird angenommen, daß ihn zu seiner Leistung der Drang nach Mittheilung treibt, in der Absicht und in der Hoffnung, seinen Zuhörern einen Genuß zu verschaffen. Diese Absicht wird durch den Wunsch, ihren Dank und ihre Anerkennung zu erwerben, nicht entwerthet. Dem Künstler ist also naturgemäß die Anwesenheit eines Zuhörers lästig, der ihm von vornherein nicht um zu genießen, sondern um zu urtheilen gegenübertritt. Das öffentliche Interesse, wodurch dieser Zuhörer bei einer öffentlichen Leistung gerechtfertigt ist, muß wohl die Vernunft des Künstlers, aber nicht sein Gefühl mit ihm versöhnen. Ich selbst wäre im Privatkreise zu keiner Kunstleistung zu bewegen, sobald ich wüßte, daß unter den Zuhörern einer wäre, der nicht hören, sondern horchen will, und von dem ich gar noch anzunehmen hätte, daß er mir, wenn ich vom Clavier aufstehe, ungebeten seine Meinung über meinen Vortrag sagen werde, er möchte dazu noch so competent sein. Die öffentliche Situation bewirkt nur, daß er sich gefallen lassen muß, öffentlich beurtheilt zu werden, zwar nicht sofort, aber doch gleichfalls so bald als möglich. Es kann nicht verlangt werden, daß ihm dies sympathisch, nicht einmal daß es ihm gleichgiltig sei. Das hängt von seiner Individualität, von der ihm gegebenen oder versagten Seelenstärke ab, und in sehr vielen Fällen hat die Gegenwart des „gefürchteten" Kritikers eben die Wirkung, den Künstler in seiner Leistung noch befangener zu machen, als er durch die Oeffentlichkeit, durch die Menge ihm persönlich fremder Menschen ohnehin schon ist.

Schon dies allein, daß der Kritiker nicht umhin kann, wissentlich den Druck der Oeffentlichkeit auf die Seele des Künstlers zu verstärken, verpflichtet ihn auf das Strengste dazu, mit seinem Willen nicht das Geringste noch hinzuzuthun. Der Besuch des Künstlers vorher giebt ihm übrigens Gelegenheit, dem Künstler erkennbar zu machen, daß er einem, wenn auch ernsten, so doch wohlwollenden Beurtheiler gegenüber komme, d. h. einem solchen, der sich *gern* von ihm in den genießenden Zuhörer verwandeln ließe. Dann kann es sich sogar ereignen, daß die Gegenwart des Kritikers nur seinen Ehrgeiz und damit seine Leistung steigert. Dann freilich hätte der Kritiker auch den Gran Belästigung gespart, den seine Gegenwart dem Künstler verursachen kann.

Was nun den Künstler betrifft, so gehe ich von einem Falle aus, in welchem Niemand bezweifeln würde, daß die Unterlassung des Besuches beim Kritiker diesen persönlich zu verletzen, ihm also die Ausübung seiner Pflicht der Unparteilichkeit sowohl bei Gewinnung als bei Abgabe des Urtheils erschweren würde. Es ist dies der Fall, in welchem ein Künstler sich zu dauernder eingreifender oder führender Wirksamkeit in der Stadt niederläßt, die der Wirkungskreis eines mit Recht geachteten Kritikers ist.

Es ist von selbst klar, daß in diesem Fall die Unterlassung des Besuches von Seiten des Künstlers einen Erweis der Geringschätzung des Kritikers im Gegensatz zu der öffentlichen Meinung über ihn ausdrücken würde.

Das Gleiche ist der Fall mit den an der Oper des Ortes wirksam werdenden Künstlern, wenn der Kritiker sich nicht, wie es vorkommt, ihre Besuche verbeten hat. Dies beruht auf übertriebenem Catonismus, oder auf dem Gefühl, bei persönlicher Begegnung den Künstler nicht von dem Wohlwollen überzeugen zu können, auf das er Anspruch hat, oder es beruht auf der Sucht, durch sultanische Unnahbarkeit sein Ansehen wohlfeil zu steigern, oder endlich auf Trägheit, oder auf allen diesen Motiven zusammen, so lange der Anspruch, den die Besuche der Opernmitglieder und anderer Künstler an Zeit machen, nicht die werktägliche Sprechstunde des Kritikers überschreitet, die er meist ohnehin in seinem anderweitigen Berufe zur Verfügung stellen muß, ohne daß sie deshalb von anderer Seite täglich consumirt wird.

Ich verbitte mir nur die Wiederholung des Besuches, wenn sie den Zweck hat, für eine günstige oder auch rühmende Kritik Dank abzustatten, weil dies zu der Annahme führt, als wäre eine solche Kritik ein Gunsterweis, der bei etwa bestehender begründeter oder auch unbegründeter persönlicher Antipathie ausbleiben würde, auch wenn eine günstige oder rühmende Kritik von dem Künstler verdient wäre.

Falls mir bekannt wird, daß ein Künstler sich zu Unrecht von mir ungünstig beurtheilt glaubt, so lasse ich ihn wohl zu mir bitten, weil nach meiner Meinung die menschliche Rede dazu da ist, daß man sich verständige. Es ist mir vorgekommen, daß ich den ein Vierteljahr hindurch gegen mich gehegten Groll eines Künstlers nach fünf Minuten zerstreut hatte. Er trat dann unbefangener zu seinen künftigen Leistungen an, hörte auch naturgemäß auf, mich zu verdächtigen, was er naturgemäß bis dahin gethan hatte.

Anderweitige Wiederholungen der Besuche von Opernmitgliedern fallen unter andere, hier später zu erörternde Gesichtspunkte. Ebenso anderweitige Begegnungen zwischen Künstler und Kritiker, bezüglich deren ich nur den Grundsatz unterschreibe, der bei Gelegenheit des Tappert'schen Processes ausgesprochen und gut ausgedrückt ward, daß „jede Art materiellen Verkehrs zwischen Kritiker und Künstler unstatthaft“ sei — verständlich und selbstverständlich. Eigentlich gehört das freilich schon zu der schmutzigen Wäsche, die ich hier gar nicht mitwaschen will; ich habe Besseres zu thun.

Wenn nun in den heutigen Zuständen dennoch ganze Reihen von Fällen möglich sind, die auch den normalen Verkehr zwischen Künstler und Kritiker ausschließen, und damit der Unterlassung des Besuches alles Verletzende benehmen, so ist dieser Zustand doch, wie wir später sehen werden, keineswegs als der wünschenswertheste zu bezeichnen.

Wir sprachen bereits von der unsinnigen Ueberproduction an Concerten in den Weltstädten, die für den Kritiker allerdings eine Ueberschreitung des Etats von 60 Minuten täglich auf Künstlerbesuche herbeiführen kann, und von einem Modus möglicher Einschränkung jener Unsummen von vergeudeter Zeit, Kraft und Münze. Sagt man doch, ein Clavierspieler gebe in Berlin bei einem Concert einen Walzer von Chopin zu und fünfhundert Mark. Wirklich hält es dort manchmal schwer, nicht etwa Billets, sondern Freibillets unterzubringen: beneficia obtruduntur.

Für die Beurtheilung des Zustandes der Kritik wie der Kunst ist nun Gottlob nicht blos das maßgebend, was in den Hauptstädten, sondern ebensowohl und quantitativ noch mehr, was in der Provinz und selbst in kleinen Städten getrieben wird. Als ich 1878 von dem kleinen Hirschberg in Schlesien, das 13000 Einwohner hatte, nach Danzig kam, das damals 110000 hatte, war ich erstaunt, wie viel weniger und schlechter hier Musik gemacht wurde, als es dort möglich geworden war. Die Provinzialstädte sind insofern besser daran, als alles Unreife, das damit renommiren will, öffentlich aufgetreten zu sein, in Deutschland Berlin damit heimsucht.

Die reisenden Künstler nun, hervorragende und andere, nehmen sich zum Auftreten in Berlin wohl etwas mehr Zeit; in den Städten zweiter Größe verweilen sie höchstens 24 Stunden, in der Regel auch nur einen Dritteltag, auch noch weniger, bis zu vier Stunden zwischen Ankunft und Abfahrt. Auch wo die Zeit zum Besuch bei dem Künstler materiell noch da wäre, kann der Künstler durch das Bedürfniß, sich zu sammeln, namentlich vor einer großen Aufgabe, gerechtfertigt sein, z. B. wenn er den Evangelisten in der Matthäus-Passion zu singen hat. Ich selbst hasse an einem Tage, an dem ich concertiren soll, Nichts so sehr als die Straße. Ein Gesangskünstler, auch der einige Tage zum Gastspiel an der Oper verweilende Künstler, kann durch ungünstiges Klima oder Wetter entschuldigt sein. Ein paar Zeilen freundlicher Begrüßung an den Kritiker genügen in solchem Falle dem Gebot der Höflichkeit, und bleiben auch selten aus — sie sollten nur niemals die Bitte um eine „wohlwollende" Kritik enthalten, da die Annahme, der Kritiker sei zum Gegentheil geneigt, sicher nicht höflich ist. Die Zusendung der wortlosen Karte empfinde ich als noch verletzender denn die Unterlassung des thunlichen Besuches. Nicht die unbekannt bleibende Gesinnung, in welcher solche Sendung geschieht, entscheidet dabei, sondern das, was diese bedeuten kann, weil es sich dabei eben um die Form handelt. Ich habe nicht einmal Lust, zu erörtern, was die wortlose Karte bedeuten kann. Alle diese Formen haben ihre wirkliche und leicht zu analysirende Bedeutung; dem Künstler aber, der doch in seiner Kunst die Form verstehen und bemeistern soll, kleidet die Vernachlässigung der Form auch im Verkehr am wenigsten gut. Es ist nicht ohne tieferen Sinn, daß durch das Wort Tact sowohl in der Kunst als im Verkehr eine elementare Nothwendigkeit bezeichnet wird. In der

heutigen Gesellschaft ist freilich Dreiviertel-Tact schon viel, sie lebt lieber alla breve. Das vorige Jahrhundert hat sich besser darauf verstanden; die Zeit des Dampfrosses kennt das Allegretto, das Andante grazioso nicht mehr.

Bei den reisenden Virtuosen ist das Bedürfniß der Sammlung zu ihren hundertmal von Stadt zu Stadt wiederholten Productionen wohl nicht gar zu groß, aber die Kürze der Zeit, die sie dem Orte ihres Auftretens auf ihrer vom Agenten angeordneten Marschroute widmen können, fängt doch nachgerade an, auch im Verhältniß zu ihren künstlerischen Aufgaben unanständig zu werden, und nur gar zu oft tragen ihre Leistungen den Charakter der geschäftsmäßigen Erledigung. Bei Sarasate ging das neuerdings in Danzig bis zur Ungezogenheit, indem er auftrat und spielte, als wollte er sagen: „Was frage ich nach Danzig?" Wer darnach nicht frägt, soll doch aus der Stadt seiner Geringschätzung wegbleiben, von der er Nichts will als ihr Geld. Es ist aber nicht mehr selten, daß selbst Sänger, die doch mit ihrer Stimme so viel fühlbarer als andere Künstler körperlich von ihrer Disposition abhängen, Abends um 6 Uhr auf dem Bahnhof nach zwölfstündiger oder selbst vierundzwanzigstündiger Eisenbahnfahrt eintreffen und um $7^1/_2$ Uhr auf dem Podium stehen, um die nicht unerhebliche Aufgabe eines Liederabends oder der Generalprobe zu einer großen Oratoriumpartie durchzuführen. Oder einer kommt auch wirklich schon Nachmittags um 2 Uhr an, dinirt und conversirt vortrefflich mit Bekannten, die sich glücklich schätzen u. s. w., fährt auch am schönen oder auch unschönen Herbstnachmittag an die See, die man z. B. in Danzig doch unmöglich ungesehen lassen kann, und holt sich einen Katarrh oder beeinträchtigt sonst fühlbar die Verfügung über seine Mittel, also über sein Können. Das Publicum hat sich dann für die hohen Preise und für das hohe Vertrauen, das es dem berühmten Herrn durch den ausverkauften Saal entgegenbrachte, damit abzufinden, daß der „theure" Sangeskünstler in der ersten halben Stunde sich vorerst frei singen muß, was manchmal auch in der zweiten halben Stunde noch nicht ganz gelingen will, oder daß er gar bis zum letzten Liede, wie es in Danzig erst neuerdings vorgekommen ist, sich miserabel in Acht nehmen muß. Bis dahin hatte er denn allerdings das Problem gelöst, zu singen, als wäre er es nicht gewesen, der mit Recht Weltberühmte, der da sang, sondern irgend ein mittelguter Opernsänger. „Er", d. h. seine künstlerische Persönlichkeit, die er dem Publicum schuldig war, erschien dann überraschend in dem letzten Liede. Das Publicum ist zwar in Folge seines Mangels an Urtheil und aus Respect für den berühmten Mann geduldig; es setzt aber eben doch voraus, daß es den Künstler, wie er *ist*, den Abend über vor sich habe. Ob es anständig ist, für *ein* Lied, auf das der mit dem Publicum abgeschlossene Contract zutrifft, ca. 1000 Mark aus einer Stadt wegzuschleppen? Der Weltberühmte würde in solchem Falle am Ende gern

das Concert noch absagen — aber der Agent? Der muß doch sein Geschäft machen! Grund genug!*)

Vollends unanständig wird die Sache, wenn man dem spät Gekommenen nicht nur dies, sondern auch noch die Eile anmerkt, nur ja möglichst bald wieder fortzukommen, damit er um 10 Uhr wieder auf der Bahn sitze. Diese Weisheit giebt sich dann in der nüchternen, dem Publicum und der Kritik mit Nichtachtung begegnenden Erledigung des Programmes zu erkennen. Dann schnell das schlecht verdiente Geld eingestrichen und fort! Oder das wird vorsichtig schon vorher besorgt, und der Solist, die Solistin in einem Oratorium, wie weihevoll es auch sei, steigt vor dessen Beendigung aus dem feierlich versammelten Chorus der Aufführenden in den Saal hernieder. Der Engel, der soeben noch trotz alledem „himmlisch" gesungen, klappt seine Flügel zusammen und steigt in die Droschke: der Vorstand des Chorvereins in der Person des maître de plaisir geleitet die Diva gehorsamst aus dem Saal hinaus, hinab. — „Hôtel du Nord!" — „Nehmen Sie unseren herzlichsten —" „Sehr liebenswürdig! — mon dieu! 9 Uhr!" Er crescendo „Auf Wiedersehen!" Droschkenschlag zu. Sie decrescendo „Auf Wiedersehen!" Der Wagen rollt schon. Ja, was würde der Agent auch sagen und die Leute hundert Meilen südwärts, wenn sie nicht morgen Abend wieder um 6 auf dem Bahnhof und um 7 im Saal stände! Da heißt's Marschordre pariren! Auch daß wichtige Arien, sonst immer gesungen, oder ein schönes Soloquartett auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege aus einem Oratorium weggelassen werden, kommt vor. Es thut ja Nichts zu der Sache, da es Nichts von der Sache thut, nämlich von den schönen Hundertmarkscheinen. Denn was man blau auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause fahren.

Was die Unterlassung jeglichen Verkehrs mit dem Kritiker da, wo Besuch oder Begrüßung als thunlich gelten kann, ausdrücken soll, ist niemals unzweideutig; sie ist daher immer unschön. Wo sie aber eine Geringschätzung aller Kritik oder dieses Kritikers in der That nicht ausdrücken soll, da drückt sie die für den Kritiker in Person selbstverständlich nicht verletzende Forderung aus, Alles, was der Künstler in seiner Leistung thut oder unterläßt, für den reinen Ausdruck seiner Persönlichkeit, seiner Auffassung zu nehmen, Alles sozusagen für baare Münze, für so gewollt, wie es war, und Nichts auf den Einfluß von Zufälligkeiten zu rechnen,

---

*) Natürlich sind dies nicht Erwägungen, die in einer Kunstkritik mitsprechen. Dagegen ist aber nicht unerlaubt, sie hier anzustellen.

Inzwischen hat in Danzig eine hochberühmte Sängerin im selben Jahre den dritten Fall von Mißhandlung einer vertrauensvollen Zuhörerschaft von ca. 800 Personen geschaffen, indem sie eine Arie im Ganzen sublim, aber schon mit unheimlich detonirenden einzelnen hohen Tönen, sämmtliche nachfolgenden Lieder aber erheblich zu tief sang, aus der Ursache, daß sie in den beiden Tagen vorher in zwei anderen Städten schon dem Concertgeschäft obgelegen hatte.

außer dem, was sich unverkennbar als dadurch verursacht offenbart. Daß es in einer Kunstleistung noch anderes minder Schöne geben kann, das nicht sofort als zufällig erkennbar ist, wird nicht bestritten werden. Der Künstler von wohlerworbenem Weltruf (es giebt auch schon gemachten Weltruf) mag annehmen, er sei aus Berichten, Beschreibungen und Portraits sowohl seiner Persönlichkeit als seiner Person nach bekannt genug, um die Unterscheidung des Gewollten vom Zufälligen in seiner Leistung zu sichern. Er mag auch annehmen, daß wenn die Kritik wirklich etwas Zufälliges in seiner Leistung mit Tadel als gewollt behandelt, ihm dies so wenig wie das, was ein Kritiker etwa mit zutreffendem Tadel beanstandet, von seinem Weltruf nehmen werde. Dieser Standpunkt ist aber nicht mehr sachlich, auch in der Besuchsfrage nicht. Principiell steht Niemand über der Kritik, sobald diese als auf der Höhe der Sache stehend anzuerkennen ist, denn auch der Beste ist dem Irrthum ausgesetzt und ist überdies nicht immer ganz er selbst. Er ist auch vielleicht nicht gesonnen, durch sein gänzlich stummes Verhalten gegen den Kritiker sich über die Kritik zu stellen, aber er unterläßt es damit, den Anschein dieser Thorheit zu vermeiden. Ich habe von Geigern mit begründetem und unbegründetem Weltruf Uebertragungen Chopin'scher Nocturnos gehört, bei denen einem Clavierspieler und Kenner Chopin'schen Geistes ganz schlecht werden konnte. Einen weltberühmten genialen Sänger habe ich einen ganzen Act lang fast um einen halben Ton zu tief singen hören — es war lustig anzuhören, wie er bei späterer Begegnung mir dies als von ihm gewollt, als in der Rolle begründet aufbinden wollte: es stimme so, meinte er, zu der tiefen Bosheit des im Stück von ihm dargestellten Charakters.

Aber wirklich über der Kritik, auch über der beachtungswerthen, steht der wahrhaft große Künstler in den Leistungen, in welchen er sich ganz erreicht oder gleichsam übertrifft. Die geniale und vollendete Kunstleistung ist der Quell aller wahren Kritik, für die ein allgemeiner, theoretischer Maßstab des Schönen oder des Kunstwerthes nicht construirt werden kann. Es ist vielmehr das Kriterium der Kritik, daß sie einen behaupteten Mangel auf einen nachweislichen Fehler zurückzuführen im Stande sei. Für solche giebt es auch über technische Fehler hinaus sichere Merkmale. Aber für den Kritiker giebt es nichts Schöneres, als wenn er nach fünf Minuten sich vergessen, der Genießende und dadurch mit Entzücken Lernende werden kann. Wie sollte ein „Aesthetiker" vermögen, den Typus eines Don Juan, des Figaro, der Norma, der Carmen oder Traviata giltig aufzustellen? Das kann eben nur die Kunst der d'Andrade, Prevosti, Moran-Olden. In solchem Falle steht die Kunst über der Kritik. Gentil ist es aber von großen Künstlern darum doch nicht, daraus persönliche Consequenzen gegen den achtungswerthen Kritiker zu ziehen, ihn principiell als unebenbürtig zu behandeln. Die ich hier nannte, thun dies auch nicht. Glücklicherweise ist ja nun auch der Besuch des Künstlers beim Kritiker nicht das einzige

Mittel des unter Umständen für Beide lehrreichen Verkehrs. Der Künstler muß eben nur die erste Hand dazu reichen. Kann es dem Künstler Etwas schaden, wenn er dem Kritiker durch Gewährung des Verkehrs mit ihm das Leben und den Beruf leichter macht? Welche Lichtblicke auf Monate hinaus sind mir auf der oft dornenvollen Bahn des Kritikers meine Gespräche mit der edlen Franceschina Prevosti gewesen! Auf alle Unkenrufe über solchen Verkehr erwidere ich nur mit dem Achselzucken, mit dem Molières Misanthrop ausruft: „Verhindern Sie die Welt, zu reden!“ Wenn ich mich des honetten Verkehrs mit den Künstlern ganz enthielte, könnte ich die Welt ebenso wenig daran verhindern. Ein wenig großherzige unpersönliche Anschauungsweise für die Sache des Anderen genügt im persönlichen Verkehr unter vernünftigen und anständigen Menschen dazu, daß nicht der Künstler im Kritiker seinen natürlichen Feind, der Kritiker im Künstler blos sein Object erblicke, an dem er seine Weisheit zeigen will. An der höchsten Kunstleistung ist aber, wenigstens auf der Bühne, noch meistens Etwas, das an die zufällige Person des Künstlers nicht zum Vortheil der Sache erinnert.

Capitel VIII.

Absolute und angewandte Kritik nebst der resoluten.

Diese Untrennbarkeit der Persönlichkeit von der Person des Künstlers wie auch des Kritikers führt uns nun aber zu einer neuen Unterscheidung, die auch die Besuchsfrage über das Niveau nicht nur einer Klugheits-, sondern auch einer Höflichkeitsfrage erhebt — im Hinblick darauf habe ich ihr im Beginn dieser Schrift eine neue, sachliche Fassung gegeben.

Jene Unterscheidung ist die zwischen absoluter und angewandter Kritik, immer in der Voraussetzung, daß der echte Kritiker dem echten Künstler gegenüberstehe.

Außer diesen beiden Arten ist dann noch eine dritte möglich und unentbehrlich, die da Platz greift, wo der echte Kritiker der unechten Kunst, der seelenlosen Technik gegenübersteht, und das ist die resolute Kritik.

Die absolute Kritik urtheilt nur ex re et arte, die angewandte urtheilt daneben auch ex aequo et bono. Die absolute Kritik frägt nur: „wie war es?“ Die angewandte frägt daneben: „wer war es?“ wie konnte es (hier und heute) sein, und: „wo war es“ auch in dem Sinne der Frage, was eine Kunstleistung, wenn sie auch nicht allen Anforderungen der Kunst entsprach, doch für diesen Ort noch werth sein konnte; — also sie frägt das quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?

Die absolute Kritik verlangt nicht eine von der Persönlichkeit des Künstlers überhaupt losgelöste Leistung, sie frägt vielmehr nach einer durch die Persönlichkeit des Künstlers lediglich vortheilhaft beein-

flußten Leistung, nach einer künstlerischen Potenz, die sich mit Besiegung aller technischen und anderen aus der Person entspringenden oder ihr sonst begegnenden Schwierigkeiten frei äußere.

Die angewandte Kritik dagegen nimmt auch auf die Bedingungen Rücksicht, unter denen die Leistung erfolgt, auf die Person des Künstlers, auf die Schwierigkeit der Aufgabe, auf die bisherige Entwickelung, das Lebensalter, das Geschlecht, das Temperament des Künstlers. Sie spricht nicht, wie die höhere Instanz, die absolute Kritik, sprechen würde, giebt sich aber als angewandte Kritik ausdrücklich (eben durch Erwähnung jener Umstände) oder bei deren stiller Erwägung doch durch den Ton und die Form zu erkennen, so daß absehbar bleibt, wie die höhere Instanz sprechen würde. (C'est le ton qui fait la musique.)

Der eigentliche Platz der absoluten Kritik ist den Werken der Kunst gegenüber, nicht ihrer in Person bewirkten Ausführung. Viel seltner ist sie der Reproduction gegenüber. Vom Werke nimmt man an, daß es der reine, wohlüberlegte, vom Einfluß allen Zufalls freie Ausdruck der Persönlichkeit des Künstlers sei, weil der Urheber Zeit habe, alles Zufällige alles ihm nicht Erwünschte daraus zu entfernen. Gewiß wird der Kritiker, wenn er weiß, daß der Urheber noch ein jugendlich Strebender unter den Lebenden ist, den Ton der Kritik und ihre Fassung darnach einrichten, d. h. er wird selbst dem Werke gegenüber zur angewandten Kritik hinabsteigen.

Auch Größeren gegenüber wird die historische Gerechtigkeit Hand in Hand mit der absoluten Kritik zu gehen haben.

Nach allgemeiner Ansicht soll ein Urtheil richtig und gerecht sein.

Ist ein Urtheil allemal schon gerecht, wenn es richtig ist? Die angewandte Kunst-Kritik verneint diese Frage, ebenso wie der Richter sie verneint. Der muhamedanische Richter schreibt unter jedes Erkenntniß, während er ein nach seiner Meinung unrichtiges Erkenntniß doch überhaupt nicht unterschreiben würde: „El jodéa", „Gott weiß es" d. h. er weiß (allein, oder besser), ob es gerecht ist). Summum jus, summa injuria, drückt der Römer es aus. Im Original (bei Plautus) hieß es sogar summum jus summa malitia. (Büchner, Geflüg. W.)

Dem Kunstrichter können die Bedingungen der Gerechtigkeit seines Urtheils in manchen Fällen entgehen, aber so unerforschlich wie das, was der fromme Islamit meint, sind sie doch nicht. Doch wage ich zu behaupten, daß die angewandte Kritik, jene ganz seltenen Fälle ausgenommen, in denen die vollkommene Ueberwindung des Ich, des Heute, des Hier durch die Persönlichkeit gelingt, das natürliche Correlat und sogar Correctiv der absoluten Kritik ist.

Capitel IX.

Die Möglichkeit der Kritik an Werken der Tonkunst. Quellen oberhalb des Fachs.

Aber wie bewältigt nun der musikalische Kunstrichter die Schwierigkeit, richtig und gerecht zu urtheilen? Wie ist Kritik überhaupt, sei es absolute sei es angewandte, über Werke der Tonkunst und über deren Vortrag möglich?

Nehmen wir also an, ein Urtheil sei in Form, Farbe, Fassung von der Persönlichkeit seines Urhebers nur vortheilhaft beeinflußt, gerade wie dies von der Kunstleistung gefordert wird, es lasse also in Bezug auf Geist, Stil, Charakteristik Nichts zu wünschen übrig. Geben wir auch in Bezug auf den Inhalt zu, Unfehlbarkeit sei ein unvernünftiges Verlangen, schon weil es dem Beurtheiler eines Urtheils jeder Zeit zurückgegeben werden kann, so bleibt doch die Frage, wie ein zutreffendes Urtheil über musikalische Dinge zu Stande kommen könne, wenn es doch nun einmal an einem allgemein anerkannten Gesetzbuch fehlt, das analog dem des Richters oder etwa der Grammatik einer Sprache deutlich bestimmt, welche Harmonieen oder Rhythmen, welche Art Melodik oder Contrapunkt, und welche Formen des Aufbaues in den Grenzen der Verständlichkeit oder Schönheit verwendbar seien, oder wie weit ein Vortrag Tact, Tempo, Tonstärke frei oder streng behandeln dürfe, u. s. f.

Die Kritik im eigentlichen Sinne fängt da an, wo zwei Meinungen über ein Object möglich sind. Ihr Wortsinn ist Scheidung, Sonderung, nämlich des Guten vom minder Guten oder Schlechten, hört also auf, wo entweder des Schlechten oder des Guten zu viel geschehen ist, als daß zwei Meinungen darüber vorhanden oder möglich wären.

Von einer Leistung, deren Fehler gegen die Regeln der Kunst (abgesehen von „Gesetzen") zu zahlreich und Allen oder den Meisten offenbar sind, sagt man, sie sei „unter der Kritik". Ueber der Kritik steht zwar Niemand mit allen seinen Leistungen, denn der Beste bleibt sich nicht immer gleich, aber es kommen Leistungen vor, über deren hohe oder restlose Vollendung Niemand im Zweifel ist oder sein könnte. Vollendeten Werken der Tonkunst gegenüber kommt die Einsicht, daß sie es sind, oft spät — so spät, daß zweifelhafte Neuerungen darauf hin Credit verlangen —. vollendete Leistungen reproductiver Kunst haben auf den Beifall selten oder nie zu warten und stehen in der That über der Kritik, insofern diese an ihnen lernt.

Da stehen wir denn für die reproductive Kunst schon an einem Quell der Kritik, der, wenn auch nicht aus Gesetzen, aber in der Erfahrung fließt. Wir kommen darauf zurück.

Die Quellen der Kritik von Werken der Tonkunst liegen über das Fach hinaus im Wissen um die Natur des Menschen, in der Psychologie,

im folgerichtigen Denken, in der freien, von keinem System beengten Vernunft, in der Geschichte und der bewährten Tradition. Es ist nicht nöthig, daß wir mit der Berufung auf die Tradition der freien eigen gearteten Entwickelung eines Schaffenden Fesseln anlegen, aber wir müssen uns doch erinnern dürfen, daß die großen Genien vor uns nicht umsonst „nach der Vollendung reinen Höhen" gestrebt haben.

Also auch hier ein Stück Erfahrung, das uns auf dem Gebiet der Tonkunst selbst zu Hilfe kommt. Was als Quell der Kritik über die Kunst selbst hinaus liegt, ist auch gesammelte Erfahrung, nicht Metaphysik oder luftige „Aesthetik von oben".

Weiter hinab ist aber das Fach und seine Regeln als Hilfsmittel der Kritik nicht zu verachten, und an Etwas, wie eine Grammatik es ist, fehlt es da nicht so sehr, weder in Bezug auf productive, noch auf reproductive Kunst. Auch Grammatik aber ist gesammelte und geprüfte Erfahrung.

Die Kritik muß bestrebt sein und kann verpflichtet werden, jeden behaupteten Mangel auf einen nachweisbaren Fehler zurückzuführen, mögen die Mittel des Nachweises im Fach und seinem Buchstaben, oder höher hinauf liegen. Je weiter der Mangel höherer Art außer Zweifel gestellt werden kann, desto mehr wird der Nachweis dem eines Fehlers gleich kommen.

Wie hoch man nun auch über das Wesen der Kunst denke, so wird doch Niemand bestreiten, daß die Werke der Tonkunst wie die jeder anderen zum Genuß, zur zeitweiligen Erlösung vom Leben, vom Sollen und vom Müssen, und nicht zum Studium, als einer Arbeit bestimmt sind. Wenn wir Kunstwerke früherer Jahrhunderte heut „studiren" müssen, um sie zu „verstehen", so liegt das daran, daß sie ihrer natürlichen ersten Umgebung entrückt sind, in der Niemand sie zu studiren brauchte, und die Empfindungen des Zeitalters ihrem Ausdruck entgegen kamen.

Man könnte dagegen auf die allegorische und symbolische Malerei des Rubens und anderer Meister des 16. Jahrhunderts hinweisen, welche überall die Kenntniß römischer, griechischer, neu- und besonders alttestamentarischer Mythologie und Historie, natürlich in entstellender Vorstellungsweise, gleichsam im Costüm jener Zeit voraussetzten, um verstanden zu werden. Es ist aber auch klar, daß in diesen Gemälden und stilverwandten Bildwerken eine Abirrung von den natürlichen Zielen der Kunst liegt. Freilich, bei denen, für die sie malten, den Fürsten und Reichen ihrer Zeit, durften jene Meister die zeitgemäßen Kenntnisse und Vorstellungen jederzeit voraussetzen, so daß ihnen müheloser Genuß thatsächlich doch zu Theil ward. Doch blieb jene Malerei die Kunst einer Kaste, und die Deutung der allegorischen Bilder war ein außerhalb ihrer malerischen Wirkung liegendes zeitlich beliebtes Spiel — je weiter diese Liebhaberei und die ihr dienenden Kenntnisse und Vorstellungen schwanden, desto mehr beschränkte die Bedeutung jener Bilder und Bildwerke sich auf die für den

Kunstliebhaber, die historische und technische, sie wurden in den Bildergalerien gleichsam lebend begraben. Immer aber betraf das Studium, oder die Schwierigkeit des Verstehens nicht die rein malerische Erscheinung im Bilde: da fehlte es nicht an Schönheit der reich gegliederten Composition wie der einzelnen Gestalten, nicht an deutlicher Perspective, an Harmonie der Farbenwirkungen, nicht an innerer Einheit.

Anders, wenn ich ein rein musikalisches Werk auch in rein musikalischer Beziehung erst studiren soll, um es zu verstehen, um es genießen zu können.

Ein einfachstes Beispiel von Unverständlichkeit, die keineswegs am Zuhörer liegt, ist jene Stelle in der Faust-Musik von Schumann, an der er von drei melodischen Stimmen drei Texte zugleich singen läßt; er überbot damit die Stelle im Finale von Beethovens IX. Symphonie, an der zwei Texte zugleich gesungen werden. Auch diese versteht schon kein Mensch, weil die Zumuthung gegen die menschliche Natur ist, insofern als Niemand zwei paar Ohren oder zwei Gehirne hat. Das Experiment wurzelt im schlechtesten deutschen Mysticismus.

Ohnehin sind die Werke jeder anderen Kunst durch sich selbst in höherem Grade verständlich, als die der Musik. Erstens hat der Zuhörer das ganze Werk erst mit dem letzten Ton vor sich, also in dem Augenblick, wo er es schon nicht mehr vor sich, sondern nur noch in der mehr oder weniger deutlichen Erinnerung gegenwärtig hat.

Zweitens sind die Wirkungsmittel der Musik in viel geringerem Grade sinnlich. Von der Natur gegeben sind ihr eigentlich nur der Klang in seiner Specialisirung durch das Material (Metall, Holz, Saite, Stimme), der Unterschied von Höhe und Tiefe und der von Stärke und Schwäche der Töne; sodann — freilich schon relativ — der Dreiklang als Dur oder Moll. Selbst der Ton ist in unserem Tonsystem schon geistig, insofern seine Function in der Harmonie immer erst durch Rückschluß erkannt wird, (z. B. ob ich ces ges, oder ces fis, c dis fis, oder his dis fis 2c. gehört habe, die identisch klingen und von Natur, d. h. akustisch weit verschieden sind). Jener elementaren Unterschiede bemächtigt sich dann sofort die musikalische Symbolik. An der Bewegung der Musik in der Zeit ist auch Nichts elementar und von der Natur gegeben, als die gerade Zahl oder die ungerade, im Metrum, insofern sie charakteristisch verschieden wirken. Der Rhythmus ist zwar auch ein Urelement der Musik, beruht aber mit Ausnahme etwa der elementarsten Tanzrhythmen auf einer den Ton bereits voraussetzenden Nachbildung der Naturerscheinung, der klingenden wie der stummen, in ihren charakteristischen Bewegungs- d. h. Kraftäußerungsformen, und da er auf dem Vergleichen von Zeitwerthen beruht, ist er an sich in der Kunst ein geistiges Element. Die ganze weitere Ausbildung jener natürlichen Symbolik beruht in viel höherem Grade auf Entwickelung durch den Geist, auf Tradition, d. h. erblicher Convention, setzt also den cultivirten,

für das Verständniß dieser Kunst vorgebildeten Menschen ebenso viel stärker voraus, als die anderen Künste mit ihren viel unmittelbarer wirkenden Mitteln (Farbe, Wort, Stein, Licht und Schatten) es thun.

Die Musik ist also ganz und gar nicht die „am unmittelbarsten", sondern offenbar die am mittelbarsten, am meisten nur symbolisch wirkende Kunst — drei Viertel der verkündeten Empfänglichkeit für sie sind erlogen, soweit es ihre edleren Werke betrifft.

Die anderen, insbesondere die modernste Oper, zum Theil auch schon die Symphonie fallen eben darum zurück in die elementaren Massen- und Klangreizwirkungen, die nicht auf Geist und Gemüth, sondern auf die Nerven ergehen, d. h. in die Wirkungen, die von der Musik Wagners in seinen Wagnerischesten Opern übrig bleiben, wenn man ihre beabsichtigte Symbolik nicht versteht. Sie zu verstehen aber hat er selbst, befangen in dem durch Schopenhauer noch einmal heraufbeschworenen Mysticismus, selbst unmöglich gemacht. Dagegen beweist Bayreuth, von dem die deutsche Nation sich übrigens evident abgekehrt hat, so viel wie gar Nichts.

Der Musiker handelt eben wahnbefangen unvernünftig und bringt kein wohlgeformtes verständliches Kunstwerk mehr hervor, der zu den unvermeidlichen Schwierigkeiten des Verstehens und der starken Bedingtheit der Wirkungen der Musik noch so viele Schwierigkeiten und Bedingungen hinzufügt, daß dadurch als Zuhörer nicht nur übernormal befähigte, sondern anders organisirte Menschen oder Wesen, als wir sind, erfordert würden.

Müßte denn aber nicht der, der dergleichen Werke hervorbringt, selbst ein solches Wesen, oder vielmehr die Menschenmöglichkeit des Verstehens dadurch bewiesen sein? — Nein, denn der Componist hat Monate, auch Jahre lang Zeit, die Schwierigkeiten für das Verständniß zu häufen, von denen für ihn keine einzeln existirt. Der Zuhörer soll sie im Zuhören bewältigen, und dafür giebt es Grenzen in der menschlichen Natur, die auch durch das Studium eines an sich selbst unverständlichen, allzu formlosen oder allzu complicirten Werkes nachweislich nicht überwunden werden können, geschweige denn, wenn das Werk Beides zugleich ist. Jenes einfachste Beispiel bei Schumann beweist das schon: Einer kann vorher die drei Texte und ihre Melodien auswendig gelernt haben, (so daß z. B. Undeutlichkeit der Aussprache seitens der Sänger, die meistens auch noch hinzukommt, für ihn unschädlich würde), so wird er an dieser Stelle doch niemals mehr als ihre musikalische Gesammtwirkung und niemals das vom Componisten Gewollte, nämlich ihren mehr als zwiespältigen Inhalt verstehen.

Daß der beste Musiker unter Umständen von der besten Symphonie erst bei zweiter, vielleicht dritter Aufführung ihre volle Wirkung an sich erfährt, beweist allerdings nicht, daß das Werk darum auch mangelhaft construirt sein müßte. Das Wiederhören corrigirt dann nur die Verschiedenheit seiner Disposition zum Zuhören und unwillkürliche Ungleichheiten seiner Aufmerksamkeit. Wohl aber beweist es die starke Bedingtheit der

Wirkungen jedes größeren Werkes der Tonkunst. Im Schauspiel ist die Bedingtheit der Wirkung schon nicht halb so groß; vor sonst einwandfreien Werken der Malerei, der Plastik und der Baukunst wird sie durch die Gegenwart des Kunstwerkes im Raum ohne allen Vergleich geringer.

Capitel X.
Beispiel Wagners.

Das Wagnerische System der Leitmotive, mit deren Vor-Andeutung, erstem eindringlicheren Erscheinen, Wiederholungen, Umbildungen, Verknüpfungen durch die vier Dramen des Nibelungenringes hin und mit nicht seltener Beziehung auf Personen und Gegenstände, die zur Zeit nicht auf der Bühne sind, oder auch auf bloße Ideen, ist eine nachweisliche Ueberbürdung des Gedächtnisses, zumal mitten in der Thätigkeit so vieler anderer Seelenkräfte, die dieses Werk in Anspruch nimmt.

Nachweislich ist auch, daß das Verstehen der Leitmotive in ihrer mannigfachen Anwendung, selbst wenn das Gedächtniß etwa in Folge von Studium (an der Hand eines der bekannten „Führer") und von Uebung den verlangten Dienst beim Zuhören leistet, lediglich auf dem Wege der Ideen-Association erfolgt, also nicht durch das Verstehen der Musik, sondern dessen, was sie in jedem der Motive von 1—4 Tacten bedeuten soll, z. B. der Ring, das Schwert, der Tarnhelm, Wotans Speer, Hundings gekränktes Eherecht, die Götterdämmerung, die erlösende Weltenthat, Brünhildens Liebe, ihr Erwachen u. s. f.

Solcher Motive mit theils engerem, theils weiterem Wirkungsbereich (der kleinste umfaßt noch etwa die Dauer eines Sonatensatzes) giebt es in Wagners Nibelungenring nicht etwa einige neunzig, die die Führer angeben, sondern so viele, wie es Tage im Jahre giebt. Abzurechnen wären einzeln nur die mit einer Situation eintretenden, in ihr permanent wiederholten, dann erlöschenden Begleitmotive.

Das System der Leitmotive erfordert also zu seinem Verständniß, d. h. wenn man fähig werden soll, die Motive, falls man ihrer im Gewoge der Symphonie inne wird, jedes auf sein gegenwärtiges oder abwesendes Object (Person, Gegenstand, Idee) erinnerungs- (oder auch ahnungs-) weise zu beziehen, ein fleißiges, gleichsam philologisches Studium, und schon quantitativ ein viel eingehenderes als in der Regel angenommen wird. Qualitativ kommt hinzu, daß man äußerlich behalten muß: diese abwärts gehende Tonleiter bedeutet Wotans Schwert, diese in einander geschlungenen Terzen den Ring, dieser von den Hundingsaccorden entnommene, gebrochene Rhythmus bedeutet sein gekränktes Eherecht, diese Fanfare das Rheingold, diese Siegfrieds Schwert und so in die Hunderte: während Klänge, Harmonieen, Rhythmen der Motive doch nicht mehr als einen Aehnlichkeits-

anhalt, eine Möglichkeit der Ideenassociation ex post ermöglichen, so ausdrucksvoll sie jedes einzeln auch sind.

Der Deutsche hat den alten Fehler, die Tiefe und Bedeutsamkeit eines Gegenstandes nach der Mühe zu messen, die es macht, ihn zu verstehen, und so konnte es Wagner leicht gelingen, diesen Avertir-Apparat in einem mystischen Licht erscheinen zu lassen, als wäre er des Hans Heiling sich selbst umwendendes Buch mit dem von selbst zauberisch wirksam werdenden Zeichen „von Nostradamus' eig'ner Hand". Schopenhauers, des letzten faustischen Philosophen tiefsinniger Wahn von der metaphysischen Bedeutsamkeit „der Musik" mußte Wagnern dazu dienen: sie sprach ja das Innerste der Dinge aus, und gelänge es nur, in Worte zu übersetzen, was die Musik in Tönen sagt, so wäre, meinte Schopenhauer, und glaubte Wagner, das Räthsel der Welt ausgesprochen. (Schade nur, daß der dazu Befähigte gar nicht vorfände, was „die Musik" heißen könnte, sondern immer nur Musikstücke, die er übersetzen müßte.) So würden auch die Leitmotive den Zuhörer über das Innerste der Personen und Vorgänge auf der Bühne, das versprach und dachte sich Wagner, „hellsehend" machen: in der musikalischen Ekstase würden statt durch den complicirten, mühevollen Gedächtniß- und Verständnißvorgang, die Beziehungen jener musikalischen Symbole (Leitmotive genannt) auf ihre Dinge sich von selbst, durch die metaphysische Gewalt der Musik vollziehen.

Aber es sind schon mehr Könige in Unterhosen vor dem Volk einhergezogen, ohne es zu wissen. Er bleibt ein König, auch in Unterhosen, — wohl! in magnis voluisse sat est. Aber man soll uns die Unterhosen nicht für einen Königsmantel verkaufen. Es ist und bleibt das Gedächtniß, das den Laufdienst hin und her zwischen jenen Symbolen verrichten soll, und doch nicht Raum genug dazu hat, weil die Distancen zwischen den Wiederholungen zu groß und die Kreuzungen mit anderen Wiederholungen und Umbildungen von Symbolen, die Sprünge rückwärts über sie hinweg zu mannigfach sind und auf dem Papier gelesen schon Studium kosten. Die Ekstase aber thut Nichts so schnell, als das Bewußtsein, das dazu erforderlich ist, zu verdunkeln. Also die lebendige Aufführung und die geniale Ausdruckskraft der einzelnen Symbole macht diesen Botendienst des Gedächtnisses nicht leichter, es versagt ihn nothwendig zum größeren Theile.

Und einzig und allein nach dem, was der Zuhörer in der lebendigen Aufführung an sich erführe, sollte, das hat Wagner je und je auf das Stärkste betont, sein Werk beurtheilt werden. Wenn es nach ihm ging, waren alle jene „Führer" u. dergl. gar nicht nöthig, sie waren ihm unheimlich, weil durch sie unwillkürlich die Schwierigkeit, die unmusikalische, aufgedeckt wurde, wenn auch bei Weitem nicht ganz. Gerade am wenigsten in der feierlichen, glänzenden Aufführung selbst vermag das Gedächtniß, dessen Dienst an sich als alltäglich empfunden wird, das Verlangte zu leisten.

Denn was bringt in der Aufführung sonst noch Alles auf den Zuhörer, den Menschen ein! Es ist nicht menschenmöglich, den Wagnerischen Dramen von „Tristan und Isolde“ ab mit einer Alles umfassenden Aufmerksamkeit zu folgen. Von den Künsten, die hier angeblich zu einer Einheit verbunden sind: Scene, Action, Gesang, Drama, Symphonie werden je nach dem Reiz und der Kräftigkeit ihrer Wirkung immer je eine oder einige die Aufmerksamkeit verbrauchen, möge es nun an der dramatischen Situation selbst oder an der Individualität des Zuhörers liegen. Die wunderbare Scenerie mit ihren malerischen und plastischen Wirkungen, die berauschende Instrumentation, das Gewebe der Leitmotive, der tiefsinnige, aber auch dunkle Ideengang des Werkes, oder einzeln elementar packende Auftritte, die Action eines genialen Schauspielers, die Stimme einer herrlichen Sängerin fesseln abwechselnd den Zuhörer, und eine Möglichkeit, das Ganze in der vom Dichter und Componisten gewollten Art zu verfolgen, zu verstehen, ist nicht vorhanden. Mit anderen Worten dasselbe gesagt: Das Werk ist kein Ganzes, es ist eine Reihe, ein Strom mit tausend bunten interessanten bedeutungsvollen Einzelheiten, darunter auch musikalisch schöne, gewaltige Scenen, wie Wotans Abschied von Brunhild.

Dem System der Leitmotive ward das oberste von Wagner selbst auf's Höchste betonte und für seine Werke behauptete Princip der Verständlichkeit der Organisation geopfert.

Der übrig bleibenden sinnlichen Wirkung bemächtigte sich zuerst Mascagni als Nachahmer jenes Effusionsstiles — mit einem Male sahen die Zuhörer sich von allen Zumuthungen des Musik-„Verständnisses“ befreit, keinerlei „Führer“ war mehr nöthig; auch auf der Bühne selbst wurden sie weder von Göttern, noch sonst etwas Göttlichem, und nicht von dunkler Sage und noblen Ideen incommodirt; die blödeste Realität, die gemeine Leidenschaft ließen, übrigens mit demselben Sujet des Vorbeiheirathens und des Divorçons, nur viel „verständlicher“, ihr Geschrei ertönen — ecco, man athmete auf, man hatte es leichter, nicht nur als bei Wagner, nein, sogar auch leichter als in der alten Oper, wo doch die Auffassung der musikalischen Formen immer noch einige geistige Thätigkeit erforderte, man brauchte sich nur in den heißen Strom hineinzustürzen, in die barbarische Formlosigkeit, die, ohne es zu ahnen und zu wollen, kein Geringerer als Wagner sanctionirt hatte. Ein Intermezzo von elender Erfindung ließ man sich als „Form“ noch gefallen. Die Erinnerung an Vergas vom Standpunkt des Realismus geniales Werkchen, so schnöde es im Operntext verhunzt und zum Krüppel geschlagen war, kam hinzu, und jetzt wundert man sich, daß jener Mascagni keinen zweiten Erfolg dieser Art zu erringen vermochte! Schon die Sujets seiner neuen Opern waren zu anständig, zu leidenschaftslos und vertrugen die sinnlose Effusion in der Musik nicht mehr; die Dummheit der Textbücher fand auch keine Stütze, kein täuschendes Relief mehr — und nun thut man so, als wär's ein Goethe, von dem das blöde Publicum immer von

Neuem einen Werther, ein Grillparzer, von dem es noch zehnmal „Die Ahnfrau“ verlangte. Aber Mascagni ist ja „Großkreuz“ ꝛc. geworden.

Wie Wagner sich und Andere darüber täuschen mochte, daß er selbst am wenigsten möglich machte, was er am stärksten vom Kunstwerk verlangte und versprach: mühelosen Genuß beim Anhören und Anschauen einer guten Aufführung, das ist ein psychologisches Problem, das uns hier zu weit führen würde. So „mühelos“, wie er ihn versprach, nämlich so, daß der Zuhörer eigentlich nur passiv sich einer methaphÿischen Kraft hinzugeben, zu unterwerfen gehabt hätte, braucht der Zuhörer nicht gedacht zu werden. Was Wagner wollte, ist Unterwerfung — aber den Menschen, auf den Wagners Dramen in Wagners Sinn voll einwirken könnten, giebt es nicht. Oder er würde sich nicht unterwerfen, würde als ein Uebermensch nicht so passiv sein wollen. Ob es bei dem Inhalt dieser Dramen zu wünschen wäre, ist eine andere Frage.

Den Effusionsstil wollte Wagner dann damit rechtfertigen, daß er den Schein der Improvisation in einem Werke der Tonkunst für das Höchste erklärte.

Das ist aber wieder falsche Psychologie. Dieses Ideal gehört gerade dahin, von wo er es entnahm, nämlich in die reproductive Kunst. Er berichtet, daß der Vortrag der Schröder-Devrient es ihm aufgeschlossen habe.

Für den vortragenden Künstler giebt es freilich kein höheres Lob, als daß er geschienen habe, das Werk im Vortrage zu erfinden. Er hat auch weiter Nichts zu thun, als das geordnet gegebene mit Leben zu erfüllen.

Die Ordnung aber in einer Sonate, einer Symphonie ist immer das Werk der Ueberlegung, und das Wesen der Production besteht in der gegenseitigen Durchdringung von Begeisterung und Besinnung, im Gleichgewicht von Erfindung und Ausführung. Ein großes Werk, das diesen Stempel trüge, eine Symphonie, innerlich zu improvisiren und es dann blos aus dem Gedächtniß gleichsam abzuschreiben, ist nicht menschenmöglich, und wenn das Wunder Mozart es mit der Ouvertüre zum Don Juan und anderen großen Tonstücken vermochte, so ist das eben das Wunder, daß ihm die Ordnung, der Organismus des Werkes schon mit aufgegangen war.

Indem Wagner in seiner Opern-Production jenes falsche Ideal realisirte, d. h. vermittelst der durchgeführten Leitmotiv-Symbolik, zerstört er eben die Form, bis auf die wenigen Stücke in seinen Opern, durch welche sie eigentlich berühmt geworden sind. Auch hierin war er ein grandios irrender Faustus: „Du hast sie zerschlagen, die schöne Welt.“ Nicht Mephisto sagt es, es sagen und klagen es die Engel.

Ebenso ist Wagner ein Beispiel der gänzlichen Absage an die Tradition.

Als er sich den Schein gab, von Beethoven und dessen IX ter Symphonie auszugehen, bewies er nur zü deutlich, daß er in Wirklichkeit den Zu-

sammenhang mit der Tradition zerrissen hatte; denn die Deutung, die er den Beethoven'schen Worten „Freunde, nicht diese Töne" gab, ist eine durchaus künstliche mystische Erweiterung und Verschiebung des Sinnes, den sie an Ort und Stelle haben, sofern ihnen überhaupt ein klarer Sinn abzugewinnen ist.

Und wenn er sich dort das Vorbild nahm, so hatte er es schlecht gewählt, denn die IX. Symphonie wird überschätzt. Dazu hat Wagner selbst wesentlich beigetragen.

Capitel XI.

Erweiterung der Grenzen der Kritik aus dem Text durch H. Riemann.

Wir verdanken Riemann, nach den verdienstlichen, aber vergeblichen Versuchen der Bülow und Klindworth, nebst Koehler, Scholz, Th. Kullak, Bischoff die erste deutliche und methodisch zuverlässige, auf wissenschaftlicher Basis beruhende und daher maßgebliche Bezeichnung der Phrasirung musikalischer Texte, gegen deren Princip sich heut nur noch Ignoranz, Trägheit und Dünkel erheben können.

Die Bezeichnung des Periodenbaues durch Zahlen hat Riemann überhaupt erst eingeführt. Einzelne Anwendungen der von Riemann entdeckten Principien und Typen mögen noch sub iudice sein, so wie z. B. Ebenezer Prout in London das Vorkommen schlicht-sechstactiger Perioden behauptet, während Riemann die achttactige Periode für das überall zu Grunde liegende Schema erklärt. Aber die Giltigkeit und Nützlichkeit der Riemann'schen Methode ist nach den 19 Jahren ihres Bestehens nicht mehr zu bestreiten.

Das natürliche Vorurtheil, es würde die Phantasie und die Individualität des Vortragenden dadurch unbillig oder unstatthaft eingeschränkt, habe ich in meinen Schriften: „Die Zukunft des musikalischen Vortrages" und „Die Freiheit des musikalischen Vortrages" hinreichend widerlegt, ohne irgendwo einen sachlichen Angriff seitdem erfahren zu haben, wiewohl ich in manchen Beispielen (bis 1884) noch fehlgegriffen habe. Ich habe bewiesen, daß die künstlerisch mögliche und wünschenswerthe Verschiedenheit, die persönliche Freiheit des Vortrages erst jenseit der Grenze beginnt, auf der verschieden begabte Künstler über die Phrasirung und den Periodenbau eines Stückes völlig einverstanden wären, so wie daß vor Riemann nichts Obligatorisches bezüglich Phrasirung und Periodisirung in der Bezeichnung von Notentexten erreicht war.

Gerade die Befreiung des künstlerischen Gefühles von der Ungewißheit, ob Etwas, das der Musiker im Widerspruch zu einer vorhandenen Textbezeichnung oder bei Abwesenheit einer solchen als innerlich-nothwendig empfand, nicht doch etwa nur in seiner subjectiven Auffassung liege, ist

die Folge der Aneignung der Riemann'schen Bezeichnungen, die in ihrer Begründung auf den objectiven Sachverhalt dem Künstler das Geahnte zur Gewißheit machen, und oft das nicht einmal mehr Geahnte erschließen.

So wird diese Lehre gerade zu einem Prüfstein des wahren Talentes, der berechtigten Freiheit, die sich nicht in willkürlicher Verschiebung von Phrasen- und Periodengrenzen, sondern in dem Undefinirbaren offenbart, das überhaupt nicht geschrieben werden kann.

Eben darum wird der Riemannisch gebildete Musiker keinen Vortrag so entschieden ablehnen, als einen, der den Anschein hätte, dociren zu wollen, wie phrasirt werden solle — ein Anschein, von dem Bülows Vortrag zeitweise nicht frei war.

Aus demselben Grunde kann auch ein Riemannisch gebildeter Kritiker nicht zum Aufpasser hinabsinken, darüber, ob auch „Riemannisch" phrasirt werde. In unseren Augen ist die Freiheit der Persönlichkeit vom Gelernten nicht mit dem beliebigen Gegensatz zum Erlernbaren gleichbedeutend; aber auch uns ist jene innere Freiheit Bedingung künstlerischen Werthes des Vortrages, ebenso wie auf tieferer Stufe die Beherrschung der Spieltechnik im Dienste des Ausdruckes gefordert wird.

Es ist psychologisch auch unmöglich, sich während des Hörens die Vorstellung davon zu bilden, wie dasselbe Stück von Fall zu Fall Riemannisch phrasirt lauten würde, falls man das Gegentheil davon wahrzunehmen glaubt.

Wer in diesen Sätzen einen Widerspruch mit der Ueberzeugung von der Giltigkeit der Riemann'schen Zeichen und Lehren erblickt, der hat eben gar keine Erfahrung davon, weder wie es beim Vortrage ohne Noten, im Unterschied zum Studium nach Noten, in der Seele des echten Künstlers, noch wie es beim Zuhören in der Seele des echten Kritikers zugeht.

Das Talent allein verbürgt beim Künstler nach den mehrhundertjährigen Irrthümern der Lehrer freilich noch nicht überall die objectiv richtige Phrasirung, die in Riemanns Subjectivität ihren Grund nur insofern hat, als er im Laufe dieser Jahrhunderte der Erste war, der sich dem Auffinden einer Methode zur Feststellung des objectiven Sachverhalts im Notentext gewachsen gezeigt hat. Im Uebrigen gilt uns aber der Grundsatz: je mehr Talent vorhanden ist, desto mehr stellt objectiv richtige Phrasirung sich ein, soweit es ohne Wissenschaft und Bewußtsein heut überhaupt möglich ist. Besser ist bewußtes Wollen als Vorstufe des genial-persönlichen Vortrages immer, und die genialsten Künstler haben das Fehlen der wissenschaftlichen Vorbedingungen dazu gerade in elementaren Dingen bedauert. (Rubinstein, Berlioz, Bülow.)

Die Folge der Beschäftigung mit den Riemannischen Lehren ist beim Kritiker nur eine erhöhte Verfeinerung und Empfindlichkeit des musikalischen Geschmackes und allerdings, wenn es zur Demonstration am Notenbeispiel käme, eine bedeutende Erweiterung der Möglichkeit,

das, was ein anderer musikalisch veranlagter Kritiker dunkel als Mangel empfindet, deutlich als Fehler, als Verstoß gegen den Buchstaben zu bezeichnen.

Zur Möglichkeit des Nachweises am Notenbeispiel fehlt der Kritik in der Tagespresse einerseits das Phonogramm des beurtheilten Vortrages, andererseits die Möglichkeit, Notenbeispiele anzubringen, wie es in der Fachpresse möglich wäre, angenommen, daß die Darstellung des Fehlers im Notenbeispiel als ehrlich und zutreffend angenommen würde.

Wer die hier behauptete Verfeinerung des Geschmackes durch die Riemann'sche Metrik und Rhythmik als eine Verbildung des Geschmackes hinstellen wollte, der hätte die Last, die Hinfälligkeit dieser Lehren zu beweisen. Mit ihrer Ableitung aus einem subjectiven Geschmack, wie mit der Folgerung, daß sie, ihre Richtigkeit zugegeben, doch den Geschmack des Künstlers tyrannisiren, wird er kein Glück haben. Er müßte also schon versuchen, zu zeigen, daß und wo die Resultate falsch sind. Das ist aber bis jetzt auch noch Keinem gelungen. Es ist übrigens sogar zu bedauern, daß nicht mehr Angriffe gewagt werden.*)

Wenn alles plausibel Erscheinende darum schon ebenso richtig wäre, dann dürfte allerdings kein Kritiker sich die Riemann'schen Lehren aneignen, weil er nothwendig gegen diejenigen Künstler ungerecht würde, die sich nicht zu ihnen bekennen. Das Bekenntniß, auch selbst das theoretische Verständniß ist übrigens noch keine Bürgschaft für die Fähigkeit, diese Lehren im Vortrage ohne Nachtheil zu befolgen, ihre Resultate mit innerer Freiheit zu realisiren. Bis zu einem gewissen Grade ist Letzteres möglich, ohne daß man sie kennt; ganz würde das nur dem absolut genialen Autodidakten gelingen, dessen Vortrag dann als Quell oder als Erweis der Phrasirungslehre zu gelten hätte. Thatsächlich verdankt Riemann dem stark analytischen Vortrage H. v. Bülows zwar nicht die Auffindung seiner Lehre, denn diese verdankt er seinem Genie, aber doch die wesentliche Anregung dazu.

Capitel XIII.

Hilfsmittel der Kritik über den Geist des Vortrags.

Zur Beantwortung der Frage, wie weit der Vortrag einer Composition ihrem Geiste entsprochen hatte, bleibt dem Kritiker die eigene Versenkung in den Geist eines Componisten oder der einzelnen Composition nebst den biographischen nnd allgemein-historischen Beihilfen, von denen insbesondere die letzteren nicht zu unterschätzen sind. In einem erkennbaren Verhältniß steht Bach zum protestantischen deutschen Christenthum, speciell zum Pietismus des vorigen Jahrhunderts, Mozart zur feinen vorrevolutionären Gesellschaft, Beethoven zum Ideenkreis der französischen Revolution und zur

---

*) Wie außerordentlich schwach der von Fr. Kullak neuerdings versuchte Angriff ausgefallen ist, wird bald gezeigt werden.

Sentimentalität seiner Zeit in ihren edleren Zügen, Chopin zum Polenthum und dem Frankreich der Julirevolution, Schumann zur deutschen Romantik, Brahms zu allem Tragischen und Pathetischen der Neuzeit 2c. Der Spieler, der Dirigent würde nicht mit Unrecht behaupten, daß er sich nur an seinen Text zu halten habe. Wenn aber aus seinem Vortrage von Werken jener Meister gar Nichts aus den Gedanken- und Gefühlskreisen ihrer Zeit spricht, so hat der Künstler seinen Text eben nicht ergründet, also auch dessen Buchstaben nicht verstanden. Unter dem Text kann nicht die bloße Notenfolge verstanden werden, wie eine Spieluhr sie etwa hervorbringen würde, wenn man sie sich etwa so weit verbessert denkt, daß sie p. u. f., cresc. und descresc. nach Vorschrift mechanisch hervorzubringen vermöchte, sondern es gehört dazu alles nach den Regeln der Harmonielehre, der Formen- und der Compositionslehre unmittelbar aus dem Buchstaben, aus der Notenfolge für den Vortrag zu Entnehmende. Die wörtlichen Vorschriften des Componisten im Text gehören zum Buchstaben eines Werkes doch auch nur, weil sie durch den Notentext innerlich nothwendig sind, also auch, wenn sie nicht dastänben, aus ihm müßten abgeleitet werden können. Friedrich Kiel, dem alles Renommiren fremd war, machte sich anheischig, bei Beethoven in einer Abschrift, die nur die Noten enthielte, jedes Vortragszeichen einzutragen, wie Beethoven es geschrieben habe.

Als Frau Carreño in Danzig das G-dur-Rondo von Beethoven so unerträglich nüchtern spielte, nach dem Verlegenheits-Ideal des sogenannten objectiven oder auch „keuschen“, „abgeklärten“ Vortrages, fühlte ich zunächst nur, daß sie keine Ahnung von dem zart und edel sentimentalen Charakter des Stückes und seinem historischen Milieu habe, und sprach mich in der Kritik des betreffenden Concertes (1897) in diesem Sinne aus. Die Versündigung gegen den Buchstaben und Alles, was unmittelbar aus dem Text hervorgeht, wäre ihr ungeachtet der vollkommenen Genauigkeit in der Wiedergabe des Notenbestandes schon an der geflissentlichen Enthaltung vom cresc. und decresc. und an dem schnurgeraden Ablauf des Tempos leicht nachzuweisen gewesen. Um dessen sicher zu sein, hätte ich, mit Beethovens Geiste und dem seiner Zeit nicht unbekannt, dieses Rondo zu kennen noch nicht einmal nöthig gehabt.

Und als Herr Kronke hier um dieselbe Zeit den ersten schmerzensmüden Theil des F-moll-Nocturnes von Chopin in totaler Verkennung seines Geistes wie einen rohen Marsch entschlossen abspielte, hätte ich das Recht gehabt, im Namen Chopins zu protestiren, selbst wenn ich zufällig dieses Nocturne nicht gekannt hätte. Denn ohne die rücksichtsloseste Mißhandlung des Textes, die nota bene auch bei vollkommener Notentreue möglich ist, konnte Chopin niemals etwas so brutal-Triviales geschrieben haben. Eben so gewiß paßte die pedantische Kälte und Vorsichtelei, die das Gepräge des Vortrages des Herrn Kronke war, nicht zu Liszt, als Herr Kronke dessen XII. Ungarische Rhapsodie spielte. Ohne gerade diese

Rhapsodie zu können, hätte ich wissen können, daß dieses Spiel weder ungarisch noch rhapsodisch war. Die auftactige Ausführung der kurzen Vorschläge in den ersten acht Tacten und ebenso daselbst das lächerlich ängstliche Abknicken der Arpeggi mit kurzer Pause vor dem sie abschließenden Accord (um diesen sicherer zu greifen!) stellte den Verstoß gegen den Buchstaben und gegen bekannteste Regeln der Ausführung schon in den ersten 4 Tacten außer allen Zweifel.

Eine bewußte Anwendung historischen Wissens ist es allerdings doch nicht, daß der Kritiker in solchen Fällen gegen den Künstler entscheidet. Man könnte auf seinen Zustand, sein Wollen während des Hörens wohl das Wort anwenden „Gefühl ist Alles", und die Kritik ist nur der Niederschlag aus der Erinnerung an das Gehörte und das dabei Empfundene (oft genug: Erlittene) bei dem Bestreben, es in Worte umzusetzen, also vermittelst des Denkens.

Aber dieses Gefühl ist bei dem erfahrenen und musikalisch begabten Kritiker doch erst aus so viel selbst Erfahrenem, bewußt Beobachtetem zu Stande gekommen, daß er sich darauf verlassen darf, auch wenn es im Augenblick zunächst nur unbewußt auf einen Vortrag ablehnend reagirt, und es hat darum noch nicht jeder Laie das Recht, die Kritik als subjectiv und darum unzuverlässig zu bemängeln und ihr seine eigene werthe Meinung als „gleichberechtigt" entgegenzusetzen. Die Freiheit, eine andere Meinung zu haben und zu äußern, verwechseln diese guten Tapferen mit der Fähigkeit, sich ein besseres Urtheil zu bilden. Denn meinten sie nur ein ebenso gutes, so könnten sie ja das des Kritikers eben darum ohne Einwendung gelten lassen.

Andererseits verbirgt sich aber wirklich viel Unberufenheit hinter der Schwierigkeit, ein Urtheil über musikalische Leistungen zu controliren.

Jeder gewissenhafte Kritiker wird seine Litteraturkenntniß möglichst zu bereichern suchen, um auch von Autoren, die er im Ganzen kennt, nicht einem ihm unbekannten Werke zu begegnen, oder gar dem ihm unbekannten Werk eines ihm unbekannten Autors, und gegebenen Falls wird er ein ihm neues Werk sich vor der Aufführung zu verschaffen suchen. Vom „Evangelimann" braucht man freilich vorher nicht mehr zu kennen, als den erbärmlichen Text und drei Seiten vom Clavierauszug, um zu wissen, weß Geistes Kind man vor sich hat, und auch die Ausführung beurtheilen zu können, die fast nur noch gegen den Buchstaben und die Technik verstoßen kann, da vom „Geist" des Werkes nur in einem sehr üblen Sinne die Rede sein könnte.

Jedes Tonstück, dem ein Text zu Grunde liegt, — Lied, Cantate, Oratorium, Oper — macht es dem Kritiker in Bezug auf den Geist der Ausführung sehr viel leichter, bietet ihm viel mehr sichere Anhaltspunkte und Merkmale, als ein Instrumentalwerk. Das bedarf keiner weiteren Erörterung.

Das Nachlesen des Textes im Clavierauszug oder der Partitur bietet dem Kritiker eine besondere Sicherheit bezüglich technischer Verstöße, schwächt aber die Empfänglichkeit für den Geist der Aufführung und ihre Vorzüge. In ersterer Beziehung macht die Aussprache des Textes besonders in einem Stück für den Chor eine Ausnahme, da man das Wort immer verstehen wird, wenn man es während des Singens liest. Aber Chöre, die so deutlich aussprächen, daß man nicht nöthig hätte, den Worttext zu kennen oder mitzulesen, giebt es überhaupt nicht.

Darnach gäbe es eine primitive Wirkung von Chorwerken auf den Hörer rein als Menschen überhaupt nicht? da man den „Menschen" sich doch nicht als lesend denkt. Wenn dem so ist, kann ich gewiß nichts dafür. Die Schwäche der Oper liegt auch in diesem Punkte, denn die Sänger, die ohne Weiteres die Worte verständlich singen, sind schon kein Viertel aller Sänger, und vollends Ausnahmen sind die, die nicht auf Kosten des Tones verständlich singen. Auch hierin zeigt sich die starke Bedingtheit des musikalischen Kunstgenusses trotz aller mystischen Verherrlichungen der Musik im Vergleich zur Sicherheit der Wirkungen anderer Künste.

Ich resümire: das aufgeführte Werk gilt uns als der freie, vom Zufall, vom Ungewollten, von der Person unabhängige Ausdruck einer Persönlichkeit (wobei wir hier von den Werken absehen, die den Stempel der auf Effect, Ruhm, Gewinn gerichteten Absicht ihrer Urheber an sich tragen.) Erfolgen soll und kann die Wirkung jener idealen Persönlichkeit einzig und allein durch den Ausführenden, als selbst einer Persönlichkeit, die gleichfalls von der zufälligen Person unabhängig geworden sein soll, sei es der Dirigent, der dann auch noch die ausführenden Organe beherrschen soll, sei es der einzelne Künstler, oder ein Ensemble von solchen, die in eine seelische Einheit aufgegangen sein sollen. Sie soll erfolgen wiederum auf eine Persönlichkeit, und wenn man sich dabei den common hearer denkt, so kann Einem die Wirkung des besten Werkes in der besten Ausführung wahrlich oft recht zweifelhaft werden — man weiß ja, was heut „wirkt": das bombastisch-Pathetische, scheinbar Großartige, brutal Erschütternde, und das ganz Kleine, Lieder einen Abend über, und diese sind ihrer Wirkung niemals sicherer, als wenn sie in den Bereich eng persönlicher Empfindung, nämlich der Geschlechtstriebe und der Kinderstube hinabsteigen, von wo sich die Wirkung ungefähr absehen läßt, die heut eine Symphonie, eine Sonate, noch so gut ausgeführt, bei den Meisten hervorruft. Unter den Hörern soll der Kritiker die Persönlichkeit sein, die mit möglichst viel Nutzen für die anderen Hörer und für die ausführenden Künstler über Werth und Wirkung der Ausführung, oft auch des Werkes in kurzer Frist berichten soll, in der Tagespresse in kürzester Frist, — ich halte diese Frist für unanständig kurz, wenn zwischen Leistung und Kritik nicht wenigstens die Distanz liegt, die man zu ausreichendem Schlaf braucht. Die Anforderungen an Unabhängigkeit vom Ich, von Tag

und Stunde sind an Keinen größer, als die an ihn, den Kritiker oder Berichterstatter, gestellt werden. Die Person ist aber doch alle Mal der Träger der Persönlichkeit.

Capitel XIV.

Sachlicher Werth der Begegnung zwischen Künstler und Kritiker vor der Kritik.

Und nun sollte es das einzig Richtige, Vernünftige oder gar Zuläßsige sein, daß Beide, der Künstler und der der Achtung und Beachtung werthe Kritiker einander auch nicht eine Viertel- oder halbe Stunde näher träten? Zwischen Leistung und Kritik mag es seine Bedenken haben. Ich verkehre mit den Künstlern in dieser Zeit nur in zwei Fällen: der eine ist, wenn es ihm gelungen war, mich ganz in den Genießenden, also auch Lernenden zu verwandeln, so daß ich außer der Freude am achtungsvollen Verkehr mit ihm hoffen kann, mir etwa auch noch weiteres Eindringen in sein Wesen und seine künstlerischen Absichten zu verschaffen, das mich in der Würdigung seiner Leistung fördern könnte. Der andere Fall ist, wenn ich seine Gesinnung als hinreichend unpersönlich und großartig kenne, um mich mit ihm freiherzig über das unterhalten zu können, was von höheren akademischen Gesichtspunkten aus mir in Bezug auf den Geist seiner Leistung oder einzelner Theile derselben zu wünschen übrig blieb, wobei es sehr wohl vorkommen kann, daß ich ihm gegen mich Recht gebe, oder meine Ansicht modificire.

Den Bericht dann demgemäß zu erstatten, scheint mir Sache der einfachsten Gerechtigkeit zu sein. Gewinne ich durch die Ehrlichkeit und das Vertrauen des Künstlers bei dieser Gelegenheit eine weitere Einsicht in eine Schwäche seiner Leistung, betreffe sie den Geist oder den Buchstaben des vorgetragenen Werkes, so ist es ebenfalls Sache der Loyalität, davon ebenso wenig Gebrauch für die Kritik zu machen, wie wenn andere Personen zu mir zutreffend ungünstige Bemerkungen über die Leistung des Künstlers äußern, deren Anlaß meiner eigenen Wahrnehmung entgangen ist. Daß ich solche Bemerkungen in der Rückschau als zutreffend erkenne, ist nicht ausgeschlossen; aber mehr Ungünstiges, als mir aus der eigenen Wahrnehmung oder Erinnerung gegenwärtig ist, berichte ich grundsätzlich nicht. Den Zwang erlege ich mir nicht auf, dem Gespräch mit Personen, denen ich ein Urtheil zutraue, zwischen dem letzten Ton und der ersten Zeile aus dem Wege zu gehen; was ich dabei über meine Beobachtung hinaus an Lob als zutreffend erkennen kann, lasse ich nicht ungenützt. Dies hier nebenbei.

Daß die Besuchsfrage hier das Thema war, hindert mich nicht, die anderweitige Begegnung mit dem Künstler, sofern sie sich in der Zeit vor der Kritik ereignet, gleichfalls in Betracht zu ziehen. Wie man sieht, kann

die Kritik durch die Begegnung mit dem Künstler, auf die beiden genannten Fälle eingeschränkt, an Wahrheit gewinnen, auch schon so lange sie absolute Kritik bleibt.

Endlich der vielverschrieene Besuch selbst: auch er ist nicht blos für die angewandte Kritik von Bedeutung. Ein Kritiker müßte doch gar kein Gefühl für den Unterschied zwischen Persönlichkeiten haben, wenn Nichts an der Person ihm eine ungewöhnliche Begabung und die Art derselben verrathen sollte. Der Einwand, er solle dies ja eben aus der Leistung erkennen, kann hier nicht gelten, denn auch der Kritiker ist keine Maschine, die man blos einzustellen brauchte, damit sie mit einem richtigen Urtheil reagire. Der Stolz in dieser Beziehung, der absolute Glaube des Kritikers an sich selbst ist gar nicht angebracht. Wenn Andere mit Unrecht ein unfehlbares Urtheil von ihm verlangen, oder sein Urtheil mit Unrecht blos deshalb ablehnen, daß Niemand unfehlbar sei, so ist darum doch wahr, daß Niemand unfehlbar ist, daß ein wahres Kunsturtheil eine ungewöhnlich schwierige und verantwortliche Sache ist, und dem Kritiker darum jedes Mittel willkommen sein muß, das ihn in der Gewinnung eines richtigen Urtheils fördern kann.

Der Eindruck, den der Künstler in Person macht, ist stets der stille Hintergrund, auf dem seine Leistung sich abhebt. Der Künstler kann bei tiefinnerer Aneignung eines Kunstwerkes, einer Bühnenpartie zu einem Bilde dann gelangt sein, das sehr wohl vor der Kritik bestehen kann, wenn es auch das Bild nicht ist, das der Kritiker sich davon gemacht hat: hat er den Künstler nicht in Person kennen gelernt, so wird es sicher länger dauern, ehe er gewahr wird, daß die Auffassung, nach der der Künstler vorträgt, ihr Recht für sich hat, wenn es nicht gar dabei bleibt, daß der Kritiker Nichts gewahr wird, als die Abweichung von seinem Bilde, und die Auffassung des Künstlers hernach mit Unrecht als im Ganzen oder in einzelnen Theilen verfehlt tadelt. Ich erinnere mich hier an zwei bedeutende Momente aus meinen Lehrjahren bei H. v. Bülow. Ich war ein junger Mensch, ein demüthiger stud. theol., und mochte ein halbes Jahr bei ihm Unterricht gehabt haben. Ich sollte Beethoven's D-moll-Sonate, die ich bei ihm studirt hatte, in der Philharmonie meiner Vaterstadt spielen. In der letzten Lection vorher sagte Bülow mit großartigem künstlerischen Gerechtigkeitssinn zu mir: „Schließlich müssen Sie die Serenade so spielen, wie Sie sie empfinden." Ob mein Kritiker in Potsdam sich dabei beschieden und nicht vielmehr weit besser gewußt hat, wie man diese Sonate spielen müsse, als Bülow und ich zusammengenommen? Später in einer Lehrstunde sagte er zu E. Flügel, als der Chopins Bolero spielte: „Sie spielen das anders als ich, aber so, wie Sie es spielen, ist es Etwas."

Das war echte, großherzige, selbstlose Kritik, die noch den Untergeordneten in seiner Persönlichkeit, seiner Individualität respectirte. Es

ist doch sehr fraglich, wie weit von Kritikern, auch von solchen, die in Betracht kommen, diese Art Gerechtigkeit geübt wird. Ueberdies hat der Kritiker doch bei jeder größeren Leistung eines überhaupt sich als fleißig und begabt erweisenden Künstlers zu sagen, daß dieser Künstler sie sich in längerer Beschäftigung und Vertiefung so gestaltet hat, mag sie auch mit dem Bilde, das der Kritiker von ihr mitbringt — etwa vom Don Juan oder von der Appassionata — nicht übereinstimmen: er, der Kritiker kennt diese Gestalten vielleicht sogar nur aus verglichenen Reproductionen, und mit der Energie und Hingebung, wie der redliche und, ich wiederhole, begabte Künstler **kann** der Kritiker sich gar nicht in alle die Aufgaben vertieft haben, deren Ausführung etwa auch nur im Laufe eines Monats ihm begegnet — ja, wir streifen hier abermals die Grenze, an der wir uns zu der Frage versucht fühlen: „Ist musikalische Kritik überhaupt möglich?" z. B. wenn Monaten der Beschäftigung des Künstlers mit seiner Wiedergabe eines Werkes nur die Minuten des Hörens, des wiederholten oder gar des erstmaligen Hörens auf Seite des Kritikers gegenüberstehen? Selbst von der gesteigerten Beschäftigung des Kritikers mit einem Werke, einer Opernpartie könnte mag befürchten, daß er desto unempfänglicher für die Auffassung geworden sein könne, die sie durch eine andere Persönlichkeit erfährt. Es ist mir, glücklichenweise ohne daß ich meinen Eindruck öffentlich wiederzugeben hatte, begegnet, daß ich einem Vortrage der Sonate As-dur op. 110 von Beethoven durch Bülow, im ersten Satze absolut nicht zu folgen vermochte, weil ich mir von ihr eine durchaus andere Vorstellung gemacht hatte und Bülow's Vortrag mich darum fortwährend abstieß. Unter diesen Umständen **muß** dem Kritiker pflichtgemäß **jedes** Mittel erwünscht sein, das ihm auch nur **eine** Minute bei dem Bestreben erspart, in der Würdigung einer ihm selbst möglicherweise heterogenen Persönlichkeit, während sie sich in einer bestimmten Leistung eines Künstlers ausspricht, auf den rechten Weg zu kommen.

Wie oft wird die Carmen der Prevosti verurtheilt worden sein, blos weil es nicht die vulkanisch glühende der Moran-Olden, oder gar weil sie nicht das commune Geschöpf war, das die Rothhauser aus ihr macht? Es kann allerdings auch so kommen, daß Einer mit Beethovens Cis-moll-Sonate verurtheilt wird, blos weil er Rubinstein's **Fehler** darin nicht macht und der Herr Kritiker sie nur aus dem Concertsaal kennt —

Minuten bedeuten in einem Tonstück, das wir hören, das Hundertfache von dem, was sie im Leben bedeuten; ersichtlich ist dies z. B. daran, daß aus einer Symphonie, die in gutgewähltem Tempo 55 Minuten dauert, durchweg eine Caricatur wird, wenn man sie in 48 Minuten abspielt, die Vertheilung des Fehlers auf alle vier Sätze vorausgesetzt. Die Bekanntschaft mit dem Künstler erleichtert aber Jedem, der ein wenig Psycholog und Menschenkenner ist, die Erkenntniß, daß dieser Künstler dieser Gestalt diese Grundfarbe geben, diese oder jene Seite an ihr hervorkehren mußte.

Es können ohne die Bekanntschaft mit ihm ein paar Minuten mehr vergehen, ehe der Kritiker den Künstler begreift, oder der Kritiker kann bei lebhaftem Temperament, bei starker eigener Individualität, schon in den ersten Minuten ein Vorurtheil gegen eine ihm zunächst fremdartig erscheinende Wiedergabe fassen und gar nicht mehr darauf kommen, daß er einer berechtigten Auffassung gegenüber ist, die sich zu der seinigen vielleicht sogar wie die Berichtigung zum Irrthum verhält. Nehmen wir an, was doch unter verständigen Menschen nur natürlich ist, daß der Künstler bei seinem Besuch sich über das Wesen seiner Aufgabe ausgesprochen habe, wozu schon ein paar Worte genügen können, so bleibt der Kritiker, er sei denn ein eingebildeter Narr, schon gewiß vor einem Mißgriff bewahrt.

Und wenn der Fall selten ist, daß der erfahrene Kritiker zum Genießenden, zum Lernenden werden kann, so sind mir in zehn Jahren doch eine erhebliche Anzahl interessanter und hochbegabter Persönlichkeiten auf verschiedenen Gebieten vorgekommen — nur auf dem Gebiet des Clavierspiels unter den Lebenden, Moritz Rosenthal cum grano salis ausgenommen, keine. Verdenkt man es mir, daß ich diese Kunst in den Liebling, Grünfeld, Niemann, Dreyschock, Kleeberg, Kronke für ästhetisch gänzlich heruntergekommen erachte?

Es giebt aber sehr viel einfachere Fälle, in denen der Kritiker, wiederum noch für die absolute Kritik, durch den Besuch des Künstlers vor einer Befangenheit bewahrt werden kann, wobei ich, wie gesagt, mir den Kritiker als auch einen Menschen, nur meist allzumenschlich denke.

Eine bildschöne Sängerin tritt auf — ist es ein Wunder, wenn der Kritiker, von dem man doch annimmt, daß er ein Freund des Schönen, in jeder, also auch in dieser Gestalt ist — zunächst davon geblendet wird, falls nicht etwa der Gesang sofort als mittelmäßig erkennbar ist? Hat der Kritiker diese Schönheit vorher kennen gelernt, so ist dieser Pfeil verschossen. Wenn zwischen Besuch und Leistung dieses Moment möglicher Voreingenommenheit nicht überwunden ist, dann freilich verdient der Kritiker diesen Namen überhaupt nicht. Es ist sehr leicht, diesen Fall in's Lächerliche zu ziehen. Darum ist es aber doch wahr, daß die schönen Augen und die schöne Figur einer Frau im Concert leicht mitsingen und dies einer neutralen Kritik zunächst im Wege ist — vom Laienurtheil in diesem Falle gar nicht erst zu reden.

Oder eine sehr häßliche Person tritt auf. Im Concertsaal braucht man nicht hinzusehen — freilich das bloße Bewußtsein, wegsehen zu *müssen*, z. B. von einem Munde, der ein Abgrund scheint, weil er schwarze Zähne hat, ist schon störend und muß auch im Concertsaal erst überwunden werden, was natürlich kürzere Zeit dauert, wenn man die Person schon kennen gelernt hat.

Vielleicht hat bei der Begegnung ein liebenswürdiger und unterrichteter Geist aus ihr gesprochen, der den Nachtheil der Erscheinung vor der Leistung

schon ganz überwunden hatte! Nur mit schwarzen Zähnen sollte man doch nicht singen, wenn man nicht gerade eine Moran-Olden ist.

Wie aber auf der Bühne, wo, wenn nicht immer Schönheit, doch die Abwesenheit störender Häßlichkeit vorausgesetzt wird und zur Sache gehört? Es bleibt ja das Recht der Kritik, die Häßlichkeit in civiler Form als Mangel zu notiren, aber die Würdigung der persönlichen wie der (noch möglichen) mimischen Leistung einer häßlichen Sängerin ist dem Kritiker menschlicher Weise doch ohne Frage erschwert, wenn er sich in dem Falle der Ueberraschung durch die Häßlichkeit des Künstlers, den er ansehen muß, befindet: der Ausgleich damit, auch wenn die Leistung ihn sehr erleichtert, dauert dann länger. Aber auch der Eindruck der ersten Viertelstunde verleidet dem Kritiker das Ganze bis zum Unrecht, besonders wenn die mimische und die gesangliche Leistuug nicht gerade überwältigend schön waren. Ob der Künstler den Kritiker besuchen soll, ist hier nicht mehr unsere Frage, sondern ob es die Bedingungen zu einer zutreffenden Kritik verbessert oder nicht, wenn er ihn besucht. Ohne Frage erspart der Besuch mehr oder weniger dem Kritiker den Schrecken, den man von Häßlichkeit da empfindet, wo Schönheit eine sachlich natürliche Voraussetzung war. Wenigstens die Ueberraschung fällt doch weg. Auch kann der Fall eintreten, daß die Sängerin sich durch schlechtes Schminken noch häßlicher gemacht hat, als sie ist. Die Kritik wird ihr dann wenigstens nicht generaliter den heut wahrgenommenen Grad von Häßlichkeit zuschreiben — ohne persönliche Bekanntschaft diesen Unterschied wahrzunehmen, werden die Wenigsten vermögen.

Wie Franc-Prevosti mit ihren an sinnlicher Schönheit und Fülle geringen Mitteln die Carmen giebt, ohne auf „angewandte Kritik" Anspruch zu machen, ist wunderbar genug. Es beweist aber auch, daß Schönheit und körperlicher Reiz an Carmen nicht durchaus nothwendig sind, so angenehm und wünschenswerth sie sein mögen: in der That herrscht Carmen in Bizets Oper über ihre Umgebung nicht durch ihre Schönheit, sondern durch die Ueberlegenheit ihres Willens und ihres Geistes: Eigenschaften, die beide der weiblichen Schönheit nicht einmal durchaus dienlich sind. Eine Person, die eine mittelmäßige Sängerin oder Darstellerin oder gar Beides wäre, dürfte allerdings nicht so aussehen wie die Prevosti — was sie übrigens in Bezug auf den geistigen Ausdruck auch wiederum nicht könnte.

Gewiß giebt es auch Partien, für die die absolute Kritik Schönheit in Antlitz und Wuchs, passende Gestalt, geistvolles Spiel, geschulten und ausdrucksvollen Gesang zugleich verlangen kann — auf wieviel Bühnen, selbst Hofbühnen, können denn diese Forderungen auch nur für die Hauptpartien jederzeit erfüllt werden? Wenn z. B. eine jugendliche Sängerin eine hinreichende Anzahl der soeben genannten Vorzüge in sich vereinigt, so ist es doch besser, wenn eine Provinzialbühne eine Norma, eine Carmen, eine Elsa in einer zwar nicht vollendeten, aber doch schätzenswerthen Gestalt

vorgeführt erhält, und die Kritik ihre Leistungen in diesem Sinne und Maße anerkennt, als wenn sie sie absolutistisch geringschätzen wollte, weil sie dazu ein ideales Recht besäße? Es kann der Fall eintreten, daß im Beginn der Saison eine auf Probe engagirte Sängerin durch das ungewohnte Klima, die dumpfe Luft und die Hitze im Theater, das neue Ensemble, das ihr neue Publicum und die Furcht vor dem Kritiker in der Aeußerung ihrer Fähigkeiten stark beeinträchtigt wird und sozusagen gar nicht wiederzuerkennen ist, mag auch aus einzelnen Zügen ein Talent sprechen und ihre Stimme in einzelnen Episoden als schön erkennbar sein. Der Druck der Befangenheit kann geraume Zeit andauern, bevor diese Züge hervortreten: dem Kritiker, der die Sängerin gar nicht persönlich kennen gelernt hat, kann sie inzwischen schon künstlerisch verleidet sein. Ist sie aber bei mir gewesen, oder wir haben uns sonst getroffen, und sie hat auf mich den Eindruck einer geweckten, strebsamen, begabten Persönlichkeit gemacht, so werde ich während jener Zeit, wo sie mit ihren Fähigkeiten gar nicht herauskommt, mir sagen: das ist sie nicht, die Befangenheit ist es, die ihr die Herrschaft über ihre Mittel benimmt (was keineswegs immer von selbst als Ursache der Mangelhaftigkeit sich zu erkennen giebt); ich bleibe also geduldig, besonders wenn ich etwa privatim eine gute Gesangsleistung von ihr gehört habe, und die Züge von geistiger und stimmlicher Begabung, die sie noch offenbart, werden mir gewiß weniger leicht entgehen. Dem Aberglauben, als könnten sie einem erfahrenen Kritiker gar nicht entgehen, während er außerdem doch in einer Oper seine Aufmerksamkeit noch theilen muß, beabsichtige ich keinen Vorschub zu leisten. Entgehen sie ihm, weil seine Geduld zu Ende war, so fällt das Urtheil auch schon im Sinne der absoluten Kritik unzutreffend aus. Die absolute Kritik, auch die zutreffende, wird in diesem Falle sehr leicht die Wirkung haben, ein Talent zu entmuthigen, die Sängerin der Bornirtheit oder dem Eigennutz des Theaterdirectors auszuliefern, der sie um der Kritik willen, selbst wenn er deren Meinung nicht theilt, nach vier Wochen entläßt und sie dadurch meist der Brodlosigkeit preisgiebt. Auf diesem Wege wird die Bühne denn um ein Talent ärmer gemacht, während sie an Talenten durchaus keinen Ueberfluß hat, d. h. es wird der Kunst um der Wahrheit willen mehr geschadet, als die Einsicht in ihr Wesen gefördert wird; denn daß jene Leistung nicht für voll gelten kann, versteht sich von selbst. Das Publicum mißversteht die Kritik über eine Leistung stets als das Urtheil über den Künstler und seine Leistungsfähigkeit überhaupt. Bei einem ungünstigen Urtheil muß der Kritiker ohnehin berücksichtigen, daß die Oeffentlichkeit des Urtheils, zu der das schnelle Folgen auf die Leistung hinzukommt, insbesondere auf den zahlenden Zuhörer wie ein Vergrößerungsglas wirkt. Der sensationssüchtige Zeitungsleser multiplicirt alles Ungünstige ohnehin mit drei, er mißt auch den sogenannten Tadel stets nach der Zeilen-Elle, indem er die Motivirung einer kritischen Bemerkung durch-

aus nur für soviel mehr Tadel nimmt. Es ist also schon Unrecht, ein Urtheil öffentlich mit der Schärfe zu äußern, wie man im Privatgespräch dazu das Recht hätte. Eine Leistung, an der ich öffentlich aussetze, daß es ihr an Mannigfaltigkeit, an einem dem Wechsel des Affects entsprechenden Wechsel des Ausdrucks, der Klangfarben gefehlt habe, kann ich gesprächsweise sehr wohl, wenn ich gefragt werde: „Na, wie war's?" mit der kurzen Antwort: „Langweilig" bezeichnen. Wenn ich schreibe, die Sängerin habe geschienen, zu jedem Augenblick, der ihr eine Wirkung verspräche, zu sagen: „Verweile doch, du bist so schön," oder sie habe, statt uns ihre Leistungen wie einen Blüthenstrauß als Ganzes zu spenden, uns jede Blume einzeln zum Bewundern hingereicht, so kann ich dem, der mich kennt, gesprächsweise solchen Vortrag kurz als „affectirt" bezeichnen. Ohne Motivirung gedruckt, repräsentiren diese absprechenden Worte überhaupt keine Kritik; die Zusammenfassung des akademischen Tadels in diese Worte in öffentlicher Kritik ist in jedem Falle überflüssig, da der Leser sie sehr wahrscheinlich von selbst besorgt; und außerdem, daß sie inhuman ist, ist sie schädlich, weil der Künstler durch den Aerger über solche Scheltworte gewiß von der Ueberlegung abgeschreckt wird, ob ich Recht gehabt, oder von dem Gefühl, daß ich Recht gehabt, wozu ihn die akademischen Worte vielleicht bewogen hätten. Eine sehr stolze und leidenschaftliche Sängerin habe ich durch jene beiden Wendungen und die dritte nach drittem Auftreten, sie habe bei ihrem Ausdruckstalent nicht nöthig, uns ihr Gold in lauter Scheidemünze zu zahlen, thatsächlich zu einem mehr aus dem Ganzen und Vollen schöpfenden Vortrage bewogen, ihr und der Kunst also mehr genützt, als wenn ich von „affectirt, pointirt, geziert" gesprochen hätte. Darauf besuchte sie mich, ziemlich reumüthig, und brachte es zu einzelnen ganz ausgezeichneten Leistungen. Ich hatte ihre Schwäche geschont, zu glauben, daß sie sich auf jene Weise einführen müsse, — ich nenne das angewandte Kritik. Wäre sie früher gekommen und hätte mir so vorgesungen, so hätte ich sie vielleicht gleich überzeugt und sie dadurch um drei Erfolge bereichert. Gewiß wird der Kritiker in einer Hauptstadt dazu keine Zeit haben, und ich reiße mich auch nicht nach solchem Zeitaufwand; die Frage ist aber nicht, ob es angeht, sondern ob es für eine gerechte Kritik von Nutzen sein kann. Manche Künstler legen ganz naturgemäß Werth darauf, sich dem Kritiker künstlerisch bekannt zu geben, was er natürlich nicht „beanspruchen" kann. Schaden kann es aber nicht.

Im Falle der durch Befangenheit erkennbar stark beeinträchtigten Leistung trete ich der Wahrheit auch nicht zu nahe, wenn ich ein Referat, ohne das Manco zu verschweigen, die Kritik über den Sänger überhaupt suspendire. Ein Bühnensänger auf einer ihm neuen Bühne singt unter Umständen dreimal unter seinem Vermögen, ehe er zu dessen voller Anwendung gelangt.

Der Besuch beim Kritiker kann auch auf den Künstler eine beruhigende Wirkung machen, zumal jeder ernste Kritiker als „scharf" oder bös geschildert zu werden pflegt. Der Künstler empfängt dann vielleicht den Eindruck, daß er mit seiner Leistung wenigstens nicht der Lust am Tadel, dem griesgrämigen oder hochfahrenden Absprechen begegnen werde, und dies ist gerade so viel, als er verlangen kann.

Seinerseits wird der erfahrene Kritiker natürlich weder der Arroganz noch der Devotion des Künstlers einen Einfluß einräumen, und die Liebenswürdigkeit, die dem „Gefürchteten" gilt, von der zu unterscheiden wissen, die ihm etwa als Menschen gälte; auf diese hat er zunächst über die Höflichkeit hinaus ja auch noch gar keinen Anspruch.

Wird die Liebenswürdigkeit eines Künstlers bei dem Besuch unter irgend einem Vorwande „handgreiflich", so ist Nichts dagegen, daß der Kritiker es auch werde. Mir ist es in zehn Jahren doch nicht öfter als ein Mal begegnet.

Diese Möglichkeit ist also kein Einwand gegen den Besuch. Wenn der Künstler die Thür zum incorrecten Verkehr nicht offen findet, wird er sie nicht einstoßen. Und offen finden kann er sie auch ohne Besuch. Dies nebenbei, denn wir sprachen ja vom achtungswerthen Kritiker.

Der Kritiker, der die Besuche der Künstler ausschließt, so weit sie ein erträgliches Maß des Zeitaufwandes nicht überschreiten, erweckt, wie gesagt, nur Verdacht gegen seine Menschlichkeit, ohne für seine Kritik dadurch zu gewinnen. In meinen Augen ist es bäurisch. Den Muth zu absoluter Kritik, wie der einmal von außerhalb kommende Künstler zu beanspruchen scheint, muß der Kritiker auch nach einer freundlichen Begegnung noch finden.

Und wie gesagt, die Oeffentlichkeit des Urtheils selbst, am lendemain der That, muß für das Ungünstige die Kritik zur angewandten Kritik machen.

Natürlich wird ein anständiger und der Feder mächtiger Kritiker niemals glücklicher sein, als wenn er im Wege der absoluten Kritik Hymnen schreiben, Lorbeerkränze ertheilen kann. Ich strebe in solchem Falle darnach, daß die Kritik selbst ein Kunstwerk und dadurch des großen Künstlers würdig werde.

Das ethische Ideal einer nicht in allen Theilen günstigen Kritik ist, daß sie für den Künstler wie für einen verständigen Freund geschrieben sei, abgesehen von dem, was sie für andere Leser mag enthalten müssen. Das gelingt freilich nicht immer, wenn der Schreibende den Künstler, insbesondere den am Orte wirkenden, als unverständig und feindlich kennt, also im Voraus weiß, daß der Liebe Müh' umsonst ist. Der Weiseste wäre, wer Alles so empfinden und beschreiben könnte, als

wäre es vor zehn Jahren geschehen, meint Schopenhauer. Aber vor zehn Jahren war man doch immer um zehn Jahre jünger, also vermuthlich weniger weise?

Capitel XV.

Resolute Kritik der Scheinkunst.

(Schluß.)

All' das hier Gesagte gilt aber endlich nur so lange, als man dem wirklichen Talent, der wahren, in letzter Instanz um ihrer selbst willen ausgeübten Kunst gegenüber ist, oder der Kunst, die es vergessen macht, daß sie nicht blos um ihrer selbst willen ausgeübt wird. Wo Beides fehlt, Technik und Talent (das zuletzt mit Ausdrucksfähigkeit identisch ist), da ist die Unmöglichkeit, sich hören zu lassen, alsbald gegeben, und wo es doch geschieht, übergeht man den Vorfall mit Stillschweigen, weil er des öffentlichen Interesses ermangelt. Aber auch wo einer blos durch die Technik seines Instrumentes zu glänzen vermag, ist der Begriff der Kunst auch nicht erfüllt, denn die für den Beschränktesten erlernbare Hälfte der Bedingungen, unter denen eine Kunstleistung zu Stande kommt, macht, wie glänzend sie auch bewältigt werde, doch nimmermehr im Ganzen eine wirkliche Kunstleistung aus. Der Vorgang dreht sich dann gleichfalls nur um das private Interesse, wieviel Applaus und wieviel Geld besonders der Betreffende einheimsen werde. Das öffentliche Kunst-Interesse erlischt damit auch, und das übrigbleibende öffentliche Interesse ist nur ein negatives, das der kritischen Abwehr, weil das Kunstinteresse in Anspruch genommen und ihm scheinbar genügt ward. Die Abwehr bestünde aber auch in diesen Fällen besser im Schweigen, — das wissen die Macher in Concertgeschäften dieser Art selbst am besten. „Schimpfen se, schimpfen se, aber schreiben se," diese Aeußerung eines Tastendreschers zu einem Recensenten, deren Ohrenzeuge ich war, ist durchaus typisch, und bedeutet, daß selbst die mit Recht scheltende Kritik noch Reclame für die Scheinkunst machen muß.

Da büßt denn auch der Besuch der Concertgeber bei dem Kritiker seine Bedeutung so weit ein, daß allenfalls die Vorbereitung des Kritikers auf das, was er dem Eindruck der Person nach von dem Concert zu erwarten habe, übrig bleibt. Denn diese Art Leute machen stets den Eindruck der Leere, der Beschränktheit, — der Fall ist dem der Häßlichkeit analog, es fällt die Steigerung des unangenehmen Eindrucks durch die Ueberraschung weg, außerdem in diesem Falle etwa die Ueberraschung durch den Contrast des Vortrages mit dem, was man im Concertsaal zu erwarten berechtigt ist, nämlich Musik, sofern Musik nicht blos „eine geordnete Verbindung von Tönen" ist, sondern die Kunst, durch geordnete Tonverbindungen menschliche Gefühle und Leidenschaften schön auszudrücken. Thatsächlich steht es mit der „Ordnung" der Tonverbindungen, mit ihrer inneren Ver-

bindung in einem seelenlosen Vortrage auch schlecht genug. Durch ein Phonogramm wäre das ohne Mikroskop festzustellen.

Der große Adolf Henselt sprach einmal gelassen zu mir aus: „Ich unterhalte mich mit einem Menschen fünf Minuten, dann weiß ich, ob er musikalisch ist.“ Nachfühlen kann ich ihm dieses Wort, wenn ich es mir auch nicht in seiner ganzen Kühnheit aneignen möchte. Dagegen im Concertsaal braucht ein musikalischer Musiker (leider bilden diese zwei Wörter keinen Pleonasmus) bei Weitem nicht fünf Minuten, sondern höchstens acht Tacte, um zu erkennen, wen er in einem Instrumentalsolisten vor sich hat. Diese Behauptung ist auch nur scheinbar extravagant, denn die ersten acht Tacte enthalten doch meist den Hauptgedanken eines Tonstückes, der dann variirt oder durchgeführt darin wiederkehrt. Typisch ist der Fall der Variationen: wenn Einer das Thema von ein- oder zweimal acht Tacten nichtssagend oder affectirt vorträgt — wie soll ich einen vielsagenden Vortrag von Variationen von ihm erwarten, namentlich wenn diese an sich vielsagend sind? Oder die ersten acht Tacte enthalten ein Vorspiel, — je phantasirender es gehalten ist, desto sicherer verräth sich Nüchternheit, Kälte, ungelenke Phantasie im Vortrage. Ich denke hierbei an ein so empfindliches längeres Préambule, wie das der schönen Rigoletto-Phantasie von Liszt. Was wird ein Nüchterner erst gar aus dem sanften Epilog daselbst vor der Schlußattacke machen? Und wer mir das kurze Vorspiel der Barcarolle von Chopin in der üblichen Zerlegung in je drei Achtel laut Notenbalken vorträgt — wie sollte ich auf seinen Vortrag des Ganzen neugierig sein? Ja, wer mit der kurzen, süßträumerisch einleitenden Zauberformel in Chopins As-dur-Nocturne seine Zuhörer nicht gefesselt, fascinirt hat, dem wird es schwerlich mit dem Ganzen gelingen. Kann ein Clavierspieler seinen Geschmack mit einem achttactigen Prélude von Chopin etwa nicht rettungslos compromittiren? Oder ist ein klingelnder Vortrag der ersten acht Tacte von Schumanns Phantasiestück „Abends“ oder seiner „Träumerei“ dazu nicht genug? Was soll ich dann bei größeren Aufgaben seines Programms in Bezug auf Ausdruck, also auch Talent dann noch von ihm erwarten? Aus dem Concert eines solchen Spielers sollte man nach spätestens zweimal fünf Minuten weggehen und darüber schweigen dürfen. Ich sagte schon, daß gerade die Clavierspieler unserer Tage in musikalischer Beziehung, ihre Technik mag so glänzend, unfehlbar und „kolossal“ sein, wie sie will, so unglaublich tief stehen, daß der Wunsch, endlich eine Ausnahme davon zu erleben, in unseren Concertsälen zehn Jahre lang vergeblich auf Erfüllung hoffen kann. Die Ursachen liegen in dem herrschenden Zustand der Vortragslehre in Verbindung mit der Natur des Instrumentes, auf dem der seelenvolle Vortrag mehr Hindernisse und das Glänzen mit seelenloser Technik mehr Gelegenheit zu blendenden Wirkungen findet, als auf jedem anderen, den Gesang natürlich eingerechnet, der vor unnatürlicher Phrasirung überdies durch den Worttext ohne Ver-

gleich mehr geschützt ist. Die einzige zugleich imponirende und interessante Erscheinung in den letzten Jahrzehnten war mir, von Liszt, Rubinstein, Bülow abgesehen, Moriz Rosenthal, obwohl er innerlich mit sich (1895) noch gar nicht fertig war. Aber hier entstand doch die Aussicht, daß seine jedes bisherige Maß des Könnens, auch das jener Drei, gigantisch übersteigende Technik einmal in den Dienst einer reichen und reifen Persönlichkeit treten werde — während jene anderen Nichts als trostlose Oede blicken ließen, mit einem lasciate ogni speranza.

Ich darf kaum hoffen, daß es verstanden werde, wenn ich von der Seelenqual, dem wirklichen, zuletzt auch körperlichen Leiden spreche, die es verursacht, bei den Morden am Genius der Werke eines Bach, Beethoven, Chopin, Schumann, Schubert stundenlang ausharren zu müssen und das Opfer jener Clavier-Cyklopen und -Megären zu sein, wenn sie ihr ganzes Effect-Recept auf jene geliebten, dem Musiker von früh auf an's Herz gewachsenen Werke anwenden, bis Nichts von ihnen übrig bleibt als eine marternde Fratze, die sie dem gläubigen Publicum für deren echtes Bild verkaufen, bis sie glücklich bei ihren eigenen Compositionen oder anderen Sächelchen angelangt sind, denen es Nichts schadet. Wer kennt dieses Recept nicht nachgerade? — Das weihevoll scheinen sollende Festnageln jeder Note einer getragenen Melodie, die brutalen Contraste zwischen falsch begrenzten ff. und pp., die den Hörer an der Nase führenden übermäßigen Schluß-rallentandi und desgleichen überlangen Triller, die geistreich sein sollenden unangebrachten accelerandi und allermodernsten Pedal-Spielereien!

Man spricht in Kritiken über manche obscuren Opernkräfte auch mehr und öfter, als es sich verlohnt; aber das bescheidenste Dienen mit redlichem Wollen und einigem Talent darf Einem doch lieber sein, als hier dieses seelenlose, eigennützige, hochmüthige Herrschenwollen, und aller falsche Ruhm.

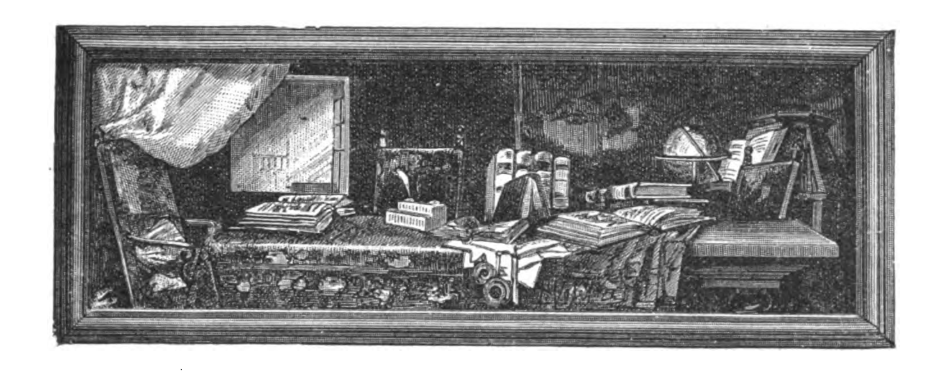
Auf jene Qualen aber am anderen Morgen mit Unwillen, mit Ironie und Sarkasmus zu reagiren, mit resoluter Kritik, die sachlich die Verwerfung jener Afterkunst motivirt, wie es in einer Tageszeitung (ohne Notenbeispiel) verständlich zu machen ist, das dünkt mich zuletzt eine natürliche und nothwendige Befreiung der Seele von dem, was ein musikalischer Kritiker im Zwange der Pflicht zu ertragen hat. Mich möge man auf eine einsame Insel verbannen, ich will es ein Jahr ohne Clavier, zwei ohne Bücher, und drei ohne Menschen aushalten, ohne daß Langeweile mir Etwas anhaben kann. Diese reisenden Handwerksburschen aber sollen Einen binnen fünf Minuten in die Zwangslangeweile versetzen dürfen, ohne daß sie auch nur Etwas davon zu erfahren bekämen?

Den Wahn, daß hinter Leistungen dieser Art eine künstlerische Persönlichkeit stehe, hat die Kritik das Recht, mit allen kritischen Mitteln zu zerstören: die absolute Kritik, die von jenen Erscheinungen meist sehr selbstbewußt beansprucht wird, wird dann eben zur resoluten, mag sie sich auch mit dem Publicum, das seine wohlbezahlte Sensation doch gehabt

hat, in Widerspruch setzen und den persönlich Betheiligten unangenehm sein. Dieser Fall aber fällt eigentlich außerhalb des Themas, durch das diese Schrift veranlaßt wurde, denn es betraf nicht die Besuche der Concertgeber bei den Recensenten, sondern die der Künstler bei den Kritikern.

Der Künstler aber komme zum Kritiker nicht als der Fürchtende zu seinem natürlichen Feinde, sondern als der Vertrauende zum Kunstverwandten und schlimmsten Falls „feindlichen — Freund"; er komme mit großem und freiem Sinn als der Verantwortliche zum nicht minder Verantwortlichen. Aug' in Auge sollen sie einmal über alles mögliche Künftige hinweg sich ritterlich die Hand reichen, der Mensch dem Menschen, und dann gehe Jeder ruhig an sein Werk.





Friedrich Ratzel.

Von

Ch. Achelis.

— Bremen. —

Schon in ziemlich frühen Jahren, da die Auen der Wissenschaft noch in all' dem Morgenschmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagsonne unseres Lebens so viel entzieht, kam mir oft der Gedanke, ob denn, da Alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen, seine Philosophie und Wissenschaft haben sollte? Alles erinnerte mich daran, Metaphysik und Moral, Physik und Naturgeschichte, die Religion endlich am meisten. Der Gott, der in der Natur Alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet, der danach das Wesen der Dinge, ihre Gestaltung und Verknüpfung, ihren Lauf und ihre Erhaltung eingerichtet hat, so daß vom großen Weltgebäude bis zum Staubkorn, von der Kraft, die Erde und Sonne hält, bis zum Faden eines Spinnengewebes nur eine Weisheit, Güte und Macht herrscht, Er, der auch im menschlichen Körper und in den Kräften der menschlichen Seele Alles so göttlich und wunderbar überdacht hat, daß, wenn wir dem Allweisen nur fernher nachzudenken wagen, wir uns in einen Abgrund seiner Gedanken verlieren, — wie, sprach ich zu mir, dieser Gott sollte in der Bestimmung und Einrichtung unseres Geschlechts im Ganzen von seiner Weisheit und Güte ablassen und hier keinen Plan haben? Genug, ich suchte nach einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, wo ich suchen konnte. Diese einleitenden Worte zu Herders bekanntem umfassenden Werk, über deren stark ausgeprägten theologischen Charakter es recht wohlfeil ist zu lächeln, enthalten unzweifelhaft das Programm für eine neue Perspective dessen, was bis dahin unter dem vieldeutigen Namen der Weltgeschichte

zusammengefaßt wurde; nur fehlte ihm allzusehr das wünschenswerthe empirische Material, um für diese weitausschauenden Untersuchungen überall das erforderliche Fundament abzugeben. Das konnte erst unser durch naturwissenschaftliche Induction im weitesten Sinne berühmtes Jahrhundert liefern, und gerade in dieser Verbindung des rein geographisch-ethnographischen Moments mit dem geschichtlich-psychologischen Ausblick sehen wir das wesentliche Verdienst desjenigen Mannes, dessen Charakteristik diese Skizze gewidmet ist, Friedrich Ratzel in Leipzig.

Schon früh regte sich in dem Knaben die Neigung zur Natur, ihrem gewaltigen Leben und Schaffen; gefördert wurde diese Anlage durch einen vierjährigen Aufenthalt in Lichtersheim bei Langenbrücken, einer kleinen badischen Ortschaft, den der am 30. August 1844 in Karlsruhe geborene angehende Naturforscher dort als Apothekerlehrling über sich ergehen lassen mußte und zwar vom fünfzehnten bis achtzehnten Jahre. Die dortige Gegend zeichnet sich nämlich durch mannigfaltige geologische Vorzüge aus, besonders durch eigenartige Reste der Jura- und Keuperformationen. Im Frühjahr 1866 bezog der junge Forscher das Polytechnikum in seiner Heimat, dann im Herbst desselben Jahres die Universität Heidelberg, wo er im Jahre 1868 mit einer Dissertation über Oligochaeten promovirte. Außer Geologie, Paläontologie und Zoologie — eine Zeit lang bevorzugte Disciplinen — wurde auch die Geographie in den Bereich der Studien gezogen, und dafür wurde entscheidend die längere Verbindung, welche Ratzel in den Jahren 1869—75 mit der Kölnischen Zeitung unterhielt, der er als wissenschaftlicher und vorübergehend auch als politischer Mitarbeiter diente. In ihrem Auftrage unternahm er Reisen nach Siebenbürgen, Ungarn, Sicilien, Nordamerika, Mexico und Cuba. 1870 unterbrach der deutsch-französische Krieg, wenigstens zeitweilig, diese Thätigkeit, der junge Kriegsfreiwillige trat als Musketier in das 5. badische Infanterie-Regiment ein und wurde im November bei Auxonne schwer am Kopf verwundet. Nach dem Kriege verbrachte er den Sommer und Herbst in Siebenbürgen und Ungarn und entwarf in der Kölnischen Zeitung freimüthige Schilderungen der Lage der dortigen Deutschen, die es ihm schwer machten, über ungarische Verhältnisse weiter zu korrespondieren. Er kehrte im Winter 1871/72 nach München zurück, und hier verband ihn eine innige Freundschaft, wie das sympathische Verhältniß eines Sohnes zum Vater, mit Professor Moritz Wagner, dem bekannten Begründer der Migrationstheorie der Organismen. Außerdem fand er dort seinen Karlsruher Lehrer Zittel wieder, von dem er in freundschaftlichem Verkehr zahllose Anregungen empfing. Wir können hier unseren Gewährsmann selbst sprechen lassen, der in der Vorrede zum ersten Bande seiner Anthropogeographie sich über diesen wichtigen Wendepunkt seines Lebens so ausläßt: „Das Gefühl des Dankes, mit welchem ich auf ein Leben zu blicken habe, das der gemüthlichen Theilnahme und der geistigen Anregung lieber Freunde vom Knabenalter an mehr zu ver-

danken scheint als seiner eigenen, zwar ziemlich unverdrossenen, aber wohl nicht immer klug bedachten Thätigkeit, steigert sich im Gedanken daran, was Ihre Freundschaft mir ist, zu der Ueberzeugung, einen guten Theil meines besseren Selbst Ihnen zu schulden. Seit den unvergeßlichen Decembertagen 1871, an welchen ich, der schiffbrüchig an hohen Hoffnungen damals in diesen guten Hafen München einlief, das Glück hatte, Ihnen näher zu treten, habe ich fast jeden Plan mit Ihnen durchsprechen, fast jeden Gedanken mit Ihnen austauschen dürfen, und ich kann geradezu sagen, daß ich seitdem, was die geistigen und gemüthlichen Interessen betrifft, mein Leben nicht allein zu führen brauchte. Wie viel liegt in solchem Bekenntniß! Wie glücklich ist der zu schätzen, der es aussprechen darf, und wie dankbar sollte er sein! Ich glaube wohl die Größe dieser Dankesschuld voll zu empfinden, und würde doch, weil ich Ihren aller Ostentation abgeneigten Sinn kenne, nicht gewagt haben, dieser Empfindung öffentlichen Ausdruck zu geben, wenn nicht dieses Werkchen, dem ich ohne Ihr Wissen Ihren Namen vorzusetzen mir erlaube, in so hervorragendem Maße auf Ihre Anregungen zurückführte, und wenn ich nicht glaubte, die Pflicht an meinem Theile erfüllen zu sollen, welche die Welt Ihnen für den fruchtbaren Gedanken der Migrationstheorie schuldet. Die Wurzeln dieses Buches reichen nämlich bis in jene Zeit zurück, wo Ihre Migrationstheorie der Organismen mich mächtig anregte, und einzelne Ausarbeitungen und Gedanken, die in demselben ihre Stelle, bezw. ihre Entwickelung gefunden haben, stammen aus den Jahren 1872 und 1873, in denen es mir vergönnt war, mit Ihnen bereits die Anwendung Ihrer Theorie auf die Erscheinungen des Völkerlebens zu erwägen. Damals lernte ich zuerst in der Auffassung der Geschichte als einer großen Summe von Bewegungen die Möglichkeit jener fruchtbaren Vertiefung des viel besprochenen, aber wenig geförderten Problems der Rückwirkung des Schauplatzes auf die Geschichte ahnen." Dies war somit der natürliche Ausgangspunkt der anthropo-geographischen und ethnologischen Studien, denen 1882 die Anthropo-Geographie und 1868—88 die dreibändige Völkerkunde entsprang. Von den übrigen Werken erwähnen wir: Sein und Werden der organischen Welt, Wandertage eines Naturforschers, Vorgeschichte des europäischen Menschen, Städte- und Culturbilder aus Nordamerika, Die vereinigten Staaten von Nordamerika, Aus Mexico, Reiseskizzen aus den Jahren 1874 und 75. Endlich fügen wir noch hinzu, daß Ratzel 1876 Professor der Geographie am Polytechnikum in München wurde, welches Amt er im Jahre 1886 mit der gleichen Stellung an der Universität in Leipzig vertauschte.

Ein vielberufener Ausspruch Ciceros verherrlicht Sokrates als denjenigen genialen Forscher, der erst die Wissenschaft auf Erden heimisch gemacht habe, indem er ihr den Menschen als nächstes wichtigstes Object bestimmte. Aber selbst noch ein Blick in Kants oder J. H. Fichtes Anthropologie

lehrt, wie wenig das gemeinsame Thema der Untersuchung mit den Normen übereinstimmt, welche die moderne Völkerkunde uns für die Betrachtung an die Hand giebt. Es ist nicht nur die mit Recht beklagte Verschiedenheit der Methoden, welche dabei in Betracht kommt, sondern vor Allem der völlig entgegengesetzte Ausgangspunkt der Forschung; dort der einzelne Mensch als physisches, vielmehr aber als psychisches Wesen, hier die Menschheit in den einzelnen Rassen, ein ungeheuerer Complex der mannigfaltigsten Erscheinungen, aus denen vielleicht eine sehr behutsame Forschung die typischen Züge des Allgemein-Menschlichen zusammensetzen und zu einer bindenden Formel vereinigen kann; dort in der Hauptsache Deduction, scharfe logische Begriffsentwickelung, hier vor Allem strenge Induction, möglichst umfassende Materialsammlung, kritische Analyse des Stoffes und vorsichtige Combination gleichartiger Momente. Will die Völkerkunde daher nicht der unberechtigten, wenn auch öfter übertriebenen Verachtung anheimfallen, welche die Philosophie der Geschichte in unserem exacten Zeitalter betroffen hat, so versteht es sich von selbst, daß sie ihre erste Aufmerksamkeit jener so wichtigen Fundamentirung des Baues zuwendet. An die Spitze der Betrachtung stellt in diesem Sinne Ratzel den Satz: Die Menschheit, wie sie heute lebt, in allen ihren Theilen kennen zu lehren, ist die Aufgabe der Völkerkunde. Da man aber lange gewöhnt ist, nur die fortgeschrittenen Völker, die die höchste Cultur tragen, eingehend zu betrachten, so daß sie uns fast allein die Menschheit darstellen, die Weltgeschichte wirken, erblüht der Völkerkunde die Pflicht, sich um so treuer der vernachlässigten tieferen Schichten der Menschheit anzunehmen. Außerdem muß hierzu auch der Wunsch drängen, diesen Begriff Menschheit nicht blos oberflächlich zu nehmen, so wie er sich im Schatten der Alles überragenden Culturvölker ausgebildet hat, sondern eben in diesen tieferen Schichten die Durchgangspunkte zu finden, die zu den heutigen höheren Entwickelungen geführt haben. Die Völkerkunde soll uns nicht blos das Sein, sondern auch das Werden der Menschheit vermitteln, soweit es in ihrer inneren Mannigfaltigkeit Spuren hinterlassen hat. Nur so werden wir die Einheit und Fülle der Menschheit festhalten (Völkerk. I, 3). Man braucht hierbei noch gar nicht einmal an das Mißgebilde der „Weltgeschichte" zu denken, gegen welches schon Voltaire in seinem Essai sur les moeurs et l'esprit des nations die Pfeile seines giftigen Spottes richtete, als er sagte: le but de cet travail n'est pas de savoir en quelle année un prince indigne d'être connu succéda à un prince barbare chez uue nation grossière. Si l'on pouvait avoir le malheur mettre dans sa tête la suite chronologique de toutes les dynasties, on ne saurait que des mots. Aber der eigentliche Trugschluß liegt darin, daß wir, noch von jeder weiteren geographischen Begründung der in Frage kommenden Probleme abgesehen, meist ganz unbedenklich die Weltgeschichte mit der Geschichte der Menschheit identificiren. Was

helfen alle noch so geistreichen Hypothesen und angeblichen allgemeinen Gesetze für die sociale Entwickelung, was die so rhetorisch gefärbte Behauptung von der Einheit des Menschengeschlechts und andere mehr oder minder zweifelhafte speculative Schlagworte mehr, wenn nicht jederzeit sich die Probe auf die Erfahrung machen läßt? Es würde somit in erster Linie, will man jenen umfassenden Rahmen der Menschheit im Ernst festhalten, darauf ankommen, rein räumlich ein genaues Bild der Verbreitung des Genus Homo sapiens und damit von der Bewohnbarkeit unserer Erde zu entwerfen, kurz die Verbreitung der Menschenrassen in der Oekumene, wie es unser Gewährsmann nennt, zu erfassen. Mit dieser Vorarbeit ist aber eine Fülle wichtiger Probleme in ihrer begrifflichen Sphäre näher bestimmt und ihrer Losung näher gebracht, so, um nur eine alte, vielumstrittene Streitfrage zu nennen, die Abhängigkeit des Menschen von der Natur und vom Klima. Wem die Menschheit in eine gewisse Anzahl von Rassen oder Völkergruppen auseinanderfällt (folgert Ratzel), die er sich vielleicht als von Anfang an getrennt denkt, der bedeckt die Erdtheile und Inseln mit den Farben, die er jeder Kategorie zugedacht hat, und betrachtet die Klüfte, die zwischen diesen Wohnsitzen gähnen, als einerlei Gattung und Werth, ob sie nun Volk von Volk oder die Menschheit von der Natur scheiden. Für ihn giebt es so wenig eine Karte der Menschheit, wie für Hegel, der vom Schauplatz der Weltgeschichte Afrika, Amerika und Australien ausschloß, es eine Geschichte der Menschheit gab. Wem aber die Menschheit als eine durch Lebensfäden alter oder neuer, kriegerischer oder friedlicher, geistiger oder stofflicher Beziehungen verbundene Gemeinschaft erscheint, der sieht in dem Raum, den diese Menschheit bewohnt, wie ungleich und lückenhaft sie über denselben zerstreut sei, den gemeinsamen Schauplatz dessen, was Geschichte im höchsten und umfassendsten Sinne genannt werden kann. Meere, die je von Schiffen durchschnitten, Wüsten, die je von Karawanen durchschritten wurden, faßt er in die Grenzen der Menschheit mit ein, und wenn er die Oekumene als einen Gürtel bestimmt, welcher die heiße Zone und die größere Hälfte der beiden gemäßigten und dazu einen Theil der nördlichen kalten Zone umfaßt und die Quadratmeilenzahl zu etwa 75 000 000 angiebt, d. i. gegen 5/6 der Erdoberfläche, so hat er das gethan, was, erstaunlich ist es zu sagen, die historischen Geographen bis heute vermieden haben. Er hat den Boden abgesteckt und ausgemessen, auf welchem die Menschheitsgeschichte sich abspielt, und hat zugleich die geographische Form des belebten, über alle Lücken zusammenhängenden Ganzen gezeichnet, welches wir Menschheit nennen. (Anthropog. II, 4).

Gerade die hierin getadelte Verkennung des geographischen Moments in der geschichtlichen Betrachtung hat nicht zum wenigsten die Zerfahrenheit und kritische Unsicherheit der Untersuchung befördert, an welcher vielfach noch heutigestags die Darstellung solcher Grenzfragen leidet. Diese immanente Wechselrichtung aber beider Gebiete wird auch nach der anderen

Seite ihre guten Früchte tragen; das, was früher der Völkerkunde ausschließlich zugemessen und von dem vornehmen Areal der „Weltgeschichte" ausgeschlossen wurde, die Entwicklung solcher Culturvölker, wie die der Mexicaner, Malayen, Peruaner, Japaner — von den Chinesen noch ganz zu schweigen — kann schwerlich auf die Dauer einer umfassenden Bildungsgeschichte des Menschengeschlechts erspart bleiben. Man mag noch so hoch von dem Geistesreichthum und der Energie der sogenannten kaukasischen Rasse denken, welche schon Prichard zu der bekannten, auch neuerdings durch Vierkandt (Natur- und Culturvölker, Leipzig 1897) acceptirten Unterscheidung der activen und passiven Rassen veranlaßte, — ein tiefer, psychologischer, psychogenetischer Einblick in das Wachsthum des ganzen geistigen Lebens auf Erden überhaupt läßt sich nie auf Grund eines lückenhaften Ausschnittes dieses Bildes gewinnen. Es ist deshalb auch kein Zufall, wenn schon jetzt in die Urgeschichte und in die verschlungenen Wanderzüge der nach festem Wohnsitze suchenden Völker, resp. in die Colonisationen die geographische Perspective ihr klärendes Licht hineinsendet, — und das gilt, wie leicht begreiflich, nicht minder für die interessanten, wenn ja auch immer noch unsicheren linguistischen Schlüsse über die Urheimat einzelner Rassen. So führt die streng geographische Forschung, die unentwegt räumlichen Grenzbestimmungen folgt, in unmittelbarer Verbindung mit der geschichtlichen, die verschiedenen Wechselfälle, Collisionen, Vermischungen und Zersetzungen der einzelnen Völker verfolgenden Betrachtung zu der Anthropo-Geographie, die Ratzel so bestimmt: Rein begrifflich gefaßt ist der Mensch Gegenstand der Erdkunde, insoweit er von den räumlichen Verhältnissen der Erde abhängt oder beeinflußt wird. So wie die Thier- und Pflanzenkunde durch die Lehre von der geographischen Verbreitung der Thiere und Pflanzen zu uns herüberreichen, so thut es die Gesammtwissenschaft vom Menschen durch die Lehre von der geographischen Verbreitung des Menschen. Aber dieser Wissenschaftszweig, welchen wir nach Analogie der Thier- oder Pflanzengeographie Anthropo-Geographie nennen, ist in demselben Maße tiefer und umfassender, als die Menschheit mehr Seiten, sowie schwierigere und folgenreichere Probleme unserer Forschung darbietet. Aber die Menschheit ist einmal zahlreicher und in wechselnderen Formen des Einzel- oder Zusammenlebens auf der Erde zu finden, so daß allein schon ihre Dichtigkeit, ihr mehr oder minder ständiges Wohnen, das Aneinandergrenzen, Verschieben, Durchsetzen der Völker, kurz die ganze Bevölkerungsstatistik, Art, Größe, Zahl und Lage ihrer Wohnstätten eine Fülle neuer Probleme bieten. Sie ist ferner vielseitiger, beweglicher als alle anderen Organismen, so daß wir auch eine Fülle von Land- und Seewegen zu betrachten haben, die ein dichtes Netz um die Erde schlingen. Dann bietet die Geschichte ihrer Ausbreitung über die Erde und ihrer Heimischmachung auf derselben, sei es durch Völkerwanderungen, Handelszüge oder Forschungs-Expeditionen einen wichtigen, wesentlich geographischen Theil der allgemeinen

Geschichte. Wie folgenreich ist ferner die Thatsache, daß sie durch dauernde Werke die Erde sammt ihren Gewässern, Klima und Pflanzendecke verändert, bezw. bereichert, die eigene Beweglichkeit gewissen Pflanzen und Thieren mittheilt, die sie bewußt oder unbewußt über die ganze Erde hinführt, kurz in eingreifendster Weise das Antlitz der Erde verändert! Pflanzen und Thiere erfahren vielfältige Beeinflussungen durch die Gesammtheit der geographischen Verhältnisse an der Erdoberfläche, die der Körper des Menschen in demselben oder vielleicht höherem Maße erleidet; aber beim Menschen kommt das für äußere Eindrücke im höchsten Grade empfindliche Organ des Geistes hinzu, durch welches alle Erscheinungen der Natur in bald derb auffälliger, bald geheimnißvoll feiner Weise auf sein Wesen und seine Wandlungen wirken und zum Theil in demselben sich spiegeln. Ist es nöthig zu sagen, daß Religion, Wissenschaft, Dichtung zu einem großen Theil solche zurückgeworfene Spiegelungen der Natur im Geiste des Menschen sind? Die Erforschung dieser Wirkungen ist eines der größten Probleme der Anthropo-Geographie, die hier selbst mit der Psychologie sich berührt. Aber endlich bleibt die Untersuchung jener Einflüsse, welche der ganze Complex äußerer Daseinsbedingungen auf den Verlauf der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit übt und stets geübt hat, und deren längst anerkannte Wichtigkeit der Geographie schon früh die Aufgabe zuweisen ließ, erste Hilfswissenschaft der Geschichte zu sein. Ist dies nicht eine fast erschreckende Fülle von Erscheinungen und Problemen? Man kann angesichts solchen Reichthums der menschlichen Elemente in der Erdkunde kaum über die Versuche erstaunen, aus ihr eine ausschließlich anthropologische oder, wie man zu sagen pflegt, historische Wissenschaft zu machen, wie wenig gerechtfertigt dieselben auch in Wirklichkeit sich immer erweisen mögen. (Anthrop. I, 20.)

Es ist deshalb auch kein Zufall, wenn Ratzel im Ausgangspunkt seiner Untersuchung sich vielfach mit dem genialen, mit Unrecht verkannten C. Ritter berührt, dessen teleologische Richtung er mit Nachdruck gegen die Verkennung aus einem einseitigen mechanischen Gesichtspunkte in Schutz nimmt. Wesentlich ist für die ernste wissenschaftliche Forschung, daß überall und in erster Linie den Thatsachen, dem empirischen Material im weitesten Umfang Rechnung getragen wird und nicht metaphysische Postulate an den Anfang der Betrachtung treten, gerade hier suchte aber jener geistvolle Geograph die Herder'schen Anregungen zu verbessern, daß er die Behandlung des Problems von dem unfruchtbaren Boden einseitiger philosophischer Speculation auf die festere Grundlage inductiv-geographischer Analyse verlegte. Diese wünschenswerthe gegenseitige Durchdringung der Geographie und Geschichte, die letzten Endes erst zur planmäßigen Auffindung bestimmter Gesetze der Entwickelung anleitet, kann am einfachsten an einigen concreten Beispielen veranschaulicht werden. Wer kennt eine bessere und feinere Schilderung der griechischen Halbinsel und ihrer so hervorragend begabten Bewohner, als sie uns die Meisterhand von E. Curtius geboten,

der wirklich zwischen Land und Leuten eine durchgehende Harmonie zu finden wußte, trotzdem er beiläufig bemerkt: Die Geschichte eines Volkes ist nicht als ein Product der natürlichen Beschaffenheit seiner Wohnsitze zu betrachten. Und wie hier durch die Natur die individualisirte Zersplitterung gleichsam zur politischen Norm erhoben ist, so bei dem gewaltigen Rußland, wie das ebenfalls öfter schon ausgeführt ist, im Gegentheil die Tendenz zur Assimilirung aller verschiedenen ethnischen Elemente zu einer Nation, zu einem Staatsgebilde. Daß Portugal nur durch zufällige geschichtliche Wandelungen von seiner natürlichen physischen Einheit losgerissen ist, leuchtet ebenso von selbst ein, wie der Widersinn einer dauernden Zersetzung, welche sich die apenninische Halbinsel für Jahrhunderte gefallen lassen mußte. Noch schärfer springen die natürlichen Gegensätze der Berg- und Küstenvölker, der Steppen- und der Tiefebenen-Bewohner in die Augen. Die Ackerbauer, friedlichen Sinnes, auf verhältnißmäßig hoher Culturstufe, aber öfter träge im ererbten Wohlstand und kriegerischer Uebung entwöhnt, sind die geborenen Feinde der unruhigen, freiheitsliebenden, räuberischen Hirtenstämme, wie das noch heutigestags sich im Verhältniß des Chinesen zum Wüstenbewohner der Mongolei bekundet. Nicht nur im persischen Reich (sagt Ratzel) entsprach der Gegensatz zwischen Unterworfenen und Widerstrebenden fast durchaus dem zwischen Culturland und Wüste, sondern so waren auch in China, in Mesopotamien, in Aegypten die Grenzsteppen und ihre Völker der unüberwindbare Gegensatz zu aller stetigen Culturentwicklung. Man weiß, wie tiefe Spuren er in dem politischen Leben und den Geisteserzeugnissen dieser Völker hinterlassen hat. Die Geschichtsschreiber der iranischen Welt glauben, daß wenn man die geographischen Gegensätze der Länder und Völkerschaften innerhalb Persiens und seiner Provinzen in's Auge fasse, den unaufhörlichen Kampf der angesiedelten Bevölkerungen und der Bewohner der Steppe, den Kampf, welchen angebautes Land selbst mit der immer wieder vordringenden, wenn noch so oft zurückgeworfenen Wildniß der Wüste kämpft, daß dann die Ideen des Zend Avesta gleichsam wie autochthonisch und naturgemäß erscheinen. Man kann in einigen Beziehungen Auramazda geradezu als Gott des Ackerbaus auffassen, während Ahriman dessen guten Werken verderbliche Schöpfungen einer menschenfeindlichen Natur: Sturm, langdauernden Winter, tödtliche Fliegen und dergl. aus einem unerschöpflichen Füllhorn schädlicher Kräfte entgegenwirft. (Anthrop. I, 221). Dasselbe ist bekanntlich in Aegypten der Fall, wo dieser nämliche Gegensatz ebenfalls den entsprechenden religiösen Ausdruck in den feindlichen Gestalten des Osiris und Set gefunden hat. Im Einzelnen bedarf es aber hier, wie ausdrücklich hervorgehoben werden mag, einer sehr behutsamen und sorgfältigen Zergliederung des in Rede stehenden anthropogeographischen Problems in seine verschiedenen Factoren, wie das unser Gewährsmann auch an einem allgemeinen Schema versucht hat;

gerade bei der von Montesquieu und Condorcet aufgeworfenen und bei aller statistischen Materialbenutzung doch von Buckle nicht erheblich geförderten Streitfrage vom bestimmenden Einfluß des Klimas auf die Gesittung ist dies inductive Verfahren unumgänglich geboten.

Blicken wir nun auf das Gesammtbild der Menschheit, soweit es sich sowohl nach den prähistorischen, anthropologischen und culturgeschichtlichen Forschungen, als auch nach den specifisch ethnographischen Ermittelungen zusammenhängend überschauen läßt, so fallen uns neben einigen hervorspringenden Gegensätzen die mannigfachsten Abstufungen in der Gesittung in's Auge. Wir schweigen von dem gehässigen und nichts weniger wie vorurtheilsfreien Ausdruck: Wilde, aber es wird sich auch für uns hier eine genauere Bestimmung des Begriffes der Naturvölker schwerlich vermeiden lassen. Auch hier sollte man möglichst ethische und ästhetische Normen aus dem Spiel lassen und sich zunächst an den einfachen Thatbestand halten, der uns vor Allem lehrt (einem häufigen Dogmatismus und Rassendünkel gegenüber), in diesen Vertretern niederer Gesittung nicht von der Natur verwahrloste Sprößlinge des Menschengeschlechtes zu sehen. Immerhin ist es freilich bedeutsam, daß die Kaukasier (um den alten Blumenbach'schen Ausdruck zu gebrauchen) bis auf kleine, verschwindende Reste jene untere Staffel überwunden haben, und es möchte fraglich erscheinen, ob an dem Zurückbleiben auf primitiven Entwickelungsstufen in Afrika und Australien nur die Unzuverlässigkeit und der Mangel äußerer Hilfsquellen Schuld ist. Ihr genaueres Studium, namentlich in den letzten Decennien, läßt zweifellos ihre volle Zugehörigkeit zu der geistigen Einheit der Species Homo sapiens erscheinen, und es ist ein mehr wie kühnes Unterfangen, wenn man in einigen enragirt darwinistischen Kreisen geglaubt hat, in ihnen die langersehnten Mittelglieder zwischen Mensch und Thier entdecken zu können. Ratzel giebt folgende Erklärung: Culturlich bilden diese Völker eine Schicht unter uns, während sie nach natürlicher Bildung und Anlage zum Theil, soweit sich erkennen läßt, uns gleich, zum Theil uns nicht fern stehen. Aber diese Schilderung ist nicht so zu verstehen, daß sie die nächst niederen Entwickelungsstufen unter uns bildet, durch die wir selbst hindurchgehen mußten, sondern so, daß sie sich ebenso wohl aus stehen gebliebenen als zur Seite gedrängten und rückgeschrittenen Elementen ansammelt und aufbaut. Es ist also ein starker Kern positiver Eigenschaft in den Naturvölkern; darin liegt Werth und Vortheil ihres Studiums. Die negative Auffassung, die nur sieht, was ihnen im Vergleich zu uns fehlt, ist eine kurzsichtige Unterschätzung. (Völkerk. I, 22.) Ohne uns hier in einen weitläufigen Streit einzulassen, möchten wir freilich daran festhalten, daß jene niedere Bildungsschicht nur dann Sinn hat, wenn wir sie mit unserer eigenen höheren, jene Vorstufen hinter sich lassenden Entwickelung vergleichen; nur unter dieser biogenetischen Auffassung, wie sie ja für die gesammte Zoologie maßgebend geworden ist, lassen sich die überaus zahlreichen An-

klänge in Sage, Mythus, Religion, Recht, Sitte und Kunst zwischen denselben Gliedern dieser aufsteigenden Phase mit einander in Beziehung setzen. Aber wohl ist trotzdem Rückgang, Zersetzung, auch wohl Entlehnung aus anderen Culturkreisen möglich, bekanntlich stellt weder die „Weltgeschichte“ noch sonst irgend ein organischer Proceß eine lückenlose Reihe von sich gegenseitig bedingenden Fortschritten dar. Sehr wichtig ist in diesem Schema sodann die Stellung und Bedeutung der Halbculturvölker, schon allein um deß willen, weil wir dadurch daran erinnert werden, daß wir es im Völkerleben, wie überall, mit unendlich fein abgestuften Schattirungen zu thun haben, nicht mit haarscharf abgegrenzten Gegensätzen. Legt man Kunst und Wissenschaft als die maßgebenden Kriterien an, so mag freilich der Umstand einen Fingerzeig enthalten, daß erst die strenge Entwickelung des systematischen Denkens den vollen Gehalt höchster Cultur repräsentirt. Aber so sehr dieser Maßstab für viele Fälle passen mag, so ist er doch schlechterdings nicht überall anwendbar; die wunderbar feine, intellectuelle Gliederung und der dialektische Scharfsinn der Griechen, jener Erfinder der Wissenschaft für das Abendland, wie man sie geradezu nennen kann, und die genialen und tiefsinnigen Leistungen der Inder protestiren gegen ein solches Schema. Es sind doch offenbar noch andere, tiefere Gründe, welche hier mit im Spiele sind, vor Allem ethische, welche das Niveau der ganzen Weltanschauung mitbetreffen. Was endlich die thatsächliche Entwickelung der Civilisation auf Erden anlangt, so kann man je nach den klimatischen Bedingungen bestimmte Culturzonen von einander unterscheiden, deren fruchtbarste und erfolgreichste in der gemäßigten Zone zu suchen ist, wofür, wie unser Gewährsmann ausführt, nicht blos eine Gruppe von Thatsachen spricht. Die wichtigsten, organisch zusammenhängendsten, in ihrem Zusammenhang und durch ihn am stetigsten sich fortbildenden, nach Außen anregendsten, geschichtlichen Entwickelungen der letzten drei Jahrtausende gehören dieser Zone an. Daß nicht zufällig das Herz der alten Geschichte in dieser Zone am Mittelmeer schlug, lehrt sehr deutlich das Verharren der wirksamsten geschichtlichen Entwickelungen in der gemäßigten Zone auch nach der Erweiterung des Gesichtskreises über Europa hinaus, ja selbst nach der Verpflanzung der euroräischen Cultur nach jenen neuen Welten, die sich in Amerika, Afrika und Australien aufthaten. Zwar flechten sich unendlich viele Fäden in dieses große Gewebe hinein; aber da Alles, was die Völker schaffen, am Ende auf dem Thun des Einzelnen beruht, so ist zweifellos das Folgenreichste davon einmal die Zusammendrängung einer möglichst großen Zahl möglichst leistungsfähiger Individuen in der gemäßigten Zone und dann die Aneinanderreihung und Zusammenfassung der einzelnen Culturgebiete in einen Culturgürtel, wo der Verkehr, der Austausch, die Mehrung und Befestigung der Elemente des Culturschatzes die günstigsten Bedingungen finden, wo mit anderen Worten die Erhaltung und die Fortentwickelung der Cultur auf der größten geographischen Grund-

lage ihre Thätigkeit entfalten können. (Völkerk. I, 26.) Daß bei aller natürlichen Bevorzugung und der ebenso entschiedenen geistigen Anlage hier der wunderbaren Technik unserer Zeit ein wesentliches Verdienst zugefallen ist, die es versteht, Raum und Zeit auf ein Minimum zurückzuführen, daß nur dadurch der anscheinend unaufhaltsame Siegeszug der arischen Cultur über den Erdball möglich geworden ist (freilich steht die verhängnißvolle Probe mit China noch aus), bedarf wohl keiner weiteren Erörterung. Bedeutungsvoll ist endlich die Thatsache, daß die meisten Völkerwanderungen, von denen die Geschichte weiß, von kälteren in wärmere Gegenden stattgefunden haben (die dorische, arische, germanisch-slavische, aztekische u. s. w.) und somit eine gewisse äquatoriale Tendenz zeigen.

Eines der düstersten Capitel der Culturgeschichte und Völkerkunde füllt der Bericht über den Untergang der Naturvölker, die von dem Pesthauch der Civilisation, wie man meist sich ausdrückt, angesteckt werden und rettungslosem Verderben anheimfallen. Die Brutalitäten und Massenmorde, welche sich die Vertreter europäischer Gesittung gegenüber harmlosen Kindern des Naturzustandes erlaubt haben, und die leider noch bis in unser Jahrhundert hineinreichen, sollen durchaus nicht beschönigt werden, und es genügt allein wohl der Hinweis auf die stark rhetorisch geführte Verdammung dieser Ruchlosigkeiten seitens Peschels, um dieser traurigen Thatsache gerecht zu werden. Aber gerade dieser Schriftsteller hat dabei auch auf ein sehr wirksames Motiv die Aufmerksamkeit gelenkt, welches gewöhnlich viel zu wenig beachtet wird, nämlich ein eigenthümlicher, tief eingewurzelter Lebensüberdruß, den z. B. der bekannte Jesuitenpater Dobrizoffer bei seinen Abiponen beobachten konnte. Zu dieser verhängnißvollen Depression, die sich in zahlreichen Selbstmorden bekundete*), treten aber noch mancherlei anderseitige Beweggründe, um das düstere Gemälde zu vollenden, das Ratzel treffend: die Pathologie der Weltgeschichte nennt. Schon physiologische Ursachen wirken mit; denn entgegen der gewöhnlichen sentimental angekränkelten Meinung schwelgen die Naturvölker durchaus nicht in einem unerschöpflichen Fond unwiderstehlicher Gesundheit, sondern sie sind umgekehrt viel schneller empfänglich für verheerende Seuchen und erliegen auch rascher deren Angriffen, als wir; dazu kommt die sociale Lockerung durch unaufhörliche Fehden, das völlig incommensurable Conto, das man der gewohnheitsgemäßen Geringschätzung des menschlichen Lebens als solchen zu danken hat, Kindesmord, Menschenopfer, Anthropophagie und endlich die blutige Geißel des Menschenthums, die Kriegsfurie. Zusammenfassend stellt der erfahrene Reisende diesen Zersetzungsproceß so dar: Die Berührung mit den Europäern hat dieses Sterben beschleunigt, aber es

*) Dahin gehören auch die Wahnsinnsepidemien, Veitstanz-Anfälle 2c., von denen Indianerdöfer heimgesucht und entvölkert werden.

liegen Anzeichen vor, daß dasselbe auch früher vorkam. Fragt man nach den Ursachen dieses tief in die Geschichte der Menschheit einschneidenden Verhältnisses, so muß gesagt werden, daß Völker niederer Culturstufe auf einer durchaus ungesunden Basis stehen. Sie stehen körperlich und moralisch hinter den Culturvölkern zurück. Sie gehen sorglos und grausam mit Menschenleben um, deren Zunahme ihnen oft gefährlich, bedrückend zu sein scheint. Sie theilen daher nicht unsere Begriffe vom Werth des Lebens. Krankheit, ungesundes Leben in Kleidung, Hütte und Nahrung, Kindesmord, Ertödtung des Werdenden im Keime, unnatürliche Laster, Polygamie, Hungersnoth und Wassermangel, Krieg, Menschenraub und endlich Cannibalismus bilden einen Complex von Thatsachen, die alle der Vermehrung der Bevölkerung entgegen wirken. Was aber sich nicht vermehrt, wird zurückgedrängt, da andere Völker, welche wachsen, den Platz einzunehmen streben, welchen jene schwächeren nicht auszufüllen im Stande sind. (Anthrop. II, 395).

Die Einheit des Menschengeschlechts, welche die Völkerkunde trotz aller mannigfaltigen Abstufungen und selbst anscheinend unzerstörbarer Rassengegensätze unentwegt festhalten muß, regt uns aber zum Schluß noch zur Erörterung eines vielbesprochenen Problems an, das selbst außerhalb der Kreise der eigentlichen Fachgenossen viel Staub aufgewirbelt hat, nämlich der Streitfrage, ob wir bei Bräuchen, Sitten, Gewohnheiten, Anschauungen und Ideen jedes Mal Uebertragung und Entlehnung oder umgekehrt selbstständige Entstehung anzunehmen haben. Ratzel steht mehr auf dem ersten Standpunkt, obwohl er doch nicht umhin kann, zu gestehen: In der stillen Schneehütte der Hyperboreer erklingt dieselbe Sage, zu der im tropischen Stillen Ocean auf einer einsamen Koralleninsel die Palmenkronen rauschen. Die Tätowirung des Kinnes mit einigen geraden Linien, die senkrecht parallel ziehen, kommt am Behringsmeer und in Patagonien vor. Nicht nur die Steinwaffen an sich gleichen einander, die man an der Ostsee und am Stillen Ocean findet, dieselben werden im gleichen Gedanken als Donnerkeile gedeutet in Attika und auf Celebes, am Orinoko und in Schwaben (Anthrop. II, 692). Und Angesichts dieser überraschenden Gleichartigkeit menschlichen Geisteslebens wird geradezu ein Gemeinbesitz der Menschheit entworfen, ein gleichsam unveräußerliches Inventar an technischen, socialen, politischen, mythologischen, ethischen und künstlerischen Ideen. Dennoch opponirt unser Kritiker scharf gegen jene andere, wesentlich von Bastian und seinen Anhängern vertretene Lehre des Völkergedankens, welche letzten Endes auf die bekannte socialpsychische Perspective zurückführt. Wenn Stäbchenpanzer (heißt es hier u. A.) im Tschuktschenlande, auf den Aleuten, in Japan und in Polynesien gleichsam durch eine generatio aequivoca des menschlichen Intellekts in's Dasein treten, so genügt die Untersuchung eines einzigen Falles dieser Art, um alle anderen zu verstehen. Dann ist es mehr der Geist des Menschen, als die Erzeug-

nisse dieses Geistes, welche die Ethnographie interessiren; dann hat es geringen Werth, die geographische Verbreitung irgend eines ethnographischen Gegenstandes sorgsam zu untersuchen, und die Völkerkunde kann der Hilfe der Erdkunde entbehren. Wir können hier begreiflicher Weise nicht in eine weitläufige Polemik eintreten*), sondern begnügen uns mit der ganz allgemeinen Bemerkung, das uns jener scheinbar so unversöhnliche methodische Gegensatz sehr übertrieben zu sein scheint. Stellt sich irgend eine auffällige Uebereinstimmung in Sitte, Brauch und Glauben zwischen zwei durchaus stammfremden Völkerschaften heraus, so ergiebt sich dadurch freilich durchaus noch nicht sofort die Giltigkeit jener etwas spöttisch als generatio aequivoca bezeichneten Theorie, sondern es bedarf vorerst einer sorgfältigen rein geographisch-topographischen Erforschung des bezüglichen Verbreitungsbezirkes. Gelangen wir aber hier zu keinen unanfechtbaren, objectiv beweiskräftigen Ergebnissen, so bleibt eben nichts Anderes übrig, als zu jener Annahme zu greifen, daß sich das Denkvermögen aller Menschenstämme, wie Peschel sich ausdrückt, bis auf seine seltsamsten Sprünge und Verirrungen gleicht. Ganz besonders die vergleichende Rechtswissenschaft, sowie die sich neuerdings entwickelnde vergleichende Mythologie auf ethnologischer Basis haben in dieser Beziehung die vorzüglichsten Beweise geliefert; hier kann für eine unbefangene Auffassung, die sich nicht von vornherein gegen die logische Möglichkeit einer anderen Entstehung verschließt, in der That keine andere Erklärung aufkommen. Daß aber gerade diese förmliche Sucht, jedes Mal einen wirklich historisch-geographischen Weg für die angebliche Entlehnung finden zu wollen, schließlich nur zu handgreiflichen Absurditäten führt, liegt nur zu nahe und ist auch von Ratzel selbst zugestanden.

Soll die Völkerkunde den mißgestalteten Begriff der bisherigen Weltgeschichte in seiner vollen Tragweite realisiren, so bedarf es der unausgesetzten Mithilfe verschiedenartiger Disciplinen. Daß dazu Geographie und Ethnographie in erster Linie gehören, bedarf wohl kaum ausdrücklicher Betonung; auch andere naturwissenschaftliche Untersuchungen gehören in diesen weiten Rahmen mithinein — so würden für das so wichtige Moment des Klimas meteorologische und geologische Forschungen schwerlich zu entbehren sein, für die bedeutungsvolle Frage der Rassenabwandelung und Anpassung des Menschen in seine Umgebung ebenso wenig anatomische und zoologische Studien. Dazu kommen dann noch die eigentlichen historischen und linguistischen Wissenschaften und endlich als Krone des Ganzen die Beherrschung psychologischer Principien — fürwahr eine ungewöhnlich reiche Rüstkammer des Wissens. Es liegt nun in der Natur der Dinge, daß individuelle

*) Es mag deshalb gestattet sein, auf das Werk des Verfassers zu verweisen: Moderne Völkerkunde, deren Entwickelung und Aufgaben, Stuttgart, Enke 1896, besonders S. 266 ff.

Anlage und Neigung einen oder den anderen Zweig an diesem ästereichen Baume der einen umfassenden Wissenschaft bevorzugt, und das trifft bei Ratzel in Bezug auf die vorzügliche Fundamentirung ethnologischer Probleme auf geographisch-ethnographische Documente zu. So schreibt er im Hinblick auf die vielfach recht mühselige Sammlung des concreten Materials in der Vorrede zum zweiten Bande seiner Ethnographie: Den Gewinn dieser Arbeit fand ich in der Erkenntniß, daß es für die Ethnographie zwei Wege wissenschaftlicher Ausgestaltung gebe, auf deren einen die psychologische Methode führt, während der andere nur der Weg der Geographie sein kann. Am deutlichsten drückt wohl die Abgrenzung des anthropogeographischen Forschungsgebietes in der Ethnographie den Gegensatz von psychologischen und anthropogeographischen Thatsachen aus; denn in der letzteren tritt uns die Wanderung fertiger Gedanken und Werke, in der ersteren ihre Neuentstehung entgegen, und jene bedeutet eine Verbindung mit den Orten und Räumen, während diese die Verbindung mit der Seele des Menschen sucht. Aber durchweg tritt doch auch eine völlige Vertrautheit mit philosophischen und insbesondere psychologischen Theorien hervor, wie das ja auch bei einem so umfassenden Forscher kaum anders zu erwarten ist, namentlich folgt Ratzel öfter Anregungen des großen Begründers der modernen Sociologie, A. Comte, ohne dessen Einseitigkeiten zu theilen. Namentlich verdient es hervorgehoben zu werden, daß die verhängnißvolle Verknüpfung sociologischer Principien mit darwinistischen Hypothesen erst jedesmal einer besonderen kritischen Prüfung auf die inductive Haltbarkeit unterzogen wird, ehe die Zustimmung erfolgt. Auch hier kann erst eine umfassende Vergleichung des empirischen Materials die letzte endgiltige Entscheidung an die Hand geben. Wer eines verläßlichen, vorurtheilsfreien Führers für das weite Gebiet des Völkerlebens bedarf, dem können wir nur mit bestem Gewissen rathen, sich unter diese Obhut zu begeben, und zwar umso mehr, als sich die Darstellung durch einen ansprechenden und allgemein verständlichen Ton auszeichnet.





Feige?

Von

J. Hutten.

— Tilsit. —

Die spartanischen Mütter prägten ihren zur Schlacht ziehenden Söhnen ein, sie dürften nur mit dem Schilde oder auf ihm heimkehren. Wehe dem Spartaner, der nicht seine Wunden vorn auf der Brust gehabt hätte" — las der Knabe.

„Verstehst Du das?"

„Ja, Mutter."

Der eigenthümlich gepreßte Ton der Antwort veranlaßte die Frau aufzusehen, und nach einem prüfenden Blick in das blasse Gesicht des Knaben sagte sie hastig: „Laß jetzt das Lesen, Heinz, Du bist mit Deinen Schularbeiten fertig, könntest zu Deinen Kameraden hinauslaufen."

Ohne Etwas zu erwidern, erhob er sich, legte das Buch aus der Hand und verabschiedete sich von der Mutter. Aber er sprang nicht hinaus, wie andere Knaben es wohl gethan hätten, er ging langsam, müde, die schmale Gestalt ein wenig vornübergeneigt.

Mit einem Seufzer blickte ihm die Mutter nach. Warum konnte er nicht sein wie seine Brüder, die frisch und derb ihren Weg gegangen waren, warum mußte dieser Jüngste das grüblerische Wesen seines Vaters geerbt haben? Frau Günther hatte ihren Mann, der Dorfschullehrer gewesen, aufrichtig geliebt und nach seinem Tode aufrichtig betrauert, aber sie hatte doch nie so recht gewußt, wie sie mit seiner sinnigen Natur, seiner zarten Gesundheit umzugehen habe, und mit allem ehrlichen Willen ihrer kräftigen Seele vermochte sie auch nicht sich in diesen Sohn hineinzuversetzen, der seinem Vater nachzuarten schien. Aber sie bewunderte ihn, war stolz auf seinen Trieb zur Gelehrsamkeit und das Lob, welches ihm der Lehrer spendete.

Als draußen die milde Sommerluft in des Knaben Gesicht wehte, hellten sich seine Blicke auf, beschleunigte sich sein Schritt. Er hatte ein ganzes Stück Weges bis zum Anger, auf dem die Jugend ihre Spiele zu treiben pflegte, denn das Dorf lag langgestreckt da, und das Häuschen seiner Mutter war das vorletzte nach der einen Richtung hin. Mit lautem Zuruf wurde er empfangen, als er in den Gesichtskreis seiner Kameraden trat, aber sie wurden ungeduldig, da er nicht schnell genug ihnen entgegenkam.

„Flink, Heinz, wir wollen Etwas unternehmen."

„Kriech doch nicht wie eine lahme Laus."

„So ein Schulmeisterjunge."

Aber all diese Zurufe klangen gutmüthig, und wenn auch bei dem letzten ein helles Roth in die Wangen des Knaben gestiegen war, nahm er sie doch ohne Entgegnung hin:

„Was wollen wir heut für ein Kampfspiel aufführen?" fragte der lange Wilhelm. „Weißt Du noch, Heinz, wie heißt doch schon der Held, von dem Du neulich erzähltest? Leo war sein Vorname."

„Leonidas, den Spartaner, meinst Du," sagte der Gefragte, aber kein Lächeln erhellte dabei sein Gesicht, sondern mit einem nervösen Zucken hob er die Hand. „Nein, das geht nicht; wir wollen wieder Trojanischen Krieg spielen."

Damit waren Alle einverstanden, und nur die Vertheilung der Heldenrollen machte noch große Schwierigkeiten. Für Hektor und Achill gab es viele Bewerber, und zur Noth noch für Agamemnon, Menelaus und Paris — es war keine Kleinigkeit, Alles in Gang zu bringen. Doch zum Schluß gelang es Heinz, der sich mit der Rolle des Patroklos begnügte, Ordnung zu schaffen. Der lange Wilhelm, sonst der ungeduldigste von den Knaben, machte ihm dabei keine Schwierigkeiten, er hatte ein für alle Mal den Ajax übernommen und wußte wohl, weshalb. Die Aussicht, später als rasender Ajax nach Herzenslust wüthen zu dürfen, versöhnte ihn mit dem geringen Antheil, den er anfangs nur an den Kämpfen hatte. In einigen verwegenen Köpfen tauchte der Gedanke auf, zur Helena und Andromache ein paar von den Mädchen, die auf einem anderen Theile des Angers sich belustigten, zu holen, aber die Mehrzahl der Burschen fühlte zu tief das Entwürdigende, mit diesen verachteten Wesen ihre Spiele zu theilen, als daß der Vorschlag nicht sofort zurückgewiesen worden wäre. Es genügte, die Anwesenheit der Frauen, wo sie erforderlich war, einfach vorauszusetzen, und doch schien der Gedanke, daß sie den Kämpfen zusahen, wenn Heinz ihm Ausdruck gab, stets den Eifer ganz besonders zu entflammen. Endlich kam der große Augenblick, in dem Ajax sich rasend in die Schlacht stürzte. Diesem Helden konnte man es auf's bloße Wort glauben, daß er soeben in einer Rinderheerde die furchtbarste Verwüstung angerichtet hatte, denn auch unter seinen menschlichen Feinden wirkte er unheimlich. Es dauerte

nicht lange, bis unter jammervollem Geschrei vor seinen kräftigen Fäusten die Blüthe Ilions dahinsank. Dabei erhielt Paris einen besonders energischen Stoß in's Gesicht, der einen Blutsturz aus der Nase zur Folge hatte. Das ging nun doch über den Spaß, und der große Krieg wurde unterbrochen. Gottlieb-Paris wurde auf die Erde gebettet, und ziemlich rathlos standen Griechen und Troer um ihn.

„Hat nicht Einer ein Sacktuch bei sich?“ fragte der lange Wilhelm. „Du, Heinz, hast ja immer eins, und so möglichst rein; tauch's in den Brunnen und leg' es ihm auf die Nase, dann ist bald Alles gut. Aber Herr Gott, wie siehst Du aus?“ unterbrach er sich, da Heinz todtenblaß nur mit zitternden Händen dem Verlangen entsprechen konnte.

„Er kann kein Blut sehen,“ rief lachend ein anderer Knabe.

„Der Feigling,“ höhnte ein Dritter.

Das nasse Tuch that bald genug seine Schuldigkeit, und Gottlieb erklärte selbst, wieder Paris sein zu können. So sollte es denn von Neuem an das Ordnen des Spieles gehen, als man das Fehlen Heinz Günthers bemerkte. Er mußte sich, während Alle um den Gefallenen beschäftigt waren, leise entfernt haben. Bestürzt blickten sich die Knaben an.

„Was hatte er nur wieder?“

„So ein zimperlicher Junge, kann kein Blut sehen und kein böses Wort hören.“

„Muttersöhnchen.“

„Duckmäuser.“

Doch trotz des Scheltens schien Allen nicht recht geheuer zu Muthe zu sein. Der Heinz war stets ein so guter Kamerad, von ihm kamen alle ihre Spiele, und er hatte noch nie Einen verpetzt, auch wenn ihm der tollste Schabernack angethan war. Während die Burschen kleinlaut zusammenstanden, kam vom anderen Ende des Angers ein Mädchen daher, frisch und blühend, in stolzer, aufrechter Haltung, mit einem schweren Korbe am Arm. Sie warf nur einen Blick auf die Gruppe und sagte dann achselzuckend:

„Also wieder gerauft! Aber wo habt Ihr den Heinz Günther?“

Der lange Wilhelm zuckte nur die Achseln, aber die Anderen konnten dem klaren, fragenden Blick nicht widerstehen, und in wenigen Minuten wußte das Mädchen Alles. „Schämt Ihr Euch nicht, Ihr bösen Buben? Wenn ich der Heinz wäre, ich kümmerte mich nie mehr um Euch, lehrte Euch keine Spiele mehr. Er ist besser, als Ihr Alle zusammen,“ und den schweren Korb fester an sich nehmend, ging sie vorüber. Nur in der Nähe von Frau Günthers Häuschen mäßigte sie ihren schnellen Schritt. Da dort Alles still und ruhig war, verfolgte sie weiter ihren Weg, denn sie mußte bis zum allerletzten Grundstück gehen, das noch ein paar hundert Schritte weiter hinaus lag und ihrem Vater, dem Bauer Steffens, gehörte, von dem die Leute sich erzählten, er sei in den letzten Jahren durch einen

schwunghaften Viehhandel ein sehr reicher Mann geworden. Vorher noch überholte sie Heinz, der langsam, in sich versunken, dahinschritt. Bei ihrem freundlichen Anruf fuhr er herum, und sie blickte in ein kummervolles Gesicht, dessen Blässe durch etwas geröthete Augenlider noch auffälliger wurde.

„Na, Heinz, so allein und hier draußen! Wartet die Mutter nicht schon mit dem Abendessen?“

„Ich kann nicht,“ sagte er mit zuckenden Lippen. „Ich bin nicht hungrig, und ich wollte allein sein.“

„Heißt das, ich möge mich fortscheeren?“

„Nein, Grethe, so mußt Du nicht sprechen. Du bist immer gut zu mir. Wenn ich Dich nicht hätte — “

„Warte einmal.“

Sie waren an dem Steffen'schen Hause angelangt, in welches das Mädchen hineinging, um gleich darauf ohne Korb wieder herauszutreten.

„Vater kommt heut spät nach Hause, da kann ich Dich noch ein Ende Weges begleiten. Der Abend ist so schön; wir wollen in die Haide.“

Der Knabe nickte mit einem träumerisch dankbaren Lächeln und fragte erst nach einer Weile:

„Fürchtest Du Dich gar nicht, wenn Du so allein zu Hause bist, denn Eure alte, taube Christine kann Dir doch Nichts helfen.“

Das Mädchen lachte übermüthig. „Nein, wenn irgend etwas Schlimmes geschähe, müßte ich sie schützen. Aber warum sollte ich mich fürchten? Wenn Vater mit dem Knecht fort ist, bin ich immer allein, das macht mir Nichts aus.“

„Aber wenn es dunkel ist, Grethe, und Alles still, und es dabei summt und klingt und raschelt und manchmal in der Schwärze ganz weiß schimmert?“

Die Augen des Knaben wurden groß und starr, während er es mit leiser Stimme sagte.

„Was Du Alles sprichst, Heinz!“ unterbrach sie ihn, offenbar gegen ein unbehagliches Gefühl ankämpfend. „Dunkel und Stille habe ich gern, und lege ich mich in's Bett, so schlafe ich gleich ein, ich bin dann immer so müde.“

„Ich kann nie gleich einschlafen, und manchmal freut's mich, dann kann ich denken und träumen, aber manchmal ist es sehr unheimlich.“

Sie waren jetzt in der Haide angelangt und ließen sich auf ihrem Lieblingsplatz nieder, am Fuße eines Hügels, der ihren Rücken schützte. Vor ihren Blicken breitete sich die große, im Abendsonnenschein schimmernde Fläche aus. Still schauten die Kinder hinaus; erst nach einer langen Weile wandte sich Grethe an ihren Kameraden: „Ich glaube, Du bist ein Dichter, Heinz. Mein Vater hat mir erzählt, daß Dein Vater Gedichte machte, und ich glaube, das könntest Du auch.“

„Nein, Grethe, das nicht; aber ich muß Dir Etwas sagen — ich habe es noch keinem Menschen anvertraut, und es darf es auch Keiner wissen — nur Du, Du ganz allein: Ich möchte so gern ein Held sein; ich träume immer von Krieg und Schlachten und stolzen Thaten; aber ich werde nie einer werden, ich bin ein Feigling."

Er stieß das letzte Wort fast schreiend heraus, so daß Grethe zusammenfuhr. Doch dann widersprach sie: „Nein, Heinz, lieber Heinz, das bist Du nicht."

„Ja, Grethe, Du weißt es nicht so, aber Alles erschreckt mich, vor Allem fürchte ich mich. Wenn die Jungen raufen und schimpfen und wenn gar Blut fließt, dann möchte ich immer weinen, und sie sehen es mir an, und bald werden es Alle wissen und dann — und dann —"

„Aber, Heinz, was sprichst Du nur? Du bist nicht feige. Hast Du mich nicht einmal beschützt, als der lange Wilhelm mich schlagen wollte, und ich hätte mich seiner nicht erwehren können, wenn Du nicht gekommen wärest. Nein, wirklich, Du bist nicht feige, Du magst nur nicht die Wildheit und das rohe Wesen von den anderen Burschen, und darum habe ich Dich lieber. Sei nur ruhig, Du bist besser als sie Alle."

Langsam stieg in das blasse Gesicht des Knaben die Röthe warmer Freude; aber doch schüttelte er den Kopf. „Du weißt es nicht richtig, Grethe, aber Du bist so gut, so gut."

Dann saßen die Kinder wieder still beieinander und sahen langsam die Sonne untersinken und das Abendroth verglühen. Da sprang das Mädchen auf. „Es wird kühl und spät, Heinz, wir wollen heimgehen."

Vor Bauer Steffens Thür trennten sie sich, aber noch eine ganze Weile schaute das Mädchen der langsam im Dunkel verschwindenden Gestalt nach. Sie war vierzehn Jahre alt, und er zwölf, aber was sich in ihrem Innern regte, als sie ihn gebückt und müde dahingehen sah, das war ein so echtes, mütterliches Gefühl, wie es nur, aus Mitleid und Liebe gepaart, ein Frauenherz zu empfinden vermag.

Das Leben im Dorfe ging seinen stillen, einförmigen Gang weiter, und Heinz füllte weiter seinen kleinen Platz darin aus. Nach wie vor war er der Beste in der Schule, nach wie vor wandten sich seine Mitschüler an ihn, wenn sie bei ihren Arbeiten der Hilfe bedurften, und verhöhnten ihn, wenn sie ihn nicht verstanden, waren aber auch ebenso bereit, ihn gegen Jeden, der ihm zu nahe trat, zu vertheidigen; und nach wie vor wurde am schönsten gespielt, wenn Heinz dabei war und ihnen von Krieg und Kampfspielen erzählte, die sie dann in Scene setzen konnten. Aber je mehr der Herbst sich näherte, um so seltener erschien Heinz auf dem Anger, und um so häufiger lag er auf der Haide, meistens allein, versunken in Träume von Glanz, Schönheit und Tapferkeit.

Manchmal gesellte sich auch Grethe zu ihm, und das war noch schöner, aber es konnte nicht oft geschehen, denn das Mädchen hatte sein reichliches

Tagewerk. Sie hatte keine Mutter mehr; die alte, taube Christine war ihre einzige, schwache Hilfe in der Wirthschaft, und der Vater war anspruchsvoll.

An einem selten schönen Herbsttage lag Heinz wieder inmitten der blühenden Haide. Die Luft war so klar und schimmernd und von solch' leuchtender Durchsichtigkeit, wie nur diese Jahreszeit sie kennt. Des Knaben Brust weitete sich in voller Empfindung für den Zauber um ihn her, und reger als je arbeitete seine Phantasie. Er sah das alte Griechenland vor seinen Blicken erstehen, er sah den Engpaß der Thermopylen und Leonidas mit seinen 300 Mann ihn vertheidigen gegen die Feinde, er sah sie fallen Mann für Mann, jeder mit seiner tödtlichen Wunde auf der Brust, und er selbst war mitten unter ihnen und fühlte nicht den Schmerz der Wunde in dem stolzen Bewußtsein, sein Leben für sein Vaterland, ewigen Nachruhmes sicher, hinzugeben — da fauchte und schnob es neben ihm, und mit einem gellenden Schrei, zitternd an allen Gliedern, sprang der Knabe empor. Eine Kuh hatte sich von der nahen Weide hierher verirrt und glotzte ihn mit vorwurfsvollen Augen an. Verschwunden waren die Gefilde von Hellas, zerstoben der stolze Heldentraum. Heinz preßte seine Fäuste vor die Augen, warf sich auf die Erde, und während sein ganzer Körper zuckte, rang es sich immer wieder in wilder Verzweiflung von seinen Lippen: feige, feige, feige. —

Der Winter war noch stiller für Heinz Günther. Da er zur Haide nicht hinauskonnte, hätte es ihn wohl gelockt, öfters mit seinen Kameraden Schneeburgen zu bauen und sie bald zu vertheidigen, bald anzugreifen, aber er wurde immer so bald müde, und dann neckten ihn die anderen Jungen, da blieb er lieber ganz daheim und las in den Büchern seines Vaters oder genoß auch wohl in seinen Träumen Alles, was das Leben ihm versagte. So wenig achtete er der Außenwelt, daß er gar nicht merkte, welch' große Pläne der Dorfschullehrer mit seiner Mutter schmiedete, wie sie darüber verhandelten, ob es nicht anginge, ihm den Besuch eines Gymnasiums in der nächsten größeren Stadt und später ein Universitätsstudium zu ermöglichen. Ganz aufzuwachen schien er nur, wenn Grethe kam, um mit der Mutter und ihm zu plaudern. Daß sie um sein furchtbares Geheimniß wußte und ihn doch liebte, ja, nicht einmal recht an seine Feigheit glaubte, das gab ihm ein Gefühl des Friedens und Geborgenseins in ihrer Nähe, wie er es sonst nie kannte. Zu Bauer Steffens ging er selten, obwohl er dort stets freundlich aufgenommen wurde. Grethe mochte ihre frische, thatkräftige Natur vom Vater geerbt haben, aber bei ihm war der Thätigkeitstrieb zu Ruhelosigkeit geworden, und wenn das Mädchen ein stilles, freundliches Stündchen haben wollte, so mußte sie es eben bei Frau Günther suchen. —

Allmählich nahm auch der Winter wieder ein Ende, obgleich es lange genug damit dauerte. Selbst der Mai war noch naß und kalt, und erst im

Juni war der Sommer plötzlich da mit Sonnenschein, Wärme und grünem Laub. Heinz stand geblendet von all der Pracht, aber eine böse Erkältung fesselte ihn noch tagelang an's Zimmer. Als er zum ersten Male wieder zur Haide hinaus konnte, war ein wundervoller Sommertag, und er ging auch zum ersten Male wieder barfuß. Wie schön es sich über die Wiese lief, aber ehe er zur Haide kam, mußte er die Landstraße überschreiten. Er achtete nicht des Weges, trat auf einen spitzen Stein und konnte nur mühsam, eine leichte Blutspur hinter sich lassend, seinen gewohnten Platz erreichen. Dort untersuchte er die Wunde genauer und reinigte sie, so gut es ging. Sie brannte und schmerzte ihn sehr, aber eben deshalb wurde ihm das Auftreten so sauer, daß er nicht bis zu dem nächsten Rinnsel, an dem er sie hätte kühlen können, gehen mochte. Sehr niedergeschlagen wühlte er seinen Kopf in Gras und Haidekraut ein und überlegte, was er anfangen würde, wenn Keiner käme und ihn hier fände. Es müßte sich auch in der Nacht hier draußen schön schlafen, aber die Mutter würde sich ängstigen, und wenn es dunkel würde, konnten Thiere kommen, Stimmen laut werden. Aus seiner durch Schmerz und Schwäche entstandenen Betäubung fuhr Heinz mit einem angstvollen Stöhnen empor. Die Sonne stand schon tief, wirklich bald würde die Nacht hereinbrechen, und er war allein — allein. Er versuchte sich aufzurichten, aber obgleich er sein Sacktuch fest um die Wunde am Fuß gebunden, that sie doch so weh, daß er hilflos wieder zurücksank. Nach einer Weile dumpfen Brütens hörte er ein Geräusch. Sollte Grethe? — aber nein, das waren andere Tritte, und nun wurde auch gesprochen mit rauhen häßlichen Stimmen. Scheu verbarg sich der Knabe hinter dem Kieferngestrüpp, das den kleinen Hügel, an dem er lehnte, krönte. Lieber vor Schmerzen vergehen, als mit wüsten Gesellen in Berührung kommen. Aengstlich spähte er durch die Zweige und sah, wie die beiden Männer stille standen, sich umschauten, und als sie Niemand entdeckten, sich ganz in seiner Nähe auf die Erde setzten, um sich dort zu besprechen.

„Heut muß es geschehen," sagte der Eine mit wilder Energie, „nie ist die Gelegenheit so günstig. Gestern hat der Steffens ein paar Thiere verkauft und noch nicht Zeit gehabt, das Geld zur Stadt zu tragen, weil er auf ein Gut zu neuem Kauf hinaus mußte. Ich belauschte ihn, als er mit dem Knecht sprach, und den hat er mitgenommen. Nun ist die Grethe allein im Hause, denn er kommt erst gegen Morgen zurück, und dem alten Frauenzimmer, das sonst bei ihr ist, hat sie auch erlaubt, über Nacht fortzubleiben. Heut muß es geschehen und bald nach 10 Uhr, wenn eben der Mond aufgeht. Dann ist's hell genug, um ohne Laterne das Geld im Schrank zu finden — ich weiß ja noch gut, wo er es aufbewahrt — und noch nicht zu hell, um ungesehen wieder fortzukommen."

„Aber wenn es die Grethe doch hört?" sagte unentschlossen der Andere.

„So muß ihr der Mund verstopft werden."

Fast hätte in diesem Augenblick ein angstvoller Aufschrei den Knaben verrathen, doch ein lebhafter Widerspruch des anderen Mannes verschlang das Geräusch.

Wieder ließ sich die rauhe Stimme des ersten Sprechers hören. „Mach' kein Gewinsel, ich will sie ja nicht umbringen; nur ein Tuch in den Mund, ein Strick um Arme und Beine. Du sollst blos draußen stehen, und doch theilen wir nachher halbpart. Du hast es am besten bei der ganzen Geschichte."

Seine Gründe schienen auf fruchtbaren Boden zu fallen. Schon nach einer kleinen Weile erhoben sich die Männer und schlugen die Richtung nach dem Dorf zu ein, um in der Nähe des gefährdeten Gehöftes volle Nachtruhe und Mondaufgang abzuwarten. Wie sie dahinschritten und Heinz nun ihre vollen Gestalten sehen konnte, wurde ihm zur Gewißheit, was ihm die Stimme schon wahrscheinlich gemacht hatte, daß der Verführer der schwarze Anton war, der einst bei Steffens als Knecht gedient und später wegen Straßenraubes ein paar Jahre im Zuchthaus gesessen hatte. Nein, für den gab es kein Bedenken, kein Mitleid, dem wäre es auch auf einen Mord nicht angekommen, — und, Grethe war allein zu Hause. O, wer jetzt nicht so schwach wäre und so feige, so feige! Es mußte Hilfe geschafft werden, aber wer sollte es thun, und nun wurde es auch schon dunkel. Keine Zeit mehr, vor der zum Verbrechen bestimmten Stunde in's Dorf zu kommen und Leute zu benachrichtigen! Bis zu dem Steffen'schen Hause zu gelangen, mußte noch möglich sein, aber dazu müßte man keinen kranken Fuß und keine Angst haben. Sie fürchtete sich nicht, aber was würden ihr heut Muth und Kraft helfen! Sie glaubte auch nicht an seine Feigheit, hatte so viel Vertrauen zu ihm, und er lag hier, und dort thaten sie ihr ein Leides an. O, nur dies eine Mal Heldenmuth und Heldenkraft! — Von einer Gewalt gezogen, die stärker war als Schmerz und Angst, stand Heinz plötzlich auf seinen Füßen. Nach den ersten Schritten glaubte er umfallen zu müssen, aber er bezwang sich, und es ging doch vorwärts. Je dunkler es wurde und je mehr sich die entscheidende Stunde näherte, um so weniger fühlte er seine Leiden. Das Tuch löste sich von seinem Fuß, aber er nahm sich nicht die Zeit, es aufzuheben oder gar auf's Neue zu befestigen. Wenn ihn ein Schwindelanfall zu rasten zwang, stützte er sich fest auf den Knüppel, den er unterwegs aufgelesen hatte, und wartete, bis er vorüberging. Als er nur noch ein paar hundert Schritt von dem Steffen'schen Hause entfernt war, hörte er vom Dorfe her die Uhr zehn schlagen, und schon ließ sich am Horizont die Stelle erkennen, an welcher der Mond aufgehen würde. Nun hieß es sich nicht blicken lassen. Wurde er von den Verbrechern vorzeitig entdeckt, so war es um ihn geschehen, und er konnte Grethe nicht helfen. Gegenüber dem Gehöft auf der anderen Seite der Landstraße zog sich Weidengebüsch hin, das dem Knaben die nöthige Deckung bot. Jetzt war er in gleicher Linie mit dem Hause, aber schon sah er auch im ersten Schimmer des Mondes zwei

Männer heranschleichen und an einem der Fensterläden mit Werkzeugen geräuschlos hantiren. Da galt kein Zaudern. Mit dem gellenden Schrei: „Grethe, Vater Steffens, Räuber, Diebe,“ sprang er über die Straße, und dieser Schrei wurde so schnell durch Hundegebell und ein Geräusch im Innern des Hauses beantwortet, daß die Männer schreckensvoll von ihrer Arbeit abließen und nur an Flucht dachten. Aber noch einmal wandte sich der schwarze Anton um, ergriff mit einem wilden Fluche einen großen Stein und schleuderte ihn gegen den Knaben, der lautlos zusammenbrach; dann setzte er, verfolgt von Steffens wildem Hunde, seinen Lauf fort.

Die Hausthür wurde geöffnet, und Grethe, nur mit Rock und Tuch bekleidet, stürzte hinaus. Mit einem Schrei warf sie sich neben dem Gefallenen nieder. „Heinz, was war das, und wie siehst Du aus?“ Sie hatte das Blut bemerkt, das aus der Brust des Knaben strömte, und sie riß ihr Tuch von der Schulter, um es zu stillen. Dann flog sie in's Haus zurück und kam mit Wasser und Leinwand wieder. Während sie mit zitternden Fingern sich bemühte, durch nasse Umschläge das Blut zu hemmen, versuchte der Knabe mühsam, ihr zu berichten, was geschehen war: „Ich wußte es ja, Heinz, Du bist nicht feige, Du bist ein Held, Du hast mich errettet und Dich für uns geopfert; aber was ist Dir, Heinz, lieber, lieber Heinz?“

Der letzte Angstruf entfuhr ihr, da der Knabe sich plötzlich lang ausstreckte, mit einem schweren Seufzer die Augen schloß und sich nicht mehr rührte. Sie versuchte ihn aufzurichten, und da er keinen Schmerzenslaut von sich gab, hob sie ihn auf ihren Armen empor und trug ihn in's Haus auf ihr Bett. Da saß sie, immer wieder die Umschläge erneuernd, obgleich das Blut längst zu fließen aufgehört hatte, und versuchte den mehr und mehr erkaltenden Körper durch Betten und Tücher zu erwärmen, immer mit der angstvollen Frage, ob sie ihn verlassen dürfe, um Hilfe zu holen, oder ob sie ihm durch ihr Bleiben mehr nützen könne. Und so fand sie der Vater, als er in der ersten Morgenfrühe mit seinem Knechte heimkehrte. Erschüttert vernahm er die entsetzliche Kunde des Vorgefallenen und mußte sich überzeugen, daß sein muthiger, kleiner Retter schon längst aller Hilfe und allem Dank entrückt war.

Eine halbe Stunde später kniete die unglückliche Mutter an der Leiche ihres Jüngsten und stand die Stube voller Leute, die sich von der ganz gebrochenen Grethe erzählen ließen, was geschehen war, und von dem Arzte, daß hier auch schnelle Hilfe Nichts hätte retten können. Ehrfurchtsvoll traten sie dann Alle zu der Mutter, versuchten sie zu trösten und sagten ihr, daß ihr Sohn gestorben sei wie ein Held.

Ja, wie ein Held! Um den zusammengepreßten, blassen Mund lag solch ein stolzer, befriedigter Zug, und die kleine, geballte Faust hatte das Hemd von der Wunde fortgezogen, und sie war vorn mitten auf der Brust.





Illustrirte Bibliographie.

Emanuel Geibel. Sänger der Liebe, Herold des Reiches. Ein deutsches Dichterleben von Karl Theodor Gaedertz. Mit Abbildungen und Facsimiles. Leipzig, Georg Wigand.

Aus den „Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten", die Karl Theodor Gaedertz im Jahr 1886 veröffentlichte, ist durch Hineinarbeitung des seitdem in reichster Fülle hinzugekommenen ungedruckten Stoffes das vorliegende werthvolle Buch herausgewachsen, das, wie der Verfasser selbst im Vorworte hervorhebt, als Quellenwerk zu betrachten ist. Er ging von dem Grundsatze aus, „durchweg nur dargebotenes Neues oder selbst Entdecktes zu bringen, und da dieses Eigene auch das Wichtigste und Bedeutendste umfaßt, so darf der Leser sicher sein, alles Wissenswerthe beisammen zu finden."

Dieses Urtheil über das eigene Werk ist durchaus gerechtfertigt. Es giebt, wenn auch der Verfasser noch mit manchen Einzelheiten, für deren Veröffentlichung noch nicht die Zeit gekommen, glaubte zurückhalten zu müssen, ein abgerundetes, vollständiges Bild des Lebens und eine erschöpfende Charakteristik des Dichters, die freilich eine nicht allzu schwierige Aufgabe war. Denn Emanuel Geibel gehört als Dichter wie als Mensch nicht zu den complicirten, schwer faßbaren Naturen; sein Charakterbild gehört nicht zu den schwankenden; und wenn wohl einzelne Irrthümer und Einseitigkeiten, welche die einschlägige Litteratur und die landläufige Meinung über Geibel aufweist — wir rechnen hierher auch die unzutreffende und ungerechte Bezeichnung Geibels als eines „Backfischdichters" — von Gaedertz richtig gestellt werden konnten, so liegt doch seines Wesens Kern, der Vollgehalt seiner Natur klar zu Tage. Psychologische Abgründe und Räthsel, die bei anderen litterarischen Persönlichkeiten — z. B. Heine, E. T. A. Hoffmann — die Aufgabe des Biographen zu einer ebenso reizvollen wie schwierigen machen, die restlos überhaupt vielleicht keinem Einzelnen zu lösen möglich ist, — bietet Geibels einfach geartete Natur nicht. Und auch seine Dichtung setzt sich aus wenigen, leicht erkennbaren Elementen zusammen. Schon im Titel des Gaedertz'schen Buches ist der Dichter Geibel in seinen zwei Haupteigenschaften charakterisirt: als „Sänger der Liebe" und als „Herold des Reiches". Was den Ersteren anbetrifft, so wird namentlich Geibels Verhältniß zu seiner Jugendliebe Cäcilie Wattenbach und die dichterische Anregung, welche er durch sie empfing. in gebührendem Maße gewürdigt. In Bezug auf den Letzteren ist bekannt, daß Geibels deutsch-patriotisches Gefühl von jeher mit ehrlichem monarchischem Empfinden, insbesondere mit loyaler Anhänglichkeit an das preußische Königsthum, in dem er die Zukunft Deutschlands erblickte, verknüpft war. Diese ehrliche Ueberzeugung ermöglichte es ihm, die von seinem Freunde Freiligrath verschmähte „Pension der Invaliden", dem boshaften Spott Herweghs zum Trotz zu behalten; diese Ueberzeugung war es auch, der er seine Münchener Stellung zum Opfer bringen mußte, für welchen Verlust ihn dann König Wilhelm in hochherziger Weise entschädigte. Die persönlichen und poetischen Beziehungen Geibels zum preußischen Herrscherhause finden wir bei Gaedertz zum ersten Mal authentisch nach den im Geheimen Civilcabinet aufbewahrten Schriftstücken und auf Grund anderen, von allerhöchster und hoher Stelle dem Verfasser zur Verfügung gestellten Materials — hervor-



Treu der Deinen

Emanuel Geibel.

Zu spät.

Schwalben kehren im Lenz zurück,
Gras und Blumen erstehen,
Aber, das du versäumt, das Glück
Weckt kein mailiches Wehen.

Als die Liebe vorüberfuhr,
Nicht umfingst du die rasche;
Heute suchst du und findest nur
Statt der Gluten die Asche.

Freund heut wendet sich ab, der einst
Dein gedachte mit Sehnen,
Und du wandelst allein und weinst
Die versiegenden Thränen.

Emanuel Geibel.

Title page

Band 84. — Heft 252.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

März 1898.

21. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M.,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M.

März 1898.

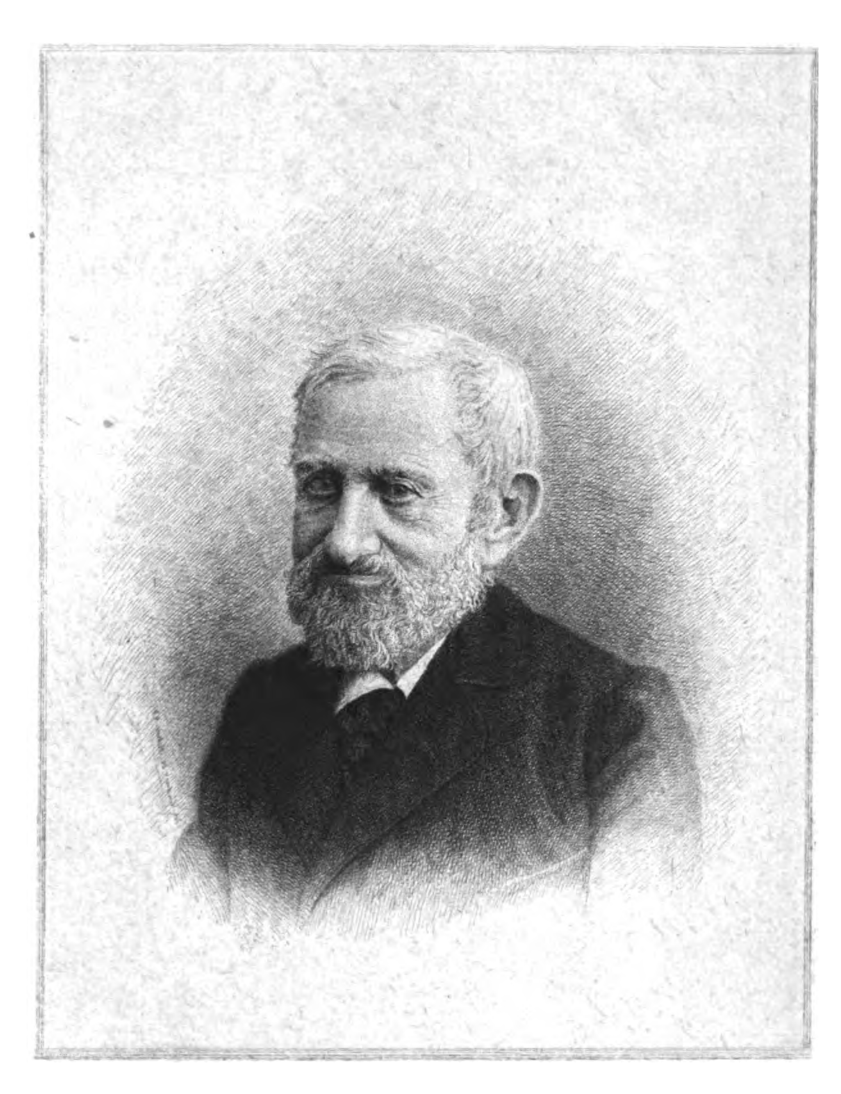
Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Max Ring.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.



Dr. Max Ring

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

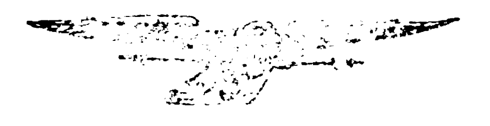
herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXIV. Band. — März 1898. — Heft 252.

[illegible]



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXIV. Band. — März 1898. — Heft 252.

(Mit einem Portrait in Radirung: Max Ring.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Thalatta — Thalatta!

Novelle.

Von

Julius Gesellhofen.

— Breslau. —

Der Pferdebahnwagen rollte klingelnd die endlose Vorstadtstraße entlang. Der Kutscher schien keine Eile zu haben; er ließ die Gäule in gemächlichem Tritt gehen, denn am Vormittag war der Verkehr hierhinaus nur ein sehr geringer. Eine alte Frau mit einem großen Korbe saß allein im Inneren des Wagens, und auf dem Hinterperron stand ein einzelner Herr, dessen lässige Haltung und zerstreutes Wesen in dem Conducteur die Vermuthung erweckte, daß er ein Gelehrter sei, welcher, mit seinen Gedanken beschäftigt, sein Ziel verpaßt habe und nun eine unliebsame Spazierfahrt bis an's Ende der Stadt mache.

Jetzt war der Punkt erreicht, wo die letzten Miethskasernen der großen Stadt auf das freie Feld hinausschauen. Der Wagen hielt an, und der Conducteur rief die Endstation aus. Der Herr auf dem Perron stieg ab und blieb einen Augenblick rathlos stehen, indem er flüchtig die reizlose Umgebung musterte. Dann wandte er sich mit der Frage an den Conducteur: „Wohinaus führt wohl der Weg nach der Dillinger'schen Villa?"

„Immer die Straße entlang," erwiderte dieser; „in zehn Minuten, wenn Sie die Anhöhe erreicht haben, sehen Sie den Park vor sich liegen, und in einer knappen halben Stunde können Sie dort sein. Zu verfehlen ist der Weg gar nicht."

„Ich danke Ihnen," sagte der Fremde und schickte sich an, die bezeichnete Richtung einzuschlagen.

„Also doch kein Professor!" dachte der Conducteur bei sich, während er dem Kutscher beim Umspannen behilflich war. „Zum Dillinger will er; na, da muß es schon was Vornehmes sein. — Los!"

Der letzte Ausruf galt dem Kutscher, und alsbald setzte sich der Wagen nach der Stadt zu in Bewegung.

Der einsame Wanderer war inzwischen die Landstraße hinangestiegen und machte eben auf der Höhe Halt, von wo man einen ziemlich weiten Ausblick über die ebene, schmucklose Landschaft hatte.

Am Fuße des allmählich sich abflachenden Hügels lag wie eine liebliche Oase in der Wüste die prächtige Besitzung des Rentiers Dillinger, eine im maurischen Stil gehaltene Villa inmitten eines ausgedehnten Parkes, der durch die Mannigfaltigkeit seiner Anlage und die geschickte Benutzung einiger Gruppen von uralten Bäumen von dem künstlerischen Geschmack seines Schöpfers Zeugniß ablegte.

Vor Jahrzehnten hatte ein Prinz von Geblüt, der vorübergehend hier in der Stadt als commandirender General stand, dieses buen retiro für seine junge Gemahlin, ein Kind des Ebrolandes, in die kahle mitteldeutsche Flußniederung hineingezaubert, indem er die hinter dem Hügel stehen gebliebenen Reste des einst bis an die Stadt heranreichenden Eichenwaldes geschickt benutzte.

Aber die südliche Blume war rasch dahingewelkt, und so war ihm das ganze Besitzthum leid geworden. Lange hatte die zierliche Villa unbewohnt gestanden, bis endlich vor einigen Jahren Herr Emanuel Dillinger, welcher sich als Besitzer der gangbarsten Apotheke in der Stadt ansehnliche Reichthümer erworben, bei dem Bevollmächtigten des Prinzen als Käufer auftrat und auch alsbald geneigtes Gehör fand.

Er benannte die Villa nach seiner Gattin „Karolinenhof“, zog sich mit seiner Familie dahin zurück und entfaltete in der neuen Häuslichkeit ein reges gesellschaftliches Leben, denn er wollte nun nach den langen Jahren mühseliger Arbeit den Rest seines Lebens mit Verständniß genießen.

Da seine beiden Söhne, der eine als Regierungs-Assessor, der andere als Offizier in der Stadt lebten, war es ihm bald gelungen, aus den oberen Schichten der hauptstädtischen Gesellschaft sich einen seinen Wünschen entsprechenden Verkehrskreis zu schaffen, den er jetzt oftmals wohlgefällig sich in seinem Tusculum versammeln sah.

Der Mittelpunkt, um den sich dort Alles drehte, ihn selbst nicht ausgenommen, war seine achtzehnjährige Tochter Irene. Eine Idee, die in ihrem hübschen Kopfe entsprungen war, mußte ausgeführt werden, mochte sie auch noch so ungewöhnlich und seltsam sein. Papa Dillinger fügte sich stets ihren Wünschen; meistens vergnügt lächelnd, manchmal kopfschüttelnd, manchmal sogar murrend, aber er fügte sich.

So war es auch unlängst gegangen.

Auf den Brettern der städtischen Bühne erschien gegen den Schluß der Saison das Erstlingswerk eines jungen unbekannten Dichters, ein Schauspiel voll wilder Kraft und Leidenschaft, in dessen Mitte ein eigen-

artiger Frauencharakter stand. Ein hochgeborenes Weib hatte, angewidert von dem schalen Treiben des conventionellen Salonlebens, alle Fesseln von sich geworfen und den Versuch gemacht, auf selbstgeschaffener Grundlage ein eigenes Dasein sich zu gestalten. Aber die von der Heldin als nichtig erkannten und verachteten Vorurtheile der sogenannten Gesellschaft waren ihr selbst durch die Erziehung zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, es gelang ihr nicht, diese letzte Kette abzustreifen, und an dem tragischen Conflict zwischen Wollen und Können ging sie zu Grunde.

Diese Hauptfigur entsprach keineswegs dem Ideal der Damenwelt; trotzdem machte das Stück vermöge seiner packenden Lebendigkeit großes Aufsehen. Die Kritik, hier in der Provinzialhauptstadt weniger corrumpirt, als in der Reichsmetropole, stellte seine unleugbaren Vorzüge gebührend in's Licht, es ward bis zum Beginn der Theaterferien wohl ein Dutzend Mal wiederholt, kam in die Mode, und bald gehörte es innerhalb der sogenannten guten Gesellschaft zum bon ton, es gesehen zu haben und darüber mit mehr oder minder Verständniß mitsprechen zu können.

Der Dichter — Edmund Grotau nannte er sich — war im Handumdrehen eine Berühmtheit geworden, vorläufig wenigstens eine locale.

Auch Fräulein Irene hatte eines Abends der Aufführung beigewohnt. Sie war voll Bewunderung, hingerissen, begeistert. Und schon auf dem Heimwege vom Theater hatte sie dem Papa erklärt, sie müsse diesen genialen Poeten unter allen Umständen persönlich kennen lernen.

Papa Dillinger nickte nach seiner Gewohnheit lächelnd mit dem Kopfe und glaubte, das Begeisterungsfeuer des Kindes werde über Nacht verlodern. Aber darin täuschte er sich, denn die Kleine wiederholte am nächsten Tage ihr Begehren und wiederholte es so lange und so nachdrücklich, bis der schwache Vater endlich nachzugeben bereit war. Er hatte dazu allerdings noch seinen ganz besonderen Grund.

Er suchte also den Dichter in aller Form auf, konnte aber, da er ihn nicht zu Hause traf, nur seine Karte abgeben. Damit war indeß das Töchterlein nicht zufrieden, sondern bestürmte den alten Herrn solange mit Bitten, bis er einen schmeichelhaften Brief an den Gefeierten richtete, worin er ihn bat, dem Hause Dillinger die Ehre seines Besuchs zu gönnen.

Grotau hatte derartige Auszeichnungen jetzt vielfach erlebt, und es fiel ihm längst nicht mehr ein, alle Beziehungen, die sich ihm boten, zu cultiviren und alle Einladungen anzunehmen. Er wußte, daß in den meisten Fällen banale Neugier oder die Sucht, mit der Größe des Tages Staat zu machen, das Motiv dazu war.

Dem alten Dillinger gegenüber war es ein ander Ding. Man hatte ihm dessen vornehme Gastfreundlichkeit soviel gerühmt und ihm solche Wunderdinge von dem „feenhaften" Landsitze erzählt, daß er in diesem Falle die sehr freundlich gefaßte Aufforderung nicht achtlos zu den übrigen in den

Papierkorb werfen mochte, sondern sich ohne langes Ueberlegen wirklich zu dem Besuche entschloß.

Als er jetzt den Park betrat, herrschte tiefe Stille ringsumher. Die Sonne hatte gerade die Mittagshöhe erreicht und sandte sengende Strahlen herab auf die weite Ebene, die dürr und schmachtend herüberschaute nach der baumreichen Insel im Sandmeer. Hier war es kühl und schattig, und dabei waltete ein so anheimelnder Friede, daß Edmund nur schwer der Versuchung widerstand, vom Wege abzubiegen und unter den Eichen sich einen Platz zu träumerischer Rast zu suchen. Er behielt sich dies noch für den Rückweg vor und schritt rasch auf die Villa zu, deren herabgelassene Jalousien das Bild der Ruhe ringsumher harmonisch abschlossen.

Eine gefleckte dänische Dogge lag faul ausgestreckt im Kies am Fuß der Freitreppe und blinzelte nur flüchtig nach dem Ankömmling hin, dessen Erscheinung in dem Hundegemüth offenbar kein Bedenken erregte. Die Flurglocke klang schrill durch das schweigende Haus, und nach einer Weile erschien ein Diener, welcher Edmunds Karte in Empfang nahm und ihn gleich darauf im Auftrage der Herrschaft näher zu treten ersuchte.

In dem durch eine bunte Glaskuppel matt erleuchteten Vorsaal blieb der Besucher, von der dort herrschenden Kühle angenehm berührt, einen Augenblick stehen, um aufzuathmen, während der Diener die gegenüberliegende Thür des Salons öffnete. Ehe jedoch Grotau dahineintreten konnte, that sich ein Nebengemach auf, eine zierliche Mädchengestalt in lichtem Sommerkleide glitt auf ihn zu und streckte ihm mit den Worten: „Willkommen dem Dichter!" beide Hände entgegen.

Edmund war ein wenig verdutzt, faßte sich aber schnell und erachtete es für das Beste, in den cordialen Ton des kleinen Fräuleins einzustimmen. Er nahm deshalb die dargebotenen Hände in die seinen, schüttelte sie kräftig und erwiderte mit einem leisen Anflug von Burschikosität, die ihm sonst nicht eigen war:

„Schönsten Dank und Gegengruß im Namen Apolls und aller neun Musen, mein werthestes Fräulein! Ich führe mich mit biederbem Händedruck ein, wie's einem fahrenden Sänger geziemt." Und lachend ließ er mit leichtem Schwunge ihre Hände los, um sich nun mit komischer Grandezza zu verneigen, indem er seine Rechte auf die Brust legte.

Der Ton, den er angeschlagen, kam ihm nicht von Herzen. In Folge einer äußerst förmlichen, fast pedantischen Erziehung war er gewöhnt, mit Damen nur in den Formen der strengsten Convenienz zu verkehren, und hegte im Grunde seines Herzens eine entschiedene Abneigung gegen freie Manieren junger Mädchen.

Er war daher mit sich selbst unzufrieden, und der einigermaßen peinliche Eindruck, den er empfangen, bewirkte, daß eine gewisse Befangenheit sich seiner bemächtigte; und da auch Irene Dillinger trotz ihres kecken Muthes alsbald der Ungewöhnlichkeit ihres Benehmens sich bewußt wurde,

so standen die beiden jungen Leute einander mit sichtlicher Verlegenheit gegenüber.

Es war daher ein Glück, daß Papa Dillinger, welchem das Erscheinen des gemeldeten Gastes zu lange ausblieb, nun selbst in der Thür des Empfangszimmers erschien und in seiner jovialen Weise zum Nähertreten einlud.

Edmund hatte als Mann von Welt sofort das Gleichgewicht wiedergewonnen, und während er sich in der herkömmlichen Form verbindlich bei dem Hausherrn einführte, war das Töchterchen behende vorausgeschlüpft und saß bereits auf einem niedrigen Tabouret, als die Herren sich dem traulichen Kamin-Etablissement näherten, um gleichfalls Platz zu nehmen.

„Es liegt mir daran" — leitete Herr Dillinger das Gespräch ein, nachdem er für die bereitwillige Erfüllung seiner schriftlichen Bitte gedankt, — „von vornherein von Ihnen nicht falsch beurtheilt zu werden, Herr Doctor. Ich möchte Ihnen daher gleich jetzt bemerken, daß nicht unzarte Neugier mich veranlaßte, Ihre Bekanntschaft zu suchen, sondern — —"

Der Gast protestirte in liebenswürdiger Weise dagegen, daß er jemals eine solche Vermuthung gehegt habe, und lehnte bescheiden, aber mit Bestimmtheit den Doctortitel ab, der ihm nicht zukomme.

Der alte Herr nickte befriedigt mit dem Kopfe. Der Mann gefiel ihm, und er fuhr deshalb freundlich fort: „Wie Sie befehlen, Herr Grotau! Meine Erklärung aber müssen Sie schon anhören, damit Sie mich und die Meinigen von vornherein richtig tariren können. Sehen Sie — — aber so trocken läßt sich das nicht auseinandersetzen. Irene, mein Kind, schau' doch zu, daß wir einen Schluck zu trinken bekommen. Mama soll uns eine gute Marke auswählen."

Unter anderen Umständen hätte das verwöhnte kleine Fräulein vielleicht das Mäulchen verzogen, wenn sie so von der Nähe eines interessanten Besuches fortgeschickt worden wäre. Jetzt aber wirkte die Verlegenheit dem Dichter gegenüber noch fort, und sie beeilte sich mit merklichem Eifer, den erhaltenen Auftrag auszuführen.

„Also was ich sagen wollte," — begann der Papa wieder, als sie verschwunden war, — „der weibliche Charakter, den Sie in Ihrem unvergleichlichen Drama so meisterhaft analysirt haben, hat mir zu denken gegeben. Das Weib ist uns Männern ein ewiges Räthsel, und wer sich mit der Lösung desselben nicht zu befassen braucht, sollte sich eigentlich glücklich schätzen. Aber das Herz ist meist stärker, als die Vernunft, und so ruhen wir nicht eher, als bis wir uns an ein Weib gekettet haben, aus dessen Schoß uns stetig neue Räthsel geboren werden.

Die Kleine da ist solch ein Räthsel, das mir viel Kopfzerbrechen verursacht."

„Und da wünschen Sie, ich möchte Ihnen bei der Lösung behilflich sein?" fragte Edmund lächelnd. Die unbefangene, fast naive Offenheit

des alten Herrn berührte ihn angenehm und veranlaßte ihn, sich ebenfalls ohne Rückhalt zu geben und auf den angeschlagenen familiären Ton einzugehen.

Dillinger fühlte sich durch den leisen Spott, der in der Frage lag, keineswegs verletzt, sondern fuhr gut gelaunt fort: „So ist es; und Sie werden die Besorgniß des alten Mannes sofort begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß auch das Kind sich durch Ihre Dichtung hat begeistern lassen und nun nichts Anderes denkt und sinnt, als wie sie sich auch der Kunst widmen könne. Ich bin durch eine kleine Indiscretion hinter ihr Geheimniß gekommen, habe mir aber noch Nichts merken lassen, um mich erst mit Jemand berathen zu können, der in solchen Dingen die nöthige Erfahrung und Einsicht besitzt. Die Vertrauensperson aber, auf die ich verfallen bin, sind Sie. Voilà tout."

Der Eintritt des Dieners, welcher den von Irene eigenhändig aus dem Keller geholten Wein brachte, unterbrach hier auf einen Augenblick die Unterhaltung, aber sie kam schnell wieder in Gang, als der feurige Geist des alten Ungars sich als Dritter zu ihnen gesellt hatte. Edmund zeigte sich nicht nur des in ihn gesetzten Vertrauens durchaus würdig, indem er in der delicaten Angelegenheit ein feines Zartgefühl bewies, sondern er hatte sich auch mit der Intuition des echten Künstlers sofort nach den wenigen Andeutungen des Papas ein Bild von dem eigenartigen Wesen des jungen Mädchens geschaffen, sodaß er mit Verständniß in die Berathung einzutreten vermochte, und daß der alte Herr sich ein Mal über das andere glücklich pries, diesen gewagten Schritt gethan zu haben, wobei er ganz vergaß, daß eigentlich der Caprice des Kindes der Ruhm des glücklichen Treffers gebührte.

„Nun thun Sie mir aber wohl den Gefallen, heut eine Suppe mit uns zu essen, und versprechen mir, recht bald und recht oft wiederzukommen. Und damit Sie ungesäumt mit Ihren Observationen beginnen können, soll Sie die Kleine, ehe wir uns zu Tisch setzen, ein bischen im Park herumführen und Ihnen unser bescheidenes Heim zeigen. Ich werde Sie zuerst begleiten, mich dann aber unbemerkt in den Büschen verlieren. Kommen Sie, lieber Freund, kommen Sie!"

Der Vorschlag kam dem jungen Dichter sehr gelegen, denn einerseits belustigte ihn die ganze geheime Mission, die ihm auf sein dichterisches Talent hin vertrauensvoll in der ersten Stunde der Bekanntschaft übertragen wurde, nicht wenig, und andererseits begann er wirklich Interesse für die eigenwillige kleine Person zu fassen, da er begierig war, zu erfahren, ob er in ihr nur den gewöhnlichen Typus des verzogenen Backfisches finden würde, den er von ganzer Seele haßte, oder einen wirklichen in der Bildung begriffenen Charakter, der ihm als Gegenstand eines lohnenden Studiums willkommen wäre.

Im Treppenhause trafen die Herren auf Fräulein Irene, die ihrer bereits geharrt zu haben schien; wenigstens ließ sich ihr Erröthen und ihre

sichtbarliche Verlegenheit dahin deuten. Edmund bemerkte dies aber glücklicher Weise nicht, da Herr Dillinger eben zu ihm sagte: „Meine Frau müssen Sie bis zum Essen schon entschuldigen, Herr Grotau; sie pflegt ihrer Nervosität wegen spät aufzustehen und ist jetzt wahrscheinlich noch mit der Toilette beschäftigt. Meine Tochter kennt auch alle Schönheiten des Parkes viel besser und wird sich ein Vergnügen daraus machen, Ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Es finden sich in der That landschaftliche Reize darin, die man in Anbetracht der tristen Umgebung hier niemals suchen würde. Nicht wahr, Irenchen?"

Die Angeredete hatte ihre momentane Verlegenheit inzwischen glücklich überwunden und zeigte sich nun mit der ganzen Liebenswürdigkeit einer wohlerzogenen jungen Dame bereit, dem Papa die Pflichten der Gastfreundschaft abzunehmen. Als Grotau ihr galant den Arm bot, legte sie ohne Ziererei die Hand hinein und begann ihres Führeramtes mit Anmuth und Geschick zu walten. Papa Dillinger blieb einige Schritte zurück und benutzte schon die nächste Buschecke, die seinen Anblick dem Paare entzog, um unbemerkt in's Haus zurückzukehren.

Die erste Beobachtung, welche der junge Dichter machte, als er jetzt an der Seite des Fräuleins durch den Park promenirte, war die, daß sie ein allerliebstes Persönchen sei. Schön im künstlerischen Sinne konnte man sie freilich nicht nennen, denn die Einzelheiten ihrer Erscheinung bildeten ein fast bizarres Ensemble, das ihr aber gerade etwas überaus Pikantes verlieh. Sie war zierlich gebaut und dabei sehr kräftig, hatte prachtvolles schwarzes Haar, das sie mit wohlthuender Einfachheit in einen griechischen Knoten gebunden trug, dabei lichte graublaue Augen und ein allerliebstes Stumpfnäschen. Der größte Reiz ihres anmuthigen Gesichtchens bestand aber in einem überraschend zarten Teint und dem wundervollen Colorit ihrer Wangen, deren rosiger Schimmer den Augen des Beschauers förmlich wohlthat.

Er sagte sich, indem er sie verstohlen von der Seite mit Wohlgefallen betrachtete, daß er sich unter allen Umständen gefreut haben würde, ihre Bekanntschaft zu machen, sei es auch, wo es sei, daß er sie aber niemals für eine bedeutende Frau gehalten hätte, sondern höchstens für ein nettes kleines Mädchen, mit dem man gerne scherzt und tändelt, in das man sich vielleicht auch verliebt, mit dem man aber ernste Fragen und zeitbewegende Probleme nicht erörtert. Er war daher für's Erste nicht geneigt, ihre Caprice, von der der gute Papa ihm gesprochen, ernst zu nehmen, noch weniger, die Kleine für ein Räthsel zu halten, wie der offenbar in sie verliebte Vater.

Indeß begannen allmählich die Schönheiten des Parkes wirklich sein Interesse in Anspruch zu nehmen, sodaß seine Aufmerksamkeit zwischen ihnen und seiner Begleiterin sich theilen mußte. Dabei fiel es ihm an-

genehm auf, daß die Hinweise und Erläuterungen der jungen Dame von warmem Naturgefühl durchdrungen waren und von feinem künstlerischem Geschmack zeugten.

Die von der Natur begünstigte ausgedehnte Anlage rechtfertigte in der That den Ruf, welchen sie in der Stadt genoß. In allmählicher Abstufung war Alles vorhanden, von der wildesten Waldromantik bis zur raffinirtesten Parkgärtnerei mit contrastirenden Formen und sanft abgetönten Farben. Der Park war mit einem Wort ein Cabinetsstück, das selbst dem Fürsten Pückler Ehre gemacht haben würde.

Vor einem ziemlich versteckten Buschwinkel, der eine Sitzbank umschloß, hielt Irene plötzlich an. Grotau warf einen fragenden Blick auf sie, den sie damit beantwortete, daß sie sich auf die Bank niederließ und ihn durch eine Handbewegung gleichfalls dazu aufforderte. Als sie neben einander saßen, nahm sie ihren breiten Gartenhut ab, warf ihn achtlos in den Rasen, und begann, indem ihre Finger mit verlegener Hast eine rothe Pfaffenhutblüthe zerpflückten, die sie unterwegs vom Strauche gebrochen:

„Ich muß Ihnen schon in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft ein Geständniß machen, Herr Grotau, da ich fürchte, unser Umgangston möchte sich sonst nicht so harmonisch stimmen lassen, wie ich es in meinem eigenen Interesse wünsche.“

Sie lehnte sich auf der Bank zurück und schaute ihren Nachbar von der Seite an, als erwartete sie einen Beistand bei dem schwierigen Unternehmen. Er aber wollte es ihr nicht zu leicht machen und schaute deshalb mit erwartungsvollem Schweigen vor sich hin. Sie wurde unruhig, kratzte mehrmals mit der Spitze ihres Sonnenschirmchens im Sande herum und brach endlich in die Worte aus: „Papa hat Ihnen gewiß schon wer weiß was von meinem excentrischen Wesen erzählt! Ist's nicht so? Sprechen Sie!“

Grotau schüttelte zur Antwort nur stumm den Kopf. Sie aber fuhr mit fast komischer Erregung fort: „Ich weiß schon, daß es so ist, wenn Sie es auch nicht eingestehen wollen. Aber ich bin wirklich nicht das eigenwillige, verzogene Kind, das Sie in mir vermuthet haben mögen; ich passe nur nicht in die Schablone, nach der heut alle jungen Mädchen geformt werden. Der Horizont, der sich mit einer Verlobung schließt, ist mir zu eng.“

Sie stieß ihren Schirm heftig auf den Boden und schaute Grotau mit trotzigem Gesicht an. Er hatte mit raschem Erstaunen aufgeblickt, fand aber nicht sogleich eine Antwort und machte halb unbewußt nur eine Bewegung mit der Hand, welcher sie in ihrer Erregung sofort eine abfällige Bedeutung beizumessen schien, denn sie fuhr mit fast schluchzender Stimme fort:

„Nun denken Sie schon wieder schlecht von mir. Ja, ja — leugnen Sie nur nicht erst; Sie halten mich jetzt gar für eine Emancipirte; und es ist mir doch Nichts so zuwider, wie das unschöne Gebahren dieser Damen, welche es in allen Stücken den Männern gleichthun möchten und sich dadurch nur zu Caricaturen der Weiblichkeit machen. Nein, wahrhaftig,

solche Ziele habe ich nicht, aber ich habe das brennende Verlangen, meinen Geist mit Etwas zu beschäftigen, zu bilden, zu befriedigen; nur habe ich leider von diesem Etwas noch keine klare Vorstellung. Die Heldin Ihres Dramas hat mir zu denken gegeben, und ihr tragisches Schicksal hat mich tief erschüttert. Ich fühle mich nun erst recht unbefriedigt, und Sie als der Urheber dieses Zwiespalts sind mir Beistand in der Noth und Rechenschaft schuldig."

Sie hatte sich in eine heftigere Erregung hineingesprochen. Bei den letzten Worten war sie aufgesprungen und schaute den Dichter mit einem halb herausfordernden, halb flehenden Blicke an. Er stand gleichfalls auf und begann, um sie zu beschwichtigen, mit ruhiger Stimme: „Sie erregen sich ganz unnöthig, mein gnädiges Fräulein, denn in der Dichtung —" Aber sie fiel ihm sogleich in's Wort:

„Nein, nein! Kommen Sie mir nicht mit dem verbrauchten Vorwande, daß in der Dichtung ganz andere Gesetze gelten, als in der Wirklichkeit. Sie nennen sich einen Realisten, und ich habe sehr wohl herausgefühlt, daß Ihre Figuren keine Hirngespinnste, sondern lebendige Menschen von Fleisch und Blut sind. So sagen Sie mir jetzt kurz und bündig: Giebt es für ein weibliches Wesen, welches über das Niveau der alltäglichen höheren Tochter hinausstrebt, keine andere Möglichkeit, als entweder sich zum Zerrbild der Weiblichkeit zu machen, oder tragisch unterzugehen?"

Grotau war bei ihrer Rede sehr ernst und nachdenklich geworden; er erwiderte erst nach einigem Zögern: „Sie legen mir da eine Frage vor, welche die ganze Cultur unserer Zeit noch nicht zu beantworten vermocht hat. Wie können Sie da von mir, dem Einzelnen, eine befriedigende Lösung verlangen?"

Weit entfernt, sich dadurch beruhigen zu lassen, begegnete sie ihm wiederum mit Heftigkeit, fast mit Härte, indem sie rief: „Weichen Sie mir, bitte, nicht aus; das ist eines ernsten Mannes nicht würdig. Ich bin nicht so thöricht, von Ihnen eine endgültige Lösung der Frauenfrage zu verlangen, aber ich möchte Ihre subjective Meinung darüber hören, weil mir Ihr Schauspiel Vertrauen zu Ihrem Urtheil eingeflößt hat."

Er sah ein, daß er dem seltsamen Mädchen nicht auszuweichen vermochte, und dadurch gewann er den Muth, einmal über das ihn lebhaft interessirende Thema einer Frau gegenüber sich gründlich auszusprechen, während ihn sonst immer das unzureichende Verständniß und die Empfindlichkeit des nach seiner Meinung allzu sehr verzärtelten schönen Geschlechts davon abgehalten hatte. Die Situation war ihm so neu und die Gelegenheit so willkommen, daß eine lebhafte Freudigkeit mehr und mehr von seiner Seele Besitz nahm, welche unversehens seine Urtheilskraft schärfte und seiner Beredsamkeit eine hinreißende Kraft verlieh.

Er setzte dem aufmerksam lauschenden Mädchen auseinander, daß nach seiner Meinung die Frau, welche kein ausgesprochenes Talent und keinen

unbezwinglichen Drang für irgend einen Beruf in sich spüre, von der Natur prädestinirt sei, im Manne aufzugehen; daß es Unrecht sei, ein Mädchen, welches blos eine gute Auffassungsgabe und gesunden Verstand habe, ohne Noth in den Kampf des Erwerbslebens zu drängen; daß solche Frauen, ob sie es sich und Anderen eingestehen möchten, oder nicht, immer unglücklich seien; und daß das gerade die beste Ehe abgebe, wenn die Frau vermöge ihrer geistigen Begabung den Beruf des Mannes mit Verständniß erfassen, seine Freuden und Leiden mitempfinden und seine Interessen bis in's Detail verfolgen könne. Eine solche Frau vermöge als Gattin mehr Segen zu stiften, als wenn sie Medicin studire oder sonst einem modernen Frauenberuf sich in die Arme werfe.

Auf ihre Frage, wie sich ein Mädchen von ausgeprägter Begabung für eine Kunst, eine Wissenschaft oder sonst einen bestimmten Lebensberuf verhalten solle, trat er eifrig dafür ein, daß sie in diesem Falle mit Beiseitesetzung aller kleinlichen Rücksichten und Vorurtheile dem Fingerzeige der Natur Folge leisten müsse. Aber — fügte er mit Nachdruck hinzu — solche Frauen würden nur in seltenen Fällen in der Ehe ihr Glück finden und fast niemals einen Mann von ausgeprägter Individualität glücklich machen. Die Ehe sei eben für die Frau ein Beruf, der alle ihre Kräfte und Fähigkeiten in Anspruch nehme, und zween Herren könne auf die Dauer Niemand mit Erfolg dienen.

Irene war während seiner Rede immer nachdenklicher geworden, und während sie sich Anfangs als scharfsinnige Opponentin erwiesen, war sie zuletzt gänzlich in Schweigen versunken und hatte ihm willig die Führung des Gesprächs überlassen.

Indessen war die Zeit unaufhaltsam verronnen, und Papa Dillinger kam die jungen Leute suchen, um sie zu Tisch zu bitten.

Während der Mahlzeit hatte Grotau Gelegenheit, auch die Frau vom Hause kennen zu lernen. Er fand, daß sie eine gebildete und liebenswürdige Dame sei, die aber augenscheinlich über den Horizont der Frauen des vornehmen Mittelstandes nicht hinauszuschauen vermochte, auch wohl niemals Neigung und Bedürfniß dazu empfunden hatte.

Beide Eltern ließen es sich angelegen sein, ihren Gast zu ehren und nach Kräften zu unterhalten. Zum Dank dafür spann er in seinen Gedanken die Betrachtung aus, welche Caprice der Natur diesem Ehepaare, dem Typus der Durchschnittsmenschen, ein so ungewöhnlich begabtes Töchterlein verliehen habe. Er nahm sich vor, die Bekanntschaft der beiden Söhne zu suchen, um sie einem vergleichenden Studium zu unterwerfen. Vor Allem aber beschloß er, Irene selbst im Auge zu behalten, deren Wesen und Erscheinung auf ihn einen ungewöhnlich sympathischen Eindruck gemacht hatte, und deren Charakter den Dichter in ihm zur Analyse anregte.

Als daher beim Abschied Herr Dillinger ihm warm die Hand drückte und ihn versicherte, er werde sich von Herzen freuen, wenn Herr Grotau seinen Besuch recht bald und recht oft wiederhole, ward es ihm nicht schwer, dies bereitwilligst zuzusagen. Einen bedeutsamen Blick des alten Herrn beantwortete er dabei mit verständnißvollem Lächeln und der leise geflüsterten Bemerkung, er glaube zuversichtlich, die Besorgnisse des Papas bald zerstreuen zu können.

Irene begleitete ihn bis zum Ausgang des Parks, und als er sich dort mit einem freundschaftlichen Händedrucke von ihr verabschiedete, sagte sie mit ungekünstelter Aufrichtigkeit: „Sie sind mir heut noch Etwas schuldig geblieben, Herr Grotau, und ich hoffe, daß Sie sich dessen recht bald erinnern werden. Sie haben mir ein schätzenswerthes Urtheil über die Frauenfrage im Allgemeinen entwickelt, meiner eigenen Rathlosigkeit müssen Sie aber noch besonders zu Hilfe kommen. Adieu denn, auf baldiges Wiedersehen!"

Und ehe er die conventionelle Phrase, die ihm als Antwort auf der Zunge schwebte, ausgesprochen hatte, war sie entschlüpft und hinter dem Gebüsch des nächsten Bosquets verschwunden.

Die Sonne schaute bereits sehr schräg in die städtischen Straßen hinein, als Grotau auf dem Rückwege den Endpunkt der Pferdebahn erreichte und in den Wagen, der eben zur Abfahrt bereit stand, einstieg.

In Gedanken verloren stand er auf dem hinteren Perron und achtete wenig der wechselnden Bilder, welche an seinem Auge vorüberzogen. Er ließ die Erlebnisse des heutigen Tages Revue passiren und vergegenwärtigte sich mit besonderer Sorgfalt Irenens Bild, indem er sich die Frage vorlegte, wie sich sein Verhältniß zu ihr, das in wenigen Stunden ein so vertrauliches geworden war, in der Zukunft gestalten solle.

Ihre anmuthige Erscheinung hatte sich ihm tief in's Herz eingeprägt, und ihr eigenartiges Wesen beschäftigte noch immer seine Gedanken; dennoch war er weit entfernt davon, sie nach Art der leichtentflammten Jugend mit einer Gloriole zu umgeben. Er wußte sich selbst keine Rechenschaft darüber zu geben, warum ihm ihr Bild fortwährend greifbar vor Augen schwebte, und er beschloß endlich, ohne sich weiter mit pedantischen Erörterungen über Grund und Zweck aufzuhalten, noch heut einen Schritt auf dem Wege vorwärts zu thun, der ihn zu intimerer Bekanntschaft mit der Familie Dillinger führen sollte. Um diesen Entschluß vor sich selbst zu rechtfertigen, redete er sich ein, daß ihm Irenens Charakter als Object der Beobachtung besonders willkommen sei.

Als der Pferdebahnwagen die breite Allee passirte, welche im Halbrund die ganze innere Stadt als Promenade umschließt, sprang er ab und begab sich geraden Weges nach dem Clublocal der Casino-Ressource, in dem um die Abendstunde die Herren der sogenannten guten Gesellschaft sich zahlreich zusammenzufinden pflegten.

Er gehörte zwar dem exclusiven Club, dessen Mitgliedschaft nur mit großen Schwierigkeiten zu erlangen war, nicht an, aber er war gelegentlich als Gast dort eingeführt worden und brauchte kein Bedenken zu tragen, hie und da allein hinzukommen, denn Edmund Grotau war seit einigen Monaten eine populäre Figur, und jede Gesellschaft. die er besuchte, fühlte sich durch seine Anwesenheit geehrt.

Während er im Frühstückszimmer eine Erfrischung nahm, erkundigte er sich bei der Buffet-Dame, ob ihr der Regierungsassessor Dillinger bekannt sei. Die Antwort lautete bejahend. Herr Dillinger pflege regelmäßig mehrere Abende der Woche im Clublocal zuzubringen. Auch heute sei er schon erschienen und werde wahrscheinlich nach seiner Gewohnheit drüben im Spielzimmer am Whisttisch sitzen. Er liebe das Whistspiel sehr, sei aber im Gegensatz zu den alten Herren, welche beim Kartenspiel schweigsam und verdrossen, nicht selten sogar unhöflich sich zeigten, ein freundlicher und spaßiger Herr, denn er könne unterhaltend und belehrend sprechen wie ein Buch, so daß man ihm gern und immerfort zuhören möchte.

Edmund unterbrach den Redestrom der ältlichen Jungfrau mit der Bitte, ihm das Aeußere des Herrn ein wenig zu beschreiben, weil er dessen Bekanntschaft gern machen wolle, dies aber ohne Aufsehen bei scheinbar zufälliger Begegnung zu bewerkstelligen gedenke. Er freute sich zwar, daß der Assessor ein solcher Ausbund von Tugenden sein sollte, aber dem Lobliede der offenbar in denselben verliebten Mamsell zuzuhören, war ihm doch zu langweilig.

Das Fräulein sah ihn zwar erst ein wenig mißtrauisch an, gab ihm aber doch nach kurzem Zögern eine so eingehende Personalbeschreibung ihres Lieblings, daß er danach gar nicht fehlen konnte. Er dankte artig und empfahl sich, um das Spielzimmer aufzusuchen. Dasselbe lag, wie ihm wohl bekannt war, jenseits des Billardzimmers, welches er zuvor passiren mußte.

Um in keiner Weise aufzufallen, blieb er dort erst mit der Miene eines Kenners stehen und schaute den kunstgerechten Queue-Stößen einiger Herren eine kurze Weile zu, wandelte dann langsam weiter und nahm schließlich unter der offenen Verbindungsthür Stellung, indem er sich, von der Portiere fast verdeckt, nachlässig an den Pfosten lehnte und mit halb neugieriger, halb gelangweilter Miene bald auf die Billards, bald in's andere Zimmer nach den Spieltischen blickte.

Da er hierbei nur den Zweck verfolgte, unter den Spielern, welche gruppenweise um verschiedene Tische vertheilt waren, sich den Regierungsassessor Dillinger herauszusuchen, um sich ihm dann bei passender Gelegenheit nähern zu können, wollte er sogleich sein Versteck verlassen, als er an dem ihm zunächst befindlichen Tische einen Herrn entdeckte, welcher der Beschreibung des Buffet-Fräuleins entsprach.

In demselben Augenblicke aber hörte er unter dieser Gruppe seinen Namen nennen, und unwillkürlich zog er den bereits vorgesetzten Fuß zurück und blieb unschlüssig hinter der Portière stehen. Ehe er sich noch bewußt wurde, daß er auf diese Weise in die Rolle des Lauschers gedrängt war, vernahm er die Worte:

„Ja, liebster College, ich kann daran beim besten Willen Nichts ändern. Meine Schwester hat einmal an dem Menschen, oder vielmehr an seinem confusen Drama einen Narren gefressen, und mein Alter thut, wie Sie wissen, allemal, was die Kleine sich in den Kopf gesetzt hat; er hat ihn deshalb dringend eingeladen, sein Haus zu besuchen, und nächstens wird wohl die famose Visite erfolgen, denn diese Art nährt sich gern an einer reichen Tafel, wenn's Nichts kostet. Bei dem excentrischen Wesen des Mädchens kann ich natürlich auch weder voraussehen, noch dafür verantwortlich gemacht werden, wie sich die Sachen weiter entwickeln."

Das Gespräch der Herren spann sich noch weiter aus, aber Edmund war nicht mehr Zeuge des Verlaufs. Er hatte genug gehört und war unbemerkt in das Billardzimmer zurückgetreten. Zufällig befand sich dort Niemand, der ihn kannte, und so gelang es ihm, das Clublocal zu verlassen, ohne daß seine Anwesenheit verrathen worden wäre.

Mit einem bitteren Gefühl im Herzen trat er seinen Heimweg an. Zwar schalt er sich selbst mit sarkastischem Lächeln einen Narren, denn er hatte nachgerade oft genug die Beobachtung machen können, daß man in vornehmen Kreisen das Schriftstellerthum wie eine Bohème ansah, und daß namentlich Offiziere und Bureaukraten sich mit ihrem ganzen Standeshochmuth dagegen zu verschanzen liebten, aber das Schmerzgefühl ließ sich doch nicht hinwegspotten, und auch der von dem Bewußtsein des eigenen Werthes getragene Stolz lehnte sich vergeblich dagegen auf.

Eine düstere Stimmung nahm völlig von seiner Seele Besitz und drückte ihn schier bis zum Verzagen nieder. Er blickte auf die Vergangenheit zurück, und es wollte ihn bedünken, als sei sein Leben ein gänzlich verfehltes. Hatte sein Vater nicht doch vielleicht Recht, welcher seine früh schon begonnene Dichterei stets als eine brotlose Kunst zu bezeichnen liebte? und hätte er nicht besser gethan, das philologische Studium, dem er sich einst mit Lust und Liebe gewidmet, weiter zu verfolgen? Dann wäre er jetzt wohlbestallter Oberlehrer oder gar vielleicht schon außerordentlicher Professor an einer Hochschule, hätte Rang und Titel und besäße für die bürgerliche Werthschätzung eine feste und verhältnißmäßig hohe Position.

Was half ihm nun der glänzende Erfolg seines Dramas; was half ihm das Gefühl seiner schöpferischen Kraft und das Bewußtsein, nicht blos für die Fristung des eigenen Lebens, sondern auch für die Cultur der kommenden Jahrhunderte zu schaffen? Für all das hatte die Mitwelt kein Verständniß, und selbst in den Augen der sogenannten Gebildeten war er Nichts, als ein Mensch, der seinen Beruf verfehlt hatte, und dem man

vernünftiger Weise nichts Anderes zutrauen konnte, als daß er durch Schmarotzen die fehlende Grundlage eines soliden bürgerlichen Einkommens zu ersetzen suchte.

Als jugendlicher Idealist hatte er bisher immer geglaubt, die dichterische Begabung sei ein Gnadengeschenk des allgütigen Gottes, — jetzt war er versucht, in ihr einen schrecklichen Fluch zu erblicken.

Also mit seinem Schicksal habernd, war er lange Zeit planlos durch die Straßen der Stadt geirrt. Die Nacht hatte völlig ihre Herrschaft angetreten, und in langen Reihen brannten die Gaslaternen, als er endlich seiner Heimstätte zuwandelte. Mit einem Gefühl des Unbehagens betrat er das einsame Arbeitszimmer. Obgleich er kein Verlangen nach irgend einer Beschäftigung in sich spürte, zündete er gewohnheitsmäßig die Lampe an und schaute zu, ob Briefe für ihn eingelaufen seien.

In der That lag auf der Platte des Schreibtisches ein zierliches Couvert mit umfänglicher Füllung. Die Schrift der Adresse war offenbar von Damenhand. Da weder Marke noch Stempel darauf zu sehen war, mußte der Brief durch einen Privatboten in's Haus gebracht worden sein.

Grotau berief die Wirthin in's Zimmer und empfing von ihr die Bestätigung, daß ein Diener in Livree vor kaum einer halben Stunde das Schreiben abgegeben habe.

Erst wollte er das Packetchen mißmuthig bei Seite werfen, weil er darin das Geschreibsel irgend einer schwärmerischen höheren Tochter oder eines verrückten Blaustrumpfes vermuthete, zu dessen Lectüre er jetzt am allerwenigsten aufgelegt war; aber er besann sich auf halbem Wege und griff entschlossen nach der Papierscheere.

Die Ahnung, welche ihm dabei die Hand geführt, und welche ihm ein leises Herzklopfen verursacht hatte, fand beim ersten Blick auf den Inhalt ihre Bestätigung. Der Brief war von Irene und lautete also:

„Werthester Freund! Ich stehe noch immer unter der Einwirkung der mit Ihnen gepflogenen Unterredung, die so mächtig ist, daß ich, nachdem Sie sich kaum verabschiedet, zur Feder greifen muß. Ich hatte Ihnen so Vieles zu sagen, Sie um so Vieles zu fragen, und ich habe so wenig herausgebracht. Ja, auch jetzt, da ich ungestört am Schreibtisch sitze, versagen mir die Worte. Ich möchte weinen wie ein Kind, dem sein Kartenhaus eingefallen ist; aber dazu bin ich doch zu alt und zu vernünftig. Ich will daher reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist; vielleicht gelingt es Ihnen, mit der Divination des Poeten herauszufühlen, was mich quält, und was ich doch selbst nicht bei Namen zu nennen vermag. Ich sagte Ihnen heut, daß ich mich nach einem Beruf sehne. Das ist aber insofern unrichtig, als es mir unerträglich sein würde, eine bestimmte Summe von Geschäften tagtäglich maschinenmäßig versehen zu müssen. Das würde mich geradezu todt machen. Aber ich möchte — ja, wie soll ich mich ausdrücken? — ein Feld menschlicher Production mit meinem Geiste erfassen und auf demselben

die unbändige Kraft, welche ich in mir fühle, zur Verwendung bringen. Gelt, das ist Unsinn, was ich da eben niedergeschrieben habe? Aber ich weiß mich wahrhaftig nicht besser auszudrücken. Ob ich für irgend eine Kunst beanlagt bin, weiß ich wirklich selber nicht, aber ich fürchte, nein. Manchmal treibt es mich, irgend eine Empfindung oder Leidenschaft imitirend darzustellen; dann halte ich lange Monologe und bilde mir ein, ich habe das Zeug zu einer großen Schauspielerin; aber wenn ich eine Weile mit mir selber geredet habe, überkommt mich eine große Verzagtheit, und ich weiß gewiß, daß Alles nur ein thörichter Wahn war. Manchmal auch fühle ich den Drang, eine Situation, einen Charakter zu schildern; aber wenn ich die Feder in die Hand nehme, versagt mir die Phantasie. Eine Schriftstellerin kann ich also auch nicht werden. Aber was — rathen Sie, helfen Sie mir! — was soll ich beginnen, um diesen heißen, unwiderstehlichen Drang zu stillen, der mir die Brust beklemmt und mich mit Verachtung für das armselige Treiben meiner Freundinnen und Altersgenossinnen erfüllt? Ich habe schon daran gedacht, in einen Schwesternorden einzutreten, der sich mit Kindererziehung oder Krankenpflege beschäftigt. Aber dann schreckte mich immer wieder die gänzliche Entsagung, denn ich fühle es instinctiv, daß mir das Leben noch Vieles bieten kann und muß. Als ich neulich Ihr Schauspiel gesehen hatte, da stand es bei mir fest, daß Sie der einzige Mensch sind, der mir zu rathen vermag. Ich fühle in mir eine große Geistesverwandtschaft mit Ihrer Heldin, aber ich will und werde nicht, wie jene, ein tragisches Ende finden, denn die Kraft, mich dem Urtheile der Welt erfolgreich zu widersetzen, habe ich, soweit ich über mich selbst im Klaren bin. Das können Sie schon aus dem Umstande schließen, daß ich nach einer erst wenige Stunden alten Bekanntschaft es wage, an Sie, einen fremden Herrn, einen so offenherzigen Brief zu richten, was doch nach dem Sitten-Codex der sogenannten guten Gesellschaft ein strafwürdiges Verbrechen ist. O, kommen Sie recht bald wieder zu uns, damit ich aus Ihrer Unterhaltung Trost und Belehrung schöpfen kann. Sie werden mich dadurch zu ewigem Danke verpflichten.

Irene Dillinger."

Edmund ließ, nachdem er gelesen, das Blatt auf den Tisch sinken und schaute trüben Blickes vor sich hin. Eine Reihe widersprechender Empfindungen klangen in seiner Seele an, aber den Grundton behielt eine bittere Verstimmung, bis die Einbildungskraft ihn unversehens daraus emportrug.

Der Brief des seltsamen Mädchens hatte ihn im Innersten ergriffen. Es klang ihm daraus der Aufschrei eines in Fesseln geschlagenen starken Geistes entgegen, und es überkam ihn fast wie Verwunderung, daß derselbe in dem zarten Körper eines anmuthigen Mädchens hauste.

Die süße Beklommenheit, die er halb unbewußt beim Empfange des Schreibens gefühlt, ward jetzt eindringlicher und deutlicher, und die Sehn-

sucht nach dem liebenswürdigen Geschöpfe, die er sich seit dem Abschiede selbst nicht hatte eingestehen mögen, beherrschte ihn mit einem Male vollständig. Er vergegenwärtigte sich den Spaziergang, den er an ihrer Seite durch den Park gemacht, und seine lebendige Phantasie spann daraus ein liebliches Idyll zusammen, dessen Abschluß ihm in rosiger Dämmerung verschwamm. Dann aber fiel ihm plötzlich ohne jede Vermittelung die Scene im Spielzimmer des Clubhauses ein, und sofort hatte der beleidigte Stolz wieder das Uebergewicht in seiner Seele.

Finsteren Blickes setzte er sich am Schreibtisch zurecht, holte einen Briefbogen hervor und begann mit fliegender Eile zu schreiben:

Mein gnädiges Fräulein!

Ein freundschaftliches Verhältniß muß vor allen Dingen auf rückhaltloser Aufrichtigkeit begründet sein; ich fühle daher die Verpflichtung, mich Ihnen gegenüber frei auszusprechen. Ich gestehe Ihnen offen, daß Ihr liebenswürdiges Wesen, Ihr gewinnender Freimuth und Ihre seltene geistige Begabung schon in den ersten Stunden unserer Bekanntschaft Ihnen mein ganzes Herz gewonnen haben. Ich hätte daher — auch ohne Ihr schmeichelhaftes Schreiben — meinen Besuch sehr bald wiederholt, wenn ich nicht am heutigen Abend, nachdem ich Ihr gastliches Haus verlassen, eine bittere, eine grausam bittere Erfahrung gemacht hätte. Aus derselben habe ich eine zweifache Lehre gezogen. Ich weiß nun, was ich allerdings längst hätte wissen müssen, daß ein Mensch, welcher weder aus einem staatlichen Amte, noch aus einer soliden bürgerlichen Hantirung ein gesichertes Einkommen bezieht, es niemals wagen darf, seinen Fuß in gute Häuser zu setzen, ohne den Vorwurf des Parasitenthums zu riskiren. Und ich weiß ferner, daß es in der von der heiligen Convention beherrschten „guten Gesellschaft" zwei jungen Leuten verschiedenen Geschlechts nicht erlaubt ist, arglos und unbefangen mit einander zu verkehren. Ich bitte Sie, diese beiden zwingenden Rücksichten als Entschuldigungsgründe gelten zu lassen, wenn ich mein Versprechen, Ihr Haus wieder zu besuchen, nicht halten kann. Was Ihre an mich gerichteten Fragen betrifft, so empfehle ich Ihnen, sich damit an Ihre Angehörigen, Ihren Papa und Ihre Herren Brüder zu wenden, denen zweifellos mehr Lebensklugheit zu Gebote steht, als mir. Indem ich Ihnen zum Schluß aus aufrichtigem Herzen das Beste für Ihr hoffnungsreiches Leben wünsche, bleibe ich Ihr ganz ergebener

Edmund Grotau.

Er nahm sich nicht Zeit, das Geschriebene noch einmal durchzulesen, sondern verschloß hastig das Couvert und griff nach seinem Hute, um ohne Säumen nach dem nächsten Briefkasten zu eilen. Er befand sich in einem Zustande nervöser Erregung, welcher jedes ruhige Ueberlegen unmöglich machte.

Erst als er den dumpfen Fall des Briefes im Postkasten vernahm und die aufgehobene Metallklappe von seiner Hand krachend niederfiel, schrak er aus seinem Taumel empor, und es war ihm, als habe er muthwillig sein Lebensglück dahinein in das verschlossene Behältniß geworfen. Er sagte sich, daß er unbedacht gegen sich selbst und grausam gegen ein anderes vertrauendes Wesen gehandelt habe, und ein Gefühl der Beschämung, der ohnmächtigen Wuth und des bittersten Schmerzes überkam ihn; eine augenblickliche Schwäche bemächtigte sich seiner, so daß er sich an die Wand des Hauses lehnen mußte, während ihm zwei heiße Tropfen aus den Augenwinkeln hernieder in den Bart rannen.

Aber schon im nächsten Moment schämte er sich seiner Weichheit, und mit der Hast des Schuldbewußtseins raffte er sich auf und rannte eilig die Straße entlang von dannen. Er wußte selbst nicht, welchem Ziele er zustrebte; nur die heftige Bewegung war ihm Bedürfniß, um die hochgehenden Wogen in seinem Innern zu sänftigen. Endlich trat eine wohlthätige Reaction ein, und hochaufathmend blieb er an einer Straßenecke stehen. Ein Blick in die Runde belehrte ihn, daß er unversehens in einen ganz entfernten Stadttheil gerathen war.

Was nun? Vor seiner öden Wohnung graute ihm. In irgend ein Restaurant oder Café zu treten und sich dort im Gewirr der fremden Menschen noch einsamer zn fühlen, als auf der einsamen Straße, schien ihm noch weniger verlockend. Schließlich erinnerte er sich, daß es Donnerstag war, und daß an jedem Donnerstage in einer bekannten Künstlerkneipe eine fidele Zusammenkunft junger Leute — meistens Maler, Musiker und Schriftsteller — stattfand, bei der auch er zuweilen erschienen war. Ha, das war ein rettender Gedanke! Wer zur Bohème gehört, soll auch in Freud und Leid treu zu ihr halten, sagte er sich. Und ohne Zögern machte er sich zu dem nicht mehr weit entfernten Locale auf.

An diesem Abend gab es im „Potpourri“ — so hieß die Künstlergesellschaft — keinen besseren Gesellschafter und keinen witzigeren Kerl, als Edmund Grotau. Sie hatten ihn ohnehin Alle gern, aber heut übertraf er sich doch selber, und manches vertrauliche Wort, mancher freundliche Händedruck ward ihm zu Theil, wo er früher nur kühler Reserve begegnet war.

Nur Wenige merkten es ihm an, daß er sich selber zu betäuben suchte, und kaum Einer fand dafür einen heftigen Seelenschmerz als Motiv heraus. Er selbst fragte Nichts danach, wie die Andern sich seine gute Laune deuteten, sondern stürmte ohne Aufenthalt weiter, um nur den Abend in des Wortes verwegenster Bedeutung „todtzuschlagen“ und nicht mehr zur Besinnung kommen zu müssen.

Er trank, trank nur Champagner, und zwar mehr, als er sonst bei ruhigem Blute zu thun pflegte. Er wollte sich berauschen, und als er beim Morgengrauen mit heißem Kopf nach Hause rannte, hatte er es wirklich

erreicht, daß ihm die ganze Welt im Allgemeinen und sein Schicksal im Besonderen völlig gleichgiltig war.

In seinem Arbeitszimmer fand er die Lampe noch brennend auf dem Schreibtische; der junge Morgen, der bereits mit rosiger Frische durch die Fenster hereinlugte, ließ ihr Licht in einem grämlich trüben Gelb erscheinen. Edmund verlöschte schnell die Flamme, deren fahler Schimmer ihn unliebsam an seine Stimmung von gestern Abend erinnerte. Er trällerte mit forcirter Heiterkeit ein paar Verse des im Potpourri zuletzt gesungenen Kneipliedes vor sich hin:

Alleweil fidel, fidel, fidel!
Traurt sein darf ma net
Auf dieser Welt — — —,

zündete sich eine frische Cigarre an und warf sich, da er zum Schlafen gar keine Lust verspürte, angekleidet auf die Chaiselongue.

Die blauen Tabakswölkchen stiegen vor seinen verloren blickenden Augen empor, gestalteten sich zu phantastischen Gebilden, flohen sich, haschten sich und verrannen hoch oben an der Zimmerdecke in's Unsichtbare. Beim Anschauen ihres Spiels hatte Edmund bald die reale Welt vergessen. Seine Athemzüge wurden immer regelmäßiger, die Augenlider sanken ihm schwer herab, um endlich sich nicht mehr zu erheben, und seine Seele tauchte in's Wunderreich der Träume.

Ein glückliches Lächeln schwebte um den Mund des Schläfers; es waren wohl freundliche Bilder, die jetzt an ihm vorüberzogen, und für die Unbilden des Tages genoß er jetzt ein reines, ungestörtes Glück.

* * *

In der Casino-Ressource wurde das althergebrachte Johannisfest gefeiert, welches alljährlich am längsten Tage die zahlreichen Mitglieder des fashionablen Clubs zu vereinigen pflegte, ehe man bei Beginn der Schul- und Gerichtsferien in Bäder und Sommerfrischen sich zerstreute.

Der Garten war von tausend bunten Lampions magisch erhellt; in dem großen Saale wurde getanzt, und auf der breiten Terrasse, welche Garten und Saal verband, saßen im blendenden Lichte der elektrischen Bogenlampen zahlreiche Gruppen festfroher Menschen an größeren und kleineren Tischen beisammen, um dem lebendigen Treiben drinnen und draußen zuzuschauen.

Hier klangen zwei Römer mit altem Rebensaft vom Vater Rhein zusammen; dort rann purpurner Burgunder über die Lippen eines grauhaarigen Weinkenners, und da knallte ein Champagnerpfropfen gen Himmel, den prickelnden Geist zu entfesseln, der ungeduldig emporstieg, um in Bälde die Adern des jungen Volks zu durchbrausen.

Im Garten wandelten vornehmlich die Paare, die sich nach dem Tanze abkühlen und erholen wollten. In einem entfernten Winkel hatten sich auf

einer hinter Jasminbüschen versteckten Bank ein Herr und eine Dame zusammengefunden, deren Gesichter von der allgemeinen Freude des Festes verzweifelt wenig widerspiegelten. Die junge Frau wehte sich mit ihrem purpurnen Atlasfächer frische Luft zu, indem sie das auffallend bleiche Gesicht etwas zurückneigte, und der Herr schaute wortlos auf den Kies des Weges nieder.

Vom Hause klangen gedämpft die Töne eines fröhlichen Walzers herüber, aber sie weckten in den beiden jungen Seelen keinen Widerhall. Nach einer langen peinlichen Pause fragte der Herr, unverkennbar nur, um das Schweigen zu brechen, mit belegter Stimme:

„Werden gnädige Frau diesen Sommer ein Seebad besuchen?"

„Nein," war die beklommene Antwort; „mein Mann hat zur Vorbereitung für das Wintersemester die ganzen Ferien über auf der Bibliothek zu thun; da bleibt keine Zeit zum Reisen, und allein mag ich nimmer fort."

Wiederum trat eine Pause ein, und die Beiden lauschten mit finsteren Mienen der Musik, deren muntere Weise wie ein Hohn in ihre Stimmung hineinklang.

Endlich richtete sich die Dame entschlossen auf und sagte, indem sie ihrem Cavalier mit ernstem Blick, aber frei und offen in's Auge sah: „Wir wollen, nachdem wir uns so unvermuthet hier begegnet sind, keine empfindsame Komödie mit einander spielen. Wir haben uns Beide im ersten Augenblick des Wiedersehens gefreut, aber die Freude konnte nicht dauern, dazu ist die Erinnerung, die zwischen uns steht, zu trübe. Lassen Sie uns drum scheiden, ehe die Verstimmung unsere Seelen ganz beherrscht und uns das Andenken an diese Begegnung verdüstert.

„Irene!" rief der Herr dagegen, und es klang wie ein Aufschrei aus tiefstem Jammer. Doch als er ihre Hand ergreifen wollte, stand sie auf und fuhr, einen Schritt zurücktretend, fort:

„Nicht so, Herr Grotau! wir müssen ruhig bleiben und kühl von einander Abschied nehmen; ein Verkehr zwischen uns ist nicht möglich; er könnte zu schwerer Schuld führen."

Sie wandte sich zum Gehen, aber er hielt sie noch zurück und murmelte gesenkten Hauptes mit heiserer Stimme:

„Sie haben Recht, Irene! wir wollen als Freunde scheiden. Aber Eins muß ich Ihnen zuvor noch sagen, und Sie müssen mich anhören. Hegen Sie keine Besorgniß, — ich bin Ihrer Mahnung eingedenk. Ich lese in Ihren Augen, daß Sie edelmüthig einen Theil der Schuld an jener unseligen Trennung unseres jungen Freundschaftsbundes auf sich zu nehmen geneigt sind. Dem muß ich aber entgegentreten. Nur ich habe dies ververschuldet, und Sie haben unschuldig unter meiner Leichtfertigkeit leiden müssen.

Es sind jetzt fünf Jahre darüber hingegangen, aber ich habe noch Alles im Gedächtniß, als wäre es gestern erst geschehen. Lassen Sie es mich

hier aussprechen, — es kann keine Sünde sein, da wir Beide zur Entsagung entschlossen sind und uns schon in der nächsten Stunde auf Nimmerwiedersehen Lebewohl gesagt haben werden, — lassen Sie es mich offen heraussagen: So jung damals unsere Bekanntschaft war, die Liebe saß uns tief im Herzen. Wir schienen vom Schicksal für einander bestimmt, und ich weiß es wie durch göttliche Offenbarung, daß wir in der Vereinigung unser Glück gefunden haben würden. Ich blöder Thor mußte unser Beider Lebensglück durch einen Gewaltstreich vernichten, zu dem mich kindische Empfindlichkeit trieb.

Ich war an jenem Abend zufällig ungesehen Zeuge, wie Ihr Bruder sich abfällig über unser Bekanntwerden äußerte, und statt wie ein Mann zu handeln und durch mein Verhalten mir seine Achtung zu erzwingen, gab ich meiner gekränkten Eitelkeit nach und schrieb Ihnen den nichtswürdigen Absagebrief, der Ihre arglose Kinderseele tief verletzen mußte. So ist's geschehen, und ich allein trage die Schuld."

Er schloß mit einem schweren Seufzer, der fast wie ein Schluchzen klang, seine Rede ab. Irene aber verharrte in ihrem Schweigen, und es war schwer zu unterscheiden, ob sie durch seine Erzählung so ergriffen war, daß ihr die Sprache versagte, oder ob sie aus Pflichtgefühl sich mit festem Willen gegen ihre eigene aufsteigende Weichheit wappnete.

Nach einer trüben Pause fing Grotau wieder an zu reden, aber es klang mehr wie ein Selbstgespräch, als er mit leiser Stimme fortfuhr: „Ich weiß auch ganz genau, was weiter geschehen ist, obwohl ich zeither fern von dieser Stadt war und über Ihr ferneres Geschick von Niemandem Etwas erfahren habe.

Nicht genug, daß ich Sie schnöde verließ, da Ihr unschuldiges Kinderherz sich meinem Blicke vertrauensselig eben ganz erschlossen hatte, trifft mich auch noch der Vorwurf, Sie durch meine superkluge Belehrung an jenem Tage irregeleitet zu haben. Sie haben meine Ansicht über Frauenberuf, die ganz allgemein gehalten war, da ich Ihre eigene Begabung noch gar nicht richtig schätzen konnte, als prophetische Lehre genommen, haben sich in Ihrem Selbstvertrauen dadurch wankend machen und in den gewöhnlichen Lebenslauf der alltäglichen Frauen drängen lassen, obwohl Ihre glänzenden Geistesgaben und Ihr reiches Gemüthsleben Sie zu weit höheren Zielen berechtigten. Sie wollten, meinen Rath befolgend, in Ihrem Gatten aufgehen, seinen Beruf mit Verständniß erfassen und in seinen Interessen Befriedigung für den lebendigen Drang Ihres Geistes finden. Das ist Ihnen aber nicht gelungen, konnte Ihnen auch nicht gelingen, weil Ihre geistige Kraft eine künstlerische ist, die nur in eigenen Schöpfungen Genügen finden kann, — und auch, weil Ihr Mann, ein trockener Gelehrter, für Ihr Wesen kein Verständniß zeigte und Sie an seinem geistigen Schaffen in keiner Weise Theil nehmen ließ. So ist mein Rath, der für tausend andere Mädchen eine Wohlthat gewesen wäre, für Sie zum Fluche geworden.

Denn — Sie mögen es eingestehen, oder nicht, Irene, — Sie sind grenzenlos unglücklich. Eine unglückliche Liebe kann ein starkes Herz überwinden, das Verfehlen eines von Gott vorgezeichneten Lebensberufes niemals!"

Er schwieg und bedeckte die Augen, in denen es feucht schimmerte, mit der Hand. Die Frau machte eine abwehrende Bewegung und zeigte ein finsteres Gesicht. Sie nahm es ernst mit ihren Pflichten und war fest entschlossen, auch an der Seite des einst wirklich innig geliebten Mannes keinen Zoll breit davon abzuweichen. Aber zu widersprechen wagte sie doch nicht; sie fühlte, daß er bittere Wahrheit redete. Ein Geständniß mochte sie ihm indeß nicht machen. Sie begann daher nach einer Pause möglichst unbefangen, wenn auch mit zitternder Stimme: „Sorgen Sie sich nicht um mich, ich bin mit meinen Loose zufrieden. Erzählen Sie mir lieber, wie sich Ihr Lebensschicksal seit jener längstvergangenen Zeit gestaltet hat."

Er fuhr empor, und seine Antwort klang hart und rauh, als er mit heiseren Kehllauten erwiderte:

„Ich? — oh, ich habe gefunden, was ich verdiente. Als ich damals in kindischem Trotze mich von Ihnen wandte, da sagte ich mir: Was zur Bohème gehört, soll sich nicht in andere Kreise eindrängen wollen! Und ich kehrte zur Bohème zurück und habe mir auch aus ihr eine Frau geholt. Sie war ein hübsches, unschuldiges Mädchen. Ihr Vater, ein verdorbener Komödiant, der die Enttäuschung ob seiner künstlerischen Mißerfolge als Restaurateur verschmerzte, hatte sie in stolzer Erinnerung an seine früheren hochfliegenden Pläne zur Bühne erzogen; aber schon bei ihrem ersten Auftreten zeigte sich ihre gänzliche Talentlosigkeit. Seitdem führte sie als Statistin des Stadttheaters ein ziemlich trauriges Dasein, aus dem ich sie endlich durch meinen Heirathsantrag erlöste. Sie ist eine brave und achtungswerthe Frau geworden, aber hausbacken, entsetzlich hausbacken. Um mein dichterisches Streben zu verfolgen, fehlt ihr in gleichem Maße Ingenium wie Bildung. So leben wir neben einander her, ohne uns zu verstehen. Ich verdiene viel Geld mit meinen Dramen und mache ein großes Haus in der Residenz. Es verkehrt bei uns viel fahrendes Volk: meine eigenen Kunstgenossen und Journalisten, Maler, Bildhauer, Musiker u. s. w. Aber glücklich bin ich auch nicht, Irene! Und ich hab's auch nicht verdient."

Er war bei den letzten Worten aufgesprungen und streckte ihr wieder selbstvergessen die Hand entgegen, um die ihrige zu erfassen. Die Geberde sah beinahe hilfeflehend aus, aber die junge Frau bewahrte ihre Haltung, wie weh ihr auch innerlich zu Muthe war. Sie stand gleichfalls auf und sagte, indem sie gelassen seinen Arm nahm:

„Führen Sie mich jetzt in den Saal zurück; dort wollen wir vor Aller Augen von einander Abschied nehmen."

Ein bittrer Schmerz durchzuckte ihn; einen Augenblick wollte er sich vor ihr niederwerfen, ihre Kniee umfassen und die Gluth, die ihn erfüllte, in hellen Flammen emporlodern lassen; aber ein strenger Blick aus ihren

sonst so sanften schönen Augen brachte ihn zur Besinnung. Er folgte gehorsam ihrer Aufforderung, und durch die Gänge des festlich erstrahlenden Gartens schritten die beiden Menschen, welche für einander bestimmt schienen und sich doch nicht angehören durften, langsam dahin, um sich in Gegenwart des Gatten der jungen Frau mit conventioneller Förmlichkeit Lebewohl zu sagen — auf Nimmerwiedersehen!

* * *

Seit dem Zusammentreffen im Garten der Casino-Ressource waren wiederum zwei Jahre verflossen, da saß Edmund Grotau, der berühmte Dramatiker, eines Tages in seinem stilvoll ausgestatteten Arbeitszimmer in der Residenz und schaute mit verlorenem Blick in weite unabsehbare Fernen. Um seine Lippen schwebte noch immer der Zug eines glückseligen Lächelns, das eben seine Züge verklärt haben mußte, und in der Hand hielt er einen mehrblättrigen Brief, den er vor wenigen Minuten zu Ende gelesen hatte.

Der Inhalt hatte ihn unendlich beglückt, und in den Sessel zurückgelehnt, überließ er sich nun rückhaltlos der seligsten Erinnerung.

Der Brief hatte folgenden Wortlaut:

Mein lieber, einziger Freund!

Nach unserer letzten Begegnung mußten wir Beide annehmen, daß wir uns in diesem Leben niemals wieder nahetreten würden. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. Ein längst nicht mehr erhofftes Ereigniß hat meinem Leben eine ganz andere Wendung gegeben, und Sie sind der Einzige, dem ich die Seligkeit, die mich erfüllt, in Worten auszudrücken vermag, da ich gewiß bin, bei Ihnen allein volles Verständniß für meine Gefühle und Hoffnungen zu finden. Ich bin unendlich reich; ich bin vollkommen glücklich, soweit dies bei einem Sterblichen möglich ist; ich habe gefunden, was ich brauchte: einen Beruf, einen hohen, den höchsten Beruf. Mit einem Worte: Ich bin Mutter geworden; der Himmel hat mir einen gesunden, herzigen, lieben Sohn geschenkt, und mit einem Schlage sind meine Augen, die bisher blind waren, geöffnet, ist mein Herz, das bisher todt war, zu frischem kräftigem Leben erweckt.

Ich weiß jetzt, was das Ziel all' meiner unbefriedigten Sehnsucht war, was mein ureigentlicher, mir von Gott zugewiesener Beruf ist, was mich zur Ausnutzung all' meiner Kräfte, zur Bethätigung all' meiner Fähigkeiten, zu lebendigem Wirken und Schaffen führen wird.

Sie hatten ganz Recht: Meine Veranlagung ist eine künstlerische, die nur in eigenen Schöpfungen ihr Genügen finden kann. Jetzt bin ich vor die höchste künstlerische Aufgabe gestellt, die einem Sterblichen werden kann: Ich halte das lebendige Material, das weich und fügsam, zugleich aber

auch spröde und widerstandsfähig ist, in meinen Armen; ich soll daraus einen Charakter formen, und ich bin stolz auf das Thema, das mir der Schöpfer selbst gestellt hat. Ich fühle, daß er mir von seiner Kraft genug verliehen hat, um damit fertig zu werden, und ich werde mit meinem Pfunde wuchern.

Sie aber, Edmund, sollen mein Kritiker sein, denn ich weiß: Sie schauen in die Seele des Weibes, und in die meine besonders, wie in ein offenes Buch. An Ihren Rath werde ich appelliren, wenn ich bei der Förderung meines Kunstwerks auf ungeahnte Probleme stoße, und Sie werden mir beistehen. Mit diesem Versprechen mache ich den kleinen Edmund zum Pathenkind Ihres Geistes.

Mit herzlichem Gruß

Irene.

Edmund Grotau las den Brief wieder und wieder, und er fühlte dabei, daß diese Stunde die glücklichste seines bisherigen Lebens sei.





Max Ring.

Eine litterarisch-biographische Studie.
Mit drei ungedruckten Briefen Karl Gutzkows und Berthold Auerbachs.

Von

Adolph Kohut.

— Berlin. —

Nur wenigen Sterblichen ist es gegönnt, noch mit 80 Jahren schöpferisch thätig zu sein. Die schaffenden Geister, welche so sichtlich der Himmel begnadet hat, wie z. B. einen G. Verdi, einen Th. Mommsen und einen Max Ring in unseren Tagen, kann man an den Fingern abzählen — und es bleiben noch Finger übrig. Soeben erst hat der letztgenannte Greis, der aber weder körperlich noch geistig Zeichen des Siechthums verräth, seine Memoiren herausgegeben und im Vorwort zu denselben, welches von seinem 80. Geburtstage datirt ist, bekundet er eine geradezu bewunderungswürdige Schärfe des Urtheils. Schon Schiller klagte einst, daß die Alten jung und die Jungen alt sind! Wenn man die berühmten Schlesier in der Litteratur, welche noch im hohen Alter Köstliches hervorbrachten, näher betrachtet — ich nenne aus der Fülle der Erscheinungen nur Gustav Freytag, Karl von Holtei und Rudolf von Gottschall — muß man wahrlich unserem großen Nationaldichter Recht geben ... In seinen zweibändigen „Erinnerungen"*) hat zwar Max Ring alles Wissenswerthe und Interessante seines Lebens geschildert, aber doch auch Manches unerwähnt gelassen, was ihm verschiedene Umstände, wohl auch sein bescheidenes und anspruchsloses Wesen, mit Stillschweigen zu übergehen

*) „Erinnerungen" von Max Ring, 2 Bde., Berlin 1898, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt.

geboten; und wenn ich auch im Großen und Ganzen dieses klassische Quellenwerk ganz natürlicher Weise hier benütze, so habe ich doch auch das Eine und das Andere mitzutheilen, was man in den Aufzeichnungen des alten Herrn vergebens suchen würde. Was speciell seine litterarische Bedeutung betrifft, enthält sich Ring selbstverständlich jeder Aeußerung über seine zahlreichen und mannigfachen Schriften — dem kritischen Beurtheiler desselben liegt es daher ob, das dort Fehlende zu ergänzen und dem ausgezeichneten Schriftsteller den ihm gebührenden Platz in der Nationallitteratur anzuweisen.

Das achtzigste Lebensjahr ist zwar ein Grenz- und Markstein des Lebens und der Abschluß des litterarischen Schaffens, aber Max Ring will deshalb keineswegs den Musen entsagen. Als ich ihn am 4. August 1897, anläßlich seines Ehrentages, der in ganz Deutschland mit warmem Interesse gefeiert wurde, zur Vollendung seines künstlerischen Wirkens beglückwünschte, sagte er mir: „Oh, ich bin noch lange nicht fertig — ich arbeite noch immer rüstig fort. Neben meinen ‚Erinnerungen‘ beschäftige ich mich mit vielen anderen Plänen, die ich auszuführen gedenke, wenn mir der Himmel die Kraft und die Gesundheit schenkt.“ In der That ist Max Ring zu seiner Jugendliebe, dem Schauspiel, zurückgekehrt und arbeitet jetzt an einem Drama, dessen Aufführung man mit Interesse entgegensehen kann.

Auch sonst bildet Max Ring als Greis eine rühmliche Ausnahme. Die meisten Nestoren des Geistes sind verbittert, griesgrämig und hypochondrisch und Verkünder der „guten, alten Zeit“ — unser Schlesier hat sich bis heute sein heiteres Temperament, seinen zufriedenen Sinn und seine optimistische Weltanschauung bewahrt, welch letztere sich in allen seinen Werken, namentlich in seinen Gedichten, wiederspiegelt. Unser Poet ist gleich Berthold Auerbach, mit dem er so innig befreundet war, auch ein Denker, ein Philosoph, und deshalb ist nicht allein die dichterische Phantasie, sondern auch der reflectirende Verstand bei ihm in gleichem Maße thätig. Die Seelenruhe, welche ihn auszeichnet, verdankt er den Lehren Spinozas, dessen begeisterter Jünger er ist und dessen pantheistischen und religiösen Standpunkt er mit Bewunderung theilt. Ruhm und Ehre gebührt ihm auch dafür, daß er Zeit seines Lebens die Oriflamme der Glaubens- und Gewissensfreiheit, des politischen und fortschrittlichen Gedankens hochhielt. Stets huldigte er in Wort und Schrift auf religiösem Gebiete einer umfassenden Duldung und bekämpfte deshalb die kirchlichen Auswüchse. Ein Achtundvierziger von altem Schrot und Korn, hat er nie die Ideale seiner Jugend verleugnet, hat er nie seine freiheitlichen Anschauungen gewechselt und dem Streberthum und der Carriere-Macherei auch nicht die geringste Concession gemacht. In der Kunst freilich war er weniger radical. Hier suchte er das Ideal mit der Wirklichkeit zu versöhnen und in der realen Welt überall Poesie zu finden, ebenso sehr ein Feind des rohen und gedankenlosen Naturalismus, wie der krankhaften und bleichsüchtigen Romantik.

Vor Allem war Max Ring im Leben wie in der Dichtung ein Freund der Wahrheit — und diese Lauterkeit seiner Gesinnung, diese Offenheit seines Wesens und Reinheit seines Empfindens verleiht auch seinen Schriften einen hohen Reiz.

Abgesehen jedoch von dem eigenen köstlichen, arbeitsamen Leben Max Rings, erscheint er uns zugleich wie die wandelnde Chronik des 19. Jahrhunderts. Mit vielen hervorragenden und hochinteressanten Zeitgenossen ist er in Berührung gekommen und ist mit ihnen mehr oder weniger intim befreundet gewesen; und da er stets ein scharfer und gewissenhafter Beobachter war, weiß er uns von ihnen, ihrem Denken und Fühlen, ihrem Thun und Treiben viel Belehrendes und Unterhaltendes zu erzählen, und wir blicken durch seine Vermittelung zuweilen hinter die Coulissen der Welt-, Litteratur-, Cultur- und Theatergeschichte.

Max Ring wurde am 4. August 1817 im schlesischen Städtchen Zaudit, Kreis Ratibor, geboren. Sein Vater hatte die Branntweinpacht auf den oberschlesischen Gütern des Ministers Graf Haugwitz inne, und zwischen dem Staatsmann und seinem Beamten entwickelte sich mit den Jahren ein freundschaftliches Verhältniß. Die Liebe für die Natur erwachte schon frühzeitig in dem Jüngling; an der Seite seines Vaters wanderte er täglich durch Felder und Wiesen, auf denen tausende von gelben, blauen und rothen Schmetterlingen um die bunten Blumen flatterten und glänzende Käfer im Grase herumschwirrten. Von tüchtigen Hauslehrern, begeisterten Anhängern der Pestalozzi'schen Methode, vorgebildet, entwickelte sich im lebhaften und aufgeweckten Knaben bald die Lust zum Studium und zum Produciren. Noch nicht zehn Jahre alt, verfaßte der Wunderknabe sein erstes Gedicht: „Das Veilchen", welches im „Oberschlesischen Wanderer" in Gleiwitz abgedruckt wurde. Auf dem Gymnasium zu Ratibor machten seine deutschen Aufsätze Aufsehen; dort war es auch, wo er mit seinem Mitschüler, dem später so berühmt gewordenen Kliniker Louis Traube, eine Freundschaft für's Leben schloß. Schon damals lernte er, zumeist im Hause seines Vaters, sehr originelle und merkwürdige Persönlichkeiten kennen, so z. B. den genialen, aber leichtsinnigen Fürsten Felix Lichnowsky, der am 18. September 1848 gelegentlich des Frankfurter Aufstandes vom Pöbel ermordet wurde, den abenteuerlichen Wit, genannt von Döring, einen Freund Carl Sands, des Mörders Kotzebues, einen höchst extravaganten Menschen, und noch Andere. Nachdem er auf dem Gymnasium in Oppeln das Abiturientenexamen bestanden hatte, besuchte er die Breslauer Universität, um dort Medicin zu studiren. Diese Breslauer Studentenjahre bilden noch jetzt, in der Erinnerung des Greises, das höchste Entzücken desselben. Er hörte dort u. A. die philosophischen Vorlesungen des geistvollen Braniß, der sich durch große Klarheit und dialektischen Scharfsinn auszeichnete, den berühmten Historiker Wachler, den Naturphilosophen Nees von Esenbeck, den Anatomen Otto, den Physiologen Purkinje, der durch seine Ab-

handlung: „Ueber das Sehen in subjectiver Hinsicht" die Aufmerksamkeit Goethes erregt hatte, den Chirurgen Benedict und trat zu den meisten der genannten Professoren in ein freundschaftlich-gemüthliches Verhältniß. Auch mit den litterarischen und publicistischen Größen des damaligen Breslau wurde der junge Bruder Studio bekannt. Unter diesen befanden sich einige Charakterköpfe, so z. B. der Baron v. Baerst, der Leiter der „Breslauer Zeitung", welcher Willibald Alexis den Stoff zu der interessanten Novelle „Novelli Acerbi", deren Held Baerst war, geliefert hat; dort ergab sich denn Ring dem — „Laster" der Poesie. In den Breslauer Tages- und belletristischen Blättern veröffentlicht er seine litterarischen Sünden, welche aber schon in weiteren Kreisen Beachtung fanden. Breslau war damals noch reich an allerlei Originalen, die uns Ring in köstlichen humoristischen Genrebildern vorführt. Da war u. A. der Professor Regis, der bei Tage schlief und in der Nacht promenirte, der Antiquar Ernst, welcher behauptete, daß die Erde ein lebendes Wesen sei, das Respirationsorgane, Gehirn- und Sehwerkzeuge habe; der Eisenbahndirector Lewald, ein Onkel der Fanny Lewald, gefürchtet durch seine sarkastischen Bemerkungen, der alte, reiche Junggeselle Fränkel, der sich kein Vergnügen gönnte und auf die Vorstellungen seiner Freunde, sich doch auch zu amüsiren, erwiderte: „Wenn ich das will, brauch ich kein Geld auszugeben; ich esse nur zwei Stunden später als sonst, und wenn ich recht hungrig bin, habe ich dann ein großes Vergnügen, das Nichts kostet."

1838 begab sich der Student der Medicin nach Berlin, um dort seine Studien zum Abschluß zu bringen. Durch Empfehlungsbriefe lernte er auch in der Hauptstadt Preußens interessante Persönlichkeiten, von denen ich nur den berühmten Orientalisten Leopold Zunz und den Juristen Professor Gans nenne, kennen.

Zu einigen seiner Lehrer, wie z. B. dem genialen Chirurgen Dieffenbach, fühlte er sich mächtig hingezogen, und er hatte ihren anregenden Vorlesungen und privaten Belehrungen viel zu danken. Hier war er ein fleißiges Mitglied der von dem Witzbold Moritz Gottlieb Saphir gegründeten litterarischen Vereinigung „Tunnel über der Spree", wo von Zeit zu Zeit dichterische Wettkämpfe veranstaltet wurden. Zu den Mitgliedern dieser amüsanten Vereinigung zählten damals u. A. der spätere famose Cultusminister Heinrich von Mühler, der spätere Justizminister Heinrich Friedberg, der Hofschauspieler und nachherige Geheime Hofrath und Vorleser des Kaisers Wilhelm I. Ludwig Schneider. Ueberdies gehörte er einem zwanglosen Verein geistig hochstehender und strebender Männer an, von denen ich nur folgende nenne, die später zu Ruhm und Ansehen gelangten: Moritz Carriere, Heinrich Bernhard Oppenheim und Wilhelm Wolfsohn. Ebenso wurde er mit interessanten Frauen, wie z. B. mit dem Goethe'schen „Kind", Bettina von Arnim, bekannt, in deren

Salons sich die verschiedensten, oft schroff einander gegenüberstehenden, Elemente versammelten.

Selbstverständlich beschränkte sich der Umgang Rings nicht allein auf Gelehrte, Dichter und Schöngeister überhaupt, sondern er kam auch mit namhaften Schauspielern, so mit Eduard Devrient und Carl Seydelmann, in Berührung. Letzterer, ein geborener Schlesier, interessirte ihn ganz besonders. Sie waren es auch, die ihn für das Theater mit Schwärmerei erfüllten und ihn zu einem eifrigen Theaterhabitué machten.

Nachdem Ring 1840 sein ärztliches Doctor- und Staatsexamen gemacht hatte, zog er sich nach Breslau zurück, um dort zu prakticiren. Besonders beschäftigte ihn damals das neu erwachte politische Leben nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. Die ganze kleinstaatliche Misère konnte der junge 22jährige Arzt aus eigener Anschauung durchkosten, als er fürstlicher Hof- und Leibarzt des Fürsten von Pleß werden sollte. Eine freimüthige Aeußerung verdarb seine Carriere. Der hohe Herr nahm Anstoß am jugendlichen Alter des Doktors. Bei der Audienz sagte ihm Serenissimus: „Die Erfahrung bleibt für mich die Hauptsache. Ich gestehe Ihnen offen, daß ich für meine Person mehr Vertrauen zu einem alten Schäfer, als zu einem so jungen Arzt habe."

Vorschnell ist die Jugend mit dem Wort.

„Hoheit haben ganz Recht," erwiderte nämlich Ring, „wenn es sich nicht um kranke Menschen, sondern um Schafe handelt."

In Gleiwitz, wo sich der Sohn Aesculaps hierauf niederließ und jahrelang segensreich wirkte, hatte er Gelegenheit, Land und Leute in Oberschlesien, die Millionäre und Grubenbesitzer, neben den Bergleuten und Armen, genau kennen zu lernen. Er hatte Gelegenheit, in Mysterien, welche sich in angesehenen Häusern der Aristokratie zuweilen abspielten, eingeweiht zu werden, welche ihm später dankbaren Stoff zu seinen Erzählungen lieferten. Besonders erschütternd wirkte auf ihn der zu jener Zeit grassirende „oberschlesische Hungertyphus", welcher ihm zugleich einen ausgedehnten ärztlichen Wirkungskreis eröffnete. Er schrieb damals seine Erlebnisse nieder, um sie zum Besten seiner hungernden und nothleidenden Landsleute herauszugeben, aber die Censur verbot die Veröffentlichung. Er opferte gerne seine Zeit und seine Gesundheit und war glücklich, wenn er helfen und retten konnte. Einmal wäre er beinahe das Opfer eines Attentats geworden, indem ihn ein Fieberkranker in Zabrze, ein Executor, gegen den die gerichtliche Untersuchung, wegen Unterschlagung amtlicher Gelder, eingeleitet war, erschießen wollte, weil der Unglückliche den Arzt für den Untersuchungsrichter hielt.

Das „tolle" Jahr 1848 verlebte Ring in Breslau. Er war ein fleißiger Besucher des demokratischen Vereins, wo er viele in- und ausländische Führer der Demokratie kennen lernte, so z. B. Michael Bakunin, den russischen Agitator, eine herkulische Gestalt, von seltener Beredsamkeit,

der einst, in Gegenwart Rings, zu Berthold Auerbach sagte: „Wenn wir siegen, lieber Auerbach, so lasse ich Sie, so leid es mir auch thun würde, ohne Barmherzigkeit hängen," worauf ihm der kleine, untersetzte Auerbach gemüthlich erwiderte: „Wenn Sie nicht vorher in ein Irrenhaus gesperrt werden."

Inzwischen hatte der junge Poet 1839 zusammen mit dem Mediciner Fränkel einen Band „Gedichte"*) veröffentlicht, also zuerst als Lyriker debütirt. Diese Gedichte wurden im Allgemeinen wenig beachtet, was sehr bedauerlich ist, denn die Gedichtsammlung enthält manche Perle der Stimmungsmalerei. Besonders bemerkenswerth waren die Zeitgedichte und die Schilderungen aus der Geschichte und dem Culturleben des jüdischen Volkes. Noch jetzt ergreifen uns die Bilder, welche uns der Verfasser aus der Zeit des oberschlesischen Hungertyphus vorführt. Aus der Fülle dieser tragischen Poesie sei nur das nachstehende, kleine Poem mitgetheilt:

Der arme Bauer.

Die Kühe hat er vom Nachbar geborgt,
Die Leiche zum Kirchhof zu tragen.
Den Sarg aus rohen Brettern besorgt,
Mit der Axt zusammengeschlagen.
Und wie der Nagel den Deckel durchdringt,
Da weint der arme Bauer und singt:
„Daß Gott sich unser erbarme."

„Die Kinder liegen im Fieber mir krank,
Wer soll die Kleinen jetzt pflegen?
Wer reicht den kühlen, erfrischenden Trank
Den brennenden Lippen entgegen?
Die Mutter todt, die Kinder verwaist,
Der Du die Vögel des Himmels speist,
Daß Gott sich unser erbarme!

Leb' wohl, mein Weib! Du gehst nun fort,
In den Himmel kommst Du noch heute.
O, klage dem lieben Herrgott dort
Die Noth der hungernden Leute.
Vielleicht, daß er auf uns auch blickt,
Uns einen Engel zum Troste schickt.
Daß Gott sich unser erbarme!"

Aber auch neckische, scherzhafte, frische Lieder, voll Liebe, Licht und Frohsinn, gelingen dem Dichter trefflich. Man lese nur das allerliebste Gedichtchen:

Was Liebe ist.

Bei den Weisen und Gelehrten,
Den berühmten, hochverehrten,
Forscht' ich nach der Liebe Grund;
Niemand konnt' ihn klar mir sagen,
Mocht' ich auch so Viele fragen,
Keiner thut mir Wahrheit kund.

*) Eine zweite Auflage erschien 57 Jahre später, Berlin 1896, 148 S.

Da fragt' ich mein Mädchen scherzend,
Unter Kosen und sie herzend,
Ob, was Liebe sei, sie wüßt'?
Zärtlich hielt sie mich umfangen,
Küßte mich voll Lust und Bangen,
Gleich wußt' ich, was Liebe ist . . ."

Die spinozistische, überhaupt philosophische Lebens- und Weltanschauung des Poeten tritt am schlagendsten in seinen „Sprüchen und Gnomen" zu Tage, die manchmal an Goethes „West-östlichen Divan" erinnern. Hier nur einige kleine Pröbchen:

Was nützt dem Vogel der Federn Pracht?
Hat er kein Lied in der Kehle?
Was nützt dem Weibe der Schönheit Macht,
Hat sie kein Herz, keine Seele?

Ruhig ertragen
Und still entsagen,
Ob Du groß sein magst oder klein,
Wird's Deines Lebens Sonne sein.

Die Welt ist weder so gut, noch so schlecht,
Zum Weinen nicht, noch auch zum Lachen.
Die Welt ist gerade so schlecht und gerecht,
Wie wir und wozu wir sie machen.

Das Paradies ist uns noch nicht verloren;
Es wird mit jedem Kinde geboren.
Soll es für Alle neu blühn auf Erden,
Müssen die Alten wie Kinder werden. —

Außer in Gelegenheitsgedichten hat merkwürdiger Weise Ring seitdem in keiner Form der lyrischen Poesie sich versucht. Er begann vielmehr als Prosaist und zwar als Publicist und Feuilletonist der „Neuen Oder-Zeitung", und seine lebhaften und plastischen Schilderungen zeugten von so viel Phantasie und Gestaltungskraft, daß es kein Wunder war, wenn ein unternehmender und intelligenter Breslauer Buchhändler, Namens Urban Kern, ihm den Vorschlag machte, ihm einen Roman zu schreiben. Das Honorar, welches dieser Verleger bot, war ein so lockendes, daß Ring nicht widerstehen konnte. So entstand sein erster Roman: „Berlin und Breslau", welcher von der Kritik und Presse sehr wohlwollend aufgenommen wurde und trotz seiner Fehler die Tatze des Löwen verrieth.

Es dürfte nur Wenigen bekannt sein, daß „Berlin und Breslau" Karl Gutzkow die erste Anregung zu seinem großen culturgeschichtlichen Roman: „Die Ritter vom Geist" gab. Durch diese Schöpfung machte er auch die Bekanntschaft mit Berthold Auerbach, der sich nach dem Tode seiner ersten Frau, bei seinem Schwiegervater, dem Bankier und Oberlotterie-Collecteur Moritz Schreiber, in Breslau aufhielt. Diese Bekanntschaft entwickelte sich zu warmer Freundschaft für's ganze Leben. Der Dichter der

„Schwarzwälder Dorfgeschichten" ermunterte und förderte seinen jüngeren Collegen bei jedem Anlaß; er war ein unerbittlicher Kritiker, und wenn er manchmal gar zu arg nörgelte, so geschah dies durchaus nur in selbstlosem Interesse.

Aus der Fülle der bisher ungedruckten Briefe Berthold Auerbachs an Max Ring seien nur die nachstehenden zwei, welche auf die kameradschaftlich-freundschaftlichen Beziehungen der beiden Dichter ein helles Streiflicht zu werfen geeignet sind, hier mitgetheilt:

I.

Ich muß mir selber einen Ruck geben, um endlich doch wieder einen Brief zu schreiben. Das wird mir ein ganzes Jahr schwer und nun zumal im Frühling! Und Frühling ist es, lieber Ring; ich bin im Wandern so lustig und möchte immer jodeln, daß ich mich oft selber an den alten Kerl besinnen muß, der 46 Jahre alt ist und schon gar viel, viel erlebt hat.

Vor Allem also herzlichen Glückwunsch zur neuen Behausung! Sei Euch die Muse darin hold! Und wie versprochen, sollt Ihr bald einen Musendiener darin aufhängen — das Bild in Lebensgröße oder vielmehr in Lebenskleine, für die Freunde lithographirt, ist fertig, und ich warte nur auf die Gelegenheit, es cum aliis zu schicken. Die „Hökerin" und den „Geheimrath" habe ich gelesen. Erstere hat unter dem Theatermäßigen das specifische Naturell, das ich mir dachte, eingebüßt; der Geheimrath dagegen ist einfach gut in Anlage und Ausführung, nur scheinen mir die Farben etwas grell. Details möchte ich lieber besprechen als darüber schreiben. Kommen Sie doch einmal den Sommer zu uns! Es wird mich freuen, auch des Verlegers wegen, wenn Sie meine gesammelten Schriften folgemäßig in der Voss. Zeitung*) anzeigen. Ich habe diese Ausgabe sorgfältig gemacht und lasse mich keine Mühe dabei verdrießen.

Zugleich lege ich hier eine Notiz über einen Freund bei, die Sie gefälligst in die Vossische bringen und mir baldigst unter Kreuzband die betreffende Nummer schicken.

Von meinem Drama höre ich gar nichts mehr; und trotz Ihrer freundlichen Mahnung komme ich doch nachgerade dazu, mich an der Erzählung genügen zu lassen, da bin ich von Niemand abhängig, und je mehr ich das Theater näher ansehe, um so mehr sehe ich, was mir eigentlich im Guten und im Bösen dazu fehlt.

Auch mir wäre es lieb, wenn ich Sie näher bei mir hätte. Ihre resolute Art thut wohl, und ich glaube, auch Ihnen etwas sein zu können. Aber jede Ortsveränderung revolutionirt mein ganzes Wesen, drum kann ich auch nicht reisen, und ich habe noch viel vor, was ich in stetiger Weise gerne absolvirte.

Ich habe noch bis tief in den Sommer mit meinen Gesammelten Schriften zu thun und sehne mich danach, Neues produciren zu können. Ich bin vollgeladen mit Vielerlei, aber auch mit vielen herzlichen Grüßen an Euch und Eure Frau.

Dresden, 27. April 1857. Euer

Berthold Auerbach.

II.

Du thust mir bitter Unrecht, lieber Max Ring, wenn Du auch nur scherzweise wegen Nichtschreiben mich schiltst. Ich bin von so vielerlei im Leben beansprucht und habe nun endlich das seltsame Fieberglück, ganz in einer neuen Arbeit zu brennen, daß ich nur sehr schwer die Brieffeder ansetze.

Ich lebe hier mit meinem Schreiber seit dem 4. Mai einsam auf dem Rochusberg und sehe noch gar nicht ab, wenn ich den Schwarm von dichterischen Gestalten, der mich auf Schritt und Tritt, im Schlafen und Wachen, begleitet, erlöse oder auch nur ablöse.

*) Max Ring war Kritiker des Blattes.

So kann ich auch jetzt nichts lesen.

Ich habe von Deinem Roman — für dessen Uebersendung ich Dir bestens danke, nur den ersten Band gelesen, und muß doch davon weg.

Ich habe also durchaus kein Recht, zu urtheilen, aber das muß ich Dir doch sagen: Du hast, nach meiner Ansicht, den Fehler gemacht, uns keine Sympathie für den Helden einzuflößen. Ich weiß wohl, es giebt auch den anderen Hebel: die Spannung, aber — wenigstens ich kann nicht anders empfinden — die Spannung, das Neugierigkeits-interesse allein genügt nicht.

Sodann hättest Du auch bei dem zweiten Abdruck — wie sich's so leicht macht — etwas mehr Sorgfalt auf die formelle Fassung wenden können. Ich meine z. B. die Reduplikationen in ein und derselben Sache: Seite 27 heißt z. B.: „Bis zum Grunde — Täuschung" und dasselbe ist schon im Vordersatze gesagt. S. 46: „Bleiben könnte, weilen durfte". Dann die bequeme Ausdrucksweise S. 49: „Zum glücklichsten der Väter machte", S. 141: „Um eine Welt zu weit." S. 170: „Es giebt allerdings Schluchten, wohin kein Sonnenstrahl dringt." S. 202: „Aeußere Bedürfnisse, Noth des alltäglichen Lebens, gemeiner Wirklichkeit" — das ist 3 für 1. S. 19: Sie verband mit einem Charakter à la Maintenon die zierlichste Figur" — mit einem Charakter eine Figur verbinden! In Deinen so frischen Feuilletons machst Du nie derartiges, warum in Deinem Roman?

Da hast Du nun einige so unvollkommene, wie vielleicht unwillkommene Bemerkungen, aber Du bist ein braver Kerl und mußt, wenn es Dich auch anfangs verdrießt, doch sagen: der Auerbach meint es ehrlich mit mir, und ich muß aufmerksamer auf mich sein.

Ich wiederhole, daß ich in's Centrum Deiner Arbeit noch nichts drein reden kann. Ich hoffe, das im Winter mündlich zu thun, und das gesprochene Wort hat nicht so viel Widriges als das geschriebene.

Ich vertraue Dir, daß Du meine Bemerkungen als vom Freunde kommend aufnimmst.

Nächste Woche kommt meine Frau und meine Tochter. Meine Knaben bleiben zunächst im Institut. Wenn ich zeitig genug fertig werde, möchte ich noch nach Karlsbad. Ich hoffe, daß wir zum Winter wieder gut mit einander in der Köthener Straße sitzen und allerlei Vergangenes und Vorzunehmendes besprechen.

Grüße mir herzlich Deine Frau und Deine Kinder.

Rochusberg bei Bingen, 25. Juni 1867.

Dein alter

Berthold Auerbach.

Um Berthold Auerbach sammelte sich in Breslau ein Kreis von Verehrern und Freunden, unter denen mancher Charakterkopf erwähnt zu werden verdient. So z. B. Robert Gieseke, ein verbummeltes Genie, Louise Mühlbach, die furchtbar fruchtbare Romanschriftstellerin, die Romane schnell wie Strümpfe strickte, ebenso geschickt, eine gute Mehlspeise zu bereiten, wie einen mehrbändigen Roman zu schreiben.

Intime Freundschaft verband Max Ring auch mit dem Schwager Berthold Auerbachs, dem unglücklichen Dichter und Philosophen Heinrich Landesmann (Hieronymus Lorm), die bis zum heutigen Tage andauert.

Als einflußreicher Theaterkritiker in Breslau hatte Ring reichliche Veranlassung, mit allen Berühmtheiten des deutschen Theaters und ausländischer Bühnen, welche in der schlesischen Hauptstadt gastirten, bekannt zu

werden, und er giebt von einigen derselben sehr treffende, zum Theil ergötzliche Schilderungen.

Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken, und auch Ring fühlte, daß er sein Talent in Berlin besser werde verwerthen können, als in Breslau; so entschloß er sich, im October 1850 nach der preußischen Metropole zu übersiedeln, wo er denn auch nunmehr seit 48 Jahren ununterbrochen lebt.

Hier war es vor Allem das Theater, welches ihn reizte, und für welches er mit Eifer thätig sein wollte. Er schrieb mit heißem Bemühen Lust- und Schauspiele und Tragödien und suchte mit dem Intendanten der königlichen Schauspiele, Herrn von Küstner, Verbindungen anzuknüpfen. Ebenso trat er namhaften Größen der Bühne näher: der großen Tragödin Auguste Crelinger, der reizenden Vertreterin weiblicher Dulderinnen Frau Hoppe, der berühmten Sängerin Wilhelmine Schroeder-Devrient und den ausgezeichneten Schauspielern: Ludwig Dessoir, Theodor Döring, Bogumil Davison u. A.

Hier ist es nun der Ort, ein Wort über den Dramatiker Ring zu sagen. Schon in Gleiwitz entwarf und führte er zum Theil ein Trauerspiel aus, dessen Held der spanische Arzt Michel Servet war, welcher wegen seiner freisinnigen Glaubensansichten vom Reformator Calvin in Genf angeklagt und zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt wurde. Die Darstellung des Kampfes zwischen Glauben und Wissen, zwischen Autorität und Freiheit hatte für ihn etwas ungemein Anziehendes, das Stück gefiel sehr; namentlich entzückte Wilhelm Kläger als Calvin das Publicum.

Von seinen Schauspielen war wohl das bedeutendste das fünfactige: „Ein deutsches Königshaus", ein Vorläufer der Wildenbruch'schen patriotischen Stücke. Der Dichter führte uns in der Heldengestalt des großen Kaisers Otto den gewaltigen Kämpen für die Macht und Einheit der deutschen Stämme vor. Um diesen Recken gruppirten sich, theils ihm zur Seite, theils ihm feindlich gegenüber stehend, seine beiden Brüder: Heinrich von Bayern und der Erzkanzler Bruno, sein Sohn Rudolf von Schwaben, sein Schwiegersohn Konrad von Lothringen und die beiden romantischen Frauengestalten Adelheid und Ida. Von großer dramatischer Kraft und theatralischer Wirkung war namentlich die Schlußscene des 3. Actes, wo Otto seinem Sohn und Schwiegersohn gegenüber sich in voller Majestät aufrichtet und die Empörer durch die Hoheit seiner Erscheinung und die Wucht seines Zornes niederschmettert. Die Kritik rühmte die Sprache des Schauspiels, so z. B. die poetische Erzählung von dem räthselhaften weißen Ritter in der Schlacht, die Ansprache Ottos an die Fürsten und die grollenden Worte in der Empörungsscene sowie in der Sitzung des Fürstengerichtes.

Zu den patriotischen Dramen gehörten noch: „Die deutsche Landesmutter," und „Von Jena nach Waterloo", worin namentlich Charlotte Wolter glänzte.

Von seinen zahlreichen Lustspielen wurde am meisten gegeben: „Unsere Freunde“, ein politisches Intriguenlustspiel in 5 Acten, à la Scribes: „Ein Glas Wasser.“ Sowohl die Charakterzeichnung der handelnden Personen, wie das Zeitcolorit und die satirische Schilderung der Hofintriguen und Kabalen müssen vortrefflich genannt werden. Der Verfasser geißelte darin das Unheil, welches oft durch die allzu große Dienstfertigkeit unserer Freunde über uns hereinbricht.

Reizend ist das einactige Lustspiel in Versen: „Scarrons Liebe“. Dort feiert der Dichter den Triumph des Geistes über Schönheit, Liebe und Vorurtheile. Frau d'Aubigné, die spätere Marquise von Maintenon, verliebt sich in Scarron, einen Krüppel, der sich kaum vom Stuhle rühren kann, indem sie begeistert ausruft:

„So wie Sie eben sind, sind Sie der reichste Mann der Welt.
Ihr Geist, Ihr Herz ist mehr als alle Schätze werth,
Die niemals mich gereizt, die nie mein Sinn begehrt.
Welch' selt'nes Glück, dürft' ich in Ihrer Nähe weilen,
Mit einem solchen Mann sein hohes Streben theilen!
Ich wollte ihm so gern mit schwachen Kräften nützen,
Die Schmerzen sänftigen und seinen Körper stützen,
Sein Lager wollt' ich ihm mit meiner Hand bereiten,
An seiner Seite arm, doch froh durch's Leben schreiten.“

Im Hause seines Freundes Theodor Mundt, des Gatten Luise Mühlbachs, lernte er u. A. Karl Gutzkow kennen, und es entspannen sich zwischen beiden Romanciers Bande der Freundschaft, welche Jahrzehnte lang anhielten, bis schließlich der griesgrämige, verbitterte Verfasser von „Uriel Acosta“ und „Zopf und Schwert“ sogar in dem harmlosen Ring einen Feind, einen Verfolger erblickte.

Wie sehr der als kalt, ironisch und herzlos verschrieene Karl Gutzkow das Bedürfniß nach Freundschaft und Liebe empfand, zeigt der Briefwechsel zwischen Beiden. Zur Kennzeichnung desselben sei nur die nachstehende ungedruckte Zuschrift hier mitgetheilt:

Warum sollte ich die Freundeshand nicht ergreifen, die Sie in Ihrem lieben Brief vom 29. April darbieten? Unsere Zeit ist so trennend, unsere Herzen schlagen so einsam, und doch ist das Bedürfniß engerer Bande da; aber wer wagt sie zu knüpfen? Was man so aus der Jugend im innigen Verkehr mit Anderen mitbringt, das geht bald in die Winde. Dann kommt die Frauenliebe, die unsere Herzen allein erfüllt, dann die Sorge um die materielle Existenz, die unseren Egoismus steigert, und die Gefahr, daß unsere Herzen einschrumpfen, stellt sich zeitig genug ein. Wer rücket sich noch menschlich nahe? Wer gesteht ein, daß er des Anderen bedarf und daß sein Leben ohne Liebe ist? Wir trotzen und protzen und leiden darunter. Also, wenn auch nicht mit Carlos- und Posa-Ueberschwänglichkeit, doch mit warmem Mannesgefühl nennen wir uns Freunde.

Ich habe mich dieser Tage immer mit Ihnen beschäftigt. Erst las meine Frau Ihren Roman*), dann folgte ich selbst. Ich habe Ihre große schriftstellerische Fertigkeit, Ihr Talent, zu spannen, besonders aber die Kunst, Staffagen zu malen, bewundert. Die

*) Rings schon genannten Erstlings-Roman: „Berlin und Breslau.“

allzu sinnliche Färbung mancher Scenen abgerechnet, bin ich vom ersten Bande vollkommen befriedigt geschieden. Im zweiten tritt ein Stillstand ein, und im dritten haben Sie leider die Fäden zu sehr aus der Hand gelassen. Diese Herrnhuterei ist eine gefährliche Klippe der Langeweile. Sie haben den öden Stoff unterbrochen durch neue Anknüpfungen, denn man sieht diesen das nur aus Noth Erfundene an; der volle große Strom des Interesses, der im ersten Bande treibt, hat sich versandet . . .

Und so könnt' ich im Guten und Mäkelnden noch immer fortfahren, wenn ich mir nicht vorbehielte, einmal irgendwo öffentlich darauf zurückzukommen . . .

Lassen Sie bald wieder von sich hören! Gieseke, der moderne Titan, wird heute bei uns essen und vielleicht mit meiner Familie und Auerbach von Berlin in's Gebirge machen.

Ihrem Lustspiel, dessen Aufführung bevorsteht, wünsche ich besten Erfolg.

Mit aller Herzlichkeit bin und verbleibe ich

Dresden, 19. Mai 1851.

Ihr

Gutzkow.

In Berlin schloß Ring Freundschaft mit seinem witzigen schlesischen Landsmann David Kalisch, dem Possendichter und Redacteur des „Kladderadatsch"; ferner mit dem Humoristen Ernst Kossak, welcher ein anderes Witzblatt: „Die Feuerspritze" redigirte. Besonders intim gestaltete sich Jahrzehnte hindurch sein Verhältniß zur „Gartenlaube" und zu ihrem genialen Verleger Ernst Keil, mit dem er ununterbrochen in litterarischer und geschäftlicher Verbindung stand. Seine Skizzen und Studien, namentlich aus dem Berliner Leben, welche Ring Jahr aus und Jahr ein lieferte, zeichneten sich durch Frische und Popularität aus und machten den Namen des Verfassers zu einem überaus bekannten. Als in den sechziger Jahren die „Gartenlaube" in Preußen verboten wurde, und Keil an deren Stelle in Berlin eine andere Zeitschrift, den „Volksgarten", erscheinen ließ, übertrug er seinem treuen Mitarbeiter die Redaction, die dieser einige Jahre hindurch mit großer Umsicht und Geschicklichkeit führte.

Je mehr die Volksthümlichkeit Rings wuchs, desto größer wurde sein Bekannten- und Freundeskreis. Besonders gern verkehrte er im gastfreundlichen Salon des geistreichen Varnhagen von Ense, dessen Hausarzt er auch wurde. Dort wurde er mit dessen ganzem, so hochinteressantem Kreis allmählich befreundet. Dort verkehrten ja die heterogensten Elemente! Der socialdemokratische Agitator Ferdinand Lassalle neben dem Ministerpräsidenten von Pfuel, der katholische Fürst von Hatzfeldt neben dem jüdischen Prediger Dr. Sachs. Sie nahten und kamen die Himmlischen alle, die dii majorum et minorum gentium der Litteratur, der Kunst, Wissenschaft und des öffentlichen Lebens. Von all diesen markanten Persönlichkeiten weiß Max Ring die amüsantesten und bezeichnendsten Züge und Anekdoten zu erzählen. Von Johanna Neander, der Schwester des berühmten Theologen, berichtet er — um nur dieses eine Beispiel herauszugreifen — die folgenden sarkastischen Bemerkungen: Als ein College ihres Bruders einmal in ihrer Gegenwart über Hamburg, das sie sehr lieb gewonnen hatte,

eine unpassende Bemerkung machte, sagte sie ärgerlich: „Was wissen Sie denn von Hamburg!“ Und auf seine Bemerkung, daß er in Hamburg geboren und erzogen sei, erwiderte sie rasch: „Geboren, das mag sein! Aber erzogen nicht; denn erzogen, mein Lieber, erzogen sind Sie nirgends!“ Von demselben Herrn behauptete sie, die menschenfreundlichste Handlung seines Lebens sei, daß er sich nicht verheirathet habe. Von einem langweiligen Bekannten, der verreisen wollte und den man fragte, ob er zu seinem Vergnügen reise, sagte sie: „Nein, er reist nur zu meinem Vergnügen.“

1856 verheirathete sich Max Ring mit der Tochter des Verlagsbuchhändlers Karl Heymann, und diese Ehe bildete das Glück seines Lebens, indem seine Gattin stets seine treueste Freundin und Berathèrin war. Sie schenkte ihm zwei Kinder. Leider wurde eine blühende Tochter dem Paare durch den Tod entrissen; ein Sohn ist Landrichter am Berliner Kammergericht und hat sich als juristischer Fachschriftsteller einen geachteten Namen gemacht. In seinem trauten Heim verkehrten die namhaftesten Geisteshelden des damaligen Berlin: der Maler Eduard Hildebrandt, der Staatsmann Schulze-Delitzsch, der Präsident Lette, der Begründer des nach ihm genannten „Lette-Vereins“, und zahlreiche Götter und Halbgötter des Theaters, welche den einflußreichen Kritiker der „Vossischen Zeitung“ umschwärmten. Es gebührt ihm das Verdienst, daß er jedes wahre Talent in wohlwollender Weise förderte und so manche große Begabung entdeckte. Er war z. B. der Erste, welcher eine bis dahin ganz unbekannte Schauspielerin, Charlotte Wolter, die, als sie nach Berlin kam, fast ganz unbeachtet blieb, in ihrer Bedeutung erkannte und öffentlich würdigte. Er empfahl sie auch zum Engagement warm dem Generalintendanten von Hülsen, was dieser jedoch ablehnte. Heinrich Laube hatte mehr Wagemuth, und er äußerte Ring gegenüber einmal in Bezug auf die Wolter: „Eine gute Schauspielerin nehme ich, wo ich sie finde, und hole sie mir selbst vom Galgen.“

Bald darauf, auf einer Reise nach Tirol und Italien, erkrankte Ring so sehr, daß die Aerzte an seinem Aufkommen verzweifelten, und er seine ärztliche und litterarische Thätigkeit Jahre hindurch einstellen mußte. In Karlsbad, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit begeben hatte, lernte er Laube kennen, und er erzählt von diesem merkwürdigen Original die amüsantesten Anekdoten. Nach und nach erholte er sich wieder, gab die ärztliche Praxis ganz auf und widmete sich fast ausschließlich der Romanschriftstellerei, indem er seine Romane zuerst in großen Zeitungen, wie „Neue Freie Presse“, „Magdeburgische Zeitung“, „National-Zeitung“ u. s. w., veröffentlichte.

1870 zog er mit seiner Familie nach Eisenach, wo er auch die Bekanntschaft von Fritz Reuter machte. Er fühlte sich dort zwar bald sehr heimisch, aber schließlich erwachte aufs Neue seine alte Vorliebe für Berlin, und als der deutsch-französische Krieg ausbrach, siedelte er wieder nach der „Stadt der Intelligenz“ über, um dieselbe nie mehr zu verlassen, nur daß er größere

Erholungs- und Studienreisen nach Schlesien, der Schweiz, den Vogesen ꝛc. unternahm. —

Was nun die litterarische Bedeutung Max Rings betrifft, so wird sein Name als Romancier lange noch in der Litteraturgeschichte fortleben, wenn seine Stücke und Gedichte schon längst im Strome der Zeit verschwunden sein werden. Als Verfasser ebenso interessanter wie spannender geschichtlicher, culturhistorischer und Zeitromane hat er seinen Namen mit goldenen Lettern in der deutschen Nationallitteratur verewigt.

Was nun die geschichtlichen Romane des Verfassers betrifft, so sind wohl die bedeutendsten: „John Milton und seine Zeit“, „Der Sohn Napoleons“ (2 Bände), „Carl Sand und seine Freunde“. Im ersteren ist John Milton der Held der Erzählung. Besonders reizvoll ist die Schilderung aus der Zeit der beginnenden Zerwürfnisse zwischen Karl I. und dem englischen Parlament. Zu den schwächsten Partien des Romans gehört die Schilderung des Aufenthalts Miltons in Italien, da die Hauptgestalt dieser Episode, Leonora Baroni, mit zu grellen Farben gemalt ist.

Wie so viele Erzähler, so konnte auch Ring dem Anreiz nicht widerstehen, das tragische Geschick des „Königs von Rom“, des Herzogs von Reichstadt, romantisch zu behandeln. Man kann noch heute den Roman: „Der Sohn Napoleons“ nicht ohne tiefe Bewegung lesen. Mit feinem Verständniß für die Strömungen und Stimmungen der napoleonischen Zeit hat er die Seelenleiden des unglücklichen Sohnes des Imperators uns entrollt.

In dem Roman: „Karl Sand und seine Freunde“ taucht die alte Burschenherrlichkeit, aber auch die Demagogenriecherei und Verfolgungswuth mit allen Chicanen auf; Ring bietet uns hier wahre Cabinetbilder der Charakteristik in den Schilderungen der damaligen leitenden Personen am Berliner Hofe. Ich verweise nur auf die Portraits des Fürsten Wilhelm von Wittgenstein und des berüchtigten Ober-Regierungsrath von Kamptz.

Zum Genre der culturgeschichtlichen Romane gehört: „Das Haus Hillel“, in 3 Bänden. Dieser Roman kann sich den besten Schöpfungen auf diesem Gebiete von Gustav Freytag, Georg Ebers, Felix Dahn und Ernst Eckstein an die Seite stellen. Er spielt zur Zeit der Zerstörung Jerusalems. In der Person des berühmten jüdischen Gesetzlehrers Hillel tritt uns das Judenthum als das Volk der wahren Religiosität, des gesunden Sinnes und der Innerlichkeit des Empfindens entgegen. Plastische und erschütternde Bilder entwirft der Verfasser vom Hofe des cäsarenwahnsinnigen Nero. Das Wort Victor Scheffels kann man auch auf „das Haus Hillel“ anwenden: „Es ist ein Stück Geschichte in der Auffassung des Künstlers, der im gegebenen Raume eine Reihe Gestalten scharf gezeichnet und farbenvoll vorführt, sodaß im Leben, Ringen und Leiden des Einzelnen

zugleich der Inhalt des Zeitraums sich wie zum „Spiegelbild" zusammenfaßt."

Mit kühner Hand griff er in die Zeitgeschichte, und wo er's packte, war's interessant. Den meisten Werth haben die mit großer Schärfe der Beobachtung und Charakteristik entworfenen Licht- und Schattenbilder aus unsern Tagen: „Ein verlorenes Geschlecht" (3 Bände), „Fürst und Musiker", „Götter und Götzen" (4 Bände), „Der große Krach" (4 Bände), „Die Lügner" (3 Bände), „Die Streber und Kämpfer" (2 Bände). Den Tanz um das Goldene Kalb, das Streberthum und die Carriere-Macherei, die Verleugnung des Idealen, den Fetischdienst des Erfolgs, die Jagd nach dem Sinnentaumel, den dämonischen Drang nach Ruhm auf Kosten des Glückes des Einzelnen und des Wohles der Gesammtheit — an alle diese Krebsschäden unserer Zeit legt er die Sonde seiner scharfen Kritik, ohne jedoch dabei doctrinär zu werden und uns durch salbungsvolle Redensarten zu langweilen.

Unser Spinozist ist zwar nicht tendenzlos, aber stets ein Psychologe, indem er Einzelne wie Völker auf Herz und Nieren prüft. Besonders verfolgt er die Lüge unter ihren verschiedensten Masken mit unerbittlicher Consequenz. Auch Hofgeschichten hat er wiederholt zum Besten gegeben, so in dem vierbändigen Roman: „Die goldene Ketten". Um das Schicksal eines Mädchens aus bürgerlichen Kreisen, das die Neigung eines Fürsten gewinnt, von ihm an den Hof gezogen und zu seiner rechtmäßigen Gattin erhoben wird, schlingt sich hier eine Hofgeschichte — voll buntwechselnder Scenen und Gestalten. Wie verlockend und gleißend nun auch die goldenen Ketten sein mögen, so drücken sie doch unsrer Heldin derart, daß ihre Illusionen bald zerstört sind, sie sich unglücklich fühlt und sich nach ihrer früheren Armuth und verlorenen Freiheit zurücksehnt.

Aber auch Criminal-Novellen, Romane aus dem Leben der Aerzte und reizende Erzählungen aus Frauenkreisen hat Ring veröffentlicht, die sammt und sonders seiner Fabulirungskunst und flotten und frischen Schreibweise ein rühmliches Zeugniß ausstellen.

Ein feiner Beobachter und Verehrer Berlins, das seit einem Menschenalter seine zweite Heimat geworden, hat er der deutschen Reichshauptstadt zahlreiche Werke gewidmet, unter denen die Culturstudien und Sittenbilder, welche er 1882 unter dem Titel „Berliner Leben" herausgegeben, den ersten Platz einnehmen. Wer die Culturgeschichte Berlins in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts genau kennen lernen will, wird nicht umhin können, das lehrreiche und anregende Werk zu lesen und zu studiren. Aus der Fülle der Charakteristiken über die Naturgeschichte des Berliners sei nur die nachstehende Auslassung des Verfassers hier wiedergegeben: „Das elfte Gebot des Berliners lautet: „Laß Dir nicht verblüffen," und sein Wahlspruch heißt: „nil admirari". Von vornherein übt er eine scharfe Kritik an Personen und läßt sich nicht so leicht imponiren. „Selbst der

Papst," sagt Rahel, eben so wahr als geistreich, „wird in Berlin ruppig." Der Berliner hat wenig Pietät und erkennt so leicht keine Autorität an, so große Achtung er auch für jede erprobte Tüchtigkeit hat. Darum wird er nicht leicht getäuscht und durch Phrasen und Humbug geblendet. Er enthusiasmirt sich schwer und begeistert sich nur selten für eine Person oder Größe. Nichtsdestoweniger erfaßt ihn zuweilen ein unerklärlicher Schwindel und reißt ihn zu unbegreiflichen Extravaganzen und Verirrungen hin. Dann verwandelt sich sein Mißtrauen in überraschende Leichtgläubigkeit."

Der Theater- und Kunstwelt hat Max Ring mehrere Schriften gewidmet; ich nenne aus der Fülle derselben nur die beiden: „Hinter den Coulissen" (Berlin, 1857) und „Lorbeer und Cypresse" (Berlin, 1870), welche sowohl von seiner scharfen Beobachtungsgabe wie vor seiner graziösen Gabe der Causerie Zeugniß ablegen. Besonders die erstere Schrift enthält eine Fülle ernster und humoristischer Skizzen aus dem Theaterleben und ist besonders werthvoll durch die Schilderung der persönlichen Beziehungen des Verfassers zu berühmten Schauspielern, wie Fritz Beckmann, Ludwig und Emil Devrient, Karl Grunert, Karl Seydelmann, Karl Helmerding u. s. w.

Was hat dieser Nestor des deutschen Romans Alles erlebt! Welche Wandelungen hat der deutsche Geist seit einem Menschenalter durchgemacht! Bis vor wenigen Jahren, wo seine Muse, wenn auch nicht verstummte, so doch pausirte, hat er es trefflich verstanden, fortzuschreiten und den Anforderungen und Bedürfnissen der Zeit in seinen Romanen und Novellen Rechnung zu tragen. Deshalb war er nie antiquirt und eine abgethane Größe.

Möchte dem „Urgreis" noch ein langer, glücklicher Lebensabend beschieden sein! Möchte er sich stets seine Frohlaune und seine Lebensfreude bewahren, deren Herold er immer war und denen er so prächtig Ausdruck gegeben in den Worten:

So lange am Himmel die Sonne erglänzt,
Der Frühling die Erde mit Blüthen bekränzt,
Die Rose süß duftet, die Nachtigall singt,
Und aufwärts der Geist des Menschen sich schwingt,
Der Künstler für Wahrheit und Schönheit erglüht,
So lang das Aug' einer Mutter noch wacht
Und ein Kindermund ihr zujauchzt und lacht,
Ein Freund dem Freunde die Hand drückt und giebt
Ein Jüngling sein Mädchen anbetet und liebt,
So lang bleibt, trotz Pessimisten-Gestöhn,
Die Welt so herrlich, das Leben so schön!





Beatrice Cenci.

Von

Georg von Plenker.

— Triest. —

I.

Es ist ein vergnüglich Ding, in den römischen Gallerien herumzuwandeln, nicht zum Wenigsten darum, weil sie alle klein sind und nicht eine gemischte Gesellschaft von Meistern aus den entlegensten Zeitaltern und von grundverschiedenen Schulen aufweisen. Dadurch gewinnt das Schauen an Intensität und verwirren nicht tausend Eindrücke gleich tausend Hammerschlägen die Sinne.

Der kleinsten eine ist die Gallerie Barberini. Dort umwogt stets ein Gedränge Neugieriger, Andächtiger, Begeisterter ein Bild. Staffeleien hemmen wie Barricaden den Zutritt. Nicht ohne Mühe bricht man sich Bahn zu Guido Renis Beatrice Cenci.

Ein blasses, fast kindliches Mädchenantlitz tritt aus der dunklen Grundirung hervor, unsägliche Wehmuth spricht aus den sanften Zügen, den milden Augen. Der schön geformte Kopf, getragen von einem ideal gebogenen Halse, ist mit leichter Wendung nach oben gerichtet, aus dem weißen Turban quellen goldene Locken, ein weites weißes Gewand umhüllt die Glieder.

Der ergreifenden Wirkung dieses Bildes wird sich Niemand entziehen können, auch wenn er weiß, daß die Mehrzahl der Kunstkritiker schon seit langer Zeit dessen Autorschaft Guido Reni abgesprochen hat, ja in demselben nicht einmal ein Portrait der unglücklichen Beatrice erkennen will.

Es giebt allerdings ein sehr altes Zeugniß dafür, daß Guido Reni ein Bild der Beatrice gemalt hat. In einem Manuscripte, das angeblich wenige Tage vor der Hinrichtung der Cenci verfaßt wurde, heißt es nämlich: „Man erzählt, daß Herr Guido Reni, einer der Schüler der

staunenswerthen Bologneser Schule, am verflossenen Freitag, das ist am Tage vor der Hinrichtung (11. September 1599), das Bildniß der armen Beatrice entwerfen wollte. Wenn dieser Maler der Aufgabe in derselben Weise gerecht wird, in welcher er in dieser Hauptstadt so viele andere Gemälde ausführte, wird die Nachwelt Gelegenheit haben, sich vorzustellen, wie wunderbar die Schönheit dieses Mädchens gewesen sei."

Indeß gerade diese Nachricht beweiset, daß das Manuscript entweder nicht zur Zeit der Hinrichtung entstanden, oder daß sie erst später in dasselbe interpolirt worden sei. Denn Reni trat nicht vor dem Jahre 1595 mit der Bologneser Schule in Verbindung, und deren Großmeister Hannibal Carracci begann erst 1600 seine Thätigkeit in Rom. Es konnten sonach von Reni im Jahre 1599 in Rom noch keine Bilder nach Bologneser Art vorhanden sein. Geschichtlich beglaubigt ist allerdings nur, daß Reni von Albani zur Ausschmückung des Palastes Farnese im Jahre 1605 von Bologna nach Rom berufen wurde. Allein es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Künstler schon früher in Rom verweilt habe. Reminiscenzen an römische Antiken in seinen Erstlingswerken deuten darauf hin, und so ist es immerhin möglich, daß Guido Reni am verhängnißvollen 11. September 1599 unter der Volksmenge sich befand, die dem Zuge der Verurtheilten zum Richtplatze zusah. Mit wenig Bleistiftstrichen mag er das liebliche Antlitz auf das Papier geworfen, erst in späteren Jahren, als er nach seiner sogenannten dritten Manier arbeitete, es ausgeführt haben. Aehnlich hat am 16. October 1793 der französische Maler David jene furchtbare Bleistiftskizze der zur Guillotine geführten Maria Antoinette entworfen, ein Bild des trotzigsten Niederringens der Verzweiflung.

Die Haupteinwendung gegen die Echtheit des Bildes ist die, daß weder die alten Reisebeschreibungen in ihren Besprechungen der römischen Gallerien noch auch die alten Kataloge der Sammlung Barberini ein solches Bild erwähnen. Dagegen kommt in einem dieser Kataloge eine ägyptische Madonna von Paul Veronese vor, deren Beschreibung, namentlich des Kopfputzes, unserem Bilde entspricht. Allein unter einer ägyptischen Madonna muß wohl eine Maria auf der Flucht nach Aegypten zu verstehen, also die Flucht durch die Staffage angedeutet sein, was hier nicht zutrifft. Auch ist das Colorit, die Zeichnung und Ausführung des Bildes verschieden von der Manier des Paolo Veronese, während es in der Behandlung der Haare, des turbanähnlichen Kopfputzes und des nachlässigen, aber doch wirkungsvollen Faltenwurfes nicht wenig von der Art Renis aufweiset.

Es wird allerdings zugegeben werden müssen, daß bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in der Gallerie Barberini ein Bild Beatricens nicht vorhanden war, keineswegs folgt jedoch hieraus, daß dasselbe überhaupt nicht existirt, ja nicht einmal, daß die Familie Barberini ein solches nicht besessen habe. Man darf nicht vergessen, daß die Barberini einer alten

Papstfamilie angehörten und die Päpste jener Jahrhunderte vom Falle Cenci nicht gerne reden hörten. Wie verbotene Bücher stellte man auch verbotene Bilder nicht in öffentlichen Sammlungen zur Schau, sondern hielt sie in Privatgemächern, so lange sie noch Aergerniß erregen konnten.

So ist der Streit über die Echtheit des Beatricebildes noch nicht endgültig entschieden, doch ist dessen Austragung zu erwarten, sobald einmal die Familienarchive der Barberini sich den Kunstforschern öffnen, da dort sichere Anhaltspunkte über die Herkunft des Bildes sich finden müssen.

Eben solches Dunkel waltet über der Geschichte der schönen Vatermörderin selbst. Die gleichzeitigen Quellen, die Biographien der Päpste und die Geschichtsschreiber melden von dem Falle Cenci wenig. Kaum erwähnen einzelne Berichte der beim Papste beglaubigten Gesandten an ihre Souveräne von der Ermordung des alten Cenci durch seine Kinder und deren Hinrichtung, ohne jedoch dem Falle eine andere Bedeutung beizulegen als einer gewöhnlichen Criminalgeschichte, die ernste Staatsmänner kaum interssiert.

Etwas ausführlicher sind die Zeitungscorrespondenten, oder, wie sie damals genannt wurden, die Menanti, welche Neuigkeiten sammelten und hierüber Berichte, oft schon gedruckt, in alle Welt sendeten; allein auch bei ihnen finden sich nur allgemeine Nachrichten über den Gang des Processes, manchmal Mitleid mit den Verurtheilten, hie und da Zweifel an der Gerechtigkeit des Urtheils und an der Unbefangenheit des Papstes.

Fast 150 Jahre später giebt der gewaltige Polyhistor Muratori seine Annalen von Italien heraus; der erste Band ist in Mailand im Jahre 1744 gedruckt. Hier findet sich zum ersten Male eine ausführliche, mit einer Menge kurioser Nebenumstände ausgeschmückte Erzählung des Falles, die ungefähr so lautet:

Großes Aufsehen machte in diesem Jahre (1599) nicht blos in Rom, sondern in ganz Italien eine seltene Missethat gefolgt von einem seltenen Richterspruche. Franz Cenci, ein römischer Edelmann, ragte durch Reichthum hervor, mehr noch durch Ruchlosigkeit. Seine geringere Sünde war noch die gemeinste und unzüchtigste Ausschweifung, die größere, daß er ganz und gar jeder Religion entbehrte. Aus einer ersten Ehe besaß er fünf Knaben und zwei Mädchen, eine zweite war kinderlos geblieben. Es ist nicht zu sagen, wie unmenschlich er seine Söhne behandelte, nicht besser verfuhr er gegen die Töchter. Die ältere rief in einer Bittschrift die Hülfe des Papstes an, der den Vater zwang, sie, zu verehelichen. Die zweite, Beatrice, blieb im Hause, und als sie zu einer schönen Jungfrau herangewachsen war, unterlag sie der scheußlichen Lüsternheit ihres Vaters, der ihr den Glauben beigebracht hatte, dem Vater zu Willen zu sein, sei keine Sünde. Da aber dieser nicht davor zurückschreckte, sogar vor den Augen seiner Gemahlin (der Stiefmutter) die Tochter zu mißbrauchen, wurde sie endlich über das Ungeheuerliche aufgeklärt, leistete nun Widerstand, und jetzt suchte der Unmensch durch Schläge zu erlangen, was er früher durch Trug erreicht hatte. Das war mehr, als das Mädchen ertragen konnte, sie klagte die Mißhandlungen des Vaters zunächst den Verwandten, und als dies nichts nützte, richtete sie, wie einst die Schwester gethan, eine Bittschrift an Papst Clemens VIII. Mag sein, daß die Bittschrift abgegeben wurde, mag sein, daß dies unterblieb. sicher ist nur

daß sie keinen Erfolg hatte, und auch später, als man sie suchte, in der päpstlichen Kanzlei nicht mehr aufgefunden wurde. Doch auf irgend eine Art erfuhr der Vater davon, und die Folge war, daß er seine Grausamkeit gegen Weib und Kind verdoppelte. In ihrer Verzweiflung verschworen sich Beide, den Unhold zu tödten. Leicht gelang es ihnen, Jakob, den älteren Sohn, der schon Weib und Kinder hatte, in das Complott zu ziehen, denn auch dieser hatte nur allzusehr unter der Tyrannei des Vaters zu leiden. So wurde denn des Nachts der schlafende Vater von zwei Meuchelmördern ermordet und die Leiche in den unter dem Schlafzimmer befindlichen Garten geworfen, Alles aber so vorbereitet, daß sein Tod durch einen zufälligen Sturz verursacht schien. Allein Gott erlaubte nicht, daß das grauenhafte Verbrechen des Vatermordes unentdeckt blieb. Die Schuldigen gestanden auf der Folter. Papst Clemens, nachdem er den Proceß sorgsam durchstudirt hatte, befahl, daß die Schuldigen an den Schweif eines Pferdes gebunden, zu Tode geschleift würden. Vergebens verwendeten sich für sie die angesehensten Advocaten der Stadt, der Papst ließ sie nicht einmal vor. Da gelang es endlich dem berühmten Rechtsanwalt Farinaccio Audienz zu erlangen. Vier Stunden dauerte diese, und Farinaccio wußte so viel von den Gräuelthaten des Ermordeten und der unmenschlichen Behandlung zu erzählen, die seine Kinder zu erdulden hatten, daß der heilige Vater den Vollzug des Urtheils aufschob. Schon glaubte man, daß die Vatermörder wenigstens mit dem Leben davon kommen würden, als in einem anderen adeligen Hause ein Muttermord entdeckt wurde. Darüber ergrimmte der Papst und befahl, daß das Todesurtheil gegen die Mörder des alten Cenci ohne Aufschub vollzogen werde. Am 11. September 1599 wurden die zwei Frauen und die beiden Söhne Jakob und Bernhard zum Blutgerüste auf dem Brückenplatze (Piazza del Ponte S. Angelo) geführt. Bernhard wurde das Leben geschenkt, weil er erst 15 Jahre alt war und sein Bruder im letzten Augenblicke erklärt hatte, er habe vom Complotte Nichts gewußt, doch erhielt er erst später die Freiheit. Die beiden Frauen wurden enthauptet, Jakob mit einer Keule erschlagen. Dieses tragische Schauspiel erregte bei den Zuschauern das tiefste Mitleid. Die Jugend, die Schönheit und die wunderbare Beherztheit des Mädchens, mit der es das Schafott bestieg und sein Haupt dem Beile des Henkers darbot, rührte Alle tief, so daß nicht Wenige in Ohnmacht fielen; Andere wurden im ungeheuren Gedränge erdrückt oder geriethen unter die Räder der Wagen. Die Nachricht von dieser schrecklichen Begebenheit verbreitete sich bald durch ganz Italien und wurde verschieden beurtheilt. Einen authentischen Bericht über den Proceß gab Farinaccio, worin er sagt, daß, so es möglich gewesen, zu erweisen, Franz Cenci habe seiner Tochter Gewalt angethan, diese zum Tode nicht hätte verurtheilt werden können, denn wer solche Scheußlichkeiten begeht, ist nicht mehr als Vater zu betrachten. Allein wie wäre es möglich, in einem solchen Falle den Beweis zu führen, Zeugen pflegen ja nicht gegenwärtig zu sein! Dennoch behauptete Farinaccio, daß die allgemeine Stimmung den Vater der infamen That für schuldig hielt. Hätte man gegen ihn Gerechtigkeit geübt, als er dreimal nach einander wegen eines abscheulichen Verbrechens (Sodomie) im Gefängnisse saß, statt ihm eine Geldstrafe von zweihunderttausend Scudi abzunehmen, so wäre seinen Kindern der traurige Untergang erspart geblieben.

Diese Darstellung des berühmten estensischen Geschichtsschreibers blieb lange Zeit die maßgebende; von Rom aus, wo man die Sache am besten wissen konnte, erfolgten weder Berichtigungen noch Ergänzungen, denn ein eigenes Breve des Papstes Clemens VIII. hatte verboten, die Proceßacten irgend Jemandem mitzutheilen, ja überhaupt über den Fall Druckschriften zu veröffentlichen, und Preßvergehen bestrafte die päpstliche Justizgewalt noch mit dem Tode oder der Galeere.

Anfangs dieses Jahrhunderts — die Franzosen waren damals in Rom, und wie aus Grüften wagte sich an's Tageslicht, was früher fromme

Scheu im Verborgenen gehütet hatte — erschien plötzlich das Cenci-Portrait, man weiß nicht wie noch woher, und es ist nicht wenig sein Verdienst, daß es Poeten in Versuchung führte. Gleichzeitig fanden sich in verschiedenen Bibliotheken vergilbte Manuscripte, die man damals noch für sehr alt ansah, welche das Verbrechen der Cenci mit offenbarer Mißgunst gegen den Vater darstellten. Genug, es war Stoff für Dichter! Um von kleineren und nun vergessenen Versuchen zu schweigen, versuchte zuerst Percy Bysshe Shelley (1792—1822) die poetische Darstellung des Falles in dem Trauerspiele Beatrice Cenci (1819), ein Buchdrama, das in genialer Ueberschwänglichkeit das Möglichste leistet. Das Trauerspiel des Italieners Niccolini ist Shelley sogar in den erfundenen Nebenumständen nachgebildet, die Darstellung nur zu oft cynisch, und die Verse könnten besser sein.

Schon Byron warf seinem Freunde Shelley vor, mit dem Trauerspiele einen üblen Wurf gethan zu haben, da der Stoff für eine dramatische Behandlung nicht passe. Desto besser paßte er für den Roman. Den Reigen der sehr zahlreichen novellistischen Darstellungen eröffneten Stendhal oder Beyle, welchen wieder entdeckt zu haben, Nietzsche sich zum hohen Ruhme rechnet und der zu seiner psychologischen Studie Les Cenci alte bisher unbekannte Documente benutzt haben will.

Die bedeutendste litterarische Production ist jedoch der Roman Guerrazzis, der 1854 erschienen ist. Ich stehe nicht an, denselben zu den anziehendsten zu rechnen, welche die italienische Litteratur überhaupt hervorgebracht hat. Allerdings ist er ein Tendenzroman, Haß und Verachtung gegen das Papstthum, Begeisterung für Freiheit und Humanität spricht aus jeder Zeile. Ungeheuerlichkeiten und Gräßlichkeiten kommen in Ueberfülle vor, allein der historische Stoff selbst ist ja ein ungeheuerlicher, gräßlicher, und im Ganzen hat Guerrazzi Maß gehalten und diese Renaissance-Menschen unserem Verständnisse zugänglich gemacht; wo er über die Schnur haut, liegt die Schuld an seinem Vorgänger Shelley, den er oft nachahmt, oft übertrumpfen will. Der alte Cenci ist bei ihm der Typus eines Uebermenschen. Im Vollgefühle der Macht, die ihm seine geistige und körperliche Begabung verlieh, sah er vor sich zwei Wege, den des Guten und den des Bösen. Allein enge war durch der Zeiten Ungunst der Kreis des Guten gezogen. Was konnte er thun? Thatenlos im engen Familienkreise den sorgsamen Hausvater spielen, ein paar Kirchen und Klöster gründen, Almosen an Bettler austheilen, ein friedliches Leben, ein ruhiger Tod, ein unbeachtetes Untersinken im großen Meere der Vergessenheit!

„Das war für ihn kein Leben! Titanengleich übersprang er die Schranken, die Religion, Sitte und Gesetz um ihn gezogen hatten, der Unterschied zwischen Gut und Böse ist bei ihm überwunden. Je nachdem es seinen Zwecken dient, ist er milde und freigebig, grausam und knauserig. Er ist gebildet, ja gelehrt, verachtet aber Bildung und Wissen. Wenn

nöthig, ist er muthig, wo es besser seinen Zwecken entspricht, feig. Jede Religion hat er als ein zu enges Kleid abgeworfen, das einzige metaphysische Wesen, woran er zu Zeiten glaubt, ist der Teufel.

So ist bei Guerrazzi Francesco Cenci ein intelligibler Charakter, nur eine Voraussetzung scheint unbegreiflich: der blutige Haß gegen die Kinder, die Manie, seine gesammte Nachkommenschaft vernichten zu wollen.

Ein Geschichtsphilosoph würde das Räthsel folgendermaßen lösen. Die Cenci, noch ein altrömisches Geschlecht, waren ein Geschlecht von Verbrechern. Wo die mittelalterliche Geschichte einen Cenci nennt, ist er ein Mörder, ein Räuber, ein Schwelger in unnatürlicher Sinnlichkeit, ein Feind jeder geordneten Gesellschaft. In Francesco Cenci summirten sich gewissermaßen die Verbrechen seiner Ahnen, über ihn hinaus war nichts Weiteres möglich. Unbewußt trug er dieses Gefühl in sich, daß sein Stamm am Endpunkte angelangt sei, daher der Drang, denselben zu vernichten, sich selbst zu verneinen als Etwas, das nicht sein soll.

Neben dem Teufel der Engel! Guerrazzi hat in den Quellen Nichts gefunden, was dem Ideal der hohen reinen Jungfrau widersprechen würde, welches die Volkstradition in Italien bewahrt und seine Darstellung im Bilde Reni's erhielt. Nicht einmal den blos äußerlichen Makel an ihr, daß sie ein Opfer der Brutalität ihres Vaters geworden, kann Guerrazzi ertragen. Nach dessen Darstellung fällt Francesco von Mörderhand in dem Augenblicke, als er der Tochter Gewalt anthun will, allein nicht diese begeht den Mord, sondern ihr Geliebter Guido Guerra, ein Geistlicher, der jedoch die höheren Weihen nicht erhalten hatte, daher heirathen durfte. Der geistliche Herr bei Shelley ist ein Schuft, von dem geistlichen Liebhaber bei Guerrazzi kann dies zwar nicht gesagt werden, dafür ist er ein mattherziger Geselle ungefähr wie Don Ottavio im Don Juan, ein echter Operntenor, der sich, als der Proceß gegen die Kinder Cencis beginnt, im Hintergrunde hält, ungeschickt angelegte Befreiungsversuche wagt und zuletzt seine Tage als büßender Capuziner beschließt.

Wahrhaft klassisch ist die Darstellung des Criminalprocesses, der zur Vernichtung der Cenci'schen Familie führte. Natürlich fehlt es nicht an poetischem Beiwerk, das schon deshalb nöthig ist, um die vielen Lücken, die das vorhandene geschichtliche Material übrig läßt, auszufüllen. Beatrice gesteht nicht, auch nicht als sie den schrecklichen Folterqualen unterworfen wird, ihr Heldenmuth bewirkt sogar, daß die Geschwister ihre auf der Tortur gemachten Geständnisse zurückziehen. Da beredet sie Farinaccio, sich schuldig zu bekennen, denn sein gewagter Vertheidigungsplan geht dahin, den Vatermord als einen rechtmäßigen, zur Vertheidigung der eigenen Ehre verübten, darzustellen. In der That hat er schon einen Theil der Richter für seine Ansicht gewonnen, da erscheint die drohende Gestalt des Papstes, und die Richter sprechen sie „schuldig“.

Mit aller Bestimmtheit erhebt Guerrazzi, der sich auch auf frisch gefundene Quellen beruft, gegen das Papstthum die Anklage, daß der Proceß ein Tendenzproceß gewesen ist, die Familie Cenci mußte vernichtet werden, damit der Papst und seine Nepoten sich des reichen Familienbesitzes versichern konnten.

Der ungeheuere Erfolg dieses Buches, das Roman und Geschichte zugleich sein wollte, bewirkte, daß nun auch Gelehrte den Fall Cenci zum Gegenstand ihrer Studien machten; zunächst waren es päpstlich gesinnte Gelehrte, welche die Curie gegen die ungeheuerlichen Beschuldigungen der Dichter und Novellisten vertheidigen wollten.

So hat denn das Buch des Jesuiten D. Philipp Scolari, in Mailand 1855 herausgegeben, zum Hauptziel die Vertheidigung der Geistlichkeit und des Papstthums. Allein auch er nimmt Beatrice noch für eine halbe Heilige und sucht nur nachzuweisen, daß der Papst und seine Nepoten aus ihrer Verurtheilung einen Nutzen weder zogen noch ziehen konnten. Doch war das Material seiner Beweisführung nicht genügend und konnte er sich der überaus heftigen Angriffe Guerrazzis und der zwar gemäßigteren, aber confusen Polemik, wie sie die Darstellung des Neapolitaners Karl Dalbono in seinem Buche Storia di Beatrice Cenci 1864 giebt, nicht erfolgreich erwehren.

Kaum glücklicher war der Domherr Torrigiani mit seiner Schrift Clemente VIII. ed il processo della Beatrice Cenci, Florenz 1872. Dagegen förderten die Forschungen des Archivars Bertolotti in römischen Archiven überraschende Resultate an die Oberfläche und wirkte sein Buch Francesco Cenci e la sua famiglia 1877 (zweite bedeutend vermehrte Auflage 1879) bestimmend auf die heutige Anschauung.

Nach Bertolottis Darstellung war Francesco Cenci zwar von den Fehlern seiner Zeit angekränkelt, sonst aber ein leiblich anständiger Mensch, braver Familienvater und guter Katholik, der trotz großer Reichthümer sehr sparsam lebte und deshalb seine Kinder etwas knapp hielt. Dagegen ist leider von diesen und der Stiefmutter nichts Gutes zu vermelden. Namentlich die Tochter Beatrice war ein loses Ding und hatte, kaum den Kinderschuhen entwachsen, schon ein Malheur mit einem Bedienten des Vaters. Es ist kein Wunder, daß Francesco, durch diesen Fehltritt seiner Tochter aufgebracht, sie unter harter Aufsicht hielt. Da verschwor sich Beatrice mit ihrer Stiefmutter und dem leichtsinnigen Bruder Giacomo und ließ durch gedungene Meuchelmörder Ehren-Francesco in seinem Schlosse Petrella im Neapolitanischen ermorden. Die Geschichte von dem blutschänderischen Attentate ist eine Fabel, erfunden von Farinaccio zum Zwecke der Vertheidigung. Daß die Güter der Hingerichteten vom Papste eingezogen wurden, ist zwar richtig, aber in der damaligen Gesetzgebung begründet, und weder der Papst noch seine Nepoten aus der Familie Aldobrandini hatten viel davon, da sie an dessen Nachfolger unter die Familie Borghese kamen.

Man kann es dem Archivar Bertolotti auf sein Wort glauben, daß er bei seinen Cenci-Forschungen tausende von Documenten und Actenstücken durchgemustert hat; seine tausende von Documenten und Acten beleuchten jedoch nur eine Seite des Falles und zwar mit getrübtem Lichte.

Zunächst wollen wir näher die Natur seiner Quellen betrachten. Es sind darunter Notariatsurkunden, sie geben Aufschluß über Vermögensverhältnisse, Testamente, Heirathen, Geburtsfälle und anderes mitunter interessantes Beiwerk, sie enthalten aber Nichts über den Kernpunkt der Frage, war Beatrice schuldig, und warum verfiel sie der Schuld?

Die von ihm beigebrachten Proceßacten sind zum Theile schon vor ihm durch andere Schriftsteller, namentlich durch Dalbono benutzt worden, der freilich ganz andere Schlußfolgerungen daraus zog. Die Originalakten haben jedoch weder Bertolotti noch Dalbono gesehen. Als Ersterer sich an Seine Eminenz den Cardinal Nina mit der unterthänigsten Bitte wendete, es möge ihm die Einsicht in diese Acten gestattet werden, bedauerte dieser höflichst, nicht dienen zu können, da das geheime Archiv Seiner Heiligkeit solche Acten nicht besitze. Bertolotti konnte nur in der vaticanischen Bibliothek einen Aktenauszug einsehen, der den Vertheidigern der angeklagten Cenci seinerzeit zur Verfassung ihrer Vertheidigungsschrift mitgetheilt wurde. Wie mager dieser Auszug, kann man daraus ersehen, daß er blos etwa zwanzig Protokolle begreift, während der Originalproceß aus viertausend und einigen hundert Bogen bestand. Selbst diesen Auszug erlangte Bertolotti nur durch eine Kriegslist. Er verlangte nämlich vom Bibliothekar eine Denkschrift über das Jubiläum vom Jahre 1600, von der er wußte, daß sie mit dem Proceßauszuge zusammengebunden war. So erhielt er das Heft, hätte er den Cenci'schen Proceß verlangt, so würde der Bibliothekar diesen gewiß nicht gefunden haben. Denn als er zwei alte Chroniken über die Hinrichtung der Cenci wünschte, waren sie nicht zur Stelle, der Bibliothekar wußte nicht, ob sie ausgeliehen, ob sie beim Buchbinder, oder gar im Cabinete Seiner Eminenz seien.

So sind fast dreihundert Jahre seit der blutigen Tragödie verflossen, und noch immer scheut sich die Curie, Nachforschungen hierüber in ihren Archiven und Bibliotheken zu gestatten. Daß sie in diesem Processe sehr viel zu verheimlichen hatte, geht daraus hervor, daß Papst Clemens VIII. nach der Hinrichtung verbot, die Proceßacten Jemandem zu zeigen und überhaupt über den Fall Etwas drucken zu lassen, daß die Originalprozeßacten, die von der Erzbrüderschaft S. Girolamo di Carità aufbewahrt wurden, spurlos verschwunden sind, und daß in den Notariatsregistern des capitolinischen Geheimarchivs alle Hinweisungen auf die Familie Cenci ausradirt sind, so daß es nicht möglich ist, die betreffenden Documente zu finden.

Nun liegen allerdings Abschriften jener Protokolle vor, in denen die Beschuldigten das Verbrechen gestehen, allein alle Geständnisse wurden durch

die Tortur erpreßt. So liefern die Proceßacten unvollständiges Material, und dort, wo sie Etwas bringen, klebt ihrer Glaubwürdigkeit der Makel des Zwanges an.

Neben diesen „authentischen" Documenten giebt es in den römischen Bibliotheken, bei Privatfamilien, in Venedig und anderswo zahlreiche Mansucripte, die eine geordnete Darstellung des Criminalfalles versuchen. Schon Shelley und Stendhal hatten diese benutzt, am ausgiebigsten Dalbono. Bertolotti verwirft sie alle, da sie aus äußeren und inneren Gründen nicht vor Ende des 17. Jahrhunderts entstanden sein können.

Ich denke nicht, daß man ohne Benutzung dieser Manuscripte eine Darstellung des Falles Cenci versuchen kann, wobei allerdings eine eingehende Kritik unerläßlich ist. Es wird zugegeben werden können, daß sie so, wie sie vorliegen, erst fünfzig und mehr Jahre nach der Hinrichtung niedergeschrieben wurden und viel romanhaftes Beiwerk enthalten, aber sie werden sich auf alte gleichzeitige Relationen zurückführen lassen, die der spätere Abschreiber freilich nach seinem Geschmacke umgestaltete. Es möge hier auf eine Bemerkung in Rankes Päpste erinnert werden: Für die Zeit, in der die Geschichte spielt, finden sich die wichtigsten historischen Documente nicht in den päpstlichen Archiven, sondern in den Hausarchiven der römischen Großen, aus deren Familien Päpste und Cardinale hervorgegangen sind, denn diese hohen Würdenträger betrachteten die Staatscorrespondenz, die sie führten, namentlich, wenn sie heikliger Natur, als ihr Privateigenthum, ihr Privatgeheimniß.

In diesen Privatarchiven liegt ohne Zweifel genug Material für die Cencifrage aufgespeichert; war der Besitzer liberal oder nachlässig, so konnten es die Verfasser jener Manuscripte (die man sich als verbotene Lectüre, bestimmt für gewähltere Kreise, zu denken hat) benutzen. Keineswegs ist es denkbar, daß ein Fall, der seinerzeit in Rom so ungeheueres Aufsehen erregte, nicht durch die Schrift der Nachwelt überliefert worden sei, mit der größten Heimlichkeit natürlich.

Doch auch das ihm zu Gebote stehende unzulängliche Material benutzt Bertolotti mit Parteilichkeit, nicht selten läßt sich seine Darstellung aus den von ihm selbst beigebrachten Documenten widerlegen; aus den Berichten der Zeitungsschreiber und Gesandten scheidet er als unglaubwürdig aus, was zu Gunsten Beatricens gedeutet werden könnte, und um es kurz zu sagen, sein Buch ist eine mit unzulänglichen Mitteln unternommene Schutzschrift für die römische Curie und deren Justiz.

Sonderbar ist, daß nur in Italien Widerspruch gegen dieses Buch sich erhob*), im kritischen Deutschland erhielt Bertolottis Darstellung kanonische Geltung, sie findet sich in den meisten Conversationslexikons.

---

*) Siehe z. B. den trefflichen Aufsatz Labruzzis im Aprilhefte 1879 der Nuova Antologia.

In den folgenden Blättern soll gezeigt werden, daß es sich im Falle Cenci nicht um eine ganz gewöhnliche Mordgeschichte, höchstens gut für ein Bänkelsängerlied, handelt, sondern um eine tief ergreifende Tragödie von höchstem psychologischen Interesse, die trotz aller archivalischen Forschungen immer noch des Räthselhaften genug bietet.

II.

Gleich den anderen römischen Adelsfamilien führten die Cenci ihren Stammbaum in mythischer Genealogie bis in die altrömischen Zeiten auf eine gens Cintia zurück, deren Name kaum anders auf die Nachwelt gekommen ist, als durch den Titel eines Aufwandgesetzes der republikanischen Zeit, der lex Cintia.

Häufiger begegnet man dem Namen der Cenci im Mittelalter. Zweifelhaft ist, daß Papst Johann X. (915—928) der Familie angehörte, jener Papst, welcher auf schmachvolle Art durch die Ränke seiner Geliebten, der ausschweifenden Theodora, auf den apostolischen Stuhl gehoben, als kraftvoller Heerführer durch den Sieg über die Sarazenen am Garigliano (14. Juni 916) sich Ruhm erwarb, der ihn freilich nicht davor schützte, daß ihn Marozia, die Schwester seiner Geliebten, um einen neuen Papst einsetzen zu können, in der Engelsburg Hungers sterben ließ.

In späteren Zeiten gehörten die Cenci zu jenen senatorischen Familien, die in steter Auflehnung bald gegen kaiserliche, bald gegen päpstliche Gewalt die Herrschaft in Rom und der Campagna an sich gerissen hatten. Sie nisteten sich in irgend ein antikes Bauwerk, die Ruinen eines Theaters, Tempels oder Bades ein, erbauten dort einen Thurm und lebten als Raubritter im ewigen Kampfe unter sich und gegen jede staatliche Ordnung. Die Burg der Cenci erhob sich im heutigen Ghetto nicht weit vom Theater des Marcellus. Dort horstete im 11. Jahrhundert der grimmige Ritter Cencio Cenci, der sich in der Christnacht 1076 den Papst Gregor VII. aus der Kirche St. Maria Maggiore holte, allein durch einen Volksaufstand gezwungen wurde, die Beute aus seinen Fängen zu entlassen. Mit der Zeit wurde das trotzige Geschlecht der Cenci zahmer. Rechtsgelehrte, Bischöfe und Prälaten zierten den Stammbaum, allein unter den hohen Namen, welche zu den Zeiten der Renaissance Künste und Wissenschaften förderten, findet man ihren nicht. Durch Zertheilung in viele Zweige scheinen sie zwar vom alten Reichthume und Glanze herabgesunken zu sein, doch gehörten sie immer noch zu den angesehensten Familien von Rom und waren mit den großen fürstlichen Häusern der Stadt durch Verwandtschaft und Verschwägerung verbunden.

Im Jahre 1556, zur Zeit des Papstes Paul IV., war Schatzmeister der apostolischen Kammer Monsignore Cristoforo Cenci, Sprößling einer jüngeren Linie, der zwar nicht die höheren geistlichen Weihen besaß, aber

doch die Pfründe eines Pfarrers der Kirche St. Tommaso oberhalb des Palastes Cenci erhalten hatte. Die niedrigen Weihen hinderten ihn nicht, im Concubinate mit einer verheiratheten Frau Namens Beatrice Arias zu leben, die ihm noch zu Lebzeiten ihres Mannes einen Sohn Namens Francesco gebar.

Monsignore Cristoforo verwaltete die päpstliche Kammer so sorglich, daß er sich schon beträchtliche Reichthümer zusammengescharrt hatte, als bald nacheinander seine beiden Oheime Giacomo und Rocco kinderlos starben und ihn zum Erben des bedeutenden Stammvermögens einsetzten.

Im Jahre 1561 starb auch Cristoforo; auf dem Todtenbette ließ er sich noch nach erhaltenem päpstlichen Dispens mit Dame Beatrice, die inzwischen Wittwe geworden, trauen und seinen erst zwölfjährigen, nun legitimirten Sohn Francesco volljährig erklären.

Die Wittwe heirathete schon im nächsten Jahre zum dritten Male.

Der Knabe Francesco war sonach in einem Alter, wo andere Kinder noch zur Schule gehen, ganz allein auf sich gestellt und Herr eines Vermögens, so bedeutend, wie es wenige in Rom gab, aber auch bereits in eine Reihe böser Processe verwickelt. Noch war der Vater nicht todt, als man am päpstlichen Hofe schon herausgefunden hatte, wie übel er mit dem anvertrauten Gute gewirthschaftet. Indessen Papst Pius IV. war ein milder Herr und ließ mit sich reden. Er sah ein, daß er seinen Schatzmeistern gestatten mußte, ein wenig zu stehlen, sonst hätte er ja gar keine verläßlichen mehr aufbringen können. Der Junge zahlte also einen Ersatz von 30 000 Thalern in Bausch und Bogen, und die Sache hatte vor der Hand ihr Ende.

Francesco war ein frühreifes Männlein, an Geist sowohl als auch an Körper. Deshalb vermählte er sich mit 14 Jahren und zwar mit der edlen Jungfrau Ersilia aus dem Hause Santa Croce, die ihm eine Mitgift von 5000 Thalern mitbrachte. Um diese zu erlangen, mußte er jedoch mit den Verwandten seiner Frau jahrelang Proceß führen.

Mit Ersilia lebte Francesco 21 Jahre in nicht glücklicher Ehe, der zwölf Kinder entsprossen.

Vielleicht war damals Francesco nicht schlechter als die anderen römischen Edelleute auch. Wie diese kümmerte er sich nicht viel um seine Familie, hielt Frau und Töchter strenge im Hause eingeschlossen, suchte Unterhaltung bei feilen Weibern, war rauflustig und proceßsüchtig, tyrannisch gegen das Dienstgesinde, mit dem er auch wieder in vertraulicher Kameradschaft lebte, dabei ein sparsamer Hauswirth, der einfach, wie ein mäßig bemittelter Landedelmann sich kleidete, es nicht unter seiner Würde hielt, selbst das Getreide nachzumessen, und die Einkäufe und Auslagen der großen Wirthschaft selbst besorgte. Mit den Gerichten kam er bald in Conflict. Schon als elfjähriger Knabe wurde er angezeigt, weil er unter Beihilfe seines Hofmeisters einen anderen Knaben durchgeprügelt hatte, doch durch

Zahlung einer Geldstrafe löste ihn der Vater los. Im Jahre 1566 bedrohte er thätlich seinen Vetter Cesare Cenci und dessen Bruder, weshalb er gerichtlich gezwungen wurde, auf vier Jahre gegen Friedensbruch Bürgschaft zu leisten. Im nächsten Jahre verwundete er aber doch diesen Vetter bei einer Straßenrauferei, kam indeß mit Hausarrest davon. So hatte Francesco in den folgenden Jahren jährlich sein kleines Criminalproceßchen, zumeist wegen schwerer Mißhandlung seines Hausgesindes oder gotteslästerlichen Fluchens, die er alle durch Zahlung einer Geldsumme zu glücklichem Ende führte.

Hier muß indessen die päpstliche Justiz vor dem Vorwurfe in Schutz genommen werden, daß sie Cenci parteiisch begünstigt habe. Wenn er durch Zahlung einer Geldbuße sich von einer harten Criminalstrafe löste, so war dies keineswegs in Folge einer ihm allein erwiesenen Gunst, sondern Ausfluß des staatswirthschaftlichen Principes, die Laster der Menschen zu Gunsten der päpstlichen Finanzen auszunutzen. Im Kirchenstaate, wo Geistliches und Weltliches in untrennbarer Mengung vereinigt war, lag es außerdem nahe, dasselbe Princip, das die Kirche bei der Sündenvergebung beobachtete, auch in der Criminaljustiz zur Geltung zu bringen. Wenn der Sünder für Geld Ablaß erwerben und sich hierdurch von den zeitlichen Strafen im Fegefeuer befreien konnte, warum sollte der Verbrecher nicht durch Zahlung einer Buße sich vom Galgen oder dem Gefängnisse lösen? Wer also Geld hatte, zahlte seine Buße, dafür gab es den technischen, den legibus Barbarorum entlehnten Ausdruck: compositio, zu deutsch Wehrgeld. Wer nun kein Geld hatte, dem war freilich nicht zu helfen, für ihn gab es das Schafott, die Galeere, das Gefängniß.

Im Jahre 1584 starb Ersilia. Die Sage erzählt, sie sei an Gift gestorben, das ihr der Gatte beigebracht, um eine junge schöne Wittwe Lucrezia Petroni heirathen zu können. Diese Sage wird zwar dadurch widerlegt, daß die Hochzeit zwischen Francesco und Lucrezia erst neun Jahre später stattfand, daß dieser aber mit seiner ersten Gattin in offenem Zwiespalte lebte, geht daraus hervor, daß er schon in einem Testamente vom Jahre 1567 die Mutter der Vormundschaft über die Kinder beraubte und sogar untersagte, daß sie mit ihnen in demselben Hause wohne.

Im Jahre 1586 machte Francesco ein zweites Testament, worin er seinen ältesten Sohn Giacomo, der ohne seine Zustimmung sich verheirathet hatte, auf den Pflichttheil setzte, seinen Töchtern Antonina und Beatrice ein Heirathsgut von je 18000 Thalern und den Zins von gewissen Gewölben vermachte, seine übrigen Söhne Cristoforo, Rocco, Bernardo und Paolo zu Universalerben ernannte und auch eine Bastardtochter Lavinia mit einem Legat bedachte.

Bald jedoch kamen für Francesco böse Tage. Im Jahre 1585 hatte Sixtus V. den päpstlichen Stuhl bestiegen, der Vernichter der Banditen, Zähmer der widerhaarigen römischen Edelleute und sparsame Staatswirth.

Alte Sünden wurden auf's Neue ausgegraben und hierbei wieder an's Tageslicht gebracht, daß der alte Cristoforo doch noch mehr gestohlen habe, als man gedacht, und daß auch nicht recht klar sei, ob dessen Ehe mit Beatrice Arias wirklich eine rechtmäßige gewesen. War letzteres nicht der Fall, so blieb Francesco nur ein Bastard ohne Erbrecht nach der Hinterlassenschaft des Vaters, die sonach dem Fiscus anheimfiel. Aus dieser peinlichen Lage konnte sich Francesco nur durch große Geldopfer befreien; er zahlte dem Fiscus 25000 Thaler und erhielt dafür vom Papste die Anerkennung der Ehe seines Vaters, somit die Legitimation seiner Geburt und die Verzichtleistung auf weitere Prüfung jener alten Rechnungen.

Sixtus V. starb 1590, allein auch für die folgenden Päpste blieb Francesco eine fast unerschöpfliche Geldquelle, indem er sich nun von zahlreichen schweren Criminaluntersuchungen, die für einen weniger bemittelten Mann die höchsten Strafen nach sich gezogen hätten, loskaufen mußte.

Es ist unmöglich, in die Einzelheiten dieser Processe einzugehen, die von Bertolotti mit aller Treuherzigkeit eines Archivars erzählt worden. Wer Scheußlichkeiten liebt, mag sie dort nachlesen. Nur so viel sei gesagt, daß sogar in der unzüchtigen Pfaffenstadt Rom, wo man an alle Laster gewöhnt war, das scandalöse Leben Cencis Aufsehen erregte. Er trieb sich mit dem gemeinsten Gesindel herum, Gegenstand seiner Zärtlichkeiten waren Küchendirnen und Stalljungen, die er wieder gelegentlich auf das Grausamste mißhandelte. Er ist kein großartiger Verbrecher, kein Milton'scher Satan, wie die Poesie ihn dargestellt hat, vom Born des Wissens hat er nicht gekostet und ihn zu schaal befunden. Den Trieb, Großes zu leisten, sei es auch im Laster, hat er nie verspürt, er ist ein ganz gemeiner sinnlicher Schuft.

Nachdem Francesco einige Monate im Gefängnisse zugebracht hatte, kaufte er sich endlich durch Erlag einer Summe von 100000 Thalern los.

Kaum aus dem Gefängnisse erlöst, begann er Streit mit seinen Kindern.

Er hatte damals noch fünf Söhne Giacomo, Cristoforo, Rocco, Bernardo und Paolo, beide letzteren noch kleine Knaben, während Giacomo schon verheirathet war und die anderen, obwohl in sehr jugendlichem Alter, bereits verhältnißmäßige Freiheit genossen. Die ältesten Söhne wurden Studirens halber nach Salamanca gesendet, gelernt werden sie jedoch nicht viel haben. Der karge Vater hielt die Söhne äußerst knapp, da sie jedoch die jungen eleganten Ritter spielen wollten, so machten sie Schulden. Francesco brauchte dann seine väterliche Autorität, und der Familienzwist wurde so heftig, daß der älteste Sohn Giacomo gegen den Vater einen Proceß wegen Alimentation anstrengte, der Letztere verklagte wieder den Sohn wegen versuchten Vatermordes. Die Proceßacten werden von Bertolotti im Auszuge mitgetheilt, ergeben aber nicht das Resultat, welches dieser daraus herleitet. Es fehlen selbst die leisesten Indicien eines

Mordversuches, und alle Zeugen sprechen sich auf das Günstigste über den Charakter Giacomos, auf das Ungünstigste über den Vater, der seine Kinder und vor Allem den Aeltesten Noth leiden ließ, aus. Ein Spiegel für junge Leute war Ersterer freilich nicht, konnte es auch bei einem solchen Vater nicht sein, von dem er die Rohheit gegen das Dienstgesinde geerbt hatte. Dagegen trat er oft abwehrend den Excessen der Brüder entgegen, und mit seiner Gattin lebte er in Eintracht und Liebe.

Der zweite Sohn Cristoforo war ein Raufbold und verschuldet bei Christen und Juden, die er mit Prügel statt mit Geld bezahlte. Im Jahre 1598 wurde er gelegentlich eines Liebesabenteuers von einem Rivalen erstochen.

Der wildeste der Cenci'schen Brut war der dritte Sohn Rocco, der wegen roher Mißhandlung einiger Fischer für einige Zeit von Rom nach Padua verbannt wurde. Dort ließ ihn der Vater ohne Unterstützung im Elende schmachten. Zuletzt bequemte er sich doch zu den geforderten Zahlungen an die päpstliche Kasse, und Rocco durfte nach Hause.

Kaum nach Rom zurückgekehrt, beging er einen Diebstahl im Hause des Vaters in Gemeinsamkeit mit Monsignore Mario Guerra (oder Guerro). Dieser bekleidete die Stelle eines Secretärs oder Auditors beim Cardinal Montalto, war Hausfreund der Cenci'schen Familie, gleichzeitig Genosse der Ausschweifungen der beiden Brüder Cristoforo und Rocco. Trotz des Titels Monsignore scheint er die höheren Weihen nicht gehabt zu haben, denn er zeigte sich als zierlicher Stutzer mit dem Degen an der Seite.

Man weiß nicht, ob diese Untersuchung weiter verfolgt wurde, wahrscheinlich stand der Vater von der Klage gegen seinen Sohn ab.

Am 11. März 1593 wurde Rocco in einem Duelle getödtet. Ursache desselben war ein brutaler Scherz, den sich dieser und sein Freund Mario Guerra mit einem Edelmanne erlaubten.

Der vierte Sohn war Bernhard, zu Lebzeiten seines Vaters noch ein Knabe, der schon mit Erfolg, dem Beispiele seines Vaters nacheifernd, dem weiblichen Dienstgesinde nachstellte.

Der letzte Sohn Paul war ein kränkliches Kind und starb 14 Jahre alt, bald nach der Ermordung des Vaters.

Nach dem Tode der ersten Frau hatte Francesco seine Töchter der Erziehung einer Verwandten, Porzia Cenci, übergeben und wenigstens die löbliche Vorsicht geübt, den weiblichen Theil der Familie in einem anderen ihm gehörigen Hause (wahrscheinlich im Palaste am Dogana-Platze) unterzubringen. Er wollte für seine Person frei sein, aber auch nicht, daß seine Töchter sehen sollten, was er treibe.

Im Jahre 1593 schritt Francesco zur Ehe mit Lucrezia Petroni, der Wittwe eines gewissen Velli. Es ist kein Zweifel, daß diese davon wußte, wie sich Francesco während seiner Wittwerschaft die Concubine aus dem Stalle und aus der Küche holte, wie er abscheulicher Verbrechen wegen

im Kerker gesessen. Ebenso mußte ihr bekannt sein, daß im Hause Cenci fortwährend Zank und Unfrieden herrschten, woran der Geiz und die Brutalität des Vaters Schuld trugen. Wenn die Wittwe Petroni demungeachtet ihr Jawort nicht verweigerte, so kann nur die Lockung des Reichthums sie bestimmt haben. Aus der ersten Ehe brachte Lucrezia drei Töchter mit, die indessen nicht in die Familie Cenci aufgenommen worden, sondern bei Verwandten geblieben sind. Francesco gewährte jeder nur eine Monatszulage von drei Thalern, doch selbst diese Zahlungen leistete er nicht pünktlich. Außer den Töchtern hatte Lucrezia aus erster Ehe einen Sohn, welcher gleichfalls unter der rohen Behandlung des Stiefvaters zu leiden hatte. Ob Lucrezia eine gute Stiefmutter gewesen, läßt sich nicht entscheiden. Die Tyrannei Francescos, unter der alle Glieder der Familie gleichmäßig zu leiden hatten, sollte die Mutter allerdings veranlaßt haben, sich enge an die Kinder anzuschließen, allein der spätere Proceß zeigt auch nicht die mindeste Spur eines herzlichen Verhältnisses zwischen ihr und jenen. Sicher ist, daß sie im Hause keine Autorität genoß und, furchtsam und charakterlos, auch nicht einmal den Versuch machte, sich eine solche zu erringen.

Die älteste Tochter Francescos, Antonina (von anderen Margherita, auch Olympia genannt) ist jene, welche durch ein Memoriale an den Papst ihre Vermählung durchgesetzt haben soll. Bertolotti konnte Nichts finden, was auf eine Intervention des Papstes schließen ließe, wohl aber gelang es ihm, klarzustellen, daß Antonina im Jahre 1595 unter voller Zustimmung des Vaters, der ihr eine Mitgift von 20000 Thalern aussetzte, einen Lutio Savelli Baron von Rignano heirathete.

Die zweite Tochter ist Beatrice, geboren am 12. Februar 1577 und in der Kirche S. Lorenzo di Damaso getauft. Ihre erste Jugend brachte sie in einem Nonnenkloster zu und erhielt dort ebenso wie ihre Schwester Antonina die gewöhnliche Erziehung der römischen Mädchen aus besserem Hause, also vor Allem Anleitung zur Frömmigkeit und zur Verehrung der Madonna, sowie der übrigen Heiligen, unter denen sie dem heiligen Franciscus von Assisi besondere Andacht widmete. Nach der zweiten Verheirathung des Vaters kam Beatrice unter die Obhut der Stiefmutter. Daß sie nach dem Brauche der römischen Familien strenge in fast klösterlicher Absperrung gehalten wurde, ist kein Zweifel. Der Kirchenbesuch konnte ihr indessen nicht verboten werden, und wir wissen, daß ihre Lieblingskirche S. Pietro in Montorio war, wo damals Raffaels Verklärung zum Entzücken aller Römer ausgestellt war. Ein Mönch dieses Klosters blieb von frühester Jugend an ihr Beichtvater und Vertrauter. Beten und Kirchenbesuch war ihr nicht blos Gewohnheit, wie den meisten anderen römischen Mädchen, sondern Herzenssache; einige Briefe, die aus ihren letzten Tagen erhalten sind, zeugen von inniger Religiosität. Für eine schmachtende Schwärmerin, welche den Ueberfluß an Liebe, für den

hienieden keine Verwendung zu finden ist, hinauf nach oben wendet, darf man sie jedoch nicht halten. Es floß auch in ihren Adern das heiße Cenciblut, sie war eine leidenschaftliche, stolze Natur.

Im Processe gegen ihren Bruder Rocco als Zeugin vernommen, beantwortet sie schlagfertig die Fragen des Richters und klagt mit aller Heftigkeit Monsignore Guerra als Verführer des Bruders an. Guerra, der bereits das vierzigste Lebensjahr überschritten hatte und ziemlich beleibt war, kann sonach nicht ihr Geliebter gewesen sein, zu dem sowohl Guerrazzi, als auch Dalbono ihn machen wollen.

Bald nach dem Tode Roccos hatte Cenci Rom verlassen und mit Frau und Tochter sich nach Petrella im Neapolitanischen begeben.

Petrella, ein ziemlich bedeutendes Dorf in den Abruzzen, überragt von einem alten Ritterschloß, gehörte zum Feudum von Cicolo, das damals die Colonna besaßen. Als Wohnung bot es keine besondere Bequemlichkeit, denn der erste Stock bestand nur aus dem Saale, aus dem sich die Zugänge zu sechs Zimmern öffneten; darüber erhob sich noch ein thurmartiger Aufbau mit einem kleinen Saale und zwei Zimmern, im Untergeschosse lagen die Kirche und die Gefängnisse, die in einem Feudalschlosse nicht fehlen durften. Um den Hof reihten sich einige Wirthschaftsgebäude und die Kapelle, in der Mitte lag ein Fischteich, der durch eine Wasserleitung mit trefflichem Quellwasser genährt wurde. Für Lustgärten fehlte es an Raum. Von drei Seiten durch Felsenstürze gesichert, stand zur Burg nur gegen Süden ein Zugang offen, der zum Dorfe hinabführte.

Ringsum dehnte sich, überragt von den Felsenhäuptern, des Apennin, wilder Wald, die Schlupfstätte der Banditen. Mit diesen standen die Dorfbewohner auf dem Fuße der Freundschaft, und auch der jeweilige Schloßherr fand es für angezeigt, angenehme Beziehungen mit den Räubern nicht zu vernachlässigen.

Petrella war der Lieblingssitz Francescos, oft sein Zufluchtsort, wenn er mit der geistlichen Justiz nicht auf gutem Fuße lebte. Seine sinnliche Natur verleitete ihn auch dort zu manchen Liebesabenteuern zum Verdrusse der eifersüchtigen Gattin.

Die Manuscripte, auf denen Dalbonos Darstellung beruht, erzählen, daß Francesco schon in Rom der Unschuld seiner Tochter nachgestellt und als Geschenke und Liebkosungen nichts fruchteten, durch Härte und Drohungen den Widerstand derselben zu brechen versucht habe. Wahrscheinlicher ist, daß er seine Nachstellungen erst in Rocca Petrella begann, denn in den Untersuchungsacten ist festgestellt, daß er sie in strengstem Gewahrsam im Obergeschosse, wo er selbst seine Wohnzimmer hatte, unter Schloß und Riegel hielt und sogar an den Fenstern Holzverschläge anbringen ließ, die nur Oberlicht gewährten und der Gefangenen jeden Ausblick in das Freie unmöglich machten. Die Nahrung wurde ihr durch ein Guckloch in der Thüre gereicht. War er abwesend, was häufig geschah, so bestellte er

ihr einen Kerkermeister, der, nachsichtiger, der Gefangenen bei Tag den Ausgang innerhalb des Schlosses verstattete und nur des Nachts sie in ihrem Zimmer abgesperrt hielt. Doch die Frauen sind listig, und so wußte auch Beatrice die Wachsamkeit ihres Vaters zu täuschen.

Francesco hatte im Schlosse einen Diener Marzio Catalano, wie es scheint, ein ehemaliger Bandit. Er erbarmte sich seiner jungen Herrin und unternahm es, für sie einen Brief an ihren Bruder Giacomo in Rom zu besorgen, worin sie diesem schrieb, sie könne es nun nicht länger ertragen, er möge sich bei den Verwandten für sie verwenden, damit sie, sei es durch eine Heirath, sei es durch Aufnahme in ein Kloster aus ihrer elenden Lage erlöst werde. Der Brief kam in indiscrete Hände, der Vater erfuhr davon, in seiner Wuth mißhandelte er die Tochter mit einem Ochsenziemer, den Diener Marzio ließ er in das Gefängniß werfen.

Gleich üble Behandlung erfuhr Donna Lucrezia, auch sie hatte öfters den Ochsenziemer zu fühlen, den der zärtliche Gatte in seinem Schlafzimmer aufgehängt hatte.

Im Schlosse diente als Castellan Olympio Calvetti, früher Bedienter im Hause Giacomos in Rom, auch früher Bandit, der eines Mordes wegen bereits in Untersuchung gestanden, doch durch die Vermittelung einer Brüderschaft frei geworden war. Es waren nämlich zu jener Zeit einige Brüderschaften berechtigt, die Befreiung eines Mörders zu erbitten, auch erwarb man sich durch Tödtung eines Banditen, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt, die Verzeihung der eigenen Missethaten, eine Verzeihung, die übertragbar war und Anderen zu Gute kommen konnte, wenn man selbst nichts Hängenswerthes verübt. Olympio war von seinem Herrn aus dem Dienste gejagt worden, weil er sich eifersüchtig zeigte, als Jener seiner Frau handgreifliche Liebesanträge stellte. Grund genug, daß er, ebenso wie Marzio, den wildesten Haß gegen Francesco hegte.

In harter Haft gehalten, mit Schlägen bis auf's Blut mißhandelt, stündlich in Gefahr, der ekelhaften Lüsternheit des scheußlichen Greises zum Opfer zu fallen, fand nun Beatrice zwei Leute, beide schwer von ihrem Vater gekränkt, beide Rachedurst im Herzen und zu jedem Verbrechen fähig. Wahrscheinlich hat Olympio, dessen Banditennatur die ihm angethane Schmach nicht ertragen konnte und dessen Frau mit Lucrezia und Beatrice fortwährend verkehrte, das Mordproject zuerst ausgeheckt, Lucrezia es gebilligt, aber Beatrice, deren Verzweiflung auf das Aeußerste gesteigert war, mit aller Leidenschaft, deren ein Weib fähig ist, auf dessen Ausführung gedrungen.

Man beabsichtigte zuerst, Francesco in einen Hinterhalt zu locken und durch Banditen erschlagen zu lassen. Der Versuch wurde laut den Untersuchungsacten schon im Frühlinge 1598 gemacht, das Nähere hierüber ist unbekannt, sicher nur, daß er nicht zur Ausführung kam.

Zu jener Zeit ließ Francesco seine beiden Söhne Bernardo und Paolo nach Petrella kommen, beide noch Knaben, ersterer 17, letzterer nur 14 Jahre alt, indessen die einzigen männlichen Glieder der Familie, die zur Hand waren. Beatrice wollte sie in das Geheimniß ziehen, denn es drängte sie, daß gewissermaßen ein Familienrath den Tod des Vaters beschließen solle. Allein bei der strengen Abgeschlossenheit, in der Beatrice gehalten wurde, war eine Besprechung mit den Brüdern nicht möglich, mit Olympio in Berührung zu kommen, gelang indessen.

Dieser wollte in einer so wichtigen Angelegenheit mit Knaben Nichts zu thun haben, deshalb begab er sich nach Rom, um die Sache mit Giacomo zu bereden. Dorthin hatten sich auch die beiden Brüder Bernardo und Paolo, die in Rocca Petrella von ihrem Vater sehr übel behandelt worden waren, geflüchtet. Giacomo, anfangs zögernd, ging auf den Plan ein und verschaffte Olympio ein Gift, Beatrice sollte es in den dem Vater gereichten Wein mischen. Der Versuch gelang jedoch nicht, denn der alte Cenci war vorsichtig genug, sich jeden gereichten Trank von der Tochter vorkosten zu lassen.

Es wurde nun beschlossen, Francesco im Schlafe zu erschlagen. Als Olympio und Marzio aber in das Zimmer Francescos drangen, trat ihnen Lucrezia, die die Nacht bei ihrem Gatten zuzubringen pflegte, entgegen und beschwor sie, für heute von dem Vorhaben abzustehen, denn es sei der Vorabend des Festes Mariä Geburt und ein Mord deshalb doppelt Sünde; die Mörder sahen das ein und wichen zurück.

Mitternachts am 9. September 1598 kamen sie wieder, Lucrezia welche abermals die Nacht bei ihrem Gatten zugebracht, ließ sie ein, doch hatten sie nicht den Muth, den tödtlichen Streich zu führen. Da stürzte ihnen Beatrice entgegen und warf ihnen Feigheit und Wortbruch vor. Nun ermannten sich die Banditen und schritten an's Werk, ihnen voran eilte Beatrice in des Vaters Zimmer und öffnete die Fensterbalken, damit die Mörder zur Arbeit sehen könnten.

Merkwürdigerweise fehlte es diesen am Handwerkszeuge. Olympio hatte Nichts als ein paar Nägel mitgebracht und einen hölzernen Hammer, wie er zur Bereitung von Maccaroni gebraucht wird, von Beatrice erhalten. Marzio war nur mit einem Prügel bewaffnet. Doch trafen sie ihr Opfer so gut, daß es nur einen unterdrückten Schrei ausstoßen konnte, in wenigen Minuten war Alles vorüber.

Diese Darstellung, welche den Manuscripten Dalbonos entnommen ist, erhält durch die Proceßacten zwar einige Abänderungen, in der Hauptsache wird sie richtig sein. Namentlich ist es psychologisch vollkommen erklärlich, daß Beatrice mit der wildesten Energie den Zögernden und Zurückweichenden entgegentritt. Es mag tiefe Seelenkämpfe gekostet haben, bis bei ihr der entsetzliche Entschluß reif wurde. Einmal aber zur Ueberzeugung gelangt, daß nur Cencis Tod sie von der Schande befreien

könne, gab es für sie keinen Rückweg, kein Zögern mehr. Die vatermörderische Beatrice ist begreiflich, aber wie ekelhaft erscheint die Stiefmutter, die aus dem warmen Ehebette heraussteigt, um den Mördern des Gatten die Thüre zu öffnen!

Schon vor der That hatten die Mörder einen Theil des Blutgeldes erhalten, sie forderten jetzt den Rest des bedungenen Lohnes; die Frauen konnten ihnen nicht viel geben, denn die Schränke Francescos, in denen man Geld zu finden hoffte, waren leer. So erhielt denn Olympio nur einen kostbaren Ring, Marzio einen geringen Geldbetrag, konnte aber sich einen mit Gold verbrämten Mantel des Vaters nehmen, der ihm gar sehr in die Augen gestochen hatte. Die weitere Belohnung wurde ihnen von Rom aus in Aussicht gestellt.

Nun brannte den Banditen der Boden unter den Füßen, sie wollten sogleich entfliehen, ließen sich aber durch das Jammern der Frauen, die mit dem Leichnam nichts anzufangen wußten, bewegen, noch an den Anstalten zur Verheimlichung des Mordes theilzunehmen. Sie bekleideten den Leichnam, wobei Lucrezia selbst die in den Kopf getriebenen Eisennägel herausgezogen haben soll. Sodann wurde der Körper auf ein Bettlaken gelegt, auf die Gallerie getragen und hinabgestürzt auf einen im Hofe stehenden Hollunderbaum, dessen Aeste in die Wunden geführt wurden.

Noch in der Nacht entflohen die Mörder. Am nächsten Morgen erscholl im Schlosse großes Weinen und Wehklagen. Den herbeilaufenden Landleuten wurde erzählt, der alte Herr sei des Nachts wahrscheinlich trunken vom Weine auf die Gallerie hinausgetreten und hinabgestürzt, wobei er so unglücklich auf den Hollunderbaum fiel, daß der Arme das Leben verloren.

Die Landleute schüttelten zwar ungläubig den Kopf, aber er war sein Leblang ein schlimmer Herr gewesen und hatte ein böses Ende wohl verdient, sie machten daher ihre Glossen, ließen es aber dabei bewenden, und die Aufbahrung der Leiche und deren Beisetzung erfolgte, als ob der Tod ein natürlicher gewesen wäre.

Unmittelbar nach dem Morde benahmen sich Lucrezia und Beatrice auf eine Weise unklug, daß man sich zur Annahme versucht fühlt, sie hätten geglaubt, Frau Justitia bedürfe gar keiner Binde mehr, denn sie sei bereits ganz blind. Schon am Tage nach dem Morde gaben sie die blutigen Betttücher einer Wäscherin des Ortes zum Waschen; Plautilla, die Frau Olympios, erhielt auf die Frage, was mit ihrem Gatten geschehen, die Antwort, sie möge ruhig sein, Olympio sei an der Sache nicht betheiligt, sondern Marzio habe den alten Cenci von der Gallerie heruntergeworfen.

Auf die Nachricht vom Tode des Vaters kamen die Brüder Giacomo und Bernardo, begleitet von einem Verwandten Cesare Cenci, nach Petrella, sie hielten sich nur einen Tag auf und besuchten nicht einmal die Kirche,

in welcher man den Vater begraben hatte, Paolo war in Rom geblieben, da seine Lungenkrankheit eine üble Wendung genommen hatte. Auf der Rückreise nahmen sie die beiden Frauen nach Rom mit. Auch Olympio gesellte sich zu den Reisenden, begleitete sie jedoch nicht bis Rom.

Die päpstliche Justiz scheint sich Anfangs um den räthselhaften Todesfall in Petrella gar nicht gekümmert zu haben, denn der Ort lag im Auslande, und was dort geschah, ging die neapolitanischen Gerichte an. So lebten denn die Geschwister seit langer Zeit zum ersten Male in erträglicher Freiheit, sich des Besitzes eines großen Vermögens erfreuend, ja bedacht, dasselbe zu vermehren.

Es starb damals die verheirathete Schwester Antonina im Wochenbette. Giacomo, streitsüchtig wie sein Vater, strengte einen Proceß gegen den Schwager Lutio Savelli an, er habe statt des todtgeborenen Kindes ein anderes Kind untergeschoben, und seine Anzeigen scheinen so gewichtig gewesen zu sein, daß Savelli in den Untersuchungsarrest abgeführt wurde. Doch wurde dieser schließlich schuldlos erkannt und Giacomo mit den Ansprüchen auf den Nachlaß seiner Schwester abgewiesen. Ein zweiter Todesfall traf das Haus zu Weihnachten, Paolo erlag seiner Lungenkrankheit.

Als böser Gast durchwandelte den Palast das Schuldbewußtsein. Doch die Kirche hat reiche Gnadenmittel zur Verfügung, sie spendet sie denen, die sich gegen sie freigebig zeigen. Daher stiftete Giacomo prächtige Meßgewänder für die Kirche Madonna del Pianto.

Dafür, daß die Familie an die Schuld stets erinnert wurde, sorgte Olympio, der sich in dem Hause förmlich einnistete und im Bewußtsein, Besitzer des großen Geheimnisses zu sein, sich unverschämt zeigte. Wenn Giacomo ihn in die gebührenden Schranken zurückweisen wollte, hielt ihn die ängstliche Beatrice ab, zu weit zu gehen. Es ist kein Zweifel, daß Monsignore Guerra als Vetter und Hausfreund die Familie häufig besuchte, wahrscheinlich ist sogar, daß Giacomo ihm die Verlegenheit anvertraute, in welche ihn die Unverschämtheit Olympios setze. Der Kerl muß weg, dürfte der Rath des geistlichen Herrn gewesen sein; das war denn auch die Ansicht Giacomos. Er ließ einen vertrauten Freund, Camillo Rosato, rufen, beklagte sich bei diesem, daß Olympio mit seiner Schwester ein Verhältniß habe, welches er nicht dulden könne, und trug ihm auf, denselben aus der Welt zu schaffen. Giacomo stellte gleichzeitig Olympio vor, daß seines Bleibens im Kirchenstaate nicht sei, und gab ihm Geld, damit er sich in Begleitung Rosatos in Sicherheit bringe.

Es scheint, daß auch Marzio auf diese Weise in Sicherheit gebracht werden sollte, allein Beatrice, durch das Orakel eines Sterndeuters erschreckt, ließ es nicht zu.

Rosato führte seinen Auftrag schlecht aus. Er versuchte auf der Reise in Novellara seinen Reisekumpan zu vergiften, und als das Gift nicht wirkte, ließ er ihn als Mörder — er hatte nämlich einen Wirth erschlagen —

in's Gefängniß werfen, nachdem er ihm Beatricens Ring und sein Geld genommen. Doch gelang es Olympio zu entfliehen.

Mittlerweile kamen aus dem Neapolitanischen böse Nachrichten. Auf das Gerücht hin, daß Cenci durch Mörder, welche seine eigenen Kinder gedungen, erschlagen worden sei, ordnete die Regierung in Neapel schon am 10. December 1598 den Auditor der Provinz Abruzzen nach Petrella ab. Dieser ließ die Leiche Cencis exhumiren und die mit unzureichenden Mitteln von drei unwissenden Aerzten vorgenommene Autopsie ergab, daß derselbe mit Axthieben getödtet worden sei; der Untersuchungscommissär fand sogar die Axt, mit der das Verbrechen geschehen. Wir haben bereits mitgetheilt, daß der Mord auf ganz andere Weise verübt worden war.

Schwerwiegend waren die Aussagen der Dorfbewohner, der Wäscherin, welche von Beatrice die blutigen Betttücher des Ermordeten erhalten hatte, der Frau Olympios, alle wiesen bestimmt auf die Thäter und Anstifter hin. Nun rührte sich auch die römische Justiz, durch geheime Anzeige auf das aufmerksam gemacht, was die neapolitanischen Behörden erhoben hatten. Schon im Jänner 1599 wurde Giacomo Cenci gefänglich eingezogen, die Frauen blieben vor der Hand noch im väterlichen Palaste unter scharfer Ueberwachung.

Von den beiden Mördern wurde Marzio bald ausfindig gemacht, in den Gebirgen bei Tivoli gefangen und nach Rom gebracht. Olympio aber hatte sonderbare Schicksale nach seiner Entweichung aus dem Gefängnisse von Novellara. Es war ihm gelungen, auf neapolitanisches Gebiet zu entkommen, aber dadurch lief er geradezu in den Rachen des Löwen, denn die dortige Regierung hatte einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. In Teramo traf er Freunde, einen gewissen Pacifico Bosone, mit dem er im Hause der Cenci gedient hatte, dessen Bruder Cesare, zur Zeit Haushälter bei Giacomo Cenci, und deren Schwager Marco Tullio Borsati. Cesare gab an, auf einer Wallfahrt zur Madonna in Loreto begriffen zu sein. Olympio erzählte, er wolle nach Anticoli, um sein Weib zu besuchen, sodann sich in die Büsche schlagen, schon habe er zahlreiche Gefährten, um eine Räuberbande zu bilden, und zuerst werde er sich an den Colonnas, man weiß nicht für welche Unbilden, rächen. Die drei Freunde beschlossen, Olympio zu ermorden, Marco Tullio und Pacifico durch den Preis auf den Kopf des Banditen angelockt; Cesare war als vertrauter Diener der Cenci mit dem Plane einverstanden. Als der Mord geschehen, brachten jene das Haupt des Erschlagenen nach Cosenza, Cesare aber reiste nach Rom zurück, denn der Zweck seiner Pilgerfahrt war erfüllt, er konnte Giacomo und Guerra gute Nachrichten bringen.

Begreiflich war dieser Mord der römischen Justiz sehr ungelegen, er beraubte sie eines Hauptzeugen im Processe Cenci. Die Mörder erhielten daher ihre Belohnung nicht und wurden eingezogen. Die römischen Richter schöpften natürlich Verdacht, daß der Mord absichtlich von Giacomo oder

Mario Guerra in Scene gesetzt wurde, um einen Belastungszeugen aus dem Wege zu räumen, Giacomo gab dies halb und halb zu, doch habe er die That veranlaßt, um unziemlichen Vertraulichkeiten zwischen Olympio und seiner Schwester ein Ende zu machen. Gegen Guerra müssen schwer wiegende Verdachtsgründe vorhanden gewesen sein, denn obgleich begünstigter Schützling von Cardinälen, blieb er, ohne verurtheilt zu werden, drei Jahre im Gefängnisse und mußte nach seiner Freilassung in die Verbannung nach Malta. Es hinderte dies jedoch ihn nicht, später wieder in die päpstliche Gnade und zu hohen Ehren zu gelangen.

III.

Mit allem Eifer nahm nun die römische Justiz die Untersuchung gegen die Mörder Francescos auf.

Der erste der Gefangenen, Marzio Catalano, verlegte sich anfangs auf's Leugnen. Er gab an, Beatrice nur vom Sehen zu kennen, ihre hohe Schönheit bewundert, doch nur einmal sie angesprochen zu haben; vielleicht hätte sie nicht einmal seine Worte gehört. Der Richter zeigte und erklärte ihm den Gebrauch der Folterwerkzeuge und ließ die Daumenschraube spielen. „Um Gottes willen," rief Marzio aus, „gebt mir nicht die Folter, ich will gestehen."

Dalbono erzählt, Marzio habe gestanden, von Guerra zum Morde des alten Cenci gedungen worden zu sein, als Mitschuldige habe er vorerst Olympio, Lucrezia, Giacomo, Bernardo, zuletzt auch Beatrice bezeichnet. Im Constitute, das Bertolotti mittheilt, dem jedoch andere vorhergegangen sein müssen, bezeichnet Marzio entschieden Beatrice als die hauptsächlichste Anstifterin des Mordes, Olympio als ihren Vertrauten, dem es gelang, in die streng verschlossene Kammer derselben zu bringen, und der ihn selbst zur Mitwirkung geworben habe. Seine Bekenntnisse erzählen die Mordthat nur in Nebenumständen, etwas abweichend von der früheren Darstellung und sind von grauenhafter Lebendigkeit.

Nachdem der Versuch mit dem Gifte mißlungen war, erklärte eines Tages Beatrice ihm und Olympio, sie wolle dem Vater am nächsten Abend Opium in den Wein schütten, wenn er hierdurch betäubt geworden, sollten die Mörder ihn erschlagen und über die Galleriebrüstung in den Hof werfen, damit es scheine, er sei durch einen Fall umgekommen. Die beiden Banditen blieben im Schlosse verborgen, und Olympio erzählte später dem Freunde, er habe die Nacht im Zimmer Beatricens zugebracht. Am nächsten Tage erzählte Beatrice, sie habe dem Vater Gift in den Wein geschüttet, auch selbst davon kosten müssen, allein der Trank habe ihn zwar etwas betäubt, doch keinen Schlaf bewirkt. An jenem Tage und in der darauffolgenden Nacht geschah noch nichts. Beim Morgengrauen des nächsten Tages kamen die Banditen wieder und gelangten in das Zimmer Beatricens, die sie zum Schlafzimmer des Vaters führte. Dort trat ihnen Lucrezia

entgegen, sie sprach leise mit Olympio, was? konnte Marzio nicht verstehen. Olympio sagte hierauf: Diesen Morgen ist es Nichts. Lucretia wollte vom Morde Nichts mehr wissen, Beatrice hingegen drang fest darauf, er müsse geschehen. Unter Tags blieben die Banditen wieder im Schlosse verborgen. Als sie des Nachts sich herausschlichen, um an's Werk zu gehen, bekam Olympio einen heftigen Hustenanfall. Olympio hielt dies für eine üble Vorbedeutung und sandte Marzio zu Beatricen, er möge ihr sagen, die That könne nicht geschehen. Auf diese Botschaft kam Beatrice selbst und machte Olympio wüthende Vorwürfe. Hierüber gerieth dieser in leidenschaftliche Aufregung, stieß gotteslästerliche Flüche aus und rief ihr zu: „Du willst, daß ich thue, was ich nicht thun kann. Wenn Du aber willst, daß ich zum Teufel fahre, so fahre ich meinethalben dahin.“ Mit diesen Worten verließ er das Schloß. Marzio folgte ihm nach.

Am nächsten Morgen, es war Mittwoch, der Tag nach dem Marienfeste, weckte Olympio seinen Genossen aus dem Schlafe. Nun ist es Zeit zur That, sagte er, Marzio widerstrebte anfangs, ging aber zuletzt doch mit in das Zimmer Beatricens. Dort warteten sie, bis der Tag graute und Lucrezia aus dem Schlafgemache des Gatten herauskam. Diese machte nun keine Einwendungen mehr, und die Mörder drangen in die Kammer, der Mord geschah sodann in der bereits beschriebenen Weise.

Dieses Verhör Marzios fand am 5. Februar 1599 statt, er wiederholte seine umfassenden Geständnisse, auch als er später zweimal auf die Folter gespannt wurde.

Nun erfolgte die Verhaftung Lucrezias und Beatricens, sie wurden zuerst in das Castell S. Angelo und erst im Juni in die neuen Gefängnisse in Corte Savella gebracht. Nach einer Nachricht der Zeitungscorrespondenten (Menanti) sollte die Ueberführung wegen Entdeckung eines Complottes zur Befreiung der Gefangenen erfolgt sein. Man erzählte sich, der Vicecastellan des Castelles, dem man die Hand der schönen Beatrice und eine Mitgift von 30000 Thalern in Aussicht stellte, sei mitverflochten gewesen. Andere behaupteten wieder, die Ueberführung sei der besseren Ueberwachung wegen geschehen, denn die Kerker in der Corte Savella waren die härteren und strengeren.

Die Gefangenen hatten die Freiheit, sich selbst zu verpflegen, allein das hierzu nöthige Geld wurde ihnen nicht zur Verfügung gestellt, so daß sie genöthigt waren, solches sich sogar von den Soldaten der Wache auszuborgen.

Trotz der bestimmten Aussage Marzios kam der Richter Ulysses Moscat nicht vom Flecke. Beatrice leugnete. Wie sie sich vertheidigte, wissen wir nicht, da die Protokolle über ihre ersten Vernehmungen nicht vorhanden sind. Der Richter schritt zu einer Confrontation der Beschuldigten mit Marzio. Die Unerschrockenheit, mit der sie diesem entgegentrat, setzte ihn

in solche Verwirrung, daß er alle früheren Aussagen zurücknahm und sie als durch die Furcht und die Qualen der Tortur abgepreßt erklärte.

Nun wurde Marzio nochmals der Tortur unterzogen, standhaft hielt er die Behauptung aufrecht, Beatrice sei unschuldig, die Martern wurden gesteigert bis zu einem Grade, die selbst die Banditennatur Marzios nicht ertragen konnte, er unterlag den Qualen, ohne zur Wiederholung des Geständnisses gebracht zu werden.

Ebenso wenig war ein Geständniß von den anderen Beschuldigten herauszubringen. Wie Giacomo und Lucrezia sich vertheidigten, ist nicht bekannt, da für jene erste Periode des Processes nur die Protokolle mit Bernardo vorliegen. Diese letzteren zeigen, daß der Untersuchungsrichter sehr geschickt vorging, Bernardo sich nicht weniger geschickt vertheidigte. Er giebt sich als ein junger Mensch von geringem Verständniß, den die erwachsenen Familienmitglieder noch nicht an ihren Geheimnissen Theil nehmen lassen, und der darum sich auch nicht kümmert.

In Rom war die öffentliche Meinung für die Cenci. Die Einen hielten die Anklage für eine Machination des Schwagers Lutio Savelli, der sich an Giacomo wegen der Anklage der Unterschiebung eines Kindes rächen wollte, Andere glaubten, es handle sich nur um eine Finanzspeculation des apostolischen Hofes, die auf Einhebung einer tüchtigen Geldstrafe von den reichen Cenci abziele. Die einflußreichen Verwandten der Familie begannen sich im Interesse der Gefangenen zu rühren. In der Kirche Araceli ließen sie ein vierzigstündiges Gebet abhalten, um den Schutz des Himmels für dieselben anzuflehen, und so sehr hatte es den Anschein, daß Alles gut ablaufen werde, daß Cardinal S. Giorgio, Pathe Giacomos, dem Fiscal sagen ließ, er wolle, daß die Sache rasch beendet werde. Er habe nichts dagegen, daß sie, falls schuldig, bestraft würden, allein die Schuldlosen solle man frei lassen, man bringe daher den Proceß endlich einmal zum Abschluß und gebe den Gefangenen die Abschrift der Proceßacten zu ihrer Vertheidigung.

Allein plötzlich nahm die Sache eine schlimme Wendung durch Ausfindigmachung neuer Belastungszeugen, nämlich des Bruders Olympios, des Mönches Pietro Calvetti, und jenes Camillo Rosato, der im Auftrage Giacomos den mißglückten Versuch gemacht hatte, Olympio aus dem Wege zu räumen.

Fra Pietro Calvetti erzählte, sein Bruder habe ihm gesagt, daß er auf Auftrag Giacomos und im Einverständnisse mit den Frauen den Mord verübt habe, wofür ihm 2000 Thaler als Mitgift für seine Tochter Vittoria versprochen wurden, ungeachtet der Geschenke, die ihm Beatrice gemacht.

Anders lauteten die Mittheilungen, welche Rosato von Olympio erhalten haben wollte. Von Giacomo als Anstifter des Mordes ist hier nicht die Rede, dafür giebt Olympio als Mitwisser neben Lucrezia einmal

Bernardo an, ein anderes Mal wieder behauptet er, Bernardo habe von den Mordanschlägen Nichts gewußt. Es darf freilich nicht vergessen werden, daß Rosato ein vertrauter Diener Giacomos war und deshalb wohl Mittheilungen über die Schuld seines Herrn, die ihm allenfalls Olympio gemacht haben mochte, dem Richter verschwieg.

Sowohl gegenüber seinem Bruder als auch gegenüber Rosato war Olympio nicht karg an Anspielungen, daß ihn eigentlich ein Liebesverhältniß zu Beatrice zum Morde getrieben habe. Rosato scheint diese Liebesgeschichte sehr ungläubig aufgenommen zu haben, denn er bemerkt, Olympio sei ein arger Schwätzer.

Um dieselbe Zeit wurden Briefe aufgefangen, welche die Cenci durch bestochene Soldaten aus dem Kerker schmuggeln wollten. Die vorliegenden Documente geben keinen Aufschluß über deren Inhalt, doch vermuthen die Zeitungsnotizen, sie seien sehr compromittirend gewesen.

Nun riß dem Papste der ohnehin schon sehr dünn gespannte Faden der Geduld, als oberster Richter auf Erden konnte er es nicht mehr ruhig ansehen, daß in der Hauptstadt der Christenheit Kinder ihren Vater mordeten. Er erließ ein Motu proprio an Ulysses Moscati, in dem er diesem die weitgehendsten Vollmachten mit dem Auftrage ertheilte, Alles aufzubieten, daß die Uebelthäter, wenn nöthig, durch die Tortur zum Geständniß gebracht und dann den strengsten Strafen an Leib und Gut unterzogen würden.

Giacomo indessen beharrte bei seinem Leugnen, auch als ihm Rosato und Calvetti gegenübergestellt wurden. Der Richter schritt nun zur Anordnung der peinlichen Frage, der Corda. Die Arme des Delinquenten wurden nach rückwärts geschnürt und durch einen Strick, der zu einer Rolle am Kerkergewölbe lief, in die Höhe gezogen, wodurch sie schmerzvoll ausgerenkt wurden. Die Pein konnte man vergrößern, indem man dem Körper eine schaukelnde Bewegung ertheilte.

Kaum in die Höhe gezogen, jammerte Giacomo: „Laßt mich herab" und gestand, als er wieder am Boden war, daß Olympio zuerst den Mord ausgedacht, um sich am alten Cenci, der der Ehre seiner Frau nachgestellt und ihn aus dem Schlosse gejagt, zu rächen. Empfohlen sei ihm Olympio durch seine Brüder worden, die er aus der Haft in Petrella befreit habe. Von Beiden habe er auch die Mißhandlungen vernommen, die Beatrice vom Vater auszustehen hatte. Eine directe Aufforderung oder einen Auftrag zum Morde will er nicht gegeben, dem Drängen Olympios nur geantwortet haben: er möge thun, was er für gut finde.

Mit einer raschen Wendung geht er nun auf Beatrice über, der Ursache des Unterganges seines Hauses, die mit Olympio und der Stiefmutter die Hauptschuld trage. Welche Ursache gerade diese zum Morde hatte, diese Frage läßt er unberührt. Wie er selbst hätten auch seine Brüder Bernardo und Paolo dem Olympio erklärt, sie seien einverstanden

mit dem, was Beatrice thun würde. Die Belohnung für Olympio war bereits von Beatrice ausgemacht, er habe nur das von Beatrice Versprochene ratificirt.

Da er sich über die Ermordung Olympios zu rechtfertigen hatte, wiederholt er, daß er zwischen diesem und Beatricen Vertraulichkeiten zu bemerken glaubte und mit Rücksicht auf die Ehre der Familie die bekannten Aufträge ertheilte.

In allen Processen, in denen die peinliche Frage angewendet wurde, kann man die Bemerkung machen, daß die von der Folter herabgeholten Inculpaten von einer plötzlichen, fieberhaften Gesprächigkeit befallen werden. Sie scheinen alle nur von der einen Angst beseelt zu sein: „Nur nicht wieder hinaufschweben mit ausgerenkten Gliedern." So lange sie sprechen und gestehen, fühlen sie sich sicher vor dem „Hinauf", was später, kümmert sie wenig. So auch Giacomo. Er hat die Fassung verloren, häuft Beschuldigungen bald auf den todten Olympio, bald auf Beatrice, zieht die anderen Glieder der Familie als Mitwissende und Mithandelnde herbei, nur sucht er seine Mitwirkung im mildesten Lichte darzustellen. Diesem fassungslosen, verwirrten Menschen gegenüber behält der Richter sein zielvolles Wollen und kann sonach seine Redefluth dahin lenken, wohin es ihm gefällt.

Wie bemerkt, liegt noch am vollständigsten die gegen Bernardo geführte Untersuchung vor, der sich bisher glücklich aus der Schlinge gezogen hatte. Die Folter scheint gegen Bernardo nicht angewendet worden zu sein, allein durch die fortwährenden Kreuzverhöre war er bereits verwirrt und mürbe, als zur Confrontation mit dem geständigen Giacomo geschritten wurde.

Giacomo wiederholte ihm seine Aussage in's Angesicht, Bernardo leugnet zuerst, dann giebt er folgendes halbe Geständniß: „Giacomo sagt die Wahrheit, sowohl was die Ankunft Olympios in Rom, als auch was das Gespräch mit ihm betrifft. Ich habe die näheren Umstände der Ermordung von Olympio, Beatrice und Lucrezia in Gegenwart Giacomos erfahren."

Man sollte meinen, dem Richter mußte es vor Allem daran gelegen gewesen sein, zu erfahren, warum die Brüder zu einem solchen Verbrechen die Hand boten. In den vorliegenden Untersuchungsacten ist keine Spur aufzufinden, daß an die Angeschuldigten eine solche Frage gestellt worden sei.

Die Stiefmutter Lucrezia hielt sich tapferer in der Marterkammer als Giacomo. Sie hielt, nach den Nachrichten des Zeitungscorrespondenten, die schreckliche Pein der Vigilia oder Veglia durch neun Stunden aus. Diese Art der Tortur bestand darin, daß der Patient auf einem mit stumpfen Nägeln besetzten Blocke (equuleus) in labilem Gleichgewichte erhalten wurde; ungemein schmerzhaft war diese Tortur durch ihre lange Dauer. Nach dem von Bertolotti mitgetheilten Protokolle scheint indessen

Lucrezia der Tortur der Corda unterzogen worden zu sein, kaum emporgezogen, erzählt sie in demselben angsterfüllten Redestrome wie Giacomo:

Beatrice habe drei Monate vor dem Tode Francescos von diesem furchtbare Schläge bekommen, weil sie an ihre Brüder (wegen der Verheirathung oder des Klosters) geschrieben. Von nun an wiederholte sie fortwährend, diese Schläge soll er bereuen. Sie fing an, mit Olympio allerhand Heimlichkeiten zu haben, sprach mit ihm bald von der Stiege, bald vom Fenster aus, manchmal durch ein Loch im Fußboden. Wenn aber Francesco von Petrella abwesend war, kam Olympio in das Zimmer der Frauen, um mit Beatrice zu sprechen. Die Mutter ließ sie ungestört und ging zu Bett.

Ungefähr vierzehn Tage vor dem Morde, als Olympio nach Rom gereist war, sagte Beatrice der Mutter: „Ich will den Vater umbringen, koste es, was es wolle.“ Die Mutter ermahnte sie: „Mein Kind, das wäre eine große Sünde und würde zu Deinem und unserem Verderben führen.“ Allen Zureden der Mutter setzte die Tochter hartnäckig ihren Entschluß entgegen: sie müsse den Vater tödten lassen. Als Olympio von Rom zurückkehrte, theilte sie der Mutter mit, daß dieser Giacomos Zustimmung zum Morde erlangt habe.

Von der Zustimmung Bernardos und Paolos zum Morde weiß Lucrezia nichts, ebenso wenig vom Vergiftungsversuche, wohl aber, daß der Vater mit starken Opiumdosen betäubt wurde. Sie nimmt ihre Erzählung erst mit dem Momente wieder auf, in welchem sie am 7. September Morgens, aus dem Schlafgemache ihres Mannes heraustretend, die Mörder vor der Thüre findet. Auf ihre Vorstellung, daß die Madonna von Loreto die Schändung ihres Festtages durch ein großes Wunder rächen würde, stehen Jene von dem Vorhaben für den Augenblick wohl ab, doch Olympio sagt ihr: „Lucrezia, ich muß es dennoch thun, denn ich habe es versprochen.“

Die vertrauliche Anrede blos mit dem Vornamen an die Schloßherrin ist wohl zu beachten. Man erinnert sich, daß Olympio in einem anderen kritischen Momente Beatrice mit „Du“ ansprach.

Während des Tages erfährt sie von Marzio, daß Olympio auf Auftrag Beatricens hinab in das Dorf gegangen sei, um dort gesehen zu werden (und eventuell ein Alibi vorschützen zu können). Wieder Beatrice war es, welche die Mutter zu Marzio sendete, wie diese glaubte, nur deshalb, um auf ihre Schultern einen Theil der Schuld wälzen zu können. Indessen will sie die Gelegenheit benutzt haben, um Jene von den Mordplänen abzubringen. Als echter Bandit weist Marzio jedoch darauf hin, daß, wie er von Beatrice und Olympio wisse, der Alte viel Geld im Schlosse aufbewahrt habe. Lucrezia leugnete dies, und als sie zu weinen anfing, habe ihr Marzio versprochen, Olympio am Morde zu verhindern.

Leicht geht sie über die Nacht vor dem Morde hinweg. Als sie aus dem Schlafgemache des Gatten des Morgens herauskam, fand sie Beatrice, Olympio und Marzio. Sie ging nun mit Beatrice in deren Kammer und sah nicht, was weiter geschah, doch hörte sie die dumpfen Schläge der Mordgesellen. Als diese herauskamen, erhielt sie auf die Frage: „Wehe! was wollt Ihr nun machen?" die Antwort: „Es ist geschehen." Nun machten die Mörder jene Vorbereitungen, die wir kennen, um den Mord als zufällige Verunglückung erscheinen zu lassen. Als sie gehen wollten, hielt Lucrezia sie auf, sie sollten noch die übrigen Spuren der Unthat vertilgen helfen. Die Banditen trennten nun das blutige Bettzeug in Stücke, Lucrezia stopfte dieselben in den Abtritt, ein blutiges Leinentuch war jedoch auf einem Sessel liegen geblieben. Plautilla, die Frau Olympios, sah es und half ihr beim Waschen. Als Beide über diesem Geschäfte zu weinen anfingen, kam Beatrice und fragte: „Warum diese Thränen?" Lucrezia erwiderte ihr: „Glaubst denn Du, daß diese Blutthat ein Nichts sei?" „O Du Vieh!" war die Antwort.

Lucrezia giebt ferner an, daß sie Bernardo und Giacomo, Jedem besonders, erzählt habe, wie es beim Morde zugegangen sei. Giacomo sagte ihr: „O Lucrezia, was ist das, wie konnte dies Verbrechen geschehen?" Sie antwortete: „Das wisset Ihr besser und thut nun so verwundert? Ihr habt die ganze Sache angerichtet, und jetzt stellt Ihr Euch, als ob Ihr Nichts wisset?" Hierauf habe Giacomo sie beruhigt, es könne ihnen nichts geschehen, Marzio werde es schon so einrichten. Von Cesare, dem Hausverwalter Giacomos, hörte sie, daß Olympio ermordet worden sei. „O der Arme," rief sie aus, „warum hast du es gethan? Du wirst noch in's Gefängniß kommen!" Cesare erwiderte: „Ich habe es im Dienste meines Herrn gethan, mir wird nichts geschehen, und Monsignor Guerra sein Wort halten.

In den späteren Verhören kommt sie immer darauf zurück, daß sie den Mord nach Kräften zu verhindern bestrebt war. Mehr hätte sie nicht thun können, sonst wäre sie selbst ermordet worden, denn man habe ihr gedroht, so sie plaudere, werde es ihr Verderben sein.

Von Lucrezia gilt sonach, was von Giacomo gesagt wurde. Gestehen mußte sie Etwas, sonst wäre sie wieder hinaufgeschwebt, vielleicht auch noch mit Gewichten an den Füßen, gestehen mußte sie Gräßliches, Etwas, das im Verhältnisse zur gräßlichen Marter stand, anders wäre der Richter nicht zufrieden gewesen, allein die Schuld suchte sie von sich ab und Beatricen zuzuwälzen. Diese war jung und von seltener Schönheit; auch die Richter sind Menschen und für Schönheit nicht unempfindlich, daher konnte das Mädchen am ehesten noch Milde erwarten. Wenn nun gar der Hauptschuldigen Gnade zu Theil wurde, so konnte die Minderschuldige nicht die volle Strenge des Richters treffen.

Die dunkelsten Partien des Processes sind jene, die Beatrice betreffen. Bertolotti bringt kaum mehr als Auszüge aus jenen Protokollen nach der Folterung, in denen ihr Geständniß enthalten ist. Mehr hat ihm auch nicht zu Gebote gestanden. Dalbonos Darstellung stimmt nahezu mit jener im Romane Guerrazzis überein, er beruft sich hierbei auf handschriftliche und zuverlässige Quellen, die in einer römischen Bibliothek enthalten seien. Die Bibliothek selbst will er mit Rücksicht auf deren Eigner nicht näher bezeichnen, denn zur Zeit, als er sein Buch schrieb (1864), schaltete der Papst noch in Rom als weltlicher Gebieter. Aber abgesehen von dieser Handschrift, deren unbedingte Glaubwürdigkeit zu bezweifeln sein wird, hat er von den Verhörsprotokollen mehr gekannt, als Bertolotti. Besäßen wir indessen die Protokolle vollständig, so hätten wir doch nicht die ganze Wahrheit; denn wie der Florentinische Agent seinem Hofe in einem Berichte vom 1. Januar 1600 mittheilt, ist in den Proceßacten ausdrücklich bemerkt, daß Beatrice auf die Frage, warum sie den Vater ermordet, Vieles gesagt habe, das nicht aufgezeichnet wurde.

Nach Dalbono soll also Beatrice allen möglichen Torturarten unterzogen worden sein, wobei man die Grausamkeit auf das Aeußerste trieb und selbst jene Schonung nicht gewährte, die nach der bestehenden Uebung dem kräftigen, schmerzgewohnten Räuber der Campagna nicht verweigert wurde. Allein alle Pein, die der grausame Richter erfinden konnte, vermochte nicht, Beatrice ein Geständniß zu erpressen. Znm fünften Male wollte er schon zur Anwendung der peinlichen Frage schreiten, als er noch als letzten Versuch ihr die bereits geständigen Geschwister und Lucrezia gegenüberstellte. Auf deren Zureden erklärte sie endlich: „Da Ihr schon durchaus wollt, daß ich unser Haus mit Schande bedecke, so werde ich thun, was Ihr sagt. Leset mir das Verhörsprotokoll vor, und was Ihr wollt, das ich gestehen soll, will ich gestehen.“ Mit dieser Darstellung stimmen jedoch die von Dalbono beigebrachten Verhörsprotokolle nicht. In einem vom 10. August datirten Protokoll gesteht Beatrice schon, und zwar ohne Anwendung der Tortur, daß sie von dem durch Olympio entworfenen und von Giacomo gebilligten Mordplan wußte, ja ihn auch billigte; am nächsten Tage gesteht sie auch noch, und zwar gleichfalls vor Anwendung der Tortur, daß sie von der Absicht Giacomos wußte, Olympio aus dem Wege zu räumen. Sie sagte dem Bruder, die Sache wird zum Himmel stinken, und wir werden eingekerkert werden, worauf dieser sie beruhigte und versicherte, auf seinen Freund Rosato könne er sich verlassen. Erst nach diesen Geständnissen, glaubt Dalbono, erfolgte die Anwendung der peinlichen Frage.

Nach den „Avvisi“ der Zeitungscorrespondenten sollen Beatrice und Lucrezia der Tortur der Vigilia unterzogen worden sein. Letztere hat nach neun Stunden gestanden, Beatrice nicht. Endlich wurde die Tortura

capillorum angewendet, es war dies eine Variante der Corda, bei welcher der Strick an den Kopfhaaren befestigt wurde.

Kaum emporgezogen (vix elevata), ist Beatrice zum Geständniß bereit. Das Schuldbekenntniß enthält nun das von Bertolotti mitgetheilte Protokoll, bei dessen Würdigung nicht außer Acht zu lassen ist, daß ihr vorher die gegen sie zugespitzten Aussagen Lucrezias und Giacomos vorgehalten worden waren, die sie aller Rücksichtnahme gegen die Genannten enthoben.

Nach Beatricens Geständniß ward der Mordgedanke zuerst von Olympio ausgeheckt, der den beiden Frauen vorstellte, daß der Tod ihres Tyrannen allein sie aus der Gefangenschaft, vielleicht vom Tode retten könne. Beatrice wollte Anfangs nicht, denn ein solches Verbrechen käme ja doch an's Tageslicht und brächte sie an den Galgen, Olympio aber tröstete: „Keine Angst, den Mord besorge ich, und dann fliehen wir alle Drei.“ Nun kam die Geschichte mit den Schlägen, so beschlossen denn die Beiden nachzugeben, doch verlangte Beatrice noch vorher die Zustimmung aller drei Brüder. Olympio holte diejenige Giacomos ein, der ihm den guten Rath gab, er möge bei der Ermordung vorsichtig sein, denn der Vater habe sieben Leben wie eine Katze. Die weitere Darstellung stimmt mit der früher gegebenen überein, doch gesteht Beatrice vom Gifte Nichts, auch wollte sie nicht wissen, warum das erste Mal die Mörder den Plan nicht ausführten. Dagegen behauptet sie, vor dem Morde vergeblich versucht zu haben, Olympio und Marzio vom Verbrechen abzuhalten.

Mit größerem Nachdrucke kommt sie dann in späteren Aussagen auf die Mitschuld der Stiefmutter zu sprechen. Diese habe ihr fortwährend zugeredet, den unversöhnlichen Olympio gewähren zu lassen. „Der Vater,“ stellte sie ihr vor, „würde uns immer hier in Gefangenschaft halten, Dir die Ehre rauben, Dich in Schande stoßen, tausend Uebel würde er Dir zufügen.“ Ein anderes Mal habe Lucrezia ihr gesagt: „Dieser Verräther, Dein Vater hat mir bei der Hochzeit versprochen, jeder meiner drei Töchter eine Aussteuer von tausend Thalern für's Kloster zu geben und dort sie zu erhalten. Nun giebt er ihnen Nichts, deshalb mußten meine Mädchen aus dem Kloster, und Gott weiß, was aus ihnen werden soll. Das muß einmal ein Ende nehmen.“

Was die Belohnung der Mörder betrifft, so hatte sie nur den Mantel mit Goldfranzen dem Marzio und einen Sack mit Thalern dem Olympio gegeben, den Ring hatte Letzterer sich selbst genommen. Die Aussteuer für dessen Tochter sei von Giacomo bewilligt, von ihr nur genehmigt worden.

So hatte nun der Richter, was er mit heißer Mühe erstrebt hatte, ein Geständniß so klar, so ausführlich, als es nur je einen Verbrecher auf das Schafott gebracht hatte.

Gleichsam um das erlangte Schuldbekenntniß zu feiern, ließ nun die Strenge in der Ueberwachung der Gefangenen etwas nach, es wurde ihnen

sogar gestattet, sich in Corte Savella zu einem gemeinsamen Mahle zu vereinigen. Ein freundschaftliches Familienfest wird es nicht gewesen sein, jeder der Gefangenen mußte die Mitgefangenen mit bitterem Groll betrachten, denn Jeder hatte das Aeußerste gethan, um durch Belastung des Anderen sich selbst zu entlasten.

Die Hoffnung verließ trotzdem die Gefangenen noch nicht, am wenigsten Giacomo, der ernst glaubte, man werde die Cenci am Geldbeutel strafen, nicht am Leben. Diesmal, sagte er, dauert es lange, bis der Richter mit dem Vorschlage kommt, die Sache vernünftig mit einer Geldbuße abzumachen, er werde aber kommen, das wisse er gewiß.

In Rom fing man indessen an, die Sache pessimistisch aufzufassen. Noch immer gab es Leute, welche die Schuld Beatricens bezweifelten, kaum aber zweifelte Jemand an der Verurtheilung, und Rechnungen wurden aufgestellt, was der Fiscus bei diesem schönen Criminalfalle gewinnen würde. Den Verurtheilten wurde eine Frist von zwanzig Tagen gewährt, um ihre Vertheidigung vorzubereiten. Allein bei Ausübung dieses Rechtes stellten sich Schwierigkeiten ein, der Papst war der Ansicht, daß bei einem so furchtbaren Verbrechen jede Vertheidigung als eine unzulässige Gunst zu verweigern sei. Ein unkluger Advocat, Georg Diedi, voll tiefsten Mitleides mit dem unglücklichen Mädchen, stellte an den Papst die Bitte, er möge ihm gestatten, die Vertheidigung desselben zu übernehmen. Statt aller Antwort ließ ihn der Papst so lang in's Gefängniß setzen, bis er reuevoll um Verzeihung für sein „dummes Geschwätz" bat.

Indessen soviel vermochten die Verwandten der Cenci doch, daß der Papst nach einigem Sträuben sich herbeiließ, jene Advocaten in Deputation zu empfangen, die den Muth gehabt hatten, die Vertheidigung der Verurtheilten zu übernehmen. Es waren dies der berühmte Sachwalter Prosperus Farinaccio, der beim Papste so hoch in Gnade stand, daß er sich schon Etwas herausnehmen durfte, der Armenadvocat Altieri, der seines Amtes wegen Niemandem die Uebernahme der Vertheidigung abschlagen konnte, und Deangelis, Consistorialadvocat.

Der Papst fuhr die Drei bei ihrem Erscheinen hart an und sagte: Er hätte nie geglaubt, daß es in Rom Leute gebe, die fähig seien, Vatermörder zu vertheidigen. Farinaccio hatte die schlagfertige Antwort: Advocaten vertheidigen nicht das Verbrechen, sondern die Rechte der Unschuld, wenn aber der Papst meinte, daß genug geredet sei, würden sie schweigen.

Der Papst schien besänftigt und hatte die Geduld, durch vier Stunden die Erörterungen der Advocaten anzuhören. Beim Abschiede entschuldigte sich noch Altieri, daß er die Vertheidigung übernommen, allein sie sei seines Amtes ... „Ich weiß," unterbrach ihn der Papst, „ich wundere mich nur über die Anderen."

Bertolotti erwähnt über diese historische Audienz Nichts, nennt aber noch einen anderen Vertheidiger, den Consistorial- und Armenadvocaten Planca Coronato Coronati, dessen Vertheidigungsrede er aufgefunden hat.

Der Papst gestattete also die Vertheidigung. Die Römer bemerkten jedoch mit gewohnter Bosheit, dieser Gnadenact habe keinen anderen Zweck, als den Advocaten und Schreibern ein gewinnbringendes Geschäft zuzuwenden, nützen werde die Vertheidigung den Cenci gar Nichts, denn ihr Untergang sei beschlossen.

Die Hauptrolle bei der Vertheidigung spielte unzweifelhaft Prospero Farinaccio. Obgleich er die Stelle eines Fiscals bekleidete, hatte er selbst doch oft sich wegen schwerer Anklagen bei Gericht zu verantworten gehabt. Ausschweifend, streitsüchtig, habgierig, unehrlich, stand er als Mensch und Beamter im schlechtesten Rufe und wurde deshalb auch seines Postens entsetzt. Allein als Jurist hatte er solches Ansehen, daß der Papst, der ihn buona farina in un cattivo sacco nannte, nie ganz fallen ließ. In wie weit sein Ruf als Leuchte der Jurisprudenz gegründet war, wird seine Vertheidigung zeigen.

IV.

Beatrice hatte einige Male um Farinaccio bittend schreiben müssen, bis er endlich, durch die Fürsprache eines Verwandten Lucrezias bestimmt, ihre Vertheidigung übernahm.

Es liegt uns noch eine Abschrift des letzten Briefes vor, den das Mädchen an den berühmten Rechtsgelehrten in unbeholfener Ausdrucksweise schrieb. Rührend, wie jener Blick des Barberini-Bildes, klingt aus demselben die Klage: „Ich weiß nicht, was zu thun, um nicht von einem Uebel in das andere zu fallen, auch wenn ich mir selbst das Leben genommen hätte, würde mich der Fluch des heiligen Vaters ereilt haben.“

Noch andere Briefe Beatricens aus jener Zeit liegen vor, einer an des Papstes Neffen, den Cardinal Pietro Aldobrandini, der bereits verzweiflungsvoll auf Freiheit und Habe verzichtet, falls ihr nur das Leben geschenkt werde. Voll Schamgefühl deutet sie leise auf das furchtbare Attentat, dem sie, „das arme, führerlose Mädchen, gemartert und unterdrückt vom eigenen Blute“, ausgesetzt war. „Wie oft habe sie die heilige Jungfrau gebeten, sie aus dieser Lage zu befreien, doch umsonst.“

Auch hier gebraucht sie die Wendung: Alles, was ich gethan oder hätte thun können, wäre in gleicher Weise dem Fluche des heiligen Vaters verfallen. Wo sie einen Ausweg suchte, drohend trat ihr die Sünde entgegen.

In anderen Briefen ruft sie ihren alten Beichtvater Pater Lucas v. S. Pietro in Montorio zu sich, um ihm das zu beichten, was sie dem Papiere nicht anvertrauen kann. Dieser Brief athmet herzliche, tiefe Religiosität, in ihrem Innern fühlt sie sich rein, wohl aber drückt sie das

Bewußtsein zu Boden, daß sie der Schuld nur durch eine andere Verschuldung entrinnen konnte.

Kaum hätte die Scham Beatricen abgehalten, dem Richter den wahren Sachverhalt, den Grund zu bekennen, warum sie die Ermordung des Vaters veranlaßte. Unser gelehrter Archivar findet allerdings in den Proceßacten Nichts von dem blutschänderischen Attentate und schließt daraus, daß ein solches gar nie stattgefunden habe. Seine Verhörsprotokolle schweigen, die Avvisi der Zeitungsschreiber schweigen, die Authenticität der Manuscripte, die allerdings ausführlich darüber berichten, erkennt er nicht an. Nichts leichter für ihn als der Schluß: Gewäsch und Erfindung Farinaccios.

Nun, so ganz schweigen hierüber doch nicht die Acten! Beatrice giebt in jenem, nach der Folterung aufgenommenen Protokolle an, daß die Stiefmutter sie auf die Gefahr der Entehrung durch den Vater aufmerksam gemacht habe.

Die Behauptung, daß Farinaccio dieses Motiv, ohne hierfür Anhaltspunkte in den Untersuchungsacten gefunden zu haben, bei den Haaren sozusagen herbeigezogen habe, wird Jeder, der einmal mit Juristerei zu thun gehabt, als unsinnig bezeichnen. Vor Geschworenen können Improvisationen von Seite des Vertheidigers oft möglich sein, unter der selbstverständlichen Voraussetzung jedoch, daß Thatsachen, wenn nicht für die Wahrscheinlichkeit, so doch für die Möglichkeit der Annahme angeführt werden können. Bei rechtsgelehrten Richtern, die an dem Principe festzuhalten gewohnt sind: „Was nicht in den Acten enthalten ist, existirt für uns gar nicht," würde eine derartige Improvisation nur unwilliges Erstaunen hervorrufen. Es muß also in der Untersuchung die Frage des blutschänderischen Attentates schon aufgeworfen worden sein. So ungeschickt sind die damaligen Richter sicher nicht gewesen, die Nachforschungen nach der Ursache des Verbrechens zu unterlassen. Wie uns die Acten vorliegen, sind Beatrice und Lucrezia in das Complot eingegangen, weil sie mißhandelt und in Haft gehalten wurden: das ist kein hinreichender Grund zu einem so furchtbaren Verbrechen. Bernardo und Giacomo hatten gar keinen Grund, denn um in den Besitz der Erbschaft zu kommen, brauchten sie ja nur wenige Jahre auf den natürlichen Tod des Alten zu warten. Bei allen diesen ist der Mord ein psychologisch unlösbares Räthsel. Nur Olympio als Rächer seiner Ehre und Marzio als Bandit, dessen Gewerbe Mord, sind Mörder aus durchsichtigen Motiven.

Um den ganzen Fall zu verstehen, muß man daher ein Etwas annehmen, was nicht in den erhaltenen Acten liegt, ein Etwas, welches man in die Acten vielleicht nicht hineinließ oder, wenn es sich eingeschlichen, wieder hinauszuschaffen Ursache hatte. Man sollte doch annehmen, die Andeutungen Beatricens hätte den Richter zu weiteren Fragen veranlassen sollen, sodann zu weiteren Zeugenvernehmungen. Es war da die Mutter zu befragen, welche die warnende Aeußerung gethan, Plantilla, die vom

alten Wüstling hätte erzählen können, Giacomo, der Auskunft über den hilfesuchenden Brief Beatricens zu geben hatte. Es drängt sich die Frage auf, sind diese nothwendigen Ergänzungen der Untersuchung geschehen, und wenn nicht, warum nicht?

Farinaccio ist mit seiner „Fiction" auch durchaus nicht vor ein unvorbereitetes Richtercollegium getreten, seine Vertheidigung beginnt mit dem Satze: „Wenn es wahr ist, wie allgemein geglaubt wird — (si tamen verum est prout verissimum creditur) —, daß Cenci seine Tochter in dunklen und verschlossenen Kammern eingeschlossen hielt und ihre Schamhaftigkeit zu schänden versuchte. . . ."

Nicht anders verhält es sich mit dem zweiten Vertheidiger Coronato Coronati, der in seiner Rede sagt: Beatrice wäre überhaupt von jeder Strafe loszusprechen, da bewiesen ist, wie ich (Coronati) es in der That annehmen muß! — (quia probatur ut mihi in facto praesupponitur) —, daß sie die That nur verübte, weil der Vater sie zum Inceste zwingen wollte.

Vertheidigungsreden sind Antworten auf die Klageschrift des Fiscals, setzen daher diese voraus. Die Anklageschrift ist in unserem Falle zwar nicht erhalten, allein Farinaccio hatte sie vor sich und berührt sie in seiner Rede an den Fiscus zwei Mal, das eine Mal citirt er eine vom Fiscus gemachte Bemerkung: Beatrice hätte den Vater wegen des Attentates auf die Ehre anklagen und nicht tödten sollen, das zweite Mal kommt er einer Bemerkung zuvor, welche der Fiscus machen könnte: Beatrice hätte den Vater beim verübten oder versuchten Attentate gleich selbst ermorden sollen und nicht nachträglich durch gedungene Mörder.

Zu zweifeln ist also nicht, daß schon die Anklageschrift des Schändungsversuches erwähnte, jedoch denselben nicht für erwiesen annahm oder darin keine Entschuldigung eines Vatermordes erblicken wollte.

So mußte denn die Vertheidigung ihren Ausgangspunkt im Schändungsversuche des alten Cenci suchen, und das war löblich. Weiteres ist aber an der Vertheidigung nicht zu loben. Farinaccio fertigt in seinem Plaidoyer Beatricen in sechs kurzen Paragraphen ab, um dann sogleich mit größter Wärme und Ausführlichkeit die Entlastung Lucrezias und Bernardos zu versuchen. Beatrice ist ihm die Hauptschuldige, die Anstifterin des Mordes, alle gegen sie lautenden Aussagen Marzios, Lucrezias und der anderen Mitschuldigen werden als vollkommen erwiesen angenommen. Von der Gerechtigkeit kann sie sonach Nichts erwarten, nur von der Milde des Papstes darf sie noch hoffen. Mehr am Herzen als die Vertheidigung seiner Schutzbefohlenen liegt ihm die Schaustellung seiner Gelehrsamkeit, er läßt Ninus und Semiramis, Cyanus und Cyane, Aruntius und Medollina, Orestes und Klytemnästra aufmarschiren, durchstöbert das ganze römische Alterthum nach Beispielen von blutig gerächter Schändung und citirt den halben Corpus juris, um zu beweisen, daß bei den alten Völkern eine

solche Rache nicht strafbar gewesen sei . . . immer kühl bis an's Herz hinan. Mit mehr Feuer plaidirt er auf Nichtschuldig für Lucrezia, weil sie vor der Ausführung zurückgetreten, und für Bernardo, zu dessen Gunsten das jugendliche Alter, die geistige Beschränktheit und die entferntere Theilnahme angeführt werden.

Giacomo wurde von Farinaccio nicht vertheidigt, diese Aufgabe fiel dem Armenadvocaten Coronato zu, der auch Bernardo und Lucrezia seinen Schutz angedeihen läßt, von Beatrice jedoch, wie bereits erwähnt, nur kurz bemerkt, sie könne nicht bestraft werden, weil sie den Mord zur Vertheidigung ihrer Ehre verübt.

Es scheint fast, daß auch Advocaten Beatrice als die am wenigsten Gefährdete ihrer Clienten betrachtet haben. Weil man ihr wegen des Incestversuches nicht viel anhaben könne, so bringe es ihr keinen Schaden, den Anderen jedoch Nutzen, sie als die Hauptanstifterin hinzustellen.

Das Gericht, welches das Urtheil zu fällen hatte, war ein Ausnahmegericht, die letzte Entscheidung lag beim Papste. Vielleicht hätte dieser noch Gnade walten lassen, allein ein neuer Muttermord setzte die Stadt in Entsetzen und beschleunigte den Entschluß des heiligen Vaters.

Paul Santacroce, einem mit den Cenci nahe verwandten Hause angehörig, lebte mit seiner Mutter, einer noch lebenslustigen Wittwe, seit geraumer Zeit in Unfrieden. Sie beschuldigte den Sohn der Verschwendung, der Sohn hatte die Mutter wieder im Verdacht, daß sie durch geheime und wenig standesgemäße Liebschaften ihren Rang und den Wittwenschleier entehre. Paul theilte seine Besorgnisse dem älteren Bruder Onofrio Marchese von Oriolo mit und frug an, wie er sich zu benehmen habe. Die wahrscheinlich unbedachte, jedenfalls zweideutige Antwort lautete: er möge vorgehen, wie es die ritterliche Ehre erfordere. Diese Antwort legte Paul in seinem Sinne aus, er erdolchte die Mutter, die er für schwanger hielt, während sie an Wassersucht litt.

Es geschah dies in der ersten Septemberwoche, als die Acten im Processe Cenci noch beim Papste lagen.

Paul floh, irrte unstät von Ort zu Ort und ist verdorben und gestorben, man weiß nicht wo. Bei einer Durchsuchung in seinem Hause fand man den Brief mit des Bruders zweideutiger Antwort.

Onofrio war ein lebenslustiger Cavalier, der viel Glück bei den Frauen hatte, zu seinem Unglücke auch bei einer Dame, deren scheinbar bevorzugter Verehrer der Cardinal Pietro Aldobrandini war, nun nicht blos der Neffe, sondern auch die rechte Hand des Papstes. Seine Eminenz hatte jener schönen Dame einen kostbaren Diamantring geschenkt, Onofrio war eitel genug, ihr denselben abzukaufen, um prahlen zu können, er habe über einen Cardinal den Sieg davongetragen.

Nicht lange darauf begegnete Onofrio dem Cardinal auf der Straße. Er stieg vom Pferde, der Cardinal ließ die Sänfte zum freundschaftlichen

Gespräche halten. Gleichsam herausfordernd legte der Marchese den beringten Finger auf die Brüstung des Sänftenschlages: „Ei, Ihr habt einen schönen Diamantring," bemerkte die Eminenz. „Schade, daß er einen Blutflecken hat." Das war noch vor der Ermordung der Wittwe Santa Croce geschehen.

Nun kam für den zornigen Cardinal der ersehnte Tag der Rache, als der Brief im Hause Pauls gefunden wurde. Beweise für die Mitschuld Onofrios an dem Muttermorde waren allerdings nicht aufzubringen, allein der Brief und das Ansehen des päpstlichen Nepoten genügte den Richtern vollkommen zur Ueberweisung: Onofrio wurde zum Tode verurtheilt und enthauptet.

An einem Sonntag, es sollte gerade die Weihe eines neuen Bischofs oder Cardinals, eines Grafen Dietrichstein, stattfinden, erhielt der Papst die Nachricht von dem Muttermorde und der Entweichung des Mörders, am nächsten Tage sandte er nach Ulysses Moscati und dem Fiscal Pompejus Molella und ließ das Urtheil ausfertigen, der Gouverneur von Rom Monsignore Taverna, der später wegen seiner Verdienste im Processe Santa Croce den Cardinalshut erhalten sollte, bekam den Befehl, das Nöthige zur Hinrichtung zu veranlassen.

Das Urtheil ist zuerst von Bertolotti vollständig mitgetheilt worden. Es ist vom 11. September, dem Tage der Hinrichtung datirt, unterschrieben nur von Moscati und seinen Notaren, der es nach Anhörung des Gerichtshofes auf Grund der ihm vom Papste für diesen speciellen Fall verliehenen unbeschränkten Vollmacht gefällt hat. Einleitend wird die Darstellung des Verbrechens vorausgeschickt, dann folgt ausführlich der Wortlaut der Vollmacht, endlich das eigentliche Urtheil. Giacomo als der verruchteste der Vatermörder soll durch die Straßen der Stadt geschleppt, auf dem Wege mit glühenden Zangen gezwickt und auf dem gewöhnlichen Richtplatze mit einer Keule erschlagen, sein Leib geviertheilt werden, Beatrice und Lucrezia den Tod durch Enthauptung erleiden. Aus billigen Ursachen (justis causis) wird Bernardo die Strafe zwar erlassen, doch soll er mit den Anderen zum Richtplatze geführt und gezwungen werden, deren Hinrichtung anzusehen. Hierauf soll er für ein Jahr in strenger Haft gehalten und nach Ablauf dieser Zeit für immer auf die Galeeren geschickt werden, so, daß ihm das Leben eine Qual, der Tod eine Erlösung erscheine." Zum Schlusse wird die Confiscation über sämmtliche den Verurtheilten gehörigen beweglichen und unbeweglichen Güter ausgesprochen . . . Et ita dicimus, pronuntiamus, sententiamus, decernimus, declaramus, condemnamus, applicamus, adimus, aufferimus, infiscamus, incorporamus, decernimus, relaxamus singula singulis etc. non solum predicto sed omni alio meliori modo. Mit diesem entsetzlichen Latein, würdig des entsetzlichen Spruches, schließt das Urtheil.

Die „billige Ursache", warum nicht auch Bernardo zum Tode verurtheilt wurde, ist die, daß Giacomo Cenci, durch die Ermahnung seines Beichtvaters bewogen, nach Schluß des Verfahrens (am 25. August) an den Cardinal Pietro Aldobrandini geschrieben hatte, er nehme die Aussage gegen seinen Bruder als unwahr und ihm nur durch die Tortur abgezwungen, zurück. Die Vertheidiger wissen von diesem Widerrufe Nichts, sonst hätten sie in ihrem Plaidoyer darauf hingewiesen; der Neffe des Papstes fand es zwar nicht für nöthig, sie hievon in Kenntniß zu setzen; wohl aber wird er beim Papste die Milderung der Strafe erwirkt haben. Ein gerechter Richter würde bei diesem Sachverhalte eine Strafe gar nicht verhängt haben, aber Bernardo war der Haupterbe nach dem alten Cenci, da Giacomo auf den Pflichttheil gesetzt, die Töchter mit der Mitgift abgefunden waren, was nützte also dann die Confiscation? . . . und diese war doch die Hauptsache. Farinaccio hat später sich und seiner ausgezeichneten Vertheidigung die Rettung Bernardos zugeschrieben, für Beatrice, fügt er bedauernd bei, hätte sich Nichts machen lassen, denn der von der Vertheidigung behauptete Versuch der Schändung ließe sich nicht beweisen.

Früh Morgens am 11. September 1599 erschien der Priester im Gefängnisse Beatricens und ihrer Stiefmutter. Zum letzten Male nahm er ihnen die Beichte ab und reichte ihnen die Sacramente der Sterbenden.

Bald darauf zog die Bruderschaft des heiligen Johannes des Enthaupteten daher, voran die Fahne, auf der kein Geringerer als Michelangelo eine Kreuzesabnahme gebildet hatte, hinter ihr die Brüder, deren Gesicht die schwarze Kapuze, nur Löcher für die Augen lassend, verhüllte. Es war Zeit. Die Verurtheilten wurden in den Gefängnißhof geführt und in den Zug gereiht, der sie zum Schafotte führen sollte. Weinend drängten sich die Soldaten der Wache um Beatrice, suchten ihre Hand zu küssen, ihre Kleider zu berühren, eine Huldigung ihrer Schönheit, ihrem Unglücke gebracht. Der Weg zum Schafotte war von Corte Savella nicht weit und mußte von den Frauen zu Fuß gemacht werden, doch im kirchenreichen Rom führte der Weg an vielen Kirchen, Kapellen und Heiligenbildern vorüber, vor jedem verneigte sich Beatrice, bekreuzte sich und murmelte: Adoramus te Christe.

Um so länger war der Weg, den der unglückliche Giacomo mit seinem Bruder von Tor di Nona aus zurücklegen mußte. Beide wurden auf Karren gesetzt, Giacomo halbnackt, Bernardo durch einen schwarzen Ueberwurf verhüllt. Vor Jedem war eine Tafel angebracht, so daß Keiner vor sich und auch nicht den Anderen sehen konnte. Erst als sie den Karren bestiegen hatten, wurde Bernardo die „Begnadigung" d. h. die Nachsicht der Todesstrafe verkündet und die Tafel weggenommen. Auch dies war eine „Gnade", welche Cardinal Pietro Aldobrandini aus eigener Machtvoll-

kommenheit ertheilt hatte, der Papst jedoch war sehr erzürnt, als er hiervon hörte.

Der Zug wurde durch die belebtesten Straßen geführt und an jedem Kreuzweg Halt gemacht, damit der Henker seine Schuldigkeit thun, seine Zangen glühend machen und in das Fleisch des Opfers eingraben konnte. Standhaft verbiß Giacomo den furchtbaren Schmerz, denn er fühlte sich als römischer Edelmann, den nicht das Schaffot, wohl aber die Feigheit im Angesicht des Todes entehrte.

Durch ungeheuere Volksmengen drängten sich die beiden Züge zum Platze vor der Engelsbrücke.

Es wird erzählt, ein junger Maler habe mit einigen Genossen den Versuch gemacht, die Volksmassen zur Befreiung Beatricens aufzuhetzen, es soll eine Verwirrung, fast ein Handgemenge um die Verurtheilten entstanden, doch mit leichter Mühe von den päpstlichen Reitern die Ordnung hergestellt worden sein. Die gleichzeitigen Quellen, die Avvisi der Zeitungsschreiber und die Gesandtschaftsberichte melden indessen hiervon Nichts.

Auf dem Platze vor der Engelsbrücke vereinigten sich die beiden Züge. Dort auf einem hohen Gerüste war das Schafott aufgerichtet, ringsum ein freier Raum durch Schranken abgesperrt, innerhalb des Raumes stand eine Kapelle.

Zuerst wurde Bernardo hinaufgeführt und ihm der Platz angewiesen, auf welchem er der Hinrichtung beiwohnen sollte.

Der Henker sollte sein Werk mit Lucrezia beginnen. Nach den Forschungen Bertolottis benutzte damals die römische Justiz zur Pflege ihrer Gerechtigkeit eine Art Guillotine, deren Einrichtung aus vorhandenen Zeichnungen ersichtlich ist. Onofrio Santa Croce wurde auf diese Weise hingerichtet, noch im Jahre 1635 der Marchese Francesco Mangoli bei Bentivagli wegen eines „Preßvergehens". Seiner Ansicht nach sind auch die Cencis durch eine solche Maschine in's Jenseits befördert worden. Es mag dies die Regel gewesen sein, da es sich jedoch um Frauen handelte, wird man dem edleren Beile den Vorzug gegeben haben. Noch edler wäre freilich die Erwürgung durch den Strick gewesen, ein Vorrecht hoher Geistlicher, auch bei Frauen angewendet. Es sei dem, wie es wolle, fest steht nur, daß die Hinrichtung auf diese Weise geschah, daß der arme Sünder sich rittlings auf eine Art Bock setzen und das Haupt auf den Hals dieses schauerlichen Reitthieres legen mußte, worauf der Henker, sei es mit dem Beile, sei es mit der Maschine, seines Amtes waltete.

Lucrezia hatte vor Angst schon die Besinnung verloren, so daß der Henker sie nur mit Schwierigkeit in die gewünschte Lage bringen konnte. Mit einem Hiebe trennte er ihr das Haupt vom Rumpfe; allein das Beil durchschnitt auch den üppigen Busen, der während jener Vorbereitung aus dem Mieder gequollen war, so daß Bäche von Blut hinabflossen über die Treppe des Schafotts bis zu der unten befindlichen Kapelle.

Nun kam die Reihe an Beatrice. Es scheint, daß man ihr den Anblick der Hinrichtung der Mutter erspart hatte, wahrscheinlich befand sie sich während der Zeit in der Kapelle. Denn als man sie holen kam, fragte sie, ob Lucrezia gut gestorben, küßte noch das ihr vorgehaltene Kreuz, stieß die Hand des Henkers, der sie unterstützen wollte, verächtlich zurück und stieg stolz und tapfer die Treppen hinauf zum Richtblock. Als man sie fesselte, soll sie die Worte gesprochen haben: „O Schmerzensfessel, du bindest diese Glieder zu Strafe und Pein, du befreiest aber die Seele zur Unsterblichkeit. Amen."

Es klingt dieses poetisch und stände schön in einem Sonette, entspricht aber nicht dem Charakter der feurigen, auch vor dem Schafotte tapferen Römerin. Der toscanische Geschäftsträger, der die Sache genau wissen konnte, meldet vielmehr, sie sei wie eine Heilige gestorben, aber mit dem letzten Athemzuge ihre Unschuld betheuernd und die Rache des Himmels herabrufend über Clemens, der sie nicht hören wollte und ihre Vertheidignng nicht prüfen ließ.

Als Beatrice ihr Haupt auf den Block legte, ertönte vom Castell Santangelo ein Kanonenschuß zum Zeichen, daß Seine Heiligkeit den Verurtheilten seinen Segen ertheile. Zwei Tauben flogen auf, durch den Knall erschreckt: um die Seele der unschuldigen Märtyrerin zum Himmel zu tragen, meinte das Volk.

Gleichzeitig fiel das Beil; der Henker faßte den Kopf, der noch die Augen rollte, und zeigte ihn dem Volke: das ist der Kopf Beatrice Cencis, der römischen Jungfrau. Der hauptlose Körper aber schnellte sich noch empor, und zum Entsetzen aller Zuseher wälzte er sich vier Mal auf der Erde.

Als der Henker den Rumpf Beatricens mit einem Stricke band, um ihn vom Schafotte herabzulassen, riß der Strick, und der Leichnam kollerte mit entblößten Gliedern die Treppe hinunter.

Nun kam Giocomo an die Reihe. Bevor er den tödtlichen Keulenhieb erhielt, erklärte er nochmals öffentlich seinen Bruder vor dem versammelten Volke für unschuldig und ließ nun heldenmüthig über sich ergehen, was das Urtheil verhängte.

Gegen Abend wurden die Leichen bei den Statuen der Apostelfürsten, am Eingange der Engelsbrücke öffentlich ausgestellt. Man hatte schindermäßig die Fetzen des geviertheilten Leibes Giacomos an den Armen des Apostels Petrus aufhängen lassen. Die beiden Frauen erhielten eine anständige Aufbahrung in von Fackeln umgebenen Särgen, die Köpfe den halslosen Leibern angefügt. Obgleich Beatricens Kopf nach der Enthauptung noch einige Zeit gelebt, hatten sich die Züge jetzt geglättet, zeigten ihre frühere Schönheit, und ein leises, melancholisches Lächeln umspielte ihre Lippen.

Am nächsten Abend zog eine Schaar von fünfhundert weißgekleideten, blumengeschmückten Mädchen zur Kapelle, wo man Beatricens Leiche aufgestellt hatte. Sie hoben den Sarg, und blumenstreuend trugen sie ihn hinauf zur Kirche S. Pietro in Montorio, wo sie ihre letzte Ruhestätte finden wollte. Die glänzenden Carossen des Adels folgten der Bahre, und ihnen nach drängte sich eine ungeheuere Menschenmenge in stummen Protesten gegen die Gerechtigkeit des Papstes.

Lange dauerten die über den armen Bernardo verhängten Qualen. Nach Ablauf der einsamen Haft wurde er auf die Galeeren des Papstes nach Civitavecchia gebracht. Es ist nicht bekannt, ob er, dem Brauche gemäß, dort an die Ruderbank angeschmiedet, unter den Peitschenhieben des Wächters rudern mußte, wie die anderen Galeoten, jedoch ersieht man aus einem Gnadengesuch an den Papst, daß seine Galeere im innersten Hafen von Civitavecchia im faulenden Wasser lag, und daß er deshalb vom Fieber befallen wurde. Erst nach drei Jahren brachte ihm fremder Fürsten Vermittelung die Begnadigung und die Freiheit.

V.

Der fromme Papst Clemens VIII. war über den Untergang des Hauses Cenci sehr betrübt. Als er hörte, Beatrice habe gestanden, soll er Thränen vergossen haben. Der Zeitungsschreiber, welcher dies meldet, setzt freilich hinzu: man möge dem Papste nicht auf die Augen, sondern auf die Hände sehen.

Den armen Sündern sendete er, wie bereits erzählt, noch auf das Schafott seine Benedictio in extremis, auch erkundigte er sich angelegentlich, ob sie gut gestorben seien, und las selbst für sie eine Todtenmesse, in der Kirche S. Giovanni decollato! Der Wittwe Giacomos sandte er einen Höfling, um ihr seine Condolenz über den Tod ihres Mannes auszudrücken, ja zuletzt ließ er sie noch zu sich kommen, tröstete und versicherte sie, daß er viel weniger gethan habe, als ein so schlimmer Fall eigentlich verdiente, auch gestattete er ihr, sich einen der Cardinäle zum Protector zu wählen, der ihre Vermögensansprüche vertreten solle, immer möge sie sich vor Augen halten, daß seine Gnade weiter reiche, als ihre Bitten.

Es war dies sehr schön gesagt, der boshafte Journalist hätte abermals bemerken können: Man muß dem Papste nicht auf den Mund sehen, sondern auf die Hände.

Denn diese Hände beschäftigen sich nun damit, zu Gunsten der päpstlichen, stets in Geldnöthen steckenden Kammer den reichen Cenci'schen Besitz in Beschlag zu nehmen, sowie jene zu belohnen, deren hervorragender richterlichen Thätigkeit der Fiscus dieses glänzende Geldgeschäft zu danken hatte. Der Blutrichter Ulysses Moscati wurde zum Ritter geschlagen, und der Fiscal Matella erhielt den zwanzigsten Theil des aus der Confis-

cation gezogenen Gewinnes. Mit weniger Großmuth wurden die untergeordneten Helfershelfer belohnt. Der Unterfiscal Giunti mußte lange bitten, seine geopferte Nachtruhe, die Unzahl der von ihm geführten Protokolle hervorheben, ohne zu dem beanspruchten zwanzigsten Theil des confiscirten Gutes zu kommen, ähnlich ging es den Abschreibern der Protokolle zum Zwecke der Vertheidigung, den Kerkermeistern, die Rechnungen für die Verpflegung der Gefangenen legten u. s. w.

Die Abwicklung der Confiscationsverhandlungen war in der That etwas schwierig. Allerdings war der Besitz groß, aber auch mit Schulden belastet, denn Francesco hatte der bekannten Jugendsünden wegen große Zahlungen an den Fiscus zu leisten gehabt und deshalb Geld aufnehmen müssen. Ein Theil seines Besitzes lag gar nicht auf römischem Gebiete, sondern im Königreiche Neapel, dessen Gerichte so ohne Weiteres ein in Rom gefälltes Urtheil im eigenen Lande nicht vollziehen lassen wollten. Der florentinische Geschäftsträger bemerkt in einem seiner Berichte, daß die neapolitanischen Richter jene Aussagen Beatricens, die nach einer ausdrücklichen Bemerkung in den Proceßacten gar nicht zu Protokoll genommen wurden, als gegen den römischen Fiscus beweisend vermutheten. Die römische Curie war so gnädig, dem Galeerensträfling Bernardo zu gestatten, gegen sie wegen dieser neapolitanischen Besitzungen einen Proceß zu führen, der durch unendliche Zeit sich hinzog. Bezüglich der im Römischen liegenden Besitzungen machte die Wittwe Giacomos einen Proceß gegen den Fiscus anhängig, in dem die Rechtmäßigkeit der Confiscation der unter dem Fideicommißbande stehenden Güter bekämpft wurde. Wie wir gesehen haben, geschah dies mit Genehmigung des Papstes, der ihr auch eine Gnadengabe von hundert Thaler des Monats auswarf. Für eine römische Adelsfamilie mit zahlreichen Kindern war das nicht viel, dazu erhielt sie diese Pension sehr unregelmäßig und nie im vollen Betrage, wie dies ihre Bittschriften an den Papst beweisen.

Um die Gläubiger des Cenci'schen Nachlasses befriedigen zu können, ließ die Curie schon Anfang des Jahres 1600 die Besitzungen von Torrenuova verkaufen, als Käufer aber erschien bei der abgehaltenen Versteigerung der Neffe des Papstes Johann Franz Aldobrandini, welcher den Preis von 90 000 Thalern erlegte. Es war die allgemeine Ansicht, der Käufer habe ein sehr gutes Geschäft gemacht. Es wird behauptet, daß noch andere ehemals Cenci'sche Besitzungen in die Hände päpstlicher Nepoten gelangt sind, ich habe jedoch hierüber nichts Sicheres ermitteln können. Im Jahre 1601 wurde ein Vergleich mit der Wittwe Giacomos abgeschlossen, laut dessen gegen Zahlung eines Betrages von 80 000 Thalern sie einen Theil der Cenci'schen Masse zurückerhielt, jedoch auch in einen Proceß mit Bernardo gerieth. An diesen Proceß reihten sich andere Processe, die bis in das vorige Jahrhundert dauerten, sie zu verfolgen, hat für uns hier kein Interesse.

Es ist auffallend, daß trotz der ausgesprochenen Confiscation aller Güter die Verurtheilten hierüber vor ihrem Tode testamentarisch verfügten. Man kann hieraus schließen, daß sie zwar auf die Todesstrafe, nicht aber auf die Güterconfiscation gefaßt waren. Vielleicht auch glaubten Giacomo und Bernardo, daß ein Fideicommißbesitz der Confiscation nicht unterliegen könne, eine Ansicht, die ja auch Farinaccio in irgend einem Buche ausspricht. Beatrice hingegen dürfte gemeint haben, über die Mitgift noch frei verfügen zu können.

Der Inhalt der letztwilligen Verfügung Giacomos und Bernardos ist für uns gleichgiltig. Beatrice hinterließ ein ausführliches Testament, in dem sie zum Haupterben die Serafica Campagnia delle Sacre Stigmate (einen weiblichen Franciscanerorden) mit der Verpflichtung einsetzte, sogleich dreißig arme Bräute mit einer Aussteuer zu bedenken, außerdem hatte der Orden alljährlich an 15 arme Mädchen eine Ausstattung zu vertheilen und zu diesem Zwecke einen Capitalsbetrag von 8000 Thalern fruchtbringend anzulegen; einige dieser Bräute nennt das Testament mit Namen und setzt ihnen Legate aus, weitere Legate bekamen Freunde und Personen, die ihr im Kerker Gutes erwiesen.

Ein merkwürdiges Legat von dreihundert Thalern wird einer Wittwe Caterina de Sanctis bestimmt, die von den Zinsen desselben Almosen nach den ihr mündlich gegebenen Instructionen austheilen soll. Im Falle des Todes kann Frau de Sanctis mit dem Capital zwar nach ihrem Gutdünken verfügen, jedoch für dessen Erwerber bleibt die Verpflichtung des Almosens aufrecht. Wenn jedoch die Person, für welche das Almosen bestimmt, todt sein sollte, erwirbt die de Sanctis über Capital und Zinsen freie Verfügung.

Eine unendlich lange Liste enthält Legate für römische Kirchen mit der Verpflichtung, für die Testirende Messe zu lesen. Am meisten, und zwar mit 3000 Thalern wird die Kirche St. Pietro in Montorio, wo sie ihre Grabstätte gewählt, bedacht; es sollte daraus eine Schutzmauer zur Verhinderung des Absturzes der Berglehne gebaut werden. Ein anderes Legat an dieselbe Kirche ist an die Verpflichtung gebunden, ihr daselbst einen Grabstein zu setzen.

Dieses Testament, welches früher gemachte annullirt, trägt das Datum vom 27. August, drei Tage darauf stellte sie ein Codicill aus, in dem sie den Töchtern ihrer Stiefmutter jeder 100 Thaler vermacht.

Mit einem zweiten Codicill hatte es ein sonderbares Bewandtniß.

Fünfunddreißig Jahre nach dem Tode Beatricens, also im Jahre 1634, kam der Fiscalprocurator von Sanct Peter zum Notar Colonna und theilte ihm mit, daß unter seinen Acten sich ein Codicill Beatricens mit dem Datum 8. September 1599 befinden müßte, er möge Nachforschungen halten.

Der Notar forschte unter den Acten seiner Vorgänger Ricci und Marefosco und fand richtig ein versiegeltes Packet. Auf der Adresse fand sich von der Hand des Notars Marefosco geschrieben, daß dieses Packet ihm am 8. September in den Kerkern der Corte Savella von Beatrice übergeben wurde und ihr erst nach dem Tode zu eröffnendes Codicill mit Bestimmungen enthalte, die sie im Leben geheim gehalten wissen wollte.

Der Inhalt dieses Codicills ist folgender:

Von dem Capitale, aus dessen Interessen die Franciskanerinnen die Ausstattung armer Mädchen besorgen sollten, sind 1000 Thaler auszuscheiden, dafür wird die Zahl der auszustattenden Mädchen von 15 auf jährlich 13 herabgesetzt.

Von den 1000 Thalern erhält die eine Hälfte Margherita Sarocchi Birago, die Dichterin und Freundin der im Testamente genannten de Sanctis, jedoch nur zum Fruchtgenuß, nach deren Tode fällt das Capital der Wittwe de Sanctis zu.

Die zweite Hälfte erhält de Sanctis sogleich mit der Verpflichtung, ein armes unmündiges Kind (un povero fanciullo pupillo), von dem sie ihr mündlich Mittheilung gemacht, zu unterstützen. Zu demselben Zwecke sind die Zinsen des Capitals von 500 Thalern zu verwenden, welche ihr nach dem Tode der Sarocchi zufallen werden. Erreicht das Kind das Alter von zwanzig Jahren, so ist ihm das ganze Capital auszuzahlen mit der Verpflichtung, für die Seele der Erblasserin zu beten. Es folgen noch einige Legate von minderem Belang. Dieses Codicill war vom Beichtvater Beatricens unter ihrem Dictate geschrieben. Es ist natürlich, daß alle diese Testamente keinen Erfolg hatten, nullis inventis würde der Jurist sagen, auch der povero pupillo konnte sich seinen Erbschaftstheil beim Papste suchen.

Das zweite Codicill ist die große Entdeckung Bertolottis, Niemand vor ihm hatte Etwas davon gewußt, für ihn ist es ein Blitz, der das ganze Cenci'sche Geheimniß taghell erleuchtet.

Was kann klarer sein? Der povero pupillo ist das uneheliche Kind Beatricens, dessen bessere Versorgung ihr der Beichtvater im letzten Momente zur Pflicht gemacht hat, der Vater ist Olympio. Der alte Francesco war der sauberen Tochter auf die Schliche gekommen, hatte Olympio davongejagt, die Tochter nach Verdienst gezüchtigt und eingesperrt, und aus Rache haben die Beiden den armen alten Mann ermordet, das ist nun Alles klar und stimmt auch wunderbar mit dem, was in den Proceßresten zu lesen ist!

Man erinnere sich: Schon Marzio ist es aufgefallen, wie Beide immer beisammensteckten und mit einander zischelten, wie Olympio den Weg in Beatricens Schlafgemach fand, wie er, in der Erregung sich vergessend, das Schloßfräulein mit „Du" anredete. Man erinnere sich des geschenkten Ringes, des vertraulichen Geständnisses Olympios, er hätte die That aus

iebe begangen, dann des versprochenen Galakleides, das er erst nach der Hochzeit tragen darf. Weiteres Beweismaterial findet sich in Lucrezias Bekenntnisse, die sich schlafen legte und die Beiden, Beatrice und Olympio, gleichsam als wären sie Liebende, mit ihren Heimlichkeiten gewähren ließ. Auch Giacomo ist nicht zu vergessen, der empört über die Vertraulichkeit zwischen der Schwester und dem Diener, zur Rettung der Familienehre letzteren aus dem Wege räumen ließ.

Zugegeben, daß Alles dies doch nur Verdachtsgründe, allerdings schwer wiegende seien, so liefert die Gewißheit das eigene Geständniß der Verführten.

Der modenesische Geschäftsträger Baldassar Paolucci berichtet an seinen Hof am 14. August 1599, daß Beatrice den Mitschuldigen gegenübergestellt und durch die Folter mürbe gemacht, ihr bisheriges Leugnen aufgegeben und erklärt habe, Gott könne ihre Schlechtigkeit nicht länger ertragen, weshalb sie mit den Ihrigen zu sterben bereit sei. Sie habe dann nicht blos den Vatermord, sondern auch gestanden, daß sie sich selbst den Tod bereitet, um ihren Vater sterben zu machen, und was sie am meisten bedrücke, ihre Jungferschaft an jenen verloren habe, der die That verübte.

„Das hatte man früher nicht gewußt," schließt der modenesische Diplomat seinen Bericht.

Daß das Verhältniß Folgen hatte, gehe aus ihrem Testamente hervor, Frau de Sanctis wird von Bertolotti für eine jener Hebammen gehalten, bei denen Damen in Verschwiegenheit und unter liebevollster Pflege entbinden konnten. Sie wußte um das Geheimniß und den Bankert, der sich offenbar bei irgend einer Bauernfamilie in der Campagna in Pflege befand. Auch die Sarocchi, die leichtsinnige Dichterin, Geliebte des Poeten Marini und vieler Anderen, wußte darum, wahrscheinlich auch Bernardos Amme, der Beatrice ja ein Legat hinterließ, obwohl augenscheinlich ein Grund nicht vorhanden war, diese Person, die sie Nichts anging, zu bedenken.

Es läßt sich annehmen, daß der Beichtvater den im Testamente für das Kind der Liebe ausgesetzten Betrag zu gering befand und die Mutter veranlaßte, im Codicille denselben zu erhöhen.

Nicht genug an diesem erdrückenden Beweismateriale, weiß uns Bertolotti noch nahe zu legen, daß Beatrice, die gar nicht besonders schön gewesen, trotz ihrer großen Mitgift im 21. Jahre noch keinen Bewerber um ihre Hand gefunden (welch' römischer Edelmann hätte eine so leichtsinnige junge Dame zur Frau begehrt?), und daß, wenn sie in ihrem Testamente so sehr darauf bedacht ist, arme Mädchen auszusteuern, dies keinen anderen Grund haben kann, als sie vor jenen Versuchungen zu bewahren, denen die Erblasserin selbst unterlegen ist.

So weit Bertolotti. Das Zeugniß kann seinen Ausführungen nicht versagt werden, sie sind scharfsinnig, ungemein scharfsinnig.

Allein Nichts ist scharfsinniger als die Unwahrheit, sagte einst der Cardinallegat Gasparo Contarini, der zu der Cenci Zeiten lebte.

Versuchen wir es übrigens, diesem Scharfsinne ein wenig näher an den Leib zu rücken.

Vor Allem wer war Olympio? Olympio war zuerst im Dienste Roccos, später Giacomos, wann er Burgwart in der Rocca Petrella wurde, ist nicht bekannt, wahrscheinlich fand er es in Rom nicht mehr geheuer, nachdem er einen Weinwirth erschlagen hatte. Eine wilde, gewaltsüchtige Banditennatur, wurde er vom alten Francesco, der solche Leute für seine Zwecke gut brauchen konnte, gerne in den Dienst genommen. Er war ein verheiratheter Mann, Vater eines Mädchens, das er so liebte, daß er als Belohnung für den Mord nichts für sich, sondern eine Aussteuer für die Tochter bedungen hatte. Auch seiner Frau war er sehr zugethan, daß Francesco ihr nachstellte, reizte ihn zur Rache, und er wollte sie eben aufsuchen, obgleich ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war, als er seinen Mördern in die Hände fiel. Ebenso liebte die Frau ihren Mann, Beweis hierfür liefert ihre Aengstlichkeit, als Olympio nach dem Morde sich flüchtete. Die Vermählung Olympios muß in den Jahren 1592 oder 1593 erfolgt sein, damals war Beatrice ein fünfzehnjähriges Mädchen. Es ist nicht anzunehmen, daß Olympio mit der eben angetrauten jungen, geliebten Frau an der Seite seine Verführungskünste an Beatrice geübt habe, noch weniger ist anzunehmen, daß er dies vor seiner Verheirathung gethan, denn damals war Beatrice noch ein Kind. Dennoch ließe sich eher noch annehmen, daß die Verführung schon in Rom geschehen, als nach der Uebersiedelung in Petrella, wie Bertolotti glaubt. Welch' ungeheueren Scandal würde die dort nicht zu verbergende Geburt eines Kindes erregt haben! Wie kann man sich vorstellen, daß von einem solchen Falle weder der Untersuchungsrichter noch auch die Biographen Beatricens Kenntniß genommen hätten.

Olympio rühmt sich allerdings, Beatricens Gunst genossen zu haben. Allein er war ein Flunkerer und hat selbst bei seinen Freunden für seine Aufschneidereien Glauben nicht gefunden. Den Ring hat er von Beatricen nicht geschenkt erhalten, sondern sich selbst genommen (warum soll man ihr nicht ebenso gut Glauben schenken, wie dem Banditen Olympio?), und die Geschichte mit dem Galakleide ist eine ganz blöde Lüge.

Man bemerke weiter ihr Betragen, als sie hört, Olympio soll aus dem Wege geräumt werden. Sie hat gegen die Sache selbst nichts Anderes einzuwenden, als daß sie herauskommen könnte (questo negozio puzzerà); gegen die Ermordung Marzios hingegen protestirt sie mit aller Energie und beruft sich auf die Wahrsagung eines Sterndeuters. Falls Olympio ihr Geliebter, der Vater ihres Kindes, gewesen, würde sie wohl auch zu seinem Vortheile eine Sterndeuterei herausgefunden haben.

Nun aber die Heimlichkeiten und vertraulichen Gespräche! Diese haben sicher stattgefunden und müssen stattgefunden haben, denn Beide, Beatrice und Olympio, waren Verschwörer, sie verbanden sich zu einem Verbrechen. Beatrice suchte nicht einen Geliebten, sondern einen Banditen, den sie zu ihrem Zwecke brauchen konnte, in Olympio hatte sie einen solchen gefunden, ihr heimliches Verhandeln war kein Liebesgeflüster, sondern galt einem Mordanschlage; öffentlich und vor fremden Leuten pflegen ja die Mörder nicht ihre Pläne zu verhandeln.

Es ist dem Bertolotti nicht entgangen, daß Marzio erzählte, wie Olympio in einem Momente höchster Aufregung Beatrice mit Du anredete. Es war damals, als er vor der Vollbringung des Mordes scheu zurückwich und die auf's Aeußerste gebrachte Beatrice mit Drohungen und Vorwürfen auf ihn eindrang. In seinen Schuljahren dürfte Bertolotti wohl auch Grammatik betrieben haben, leider hat er vergessen, daß die Anrede in der zweiten Person des Singularis bei Personen, die sich sonst nicht duzen, in Momenten des Zornes und der Aufregung gebräuchlich und auch grammatikalisch zulässig ist. Ebenso hat er vergessen, daß Olympio auch sonst ein kecker Bursche war, die Schloßfrau Lucrezia redete er bei ihrem Taufnamen ohne Beisetzung des Titels „Frau" an, während die Cenci nach römischer Sitte gegenseitig sich nie anders als Signore und Signora nennen, sogar Olympio und Marzio erhalten von ihnen immer den Titel „Herr".

Der wichtigste Einwurf gegen das behauptete Liebesverhältniß liegt in den Sitten der Zeit. Keusche Leute sind die Römer jener Tage nicht gewesen, daß Frauen ihren Männern untreu wurden oder Mädchen sich verführen ließen, das kam alle Tage vor. Aber empfindlicher als heut zu Tage war damals das Gefühl der Familienehre. Der Edelmann durfte seiner Frau die Untreue nicht verzeihen, der Vater keine gefallene Tochter dulden, hätte er es auch gewollt, die Brüder, die Verwandten würden selbst die Wahrung der Familienehre in die Hand genommen haben. Weltliche und geistliche Gerichte mit solcher Angelegenheit zu behelligen, fiel Niemandem ein, Jeder mußte sich selbst Recht verschaffen, dazu trug er Waffen.

Wäre also Beatrice zum Falle gekommen und noch dazu durch einen gemeinen Banditen, so hätte Donna Lucrezia, die ja im Processe gegen die Stieftochter keine Rücksicht kannte, gewiß nicht die Schonung gehabt, sie zu Frau de Sanctis zu senden, wo sie heimlich entbinden mochte, sondern den Vater verständigt, der Mannes genug war, die ungeheure Schmach blutig an dem Verführer und an der Verführten zu rächen; hätte er es nicht gethan, so wären die Brüder für ihn eingetreten. Eine Cenci, die sich mit einem Bedienten hingiebt! Wer von ihnen hätte eine solche Schande ertragen können?

Als später Giacomo den Mörder Olympio aus dem Wege räumen wollte, sah Rosato den ihm ertheilten Mordauftrag durch den Hinweis auf

dessen Vertraulichkeiten mit Beatrice für vollkommen gerechtfertigt an. Indessen kann es gar nicht bezweifelt werden, daß Giacomo den Mord aus keinem anderen Grunde anordnete, als um einen höchst unbequemen Mitschuldigen aus dem Wege zu räumen, vor Gericht konnte er es freilich nicht gestehen, ohne sich selbst anzuklagen, und mußte daher bei jenem Vorwande beharren, den er früher Rosato angegeben.

Aber der modenesische Gesandte, könnte Bertolotti einwenden, erzählt ja, Beatrice selbst habe gestanden, vom Mörder verführt worden zu sein. „Der Modeneser muß es wissen.“ Warum muß es der Modeneser wissen, warum soll dieser allein Wahrheit sprechen, während die anderen Diplomaten, namentlich der Florentiner, wie Bertolotti behauptet, lügen, sobald sie von Beatrice erzählen, und parteiisch sind.

In den vorhandenen Resten der Untersuchungsacten ist Alles sorgfältig aufbewahrt, was gegen Beatrice spricht; verloren, verlegt, unauffindbar nur das, was für sie, was gegen den Fiscus sprechen würde. Warum findet sich dieses höchst wichtige Geständniß nicht unter den belastenden Acten? Für den Fiscus war es ja vom höchsten Werthe!

Wurde aber wirklich vom modenesischen Geschäftsträger behauptet, Beatrice habe den Mörder ihres Vaters als ihren Verführer bezeichnet? Ich glaube nicht.

Die Frage ist eine grammatikalische, denn der Gesandte Paolucci drückt sich in der berufenen Stelle sehr unklar aus, wörtlich übersetzt lautet sie: indem sie den Vater sterben lassen wollte, habe sie ihr eigenes Leben verwirkt, und was sie noch mehr schmerzte, ihre Jungferschaft an den verloren, der die That gethan — che fece l'effetto. Welche That, welcher „effetto“? Es kann die That des Mörders sein, es kann aber auch eine andere That sein, es kann der Vater sein, der die That, die Schändung der eigenen Tochter, verübt. Letztere Auslegung stimmt mit der Vertheidigung, stimmt mit der allgemeinen Meinung, auf die ja die Vertheidigung sich immer beruft. Nur war der gute Diplomat, der ja die Acten nicht einsehen konnte und blos niederschrieb, was er von Vertrauenspersonen erforschte, nicht genau unterrichtet, indem er die That als vollzogen voraussetzte, während doch Incoronati nur von einem Versuche spricht, was auch Farinaccio thut, der nur deshalb auf die Möglichkeit der vollbrachten That hindeutet, weil eine solche Voraussetzung für die Vertheidigung eine bessere Stellung gewährt hätte.

Den festesten und unwiderleglichsten Beweis dafür, das Beatrice eine schamlose Dirne gewesen, findet Bertolotti in seiner Entdeckung, in dem berühmten Codicill.

Wie viel Unwahrscheinlichkeiten sind hinwegzuräumen, bis man auch nur die Authenticität dieses Codicills glauben kann!

Drei Tage vor dem Tode übergiebt Beatrice ihr Codicill dem Notar Maresosco mit dem Auftrage, es sogleich nach ihrem Tode zu publiciren. Der Notar thut nichts, sein Nachfolger thut auch nichts, durch fünfunddreißig Jahre geschieht nichts, trotz des auf dem Umschlage geschriebenen Auftrages. Seit wann sind die Notare so nachläßig?

Man wende nicht ein, daß der Notar die Codicillsveröffentlichung für nutzlos hielt, als er von der Vermögensconfiscation erfuhr. Dieselben Bedenken konnte man beim Testamente haben, das doch am 13. November 1599 publicirt wurde, abgesehen davon, daß das Codicill auch andere Bestimmungen als Verfügungen über das Vermögen haben mochte.

Warum that der Beichtvater Nichts, der das Codicill veranlaßt und geschrieben hatte, und der auch im Testamente mit dem Vollzuge ihrer letztwilligen Anordnungen betraut wurde?

Warum erinnern die beiden Freundinnen Sarocchi und de Sanctis, die von der Willensmeinung der Sterbenden Kenntniß hatten, die nachlässigen Notare nicht an die Erfüllung ihrer Pflicht?

Warum deponirt Beatrice ihr zweites Codicill nicht auch beim Notar Pacobilli, wo sie ihr Testament und erstes Codicill hinterlegt hatte?

Wie gelangte jener Monsignore Julius Lanciano fünfunddreißig Jahre nach dem Tode Beatricens zur Kenntniß des Vorhandenseins jenes Codicills, und welche Zwecke verfolgte er bei seinen Nachforschungen?

Beatrice that bei ihrem Gange zum Schafotte den sie begleitenden Brüdern der Misericordia Erwähnung von ihrem Testamente und bat sie dringend, sich bei den Cardinälen und Seiner Heiligkeit dafür einsetzen zu wollen, daß ihre milden Stiftungen erfüllt werden. Warum erwähnt sie nicht dieses Codicill?

Nehmen wir aber meinethalben an, alle die Fragen seien gelöst und auf befriedigende Weise, gelöst und die Echtheit des Codicills sei so scharf bewiesen, als es in dem geheimnißvollen päpstlichen Rom nur möglich, was finden wir darin? Nichts als ein ziemlich mageres Legat für ein armes Waisenkind. Was giebt sie denn ihrem eigenen Schmerzenskinde, von dem sie nicht einmal weiß, ob es am Leben ist? (Mütter pflegen in solchen Angelegenheiten sich besser auf dem Laufenden zu erhalten.) Baare 1300 Thaler, von deren Interessen man wohl auch damals in Rom nicht leben konnte. Diesen povero pupillo anständiger auszustatten, wäre wohl mehr Herzens- und Gewissenspflicht gewesen, als die Ausstattung der 30 Jungfrauen, als die Stiftung von Messen in allen möglichen Kirchen Roms. Sie hat in ihrem Testamente Niemand vergessen, der je freundlich gegen sie gewesen, möglich ist, daß sie im letzten Momente auf ein armes hilfloses Kind, vielleicht Kind ihrer Freundin, vielleicht Kind ihres Bruders Rocco, vielleicht sogar Kind ihres Vaters (der Bastarde genug in die Welt gesetzt haben wird) aufmerksam gemacht wurde.

Sonach ist Bertolottis Beweisführung in allen ihren Theilen verunglückt. Allerdings hat die vorsichtige Hand der römischen Curie die Quellen, aus denen die ganze, die volle Wahrheit geschöpft werden könnte, wahrscheinlich für immer verschüttet, aber was noch vielfach getrübt zu Tage rinnt, gestattet keinen anderen Schluß als den, welchen die Vorgänger Bertolottis gezogen haben: Beatrice, ja, war eine Vatermörderin, sie mordete aber in Vertheidigung ihrer angegriffenen Ehre, und Guerrazzi behält Recht, wenn er die Vertilgung des Cenci'schen Hauses nicht dem Gerechtigkeitssinne des Papstes, sondern der Geldgier desselben und seiner Nepoten zuschreibt.





Die Italiener in Afrika.

Von

E. Maschke.

— Breslau. — (Schluß.)

Als im Herbst 1894 der Anmarsch starker Heerhaufen der Derwische gegen den Atbara gemeldet worden war, hatte Baratieri mit dem Ras Mangascha einen förmlichen Vertrag abgeschlossen, in welchem Letzterer sich verpflichtet, am 18. December von der Landschaft Schire aus längs des Takazze gegen die mahdistische Provinz Ghedaref vorzugehen. Mangascha rüstete aber, wie zuverlässige Kundschaftnachrichten bald ergaben, nicht in Schire, westlich Adua, sondern in Entischo, nordöstlich von letzterem Punkte. Auch wurde auf den Märkten seines Landes ganz offen zum Kriege gegen die Italiener aufgerufen. Baratieri war in Folge dessen wohl wachsam, und doch sollte er durch den von Mangascha vorbereiteten Schlag vollständig überrascht werden.

Die südöstliche Landschaft Eritreas, das Okule Kusai, wurde durch die Bande des Batha Agos gesichert, der für gewöhnlich 300 Mann unter den Waffen hielt, aber bis 3000 mit Gewehren bewaffnete Leute aufbringen konnte. Derselbe war auch ein besonderer Vertrauensmann der Italiener. Menelik hatte es aber doch verstanden, ihn zum Treubruch zu verleiten. Am 14. December ließ pötzlich Batha Agos in Saganeiti den Residenten des Okule Kusai, Lieutenant Sanguinetti, und zwei Telegraphenbeamten festnehmen, verschanzte den Ort und bot die Beurlaubten seiner Bande auf. General Baratieri, der in Keren sich aufhielt, erfuhr bereits am 15. von den Vorgängen in Saganeiti, beorderte sofort telegraphisch den Major Toselli mit drei Compagnien dorthin und sorgte gleichzeitig dafür, daß zu dessen Verstärkung drei weitere solche aus nördlicher gelegenen

Garnisonen entsendet wurden. .Toselli langte am 16. früh bei Maharaba, 4 Kilometer nordwestlich Saganeitis, an und führte, die Verstärkungen abwartend, langwierige Unterhandlungen mit dem aufrührerischen Batha Agos, der bereits über 1600 Gewehre gebot. Nach Eintreffen von zwei Verstärkungscompagnien und einer Gebirgsbatterie rüstete sich Toselli am Morgen des 18. zum Sturm, fand die Stellung aber verlassen. Batha Agos war in der Nacht nach dem etwa 20 Kilometer östlich von Saganeiti liegenden Halai gezogen, um des dortigen Forts sich zu bemächtigen, das die Straße aus dem nordöstlichen Abessinien nach Massaua sperrte und von einer Compagnie eingeborener Infanterie besetzt war. Der Commandant desselben, Hauptmann Kastellazzi, hatte aber Batha Agos durch Verhandlungen hinzuziehen gewußt, so daß dieser erst um 1 Uhr 30 Nachmittags zum Angriff schritt. Um 4 Uhr 45 Nachmittags traf dann die Vorhut Tosellis, der dem Gegner auf dem Fuße gefolgt war, noch rechtzeitig auf dem Gefechtsfelde ein; Gewehr und Geschütz der Abtheilung Toselli traten sofort in Thätigkeit, und um 6 Uhr Abends waren die Rebellen zersprengt. Batha Agos war im Kampfe gefallen. Lieutenant Sanguinetti hatte die Freiheit wieder erlangt, und das Okule Kusai ließ sich willig entwaffnen.

Die bedrohliche Haltung des Ras Mangascha erschien durch diesen offenbar voreilig in Scene gesetzten Aufstand des Batha Agos doppelt besorgnißerregend, zumal auch die Derwische mit einem Einbruch vom Atbara her drohten. In der Hoffnung aber, den Ras Mangascha noch durch eine demonstrative Machtentfaltung zum Aufgeben seiner feindseligen Absichten zu bewegen, beschloß Baratieri jetzt ein eiliges Vorrücken nach Adua in Scene zu setzen. Nach Aufgebot aller verfügbaren Kräfte trat der General am 25. December vom Fort Adi Ugri aus mit 3544 Mann den Vormarsch an und zog am 28. December, ohne den geringsten Widerstand gefunden zu haben, Nachmittags in Adua ein. Da indessen Ras Mangascha, der mit etwa 8000 Mann in Entischo stand, nicht die Absicht zu haben schien, zur Vertheidigung seiner Hauptstadt heranzurücken, räumte Baratieri am 1. Januar 1895 Adua wieder. Der von der militärischen Demonstration erwartete Erfolg war also nicht erreicht worden. Der General nahm wieder bei Adi Ugri Stellung und zog einige weitere Truppenverstärkungen an sich heran, so daß sein Corps auf 3907 Köpfe kam.

Nachdem dann am 8. Januar durch Kundschafter die Nachricht eingegangen war, daß Ras Mangascha den Belesa zu überschreiten und sich auf den Dighimberg vorzubewegen beabsichtige, wurde das italienische Corps am 9. südöstlich nach Chenafena am Mareb und am 12. früh noch weiter östlich über diesen Fluß nach Adis Adi nordwestlich des Totule-Berges vorgeschoben. Ras Mangascha, dessen Vorhut am 9. Januar am Belesa eingetroffen war, rückte nach abessinischer Kriegsgewohnheit, jedenfalls im Interesse möglichster Geschlossenheit, in ganz kurzen Etappen vor. Wie sich später als unzweifelhaft herausstellte, verfügte er über 12000 mit Gewehren

bewaffnete und 7000 mit Lanzen ausgerüstete oder gänzlich waffenlose Leute. Diese Unbewaffneten bildeten eine Art Reserve, bestimmt, die Gewehre der etwa Gefallenen zu nehmen und an deren Stelle in den Kampf einzutreten.

Da General Baratieri am 12. Januar bei Adis Adi die Gewißheit erhielt, daß der Feind am Dighimberg vorbei über Coatit auf Digsa zu marschiren im Begriff stand, ließ er sofort seine Truppen abermals weiter östlich, und zwar nach Coatit rücken, um hier dem Gegner den Weg zu verlegen. Beim Aufstieg auf die Höhe von Coatit sah man denn auch Marschcolonnen des Gegners in südöstlicher Richtung bei Amba Raindi.

Die Straße Adua-Digsa führt von Amba Raindi in nördlicher Richtung; Coatit liegt westlich dieses Gebirgsweges, 8 Kilometer nördlich von Amba Raindi; 4,5 Kilometer nordöstlich von Coatit befindet sich aber wie dieses auf der Kuppe einer Höhe gelegen, das Dorf Adi Auei.

Die Avantgarde Baratieris erreichte am 12. Januar um 3 Uhr Nachmittags Coatit und besetzte dann eine östlich und nordöstlich vorgelagerte Höhe, wo auch die Gebirgsbatterie Stellung nahm. Das Gros lagerte im Dorfe. Der Gegner hatte etwa 6 Kilometer süd-südöstlich von Coatit ein ausgedehntes, weithin sichtbares Lager bezogen und eine Avantgarde um 1 bis 1,5 Kilometer vorgeschoben. So unglaublich es auch erscheinen mochte, so hatten doch die Tigriner thatsächlich von dem Marsche der Italiener Nichts bemerkt.

Am 13. Januar ließ Baratieri seine Truppen sich in einer Gefechtsstellung mit der Front nach Süd-Südosten entwickeln. Sobald es hell wurde, eröffnete die Batterie ihr Feuer gegen das Lager der feindlichen Avantgarde. Die aufgescheuchten Abessinier stürzten sich nach Herstellung einer oberflächlichen Ordnung in starken Schwärmen gegen die italienische Gefechtslinie vor und begannen dann ihrerseits ein heftiges Feuergefecht, wobei sie sich vorzüglich im Gelände zu decken verstanden.

Nachdem hier das Gefecht eine Weile so fortgedauert hatte, verriethen aber Staubwolken im Osten, daß die Abessinier mit starken Kräften eine Umgehung ausführten. Dieser Umstand nöthigte Baratieri, noch eine neue Front — nach Osten und Nordosten — anzusetzen. Auf beiden Fronten wurden dann die italienischen Truppen von bedeutend überlegenen Kräften angegriffen, doch hielten sie sich nicht nur standhaft, sondern waren sogar auf dem rechten Flügel entschieden siegreich. Wiederholte erfolgreiche Gegenstöße zeugten davon. Der linke Flügel wurde aber inzwischen — gegen 9 Uhr Morgens — sehr hart bedrängt; immer stärkere Schwärme des Gegners setzten sich, von Adi Auei heranstürmend, auf einer nordöstlich und nördlich von Coatit gelegenen Höhe fest. Dieser Ort und damit der an der Kirche eingerichtete Verbandplatz, der Saumthierpark und eine Schlucht, die dem Dorfe das so überaus nothwendige Wasser lieferte, kamen bereits sehr ernstlich in Gefahr.

Da faßte General Baratieri den kühnen und ungewöhnlichen, aber durch die Gefechtslage vollständig gerechtfertigten Entschluß, daß er alle irgend nur entbehrlichen Compagnien auf dem mit Vortheil kämpfenden rechten Flügel aus dem Gefecht ziehen und durch dieselben den Nordrand der Kuppe von Coatit besetzen ließ. Die Maßregel gelang, und es war damit ein vollständiger Frontwechsel während des Gefechts noch gerade zur rechten Zeit durchgeführt. Denn nun folgten wiederholte Anstürme der von Adi Auei im weiten Bogen herumgegangenen abessinischen Massen gegen die Nordfront der italienischen Stellung, scheiterten aber sämmtlich an der musterhaften Feuerdisciplin der eingeborenen Infanterie. Im steten Gefecht vergingen so der Nachmittag und der Abend.

Die Nacht vom 13. zum 14. verlief ohne Störung. Bei Anbruch des neuen Tages schien Mangascha auf der von ihm besetzten Höhe nördlich der Kuppe von Coatit einen Angriff der Italiener zu erwarten. Es wurde auf beiden Seiten ein hinhaltendrs Feuergefecht geführt. Kurz vor Mittag setzte dann Mangascha wieder zu einem Angriff an, der aber, lau unternommen, nicht zur Durchführung gelangte. Baratieri beschloß nun, gegen den jedenfalls schon stark erschütterten Gegner seinerseits die Offensive zu ergreifen, um ihn vollständig zu vernichten. Dies sollte aber erst am 15. Januar früh geschehen, weil bis dahin beim Gegner der Wassermangel sich noch fühlbarer gemacht haben mußte.

In der Nacht zum 15. erhielt jedoch Baratieri die Meldung, daß Mangascha in der Richtung auf Senafe abgezogen wäre. Des Morgens folgte der General. Nach allen Anzeichen mußte der Rückzug des Feindes ein fluchtartiger gewesen sein. Den Stock des Doricianberges hinanklimmend, über Amba Schalai und Tokanda, gelangten die Italiener nach elfstündigem Marsch auf die Höhe des Tericaberges, dessen Südfuß im Thale von Senafe steht. Keine der vorzüglichen Nachhutstellungen an der überaus schwierigen Marschlinie war vom Gegner besetzt gewesen. Derselbe hatte schließlich auch gar nicht für die Deckung seines im Thale von Senafe aufgeschlagenen Lagers gesorgt.

Das Corps Baratieris marschirte noch beim Sinken der Sonne auf dem Südabhange des Tericaberges auf. Trotzdem ein dichter Nebel aufstieg, gab die Gebirgsbatterie noch einige Shrapnelschüsse auf etwa 2600 Meter gegen das 200 Meter tiefer gelegene feindliche Zeltlager ab, dann überzog eine undurchdringliche Finsterniß das Thal. Beim Gegner machte sich für eine kurze Zeit ein ungeheurer Lärm und Wirrwarr bemerkbar, dann wurde Alles still. Die von Baratieri abgesandten Kundschafter meldeten darauf, daß das feindliche Lager verlassen wäre. Die Beunruhigung durch die italienische Artillerie hatte die infolge der vorangegangenen Gefechte schon stark demoralisirten Schaaren Mangaschas derartig in Schrecken gesetzt, daß dieselben in wilder Flucht davon gegangen waren und sich vollständig aufgelöst hatten. Dem Ras von Tigre waren

nur noch einige hundert Mann verblieben, mit denen er in die Landschaft Tembien floh. Am 16. rückten die Italiener in das vom Gegner verlassene Lager ein. Dort stellten sich einige abessinische Fürsten, die sich von Mangascha getrennt hatten, Baratieri zur Verfügung. Einer derselben, Agos uold Tafari wurde mit der Verfolgung des flüchtigen Ras beauftragt. Die erfolgreiche Abwehr des abessinischen Angriffs hatte den Italienern einen Verlust von 4 Offizieren und 319 Mann gekostet: der Gegner sollte allein an Todten über 1000 Mann verloren haben.

Nach den Ereignissen bei Senafe rückte das italienische Expeditionscorps nach Asmara zurück und wurde dort am 23. Januar aufgelöst. General Baratieri war diesmal noch so klug gewesen, von einem weiteren Vorstoße in die Landschaft Tigre hinein Abstand zu nehmen. Er hatte wohl eingesehen, daß seine Streitkräfte dazu nicht hinreichten, namentlich da er auch jeden Augenblick bereit sein mußte, den Westen des Schutzgebietes, bei Kassala, gegen die Derwische zu vertheidigen.

Der Bericht Baratieris über die Kämpfe, welche die Colonialtruppen Italiens Ende 1894 und Anfang 1895 zu bestehen hatten, war Mitte März 1895 in der „Rivista Militare Italiana" erschienen; ihm sind hauptsächlich die vorstehenden Angaben und namentlich die Darstellung des Gefechts bei Coatit entnommen worden.

Die italienische Regierung mochte durch diesen Bericht doch wohl klar geworden sein, daß ihre Streitkräfte in Ostafrika durchaus unzureichende waren. Es erfolgte demnach eine Verstärkung der letzteren, und zwar sowohl durch Neuformationen in der Colonie, wie durch Truppensendungen aus dem Mutterlande. Im Februar 1895 konnte dann Baratieri über ein reguläres Feldtruppencorps von 7084 Köpfen verfügen, wozu noch im Westen wie im Süden der Colonie je 1000 Mann irregulärer Banden kamen. Der Gouverneur von Erithrea vermochte jetzt also auf der bedrohten Front mit einem mobilen Corps von 8000 bis 9000 Combattanten aufzutreten, während für die Besetzung der Forts und Etappenlinien noch 3159 Mann verblieben. Die von Tigre her drohende Gefahr war für den Augenblick beseitigt, und um im Westen die Derwische im Schach zu halten, dazu reichten jetzt die vorhandenen Streitkräfte wohl zur Noth aus; allerdings durfte aber nicht der Fall eintreten, daß man, während die Colonialtruppen sich vielleicht am Gasch oder Atbara zu schlagen hatten, auch im Süden der Colonie genöthigt war, gegen einen zweiten Feind Krieg zu führen.

General Baratieri hatte sich beim Ausbruch der Unruhen im südlichen Theil der Colonie im December 1894 sehr energisch und schnell entschlossen gezeigt, bei Gelegenheit des Zuges gegen den Ras Mangascha im Januar 1895, — namentlich durch seine Bewegung von Adi Ugri über Chenafena und Adis Adi, um sich dem Gegner bei Coatit vorzulegen — sich auch als ganz geschickter Taktiker erwiesen, eine strategische und militärpolitische Befähigung

konnte ihm jedoch nicht zugesprochen werden. Wie auch die Folge beweisen wird, besaß er nicht den nöthigen Scharfblick, um die strategischen Verhältnisse in Ostafrika übersehen und namentlich die militär-politische Lage Abessiniens richtig beurtheilen zu können. Aus der Vorgeschichte der ihm anvertrauten Colonie Erithrea mußte auch Baratieri bekannt sein, daß schon im Jahre 1888 der damalige Negus Johannes mit 80 000 Mann gegen das italienische Colonialgebiet in's Feld gerückt war. Wenn dann jener Feind auch durch besondere Gründe sich veranlaßt gesehen hatte, von einem ernsten Angriffe abzustehen und sich wieder in das Innere seines Landes zurückzuziehen, so war immerhin doch durch das Auftreten einer solchen Heeresmasse klar und deutlich erwiesen worden, welcher Kraftentwicklung das Land Abessinien fähig war. Baratieri mußte sich also sagen, daß die strategische Lage der Colonie Erithrea ein vorsichtiges und defensives Verhalten erforderte und daß demnach jedes Moment vermieden werden mußte, das einen numerisch so gewaltig überlegenen Gegner zu einem Racheact reizen konnte. General Baratieri war außerdem aber, trotz seiner Klugheit, den schlauen, verschlagenen und intriganten Halbbarbaren, mit denen er es als seinen Gegnern zu thun hatte, durchaus nicht gewachsen. In ihrer eigenartigen Diplomatie waren und blieben dieselben dem italienischen General bedeutend überlegen. Letzterer hätte von seinen russischen Collegen in Asien lernen sollen, wie man es den Halbwilden gegenüber zu machen habe.

Die schwächste Seite Baratieris war jedoch, daß er sich vollständig durch einen blinden Ehrgeiz beherrschen und von ihm leiten ließ. Kaum sah der General im Februar 1895 sich in seinen Streitkräften zur Noth verstärkt, so setzte er sich auch sofort über den Ernst seiner Lage hinweg und strebte nach neuen Großthaten, die er jedenfalls wohl, angereizt durch die letzten kriegerischen Erfolge, mit leichter Mühe zu vollbringen hoffte.

Er faßte zunächst die Eroberung der Landschaft Agame im Königreich Tigre in's Auge.

Als Basis für die Ausdehnung nach Süden war das gleich nach den Ereignissen von Coatit-Senafe in Angriff genommene Fort Saganeiti ausersehen worden, das bereits am 15. März eingeweiht werden konnte, von dort wurden zunächst einzelne Compagnien in der Richtung auf Adua und Adigrat vorgeschoben, die sich in ihren Stationsorten — Adis Adi am Tokuleberg und Adi Caje an der Straße Massaua-Senafe-Adigrat verschanzten. Nachdem dann General Baratieri bei Senafe ein Corps von etwa 4000 Mann versammelt hatte, begann er am 24. März mit der eigentlichen Operation. Am 25. bereits wurde Adigrat besetzt. Dasselbe liegt zwar in Luftlinie nur 50 Kilometer von Senafe entfernt, der Weg durch das äußerst schwierige Gelände beträgt aber deren 70. Eine Truppenabtheilung unter Oberst Pianavia drang darauf bis Makalle vor, 90 Kilometer südlich Adigrat. Ras Mangascha floh aus dieser seiner Residenz

mit etwa 700 Mann in südlicher Richtung. Oberst Pianavia bemächtigte sich dann der Bergfestung Amba Salama und rückte schließlich nach Adua, wo am 1. April auch General Baratieri mit einer Truppenabtheilung nach zweitägigem Gewaltmarsch (in Luftlinie 75 Kilometer) von Adigrat eintraf. In letzterem Orte war eine Besatzung unter Major Toselli verblieben und auch sofort mit dem Bau eines Forts begonnen worden. Die Landschaft Agame wurde der italienischen Colonie einverleibt, die Landschaft Tigre aber vorläufig nur unter italienischen Schutz gestellt. Da ferner auch die Landschaft Schire sich den Italienern unterwarf, so durfte nunmehr der Lauf der Flüsse Takazze-Thellari als südliche bezw. südwestliche Grenze Erithreas angesehen werden. General Baratieri zog am 8. April von Adua wieder ab und traf am 16. in Massaua ein. In Adua war nur eine stärkere Abtheilung als Besatzung zurückgeblieben.

Nach den italienischen Erfolgen und Maßnahmen in den ersten vier Monaten des Jahres 1895 sah sich Ras Mangascha jetzt lediglich auf den südlichen Zipfel seines Königreichs Tigre beschränkt. Er gab indessen den Kampf noch nicht auf, sondern suchte soviel Mannschaften zusammenzuraffen, wie die von Menelik ihm gesandten Geldmittel und die Leistungsfähigkeit des ihm verbliebenen Landstriches nur irgend gestatteten. Auch arbeitete er unablässig daran, die in ein freundliches Verhältniß zu den Italienern getretenen Feudalherren Tigres für sich zu gewinnen, und es schien ihm dies durch den Hinweis auf die bevorstehende Unterstützung seitens des Negus Negesti bei einzelnen wohlgelungen zu sein. Es war übrigens klar, daß Menelik endlich was thun mußte, wenn er nicht im eigenen Lande jegliches Ansehen verlieren und die dort sehr zahlreich vorhandenen zweifelhaften Elemente in das italienische Lager hinüberdrängen wollte. Französische, vielleicht auch andere Aufhetzer, die selbstverständlich nur auf eigene Rechnung und Gefahr gegen die italienischen Interessen intriguirten, während die betreffenden Regierungen officiell sich durchaus loyal verhielten, mochten Menelik auch zu dem Entschlusse zu einem offensiven Vorgehen treiben. Daß der Negus Negesti übrigens hauptsächlich der intellectuelle Urheber des Treubruches des Ras Mangascha gewesen, ging aus den im Zelte dieses Letzteren bei Senafe vorgefundenen Briefen hervor.

So hatte denn Menelik im Frühjahr 1895 seine Vasallen zu einem Kriegszuge gegen die Italiener aufgeboten und rückte dann im Juli mit Heeresmacht bis Uoro Ailu, 410 Kilometer südlich Adigrat vor. Was ihn dann aber wieder zur Umkehr bewogen, ist nicht bekannt geworden. Möglich, daß diese durch die Rücksicht auf die von Juli bis Ende September währende Regenzeit mit veranlaßt worden war, welche letztere militärische Operationen im Hochlande von Abessinien nicht gestattete.

General Baratieri wollte dann aber in Erfahrung gebracht haben, wie der Negus seine Lehnsfürsten auf's Neue aufgeboten und ihnen versprochen hätte, mit den Truppen seines Stammlandes Schoa bereits am

12. September in Borumieda zu sein, und traf aus diesem Grunde alle Vorbereitungen zu einem entscheidenden Schlage.

Während der Regenzeit begab sich Baratieri nach Italien, um mit der Regierung bezüglich seiner Pläne Rücksprache zu nehmen. Hier mußte es ihm leider gelungen sein, die gegen ein offensives Vorgehen herrschenden Bedenken zu zerstreuen. Die italienische Regierung gewährte wenigstens 2000 Gewehre für Neubildungen eingeborener Truppen.

General Baratieri ging im September nach Afrika zurück, ordnete alsbald die Einberufung der colonialen Landwehr an und versammelte alle verfügbaren Truppen bei Adigrat. Hier war das neue Fort bereits fertiggestellt. Mit seinen acht 7 cm Geschützen und einem Proviant für fünf Monate sollte dasselbe als Basis für weitere Unternehmungen dienen. Vom Gegner wußte man nur so viel, daß Ras Mangascha sich mit 5000 Mann südlich Antalo befand. Ueber das, was noch weiter südlich im Innern Abessiniens vorging, widersprachen sich die Nachrichten oder erschienen sehr unzuverlässig.

Doch hofften die Italiener nicht allein zu stehen. Nach dem Grünbuch „Galai-Coatit-Senafe“ war es nämlich Baratieri gelungen, sich mit den Danakil-Stämmen und einzelnen östlich von Schoa sitzenden Galla-Völkern in's Einvernehmen zu setzen. Anfangs October sollte es bereits zwischen den Gilli Galla und Truppen Meneliks zu Scharmützeln gekommen sein. Von dem mächtigsten Danakil-Volk, den Haussa, hieß es ferner, daß ihr Sultan Mohamed Anfari mit Heeresmacht längs des Golima-Flusses, also in der Richtung auf den Aschangisee im Anmarsch wäre. Auch aus Amhara also dem eigentlichen Abessinien, hatte sich ein Großer des Landes, Uaschu Burru mit seinem Kriegsvolk den Italienern zugewendet.

General Baratieri verfügte an Operationstruppen über 6500 Mann reguläre und 2500 irreguläre. Er durfte seine verfügbaren Kräfte sämmtlich gegen den Süden verwenden, weil von den Derwischen im Westen erst wieder Gefahr drohen konnte, wenn der infolge der Regenperiode angeschwollene Atbara wiederum passirbar sein würde, also erst von Mitte November ab.

Anfangs October erfolgte der Aufbruch der Operationstruppen Baratieris gegen Antalo und zwar von Adigrat aus, einerseits über Dessa und Bujak, andrerseits über Agula, sowie noch Adua aus über Agula. Trotz der großen Entfernungen und der für die Colonnen äußerst schwierigen Gebirgswege stimmte doch Alles auf das Beste. Die italienische Avantgarde stieß 12 Kilometer südlich Antalo bei Debra Ailaf auf einen Theil der Truppen Mangaschas und vertrieb dieselben nach kurzem Kampfe. Der Ras selbst war mit seinen übrigen Streitkräften schon vorher nach dem Süden davongegangen. Die von Baratieri geplante umfassende Bewegung hatte also ihren eigentlichen Zweck nicht erreichen können. Von Antalo aus entsandte Baratieri den General Arimondi mit einer Abtheilung nach der

35 Kilometer südlich gelegenen Amba Aladschi, wo der Ras Sebat als Gefangener Mangaschas saß. Sebat war bis 1892 der Herr von Agame und den Italienern ein recht unbequemer Nachbar gewesen; dann aber von seinem Rivalen Mangascha hinterlistiger Weise festgenommen worden. Durch die Befreiung desselben glaubte jetzt Baratieri sich einen neuen Freund zu gewinnen. Die Operationen des italienischen Oberbefehlshabers hatten damit ihren Abschluß gefunden; derselbe löste das Expeditionscorps auf und ging nach Massaua zurück. Bei Antalo blieb Major Toselli mit einem Bataillon und einem Zuge Gebirgsartillerie stehen, bei Makalle General Arimondi mit zwei Bataillonen und einer Batterie. An letzterem Punkte wurde ein neues Fort angelegt.

Baratieri betrachtete jetzt das ganze Süd-Tigre, also das Gebiet östlich und nordöstlich des Takazze, sowie seines Nebenflusses Tsellari als Theil Erithreas; demgemäß organisirte er das neu gewonnene Land. Den nördlichen Theil nahm die Colonialregierung in eigene Verwaltung; die südlichsten Provinzen vergab Baratieri aber an abessinische Fürsten und Große, und zwar Vogerat an den Ras Sebat, die fast bis an den Aschangisee reichende Landschaft Moeni aber an den Deschak Ali, einen Neffen des gefürchteten Ras Alula.

So war anscheinend unter sehr geringen Opfern der italienischen Colonie ein weites Gebiet hinzugefügt worden, das für europäische Besiedelung wohl geeignet sein mochte. Auch steuerkräftig mußte dasselbe sein, hatte es doch lange Zeit ganz allein den Ras Mangascha mit seinem Heer ernähren müssen. Außerdem liegen östlich von Makalle die reichen Salzlager von Taltal, aus denen Mangascha jährlich gegen $1^1/_2$ Millionen Lire bezogen hatte. Nur noch die Salzlager des Assal-Sees, westlich der Tadschurabucht, haben für das sonst salzarme Abbessinien die gleiche Bedeutung. Die eingeborene Bevölkerung Süd-Tigres schien sich mit Freuden in die neue Ordnung der Dinge zu finden; denn sie erhoffte vom italienischen Regiment friedliches Gedeihen.

Das ganze ehemalige Königreich Tigre mit einem Flächeninhalte von 40 000 Quadrat-Kilometern, also annähernd so groß, wie die gesammte Schweiz, gehörte jetzt der italienischen Colonie Erithrea zu. Das abessinische Reich umfaßte aber auch ohne Tigre immer noch ein Ländergebiet von 37 000 Quadrat-Kilometern, war also noch größer als das vereinigte Königreich Großbritannien und Irland, zählte indessen freilich nur 6 500 000 Einwohner. Politisch zerfällt Abessinien in eine Anzahl von Königreichen unter einem obersten Könige, dem Negus Negesti. Die einzelnen Theilreiche bezw. Vasallenländer sind, abgesehen von Tigre: Lasta (Hauptstadt Sokata) unter Uagschun Burru, Amhara (Gondar), zur Zeit in mehrere Fürstenthümer: Kuarra, Begemeder, Dembea u. s. w. getheilt, die Uollo Galla (Uorello) unter Ras Mikael, Schoa (Addis Abeba) unter dem Negus Menelik II., Godjam (Monivver) unter Takle Aimanot,

Harar (Harar) unter Ras Makamen, Vetter und Stellvertreter des Negus Menelik, endlich die tributpflichtigen Galländer: Kaffa, Dschimma, Gomma u. s. w.

Man hat Afrika wiederholt das Land der Ueberraschungen genannt. Die Redensart ist also schon eine alte, doch trifft sie thatsächlich immer wieder zu.

Ueber die Verhältnisse in Abessinien waren in der Colonie sowohl, wie in Italien die buntesten Gerüchte im Umlauf. Bald hieß es, König Menelik wäre todt, bald wieder, er habe sich in seine Verschanzungen bei Uoro Ailu zurückgezogen; dann sollte er wieder auf Borumieda vorrücken. Dann ging das Gerücht, der König Takle Aimanot von Godjam habe rebellirt, Ras Mikael der Uollo Galla sei zwar zu Menelik gestoßen, aber seine Leute verließen ihn schaarenweise, weil sie als Mohamedaner nicht an der Seite der christlichen Abessinier kämpfen wollten. Also Alles günstige Nachrichten, und Baratieri sollte daher auch die ihm von der italienischen Regierung angebotenen Verstärkungen abgelehnt haben. In Rom war man mit den italienischen Erfolgen in Ostafrika äußerst zufrieden; man wähnte die Colonie in völliger Sicherheit, spöttelte wohl auch über den ewig zaudernden Menelik.

Da verlas auf einmal am 9. December der Kriegsminister in der Kammer eine Depesche Baratieris, wonach die Colonie des Major Toselli bei Amba Aladschi von dem ganzen schoanischen Heere angegriffen und umzingelt worden sei. In Rom war man ob dieser Kunde wie aus den Wolken gefallen; man fragte sich bestürzt, was denn eigentlich geschehen wäre. Daß der gemeldete Unfall nur das erste Anzeichen davon sein sollte, wie die blinde Eroberungssucht Baratieris allmählich ihre Früchte zeitigen ließ, davon hatte man in Italien ebenso wenig, wie in der Colonie Erithrea auch nur eine Ahnung.

Die „Agenzia Stefani" hatte am 3. December aus Massaua berichtet, daß Ras Makonnen sich von Alomata aus mit Friedensvorschlägen an Baratieri gewandt, daß Letzterer sich auch zu solchen bereit erklärt habe und deshalb nach Adigrat gehen werde. Die Entfernung von Alomata bis zum Aschangisee beträgt aber nur noch 25 Kilometer; wenn also Ras Makonnen aus dem fernen Harar bis dahin gekommen war, so hatte er zweifellos auch sein Heer hinter sich, und wenn nicht Menelik selbst demselben gefolgt war, so befanden sich jedenfalls doch andere abessinische Fürsten in Makamens Begleitschaft. Ferner hatte bereits am 7. December der Berichtstatter der „Tribuna" seinem Blatte aus Adigrat gemeldet, daß man von der Amba Aladschi aus im Süden ein weit ausgedehntes feindliches Lager von mindestens 15 000 bis 20 000 Mann erblickte. Wenn endlich die abessinischen Fürsten an der Spitze ihrer Kriegerschaaren erst anfangen zu unterhandeln, so führen sie auch sicherlich Etwas im Schilde.

Diesen feindlichen Streitkräften gegenüber stand Major Toselli mit nur 1 320 Mann regulärer Truppen und 1 130 Irregulären der Banden

in der allerdings sehr starken Stellung bei Amba Aladschi, welche die Straße Aschangi-Antalo vollständig beherrscht. Wie später festgestellt worden ist, hatte Toselli schon am 5. December Unterstützungen für den nächsten Tag vom General Arimondi erbeten und auch zugesagt erhalten. Nachdem dann aber ein telegraphischer Befehl Baratieris in Makalle eingegangen war, Toselli dorthin zurückzuziehen, damit nicht einzelne vorgeschobene Abtheilungen von den Abessiniern geschlagen werden könnten, hatte General Arimondi noch am Abend des 5. den Rückzugsbefehl für Toselli in mehrfacher Ausfertigung durch verschiedene Boten abgesandt. Dieser Befehl ist merkwürdiger Weise nicht an seine Adresse gelangt, und so hatte denn Toselli, dann vom Feinde angegriffen, den ungleichen Kampf angenommen, im festen Vertrauen, daß die für den 6. in Aussicht gestellt gewesene Unterstützung unbedingt am 7. eintreffen würde.

Wie aus dem telegraphischen Gefechtsbericht hervorgeht, welchen General Baratieri am 11. December Abends aus Adigrat abgesandt hatte, wurde Tosellis Abtheilung am 7. früh zunächst von dem Hügel von Barta her durch die etwa 7000 Mann zählende Colonne des Ras Olie in Front und linker Flanke angegriffen, während die Schaaren der beiden Ras Makonnen und Mikael, an 15 000 Gewehre zählend, von dem Hügel von Boota aus die Hauptstraße einschlugen und gegen das Centrum Tosellis vorgingen. War schon dieser fast zehnfachen Ueberlegenheit gegenüber der Stand der italienischen Abtheilung in dem Gefecht ein äußerst schwieriger, so mußte er zu einem geradezu hoffnungslosen sich gestalten, als um 9 Uhr 45 die Meldung einging, daß eine dritte feindliche Colonne unter den Ras Mangascha und Alula gegen die Hügel von Togora vorrückte und den rechten Flügel Tosellis zu umfassen drohte. Da außerdem auch die erwartete Verstärkung ausblieb, ließ Major Toselli seine kämpfenden Abtheilungen sich nach der Amba zurückziehen, um, mit dem Rücken an diese gelehnt, die Vertheidigung weiter zu führen. Die Uebermacht des Feindes aber wirkte zu erdrückend, es blieb der italienischen Abtheilung schließlich Nichts übrig, als noch den Versuch zu wagen, auf dem Wege nach Togora langsam abzuziehen. Doch auch dieses Unternehmen mußte sich sehr bald als aussichtslos erweisen. Die äußerst enge Abzugslinie führte längs eines Abgrundes von 400 Meter Tiefe, die Höhe aber, auf deren halbem Hange eben dieser Weg hinlief, war bereits von den Leuten des Ras Alula besetzt, die jetzt auf 50 Schritt in die gedrängten Colonnen der Italiener hineinfeuerten, während auf der Rückzugsstraße selbst die verfolgenden Schoaner nachstürmten. In dieser Weise hart bedrängt, mußte die tapfere Schaar Tosellis den Abstieg nach der Straße von Makalle zu bewerkstelligen suchen. Der heldenmüthige italienische Führer befand sich unter den Letzten, die den Felsenhügel verließen, indem er mit einem kleinen Häuflein noch den Abzug der traurigen Trümmer seiner Abtheilung so gut als möglich deckte. In treuester Pflichterfüllung fand er dann seinen Tod

gemeinsam mit allen Denen, die um ihn herumkämpften. Die Reste der Colonne Toselli stießen endlich bei Aderac zu General Arimondi. Derselbe hatte von dem Gefechte bei Amba Aladschi gar keine Kenntniß erhalten. Er war allerdings am 5. um Mitternacht mit 1500 Mann von Makalle aufgebrochen, um Toselli aufzunehmen, falls dessen Rückzug durch die nachdrängenden Abessinier gefährdet werden sollte. Gegen vier Uhr des Nachmittags des 7. bei Aderac, 20 Kilometer nördlich von der Amba Aladschi, eingetroffen, sah er plötzlich die Trümmer der Abtheilung Toselli heranfluthen. Schnell besetzte Oberst Arimondi die Höhen von Aderac und brachte dann durch einen Vorstoß von dort aus die Verfolgung zum Stehen. Unter dem Schutze der Dunkelheit zogen die Italiener sich dann nach Makalle zurück. Von der regulären Truppe Tosellis fanden sich bis zum 27. December allmählich 573 Mann zusammen, ihr Verlust mußte also 747 Köpfe betragen haben. Wieviel die Irregulären verloren, welche unter Ras Sebat und Scheik Thali mit Toselli zusammen gefochten hatten, wurde nicht angegeben. Die Nachrichten über die Verluste der Abessinier schwankten zwischen den Zahlen von 4000 bis 8000. Jedenfalls hatten die Italiener bei Amba Aladschi es mit einem tapferen und — wenn man berücksichtigt, daß hier ein halbbarbarisches Kriegervolk auftrat, — mit einem gut geführten Gegner zu thun. Um so größer war der Ruhm für die kleine italienische Abtheilung, welche der fast zwanzigfachen Uebermacht einen halben Tag lang zu widerstehen vermochte.

Nach den Begebenheiten vom 7. December 1895 bei Amba Aladschi durfte keinen Augenblick mehr daran gezweifelt werden, daß es zu einem ernsten Kriege zwischen Abessinien und der italienischen Colonie Erithrea kommen mußte. Einerseits mochte in Rom wohl die Ansicht vorherrschen, daß die Scharte von Amba Aladschi auszuwetzen sei, wenn man nicht sein ganzes Ansehen in Abessinien und im Sudan in die Brüche gehen lassen wollte. Andererseits war nicht anzunehmen, daß Menelik sich ohne genügende Vorbereitung auf eine so ernste Sache, wie ein Zusammenstoß mit Italien sein mußte, eingelassen haben sollte, und noch weniger, daß er sich nach solchen Vorbereitungen und nach dem ersten kriegerischen Erfolge schon zu einem den Italienern genehmen Frieden verstehen würde, ohne vorher das Glück der Waffen noch weiter versucht zu haben. Trotz geringeren inneren Werthes seiner Soldaten und trotz schlechterer Bewaffnung derselben durfte Menelik immerhin doch hoffen, des kleinen Häufleins Italiener in Erithrea, dessen Stärke er zweifellos bis auf den letzten Mann kannte, Herr zu werden. Denn wenn man in Betracht zog, daß nach den üblichen Schätzungen Harar, Schoa und Godjam je 20000 Gewehrträger, die Uollo-Galla und Amhara deren je 15000 stellen konnten, und daß selbst nach der Besetzung von Tigre durch die Italiener dem Ras Mangascha noch 5000 Mann seines Landes treu geblieben waren, so vermochte also Menelik allein mit 95000 Gewehren in's Feld zu rücken. Außerdem

konnte er aber noch Massen von Lanzenträgern mit sich führen, deren Zahl in Anbetracht der kriegerischen Beanlagung der Abessinier und ihrer allgemeinen Wehrpflicht ganz unberechenbar war. Auch diese zehntausend in's Feld mitzunehmenden Lanzenträger durften nicht so ohne Weiteres geringgeschätzt werden. Sie bildeten vor allen Dingen eine Reserve des Heeres. Nach abessinischer Kriegsgepflogenheit wurden ihnen gelegentlich die erbeuteten Gewehre, sowie solche von Gefallenen, Verwundeten und Erkrankten in die Hand gegeben und, was die Hauptsache war, sie verstanden damit umzugehen.

Den Hauptstock der kriegsbrauchbaren Feuerwaffen der Abessinier bildeten die den Egyptern abgenommenen Remington-Gewehre, von den Italienern 1888 an Menelik gelieferte Vetterli- und ein Posten Gras-Gewehre. Von artilleristischer Ausrüstung kamen nur etwa 40 Mitrailleusen und Gebirgsgeschütze in Betracht, Geschenke französischer Unternehmer.

In Italien war man über die Stärke der abessinischen Gegner noch lange Zeit im Unklaren. Nach dem Tage von Amba Aladschi berechneten die amtlichen Veröffentlichungen das, fälschlicher Weise noch immer als schoanisch bezeichnete, abessinische Heer auf 20000 bis 30000 Mann. Allmählich räumte man dann ein, das von Makonnen geführte Heer hätte sich auf 40000 Mann beziffert; auf Menelik rücksichtigte man noch gar nicht. Ebenso beurtheilte man die politische Lage der Colonie Erithrea ganz unrichtig, wie solche sich nach dem unglücklichen 7. December gestaltet hatte. In der ersten Zeit hieß es, daß das Ansehen der Italiener keineswegs gelitten habe und daß die Bevölkerung sich ruhig verhalte. Später stellte sich heraus, wie wenig diese Nachrichten der Wahrheit entsprachen. Ruhig verhielten sich nur die befreundeten Abessinier am Takazze, dagegen gährte es in Süd-Tigre auf das Bedenklichste. General Arimondi war auf dem Rückzuge von Aderac nach Makalle von den Eingeborenen beschossen worden, und als er dann auf Ada Agamus zurückging, wiederholte sich diese bedrohliche Erscheinung. Auch waren trotz des Eilmarsches Arimondis bereits aller Orten die Eingeborenen auf unerklärliche Weise über die Niederlage der Italiener unterrichtet gewesen, ehe noch die Rückzugscolonne angekommen war. Ferner machte der mit seinem Bataillon in Makalle zurückgelassene Major Galliano die Entdeckung, daß in den Hütten verschiedener Eingeborener Kriegsbedarf für die Abessinier versteckt worden war. Ras Makonnen, der eigentliche Oberbefehlshaber der hier im Felde stehenden abessinischen Streitkräfte benahm sich aber auffallend menschlich und milde, behandelte die gefangenen Italiener gut und schrieb an Baratieri einen Beileidsbrief, daß er leider nicht habe vermeiden können, den Widerstand bei Amba Aladschi beseitigen zu müssen.

Makonnen rückte dann langsam in nördlicher Richtung vor, erreichte am 16. December Dolo, 8 Kilometer südlich Makalles, schob ein Corps nach Agula in den Norden des Forts und schloß dasselbe nach einem un-

bedeutenden Scharmützel von allen Seiten ein. Nach abessinischer Gewohnheit knüpfte er darauf mit Galliano einen regen Verkehr an; Friedensbotschaften und Nachrichten aller Art gingen hin und her. Auf des Abessiniers Bitten sandte Galliano sogar einen Arzt in das feindliche Lager, der dort so überaus freundlich aufgenommen wurde, daß man italienischerseits aus Makonnens Benehmen den durchaus irrigen Schluß zog, derselbe halte es in seinem Herzen mit den Italienern. Dem General Baratieri kam übrigens diese Pause in den Operationen sehr gelegen, denn er gewann dadurch Zeit, alle verfügbaren Truppen bei Adigrat zu versammeln. Auch die italienische Regierung vermochte in verhältnißmäßiger Ruhe ihre Verstärkungstruppen auszurüsten und abzusenden.

Noch immer hielt aber in Rom die Unterschätzung des Gegners an. Am 21. December bemerkte Crispi im Senat, daß Menelik mit seinen Schoanern wohlweislich zu Hause geblieben wäre und nicht daran dächte, sich ernstlich mit den Italienern einzulassen. In der beim italienischen Kriegsministerium redigirten „Rivista Militare“ konnte man in der Nummer vom 1. Januar 1896 lesen: „Wer uns nach Amba Aladschi nicht angriff, als unsere Truppen noch über das weite Gebiet der Colonie zerstreut waren, wird uns schwerlich jetzt noch angreifen. Sobald der richtige Zeitpunkt da sein wird, gehen wir aber angriffsweise vor. Augenblicklich werden die Schoaner (?) und Tigriner, welche uns gegenüberstehen, von zwei schrecklichen Feinden bedrängt, durch den Hunger und von uns, zwei Gegnern, deren Stärke mit jedem Tag wächst.“ Der „Esercito“ sprach aber gar am 5. Januar die Befürchtung aus, daß das abessinische Heer möglicherweise ohne Entscheidungsschlacht abziehen könnte und dann leider nicht mehr zu erreichen sein würde; in gleicher Art äußerte sich auch der „Popolo Romano“.

Die italienischen Verstärkungen gelangten unterdessen in gutem Zustande bei Adigrat an. Von den vielen Tausenden mitgeführten italienischen Maulthieren war jedoch gleich auf den ersten Märschen ein starker Procentsatz gefallen, so daß Mitte Januar schon gewisse Schwierigkeiten für die Verpflegung der Truppen erwuchsen.

Vor Makalle war inzwischen die Zeit der stillschweigenden Waffenruhe zu Ende gegangen. Am 4. Januar hatte sich der Negus Menelik im abessinischen Lager eingefunden, und es begann jetzt ein neuer Abschnitt des Krieges. Das vereinigte abessinische Heer zählte nun gegen 80000 Gewehrträger. Makonnen hatte kurz vor dem Eintreffen Meneliks den brieflichen Verkehr mit Galliano in schroffer Weise abgebrochen; am 31. December schrieb er: „Da ich sehe, daß Ihr Adigrat nicht räumen wollt, breche ich die Friedensverhandlungen ab und bin nun gezwungen, für meinen Herrn Menelik Blut zu vergießen.“ Erst am 9. Januar wurde die Ankunft Meneliks bei Baratieri bekannt und gleichzeitig auch die zweite wichtige Neuigkeit, daß der König Takle Aimanot von Godjam,

mit dem die Italiener bis dahin noch immer im Botenverkehr gestanden, dem Negus ein Corps von 10000 Gewehrträgern zugeführt hatte. Der italienische Kundschaftsdienst zeigte sich jedenfalls nicht mehr auf der Höhe von früher, und Baratieri mag sich wiederholt durch feindlicherseits verbreitete falsche Nachrichten haben täuschen lassen.

Am 7. Januar 1896 hatten die Angriffe der Abessinier auf das Fort Makalle begonnen. Dieses Letztere liegt 100 Kilometer südlich Adigrats und ist von hier auf einem verhältnißmäßig guten Wege in drei Tagemärschen zu erreichen. Das Fort erhebt sich auf der Höhe „Enda Jesus" und beherrscht das vorliegende Thal, wird aber seinerseits durch die in Kanonenschußweite ringsherum sich erhebenden Berge dominirt. Bei seiner Anlage hatte man noch nicht auf einen Gegner gerücksichtigt, der über Artillerie verfügte; die Umfassung bestand daher auch aus meist nacktem Mauerwerk. Ferner war die Versorgung mit Wasser im Fort selbst außer Acht gelassen worden; die Quelle, woraus dasselbe seinen Wasserbedarf beziehen mußte, lag außerhalb im Norden, etwa 800 Meter von der Umfassungsmauer entfernt. Die artilleristische Armirung des Forts bestand aus vier 7 cm Geschützen und zwei Mitrailleusen, die Besatzung aus Gallianos Bataillon Eingeborener, sowie aus kleinen Abtheilungen von Artillerie und Genie.

Die Angriffe auf das Fort erfolgten jedesmal mit mindestens zehnfacher Ueberlegenheit und wurden Tag für Tag, Nacht für Nacht bis einschließlich des 13. Januar wiederholt; nur am Sonntag dem 12. trat eine Pause ein. Die nächtlichen Angriffe waren eine neue Erscheinung in der abessinischen Kriegsführung, früher hatte man sie stets ängstlich vermieden. Ebenso neu war die Herstellung von Verschanzungen auf den das Fort umgebenden Höhen und die Verwendung von Geschütz gegen den festen Platz. Von letzterem wurden im Laufe des Angriffs 12 Stück gezählt; es waren dies meistens 37 mm Schnellfeuerkanonen, System Hotchkiß, doch befanden sich auch italienische Gebirgsgeschütze darunter, theils von Amba Aladschi herrührend, theils auch früher dem Ras Makonnen zum Geschenke gemacht.

Am 10. Januar Abends war die Quelle noch einmal in den Besitz der Fortbesatzung gelangt, am 11. aber vollständig verloren gegangen. Nach dem 13. wurde von beiden Seiten nur noch ein Feuergefecht geführt. Baratieri hatte unterdessen, sich jetzt stark genug zum Widerstand fühlend, seine Truppen am 11. Januar von Adigrat bis in die etwa 15 Kilometer weiter südlich gelegene Stellung von Ada Agamus vorgeschoben, blieb damit aber noch immer recht weit von Makalle ab.

Seit dem 13. Januar hatte Menelik sein Angriffssystem gegen das Fort Makalle geändert; er schloß es jetzt ganz eng ein, indem er es durch den Wassermangel in demselben bezwingen wollte. Innerhalb weniger Tage stieg denn auch die Noth der italienischen Besatzung bis zum Aeußersten,

am 20. war der Wasservorrath bis auf den letzten Tropfen erschöpft. Außerdem befanden sich in Folge der steten Gefechtsbereitschaft schon die Mannschaften des Forts im höchsten Grade ermattet; verwesende Leichen und Thiercadaver in unmittelbarer Nähe der Umfassung machten auch den Aufenthalt im Fort fast unerträglich. Da erschien am 20. ein Herr Felter im Fort, der seit einigen Tagen Unterhandlungen zwischen Menelik und Baratieri führte. Es war dies ein früherer italienischer Offizier, der dann als Vertreter eines Handelshauses, sowie als konsularischer Agent Italiens in Harar gewesen, Anfangs September 1895 aber auf Meneliks Geheiß von Makonnen ausgewiesen worden war. In merkwürdiger Voraussicht hatte Letzterer dem Ausgewiesenen damals gesagt, er möchte sich nur nach Massaua begeben, damit er später die Friedensverhandlungen führen könnte, wenn das abessinische Heer, welches eben vorzumarschiren im Begriff stände, in Tigre angelangt sein würde. Genau so war es dann gekommen, aber die Italiener hatten allen diesen Anzeichen und Warnungen nicht geglaubt.

Baratieri, der am 11. Januar etwa 14 000 Mann bei sich hatte und gegen Ende des Monats bei Ada Agamus fast über 20 000 verfügte, mußte Makalle seinem Schicksal überlassen, wenn er es nicht gerade zum Aeußersten kommen lassen und noch einen Ersatzversuch wagen wollte. Zu einem solchen Entschlusse vermochte er jedoch nicht sich aufzuraffen: die durch Felter besorgten Verhandlungen führten dann am 22. zum Abschluß eines Uebergabe-Vertrages.

Es muß hier ausdrücklich hervorgehoben werden, daß die betreffenden Verhandlungen lediglich zwischen Baratieri, bezw. der italienischen Regierung und Menelik geführt worden waren und daß Galliano mit denselben garnichts zu thun gehabt hatte. Der unglückliche Oberstlieutenant Galliano wurde nämlich später, nachdem er abermals von den Abessiniern gefangen genommen worden war, und zwar im Kampfe mit der Waffe in der Hand, wegen Wortbruchs vom Feinde kriegsrechtlich verurtheilt und nach schier unglaublichen Martern erschossen. Galliano ist aber thatsächlich ganz schuldlos gewesen und lediglich den Verhältnissen sowie den verkehrten Maßregeln Baratieris zum Opfer gefallen. Auf höheren Befehl hatte er das Fort Makalle übergeben, auf höheren Befehl dann wieder gegen denselben Feind in den Kampf treten müssen. Wenn die Capitulation der Fortbesatzung nur unter der Bedingung abgeschlossen worden war, daß diese Truppe in dem betreffenden Feldzuge nicht mehr die Waffen gegen die Abessinier führen sollte, dann durfte sie Baratieri auch nicht mehr zur Theilnahme an dem Kampfe befehlen.

Galliano mußte also am 23. Januar das Fort Makalle räumen. Am 30. traf er dann mit Waffen und Munition, begleitet von einer schoanischen Escorte im italienischen Lager bei Ada Agamus ein. Seinen Offizieren und Soldaten, Weißen wie Farbigen, vermochte er nur das rühmlichste Zeugniß auszustellen. Trotz der andauernden ungeheueren An-

strengungen und Leiden und trotzdem die Fortbesatzung bis zum letzten Mann 14 Tage und Nächte hindurch bei empfindlicher Kälte beständig auf den Wällen hatte ausharren müssen, war doch keinem einzigen Manne auch nur für einen Augenblick der Muth gesunken. Die Askaris hatten das fast täglich an sie gestellte Ansinnen, zu ihren Landsleuten in Meneliks Lager überzutreten, stets mit Verachtung zurückgewiesen; nicht einer war fahnenflüchtig geworden. Im Fort hatten sich auch gegen 100 eingeborene Frauen befunden, die in fester Haltung mit ihren Männern gewetteifert.

In Italien athmete man erleichtert auf, als die Nachricht von der Befreiung Gallianos einlief. Die Freude darüber äußerte sich aber jedenfalls zu stürmisch, wenn man die eigentliche militärische Bedeutung des Ereignisses in Betracht zog. Im Grunde genommen blieb das Aufgeben Makalles doch immer nur eine militärische Capitulation dem Sieger gegenüber. Auch war damit abermals ein Stück des von den Italienern beherrschten Tigre wieder verloren gegangen, und Menelik zeigte sich gleich darauf als Herr desselben, indem er den Landschaften Haramat, Tembien und Gheralta die Zahlung einer Kriegscontribution auferlegte. Der übergroße Jubel über die Befreiung Gallianos mußte auch bald wieder verstummen, als sich herausstellte, daß der Negus unter dem Schutze der zurückmarschirenden Abtheilung Gallianos einen geschickten Flankenmarsch ausgeführt und sich Aduas, der Hauptstadt von Tigre, bemächtigt hatte, von wo aus er die Rückzugslinie des Generals Baratieri auf Massaua bedrohte.

General Baratieri verblieb noch weiter in seiner Stellung westlich Adigrat. Am 21. Februar hatte er dann zwar beschlossen, sich nach Adi Caji zurückzuziehen, um sich seiner Verproviantirungsbasis mehr zu nähern, doch wurde der Befehl hierzu am 24. widerrufen.

Inzwischen war durch königliches Decret vom 22. Februar der General Baldissera zum Oberbefehlshaber der italienischen Streitkräfte in Ostafrika ernannt worden, mit allen Vollmachten in allen Militär- und Civilangelegenheiten. Man war also in Rom nicht nur mit dem Verhalten des Generals Baratieri unzufrieden, sondern die italienische Regierung gab auch die völlige Verkehrtheit ihrer in letzter Zeit in Afrika verfolgten Politik selbst zu. Wir hatten Baldissera bereits als Nachfolger des General San Marzano in Erithrea kennen gelernt, und zwar als einen Mann der Mäßigung, der Geduld und der kleinen Mittel, der aber dennoch ganz gute Erfolge erzielte. Baldissera hatte 1889 mit seinen 8000 Mann sich bis Keren und Asmara hinauf ausgedehnt und die italienische Herrschaft vom Barka bis zum Mareb befestigt, fast ohne einen Gewehrschuß abzugeben. Als man dann aber in Rom auf die ganz undurchführbare Großmachtspolitik in Ostafrika verfiel, war Baldissera, wie wir gesehen haben, diesem Gedanken entschieden entgegengetreten. Die Begebenheiten der späteren Jahre haben dem

General aber Recht gegeben; die italienische Diplomatie hatte mit ihrem Utschalli-Vertrage gründlich Fiasco gemacht.

Menelik stand also jetzt 1896 mit einer erheblichen Heeresmacht bei Adua. Die italienische Regierung konnte nur noch wünschen und hoffen, daß es dem General Baldissera gelingen möchte, die Abessinier zum Rückzuge zu veranlassen.

Da traf auf einmal die erschütternde Nachricht in Rom ein, daß Baratieri am 1. März eine schwere, ja vollständige Niederlage erlitten habe. Die Unglücksbotschaft rief eine große Bestürzung und darauf folgende ungeheuere Aufregung in ganz Italien hervor, bei den aufrichtigen Freunden der Italiener aber die innigste Theilnahme. Was thatsächlich geschehen war, wurde nur zu bald klar. Wie aus dem amtlichen Berichte des General Baratieri über die Schlacht bei Abba Carima hervorging, hatte derselbe plötzlich am 29. Februar einen Angriff auf die Stellung der Abessinier bei Adua beschlossen.

Er war dann in drei Colonnen in erster Linie und mit einer Reserve vorgerückt. Die Colonne des rechten Flügels unter General Dabormida bestand aus sieben Bataillonen und vier Batterien, das Centrum unter General Arimondi aus etwas mehr wie fünf Bataillonen, sowie zwei Batterien, die Colonne des linken Flügels unter General Albertone aus vier Bataillonen und vier Batterien. General Ellena befehligte die Reserve von fünf Bataillonen und zwei Batterien. Die beiden Flügelcolonnen marschirten auf zwei Wegen, welche von der Stellung bei Sauriat nach Adua führten, das Centrum und die Reserve auf dem Wege zwischen den Flügeln. Der Abmarsch erfolgte um 9 Uhr Abends bei hellem Mondschein. Der Operationsplan ging dahin, zunächst die Pässe von Rebbi Ariena und von Kidane Meret zu besetzen. Die beiden Wege der italienischen Flügelcolonnen führten in fast paralleler Richtung über die Pässe hinweg, doch wurden dieselben durch eine sehr bemerkenswerthe Bergkuppe, den Mont Rajo, von einander getrennt. Jenseits dieser Bergkuppe, d. h. nach Osten zu, sind diese Wege verhältnißmäßig leicht passirbar und gewähren die gegenseitige Uebersicht. Das Vorrücken entwickelte sich, wie geplant war. Bei Tagesanbruch des 1. März wurden die Pässe erreicht und ohne Zusammenstoß mit dem Feinde fast gleichzeitig besetzt. General Baratieri erhielt hiervon am Passe Rebbi Ariena Kenntniß.

Um 7 Uhr Morgens wurde aber vom italienischen Flügel her, und zwar von jenseits des Passes Kidane Meret, heftiges Gewehrfeuer in der Richtung auf Adua vernommen. Die linke Flügelcolonne unter General Albertone war bei Abba Carima in einen ernsten Kampf verwickelt worden. Genannter Ort lag etwa fünf Kilometer von dem Standpunkt des italienischen Oberbefehlshabers entfernt. Sobald Letzterer Meldung über die Sachlage erhalten, sandte er der Colonne Dabormida den Befehl, den General Albertone ungesäumt zu unterstützen.

Dabormida war inzwischen etwas weiter über den Paß von Rebbi Ariena hinausgerückt und hatte eine Stellung auf Mariam Schawitu zu eingenommen. Ob der Befehl Baratieris, die Colonne Albertone zu degagiren, den General Dabormida erreicht hatte, ist nicht aufgeklärt worden. Die Brigade Arimondi war nach dem Paß von Rebbi Ariena beordert worden. Sie wollte dann dem linken Flügel Hilfe bringen, konnte jedoch wegen der Terrainschwierigkeiten diese Absicht nicht ausführen. Die Abschwenkung dieser Brigade nach Süden war dagegen von den Abessiniern zu einem Durchbruche des italienischen Centrums benutzt worden, während gleichzeitig die ganze abessinische Front zum Angriff vorstürmte. Die italienischen Flügelbrigaden wurden überflügelt und umgangen, was dann die völlige Vernichtung der in erster Linie fechtenden Truppen zur Folge hatte. Wohl hatte General Arimondi von seiner neuen Stellung aus auf der Einsattelung in der Nähe des Passes Kidane Meret den Abzug der Brigade Albertone zu unterstützen versucht, den Ansturm der Abessinier aber ebenfalls nicht aufzuhalten vermocht. Die Colonne Dabormida focht in der schluchtendurchsetzten, unübersichtlichen Gebirgslandschaft von durchschnittlich 2000 Meter Höhe und Gipfeln bis 3000 Meter ganz isolirt und war in einen verlustreichen Kampf gegen die Ras Makonnen und Mangascha verwickelt; nur mit Mühe konnte hier schließlich der Rückzug nach dem Paß Rebbi Ariena und dann nach Belesa ausgeführt werden. Auch die Reserve des General Ellena wurde mit in das nachtheilige Gefecht hineingezogen, ohne demselben eine andere günstigere Wendung geben zu können. Der Rückzug der Truppen Baratieris artete schließlich in regellose Flucht aus; die nach vorangegangenem Nachtmarsche und nach einer heißen Schlacht an demselben Tage noch zurückgelegten Entfernungen beweisen dies schon zur Genüge. General Baratieri hatte den Verlust von 3 Brigadegenerälen, 200 Offizieren, 5000 Mann und 52 Geschützen, also fast der gesammten Artillerie, zu verzeichnen.

Aus der früheren Darstellung der Gefechte bei Agordat uud Coatit in vorliegender Skizze war zu ersehen gewesen, daß in dem erstgenannten Kampfe die Derwische in tiefen geschlossenen Linien, im zweiten dagegen die Abessinier, anscheinend schon auf einer höheren Stufe der militärischen Ausbildung stehend, bereits in dichten Schützenschwärmen gefochten hatten. Wie nun aus einem in der österreichischen Militärzeitschrift „Reichswehr" veröffentlichten Schreiben aus Erithrea hervorgeht, soll das Angriffsverfahren der Abessinier bei Abba Carima schon Anzeichen einer gewissen modern taktischen Ausbildung des Fußvolks dieses halbbarbarischen Heeres gezeigt haben. An der Schlacht betheiligt gewesene Offiziere haben berichtet, wie das angriffsweise Vorgehen des ersten abessinischen Treffens in sechs bis acht eingliedrigen Linien ausgeführt worden sei, die auf 200 bis 300 Schritt Entfernung aufeinander folgten. Als die vorderste Linie fast die wirksame Schußweite von dem Gegner erreicht hatte, setzte sich die darauf

folgende in Lauf, so daß sie die bezeichnete Entfernung gleichzeitig mit der ersten erreichte. Jetzt erst wurde von den Anstürmenden das Feuergefecht aufgenommen, während die hinteren Linien, eine nach der anderen im vollen Laufe in der eigentlichen Gefechtslinie eintreffend, diese immer weiter gegen den Feind hin mit sich fortrissen, bis es schließlich zu einem regellosen Einbrechen in die Reihen der Italiener und zum Handgemenge kam. Das zweite Treffen der Abessinier hatte sich weit hinter den Flügeln des ersten in großen Massen formirt, befunden. Es war dies ein Angriffsverfahren, wie solches sich der moderne Taktiker für die Kämpfe der Zukunft zurechtgelegt hat, und es machte sich demnach bei Abba Carima unzweifelhaft der Einfluß bemerkbar, welche europäische Offiziere auf die kriegerische Ausbildung der Abessinier in neuester Zeit gehabt haben mußten.

Aus dem bereits erwähnten Schlachtbericht des Generals Baratieri geht wohl die Art und Weise, sowie die Bedeutung der Niederlage der Colonialarmee bei Abba Carima hervor, derselbe giebt aber durchaus keine Antwort auf die wichtige Frage, wie Baratieri eigentlich zu dem plötzlichen Entschluß gekommen ist, den so übermächtigen Gegner in seiner günstigen Stellung anzugreifen. Nach der strategischen Lage, in welcher der italienische General sich damals befand, hätte man eigentlich erwarten müssen, daß er zunächst auf die Defensive sich beschränken und in einer gut gewählten und künstlich verstärkten Position die Dinge an sich herantreten lassen würde. Bei einem solchen Verhalten vermochte er dann, wenn der Feind schließlich zum Angriff schritt, von der großen Ueberlegenheit seiner Truppen in der Schieß-Ausbildung und Fertigkeit, sowie von seiner zahlreichen Artillerie den ausgiebigsten Gebrauch zu machen.

Auch die kriegsgerichtliche Untersuchung gegen Baratieri hat über die beregte Frage keinen genügenden Aufschluß gebracht. Der General giebt als Grund für sein offensives Vorgehen nur an, daß seine Lage bei Adigrat zuletzt eine ganz verzweifelte gewesen, ein weiterer Rückzug ihm aber unstatthaft erschienen sei. Vertrauend auf die Vortrefflichkeit seiner Truppen, hätte er daher sich dazu entschlossen, den Feind in eine weniger günstige Stellung zurückzudrängen, indem er, ohne ihn direct angreifen zu wollen, durch ein entschlossenes Vorgehen denselben doch einzuschüchtern hoffte. Alle Berichte der Kundschafter hätten darin übereingestimmt, daß die Schoaner zu Tausenden nach Tembien hinausschwärmten, daß der König von Godjam unzufrieden sei und die Heeresfolge versage. Baratieri habe sich demnach dahin entschieden, die vor dem Rajo-Gebirge liegenden Höhen zu besetzen, falls sie nicht bereits in der Gewalt des Feindes wären, und dortselbst sich erst davon zu überzeugen, ob ein großer taktischer Vorstoß rathsam wäre oder nicht. Die ganze Rechtfertigung ist nicht recht klar und verständlich; es dürfte daher der Gedanke wohl naheliegen, daß die so unerwartet beschlossene Ablösung Baratieris von seinem Posten als Gouverneur namentlich

als psychologisches Moment auf das Verhalten des jedenfalls in großer Aufregung befindlich gewesenen Generals mit eingewirkt hat.

Die Trümmer des Corps Baratieri waren nach der unglücklichen Schlacht in verschiedenen Richtungen davongegangen, theils nach Mai Haini zu, theils auf Adi Caje. Die auf 80 bis 90 Kilometer sich ausdehnende Flucht hatte zweifellos auch noch zur weiteren Auflösung beigetragen. Adigrat war von einem italienischen Jägerbataillon besetzt geblieben. Außerdem waren der Niederlage von Abba Carima noch entgangen 8 Bataillone unter Oberst Stevani, die als Flankendeckung bei Mainaret gestanden, und 3 Bataillone Ameglio, die zum Schutze des Mareb-Ueberganges bei Gundet gedient hatten. Um diesen Kern vermochten sich dann die zersprengt gewesenen Colonialtruppen bei Asmara zu sammeln, denn das abessinische Heer, welches in den letzten zehn Jahren zwar wohl nach so mancher Richtung hin einen annähernd europäischen Habitus erhalten hatte, kannte zum großen Glück für die Italiener die strategische Verfolgung noch nicht, sondern feierte gewohnheitsmäßig seinen Sieg recht nachhaltig durch Ruhe und Feste. Anderen Falls wäre wohl das Ende der Colonie Erithrea mit Abba Carima besiegelt gewesen.

Der Negus Menelik hatte nach dem großen Erfolge bei Adua sein Lager nach Mai-Farras verlegt, südlich der Straße Adua-Entischo, und marschirte erst am 9. März in nördlicher Richtung vor. Sein Weg führte ihn über den Belosa in die Landschaft Okule Kusai. Der neue Gouverneur Baldissera stand zur Zeit mit der Hauptmasse seiner Truppen in stark befestigter Stellung bei Asmara; derselbe verfügte über etwa 30000 Mann, worunter 27 frische Bataillone und 8 Batterien. Zwischen der italienischen Regierung und Menelik wurden bereits Friedensverhandlungen gepflogen. Die vorläufige Waffenruhe benutzte daher Baldissera zunächst dazu, um das noch immer von den Derwischen bedrohte Kassala sicherzustellen. Zu diesem Zwecke wurde Oberst Stevani mit 2 Bataillonen dorthin entsendet. Nachdem dieses Detachement die 320 Kilometer betragende Entfernung in Tagemärschen von durchschnittlich 40 Kilometern zurückgelegt hatte und am 26. März Abends bei Sabderat eingetroffen war, schlug es am 2. April am Südabhange des Mokrani-Berges 5000 Derwische in die Flucht. Die Sicherheit für Kassala war dadurch hergestellt.

Die wohl auch am nächsten liegende zweite Aufgabe, welche sich Baldissera zum Ziele genommen hatte, war der Entsatz des Forts Adigrat, wo seit der Schlacht bei Adua die Besatzung von 2000 Mann durch die Ras Mangascha, Alula, Sebat und den Bandenführer Agos Tafari mit etwa 17000 Mann eingeschlossen gehalten wurde. Baldissera hatte zu dem Unternehmen ein Expeditions-Corps von 15000 Mann formirt, welches dann nach unbedeutenden Gefechten bei Gunaguna und Dongollo am 4. Mai Kerseber, dreiviertel Stunden nördlich Adigrats, erreichte. Von hier aus wurde die Verbindung mit der Fortbesatzung hergestellt und am

anderen Tage mit der Fortschaffung der in Adigrat vorhandenen 300 Verwundeten und Kranken begonnen. Mit den einzelnen Machthabern Tigres wurden friedliche Unterhandlungen angeknüpft, und es gelang dadurch, eine Anzahl in ihren Händen befindliche Gefangene zu befreien. Am 18. Mai übergab man das Fort in aller Form dem Ras Schum Tessai für Mangascha, nachdem es von Waffen und Vorräthen vollständig geräumt worden. Es mußte dies geschehen, weil die italienische Regierung beschlossen hatte, Süd-Tigre gänzlich aufzugeben und als Südgrenze der Colonie wieder die Mareb-Belesa-Muna-Linie festzuhalten.

Unter den aus der Gefangenschaft bei Mangascha zurückgekehrten italienischen Offizieren befand sich auch der Major Salsa vom Generalstabe Baratieris, der nach der unglücklichen Schlacht von Abba Carima zu Menelik entsandt worden war, um Verhandlungen anzuknüpfen. Der Negus hatte mit seiner Hauptmacht bis gegen Ende März bei Ada Agamus gestanden, dann aber wegen bedeutender Verpflegungsschwierigkeiten den Rückmarsch nach Schoa angetreten; auch sollte er durch aufrührerische Bewegungen in Amhara und der Galla dorthin gerufen worden sein. Major Salsa hatte ihn erst am Aschangi-See erreicht und wurde dann, trotzdem er als Parlamentär erschienen war, viele Wochen lang als Geisel in dem abessinischen Lager zurückgehalten. Von dort endlich entlassen, ward Salsa wieder von Mangascha festgenommen, und zwar angeblich auf Meneliks Befehl, damit er über die ungünstige Lage in Abessinien nicht Mittheilung an Baldissera machen könnte. Erst den energischen Protesten Baldisseras war es schließlich gelungen, die Freigebung Salsas durchzusetzen. Die römische „Tribuna" veröffentlichte dann hochinteressante Berichte dieses Offiziers, der wohl Zeit und Gelegenheit gehabt hatte, das Heer Meneliks auf das Genaueste zu studiren.

Major Salsa veranschlagte dasselbe auf 150 000 Mann mit Hinterladern, ferner 70 000 Lanzenträger mit einem Train von 10 000 Maulthieren. Als Besatzung des Landes Schoa waren 8000 Mann zurückgeblieben; an der Schlacht von Abba Carinna hatten nur 80 000 Abessinier theilgenommen, 30 000 Mann waren auf den Hügeln dort als Reserve verblieben, um beim etwaigen Eintritt einer Krisis über die Italiener herzufallen. Die abessinischen Verluste in genannter Schlacht sollen 5000 Todte und 10 000 Verwundete betragen haben; in den frühereren Kämpfen bei Amba Aladschi und Makalle hätten die Abessinier auch bereits 7000 Todte und 10 000 Verwundete verloren gehabt. Die in das Innere des Landes zurückkehrenden Truppen wären noch reichlich mit Munition versehen gewesen; Menelik hätte noch allein 1700 mit Patronen beladene Maulthiere mit sich geführt. Die abessinische Artillerie sollte bei Abba Carima von einem französischen Offizier Namens Clochette befehligt worden sein. Die Anzahl der italienischen Gefangenen bei Menelik hätte noch über 150 Offiziere und 1800 Soldaten betragen.

Der Negus Menelik versuchte durch das Zurückhalten dieser Gefangenen einen starken Druck auf die italienische Regierung auszuüben. Letzterer mußte auch durchaus daran gelegen sein, unter allen Umständen durch gütliche Verhandlungen den Friedensschluß und damit die Befreiung der Gefangenen herbeizuführen. Gelang dies nicht, dann stand Italien vor der unter den obwaltenden Verhältnissen im hohen Grade mißlichen Aufgabe, einen großen Krieg im Inneren Abessiniens führen zu müssen.

Nachdem General Baldissera Ende Mai seine Truppen staffelweise über Dongollo nach Bacharit und Senafe hatte abrücken lassen, wurde auf seinen Antrag seitens der Regierung auch genehmigt, mit der Rückbeförderung der italienischen Truppen nach der Heimat zu beginnen. Nur das eigentliche Colonialheer verblieb in Erithrea und zwar in der Stärke von einem italienischen Jägerbataillon und sieben Infanterie-Bataillonen, einer Eskadron nebst zwei Gebirgsbatterien an eingeborenen Truppen.

Der Negus Negesti Menelik befand sich wieder in seinem Stammlande Schoa; das mittlere abessinische Gebiet, Amhara und Godjam war unter der Verwaltung seiner Fürsten, der Vasallen Meneliks, wieder in vollem Frieden, und das eigentliche Reich Tigre mit der Hauptstadt Adua und der sagenumwobenen Krönungsstadt Aksum unter dem Regimente der Ras Alula und Mangascha.

Nach langwierigen Verhandlungen am Hofe Meneliks zu Addis Abeba, die oft eine recht kritische Wendung anzunehmen drohten, gelang es endlich dem italienischen Unterhändler Major Nerazzini Friedenspräliminarien zu vereinbaren, nach deren Vollziehung und Auswechselung die italienischen Gefangenen freigelassen und an die Küste geführt werden sollten. Die vorläufige Unterzeichnung dieses Vertrages durch Nerazzini geschah am 26. October 1896. Es wurde darin zunächst die Abschaffung des Vertrages von Utschalli und die Anerkennung der vollkommenen Unabhängigkeit Aethiopiens ausgesprochen. Da die beiden Parteien sich aber über die endgültige Festsetzung der Grenze noch nicht geeinigt hatten, wegen dieser Meinungsverschiedenheit jedoch die Friedensverhandlungen nicht unterbrochen zu sehen wünschten, wurde vereinbart, daß innerhalb eines Jahres, vom Tage des Vertragsabschlusses an gerechnet, Sondergesandten der beiden Regierungen die Grenze auf dem Wege freundschaftlicher Uebereinkunft festsetzen sollten. Inzwischen sollte der status quo ante und die Grenzlinie Mareb-Belesa-Muna in Geltung bleiben. Bis zur endgültigen Grenzfestsetzung verpflichtete sich indessen die italienische Regierung, keine Gebietsabtretung an eine andere Macht vorzunehmen, und wenn sie freiwillig einen Gebietstheil aufgeben wollte, so würde dieser an die äthiopische Herrschaft zurückfallen. Bezüglich der Freilassung der Gefangenen war noch gesagt, daß der italienische Bevollmächtigte bereitwillig die hohen Ausgaben anerkannt hätte, welche die äthiopische Regierung für den Unterhalt und die Zusammenziehung der Gefangenen gehabt, und daß es billig wäre,

dieselben der äthiopischen Regierung zurückzuerstatten. Der Negus hatte dabei erklärt, keine bestimmte Summe festzusetzen, indem er sich völlig auf den Billigkeitssinn der italienischen Regierung verließe.

Der Vertrag enthält für Italien noch immer günstigere Bedingungen, als man allgemein wohl erwarten zu können geglaubt hatte. Die Grenzlinie Mareb-Belesa-Muna würde der Stellung entsprechen, die Italien nach den Siegen bei Senafe und Coatit im Frühjahr 1895 inne hatte, und zugleich wegen der jäh eingeschnittenen, nur auf Saumpfaden zu überwindenden Thalschlucht militärisch eine sehr vortheilhafte Vertheidigungslinie bedeuten. Sehr fraglich dürfte nur noch sein, ob die definitive Grenzregulirung nicht etwa Gelegenheit zu abermaliger Veruneinigung bieten wird, ob überhaupt Menelik wirklich einen dauernden Frieden und fremdnachbarliche Beziehungen mit Italien wünscht, oder ob er nicht vielleicht durch die Häuptlinge in Tigre schon wieder Reibereien vorbereiten läßt, die ihm von Anlaß bieten könnten, aus seinem Stammlande vorzubrechen und den Italienern eine ähnliche Niederlage zu bereiten wie die von Abba Carima. Seine bisher bewiesene Doppelzüngigkeit und Unzuverlässigkeit, sowie fremde Einflüsse an seinem Hofe lassen dies wohl als nicht ganz ausgeschlossen erscheinen.

Die Colonialpolitik des italienischen Cabinets Rudini scheint nun dahin zu zielen, die militärische Colonie Erithrea allmählich zu einer Handelscolonie umzuformen, weil erstere eine beständige Gefahr für das Land bildete. Rudini glaubte allerdings nicht, daß es gleich möglich sein würde, sich auf das Dreieck Massaua-Keren-Asmara zu beschränken, denn die beiden Elemente des afrikanischen Problems, die Grenzbestimmungen und Auslagen, welche beide dem Vortheile und der Sicherheit Italiens untergeordnet werden müßten, könnten nicht sofort gelöst werden. Rudini glaubt an dem gewiß sehr richtigen Grundsatz festhalten zu sollen, daß Italien so lange nicht groß werden kann, als es sich in eine seinen Mitteln nicht entsprechende Colonialunternehmung verwickelt befindet.



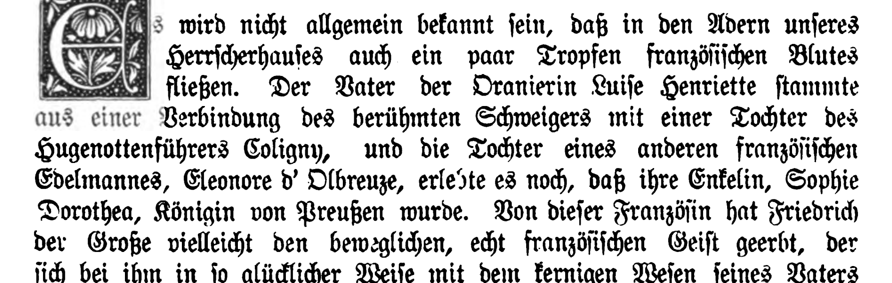


Das Fräulein von Olbreuze.

Von

Siegfried Fitte.

— Berlin. —



Es wird nicht allgemein bekannt sein, daß in den Adern unseres Herrscherhauses auch ein paar Tropfen französischen Blutes fließen. Der Vater der Oranierin Luise Henriette stammte aus einer Verbindung des berühmten Schweigers mit einer Tochter des Hugenottenführers Coligny, und die Tochter eines anderen französischen Edelmannes, Eleonore d' Olbreuze, erlebte es noch, daß ihre Enkelin, Sophie Dorothea, Königin von Preußen wurde. Von dieser Französin hat Friedrich der Große vielleicht den beweglichen, echt französischen Geist geerbt, der sich bei ihm in so glücklicher Weise mit dem kernigen Wesen seines Vaters und dem philosophischen Sinn seiner Großmutter Sophie Charlotte verband.

Eine umfassende Biographie Eleonorens haben wir von ihrem Landsmann Horric de Beaucaire erhalten, der einst in Berlin der französischen Gesandtschaft attachirt war (Une mésalliance dans la maison de Brunswick, Paris 1884). Manche interessante Bemerkung findet sich in dem von Bodemann herausgegebenen Briefwechsel der Kurfürstin Sophie mit ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig, und wichtige Einzelbeiträge zu Eleonorens Geschichte haben Köcher und Bodemann in den Jahrbüchern des historischen Vereins für Niedersachsen geliefert.

Es war Eleonoren nicht an der Wiege gesungen, daß sie einst auf einem deutschen Fürstenthrone sitzen würde. So untadelig auch der Adel ihres

Geschlechtes sein mochte, eine politisch bedeutsame Rolle hatten die Olbreuze, die sich im 15. Jahrhundert von der größeren Familie der Desmiers abzweigten, niemals gespielt. In den Zeiten der Hugenottenkriege waren sie tapfere Vorkämpfer des neuen Glaubens; später hielten sie sich von dem streng katholischen Hofe fern und lebten zurückgezogen auf ihrem Stammschloß, das in der Nähe von La Rochelle lag. In den engeren Kreisen des Provinzadels von Poitou feierte auch die junge Eleonore die ersten Triumphe ihrer Schönheit und Anmuth. Erst ein Zufall führte sie in die große Welt. Die Gemahlin des Prinzen von Tarent, der in diesen Gegenden seine Stammsitze hatte, wurde auf das liebenswürdige Edelfräulein aufmerksam und nahm es in ihr Gefolge auf. Ueber diese Stellung haben die Feindinnen Eleonorens später die boshaftesten Randbemerkungen gemacht. Die Pfälzerin Liselotte gebraucht sogar den verächtlichen Ausdruck „stadsjungfer". In Wahrheit war Eleonore die Ehrendame und Freundin der Prinzessin; sie folgte ihr an den Hof von Versailles und siedelte mit ihr nach Holland über, als der Prinz in die Dienste der Generalstaaten getreten war. Ueberall, wo sie erschien, lenkte sie die Aufmerksamkeit auf sich; sie verstand es, die Männer zu fesseln. Aber sie wurde doch fünfundzwanzig Jahre alt, ehe es ihr gelang, das große Glück ihres Lebens zu machen. Es war im Winter 1663/64 am landgräflichen Hofe zu Kassel, wo Eleonore zum ersten Mal den Welfenherzog Georg Wilhelm sah.

Das galante Europa kannte den Namen dieses Fürsten seit lange. Er hatte eine bewegte Jugend hinter sich und stand an der Schwelle der Vierziger. Sehr jung hatte er einst die Regierung des Fürstenthums Calenberg-Göttingen angetreten, sich aber niemals an dem kleinen und einsamen Hofe von Hannover behaglich gefühlt; er wollte die Welt sehen und das Leben genießen. So unternahm er denn nach der Weise der großen Herren der damaligen Zeit die kostspieligsten Reisen. Die Stände seines Landes murrten über seine fortwährenden Geldforderungen und bestürmten ihn unermüdlich mit der Bitte, ihnen eine Landesmutter zu geben. Endlich traf der hartnäckige Ehefeind Anstalten, sich diesem Wunsche zu fügen. Er warb um die Hand der Prinzessin Sophie, der jüngsten Tochter des Winterkönigs, die bei ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig, in Heidelberg lebte. Nachdem die Vorverhandlungen zu glücklichem Abschluß gelangt waren, eilte er selbst in die Neckarstadt, um seine auserwählte Braut kennen zu lernen. Sophiens Schönheit und Liebenswürdigkeit, ein Erbtheil ihrer englischen Mutter, blieb nicht ohne Eindruck auf ihn, vermochte ihn aber doch nicht längere Zeit an ihrer Seite festzuhalten. Es zog ihn nach dem sonnigen Süden, und wieder, wie alljährlich, reiste er zum Carneval nach Venedig. Diesmal machte der leichtsinnige Mann hier recht traurige Erfahrungen: Er kam, wie Sophie sich später in ihren Memoiren weniger zart als deutlich ausdrückt „dans un état très malpropre pour le mariage". In dieser Verlegenheit fand er einen sehr eigenthümlichen Aus-

weg: sein jüngster Bruder Ernst August, mit dem ihn von Jugend auf die innigste Freundschaft verbunden hatte, sollte an seine Stelle treten und das der Pfalzgräfin gegebene Wort einlösen. Ernst August war kein regierender Fürst; er hatte zwar im Westfälischen Frieden die Anwartschaft auf das Bisthum Osnabrück erhalten, mußte sich aber vorläufig mit einem sehr bescheidenen Einkommen begnügen und war ganz auf die Güte des älteren Bruders angewiesen. Eine so schlechte Partie durfte man dem stolzen Heidelberger Hofe nicht anbieten. Als Georg Wilhelm aber einen Revers ausgestellt und sich darin feierlich verpflichtet hatte, „die noch übrige Zeit seines Lebens im Cölibat hinzubringen," schien die Zukunft des Prinzen gesichert, und der Kurfürst und Sophie gingen auf den seltsamen Tauschhandel ein. Im September 1658 wurde die Hochzeit in Heidelberg gefeiert, Ernst August führte seine Gattin nach Hanover in die Residenz seines Bruders, und hier lebten die Drei einige Jahre zusammen. Bald aber kam ein Mißton in das Familienglück zu Dreien. Aus dem aufmerksamen und ritterlichen Schwager wurde ein unbequem zärtlicher Liebhaber; Georg Wilhelm verstand es nicht, die neuerwachte Neigung zu der Frau, die er einst verschmäht hatte, zu unterdrücken und erregte dadurch die Eifersucht des jungen Gatten. Sophie hatte eine sehr schwierige Stellung zwischen den beiden Männern, und sie athmete auf, als der Tod des Bischofs von Osnabrück ihrem Gemahl endlich die langersehnte Selstständigkeit und Landeshoheit verschaffte. Im Jahre 1662 siedelten sie nach dem westfälischen Schlosse Iburg über. Nun wurde es wieder einsam am Hofe Georg Wilhelms. Er vermißte die heitere und geistvolle Unterhaltung seiner Schwägerin; er langweilte sich und ging zu seiner Zerstreuung wieder auf Reisen. So kam er einmal auch nach Kassel, und hier traf er mit Eleonore d'Olbreuze zusammen, die ihre Herrin, eine geborene hessische Prinzessin, in die Heimat begleitet hatte. Die schöne Französin bezauberte alle Welt, und bald hatte sie es auch dem vielerfahrenen Prinzen angethan. Er bestürmte sie mit seinen Huldigungen, errang aber nicht den leichten Sieg, auf den der verwöhnte Mann wahrscheinlich gerechnet hatte. In treuer und geduldiger Liebe mußte er um sie werben. Mit ihrem Widerstand wuchs seine Leidenschaft. Er folgte ihr nach den Niederlanden, als die Prinzessin von Tarent mit ihrem Gefolge dorthin zurückkehrte, und wich nicht von der Seite der Geliebten, obwohl seine Anwesenheit in der Heimat dringend nothwendig gewesen wäre. Sein ältester Bruder, der Herzog von Celle, lag im Sterben; er hatte keine Kinder, und da nach dem Testament des Vaters immer dem nächst älteren Bruder die Wahl zwischen den Herzogthümern Lüneburg-Celle und Calenberg-Göttingen freistehen sollte, so waren Georg Wilhelms Erbrechte nicht zweifelhaft; er mußte sie aber gegen die Ansprüche seines ehrgeizigen Bruders Johann Friedrich schützen. Dieser traf seine Vorbereitungen so geschickt, daß er sich noch an demselben Tage, an dem der Herzog von Celle nach langem Siechthum starb, der Hauptstadt und der

Regierung bemächtigen konnte. Zu spät eilte Georg Wilhelm, der alle Warnungen und Bitten nicht beachtet hatte, aus den Niederlanden herbei: Der Staatsstreich war geschehen, und ein Bruderkrieg im Hause der Welfen schien unvermeidlich. Beide Theile rüsteten, beide sahen sich nach Bundesgenossen um. Zuletzt aber kam es dank der Vermittelung Schwedens und Brandenburgs doch zu einem friedlichen Ausgleich. Johann Friedrich begnügte sich mit dem etwas vergrößerten Fürstenthum Calenberg, während Georg Wilhelm als Herzog von Lüneburg-Celle seine Residenz nach Celle verlegte. Und hier, in Celle, wurde er seßhafter, als er es je in Hannover gewesen war; er, der sich immer nur widerstrebend mit Staatsgeschäften befaßt hatte, wurde einer der pflichteifrigsten deutschen Regenten; aus dem sorglosen Verschwender wurde ein sparsamer Haushalter. Die Zauberin, die dieses Wunder vollbrachte, hieß Eleonore.

Der Herzog hatte sich in Holland so an das Zusammensein mit der Geliebten gewöhnt, daß er nicht glaubte, mehr ohne sie leben zu können; er wollte sie ganz für sich besitzen. Sein Bruder Ernst August und seine Schwägerin kamen seinen Wünschen entgegen. Sophie gönnte dem Schwager, wie sie später schrieb, gern „ein Vergnügen, bei dem er nicht mehr an sie selbst zu denken brauchte". Die Erfahrungen, die sie als jungverheirathete Frau mit ihm gemacht hatte, waren ihr noch in unangenehmer Erinnerung. Weit mehr noch aber ließ sich die kluge Fürstin von dynastischen Gründen bestimmen; sie wollte sich, nach ihrer eigenen Aussage, einen Mann verbindlich machen, der ihren Kindern sein Land vererben sollte: wenn Georg Wilhelm dauernd an die Französin gefesselt wurde, so kam er nicht in die Versuchung, eine andere, standesgemäße Verbindung zu schließen und seinem gegebenen Worte untreu zu werden. Wie Sophie, dachte auch Ernst August, der kühl überlegende Staatsmann; außerdem mochte es ihm eine Freude sein, dem inniggeliebten Bruder einmal einen Gefallen zu erweisen. So geschah es denn, daß die schöne Hofdame im Sommer 1665 zum Besuch auf Schloß Iburg eingeladen wurde. Eleonore wußte, was dieser Antrag bedeuten sollte. Aber längst hatte auch bei ihr die Liebe über den Stolz gesiegt. In vollem Vertrauen auf den ritterlichen Sinn des Geliebten trat sie die verhängnißvolle Reise an. Das, was wahrscheinlich das Ziel ihrer Sehnsucht war, die rechtmäßige Ehe, vermochte sie jedoch nicht durchzusetzen. Nach längeren Kämpfen wurde ein höchst merkwürdiges Uebereinkommen getroffen. Georg Wilhelm stellte eine Urkunde aus, in der er sein früheres Gelöbniß, sich niemals standesgemäß zu verheirathen, erneuerte und zugleich dem Fräulein von Olbreuze, „das sich entschlossen habe, mit ihm zu leben", ewige Treue zusicherte. Auch für die finanzielle Stellung der Geliebten und für ihre Zukunft wurden Bestimmungen getroffen, wie sie sonst nur in Ehecontracten üblich waren. Sophie, die mit ihrem Gemahl die Urkunde unterzeichnet hatte, durfte mit Recht von einer „Gewissensehe" sprechen. Eleonore erhielt den Titel einer „Frau von Haarburg", und wie peinlich

sie anfangs auch das Unwürdige dieses Verhältnisses empfinden mochte, so tröstete sie sich doch bald mit dem Gedanken, dem sie in einem Briefe Ausdruck verlieh: „Es ist nur die Treue, die das Wesen der Ehe macht.“ Und in dieser Hinsicht hatte sie sich nicht über den Herzog zu beklagen. Nicht ohne Neid berichtet Sophie in ihren Briefen an den Bruder immer wieder und wieder von der gegenseitigen Liebe des jungen Paares. „Ich weiß nicht, ob dies von Dauer sein wird,“ fügt sie einmal in ihrer spöttischen Art hinzu; denn sie selbst hatte es zu ihrem Schmerz erfahren müssen, daß ihr einst so eifersüchtiger Gatte sich sehr bald anderen Frauen zuwandte. Georg Wilhelm aber war von anderem Schlage als jener Ernst August, der würdige Ahnherr der berüchtigten englischen George; er hielt seiner Eleonore die Treue, die er ihr einst, wenn auch nicht vor dem Priester, geschworen hatte. Sophie wunderte sich um so mehr darüber, als sie die Schönheit der Schwägerin schon in den ersten Jahren des Verhältnisses hinschwinden sah; nur ihr Geist und ihre fröhliche Laune könnten den verwöhnten Mann noch an sie fesseln, sonst würde er ihrer längst überdrüssig geworden sein.

Ueber die Schönheit Eleonorens läßt sich heute schwer urtheilen. Die Bilder, die uns von ihr erhalten sind, stammen aus späterer Zeit. Aber noch aus ihnen leuchtet die Anmuth der Jugend hervor, und um den feinen Mund scheinen noch jetzt die Grazien zu spielen. Auch Sophie rühmte, als sie die Französin in Iburg zum ersten Male gesehen hatte, ihr schönes Gesicht und ihre hohe Gestalt. Größeren Eindruck aber scheinen auf sie immer ihre geistigen Vorzüge gemacht zu haben, und vor Allem war es ihre glänzende Unterhaltungskunst, „die Jeden gewinnen mußte, auch den, der sie nicht lieben mochte.“ Auf diesen Ton feinen geistigen Reizes wurde durch Eleonorens Einfluß auch das ganze Hofleben in Celle gestimmt. Während Johann Friedrich in Hannover nach dem Vorbild Ludwigs XIV. einen schwerfälligen Pomp entwickelte und selbst in der Begünstigung von Kunst und Wissenschaften die majestätische Würde nicht verleugnete, verstand es Georg Wilhelm, äußere Pracht mit gefälliger Anmuth zu verbinden. Die Fremden nannten seinen Hof den lustigsten der welfischen Höfe und fühlten sich hier am wohlsten. Das ganze Leben hatte, der Sitte der Zeit entsprechend, einen durchaus französischen Zuschnitt; ja vielleicht überwog das fremde Element, da Eleonore viele Landsleute heranzog, in Celle noch mehr als anderswo. „Alles sei verfranzt von oben bis unten,“ spottete Sophie, und ein Franzose soll einmal an der Tafel übermüthig zum Herzog geäußert haben: „Wir sind hier ganz unter uns bis auf Ew. Durchlaucht.“ Eleonore war die unbestrittene Herrscherin dieses heiteren und geselligen Kreises und präzte ihm die ihr eigenthümliche leichte und ungezwungene Art auf. Dabei wußte sie jede Zügellosigkeit fernzuhalten; es gab in Celle keine häßlichen Scandale wie an manchem anderen Hofe der damaligen Zeit. Die elegante und vornehme Weltdame war zugleich eine musterhafte Hausfrau, die dem

geliebten Manne das Leben so behaglich als möglich zu machen suchte, ihm die Untugenden seiner Junggesellenzeit abgewöhnte und den sorglosen Verschwender zur Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit anhielt.

Wie schmerzlich mußte es für Georg Wilhelm sein, daß er der Frau, die ihren Platz als Landesmutter an seiner Seite so würdig ausfüllte, nicht die ihr gebührende Stellung geben konnte. Zwar wurde die Etiquette bald nicht mehr so peinlich beobachtet wie in den ersten Jahren. Während Eleonore früher niemals mit der Gemahlin ihres Schwagers, Sophie, „en cérémonie“ gespeist und selbst in kleinerem Kreise neben ihr immer einen niedrigeren Sitz erhalten hatte, kam es später bei einem Besuche der dänischen Königin in Altona vor, daß sie sogar ohne Weiteres an die königliche Tafel gezogen wurde. Aber sie blieb in den Augen der Welt doch immer noch die „Frau von Haarburg“, die „Freundin“ des Herzogs, und es bedurfte neuer schwerer Kämpfe, ehe sie endlich anerkannte Herzogin wurde.

Es handelte sich jetzt nicht mehr um Eleonore allein, sondern auch um die Zukunft ihrer einzigen Tochter. Georg Wilhelm hatte ein großes Vermögen für sie zusammengespart und bedeutende Liegenschaften angekauft; die kleine Sophie Dorothea galt als eine der reichsten Erbinnen in Deutschland. Das mußte Niemand besser zu würdigen, als ein Verwandter aus der älteren Linie des Welfenhauses, der durch seine Romare bekannte Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Der verschwenderische Fürst war fortwährend in Geldverlegenheit und hielt es deshalb für wünschenswerth, einem seiner Söhne die Hand der Celle'schen Erbtochter zu verschaffen. Vorher aber mußte die peinliche gesellschaftliche Stellung der Mutter geregelt werden, und so stiftete denn Anton Ulrich, von dem cellischen Kanzler Schütz unterstützt, eine Intrigue an, der von dem Hofe zu Osnabrück entgegengearbeitet wurde. Ernst August und Sophie bangten um die Zukunft ihrer Kinder und fürchteten, daß der Bruder und Schwager seine früheren Versprechungen nicht halten würde. Schon hatte der Kaiser, der dem Herzog von Celle verpflichtet war, Eleonore zur Reichsgräfin von Wilhelmsburg erhoben: wer bürgte ihnen dafür, daß sie nicht noch Söhne gebar, die dann als erbfähig anerkannt wurden? Aber auch in diesem Punkte zeigte Georg Wilhelm das großmüthigste Entgegenkommen; er sicherte dem Bruder und seinen Nachkommen unter allen Umständen die Erbfolge in seinen Landen. Die Söhne, die ihm seine Frau etwa noch schenken würde, sollten sich mit dem Prädicat „Reichsgrafen von Wilhelmsburg“ begnügen, nur Sophie Dorothea, die dem braunschweigischen Erbprinzen bestimmte Braut, durfte Wappen und Titel einer geborenen Prinzessin führen; Eleonore selbst blieb auch als Gemahlin des Herzogs Reichsgräfin von Wilhelmsburg. So stand es wenigstens in dem neuen Vertrage, über den die Brüder nach langen Verhandlungen einig wurden. Aber kaum hatte dieser Vertrag die Bestätigung des Kaisers erhalten, so that Georg Wilhelm, der immer von

dem Wolfenbütteler getrieben wurde, auch den letzten Schritt. Im Frühjahr 1676 ließ er sich in aller Stille mit Eleonore trauen, dann wurde ihr Name im Kirchengebet genannt, und bald darauf begrüßte sie der kaiserliche Gesandte in feierlicher Audienz mit dem ihr nun zukommenden Titel „Altesse". Aus der Reichsgräfin war die regierende Herzogin geworden.

In Osnabrück waren die Absichten Georg Wilhelms nicht unbekannt geblieben. Ernst August, weit mehr noch Sophie, hatten sich ihnen auf's Leidenschaftlichste widersetzt; es war beinahe zu einem Bruch gekommen. Dennoch wirkte die vollendete Thatsache wie ein Donnerschlag. Sophie nannte den Schwager ein „Kind", das sich von seinem Kanzler leiten ließe; die ganze Kraft ihres Hasses aber richtete sie gegen die neue Herzogin. Solange Eleonore nur die Geliebte gewesen war, hatte sie das Verhältniß geduldet und sogar manches Wort des Lobes für die bescheidene Französin gefunden. Jetzt sträubte sich ihr Stolz dagegen, sie als gleichberechtigt neben sich anzuerkennen; die Tochter eines einfachen Edelmannes neben der Tochter und Enkelin eines Königs! Jetzt griff die Frau, die so oft einen wahrhaft männlichen Sinn bewiesen hatte, die starkgeistige Freundin des Philosophen Leibniz, zu den kleinlichsten Mitteln weiblicher Rache; sie war unermüdlich darin, häßliche Reden über ihre Feindin zu verbreiten, ihre Herkunft und ihre Vergangenheit in den Staub zu ziehen. Der Ton, den sie anstimmte, fand in Paris und Versailles einen kräftigen Wiederhall. Dort lebte ihre Nichte, die berühmte Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, die zwar weit mehr natürliche Herzenswärme besaß als die verstandeskühle Sophie, sich in ihrem Urtheil aber doch sehr oft von persönlichen Einflüssen bestimmen ließ. Eleonore war ihr von vornherein verhaßt als Feindin der inniggeliebten Tante. Außerdem beleidigte es ihren Ahnenstolz, daß sich in Celle „der Mausdreck mit dem Pfeffer vermischte"; so pflegte sie unebenbürtige Verbindungen in ihrer drastischen Weise zu bezeichnen. Der neuen Herzogin gab sie den Schimpfnamen „Zott", den sie sonst nur noch für ihre eigene Todfeindin, die Maintenon, gebrauchte. Und fast hämisch war ihre Freude, als Eleonore bald nach der Standeserhöhung ein todtes Töchterchen gebar. Es kam ihr vor „wie das mergen vom milchbott, welches eine fraw aufmm kopff trug und so viel ahnschläge machte, wan sie ihre milch verkauft hatte, und hernach mit dem pott in den treck fiel"; so sei es auch der madame de Haarburg — den Herzogstitel verweigerte sie der „Zott" — mit ihrem „messias" ergangen. Liselotte ist offenbar von der Furcht ihrer Tante angesteckt, daß der Herzog von Celle noch einen Erben bekommen und zu dessen Gunsten seine Neffen benachtheiligen könnte. Wo es sich um die Zukunft ihrer Kinder handelt, zeigt Sophie einen fast grausamen Egoismus. Sehr naiv und doch wieder sehr cynisch klingt es, wenn sie ihrer anderen Schwägerin, der Gemahlin des Herzogs Johann Friedrich, mit der sie doch in den innigsten Beziehungen stand, noch recht viele frohe Jahre des Lebens wünscht, vorausgesetzt, daß sie wie bisher nur

Töchter zur Welt bringe. „Wollte Gott," fügt sie hinzu, „daß sie auf einen Sohn ebenso lang warte, wie die Juden auf ihren Messias." Mit geheimer Freude und ängstlicher Spannung zugleich beobachtete sie, wie sich ihren Söhnen die Aussicht bot, nicht blos den Oheim von Celle, sondern auch den von Hannover zu beerben. Johann Friedrich starb im Jahre 1679 wirklich ohne männliche Nachkommenschaft, die Fürstenthümer Calenberg-Göttingen mit der Hauptstadt Hannover fielen an Ernst August. Ein Jahr darauf erneuerte auch Georg Wilhelm, nachdem sein Bruder Eleonore als Herzogin anerkannt hatte, in feierlichster Form seine Versprechungen. Dennoch blieb Sophie mißtrauisch. „Es ist das alte Lied, nur in neuer Tonart," meinte sie. Die beste Sicherheit sah sie darin, daß die „Dame" — bisweilen sagte sie auch die „Creatur" — keinen Sohn habe.

Ein trauriges Verhängniß wollte es, daß Eleonore dieser unerbittlichen Feindin zuletzt auch ihr Liebstes, die eigene Tochter, hingeben mußte. Der Verlobte der jungen Prinzessin, der braunschweigische Prinz, war im August 1676 vor Philippsburg gefallen. Wieder meldeten sich zahlreiche Freier. Da aber geschah es, daß Georg Wilhelm selbst den Freiwerber für seine Tochter machte; er bot ihre Hand dem ältesten Sohne seines Bruders Ernst August an. Ein starkes Familiengefühl war von jeher in ihm rege; die Entfremdung, die nach seiner Trauung mit Eleonore zwischen ihm und dem Osnabrücker Hofe eingetreten war, hatte ihn immer peinlich berührt. Nun mochte es ihm ein freundlicher Gedanke sein, durch diese Heirath alle Gegensätze auszugleichen und seiner Tochter zugleich eine glänzende Zukunft zu gründen. Er machte die verlockendsten Anträge: 50000 Gulden jährlicher Rente und 100000 Gulden sofort baar ausgezahlt, das waren Summen, die in dem kinderreichen Haushalt Ernst Augusts, der damals — im Frühling des Jahres 1679 — noch nicht Herzog von Hannover war, sehr gut gebraucht werden konnten. Trotzdem genügten sie noch nicht, „um die Pille zu vergolden". Für Sophie besonders schien es eine harte Zumuthung, die Tochter der „Creatur", das „legitimirte" Kind in ihr Haus aufzunehmen, und als die getreue Liselotte zum ersten Male von dem Plane hörte, fand sie es geradezu in den „heiligen Geist gesündigt, wenn ein solch stück fleisch einem solchen praven prinzen sollte unrecht thun". Auch der Prinz Georg Ludwig selbst, der in dem Hasse seiner Mutter groß gezogen war, sträubte sich sehr gegen die „alliance d'Olbreuse". Zuletzt aber gaben die unzweifelhaften pecuniären und politischen Vortheile der Partie doch den Ausschlag. Sophie Dorotheas Hand bot die beste Gewähr für die noch immer nicht völlig gesicherte Erbfolge in Celle und verbürgte, da Johann Friedrich von Hannover inzwischen gestorben war, die Wiedervereinigung des ganzen Länderbesitzes der jüngeren Linie des Welfenhauses. Die Tochter Eleonorens wurde das unglückliche Opfer einer so ehrgeizigen Staatskunst. Jahrelang zogen sich die Verhandlungen hin, bisweilen stockten sie gänzlich, da die Ansprüche und Geldforderungen Ernst Augusts sich in's Unermeßliche

steigerten. Kaum aber hatte der Celle'sche Hof Miene gemacht, einen anderen Bewerber, einen Prinzen von Nassau, zu begünstigen, als die Hannoveraner mit beiden Händen zugriffen. Sophie sogar unterdrückte ihren Stolz und erwies ihrer alten Feindin die größten Freundlichkeiten. Jetzt wurden beide Theile bald handelseinig, und im December 1682 konnte die Heirath vollzogen werden. Was Eleonore empfand, als sie ihre einzige Tochter an den Hof der Feindin ziehen sah, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Anfangs hatte sie den Heirathsplan offenbar begünstigt. Im Jahre 1679 wurde von einem Anonymus, in dem Bodemann jetzt den lüneburgischen Edelmann Mahrenholz entdeckt hat, ein Buch veröffentlicht, das sich „Aventure historique écrite par ordre de Madame ***“ betitelte. Die „Madame“ ist unzweifelhaft Eleonore, die berühmte „Clorinde“, deren Abenteuer hier erzählt werden, soll gleichfalls Eleonore sein. Ihre Herkunft, ihre Erziehung, ihr ganzes späteres Leben erscheinen in dem denkbar günstigsten Lichte; das merkwürdige Buch darf als eine Rechtfertigungsschrift aufgefaßt werden und sollte dazu dienen, die Vorurtheile des Hannover'schen Hofes zu überwinden. Später mag Eleonore eingesehen haben, daß dies doch niemals gelingen würde; die zärtliche Mutter fürchtete für das Glück ihrer Tochter, und im vertraulichen Gespräch verhehlte sie dem französischen Gesandten nicht ihre Abneigung gegen die geplante Heirath. Um so merkwürdiger berührt es, daß sie in einem Briefe an den Bruder offen ihre Freude über den endlichen Abschluß der Verlobung ausspricht. Vielleicht hatte der Triumph weiblicher Eitelkeit sie für einen Augenblick geblendet; sie sah, daß ihre stolze Gegnerin sich ihr freundlich, ja bittend nahte und selbst die Hand bot, um die Enkelin eines einfachen französischen Edelmannes in ihren Familienkreis aufzunehmen.

Aber der Tag, an dem das geschah, wurde für Eleonore der Anfang ihres bittersten Mutterschmerzes, der Tragödie ihres Lebens. Die Ehe, die aus politischer Berechnung geschlossen war, gestaltete sich höchst unglücklich. Niemand liebte die junge Frau in der neuen Heimat; am wenigsten der eigene Gatte, ein kalter, rücksichtsloser Genußmensch, der nach dem Beispiel seines Vaters in aller Oeffentlichkeit Maitressen unterhielt. Sophie hatte die Untreue ihres Gemahls immer mit Selbstbeherrschung ertragen und sich mit Würde in das Unvermeidliche gefügt. Ihre Schwiegertochter war eine zartere und weichere Natur; sie fühlte sich unglücklich an der Seite dieses Mannes, der sie verrieth, in diesem Hause, das ihr nur Haß und Mißachtung entgegenbrachte, und lebhaft, wie sie war, verstand sie es nicht immer, ihre Gedanken und Empfindungen zu bemeistern. Die Frau, die ihr eine zweite Mutter hätte sein sollen, wies jede Annäherung mit Härte zurück. Die Schwiegertochter hatte ihre Pflicht gethan, indem sie dem Hause Hannover einen Erben gebar. Jetzt brauchte auf den „Eindringling“ nicht weiter Rücksicht genommen zu werden. So stand die junge Prinzessin schutzlos und verlassen da in fremden Verhältnissen. Wer durfte sich wundern, daß sie

den Wenigen, die ihr freundlich entgegenkamen, sich mit besonderer Innigkeit anschloß? Da wurde es ihr zum Verhängniß, daß sie einem Unwürdigen ihr volles Vertrauen schenkte. Das war der Graf Philipp Königsmark, ein Bruder der berüchtigten Aurora. Wie weit das Einverständniß zwischen Sophie Dorothea und dem abenteuernden Wüstling gegangen ist, wird sich wohl niemals sicher feststellen lassen. Für einen Ehebruch fehlen bestimmte Anhaltspunkte. Wahrscheinlich hat sie nur mit Hilfe des Freundes den unerträglichen Fesseln entfliehen wollen. Schwer aber mußte sie ihre Unvorsichtigkeit büßen. In der Nacht vom 1.—2. Juli 1694 verschwand Graf Königsmark hinter den Mauern des Hannover'schen Schlosses, und niemals ist es aufgeklärt worden, auf welche Weise er seinen Tod gefunden hat. Bald darauf wurde ein Scheidungsverfahren gegen die Prinzessin eingeleitet, und merkwürdiger Weise waren beide Höfe, der von Celle und der von Hannover, in der Sache einig. Georg Wilhelm fügte sich, wie schon oft in politischen Dingen, so auch diesmal dem Willen des jüngeren Bruders. Im Interesse des Gesammthauses Hannover, dessen junge Größe — eben erst war Ernst August Kurfürst geworden — durch einen inneren Zwist gefährdet schien, unterdrückte er die Gefühle seines Vaterherzens. Auch er betrachtete Sophie Dorothea als verlorene Tochter; sie durfte nicht nach Celle zurückkehren.

Nur Eine hielt treu an der Armen fest, die Mutter. Aber sie vermochte nicht den Entschluß des Gatten zu ändern, nicht gegen den wachsenden Einfluß der hannoverschen Räthe anzukämpfen. Der einzige Trost, der ihr blieb, bestand darin, daß sie die Tochter von Zeit zu Zeit sehen und sprechen konnte. Die Besuche der Mutter waren die wenigen Lichtblicke in dem einsamen Leben, das die Prinzessin nach vollzogener Scheidung auf dem kleinen Schlosse Ahlden führte.

Auch Eleonore hat jetzt den Höhepunkt ihres Lebens überschritten, es beginnen für sie die Jahre der Entsagung. Nach Außen tritt ihre Wirksamkeit nicht mehr so bedeutsam hervor wie in früheren Zeiten. Einst hatten sich Minister und Gesandte bei ihr Rath geholt, in entscheidenden Augenblicken hatte sie die Politik ihres Gemahls bestimmt. Jetzt muß sie sich darauf beschränken, in kleinerem Kreise eine stille und segensreiche Thätigkeit zu entfalten; sie ist die sorgsamste Landesmutter, die Armen und Gedrückten verehren in ihr ihre Wohlthäterin. Ihres besonderen Schutzes hatten sich ihre Glaubensgenossen zu erfreuen, die nach der Aufhebung des Edictes von Nantes in Celle ebenso freundlich aufgenommen wurden wie in den Landen des großen Kurfürsten.

Eleonore hat das hohe Alter von dreiundachtzig Jahren erreicht. Sie sah fast alle diejenigen, die einst verhängnißvoll in ihr Leben eingegriffen hatten, vor sich hinscheiden. Zuerst, schon im Jahre 1698 starb ihr Schwager Ernst August, sieben Jahre später wurde ihr der geliebte Gatte entrissen, und 1714 folgte ihm die Kurfürstin Sophie im Tode nach. Eleonore

erlebte es noch, daß das Haus Hannover auf den englischen Thron kam, daß ihre Enkelin Königin von Preußen wurde. Erst am 5. Februar 1722 erlöste ein sanfter Tod auch sie von ihren Leiden, und ihre alte Feindin Liselotte kann die Bemerkung nicht unterdrücken: „Wollte Gott, daß sie vor sechzig Jahren gestorben wäre, so hätte sie viel Uebel und Unglück verhütet.“

Eleonorens Leiche wurde in der Fürstengruft zu Celle beigesetzt, und neben ihr fand nach fünf Jahren auch ihre unglückliche Tochter ihre letzte Ruhestätte. Die Särge der beiden Frauen sind schmucklos inmitten des größten Prunkes. Der Haß und die Verachtung des Sohnes der Kurfürstin Sophie verfolgte sie noch über das Grab hinaus.





Campo Santo.

Von

Richard Zoozmann.

— Berlin. —



Der Campo Santo liegt in tiefer Stille —
Vom Feld herüber nur stört ab und zu
Ein Kinderruf die andachtsvolle Ruh'.
Im Gras beginnt ihr Abendlied die Grille,
Scheu, leis: als fürchte sie, es könnt' ihr Geigen
Noch allzudreist entweihn der Gräber Schweigen.
Es strömt berauschend durch die Luft
Ein schwerer Flieder- und Orangenduft,
Und schnell, zum Meere sich herniederwendend,
Streut, noch im Scheiden, lieb- und lichtverschwendend,
Der Sonne Hand
Rothgoldne Rosen über's Land.
Der Himmel breitet groß und feierlich
Wie eine mächt'ge Friedenspredigt sich,
Als hätte Gott in's klare Blau geschrieben:
Ich bin die Liebe — und ich will Euch lieben!

O Gottesacker, heilig-stiller Raum,
Der Du die Saat, gesät von Gottes Händen,
Einschließest in den dunkeln, kühlen Traum,
Bis sich die Blüthe einst zum ew'gen Licht darf wenden —
Du stummer Ort, an dem die Liebe schaltet,
Zu dem des Menschen Herz sich gerne flüchtet,
Das Gram und Leid und Reue spaltet —
Hier fühlt sich der Gebeugte aufgerichtet,
Verzweiflung findet Trost, der Schmerz wird lind,
Hier kniet — wie vor dem Vater kniet ein Kind —
Der Sünder selbst — hier, wo Dein Friede waltet,
Ist jeder Zwiespalt in der Brust geschlichtet.

Die letzten Beter sind durch's hohe Thor
Schweigsam gewandelt; ernst und einsam ragen
Die weißen Marmorbilder bleich empor,
Beredte Hüter an den Sarkophagen.
Ein blasses Weib, in schwarzem Trauerkleid,
Im Schoß verschränkt die Hände, thränenbar,
Kniet hinter'm Pfeiler vor dem Steinaltar,
Darunter sie den Gatten ihr gebettet
Vor weniger Jahre rasch entschwundner Zeit —
Die Thräne war im Anfang ihrem Leid
So eng mit reichem Strom verkettet,
Daß ihre Lindrung jetzt dem Schmerz versagt.
Kein Tag, daß sie sich nicht hierher gerettet
An diesen Port, der stark und sicher ragt,
Wie dem Gescheiterten der Leuchtthurm winkt,
Und ihr, mag sie des Lebens Meer umbranden,
Die Trostgewißheit giebt: hier darfst Du landen,
Wenn draußen jeder Halt versinkt!
Und doch! — wie groß und echt ihr Schmerz auch ist —
Sie fühlt: es will zu dieser Frist
Die Zeit mit linden Händen
Das tiefe Weh allmählich heilend enden —
Und diese Qualerkenntniß wetzt
Auf's Neue nur den Schmerz, daß sie entsetzt
Die Wahrheit jenes herben Spruchs gefunden:
Die rasche Zeit heilt alle Wunden.

Wie war's doch einst? . . . Es war im Mai,
Die Vögel haschten frank und frei
Mit munterm Flügelschlag sich in den Bäumen,
Ein Abend war's wie dieser: Blüthenduft
Schwamm durch den Garten, schmeichelnd floß die Luft,
Die Sonne starb — es war so recht die Zeit,
Wo gern das Herz, vom Zwang des Tags befreit,
Dem Sinnen und dem Träumen
Sich hingiebt unter sternerhellten Räumen.
Da fanden ihre Herzen sich, die jungen —
Von seinem Arm umschlungen,
Schritt sie mit ihm auf den gewundnen Wegen
Des Parks hinab zum dunkeln Mittelmeer.
Das Mondlicht, in des Wassers leisem Regen,
Warf bleiche Silberblitze hin und her,
Als ob ein Schatz darin versunken wär'.
Sie sprachen Nichts: in solchen sel'gen Stunden
Versagt das Wort, die Sprache wird empfunden;
Es übernimmt des Auges feuchter Stern
Die Dienste des verstummten Mundes gern.

Auf dem im Kuß von heil'gem Zwang gesegnet,
Das Herz dem Herzen keusch begegnet . . .
O Brautzeit, sanftes Ineinanderneigen,
Du trautes und holdseliges Verschweigen!
Von tausend Wundern ist die Brust befangen,
Ein Sehnen ist's, ein Hoffen und Verlangen,
So seltsam und so eigen!
Und dann, dies süße, ungeduld'ge Drängen,
Als gält es, Ketten zu zersprengen,
Als wollte sich ein duft'ger Blüthenflor
Zum Licht empor
Gewaltsam durch die Knospenhülle zwängen.
Es ist ein Traum, der mit der fliehenden Nacht
Das Herz nicht flieht, das er so reich gemacht —
Er wirft sein Schimmern über's ganze Leben,
Und die Erinn'rung läßt ihn nie verschweben!

Sie wurden glücklich — die Zufriedenheit
Schloß mit dem Frohsinn einen treuen Bund
In ihrem Eh'stand; — nur in letzter Zeit
Gab sich bei Marco etwas leise kund
Wie Unruh', das ihn oft von dannen trieb,
Als wär's ein Suchen — Suchen ohne Grund,
Als müss' er schmerzhaft irgend was entbehren!
Sie sah es tief an seinem Herzen zehren,
Und einmal fragte sie: Vergieb,
Was quält Dich, Lieb?
Was ist Dir? Fühlest Du Dich auch gesund?
Er blickte auf: . . „Ich fühl mich so allein!" —
Da wußte sie's! — Wie bei des Blitzes Schein
Dem Wandrer sich der dunkle Pfad erhellt,
Erkannte sie, was ihm das Herz zerspellt:
Er sehnte sich nach einem Erben! —
Stumm fühlte sie's: es ging ihr Glück in Scherben,
Weil ihr des Himmels Huld versagte,
Was sie seit zehen Jahren bang erhofft,
Was wie ein Wurm in stillen Nächten oft
Mit bitterm Zahn an ihrer Seele nagte.

Wie sich ein lachendes Gefild verdunkelt,
Wenn Dünste um der Sonne Gold sich ballen,
Doch gleich in tausendfach-verschöntem Glanze funkelt,
Sobald die Schatten thalwärts fallen —
So zog vorbei an ihrem Horizonte
Die kleine Trübung — freundlich sonnte
Sich Marco an der Gattin Liebe wieder;
Das alte ungetrübte Glück,
Das treulos schien, kam reicher nun zurück,

So reich, wie's dort nur einzukehren liebt,
Wo wankelmüthig sich's für immer fortbegiebt
Und nicht den Blitz läßt ahnen, der hernieder
Vom wolkenlosen Blau vernichtend stiebt . . .
Es kam der schwarze Tag — der Unglücksfall,
Der ihn inmitten seiner Vollkraft stürzte,
Sein Dasein um die Hälfte kürzte
Und ganz ihr Glück — sie brachten ihn getragen,
Verunglückt im Gebirg beim Jagen.
Gebrochen sank sie hin — so bricht beim heft'gen Prall,
So leicht und rasch ein edelfein Krystall.
O stirb, Erinn'rung! — Kann Dich nicht das Bluten
Der Wunden, die solch mächt'ger Schmerz geschlagen,
Ertränken? — Und vermag auch nicht das Fluthen
Der ungehemmten Zähren auszuwischen
Die dunkle Letterschrift,
Die jener Tag mit scharfem Stift
In das Gedächtniß grub? — Umsonst! nur aufzufrischen
Schien boshaft die Erinn'rung all das Leid,
Je mehr von dannen stob die Zeit . . .

Es dunkelt, und die ersten Sterne glimmen,
Da — horch! — da nah'n sich Schritte, Stimmen —
Marco? . . . Wer nannte den geliebten Namen?
Ward hier nicht, dicht vor der Kapelle Stufen,
Marco gerufen? . . .
Wer war's? — Zwei Beter zu dem Grabmal kamen,
Ein altes Mütterchen, gebückt am Stabe,
An ihrer Hand sich haltend tappt ein Knabe,
Die Alte spricht: „Hier, Marco, sieh, mein Kind,
Hier ruht Dein Vater!"
Und der Knabe spricht:
„Wo meine Mutter ist, das sagst Du nicht?"
Die Alte wischt sich über's Aug' geschwind:
„Mein Kind — Du mußt danach nicht immer fragen;
Sie ist verreist — sie kommt zurück — bald — bald!
Ach, Großmama, das pflegst Du stets zu sagen —
Ist sie auch todt? Sprich! wie der Vater hier?
Du weinst? Die Mutter kommt nicht mehr zu mir?
Still, still doch, Marco — und die Händchen falt',
Und bete, wie sich's ziemt an diesem Ort."

„Nein, Großmama — mir bangt, fort will ich, fort!"

Wie sich das Mütterchen zum Gehn will wenden,
Da richtet hinterm Grabmal die Gestalt
Der Wittwe sich hochauf: — „Halt," ruft sie — „Halt!"
Daß schier vor Schreck der Alten aus den Händen

Der Stock entfiel. — „Wer bist Du, räthselhaftes Wesen?
Und hast Du auch die Inschrift recht gelesen,
Daß der des Knaben Vater sei, der hier
Den ewigen Schlummer schläft?“ —

„Gott helfe mir,
Signora,“ murmelt leis die Alte — „ja! — —
Nie über meine Lippen wär's gekommen —
Sein Vater hat den Schwur mir abgenommen,
Doch da Ihr's hörtet eben da,
Nun — so vernehmt, wie Alles denn geschah!“

Die Alte hüstelte. — Nach einer Weile
Sprach sie: „Wie ich von der Geschichte
Euch nun am besten den Verlauf berichte —
Noch weiß ich's nicht. Gestattet, daß ich eile
Und Euch nicht Alles melde lang und breit,
Vertiefen müßt es mein und Euer Leid.
Ihr seid ein Weib, Ihr werdet es verstehen
Und lest den Sinn heraus aus mancher Zeile.
So kam's. — Die Beiden hatten sich gesehen,
Als Euer Herr — Gott schenk' ihm sanfte Ruh'! —
In einer Armenangelegenheit
Bei uns zu recherchiren kam. — Mein Kind,
Constanze, ward ihm gut — nicht so im Nu —
Und wie Verliebte einmal sind,
Zuerst kam Euer Herr nur ab und zu,
Dann folgten die Besuche sich geschwind.
Wir wußten nicht, daß er gebunden sei
An eine Andre — sonst bei Gott! ich sag es frei,
Hätt' eher ich mit diesen Händen hier
Mein Kind erwürgt. — Nachher gestand er's mir.
Constanze hat es nie erfahren dürfen,
Und ich — ich bracht's nicht über's Herz,
Sah ich sie aus des Glückes Becher schlürfen,
In ihren Trank zu träufeln diesen Schmerz! —
Ich zürnte wohl — doch eine Mutter kann
Im Busen tragen nicht ein ewig Grollen,
Zumal ich Euern Gatten liebgewann,
Dem stets die Lippen preisend überquollen
Von seiner Gattin! — Ach, wie manchesmal
Schlug er in Stunden bittrer Reuequal
An seine Brust, verwünschte sich, die Welt
Und Gott — er weinte, haderte und stöhnte,
Beklagte Euch, bedauerte Constanze,
Kein Zuspruch war, der ihn mit sich versöhnte!
Doch bracht ich ihm sein Söhnchen — gleich erhellt
War dann sein Angesicht im alten Glanze.

Sein Sohn, sein Marco war sein höchstes Gut,
Er lebte nur für ihn. — Wie oft,
Das Haupt in seine Hand geneigt, sprach er:
Ich glaubt' es, Mutter, nimmermehr,
Daß solch ein Glück, so groß und unverhofft,
Mir noch beschieden wär'!
O Marco, Du mein süßes Fleisch und Blut,
Wie liebt Dein Vater Dich mit um so größ'rer Glut,
Als er sie unter bittern Schmerzen
So oft ersticken muß im tiefsten Herzen!
Ach dürft' ich's wagen, Mutter, dürft ich's wagen,
Ich wollt ihn gleich auf diesen Vaterarmen
Zu ihr, zu meinem Weib, Verzeihung flehend, tragen.
Doch nein! Camilla hätte kein Erbarmen.
Und ach! was sollt' Constanze sagen,
Wenn sie erführe, daß ich schlechter Mann
Solch Doppelspiel mit Zweien treiben kann?!
Und wiederum versank er tief in Brüten
Und weinte leis und sprach: Warum, warum
Muß ich den Mund verschließen kalt und stumm
Und dieses Glück als ein Geheimniß hüten?

Genug, genug von all den bittersüßen Stunden!
Er starb zu schnell — — zwei Jahr ertrug's mein Kind,
Ein Wunder, daß sie's noch so lang verwunden —
Der Schlag traf sie in's Herz. Die Ärmste konnte
Hinsiechend bleich und still nicht mehr gesunden —
Mit ihres Grabes Blumen spielt der Wind.
Sie schläft dort drüben, wo die Andern sind,
Der Vater und der Bruder — sterbend sonnte
Sich noch ihr Aug' an ihres Marco Blicke.
Sie strich dem Kinde zärtlich über's Haar,
Sie drückte mir die Hand, sie hauchte was,
Ich konnt es nicht verstehn — da lag sie blaß
Wie Wachs; — es war:
Als ob man eine welke Blume knicke!

Acht Tage sind es heut. — Der Knabe weiß
Noch Nichts — ich hab' es ihm verhehlt mit Fleiß;
Doch täglich wächst sein ungestümes Fragen —
Was soll ich ihm, Signora, einmal sagen? . . ."

Die Wittwe richtete sich hoch empor —
Ihr Aug' ward feucht, ihr Blick war groß und rein —
Dann beugte sie sich zu der Alten Ohr
Und zeigte auf den eingeschlafnen Knaben:
„Das Kind soll wieder eine Mutter haben,
Und ich will Deine Tochter sein! — —"



Illustrirte Bibliographie.

Aus dem thessalischen Feldzug der Türkei 1897. Von Dr. C. A. Fetzer, Lieutenant d. L. — Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte des Kriegsschauplatzes. — Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. —

Bei dem allgemeinen Interesse, das der im vergangenen Jahre mit unglaublicher Kühnheit seitens Griechenlands hervorgerufene griechisch-türkische Krieg erregt hat, kann eine zusammenhängende Darstellung dieses Feldzuges nach den Berichten und Erinnerungen eines Augenzeugen nur erwünscht erscheinen. Der Verfasser des vorliegenden Buches hatte sich von Stuttgart aus als militärischer Berichterstatter, in erster Linie für „Ueber Land und Meer," über München und Wien nach der Türkei begeben. Freilich war, an Ort und Stelle zu gelangen, leicht gesagt und langsam gethan, denn im Orient lernt man erst den Sinn zweier Redensarten kennen: „nur immer langsam voran" und „so Gott will". Der Verfasser schildert zunächst in sehr anregender Weise seine Reise nach Saloniki. Sein Interesse nehmen da besonders die Serben in Anspruch. Er meint, daß sich die Auswanderung nach Amerika nicht mehr empfiehlt, auch für uns Deutsche nicht einmal wünschenswerth ist, denn was über's Wasser geht, verliert dort seine Nationalität und wird Amerikaner — da unten aber (in Serbien) erhält sich inmitten einer minder strebsamen und minder gebildeten Bevölkerung das Deutschthum noch immer unverdorben. Nach einem Besuch des deutschen Gesandten in Belgrad, der dem Verfasser weitere Empfehlung versprach, ging die Reise über Nischney-Saloniki, von dem der Verfasser eine interessante Beschreibung giebt. Die Zahl der nach dort abgegangenen türkischen Truppen war mit Anfang April bereits auf mehr als 100000 Mann gestiegen. Wenn man, so schreibt der Verfasser, dies in Erwägung zieht, so dürfte kaum ein Zweifel auftreten, wer den Gegner zu Boden werfen wird. Zu dieser Ueberzeugung mußte aber auch das Verhalten der türkischen Truppen beitragen, das ein sehr anerkennenswerthes war und überall eine gute Disciplin durchblicken ließ. Solchen Truppen konnte man nur wünschen, daß es ihnen bei guter Führung recht gut ergehen möchte. Wenn auch Griechenland die im Princip edle Absicht verfolgte, seinen Glaubensgenossen unter türkischer Herrschaft beizustehen, so hatte es doch kein Recht dazu, so ganz ohne Rücksicht auf die Gefahr damit einen Weltkrieg zu entfesseln und in arger Ueberschätzung seiner eigenen Kraft zum Angriff vorzugehen, mit Außerachtlassung allen völkerrechtlichen Herkommens. — Seitens der türkischen Beamten fand der Verfasser wohlwollendes Entgegenkommen und erlangte, allerdings nach vierzehntägigem Warten und Drängen, endlich die Erlaubniß, auf den voraussichtlichen Kriegsschauplatz, zunächst in das Hauptquartier nach Elassona abzugehen. Aus einer Unterredung, die der Verfasser mit einem türkischen Generalstabs-Offizier hatte, dürfte die Bemerkung des Letzteren von Interesse sein: „Man möchte doch endlich der Türkei freie Hand verschaffen, damit sie aus eigener Kraft des Angriffs eines kleinen

Raubstaates sich erwehren könne." In Elassona angekommen, begab sich der Verfasser bald zum commandirenden General, dem Marschall Edhem Pascha, und erfuhr dort, daß die Feindseligkeiten bereits begonnen, indem die Griechen ohne Kriegserklärung mit irregulären Truppen die Grenze überschritten hätten und daß der Ausbruch des vollen



Edhem Pascha. Aus: Fetzer, Aus dem thessalischen Feldzug der Türkei 1897. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Krieges kaum noch zu bezweifeln sei. Zur Schilderung der Insurgenten theilt der Verfasser einen Bericht des englischen Berichterstatters der „Daily-News" mit, der auf griechischer Seite den ersten Angriff mitgemacht hat, und als traurige Ergänzung zu diesem Bericht den Brief eines italienischen Freischärlers, der mit Cipriani in diesen heiligen Krieg für Hellas gezogen war.

Daß mit einer Truppe aus derartig zusammengewürfelten Elementen Nichts zu erzielen war, lag auf der Hand. Bis zum Ausbruch des eigentlichen Kampfes lag nördlich Elassona und noch während der ersten Schlacht das Hauptlager der Türken, auf dessen Schilderung der Verfasser näher eingeht. Nicht genug rühmen kann er die Genügsamkeit der türkischen Soldaten. Mit einer Handvoll Reis im Tage und etwas Wasser ist der Mann zufrieden, erhält er gar noch Knoblauch und Tabak, dann ist er glücklich. Es sei hierbei darauf hingewiesen, was v. d. Goltz über den türkischen Soldaten seiner Zeit im Militär-Wochenblatt geschrieben hat. Artillerie war reichlich vorhanden, wie überhaupt diese die verhältnißmäßig stärkste Waffe der Türken ist. Interessant ist auch die Schilderung des Verkehrs im Hauptquartier Edhem Paschas, eines Mannes von feiner, gewinnender Art, der im Uebrigen aber doch den Eindruck machte, als sei er seiner Aufgabe wenig gewachsen.

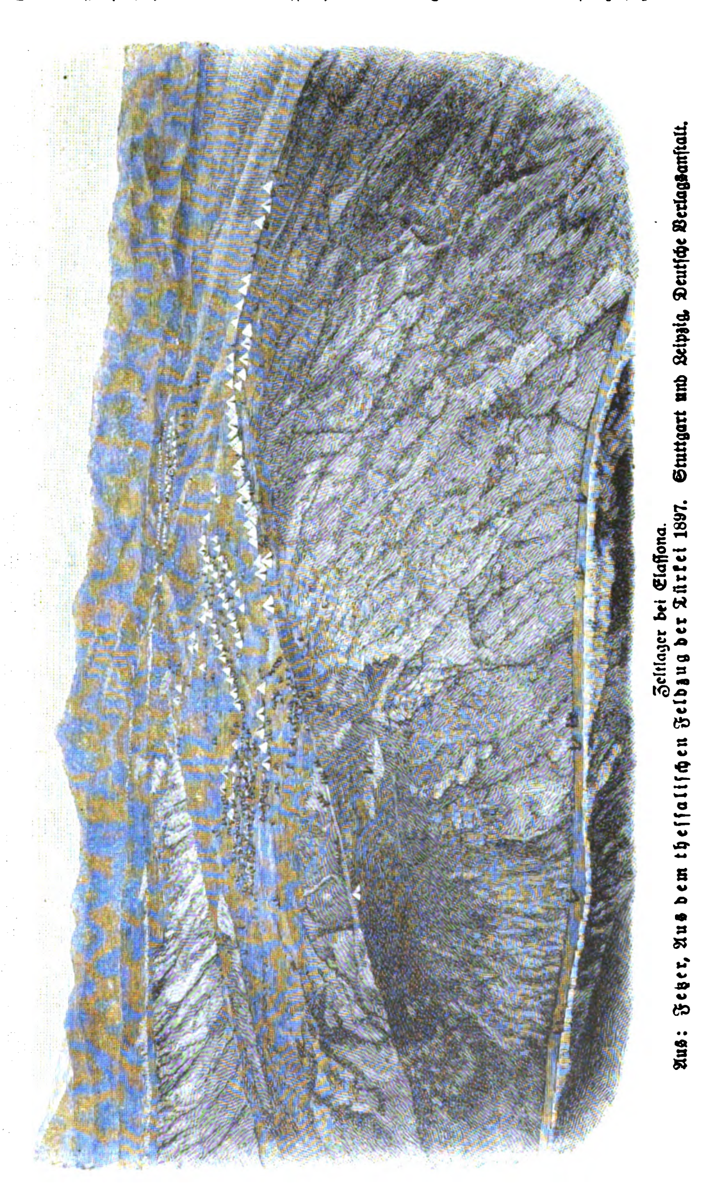
Auf den Bericht Grumbkow Paschas an den Sultan sollte er übrigens auch durch Ghazi Osman Pascha, den Helden von Plewna, ersetzt werden, wozu es aber schließlich nicht gekommen ist. Die Auslassungen Grumbkow Paschas verlangen überhaupt ganz besondere Beachtung, um die Kriegsführung der Türken und die zaudernde Haltung Edhem Paschas zu verstehen, der sich zweimal die Gelegenheit hatte entgehen lassen, das griechische Heer in Oberthessalien zu vernichten. Mittlerweile waren, nach der endlich am 17. April türkischerseits erfolgten Kriegserklärung, die Griechen zu einem großen Angriff auf die Hauptzufuhrlinien der Türken übergegangen, und damit hatte der eigentliche Kampf begonnen. Der Kampf drehte sich zunächst um ein Blockhaus der Paßstraße.



Insurgenten, zum Angriff vorgehend.
Aus: Fetzer, Aus dem thessalischen Feldzug der Türkei 1897. Stuttgatt und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Während von Damasi eine türkische Division den Eingang in die thessalische Ebene zu erzwingen suchte, hielten sich doch die Griechen noch mehrere Tage in einer guten Position. Hier näher auf die Beschreibung seitens des Verfassers einzugehen, würde zu weit führen. Er hebt namentlich hervor, daß er von den griechischerseits behaupteten Greueln der Türken Nichts gesehen habe. Niedermetzelungen von Verwundeten oder Gefangenen kamen überhaupt nicht vor. Nach tagelangem Kampf begann der langsame Abstieg von der Paßhöhe von Mylona, welche von den letzten Griechen in der Nacht vom 19. zum 20. April geräumt worden war, in das Karederethal. Als Folge des sich hier entspinnenden Kampfes, der hauptsächlich durch Artillerie geführt wurde und wobei die türkische Artillerie bedeutend besser schoß als die griechische, zogen sich die Griechen in wilder Hast nach Larissa zurück. Anstatt nun energisch vorzugehen, schien es den Türken nur auf ein langsames Zurückschieben des Feindes anzukommen. Auf ein Wagniß und auf die Möglichkeit eines großen, raschen Erfolges, auf eine Umfassung des Gegners

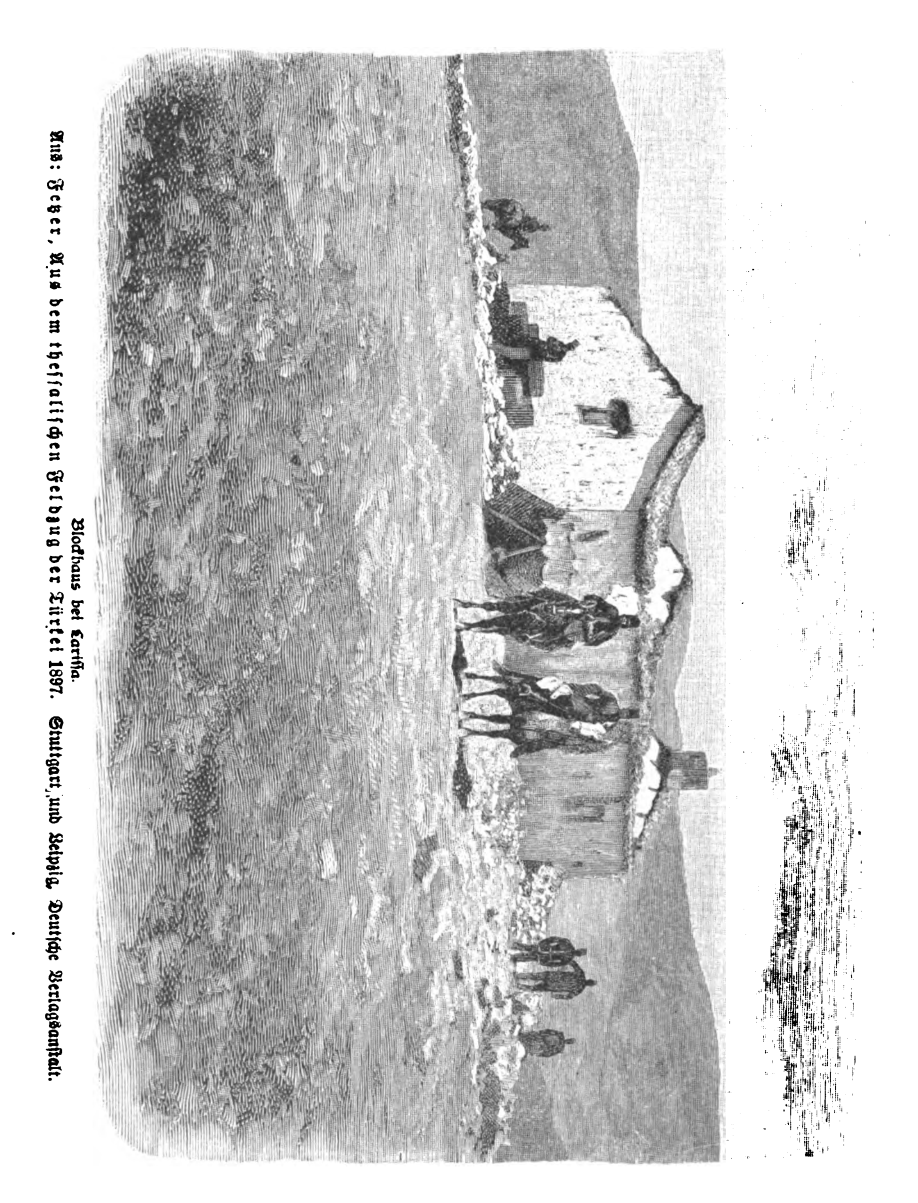
hatte es der türkische Oberfeldherr nicht abgesehen. Nach dem kopflosen Davonlaufen der Griechen lag die thessalische Ebene in ihrer Mitte offen für den Einmarsch der Türken, die den Griechen Zeit ließen, sich in der vortrefflichen Stellung bei Velestino festzusetzen.



Zeltlager bei Elassona.
Aus: Fetzer, Aus dem thessalischen Feldzug der Türkei 1897. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Es folgen nun die Berichte über das Gefecht bei Velestino, bei dem die Türken, namentlich die türkische Cavallerie, nicht sehr günstig operirten, ferner über die Schlacht bei Pharsalos, sowie die Gefechte bei Dhomoko resp. Furka. Die Griechen hielten jedoch nicht

Stand und zogen sich nach siebentägigem Kampfe auf Volo zurück. Eine interessante Schilderung giebt der Verfasser noch von einer Situation, in der er bald gefangen genommen worden wäre.



Blockhaus bei Larissa.

Aus: Fezer, Aus dem thessalischen Feldzug der Türkei 1897. Stuttgart, und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Der Krieg war zu Ende. Sowohl bei Pharsalos als bei Dhomoko hatten sich die Türken die Möglichkeit entgehen lassen, das griechische Heer gefangen zu nehmen. In einem Rückblick bespricht der Verfasser in interessanter Weise die Kriegsführung der beiden

Heere. — Zahlreiche Illustrationen ergänzen den Text, für den ein Inhalts-Verzeichniß erwünscht gewesen wäre. Die beigefügte Karte über den thessalischen Kriegsschauplatz — Ausschnitt aus Kieperts: „Carte de l'Epire et de la Thessalie“ — ist zu groß und wäre wohl besser durch eine kleine Uebersichtskarte des engeren Kriegsschauplatzes unter Aufnahme aller im Text angeführten Orte zu ersetzen gewesen. — Das recht gut ausgestattete Buch sei hierdurch bestens empfohlen. K.

Bibliographische Notizen.

Die Flottenfrage in ihrer Beziehung zu Deutschlands Weltpolitik von Alex. Freih. von Siebold. — Woerls Reisebücher-Verlag, Würzburg u. Leipzig. —

Die Frage betreffend die Vermehrung der deutschen Kriegsmarine hat in allen Kreisen der Bevölkerung lebhaftes Interesse erregt. Der Verfasser, wenn auch nicht selbst Seemann, jedoch durch Bereisen der bedeutendsten Weltmeere und Schifffahrtslinien sowie der Haupthandelshäfen der Welt ein gründlicher Kenner der in Betracht kommenden maritimen Verhältnisse, hat es als eine patriotische Pflicht angesehen, nach bestem Wissen und Können ein objectives und sachkundiges Urtheil in dieser hochwichtigen Angelegenheit abzugeben. Die nationalökonomische Zukunft Deutschlands und die Lösung der socialen Frage wird, seiner Ansicht nach, im höchsten Maße durch die Stetigkeit des Absatzes unserer industriellen Producte bedingt. Den überseeischen Handel der einzelnen Staaten weist er zahlenmäßig nach und gelangt zu der Ueberzeugung von der unabwendbaren Nothwendigkeit, die Kriegsmarine zu vermehren, um in ausgiebigerer Weise unseren überseeischen Handel und unsere Handelsmarine sowie des Weiteren unsere Küsten und Colonien zu schützen. Die gegenwärtigen unzulänglichen Stationsbezirke unserer Kriegsmarine sowie die überseeischen Flottenstationen werden auf zwei kleinen Karten veranschaulicht. Wer sich über diese wichtigen Verhältnisse, ohne langes Studium, ein eigenes Urtheil verschaffen will, dem sei die kleine Schrift (sie enthält nur 24 Seiten) bestens empfohlen. K.

Erinnerungen eines Kriegsgefangenen in Schoa. (März 1896—Januar 1897.) Von Giovanni Gamerra, Major der Bersaglieri. — Aus dem Ital. übersetzt von Hedwig Jahn. — Berlin, Grunert.

Aus dem so unglücklich verlaufenen Feldzug der Italiener gegen den Negus Menelik schildert der Verfasser, als Commandeur des ehemaligen 8. Bataillons Eingeborener, seine persönlichen Erlebnisse, namentlich während seiner mehrmonatlichen Gefangenschaft. Der Verfasser bezeichnet selbst die Erzählung seiner Erinnerungen als „hingeworfen“, wie sie ihm in den Sinn gekommen sind. Vielfach sind es rein persönliche Details, die er in mehr als ausführlicher Weise, gleichsam tagebuchmäßig, vorführt. Seine Schilderungen würden sichtlich gewonnen haben, wenn er auch in geeigneter Weise Streiflichter auf den ganzen Feldzug geworfen und in einer Einleitung den Leser in die Kriegslage kurz eingeführt hätte. Ein kleines Uebersichtskärtchen, selbst einfachster Art, auf der die einzelnen Märsche leicht zu verfolgen, wäre dabei ganz am Platze gewesen. Zu den interessantesten Partien des Buches gehört die Schilderung des Marsches nach Adua und der sich daran anschließende Kampf, in welchem das 8. Bataillon schließlich völlig isolirt, als Zielscheibe vieler tausend Schoaner, gänzlich aufgerieben wurde. Trotz der angedeuteten Mängel und obwohl die 20 Capitel des Werkes Manches enthalten, was als Selbsterlebtes mehr Bedeutung für den Verfasser, als für einen größeren Leserkreis hat, kann das Buch, das auch die Bildnisse des Verfassers und des heldenmüthigen Vertheidigers von Makalle, des Oberstlieutenants Galliano, enthält, denjenigen empfohlen werden, die sich für den italienischen Feldzug im Allgemeinen und im Speciellen für die Erlebnisse der gefangenen Italiener interessiren. K.

Atlas der Himmelskunde auf Grundlage der Ergebnisse der cölestischen Photographie. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. In 30 Lieferungen à 1 Mk. Wien, A. Hartleben. —

Von diesem vortrefflichen Werke sind die weiteren Lieferungen bis 24 erschienen. In den letzten 4 Heften werden die Sonne, die Planeten und Kometen textlich behandelt und hierzu wiederum eine Reihe sehr schöner Illustrationen geliefert. Hervorzuheben sind

namentlich die Originalphotogramme der Sonnenoberfläche, speciell der Sonnenflecken sowie die neuste Oberflächendarstellung der Planeten Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Das bereits über das Werk abgegebene Urtheil findet sich auch in diesen letzten Lieferungen vollauf bestätigt.

K.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Von dem monumentalen Werke, das wir wiederholt besprochen haben und dessen Erscheinen in wahrhaft mustergiltig regelmäßiger Weise gefördert wird, liegen uns nunmehr der dritte und vierte Band vollständig vor. Der dritte Band beginnt mit dem Stichwort „Griechischer Unterricht", der vierte Band schließt mit „Muthwille". Gerade diese beiden Bände zeigen wieder deutlich, wie Recht wir hatten, als wir aus den Namen der Mitarbeiter darauf schlossen, daß das Werk nicht eine einzelne Richtung in der Pädagogik vertreten, sondern daß alle die wichtigsten Richtungen in den heutigen pädagogischen Anschauungen zur Darstellung gelangen sollen. Man vergleiche in dieser Beziehung nur die Artikel von Wendt-Karlsruhe, Schiller-Gießen und Nerrlich-Berlin.

Auch die vorliegenden Bände beweisen wieder, daß die Encyklopädie sich nicht nur an die Fachleute wendet, sondern daß sie für Jeden, der mit der Erziehung zu thun hat, eine Fülle von werthvollem Material enthält. Wir möchten aus diesem Grunde dem Werk einen Platz auch in jeder öffentlichen Bibliothek wünschen.

Wp.

Die häusliche Erziehung. Von Eduard Ackermann. 2. Auflage. Langensalza, Beyer & Söhne.

Verfasser steht auf dem Boden der Herbart'schen Pädagogik und giebt von diesem Standpunkte aus eine inhaltlich gute und lehrreiche Darstellung des behandelten Gebietes. Wenn er aber meint, daß das Buch seine Leser hauptsächlich unter den Vätern und Müttern suchen soll, so steht dem doch unserer Meinung nach die Art der Darstellung, die in den ersten, allgemeinen Capiteln etwas zu gelehrt, im Ganzen aber zu schwer lesbar ist, entgegen. Die Perioden sind bisweilen von unheimlicher Länge. Wer vor der Arbeit nicht zurückschreckt, das Buch zu studiren — denn studirt, nicht einfach gelesen will es sein, — der wird sicherlich reichen Gewinn davontragen.

Wp.

Wanderjahre. Sociale Essais. Von Willy Pastor. Berlin, Schuster und Löffler.

Es ist uns selten so schwer geworden, in kurzen Worten ein Urtheil über ein Buch abzugeben, wie bei dem vorliegenden. Das Buch liest sich ausgezeichnet, das letzte Capitel „Lumpenproletariat" ist besonders mit einer wohlthuenden Wärme geschrieben. Gewünscht hätten wir allerdings, daß einzelne unmotivirte Ausfälle gegen einzelne politische Parteien oder Persönlichkeiten unterblieben wären.

Was den Inhalt betrifft, so sucht der Verfasser peinlichst, „den Fluch fast aller philosophirenden Geister zu vermeiden, daß sie die Ereignisse der Geschichte nicht im Zusammenhang überblicken." Dieses Bestreben hat ihn aber, besonders im ersten Capitel: „Wanderungen" in den entgegengesetzten Fehler verfallen lassen, den nämlich, die Dinge zu sehr in einem bestimmten Zusammenhange zu sehen; ein Vorgehen, das nur zu leicht zu Künsteleien, zum Einzwängen der Thatsachen in das vorher feststehende System führt.

Nicht einverstanden sind wir u. A. mit der Erklärung des Begriffs Liberalismus auf S. 6.

Im letzten Capitel: „Lumpenproletariat" hätten wir neben der ausführlichen Schilderung der socialen Krankheit eine genauere Darstellung der Heilmethode, welche dem Verfasser vorgeschwebt, gewünscht. Es genügt doch nicht, einfach die Forderung aufzustellen: „Man sorge dafür, daß Jeder seine Fähigkeiten verwerthen kann;" die Hauptfrage ist die: wie kann das gemacht werden?

Auf zwei sachliche Fehler möchten wir den Verfasser noch aufmerksam machen: „Sachsengänger" sind nicht russische Unterthanen, die in unsere östlichen Provinzen kommen, sondern Arbeiter der östlichen Provinzen, welche im Frühjahr nach dem Westen — hauptsächlich in die Provinz Sachsen — wandern, um dort im Ackerbau (Rübencultur) bis zum Herbst thätig zu sein.

Wenn ferner im letzten Capitel gesagt wird, daß im Asyl für Obdachlose auf je zwei Pritschen drei Personen gekommen seien, so können bei sechzig Pritschen nicht einhundertachtzig, sondern nur neunzig Personen im Saale geschlafen haben.

Mag man nun sich zu den einzelnen Anschauungen des Verfassers stellen, wie man will, jedenfalls muß man zugeben, daß die Lectüre des Buches eine anregende ist.

Wp.

Felix Dahns Sämmtliche Werke. In 75 Lieferungen oder 21 Bänden. Preis Mk. 75. Gebunden Mk. 96. Monatlich 1 Bd. oder 3—4 Lieferungen von durchschnittlich 7 Bogen zu je 1 Mk. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Es ist ein dankenswerthes Unternehmen der altbewährten Firma, die poetischen Werke eines der beliebtesten Dichter der deutschen Lesewelt, der wie kein Anderer sein tiefes historisches Wissen in den Dienst seiner Muse gestellt hat und aus dem unerschöpflichen Born altgermanischer Geschichte seine frischesten, unverwelklichen Gaben geschöpft hat, in einer stattlichen und dabei verhältnißmäßig billigen Gesammtausgabe dem deutschen Volke vorzulegen.

Felix Dahn hat in der deutschen Litteratur einen festen, gegründeten Ruf, seine Physiognomie als Dichter und Schriftsteller steht in sicheren Umrissen vor uns, und wenn auch Jahr aus Jahr ein seiner fruchtbaren Phantasie immer neue Werke entsprießen, so ist doch kaum anzunehmen, daß diese den Gesammteindruck seines Wirkens und Schaffens noch irgendwie beeinflussen oder verändern könnten. Sein Bestreben war es von jeher, aus den tiefen dunklen Schachten germanischer Vorzeit das poetische Gold an's Tageslicht zu fördern und, sei es in klingenden Versen, sei es in markiger, gehaltvoller Prosa dem deutschen Volke zum Geschenk zu machen. Auf diese Weise hat er unseren nationalen Litteraturschatz wesentlich bereichert und dazu beigetragen, den historischen Sinn der Deutschen zu stärken, die Bewunderung für unsere großen Vorfahren zu erwecken und zu erweitern und dadurch die Liebe zum deutschen Vaterlande überhaupt zu pflegen und wach und rege zu erhalten.

Wir staunen über die stattliche Reihe von Werken, die der Dichter im Laufe der Jahre geschaffen, über die Fülle von Gestalten, die er in lebensvoller Frische vor uns hingestellt hat, über den Reichthum an Tönen, die seine Leier auch auf lyrischem Gebiete aufweist, und begreifen kaum, wie er es ermöglicht hat, all das hervorzubringen neben seiner ausgebreiteten wissenschaftlichen und Lehrthätigkeit.

Die erste vorliegende Lieferung beginnt mit Dahns bekanntestem und verbreitetstem Roman „Der Kampf um Rom“. Die Ausstattung ist vorzüglich, das Umschlag- und Titelbild von Meister Johannes Gehrts in Düsseldorf.

Vorläufig sei hiermit auf das schöne Unternehmen hingewiesen. Wir behalten uns vor, über jeden einzelnen Band besonders zu berichten. —e.

Eulen und Krebse. Von August Niemann. Gotha, J. Goetsch.

Man hat diesen Roman mit Gustav Freytags „Soll und Haben“ in Parallele gestellt und nicht ganz mit Unrecht; auch Niemann hat, wie Freytag, das Wort Immanuel Schmidts, daß der deutsche Roman das deutsche Volk da aufsuchen solle, wo es am tüchtigsten sei: bei der Arbeit, beherzigt und dabei in der Wahl des Milieus einen überaus glücklichen Griff gethan. Welch ein Beruf steht so im Zusammenhange mit dem ganzen Leben der Nation, spielt eine so entscheidende Rolle als Culturträger, wie der des Buchhändlers. War so Niemann in der Stoffwahl vielleicht noch glücklicher als sein klassisches Vorbild, so ist er in der künstlerischen Gestaltung nicht weit hinter demselben zurückgeblieben. Mit der lebendigen Zeichnung der Gestalten, dem frischen Humor, der sich bei einzelnen der vorgeführten Typen zu treffender Satire verschärft, erzielt Niemann eine Wirkung, die der des Freytag'schen Romans wenig nachsteht, nur daß die tragischen Töne, die der Letztere neben den heiteren anschlägt, die düsteren, mit so packender Kraft gestalteten Nachtscenen, in dem Niemann'schen Werke kein Seitenstück haben. Wünschenswerth wäre es gewesen, daß bei den Beziehungen zwischen Buchhandel und Schriftsteller- und Gelehrtenwelt, die der Roman schildert, den unbedeutenden Vertretern der letzteren ein Gegengewicht durch eine wirklich bedeutende Dichterindividualität gehalten würde. Auch ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser seine Gestalten mitunter zu bewußt ihr Inneres bloßlegen läßt und die Schärfe der Charakterzeichnung hie und da der Caricatur nahe kommt. Aber diese kleinen Mängel hindern nicht, daß man das Werk mit dem lebhaftesten Vergnügen und stets reger Spannung liest, daß es eines der frischesten, humorvollsten Bücher ist, welches die neuere deutsche Romanlitteratur hervorgebracht hat. -l-.

Antiochus. Drama in drei Acten von Hans Eschelbach. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung.

Eschelbach ist ein Spätepigone Schillers. Er verfügt über eine glänzende, nur hie und da in allzu wohlgefälliger Breite sich ergehende Diction und ein gewisses Geschick für das Bühnenwirksame. Die Charakteristik ist seine schwache Seite, über die altherge-

brachten Unterschiede zwischen Gut und Böse kommt er kaum hinaus. Seine Dichtung verräth ein warm und fromm fühlendes Gemüth, aber nicht eine Spur von eigenartigem Denken. Warum das Drama Antiochus heißen mag? Wahrscheinlich weil der Titel: „Die Maccabäer", der eigentlich richtig gewesen wäre, von Otto Ludwig und Anderen schon verwandt war. Um Antiochus wenigstens äußerlich zum Helden zu stempeln, hat E. eine fast komisch wirkende sentimentale Liebesgeschichte erfunden, sie aber wohlweislich bald in Klammern gesetzt, so daß sie auch wegbleiben kann!!! Das ist das einzige Charakteristische an dem Werke. L. S.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Neues Adressbuch des Deutschen Buchhandels u. d. verwandten Geschäftszweige 1898. Mit einem Bildniss Friedrich Spielhagens. Leipzig, Walther Fiedler.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1897. Heft 20—24 incl. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
1898. Heft 1. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Balzo, Carlo del. Genti di Chiesa. Romanzo. Torino. Fratelli Bocca Editori.

Bernheim, Ernst, Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart Berlin, S. Calvary & Co.

Freilicht. Zeitschrift für Litteratur und Wissenschaft. 1. Band, Heft 1 u. 2. Breslau, Erich Peterson.

Guth, Alfred, Draussen im Leben. Berlin, Hugo Storm.

Hager, Theodor, Metaphysisches Brevier. Ein Auszug aus dem Manuscript: Stoff und Kraft, Geist und Wille in Raum und Zeit. Vernunft und Freiheit. Mainzer Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.

Hanstein, Adalbert von, Zwei Welten. Roman aus dem modernen Berlin. 2 Bände. Berlin, Max Schildberger.

Hennig, Alfred, Nitokris. Roman aus dem alten Aegypten. Weinheim, Fr. Ackermann.

Henning, Carl, Aus Herzenstiefen. Ernste und heitere Klänge. Wien, Carl Graeser.

Hoffmann, A., K. v. Holteis und E. T. A. Hoffmanns Bergreise. Beiträge zu ihrem Lebensbilde mit Benutzung einer bisher unbekannten Holtei'schen Handschrift. Erinnerungsgabe zum 24. Januar 1898. Oppeln, G. Maske.

Jodl, Friedrich, Wesen und Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland. Nach einem Vortrage, gehalten am 13. Februar 1893 in der Abtheilung Frankfurt a. M. der Deutschen Gesellschaft für ethische Cultur. 2. Auflage. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Kretzer, Max, Berliner Skizzen. Berlin, Carl Duncker.

Levi, Cesare Augusto, Wandlungen. Deutsche Ausgabe. Leipzig, August Schultze.

Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahre 1840 erschienenen Werke weiblicher Autoren, nebst Biographieen der lebenden und einem Verzeichniss sämmtlicher Pseudonyme. II. Bände. Herausgegeben von Sophie Pataky. Carl Pataky, Berlin.

Loreley. Liedersammlung für gemüthliche Kreise. Enthaltend Vaterlands-, Volks-, Heimat-, Wander-, Liebes-, Jäger-, Trink-, Studenten-, Vereins- und humoristische Lieder, sowie Lieder für Stenographen-, Feuerwehr- und Turnvereine. Herausgegeben von Wilhelm Wessel. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns Verlag.

Mossmann, Hans, Ferdinand, Sein Leben, seine Turn- und Vaterlandslieder. Zur Erinnerung an seinen hundertsten Geburtstag herausgegeben von Professor Dr. C. Euler und Dr. R. Hartstein. Mit fünf Abbildungen. Berlin Charlottenburg, Verlag von Richard Heinrich.

Muret-Sanders encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Grosse Ausgabe. Theil II. Lfg. 4. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Nationalhefte, Deutsche. I. Band, 5. Heft. München, R. Oldenbourg.

Novellenbuch, ungarisches. Ernste und heitere Erzählungen. Aus dem Magyarischen übersetzt und frei bearbeitet von Dr. Adolph Kohut. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Conto.

Offermann, Alfred, Freiherr von, Parlamentarismus contra Staat in unserer Zeit. Wien, Wilhelm Braumüller.

Perlen französischer Dichtung. Auswahl und Uebersetzung von Heinrich Nitschmann. Nebst kurzen Lebensskizzen der Dichter. Cöthen, Anh., Paul Dünnhaupt.

Rathmann, Paul, Reales und Ideales. Neue Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. VI. Jahrgang No. 12. Dresden, E. Pierson.

Wrubel, Dr. Friedrich, Die Schweizerische Nordbahn. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Nordostbahn anlässlich des 50. Jahrestages der Eröffnung der ersten schweizerischen Eisenbahn, nach amtlichen Quellen bearbeitet. Zürich, Zürcher & Furrer.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. I. Jahrgang 1897/98. Heft 10. Januar 1898. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Zorilla, Don José, Don Juan Tenorio. Religiös-phantastisches Drama in zwei Abtheilungen. Verdeutscht und mit einem Vorwort über die Don Juan-Sage versehen von Johannes Fastenrath. Dresden, Carl Reissner.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Inhalt des 84. Bandes.

Januar — Februar — März.
1898.

«>

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Maria Ianitschek in Berlin.
Radirung von Johann kindner in München.

»Nord nnd Snd" erscheint am Anfang jede« Mona» in heften isii je einer Ännftbeilage.
preis pro tvnarlal (z Hefte) 5 Mark. ,
Alle Bnchhandlnngen nnd Postanstalten nehmen jederzeit Bestellnngen «n,

Alle auf den redaktionellen Inhalt von »Mord und Süd" be« .«glichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richte« an die

Redaction von „Oord und Süd" Breslau.

öiebenhufenerstr. 12, l.5.

Beilagen zu diesem Hefte

von

Direetion der «rontlialer Mineralquellen, (vie «rontiialer Mineralmafser.
H. «echyold, «ranksu« a.«. (.Die Umschau.')

Tu unstrm 250. Hefte.

Ein Mbelhefr ist's, das wir heut versende»,
prunklos und schlicht, doch voller Dankbarkeit
Sei darin Allen, die mit Geistesspenden
Uns förderten, das erste Wort geweiht!
Wenn wir den Blick Jahrzehnte rückwärts wenden,
Erfüllt uns Stolz: es haben mit der Zeit
Die Besten unsres Volks sich eingefunden
In «Kord und Süd" zu gutem Werk verbunden.

Wir hofften viel, da wir zuerst sie riefen,
Und durften hoffen, denn die Zeit war groß,
Und in des deutschen Geisterreiches Tiefen,
Da ruh'n wie in des Ulärchenwaldes Schooß —
Als ob gefeit gleich Dornröschen sie schliefen —
Talente harrend auf den Weckruf blos.
Der Ruf erscholl — und unser kühnstes Hoffen
Sah durch die Wirklichkeit sich übertroffen.

Als ob vom Himmel Frühlingsregen sprühte
Auf unsre Saat, bewährte sich das Wort:
„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe",
Ls drängt die neue stets die alte fort:
Dichtung und Aunst, die Forschung, Technik, Mythe,
Modernen Wissens neu gehob'ner Hort . . .
Es strömt' uns zu. In schaffensfreud'gem Sichten
Wuchs die Erfüllung heil'ger Arbeitspflichten.
war unser Blatt, stets hatten Alle Raum:
Die von der Schönheit sich das Heil versprechen
Und die, mißachtend sie als flücht'gen Schaum,
Bios Wahrheit fordern, wär' sie auch Verbrechen . . .
Nur daß sich Ieder hielt in Zucht und Zaum,
Und zuckt' der Blitz auch aus der Donnerwolke,
In seines Gottes Sprache sprach zum Volke.

Fragt nicht, ob die zumeist sich uns gesellten,
Denen das Herz für Ideale schlug:
Ein jeder Nlensch ist Bürger zweier Welten,
Und dem ist Wahrheit, was dem Andern Trug,
Und Ienen freut's als Uebermensch zu gelten,
Weil nie er des Gewissens Stimme frug —
Bracht' er sein Sprüchlein feingesittet vor,
Verschafften Iedem wir der NIenge Ohr.

So hatten wir ^» o Fülle der Gesichte! —
Uns über Ulangel niemals zu beklagen.
Schaut her: ein schönes Stück Tulturgeschichte
Ist Luch in unfern Heften aufgeschlagen,
Und daß die Nachwelt einst danach uns richte,
Das hoffen wir! Wir können stolz es sagen.
Drum, wenn wir um die Hingeschiednen trauern:
Der Bund der mit unS Strebenden soll dauern!

Und Euch, die treu bis jetzt zu uns gehalten,
Gruß Euch, Ihr Teser, Männer, liebe Frau'n!
Wie sich die Zukunft immer mag gestalten,
Ihr dürft auch ferner Luch uns anvertrau'n.
Als guter Stern wird über Allem walten
Des Meisters Wort, auf das wir schwörend bau'n:
SterS „hinter nnS im wesenlosen Scheine
Wlcib', wsS unS Alle bändigt, daK Gemeine!"

Franz «oppel.Lllfeld.

Ueberm Thal.

Novelle
von

Msris IsnitscheK.

— Berlin. —

I.

^lso eine Flasche — wie nannten Sie das Bräu?"
„Kundlbmu."

„Richtig. Also Kundlbräu, kalten Aufschnitt, Butter und Käse. Cigarren haben Sie wohl nicht?"
„Wohl, die haben wir auch. Virginia."
Der Fremde schauerte leicht zusammen.
„Haben Sie auch Cigaretten?"
„Cigaretten? Ia, Sultan, das Stück zu zwei Kreuzer."
„Hm, na lassen wir lieber das Rauchen für beute. Also blos das Abendessen."

Die Kellnerin hatte kaum die Thüre hinter sich geschlossen, als sie der Herr zurückrief.

„Fräulein, bitte! Haben Sie schon das Bier bestellt?"
„Na, i wollt's eben thun."

„Nun, dann lassen wir's lieber. Wer weiß — Bringen Sie mir lieber ein Glas frische Milch. Die giebt's doch?" „Freilich giebt's die."

„Nun also. Das Biertrinken heben wir uns für die Stadt auf, hier ist Milch angebrachter."

Die Kellnerin entfernte sich. Der Fremde entledigte sich seines Havelocks, streckte behaglich die Beine von sich und ließ seine Blicke durch das Refectorium gleiten. Es war ein großer sauberer Raum, geschmückt mit den Bildnissen der früheren Aebte des Benedictinerklosters Fiecht, zu dessen Besitz der Wallfahrtsort hier gehörte. Die Mitte des Saales nahm ein langer, schmaler Tisch, von Stühlen ungeben, ein. Ein einfacher Speiseschrank befand sich an der einen Wand. In einer Ecke stand ein Tischchen, auf dem das Fremdenbuch lag. Zwei Fenster gingen auf ein schmales Rasenstück, das wie angeklebt an dem senkrecht absteigenden Felsen erschien, zwei sahen in die schwindelnde Tiefe hinab. Der Gast erhob sich, schob mit der Hand die üppigen rothen Nelken zurück, die in Topfen die kleinen Fensterchen bunt umblühten, und blickte hinab. Die hohen, schlanken Lärchen und Tannen, die dort unten rauschten, nahmen sich von hier gesehen wie winzige grüne Blumenstengel aus. Und über der grünlichen Tiefe die mälderbedeckten übereinander gethürmten Felskolosse und über diesen schneeweiße majestätische Häupter und noch immer kühnere Zinnen und Zacken, auf die sich der Himmel zu lehren schien.

„Das Essen mär' da," sagte die tiefe Stimme der Hebe. „Die Milch is noch ganz warm."

Der Fremde wandte sich um. „Essen, Milch? Richtig. Sehr gut, danke. Aber — puh, das schäumt ja, und — Kuhhaare sind auch drin."

Die Hebe neigte sich über das Glas mit der Milch.

„Dös — dös thut nir nit, dös is in jeda Milch. I kann Ihnen aber ein Seiher bringen, wenns etwa noch was finden sollten." Sie wollte sich entfernen. Der Herr hielt sie zurück.

„Bitte, bitte, lassen Sie. Bringen Sie mir lieber doch eine Flasche Bier, oder nein, Wasser, ja, bitte frisches Wasser, o das wird herrlich munden."

Er machte sich über die steinharte Wurst her, kostete von dem „Schinken" und vergrub seine Zähne in ein Brödchen. Dann erhielt er eine angelaufene Flasche mit eiskaltein Wasser. Er freute sich über die Kälte des Wassers und zeichnete wie ein kleiner Junge Figuren auf das angelaufene Glas. Als er ein Stück Käse zum Munde führen wollte, reckte sich ihm Etwas daraus entgegen. Er legte Messer und Gabel hin, stand auf und trat zum Fenster. Wenn man doch von der Aussicht satt werden könnte! Diese Aussicht! So namenlos schön und groß! Eine trunkene Phantasie Gottes! . . .

„Jesses, der Herr hat aber wenig gegessen, hat's Ihnen nit geschmeckt?" Die sanfte Schenkin mit der Baßstimme stand hinter ihm, um die Teller wegzuräumen.

Er lächelte. „Es hat schon geschmeckt, blos der Käse war etwas zu — lebhaft."

Sie sah ihn einen Augenblick dumm an, dann begriff sie. „Aso. Ja, da kann ma halt nix machen. Die Viecher woll'n a leb'n."

„Die Viecher haben Recht."

„Aber Mögens Ihnen nit einschreiben?" Sie schleppte das schwere Buch herbei und legte es auf den Tisch. Er ließ sich nieder und blätterte die Seiten um. Seine Stirne runzelte sich leicht. Die Banalität feierte hier Orgien.

„Weshalb soll ich mich einschreiben?"

„Wenns halt doch ein Tag hierbleiben thäten."

„Ach so, das soll wohl eine Art polizeilicher Meldung vorstellen. Dann ist es etwas Anderes." Er griff zur Feder und schrieb in schlanken abgebrochenen Silben seinen Namen hin. Die Kellnerin sah ihm über die Schulter. „Is dös deutsch?"

„Und wie," lachte er. „Können Sie's nicht lesen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ka Red nit."

„Nun sehen Sie. Das Wort hier heißt: Menrath, und die beiden anderen: von Reuttlingen. Verstehen Sie's jetzt?"

„Wohl, wohl, jetzt schon. Menrath! Is dös nit der Heilige gewesen, dems den Leib aufgschnittn und die Darm um den Hals gewickelt habn?"

Reuttlingen verzog das Gesicht. „Ich kann Ihnen wirklich keine Auskunft geben, liebes Fräulein, ob man an einem Namensbruder von mir diese wenig angenehme Procedur vollzogen hat."

Da öffnete sich die Thür, und die hohe, schlanke Gestalt eines alten Benedictinermönches erschien unter ihr.

„Wer ist das?" fragte Reuttlingen.

„Pater Placidus, der Prior heroben."

Der Priester trat freundlich auf den Gast zu und begrüßte ihn. Bald befanden sich die Beiden in lebhaftem Gespräch miteinander. „Und so trocken," sagte der alte Herr, der sich neben Menrath niedergelassen hatte, „trinken Sie denn Nichts?"

„Milch mag ich nicht besonders gern, und dem Bier traue ich nicht recht," entschuldigte Reuttlingen seine „Trockenheit".

„Aber Wein, Wein," meinte Pater Placidus, „sehen Sie, dem können Sie fast in ganz Tirol trauen. Das ist ein ehrlicher Trank."

„Ich bin zum ersten Mal im Land."

„So, so?" Die blauen, unendlich guten Augen des Alten gingen forschend über des Gastes Gesicht. „Wohl nicht zur Kur, oder sind Sie krank?"

Der junge Mann drehte in leichter Verlegenheit die Spitzen seines dunklen Schnurrbarts. „Krank? Ich weiß nicht, Hochwürden, gesund bin ich keineswegs. Krank vielleicht auch nicht."

„Aha, ich verstehe." Der Geistliche lächelte. „Und da hilft kein Arzt, das ist das Böse dabei. Schwacher Magen, schlaflose Nächte, Appetitlosigkeit, der Drang zu arbeiten, Etwas zu leisten und die Ermüdung, noch bevor man daran gegangen ist, Lustigkeit, in der sich Trauer verbirgt, Blasirtheit, die nicht ohne Naivetät ist, Melancholie, die sich selbst verhöhnt . . ."

„Woher kennen Sie mein Wesen so genau?" Die schönen dunklen Kinderaugen Menraths richteten sich mit leichter Befangenheit auf den Priester. „Mein Gott, wenn man fünfundsiebzig Iahre alt geworden ist! Ich bitte Sie! Ich habe, bevor man mich auf diesen Ruheposten setzte, lange Zeit junge Leute erzogen. Ich kenne die Iugend!"

„Finden Sie nicht auch, daß unsere Zeit von einem höchst lästigen Uebel geplagt wird?"

„Von einem Uebel? Welches meinen Sie?"

„Die Vieläugigkeit meine ich. Früher — mindestens behaupten es die älteren Leute — früher betrachtete man ein Ding von einer Seite, jetzt erblickt man es von zweien zugleich."

„Soll i Ihnen noch a Wasser bringen?" fragte die Kellnerin hereintretend.

„Nein, aber etwas Wein," bat Menrath.

„Sagen Sie ihr doch nicht Fräulein," meinte Pater Placidus, „sie heißt Scholastika und ist schon an die fünfundzwanzig Iahr heroben."

Die Hebe mit der Baßstimme erröthete durch ihre braune Haut hindurch und ging Wein zu holen. „Als sie mit zwanzig Iahren heraufkam," fuhr der Geistliche fort, „meinte sie, sie würde es keinen zweiten Sommer hier aushalten, nun find ihrer mehrere geworden. Die Einsamkeit ist wie eine große Lust. Ie mehr man von ihr hat, um so mehr möchte man und verträgt man davon. Gelt, Scholastika?"

Sie nickte froh und stellte ein Fläschchen Wein vor Menrath hin.

„Jetzt will ich Sie aber nicht länger aufhalten." Der Benedictiner erhob sich und bot seinem Gaste die Hand. „Schlafen Sie wohl. Sie bleiben ja morgen noch."

„O mindestens noch morgen."

Als der Alte gegangen war, kostete Menrath von dem Weine und fand ihn würzig wie die frischen, naiven Lippen eines jungen Bauernmädchens. „Mehr, mehr," sagte er zu Scholastika und schob ihr das geleerte Fläschchen hin.

Später ließ er sich auf sein Zimmer führen, schob die Kissen vom Bette herab, riß das sorgsam geschlossene Fenster auf, löschte das Licht aus und neigte sich hinaus. Der Schauer, der durch die Wälder der höher ansteigenden Felsen ging, der Geruch, der aus der Tiefe empordrang, herb und kühl, die dunkle Ruhe, in die das Licht fremder Welten leuchtete, stimmte seine Seele scheu und ernst. Er fühlte sich als winzigen Punkt in einem sausenden Chaos unbekannter Erscheinungen, als ein Tröpflein Thau unter Milliarden Thantropfen auf einer weiten, weiten Wiese, als Staubkorn in einer grenzenlosen Wüste, und wenn ihn augenblicklich Iemand gefragt hätte: Wie heißt Du? er würde mit der Antwort geiögert haben. Ich? Wer ist: Ich? Ich habe keinen Namen. Ich bin nicht. Ich habe zwar Pyramiden gebaut und gelernt, die Stoffe der Sonne zu unterscheiden, aber trotzdem, ein Ich? Es ist die Erde, die denkt, die Erde, die erfindet, die Mutter, und die Mutler selbst ist ein Kind, ein Embryo, der millionste Theil eines Ganzen.

Drüben in dem jäh abfallenden Tannendickicht glühen geheimnißvolle Feuer auf.

Menrath trat fröstelnd vom Fenster weg. Ob der Alte an Gott glaubt, dachte er, sich auf den knisternden Strohsack werfend. Einer, der nur die Hand auszustrecken braucht, um die immer bereite eines Freundes zu finden, Du Glückspilz, Du! Wer doch glauben könnte! Irgend Etwas! An einen Gott oder Teufel! An eine Zukunft oder eine Vergangenheit! Gleichviel. Nur an irgend Etwas. Nur einen Halt, einen einzigen irgendwo besitzen! Das ewige Schaukeln, die große Seekrankheit der Zeit. Pfui! Weshalb sollte er zu Scholastika nicht Fräulein sagen? War sie keins mehr? Er schlief ein.

II.

Am nächsten Morgen liegt die ganze Natur in Glanz gebadet: das Gärtchen, das auf der Schulter des Felsens hängt, das Kirchlein mit dem kleinen Hause zwischen den Nadelhölzern. Die stolzeren Gebirgsriesen, die ganz alten weißen. Und die starren, die selbst das Schneekleid verschmähen, auf allen liegt Licht, Gnade, Schönheit.

„Scholastika, der Kaffee schmeckt mir sehr gut," sagt Menrath, im Gärtchen an einem Tische sitzend, und rührt in seiner Tasse um.

„Ia, wir haben auch tüchtig viel Cichorie genommen," bemerkt sie.

„Au! Verrathen Sie doch Ihre Küchengeheimnisse nicht. Wer kocht denn hier?

„Die Regina."

„Eine junge Köchin?"

„Nit ganz jung. So an die sechzig."

„Ehm," meint er nachdenklich.

„Wissens, Herr von Menrath, daß 's schon viel besser aussehen?"

„So? Wahrhaftig? Von gestern auf heute, das wäre schnell." Er zieht einen Taschenspiegel heraus. Ein melancholisches schönes Knabengesicht mit den Furchen des Mannes, der gelebt hat, blickt ihm aus dem Krystallglas entgegen. Das dunkle gewellte Haar durchziehen einzelne Silberfäden.

„Sehen Sie, Scholastika, ich werde schon grau."

„Das macht nix, deswegen Kiegens doch noch Eine."

„Was krieg' ich?"

„A Frau, mein' i."

„Ach so. O — hm, ja, Frauen bekommt man immer, gewiß."

„Oder seins eppa schon verheirath't und tragens den Ehering im Westntaschl, wie so viele Herrn?"

„Nein, Scholastika, meine Westentasche ist ganz unschuldig, sehen Sie." Er wendet sie vor ihren Augen um.

„Sie sein a gspaßiger Herr, Herr von Menrath," meint sie.

„Sagen Sie mir doch lieber gleich: du, Scholastika," meint er launig. „Menrath ist ja mein Taufname."

„Ia, richtig, richtig," sagt sie, sich besinnend und legt die Hand an die Nase. Bei dieser Gelegenheit macht er eine neue Entdeckung. Er bemüht sich, Nichts zu bemerken, aber es geht nicht. „Wissen Sie, Scholastika," leitet er zart ein, ihre lange, knochige Grenadiergestalt messend, „Sie sind eigentlich eine recht nette Person. Auch unverheiratet?"

„Ledig," antwortet sie.

„Haben wohl jüngst einen Trauerfall in der Familie gehabt, nicht?"

„I? Na. I nöt," meint sie verwundert.

„Ach, ich dachte nur, weil Sie — schwarze Fingernägel tragen."

Sie besieht ihre Hände und schüttelt verständnißlos den Kopf. Dann geht ihr ein Licht auf. „Ach meinens dös Schwarze da? Ia, i beiß ma so alleweil d Nägel ab, aber sie wachsen so viel gschwind nach." . .

„Guten Morgen!" Pater Placidus tritt aus dem Hause. Menrath geht ihm entgegen.

„Guten Morgen, Hochwürden!"

„Gut geschlafen?"

„So wie immer. Ein, zwei Stunden, dann wach' ich wieder."

Der alte Priester setzt sich an das Tischchen zu Menrath. „Wenn Sie einige Zeit hierbleiben, werden die Nerven schon ruhiger."

„Aber womit beschäftigt man sich hier?" meint der junge Mann,

„Man liegt in der Sonne und schaut in den blauen Himmel."

„Meinen Sie, daß man das lange aushielte?"

„Wenn ich fragen darf, weshalb kamen Sie eigentlich herauf?"

„Weshalb? Weshalb? Ich hörte so viel Schönes über den Georgenberg. Reisende, die hier oben ein paar Stunden zugebracht haben, sind voll des Entzückens von dieser Umgebung. Meine Koffer sind nach St. Martino geschickt worden, ich aber wollte, bevor ich dorthin reise, einige kleine Wanderungen, auch die hier herauf unternehmen."

„St. Martino, ja, dort nird's freilich schöner sein, als auf unserem Georgenberg."

„Ich kann nur nicht vorstellen, daß es eine schönere Umgebung als diese hier giebt."

„Nun, dann bleiben Sie recht lange bei uns," sagte der alte Herr freundlich. „Oder erwartet Sie Iemand in Martino?"

„Außer dem Wirth Niemand, Hochwürden." „Da sind Sie ja gut daran, können die Straße ziehen, die Ihnen gefällt."

„Wenn ich nur wüßte, welche mir gefällt."

Pater Placidns lachte. „Nun, das weiß man doch schließlich."

Neurath schüttelte den Kopf. „Gehe ich im Thale, so wünsche ich mir, auf der Höhe zu sein, und bin ich oben, so liebäugle ich mit der Tiefe. Es ist ein Kreuz."

„Wenn man durch ein Kreuz eine schräge Linie zieht, wird ein Stern daraus. Ziehen Sie die Linie und werden Sie glücklich."

„Sie haben gut sagen: werden Sie glücklich, ehrwürdiger Vater. Sie besitzen einen Schatz von Positivismus. Ich bin zweifelzerfressen nnd glaube an Nichts, nicht einmal an mich selbst."

Der Priester ließ die Perlen seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten. „Wer sagt Ihnen, daß ich so reich bin?"

„Wer? Nun, der bloße Anblick Ihres Gewandes. Ein Verwalter Gottes muß doch an den Herrn glauben, dem er dient."

„Das oberste Gesetz ist die Liebe."

„Und die äußere Form der Gottesanbetung? Und die Dogmen? Die katholische Kirche verdammt doch Ieden, der nicht zu ihr gehört."

„Erstens thut sie das nicht, zweitens aber kann ich nur meine Worte wiederholen. Liebe, Liebe, Liebe, alles Andere ist Nebensache."

„Und der Glaube? Sie glauben doch an Christus, an die Auferstehung des Fleisches, an die Gegenwart Gottes im Sacrament, an die Erbsünde, an —

„Aber bester Herr!" Der Alte ergriff die heiße, heftig gesticulirende Rechte seines Gastes — „weshalb zerbrechen Sie sich den Kopf damit, woran ich glaube, und woran Sie nicht glauben?"

„Ich möchte die elektrische Leitung entdecken, die Sie mit dem Himmel verbindet."

„Entdecken Sie sie, sie heißt: Liebe. Scholastika, Scholastika!" Die Hünin, die eben durch das Gärtchen gegangen war, wandte sich um.

„Bring' nur meine Marenth! Sie erlauben doch, daß ich mein zweites Frühstück in Ihrer Gesellschaft einnehme?"

Menrath verbeugte sich. „Ich bitte darum!"

Scholastika brachte ein kleines Fläschchen Wein, ein Gläschen, ein Stück Brot. Pater Placidus aß and trank mit Behagen.

„Ich bin ein alter Mann und muß meiner Natur nachhelfen. Seit fünf Uhr Morgens bin ich auf."

Na wart', dachte Reuttlingen, so entwischst Du mir nicht. Er verbirgt sich vor mir. Er will über innere Dinge mit mir nicht sprechen. Bin ich ihm zu dumm, zu klug, oder zu fremd dazu? Wer heraus mußt Du mir doch noch, vorsichtiger Alter, Du."

„Wo wächst dieser liebe, ehrliche Wein, Hochwürden?" fragte Menrath laut.

„Nicht weit von hier, in der Brirner Gegend, Herr — Herr Reut —"

„lingen," half Menrath nach.

„Was sind Sie eigentlich für ein Landsmann, wenn man fragen darf?"

„Landsmann? Hm. Vielleicht finden Sie das besser heraus als ich. Mein Vater war spanischer Abkunft, machte sich in Bayern ansässig und verheirathete sich mit einer Serbin."

Pater Placidus nickte. „Das scheint sehr verwickelt zu sein. Iedenfalls sind Sie ein südliches Gewächs."

„Erzogen bin ich in Colmar, am Fuße der Vogesen, wo meine Eltern eine Zeit lang wohnten."

„Herr Gott ja," lachte der Alte. „Ihr Herr Vater war jedenfalls etwas sehr Vornehmes."

„Wenn Sie einem schlichten Großgrundbesitzer dieses Epitheton beilegen wollen —"

„Lebt er nicht mehr, wenn man fragen darf?"

„Nein, er ist vor sechs Iahren gestorben, auch die Mutter ist längst todt."

„Aber Geschwister sind doch da?"

Menrath schüttelte den Kopf. „Nein, das ist's eben. Ich war der „Einzige". Man fütterte mich von zarter Kindheit an wie ein wildes Thier mit halbrohem Fleisch und den kräftigsten Nahrungsmitteln, denn man zitterte beständig um mein kostbares Leben. Der Einzige! Mit fünf Iahren wurde ich: Sie und: Iunger Herr! titulirt. Mit neun Iahren hatte ich die Gnade, am Colmarer Gymnasium Weisheit zu kosten. Aber — zwei Jahre bevor ich das Reifezeugniß erhielt, bat ich meinen Vater, mich lieber in Freiheit zu dressiren, und ging von der Lehranstalt ab."

„Seltsam," warf Pater Placidus ein, „auch das ist ein Zeichen der Zeit. Eine Menge junger Leute springen in der Mitte der Gymnasialstudien ab und gehen zu anderen Studien über. Entweder sie entdecken plötzlich einen großen Maler in sich, oder sie haben einer guten Theatervorstellung beigewohnt und ein außergewöhnliches Talent zur Bühne in sich gefunden."

Menrath lachte. „Sie treffen den Nagel auf den Kopf. Ich habe damals mehrere Collegen nachgezogen. Wissen Sie, was ich werden wollte? Kleine Iungen wünschen immer Zuckerbäcker oder Weltumsegler zu werden Ob mich das Erster« jemals lockte, weiß ich nicht. Aber das Letztere wurde ich. Mein Vater schenkte mir eine Dacht, und ich kutschirte lustig auf allen Meeren herum. Als ich die Nachricht seines Todes empfing, kehrte ich nach Hause zurück."

„Um die Verwaltung Ihres Vermögens zu übernehmen?"

„Ia, und auch weil ich das nnstäte Leben satt geworden war."

„Und jetzt sind Sie wohl sehr ständig geworden?"

Beide lachten.

„Das nicht, aber ein wenig ruhiger."

„Wirklich?" meinte Pater Placidus etwas ungläubig, „nun bleiben Sie nur etliche Zeit heroben, vielleicht werden Sie ganz ruhig."

„Vielleicht geht's mir wie Scholastika. Für einen Sommer, sagten Sie, war sie heraufgekommen, und fünfundzwanzig wurden daraus."

Der Priester erhob sich. „Nun heißt's an's Tagewerk. Auf Wieder' sehen, Herr Reuttlingen."

„Auf Wiedersehen, lieber Pater Placidus."

Menrath strich vergnügt draußen umher. Er klomm auf steilen Bergpfaden höher und sah in fremde stille Thäler unter sich. Er lehnte sich über das Geländer des hölzernen Brückleins, das über einer schwindelnden Tiefe hing und den Felsen des Georgenberges mit der Außenwelt verband. Von nnten drang das Rauschen niederstürzender Wildbäche herauf, und der Athem der Tannen erfüllte die Luft mit Wohlgeruch. Uralte graue Felswände sahen überall zwischen dem Grün hervor. Durch einen Ausschnitt der Wälder sah man in dunkelblauen Tinten das Kellerloch über die Schwazer Höhen herüberschimmern.

Es ist herrlich, herrlich, dachte Menrath. Und dieser Friede!

Aber am dritten Tage krümmte er sich vor Schmerzen. Sein verwöhnter, fast nur an Leckerbissen gewöhnter Magen begann gegen die Zumuthungen, die ihm hier gestellt wurden, zu striken. Er mußte sich erbrechen und steberte vor Kopfschmerzen. Hol's der Teufel, dachte er. Wenn's Einem einmal irgendwo wirklich gefällt, rebellirt das Fleisch. Gut denn, man wird wieder weiter wandern.

Den nächsten Tag war Sonntag. Den hatte Menrath noch abwarten wollen. Man hatte ihm gesagt, daß da verichiedentliche Landleute heraufkämen, um zu beten. Er freute sich, Studien machen zu können.

Als die drei Glöcklein am Kirchthürmchen einträchtig zusammenläuteten, die Kirche war mit dem Wohnhaus und dem Kärtchen verbunden, trat er in den heiligen Raum ein. Pater Placidus erschien eben im goldenen Meßkleid, um das Opfer zu bringen. Er sprach mit lauter Stimme das Consiteor und wendete sich mit ausgestreckten Händen gegen die zahlreich erschienenen Beter. „Der Friede sei mit Euch!" Als er nach dem aAnus äsi sein Gesicht wieder dem Volk zeigte, warf Menrath einen forschenden Blick in dasselbe.

Ietzt, wo Christus auf den Altar herabgestiegen, und über seine Lippen gegangen war, welche Empfindung zeigte seine Miene? Eine unendliche Güte sprach aus ihr. Menschliche Theilnahme mit den Brüdern, den Bedürftigen, Seufzenden, redete aus der segnenden Bewegung feiner Hände.

Menrath schüttelte den Kopf. Wahrhaftig dieses Mannes Glaube war seine Liebe. Einen anderen besaß er nicht. Deshalb sein Schweigen gestern.

Reuttlingen verließ mit den Anderen die Kirche. Er ging in den Wald. Sein Haupt war schwer. Aus Mangel an Glauben: Liebe. So hatte auch Iener keinen Halt gefunden und sich in die Liebe hinübergerettet. Also auch der nicht! Wohl ihm, daß er die Liebe fand! — Vor dem Kreuz, das an einem Lärchenstamm angebracht war, kniete eine Zillerthalerin und betete inbrünstig. Menrath wollte umkehren, nm sie nicht zu stören, da der Weg knapp an dem Baum hinführte. Aber sie hatte ihn schon bemerkt und rief ihm ein leises: Grüß Gott! zu. „Grüß Gott!" gab er zurück und sah in das hübsche von der Arbeit stark mitgenommene Gesicht.

„Und geweint," sehte er hinzu, „wenn doch der Herr da hängt, der den Menschen hilft."

„O mei!" die Bäuerin machte eine flehende Handbewegung, „wann er mi nur dösmal hören thät. Woast scho, 's is wegen dem Buam."

„So, so, wegen Ihrem Sohn also." Menrath ärgerte sich über seine mangelhaften Dialectkenntnisse.

„Ia, wegn an Ferdl. Woaßt scho, er soll «zogen *) werden, und i woaß vor lauter Arbeit not ein und aus. Der Bua hat so brav mitthan. Hiazt soll a fremder Knecht zua, und mir hcnn eh 's Auskomma so knapp."

„Aber wenn Sie recht andächtig beten, wird doch unser Herrgott einen Ausweg zeigen," warf Menrath hin, „meinen Sie nicht?"

„Ia wenn ma dös wissn kunnt," entgegnete die Bäuerin trübselig, „manchmal geht a alls umkehrt. Aber i denk ma halt, was Andersch als bittn kann i not, so bitt i halt."

„Sie glauben doch, daß Sie gehört werden," Menraths Angen verloren sich in die der Frau. Sie senkte die Wimpern.

„Mei! Eppes**) muaß ma glauben, not?"

„Nein, man braucht, denke ich, nicht zu glauben, das liegt in der Ueberzeugung des Menschen.

„Na, i denk ma halt: entweda is Oaner oben, der mi hört, guat. Oder 's is Koaner nit, nacha hab i halt than, was i kinna hab. Mehr als bittn kann ma not."

Li äso, si gea, kam es Menrath aus seiner Schulbubenzeit in's Gedächtniß. Und wie hatte er damals die alten Römer wegen ihres

*) Zum Militair kommen. **) Etwas.

SKpticismus verachtet, der gar so klein und dumin aussah. Diese Zillerthnlerin schien eine Nachkommin der Söhne des Cincinnatus zu sein. Nach einigen tröstenden Worten ging Reuttlingen weiter und ließ die Bäuerin vor ihrem Kreuze zurück. Also auch im Volke das: Wenn! Unter den Priester«, den Bauern, von den „höheren" Kreisen ganz zu schweigen. Schaukelnde Seelen, über dem Nichts tanzende Gaukler!

Es schwankt, es schwankt. Oben, unten! Seekrankheit!

„Scholastika!" sagte eine Stunde später Menrath, als die heraufgepilgerten Bauern im Kärtchen ihren größten Durst gestillt hatten, „Scholastika, nicht wahr, Sie sind fromm."

„Fromm? Na dös wollt i moanen," antwortete sie sich kerzengerade aufrichtend. Er betrachtete mit liebevollen Blicken ihren dünnen fest um den Kopf geflochtenen Zopf, durch den ein schwarzes Sammetband geschlungen war. Diese prächtige Positivistin mit der Baßstimine!

„Scholastika, nicht wahr, Sie glauben an die Engel und Heiligen?"

„Na, dös wär' traurig, wenn i dös nit thät. Michael, Gabriel, Raphael."

„Giebt's nicht auch elftausend Jungfrauen?"
„Natürli thuts die gebn."

„Sind die Klugen und Thörichten da mit eingerechnet oder nicht?" Sie sann einen Augenblick nach. „Na, sell nit. Die sein extra." „Demnach elftausend und vierzehn Jungfrauen. O, Scholastika — mich schmerzt der Kopf so sehr."

„Weils zu wenig essen than."

„Aber eine Frage muß ich doch noch an Sie richten. Wie stellen Sie sich den Himmel vor? Gerade von Ihnen möcht' ich's wissen."

Sie stellte die leeren Weinstaschen, die sie in der Hand gehalten hatte, auf den Holztisch, an dem Menrath saß, und richtete ihre kleinen braunen Augen wie visionär in die Ferne.

„Christus (mit einer kleinen Neigung des Hauptes) in der Mitten. Links neben ihni Maria. Rechts der Joseph, darüber der heilige Geist, dann die Chöre der Seraphim, der Cherubim mit ihren silbernen Harfen. Dann die Märtyrer in schneeweißen Kleidern im Halbkreis, die Kirchenväter in langen Mänteln, dann die Reihen der unschuldigen Kinder, jedes ein Vergißmeinnicht zwischen den Fingern. Die Jungfrauen in makellosen Schleiern, die Priester und Könige schimmernde Kronen auf den Stirnen. Die Krieger blitzende Lanzen haltend. Dann der lange, lange Zug der anderen Seligen, Millionen und aber Millionen, ganz weiß bekleidet, ganz schön . . . silbrig und —"

„Und was thun diese Alle, die lange Ewigkeit hindurch, Scholastika? Wird's ihnen denn nicht langweilig?"

„Sie schauen Alle auf Christus, auf seine heiligen lächelnden Augen, auf seinen heiligen lächelnden Mund, auf seine heilige lächelnde Stirn, und sie können nimmer wegschauen, er ist so schön, so schön, daß ihnen alle tausend Millionen Iahre wie ein Tag sind und sie den Abend noch immer nit möchten . . ."

„Scholastika, Scholastika, hörst denn gar nix? Der Seppl will no a Viertele."

Pater Placidus ist hinter sie getreten und legt die Hand auf ihren Arm.

„Lassen Sie sie, Hochwürden, sie ist eben im Himmel." Menrath blickt mit heimlicher Verwunderung in das Gesicht der alten Schenkin, das in diesem Augenblick, wie von irgend einem geheimnißvollen Licht bestrahlt, jugendlich schön erscheint. Sie erwacht, schüttelt sich und trottet nach dem Keller. Menrath sitzt nachdenklich da. Die hat ihn, den wunderbaren süßen Kinderglauben. Selig sind die Einfältigen! O Scholastika, weshalb kann ich Dich nicht heirathen, liebe, ehrliche Baßstimme?

Weshalb bist Du kein feines Fräulein mit rosigen Fingernägeln und gepflegtem Haar? Weshalb rauschest Du beim Gehen nicht von geheimnißvoller Seide?

Eine, die so glaubt! Wie müßte die lieben können!

III.

Am nächsten Tag vertraute er sich ihr an. Wie gut es ihm hier gefiele, wie er aber zu seinem Bedauern doch fort müßte, weil sein Magen die Kost nicht vertrüge. Scholastika blickte ihn ganz verblüfft an. Wie? Diese Kost, bei der sie und Pater Placidus sich nun ein Viertel-Iahrhundert gesund und wohl befanden?

Er mußte doch wohl recht, recht krank sein, der arme Herr! Sie hatte einmal Einen gekannt, der an Magenkrebs litt und auch kein Essen vertragen konnte. Am Ende war's bei ihm dasselbe. Mit der Breitner Peppi ging's auch ähnlich. Sie hatte die Bauchwassersucht und konnte das Zehnte nicht verdauen. Der arme Herr! Er sollte sich doch beim Bader unten in Schwaz, der auch Hühneraugen schnitt und Leichen wusch, untersuchen lassen.

„Das ist ein guter Einfall," sagte Menrath, mit vor Vergnügen strählendem Gesichte, „wo liegt denn Schwaz?"

Den Georgenberg hinab gehen auf breiten prächtigen Waldwegen, immer gerade aus, dann komme Kloster Fiecht, und da läge auch schon Schwaz da. „Oder wissens, wenn's auf Innsbruck fahren und Ihnen für a Wochn anessen thäten und heroben bei uns nur Milch nehmeten, ging dös nöt?"

„Kann man das nicht in Schwaz besorgen? Innsbruck ist eine Stunde Eisenbahnfahrt entfernt, mich herrscht dort jetzt eine tropische Hitze, wie mir von früheren Reisen her bekannt ist."

„Na ja, dann versuchen Sie's amal beim grünen Kranzl. Der Wirth ist der Gemeindeschreiber Steinlechner. Gleich im Ort rechts, die Villa im Garten. Es is schon a grüns Kranzl über die Hausthür gemalt."

„Und wie weit hab' ich bis dahin zu gehen?"

„A Stund abi, und anderthalb ausi."

Menrath stieg von seinem einsamen Berg, wo ewig grüne Dämmerung herrschte, hinab in's goldene Thal. Als er den ersten Ausblick auf die Ortschaft unten erhielt, mußte er sich zusammennehmen, um nicht wie ein kleiner Iunge in einen Schrei des Entzückens auszubrechen. Wie ein Strauß bunter Blüthen lagen die Häuschen da, vom silbernen Band des Inn gleichsam umschlungen, von himmelhohen Bergen behütet; von jenseits des Thales bis an den Rand des Waldes, an dem Menrath stand, wölbte sich ein herrlicher Regenbogen herüber. Einzelne nach Norden fliehende Wolken und ein feuchter, fast betäubender Wohlgeruch, der aus der Erde stieg, erzählten von dem Gewitter, das eben vor Kurzem über die Ortschaft gezogen war.

Menrath kommt sich leicht wie ein Vogel vor, als er die letzte Höhe überschreitet und in die lange Ebereschenallee, die in den Ort führt, einbiegt. Die ersten Höfe beginnen, und richtig, da ist auch schon an einem besonders anheimelnden Häuschen ein grünes Kränzlein sichtbar. Er durchschreitet den Vorgarten und tritt in den Hausflur. Ein halbes Dutzend Hunde verschiedener Rassen springen auf ihn zu und umbellen ihn lustig. Von drinnen Stimmen, ein quiekendes Clavier, dem eine, wie es scheint junge Hand einen Walzer abquält. Er tritt in eine getäfelte, mit hundert Kinkerlitzchen angefüllte Stube. Auf einem großen Tisch, um den mehrere Stühle stehen, balgen sich zwei riesige Katzen. Durch den Lärm, den sie verursachen, aufmerksam gemacht, erscheint ein Mann in bequemer Hauskleidung unter der Thür, die in's Nebenzimmer führt.

„Werd's herunter gehen, ös frechen Viecher, entschuldigen schon, Herr; Tini!" Er steckt den Kopf in die andere Stube, „laß die Klimperei, es is a Gast da. Resi, wo bleibst denn? Herrgott ist das a Wirtschaft! Was wünschen denn der Herr, ich werd Sie selbst bedienen, einen halben Spezial*), nicht wahr?" In diesem Augenblick schließt der Walzer mit einem übermüthigen Mißaccord, der Clavierdeckel wird zugeworfen, und im Thürrahmen erscheint schlank, jung, goldhaarig, mit tausend Grübchen im Gesicht, ein Mädchen.

„Grüß Gott!"

„Grüß Gott, Grüß Gott!"

Menrath schaut sie entzückt und immer entzückter an. Sie lacht ihm entgegen und zeigt zwei Reihen der herrlichsten weißen Zähne.

*) Bessere Weinsorte in Tirol.

„Da ist der Wein," sagt der Hausherr, eine Flasche auf den Tisch stellend, und zu seiner Tochter gewendet: „Du, möchst Deine Toilette nit ein bißl in Ordnung bringen?"

„Ah was!" sie wirft die dicken blonden Zöpfe in den Nacken, „der Herr hat gewiß schon Bauernmadln gesehn."

„Alloh!" der Vater wirft ihr einen befehlenden Blick zu, sie verschwindet hurtig.

„Heißes Wetter! Sie erlauben schon, daß ich mir mein Pfeiferl wieder anzünd' —" er steckt den ausgelöschten Tabak in Brand. Menrath schiebt ihm liebenswürdig einen Stuhl hin.

„Wollen Sie sich nicht setzen? Ich komme vom Georgenberg. Man hat mich zu Ihnen geschickt, um meinen traurig gewordenen Magen wieder heiterer zu stimmen."

Herr Steinlechner lacht herzlich und läßt sich an der Seite des Gastes, der den Wein versucht, nieder.

„Ja, mit dem Essen ist's schlecht bestellt oben, das kenn ich." Auf ein Glockenzeichen des Hausherrn erscheint eine ältere Kellnerin. „Rest, was is denn zum Essen da, was Feins?"

Resi denkt nach, dann giebt sie die wenig tröstliche Antwort: „Nix. Das letzte Stück Apflstrudl hat die Frau dem Herrn Bürgermeister vorhin auftragn. Mögens vielleicht einen Kaiserschmarrn mit eingemachten Obst?"

Tini, die Zöpfe ordentlich um den Kopf geschlungen, ist wieder eingetreten.

„Oder mir stechn Ihnen ein Henderl ab. Backhendl mit Häuptlsalat." „Bitte darum! um all die Speisen, die Sie eben nannten. Ich bin sehr hungrig."

Die beiden Frauen entfernen sich hurtig. Herr Steinlechner zieht seinen Gast in ein längeres Gespräch. Eine harmlose Neugierde guckt ihm aus den Augen. Daß er etwas „Nobles" ist, der Herr mit dem schönen traurigen Gesicht, sieht man ihm an. Aber was? Menrath studirt indessen die treuherzig verschlagene Art seines Gegenüber. Geineindeschreiber, zugleich Wirth, Vater einer bildschönen Tochter, Herr einer etwas genialen Wirtschaft, hm, hin. Plötzlich fühlt Menrath etwas Weiches, Warmes über seinen Hals streichen. Die eine der beiden Katzen hat es sich auf seiner Schulter bequem gemacht. Steinlechner versetzt ihr Eins mit dem Pfeifenrohr, sie springt auf eine Nähmaschine, verwickelt sich in ein Strickzeug und reißt Wolle, Nadeln und Strumpf in wilder Eile mit sich fort.

Steinlechner ist aufgestanden und springt fluchend hinter ihr her, sie entweicht durch die lose angelehnte Thür, durch die zugleich ein großer weißer Pudel hereintollt.

„Himmelkreuzsakra!" Steinlechner packt den Hund an den Ohren. Menrath schüttelt sich vor Lachen. „Lassen Sie ihn doch. Ein reizender Kerl. Köstlich, köstlich! Das reine Thiertheater!"

„Das kommt davon," sagt der Hausherr zwischen Aerger und Lachen, „meine Frau ist in die Katzen vernarrt, sie schlaft sogar mit einer zusammen, ich hingegen Hab die Hund gern. Da giebts die beständige Balgerei. Aber mir sind halt solche Viechnarren. Meine Tini hat gar ein Kalb, von dem sie sich nicht trennen will. Die Kuh ist nach seiner Geburt eingegangen, da hat das Mädl sich in den Kopf gesetzt, das Junge aufzuziehen. Jetzt is es schon ein Mordstrumm, wird aber noch von ihr verhätschelt und abgebusselt."

Später deckte die Kellnerin den Tisch. Tini brachte die vortrefflich zubereiteten Speisen und ging mit ihrem Vater hinaus, um den Gast ungestört feiner Mahlzeit zu überlassen. Nach einiger Zeit erschien Herr Steinlechner wieder, jetzt fein gekleidet.

„Ich will mich empfehlen, ich geh jetzt in's Amt, lassen Sie sich's gut schmecken, und beehren Sie uns bald wieder."

Es mochte etwa eine Viertelstunde vergangen sein, da umgaben Menrath drei Hunde, zwei Katzen, einige Hühner und eine junge Ziege, die ihn bettelnd anmeckerte. Tini trat herein, um nach etwaigen Wünschen des Gastes zu fragen, und brach in ein klingendes Lachen aus.

„Werd's hinaus gehen! Aber so was! Marsch Schncmtzl, Binkerl, gehst fort!"

„Lassen Sie sie doch," sagte Menrath belustigt, „es macht mir ein ungeheueres Vergnügen. Blos Eins fehlt noch: Ihr Kälbchen."

„Hat der Vater davon erzählt?" Sie erröthete und drückte verschämt die blitzenden Zähne in die Unterlippe. „Bei uns geht's wild her. Ich weiß wohl. Aber es macht uns so viel Freud. Sie haben uns alle so viel lieb, die Viecher. Vorigs Jahr hat der Vater zwanzig Küh gehabt. Aber die Mutter war nit damit einverstanden. Sie is nit recht gesund. Und das viele Vieh hat ihr zu viel zu schaffen gemacht. Jetzt habn mir nur mehr sechs Küh und zwei Pferde."

Menrath schaute in ihr schönes volles Kindergesicht, das wie eine eben erblühte Rose rein und makellos in die Welt sah. Der Reichthum der blonden gleißenden Haare, die purpurnen Kinderlippen, in die sie alle Augenblicke die weißen Zähne vergrub, machte ihren Anblick entzückend. Ihrer Gestalt nach mochte sie sechzehn, siebzehn Jahre zählen: die junge feste Brust, deren Form das dünne Perkalleibchen verrieth, saß stolz und hoch wie bei einer griechischen Göttin. Tini fühlte feine Blicke über sich hingleiten und gerieth in Verlegenheit. Sie wollte sich entfernen. Er warf schnell einige Worte hin, um sie zu halten. Ob sie schon lange die Schule verlassen habe, ob sie schon Reisen gemacht hätte, und Aehnliches fragte er sie. Die Schule? Ha, war das eine lustige Zeit gewesen! Die Lehrer hatten immer so viel über sie lachen gemußt, daß sie sie für ihre Frevelthaten garnicht strafen konnten. Und die Colleginnen, war das nett! Alle paar Tage mar sie mit „Stück ihrer Dreißig" nach Hause gesaust gekommen, und Vater mußte eine „Jause" zum Besten geben. Dann is gegessen, getrunken, getanzt morden. Der Lehrer war auch einige Male, selbst der Katechet mit gekommen. Sie haben die ganze Wiese hinter dem Haus „vertrampelt". „Wer nit wahr, wenns einem Freud macht! Warum soll ma nit thun, was einem Freud macht?" Und dafür haben sie dann am Samstag der Mutter Gottes schöne Kränze geflochten. „Wir haben da draußen, vorm Ort einen Garten, da wachsen so viel Blumen, daß man mit geschlossenen Augen nur zulangen braucht. Bis über die Ellenbogen taucht ma unter in lauter Veigerln, Vergißmeinnicht und Nelken. Und das schöne Obst! Die Hälfte davon verfault, weil ma gar nit wissen, wohin damit." Menrath lauschte ihr mit leuchtenden Augen. Sie saß auf dem Rande des Tisches vor ihm und schwatzte. Der Pudel hatte ihr den einen ihrer Hausschuhe vom Fuß gezogen und ging triumvhirend damit in der Stube herum. Menrath warf einen verstohlenen Blick auf den schneeweißen Strumpf, der unter dem Kleidersaum heroorsah.

„Und Vater ist Gemeindeschreiber, weshalb nur, wenn Ihr doch ein so großes Anwesen habt."

„Ja, das is so," erklärte sie altklug. „Das Amt allein macht ihm keine Freud, ebensowenig als ihn die Wirtschaft allein freuen thät. Er sagt, a jeds Ding hat zwei Seiten. Und er sah beide auf einmal, deshalb —"

„Donnerwetter, das ist ja meine eigene — Krankheit, hätt' ich bald gesagt." rief Menrath. „Sehen Sie, das verursacht, daß uns keine von verschiedenen Beschäftigungen vollständig befriedigt. Man kann dieser Seelenzersplitterung auch in andern Klassen begegnen, hm"

„I weiß nit, i seh alleweil nur eine Seiten," rief Tini, den jungen Kopf in den Nacken werfend, „die schöne, frohe ... die andere geht mich nir an."

Menrath fühlte einen Rausch sich ergreifen. So sehr er auch ein Freund feiner Umgangsformen war, und so sehr ihn einerseits dieses Naturkind mit seinen derben Sitten abstieß, so mächtig fühlte er sich andererseits angezogen. Seine Augen hingen wie verzaubert an diesem jungen kräftigen Körper, in dessen Adern man das übermüthige Blut brausen zu hören glaubte. — Plötzlich glitt sie mit einer raschen Bewegung von Tische herab.

„Die Mutter ruft. Jessas, mei Schuh! Na wart, Schnauzl, i zeig di bei der Polizei an, Dieb, Du! Grüß Gott, Herr! Auf Wiedersehn, menn's wieder einmal in unsere Gegend kommen." Sie sprang, den Schuh in der Hnnd, hinaus und ließ die Thürs hinter sich in's Schloß fallen.

Die zweite Positivistin, dachte Menrath, und diesmal eine der Freude, des Lebens, des Genusses. Er starrte einige Minuten vor sich hin, stand auf, drückte auf die Glocke, bezahlte seine Zeche und entfernte sich. Wie im Traume legte er den Weg nach seinem Berg zurück. Die Bäume schienen ihm nicht grün, sondern golden zu sein, voll von Lichtern besteckt, Christbäume. Einige Male warf er sich unterwegs nieder und sah lächelnd in den Abendhimmel über sich.

Welche Originale hatte er hier schon kennen gelernt, er, dem die Schablonenmenschen der Gesellschaft schon zum Sterben langweilig geworden waren. Die Salonjungfrauen mit und ohne Vorurtheile, wie kannte er ihre Redewendungen auswendig. Hier konnte man doch noch über den einen oder den anderen drolligen Kauz lachen, aber in der Stadt, in den Sälen der Gesellschaft gab's nicht einmal Iemand, den man frisch und fröhlich auslachen konnte.

Es dunkelte schon, als er auf dem Georgenberg anlangte. Scholastikas Baßstimme begrüßte ihn aus der Küche. „Vergnügt gewesen?"

«Sehr vergnügt, Scholastika!"

Er schlief bis in den hellen Morgen hinein. Die frische Luft, die seelische Ruhe, die er hier genoß, begannen ihre Wirkung an seinen zerrütteten Nerven zu thun. Seit er nicht mehr zu jenen Selbstmördern gehörte, die die Nacht zum Tage machen und ihr Lager gegen Morgen aufsuchen, um es gegen Abend geschwächt und unausgeruht zu verlassen, fühlte er neue Kraft durch seinen Leib strömen. Er trieb sich draußen in den Wäldern umher, er stieg, wie ein Iunge Geheimnisse suchend, in Schluchten und Höhlen herum, freute sich über jeden glänzenden Käfer, den er entdeckte, und ließ sich immer auf's Neue von der tiefen Stille entzücken. Er vergaß sogar, sich nach dem Befinden seines Magens zu erkundigen, kaute harte Wurst und schwammiges Brod und flüsterte Scholastika zärtliche Worte zu, die sie erröthen machten. Aber am dritten Tage lief er voll Sehnsucht und Ungeduld den Berg hinab nach Schwaz. Er wurde wie ein alter Bekannter empfangen. Sogar die Mutter kam herbei, eine ältere grämliche Frau, die ihre meiste Zeit in der Küche verbrachte. Tini lachte ihn init ihrem ganzen Gesicht an. Heute war ein besonderer Tag. Es wurde geschlachtet. Sie lief hin und her. Steinlechner ging nicht in's „Amt". Im Hofe stellten sie Pfannen und Töpfe auf, um das Blut aufzufangen. Dann wurde Wasser in der Küche erhitzt und ein Trog voll hinausgetragen. Tini, eine große Schürze vorgebunden, zupfte Menrath am Aermel. Er solle doch mit hinauskommen. Es sei ein prächtiges Schwein. Sie freue sich schon auf die frischen Würstl. Er folgte ihr widerwillig, aber er schämte sich, zu gestehen, daß ihm der Anblick des Blutes und des „Schlachtens" höchst peinlich sei. Man hörte das Grunzen des Thieres, das der eben angekommene Metzger in den Hof führte. Einige Dienstleute standen mit vergnüglichen Gesichtern hemm. Der Metzger wetzte sein Messer leicht und kniete sich auf das zappelnde Thier, das laute Iammertöne ausstieß. Menrath wandte den Kopf ab und sah in Tinis schönes strahlendes Gesicht, das von leichter Röthe überhaucht war.

„Thut Ihnen das Opfer gar nicht leid, Fräulein Tini?"

„Leid? O du mein!" Ihre Zähne blitzten. „Wenn das Eine hin is, kommen a paar Dutzend Andere dafür auf die Welt."

Sie sah mit lachenden, festen Blicken den Todeszuckungen des Thieres zu: dann ging sie „Blut auffangen". Ihn schauerte, und doch zog es ihn mächtig in ihre Nähe. Wie sie vorhin so schön und kalt in ihrer ganzen unbarmherzigen Jugendherrlichkeit dagestanden hatte, war ihm gewesen, als sähe er der verkörperten Natur in's Antlitz. Er trat in's Haus, strich durch die unteren offen stehenden Zimmer und entdeckte das von Tinis Händen mißhandelte Piano. Seine weißen, schlanken Finger streiften liebkosend über die Tasten. Dann schloß er die Augen und begann zu phantasiren. Leise und schüchtern, halb stockend, wie junge hungrige Vogelstimmen, klangen die Töne unter seinen Händen; dann wurde es, als fülle sich das Zimmer mit silbernem Glanz, als senkten unsichtbare Nosen die Kelche... Er hatte die Mondscheinsonate begonnen. Er spielte. Er vergaß zuletzt, wo er sich befand; eine Märchenwelt that ihre strahlenden Thore vor ihn: auf. Wie leise versickernde Tropfen verklangen die letzten Töne des ersten Satzes. Dann wurde es stille. Ein schwerer Seufzer weckte ihn aus seiner Verzauberung. Tini stand hinter seinem Stuhle. Er blickte sie an. Sie mar blaß und hatte die Zähne in die Unterlippe vergraben. Zwei Thränen hingen an ihren Wimpern.

„Fräulein Tini," sagte er weich.

Sie stieß einen unarticulirten Laut aus, reckte die Arme weit von sich und lief aus dem Zimmer ...

„Der Herr is wohl ein Musikprofessor," meinte Steinlechner, die Pfeife aus dem Munde nehmend.

„Leider nicht," antwortete Menrath und erhob sich vom Clavier „Ein Musikprofessor ist doch zu Etwas nützlich in der Welt, ich — guten Abend, Herr Steinlechner." Er grüßte kurz und verschwand aus der Stube. Er war, ohne den Grund zu kennen, traurig geworden. Langsam stieg er den Berg hinan. Plötzlich ergriff ihn die Lust, zu schlafen. Er ließ sich in's Moos nieder und schloß die Augen.

Als er erwachte, war es später Abend. Er legte rasch den Nest des Weges zurück. Er sehnte sich auf einmal nach Scholastikas Baßstimme, nach der guten mütterlichen Theilnahme, woinit sie ihm begegnete. Als er in den Hausstur trat, stolperte er über Etwas.

Sie eilte sogleich mit einer Kerze herbei.

Eine kleine Pyramide von Conservenbüchsen stand hier aufgestapelt. Sie schienen eben einer Kiste entnommen zu sein.

Krebsschwänze, stand auf der einen, Spargel, auf einer andern, Sardellenbutter, Rinderzunge, Huminerscheeren wieder auf anderen.

Menrath fühlte sich von tiefer Rührung ergriffen. „Scholastika, Sie Engel, Sie! Wie konnten Sie nur meine Lieblingsgerichte ahnen?"

Ihr Gesicht verlängerte sich. „Ihre — o du mein! Der Herr von Reuttlingen glaubt wohl gar, das war' für ihn? Dös thut mir aber mirkli leid. Na, Herr von Reuttlingen, das gehört nit Ihnen, das is der Frau Baronin ihrs."

„Wie? Was?" rief Menrath auf's Schmerzlichste enttäuscht aus, „der Frau Baronin, wer ist die Frau Baronin, wo ist sie? Ich finde — nein—" er sah ganz zornig aus. „Es ist doch kein fremder Gast angekommen?"

„Freili," sagte Scholastika gelassen, „wie alle Jahr um diese Zeit. Die Frau Baronin aus Wien."

Menrath schnitt eine Grimasse. „Adieu, schöner Frieden! Sie hat auch Hunde mit sich, nicht? Oesterreichische Baroninnen führen immer Hunde mit sich."

„Ich Hab noch keinen bei ihr gesehen. Vielleicht hat sie ihn in Wien."
„Nun — gute Nacht, Scholastika."

„Wartens, i leucht Ihnen." Sie ging gut und mild neben ihm die Treppe hinauf und öffnete ihm sein Zimmer. Seufzend begab er sich zur Ruhe. Nun war's also hier aus. In großen Hotels stören die Fremden einander nicht. Einer geht am Anderen theilnahmslos vorüber. Aber in einem so kleinen Hause wie hier mußte es nothwendiger Weise zwischen den einzelnen Parteien zu persönlichem Verkehr kommen. Und er verspürte gar keine Lust, einer alten Baronin den Shawl um die Schultern legen zu helfen und Süßholz mit ihr zu raspeln. Denn eine alte Baronin mar es bestimmt. Eine junge, lebenslustige geht erstens nicht zu längerem Aufenthalt auf den Georgenberg, sodann führt eine junge auch keine Conservenbüchsen mit sich. So viel Klugheit hat nur eine Alte.

Das letzte Raisonnement entsprang zum Theil ganz gewöhnlichem Neid. Weshalb war er nicht auf diese glückliche Idee gekommen, die Fasttage auf Georgenberg durch eingepökelte Rinderzungen u. s. w. erträglich zu machen?

Am Morgen blieb er länger als sonst zu Bette, um ihr nicht zu begegnen. Er würde noch früh genug das freiherrliche Parfüm athmen müssen. Als er in den Garten schritt, um an seinem kleinen Tisch den Kaffee einzunehmen, sah er eine Dame mit dem Rücken gegen sich gekehrt in einem Sessel ruhen. Aha, da war sie. Ein Hund mar nicht dabei, aber ein grauer Plaid hing über die Rücklehne des Sessels, was ihn verdroß, denn er konnte graue Plaids nicht ausstehen. Er trank seinen Kaffee, bemühte sich, Scholastika seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, die am Brunnen Flaschen spülte, konnte es aber nicht über sich bringen, seine Augen von der Dame abzuwenden. Sie saß so regungslos da! schlief sie? Natürlich, alte Tanten nicken leicht ein, wenn sie ohne Strickstrumpf und Gesellschaft sich selbst überlassen sind. Immerhin dankensmerth war es, daß sie sich mindestens ruhig verhielt und den Frieden hier nicht störte. Scholastika ging mit ihren gereinigten Flaschen hinein; die Dame saß weiter, ohne sich zu bewegen. Da soll doch — dachte Menrath. Weshalb so eine alte Tante auf den herrlichen Georgenberg kommt? Schlafen kann man überall. Er erhob sich und ging in einem kleinen Bogen um ihren Strohsessel herum. Sie hatte einen großen dunklen Hut auf, der wenig von ihrem Gesichte sehen ließ. Es schien ihm ein altes Gesicht zu sein. Uebrigens schlief sie nicht, sondern las aus einem Buche, das vor ihr auf dem Tische lag. Sie sah nicht auf, als er vorüberschritt.

Mittags blieb sie unsichtbar. Aß sie auf ihrem Zimmer oder im Refectorium? Gegen Abend kam Pater Placidus herab und unterhielt sich einige Zeit mit ihm.

Als er sein Zimmer aufsuchte, huschte Etwas vor ihm die Treppe hinauf und verschwand in einer der Stuben oben. Gewiß ihre Zofe, denn für eine alte Dame war der Gang zu elastisch.

IV.

Am nächsten Tag ergriff ihn große Sehnsucht nach Schwaz. Obgleich er die Ruhe leidenschaftlich liebte, überkam ihn zuweilen heftige Sehnsucht nach Gesellschaft, nach Lärm, nach Trubel. Er schlenderte den Wald hinab. Als er auf das hölzerne Brücklein kam, sah er eine kleine, zierliche Gestalt vor sich gehen. Sie wandte sich nach ihm um, beschleunigte ihre Schritte und war plötzlich im Wald verschwunden. Wenn ich zurückkomme, muß ich mich erkundigen, ob sie eine Zofe hat, dachte er. Dann überlegte er, welch' komischer Kauz er doch sei, hier oben auf dem langweiligen Berg zu sitzen, anstatt nach St. Martins zu reisen, wo ihn jeglicher Comfort erwartete. Die Gegensätze in seiner Natur lagen in beständigem Kampf mit einander. Wo sein besseres Ich gepackt und ergriffen wurde, zeigte auch sofort die ätzendste Selbstironie ihre Fratze. Hundertmal im Tage pries er sich glücklich, hier oben weilen zu können, und ebenso oft verlachte er seine „eremitenhafte" Anwandlung.

Erst als das unbeschreiblich schöne Bild des Innthals vor seinen Blicken auftauchte, fühlte er sich wieder zufrieden.

Er eilte zu Steinlechners. Die guten Leute setzten ihm nun beharrlich das Gericht vor, das ihm zum ersten Mal so geschmeckt hatte. Er verschluckte sein Backhuhn und bat Tini, ihm einen Walzer zu spielen.

„Nein," sagte sie, „seit ich Ihnen spielen gehört Hab, rühr i keine Tasten mehr an." Eine halbe Stunde später hämmerte sie lustig darauf los. Er spürte eine Gänsehaut seinen Nacken heraufkriechen, hielt sich die Ohren zu und sah entzückt in das schöne Gesicht des jungen Mädchens.

Dann gingen sie nach dem Garten. Hinter ihnen bewegte sich ein bunter Zug: Hunde, Katzen, Hühner, die Ziege und ein kleines Lamm, das der Schäfer Tini neulich verehrt hatte.

„Mei Kalberl," sagte sie traurig, „hab'ns mir neulich abgestochen. Es is mir amal in die Stubn nachgerannt, dabei hats das Unglück gehabt, den Tisch umzuwerfen. Mein Gott, wegn dem bissl Gschirr, das zerbrochen is! Der Vater is so rabbiat wordn."

„Der Vater macht wohl als Gaftwirth wenig Geschäfte," meinte Menrath.

„Natürlich, er thut's ja auch mehr, weil's ihn grad freut. Es kommen ja Leut zu uns, aber Profit habn wir keinen von ihnen. Sehns, da zehn schon wieder die Hendeln in die Blumen. Wenn das wer sieht, stechn's mir auch noch die ab. Werds aussa gehn, gsch, gsch."

„Lassen Sie sie doch nicht in den Garten."

„Ach Gott, wegn der paar Blümerln. Es wachst ja doch Alles wieder nach."

„Alles, Fräulein Tini?"

„Natürlich. Sehns, meiner Mutter is a Töchterl gestorben, und's nächste Iahr darauf bin gleich ich kommen."

Er lachte. „Treu werden Sie einmal nicht sein. Wenn Ihnen Ihr Schatz sterben wird, werden Sie denken: Ach Gott, es wachst ein Anderer nach."

„Mir wird Keiner nit sterben." Sie erröthete bis an die Schläfen. „Schauns den dicken Wurm da an." Sie bückte sich und holte einen langen Regenwurm vom Boden auf. „Da hast, Wuzl."

Der Hahn kam in grotesken Sprüngen herbeigerannt.

„Sind Sie grausam, Fräulein Tini."

Sie sah ihn verlegen an. „Warum denn?"

„Weil Sie den armen Wurm Ihrem gefräßigen Wuzl da opfern."

„O mein! Schauns!"

Sie hockte sich auf den Boden und scharrte ein wenig in der Erde. „Da, sehen's?"

Es glänzte und regte sich in dem feuchten Boden. „Alles lebendig. Das wachst und kraucht und krabbelt. Abends kriechen die Schneckn aus dem Gras. Zu Tausenden, immer zwei und zwei neben einander kriechen sie in endlosen Zügen über die Weg. Ieden Abend ertret ich ihrer ungezählte, und am nächsten Abend sein eben so viel da." Sie kauerte noch immer auf dem Boden, das üppige gelbe Haar um den Kopf geschlungen, die großen blauen Augen, über die ein röthlicher Schimmer flimmerte, auf Menrath gerichtet. Und ihre Finger wühlten spielend in der Erde zwischen dem regenden, krabbelnden Leben.

Plötzlich sah sie neben sich hin und lachte.

„Was wollts denn, ihr Alle?" Hunde und Katzen standen um sie herum und sahen ihr zärtlich, fast andächtig in's Gesicht.

Sie sprang auf, ergriff den Pudel an den Vorderpfoten und tanzte mit ihm im Kreise herum.

War' ich der Schnauzl!" seufzte Menrath.

„Das können's glei haben," rief sie, faßte Menrath um die Schultern und drehte sich mit ihm im rasenden Wirbel herum.

Er spürte ihr glühendes Gesicht an seinem, ihren kochenden Athem und rang nach Luft. Plötzlich lag er im Gras; sie stand mit erhobener Ferse aufgerichtet vor ihm. „Und jetzt sein Sie a Regenwurm, und i ertret Ihnen."

Er fühlte einen Augenblick lang ihren Fuß auf seiner Brust; dann war sie fort.

Sie lief lachend in's Haus. Die losgegangenen Flechten flogen wie goldene Schlangen um ihren Kopf.

Er konnte sie an diesem Abend nicht mehr auffinden. Ganz verwirrt begab er sich auf den Nachhauseweg. Er fühlte eine gewaltige Anziehungskraft von diesem Mädchen auf sich ausgehen, so wie sie ein Schwacher, ein Kranker spürt, der plötzlich in die junge heiße Frühlingssonne hinausgeführt wird und sich unter ihren Strahlen dehnt und streckt. Dabei war ihr ganzes Gebahren das eines Kindes. Es lag etwas Spielerisches in ihrer Art. Sie wußte nicht, was sie that. Ein solches Geschöpf voll lieberfülle war ihm noch nie begegnet. Seine verhätschelte zärtliche Natur bangte sich und lechzte gleichzeitig nach diesem jungen vulcanischen Weibe. Er überließ sich phantastischen Träumen. So ein Wesen an der Seite zu haben! Sie würde ihn neue Werthe im Leben kennen lehren. Freilich, zerreiben würde sie ihn auch. Höchst wahrscheinlich in kürzester Zeit. Ihr dereinstiger Gatte mußte ein Hüne sein, nicht ein von der Cultur verweichlichter Salonmensch, dessen Nerven schon bei der leisesten Phantasievorstellung reagirten, dessen Gesundheit der geringste Zufall niederwerfen konnte. Wenn diese prachtvolle Kraftnatur eine geschickte gärtnerische Hand fände, welch' herrliche Frauengestalt könnte sich aus ihr entwickeln! Abenteuerliche Gedanken stiegen in Menrath auf. — In sie versunken, begab er sich zu Bette.

Am nächsten Morgen sagte Scholastika zu ihm: „Aber jetzt! Kommen's a mal umi*) in's Refectorium." Er folgte ihr. Auf dem Tische war eine Unmasse Conservenbüchsen aufgestapelt. „Und diesmal gehören Alle Ihnen."

„Wann kamen sie?" fragte er froh. „Ich habe doch erst vor zwei Tagen nach Innsbruck darum geschrieben."

„Diesen Morgen ganz früh sein's kommen."

„Scholastika!" Ein Köpschen, von kurzen krausen Haaren umlockt, sah durch die Thüre herein. Bei Menraths Anblick fuhr es blitzschnell zurück.

„Glei, Frau Baronin. Also jetzt freuens Ihnen." Scholastika blickte ihn freundlich an und wollte sich entfernen. Er hielt sie am Aermel zurück.

„Hören Sie, wer war die Dame?"
„Wer? Na, die Frau Baronin."
„Die — Frau Baronin?"

„Aber freili, warum soll's es denn not gmesen sein?"

„Warum? Weil —" er zuckte die Schulter, lachte und sah der davoneilenden Scholastika nach. Mittags traf er die Baronin im Garten. Sie stand vor dem rinnenden Brunnen und ließ sich das kühle Naß über die Finger laufen. Er entfernte sich, die Augen discret von ihr abgewendet. Als sie wieder nicht draußen zum Essen erschien, spürte er leisen Aerger in sich aufsteigen. Wie konnte ein vernünftiger Mensch wo anders als in diesem entzückenden Garten zu Mittag essen? Genirte er sie? Nun, er würde sich sicher aus Galanterie nicht von seinem Tische vertreiben lassen.

„Wo speist denn die Baronin?" fragte er Scholastika.

„Im Nefectorium, sie meint, es mär' kühler drinnen, als draußen."

„War sie voriges Jahr auch da?"

„O, die kommt schon feit sechs Jahren jeden Sommer auf zwei, drei Wochen herauf."

„Sie ist verheirathet."
„Ja."

„Kommt ihr Mann auch mit?"

„Na. I wenigstens Hab sie alleweil nur allein gsehn."

Nach Tisch machte er seinen gewohnten Spaziergang. Oben, ein Stückchen höher im Wald lag noch eine kleine Kapelle. Die Wände waren mit primitiven Fresken geschmückt. Die Thürs stand immer weit geöffnet. Schwalben und andere Vögel flogen ein und aus. Zum Altar, auf dem eine Aster goloros» prangte, führten zwei Stufen. Auf der ersten dieser Stufen pflegte Menrath seine Nachmittagssiesta zu halten. Wenn das Rauschen der Bäume hereindrang, und surrende Bienen, oder eine brummende Hummel sich in den kühlen Raum verirrte, dann schloß er die Augen und »schien sich wie ein verwunschener Prinz. Er träumte dann allerlei Märchen. Er staunte über sich selbst, daß er dasaß, er, der alle Meere durchkreuzt hatte. Er horchte auf das Blut, das in seinen Adern sang. Dann und mann piepste eins der jungen Schwälbchen im Neste auf, oder eine langbeinige Spinne kroch über seine Finger. Das mar Menraths Siesta. Heute, als er etwa eine halbe Stunde lang mit geschlossenen Augen hier geruht hatte und eben einen wunderlichen Traum von einer goldhaarigen Hexe zu träumen begann, rauschte es an der Thürs. Er sah nicht auf. Als aber Etwas wie ein ganz leichter Tritt hörbar wurde, sah er doch auf. Er blickte in zwei große braune Rehaugen, die aus einem schwarzumlockten Köpfchen ihn ansahen. Es war nur ein Augenblick gewesen, denn gleich darauf war die zierliche Gestalt verschwunden. Die Hab' ich erschreckt, dachte Menrath. Aber sie hat das Gleiche gethan. So große Augen zu haben! Und ein so blasjes, krankes Gesichtchen, wie ein Geist! Ein süßes Gesichtchen! Er grübelte über sie nach, war aber zu trag, um sich zu erheben. Abends begegnete er ihr abermals im Flur. Sie senkte schnell den Kopf. Er wußte nicht, sollte er grüßen oder nicht. Schließlich grüßte er nicht. Jetzt, da er seine Conservenbüchsen hatte — eigentlich mar die Idee ihr gestohlen fühlte er sich ihr gegenüber ganz friedlich gesinnt. Auch freute es ihn, daß sie keine „Tante" mar, und daß sie „hundelos" einherging. Ueberhaupt. Als er nach dem Nachmittagskaffee eben aus dem Garten in den Flur treten wollte, stieß er mit ihr unter der Thür zusammen. Beide murmelten Entschuldigungen und blickten sich an.

„So geht es nicht weiter, Frau Baronin," sagte er scherzhaft, „in dieser engen Umgebung müssen mir uns vertragen lernen."

„Vertragen Sie mich nicht?" Sie richtete ihre großen Augen schelmisch auf ihn.

„Ich Sie wohl," antwortete er, seinen Hut in der Hand drehend, „aber Sie mich weniger. So zum Beispiel diesen Mittag flohen Sie erschreckt bei meinem Anblick aus der Capelle."

„O ich floh durchaus nicht. Sie störten mich einfach, und: „Gehen Sie gefälligst hinaus!" konnte ich doch nicht gut sagen, wenigstens nicht — gleich das erste Mal."

Es war wunderlich, wie sich dieses Frauengesicht verändern konnte. Während sie jetzt sprach, schien ihr Kopf einem Jungen anzugehören, einem frechen kleinen Bengel, der sich zu Ungezogenheiten geneigt fühlt. Menrath lachte vergnügt.

„Wenn Sie das doch gesagt hätten, welches Vergnügen für mich. Hier oben in den Bergen sollte man jeder Form abschwören." Form? Was ist das?"

„Ah!" Scholastika trat zufrieden lächelnd zu den Beiden. „Aldann, jetzt vertragens Ihnen doch. Gelten's, Herr von Reuttlingen, die Frau Baronin ist do not so schiach,*) wie's glaubt habn." Auf seinen betroffenen Blick setzte sie hinzu: „Wie Jhnere Conservenbüchsen ankommen sein, war der Herr außer sich vor Neid. Jessas und Joseph! 'er Hütt a solchen« gmöcht. Da hat er a Wuth auf Ihnen ghabt. Jetzt thät er sie Ihnen schon vergönnen," meinte sie mit zwinkernden Augen und ging weg.

„Besonders, seit er selbst welche hat." Menrath gab sich mit ein paar Worten der Baronin als Plagiator zu erkennen, der ihr ihre „Idee" gestohlen habe. Sie lachte mit ihrer silbernen Kinderstimme. Schließlich trennten sie sich, nachdem sie einander „Waffenstillstand" versprochen hatten und sie ihm erzählt hatte, daß sie nicht im Geringsten an dem Titel schuld wäre, den man ihr beilege. Sie hätte nicht einmal eine „Baronin" in ihrer Verwandtschaft. Aber die gute Scholastika ließe es sich durchaus nicht nehmen, sie auf diese Art zu „ehren".

Als nach ein paar Tagen Regen eintrat, war Menrath genöthigt, ebenfalls im Refectorium zu essen. Er fragte zuerst bei seiner Hausgenossin an, ob ihr dies auch angenehm wäre, sonst ließe er sich oben in seinem Zimmer decken.

„Sie sind ein braver Menschenfreund," entgegnete sie mit leisem Spott; „soll ich Ihnen gestehen, daß ich froh bin, wenn noch Jemand im Saale speist? Wenn ich"— sägte sie ihre Stimme dämpfend, — „nämlich allein esse, kommt Pater Placidus herein, und der schnupft und —"

„Und?"

— „und bietet auch mir seine Dose an — und —"
„Sie thun's ihm doch nicht zu Gefallen?"
„Freilich," nieinte sie kleinlaut, „ich schnupfe."
„Wie?"

„Weil's ihn so freut."

Menrath schlug die Hände zusammen.

Sie lachte wie ein verlegenes Kind. „Ja, sehen Sie. Ich kann so schwer Jemand eine Freude versagen." „Sind Sie gut!" „Oder schwach."

Sie aßen zusammen zu Mittag.

„Wissen Sie, was mich so freute, war, daß Sie ganz denselben Geschmack haben wie ich. Sie lieben Krebsschwänze, ich auch," bemerkte er ernsthaft.

„Und ich verabscheue Erbsen und Bohnen."
„Ich auch."

„Welche Aehnlichkeit zwischen uns! Sollten wir etwa Verwandte sein?" mitzelte sie. „Lassen Sie hören." — Sie legte die schwere silberne Gabel weg, — sie führte ihr eigenes Besteck mit sich, — und beugte sich schelmisch gegen ihn vor. „Sie heißen Menrath von Reuttlingen, das hat mir Scholastika verrathen."

„Und Sie haben keinen Namen, Sie heißen blos Frau Baronin."

„O doch." Sie lachte. „Ich habe auch einen Namen, ich heiße Dorothea Gleispach. Gleispach und Reuttlingen, finden Sie nicht eine gewisse Aehnlichkeit in den beiden Namen?"

„Natürlich," rief er, „in Dorothea sowohl als in Reuttlingen kommt ein r vor."

„Da haben wir's."

Nach einer Weile, in der sie ihn heimlich beobachtet hatte, sagte sie „Sie essen zu viel."

Er sah sie bestürzt an. „Wieso?"

„Sie haben da eben ein und einhalb Pfund Spargel verzehrt."

„Es war nur ein Pfund," vertheidigte er sich.

„Es waren zwölf Stangen, folglich war es mehr als ein Pfund. Auf ein Pfund gehen acht Stangen."

„Also dann waren es meinetwegen anderthalb Pfund. Aber woher wissen Sie, wie viel Stangen in einer Büchse sind?"

„Mein Gott, das ist unschwer zu wissen. Man öffne die Büchse und gucke hinein."

Später kam Pater Placidus. Er drehte einen Gegenstand unschlüssig zwischen den Fingern hin und her, erkundigte sich nach dem Befinden seiner Gäste, und endlich, endlich konnte er sich nicht mehr zurückhalten und streckte der „Baronin" die Dose hinüber.

„Verzeihen Sie, Hochwürden," sagte sie, einer plötzlichen Schalkidee folgend, „heute Morgen habe ich aus einem bestimmten Grunde ein Gelübde abgelegt, meiner liebsten Gewohnheit eine Zeit lang zu entsagen und —" Pater Placidus warf ihr einen liebevoll ungläubigen Blick zu:

„Nun, dann lassen Sie's nur."

Teufelsweib! dachte Menrath und sah bewundernd in ihr schmales Knabengesicht mit den großen Augen. Er ertappte sich dunkel auf Etwas, das ihn ärgerte. —

Nachmittags ging er nach Schwaz hinab. Tini, die sich schon länger von ihm beobachtet wußte, hatte in letzter Zeit verschiedene Paradestückchen ausgeführt, um seine Bewunderung zu erregen. Das Tollste aber hatte sie sich für heute aufgehoben. Während er einen Augenblick an der Scheune stand und >sich von einem Knecht die Vorzüge einer neugekauften Häckselmaschine erklären ließ, band sie ihres Vaters Zille, den kleinen Kahn, draußen los, sprang hinein und ließ sich von der rasenden Strömung des Inn forttreiben. Der Vater war nicht anwesend, aber Frau Steinlechner und die Dienstboten stürzten schreiend und händeringend am Ufer ihr nach und winkten ihr zurückzusteuern. Aber Keiner, auch der geübteste Kahnfahrer hätte das vermocht. Die Wirbel des Inn, der ein besonders starkes Gefäll hier hatte, waren an dieser Stelle wie wild gewordene Naturgeister.

Tini winkte ihren Leuten einen Gruß zu und sauste hinab. Bald verschwand sie hinter der Stanser Berglehne. Frau Steinlechner eilte schluchzend nach dem Amt, um ihren Mann zu holen. Menrath lief todtenbleich am Ufer hin und her.

Sich in's Wasser zu stürzen, hätte Nichts genützt, schwimmen konnte an dieser Stelle Niemand. So sann er verzweifelt nach, was am besten zu beginnen wäre.

Indessen kam Steinlechner. Er wollte mit dem nächsten Zug, der in einer halben Stunde abging, nach Kufstein fahren.

Dort befand sich ein Wehr. Lebend oder todt mußte sie dort anlangen. Menrath schloß sich ihm an. Unterwegs redeten sie keine Silbe miteinander. Jeder saß stumm und finster in einer Ecke. In Kufstein wollte man weder einen Kahn, noch ein junges Mädchen gesehen haben. Sie gingen zu Fuß ein großes Stück den Fluß hinauf. Vielleicht kam sie noch, oder wenigstens trieb der Kahn daher. Nichts von alledem.

Gegen Abend fuhren sie wieder zurück. Steinlechner strich sich von Zeit zu Zeit über die Stirne, auf der große Schweißtropfen standen. Das Erste, was sie in Schmaz auf dem Bahnhofe erblickten, war — Tim.

Beide Männer stürzten mit einem Freudenschrei auf sie zu. Nach der ersten minutenlangen Umarmung, in der Steinlechner sie an die Brust gepreßt hatte, ballte er die Fäuste und legte sie ihr drohend auf die Schultern.

Die Mutter, die auch dabei war, beschwichtigte ihn. Heute nicht zürnen, heute nicht. Und das Kind würde in Zukunft auch solche Dummheiten lassen. Tini sah auf Menrath. Er las aus ihren bubentrotzigen Augen das Gegentheil. —

Man fragte sie aus. „Mein, es mar gar Nichts dabei." In Rotholz bei Jenbach, wo der Inn so glatt wie ein Spiegel ist, wäre sie gelandet, das heißt, in's Schilf getrieben. Das „Zillerl" käm' morgen mit der Bahn herauf. Sie selbst wär' mit dem Brückenwirth seinem Wagerl, der grad von Brirlegg herauf fuhr, zurückgekommen. „Bloß a bisserl nasse Füss Hab i kriegt, wie ich an's Land gesprungen bin. Der Boden dort war sumpfig."

„Woher hat Ihre Tochter nur diese Wildheit?" fragte Menrath später den Vater.

„Ich kann mir nur Eins denken," sagte Steinlechner bekümmert. „Als meine Frau ihre Geburt erwartete, war sie sehr elend. Sie sehen ja. sie ist eine kleine schmächtige Frau, in Allem das Gegentheil von Tini. Da hat der Doctor ihr gerathen, sie soll sich so viel als möglich im Kuhstall aufhalten, die Ausdünstung thät ihrer angegriffenen Lunge gut. Die Wörme, der Geruch der Thiers muß auf das Kind irgendwie gewirkt haben. Es kam groß und kräftig zur Welt und entwickelte sich bald zu einem Ausbund von Tollheit. Ich Hab sie durch Prügel, durch gute Ermahnungen, durch alle möglichen Mittel zu zähmen versucht. Nutzt Alles Nichts. Sie spielt mit ihrem Leben, mit uns, mit dem Herrgott im Himmel."

V.

Als Menrath an diesem Abend nach Hause kam, fühlte er nch matt zum Umsinken. Im Refectorium saß Dorothea Gleispach und sah ihn mit ein paar großen, fragenden Augen an. Beide hatten keine Lust, geistreiche Conversation zu machen. Sie fragte ihn, ob er einen Ausflug unternommen hätte, und er antwortete bejahend. Dann meinte sie, sie möchte auch einmal weiter hinabgehen, aber sie wäre so träge. Und oben sei's so schön, so still, und die Bienen sängen wie liebe, kleinwinzige Vögel und flögen ihr den ganzen Tag um den Kopf. Wie sie so plauderte mit ihrer silbernen, etwas eintönigen Stimme, erinnerten ihn ihre Laute an eine heimlich schwätzende Quelle droben bei der Kapelle im Wald. Es wurde ihm wundergut zu Muthe.

Auf diesen heißen Tag der kühle Abend. Sie beruhigte ihn, und seine Augen hingen an ihrem schönen, blassen Gesicht wie an dem einer Mutter, die ihren ausgelassenen Jungen besänftigt. Heute sah sie keinem übermüthigen Buben ähnlich. Ueberhaupt, sie sah jeden Tag, jede Stunde anders aus. Bald alt und greis, bald süß und jung, von unendlichem Liebreiz. Die Seele, das ewig wechselnde Farbenspiel im Menschen, sah in immer anderen Lichtern strahlend aus ihren Mienen. Sie mar sehr interessant, diese Frau, aber Menrath fand, daß er eigentlich keine Zeit habe, sie zu studiren, jetzt, wo ein anderes Bild seine ganze Phantasie auszufüllen begann. Er sagte nur: „Wie Sie sich verändern können, gnädige Frau; heute sind Sie nur Arznei, neulich wirkten Sie wie Sect auf mich."

„Ich kann auch wie Galle wirken," scherzte sie. „Ich bin immer, wie ich eben sein will. Sie sehen heute so angegriffen aus, und da möchte ich gut gegen Sie sein. Mein Michveröndernkönnen ist ja das Zaubernlittel, wodurch ich mein Alleinreisen erleichtere. Ich gebe mich so widerwärtig, daß die Leute einen Bogen um mich machen und mich nicht weiter belästigen."

„Weshalb reisen Sie denn allein?" meinte er apathisch, „ist es für eine Dame denn nicht bequemer, in Gesellschaft zu reisen?"

Es siel ihm ein, daß sie ja einen Mann haben müsse, da sie ‚Frau' genannt wurde.

Sie lächelte ein wenig bei seiner Frage. „Bequemer in Gesellschaft zu reisen, meinen Sie? Hin. Ja, wenn man die richtige sinket, gewiß." Bald darauf erhob sie sich und ging hinauf.

Er träumte von Tini. Dann erwachte er mitten in der Nacht. Er sah Taufende von flammenden, zuckenden Sternen in sein Gesicht schauen. Sie erfüllten ihn mit Unruhe. Was wollten sie, was sollten diese zeheimnißvoll zwinkernden Blicke? Er fühlte sich ganz klein werden. Ein Schwindel, eine ängstliche Beklemmung beinächtigte sich feiner. „Ich bin krank," dachte er und setzte sich im Bette auf. Seit ich auf den fremden Meeren umhersegelte, bin ich krank. Es ist eine große, große Angst, die mich von Zeit zu Zeit überfällt. Horror vsoui nannten's die Alten. Wir Modernen betäuben es in uns. Auch ich hab's gethan. Was aber beginnen, wenn der Körper die Betäubung nicht mehr erträgt? Teufel auch! Er erhob sich aus dein Bett und trat an das geöffnete Fenster.

Eine prachtvolle, tiefdunkle Nacht sah aus den raunenden Schluchten herauf. Darüber der unheimlich fremde Himmel, die Tiefe mit den goldenen Inseln darin.

Ietzt eine Hütte haben, ein Weib, Kinder, deren friedlichem Athem man lauschen konnte! Herrgott, ja! Er fuhr sich über die feucht gewordene Stirn. Und weshalb war er so einsam? Hatte er zu wählerisch gesucht? Nein, eS war etwas Anderes.

Mit seiner fast knabenhaften Gestalt, der weichen, weibischen, verzärtelten Seele, konnte er gerade bei kraftvollen, stolzen Frauennaturen nicht Gegenliebe finden. Oder wenn, dann hatte ihre Liebe zu ihm etwas Spielerisches, Tändelndes, Herablassendes, was ihm eher Aerger als Glück bereitete! Er wollte einer Frau Alles sein, und er fühlte in den meisten Fällen, daß er ihr viel weniger war. Nimm doch eine „Ziehtochter" an, die Du mit der Zeit in Deine Frau verwandelst, hatte jüngst scherzend ein Freund zu ihm gesagt. Er dachte an das herrliche Kind unten im Innthal. Der hätte er Alles sein können. Denn diese herakleische Erdnatur verstand nur die Kraft, alles Andere war ihr unbekanntes Gebiet. Aber kaum, daß solche Vorstellungen in ihm aufgetaucht waren, so verwarf er sie wieder. Es wäre zu einfältig romantisch gewesen. Marlittischidyllisch. Er, der Menrath von Reuttlingen, das Ideal einer gewissen Sorte ästhetisch veranlagter Mondainen, der Gatte der anderthalb Köpfe höheren Bauerntochter aus Schwaz. Er fröstelte und kroch wieder in's Bett zurück.

Am anderen Tage sah er elend aus.

Eine graue Wolke hatte sich in den Bergen verfangen, es regnete. Dorothea saß mit Pater Placidus im Refectorium und schwätzte. „Ah, da kommt Herr von Reuttlingen," sagte der alte Geistliche, als Menrath eintrat, „wollen Sie meine Stelle einnehmen und der Gnädigen Etwas erzählen?"

„O, ich kann wenig erzählen, Pater Placidus, danke, ich schnupfe nicht, ich möchte selbst von Iemand etwas Hübsches erzählt bekommen."

„Was denn?" fragte Dorothea.

„Ein Märchen, worin sie sich kriegen."

Der Alte lachte. „Meinen Sie einander an den Haaren?"

„Meinetwegen auch das. Etwas Grausamkeit ist immer in der Liebe."

„Reden wir nicht über die Liebe," sagte Dorothea, „das macht mich melancholisch. Reden wir über —" sie sann einen Augenblick nach — „über himmlischen Sport."

„Den giebt's nicht," sagte der alte Priester.

„Ei freilich," rief Dorothea; dann wandte sie sich an Menrath. „Denken Sie, Pater Placidus räth mir ab, in's Kloster zu gehen; er, der Ordenspriester, ist das nicht unbegreiflich?"

„Bei dem Motiv, welches Sie in's Kloster treibt, kann ich Ihnen nur abrathen."

„Ist das Motiv Geheimniß?"

„Ach nein!" Ihr Köpschen neigte sich auf die Schulter. „Das Leben ist so leer. Man weiß gar nicht, wofür man da ist —"

„Und wird aus lauter Langerweile fromm," scherzte der Geistliche und erhob sich. '„Auf Wiedersehen! Machen Sie Herrn von Reuttlingen nicht noch melancholischer, als er ohnehin schon ist."

„Sind Sie's in der That?" fragte sie, als Pater Placidus sich entfernt hatte.

Menrath zuckte die Schultern. „Ich bin kein Clown, aber sonst im Allgemeinen, besonders wenn ich gute Conseroen habe, ein zufriedener Mensch."

„Es ist thöricht von mir, daß ich so fragte," meinte sie, „Menschen, die immer witzeln, sind stets innerlich traurige Menschen." „Weinen wir miteinander!" schlug er vor. „Oder lachen wir einander aus," rief sie.

„Das dürfen wir nicht, da wir uns doch neulich als .Verwandte' entdeckt haben."

Sie spielte mit ihren weißen Fingern.

„Sie haben so bleiche Hände, als ob sie ‚Nachts auf einem kranken Herzen' geruht hätten," spöttelte er.

„Ich bin auch krank," versetzte sie leiser.

„O, wahrhaftig? Was fehlt Ihien, oder eigentlich: was ‚fehlt' Ihnen nicht?"

„Das Leben hat mich zerrieben."

„Auch Sie? Weshalb ließen Sie's zu?"

„Sie wissen doch, ich bin so gut, schnupfe sogar aus Gefälligkeit."

„Ich finde," sagte er, über sein sorgfältig rasirtes Kinn streichend, „daß die Bemerkung vom »Zerrieben werden durch das Leben' im Munde einer Dame etwas unglaubwürdig klingt."

„Wieso?" Ein Mann besitzt viel mehr Selbstherrlichkeit, Muth, Klarheit, um sich seinen Weg vorzuzeichnen, gerade so, wie er ihn gehen will. Eine Frau läßt sich von ihrer Schwäche und Gutmütigkeit treiben und verliert schließlich alle Herrschaft über sich selbst."

„Trauen Sie mir Selbstherrlichkeit und Muth zu?" fragte er ironisch.

„Gewiß," entgegnete sie ehrlich. „In Ihrem Wesen liegt etwas Energisches, Selbstbewußtes."

Er sah sie überrascht an. Sie war die erste Fran, die ihm dies sagte. „Was hat Sie denn eigentlich zerrieben," fragte er interessirter. „Ich möchte mir natürlich keine Beichtvaterrolle anmaßen, ich meine nur, Sie können mir vielleicht in großen Zügen andeuten —"

„Ach Gott, sehen Sie, das gesellschaftliche Hin- und Herflattern, das nicht hinter den Andern Zurückbleiben-Wollen, das Mitthun hat mich zerrieben. Die Frauen meiner Kreise haben Nerven wie Stricke, Körper wie

aus Stahl, sonst hielten sie das Leben, das sie führen, ja nicht aus. Zerreißen aber endlich doch einmal diese Stricke, dann gnade uns Gott. Man hat seine Kraft einem Götzen geopfert, der Nichts für das Opfer zurückgiebt. Man wird behandelt wie ein ausgedienter Soldat, der eben Nichts mehr leisten kann. Wer auf anderen Gebieten, ich meine auf nützlichen, hat man leider niemals Etwas zu leisten gelernt. Man steht also von allen Seiten verlassen da und weiß nicht, was mit sich anzufangen." Sie seufzte.

„Ganz meine eigene Geschichte," sagte er. „Sie sehen, mein Haupt beginnt ehrwürdig zu werden, das Grau des Alters fängt an, es zu färben, und doch zähle ich kaum siebenundzmanzig Jahre."

„Wir werden verschlungen."

„Weil mir nicht verschlingen können. Können Sie's auch nicht?"
„Ichs Mein Gott, nein, gewiß nicht."
„Also wieder eine Verwandtschaft mehr."

Sie überhörte ihn und sagte selbstversunken: „Der Georgenberg ist mein liebster Erholungsort. Das ganze Jahr freue ich mich auf die paar Wochen hier. Hier empfindet man seine Einsamkeit weniger. Diese einfachen guten Menschen hier nehmen Einen liebevoll in ihr Herz auf und freuen sich, wenn man sich wohl fühlt bei ihnen."

„Wer freut sich denn nicht über Mnen'? Ihr Mann?"

„Mein — Mann? Ich habe keinen. Ich —" sie wollte Etwas hinzusetzen, schmieg aber.

Nach einer kleinen Pause, in der sie stumm vor sich hingeblickt, erhob sie sich, sagte Menrath ein leises: Gute Nacht! und entfernte sich.

Er schaute ihr sinnend nach.

Eine, die noch einsamer war, als er!

Positiv in ihrer Unpontivität. Genau wie er.

Horror vsoui! . . .

VI.

Ohne es zu beabsichtigen, hatte er einen Blick in die Seele dieser Frau gethan. Sie erschien ihm wie ein kleines hilfloses Kind, noch viel hilfloser als seine eigene. Sie glich ihrem Aeußeren, das schwächer, zärtlicher, gebrechlicher als seines mar. Und er liebte die Kraft, die robuste Gesundheit vom Leben ungebrochener Naturen. An einer solchen hoffte er insgeheim noch selbst erstarken zu können. Er ergab sich hierin einen: großen Jrrthum. Schwache Menschen macht selten ein kräftigerer Charakter willensstark. Sie bedürfen eines schwächeren, als sie selbst sind, um sich aufzurichten und zur That zu ermannen. Fremde Schwäche spornt ihre eigene an. Stärke zu werden. Fremde Stärke treibt sie oft zum Verzagen an sich selbst. —

Menrath bemitleidete Dorothea, weil sie noch widerstandsloser war als er. Ihr kinderzarter Körper mit den leicht beweglichen Nasenflügeln und der steten Veränderung seines Mienenspiels zog ihn wenig an. Seine Phantasie gaukelte ihm die goldhaarige Riesin vom Innthal vor, das tollkühne Kind mit dem großen Hunger nach Erlebnissen, nach Bethätigung seiner jungen Kraft.'

Trotz des strömenden Regens eilte er die durchweichten Waldwege hinab nach Schwaz. Tini flog ihm entgegen wie einem alten Bekannten. Die Hunde bellten, die Katzen sprangen ihm auf Schoost und Schultern, und die Ziege legte den klug dreinblickenden Kopf auf seine Kniee.

Aus der Sphäre der Resignation kommend, that ihm diese Ueberfülle des Lebens, der Daseinslust unendlich wohl. Wie es Tini denn ginge auf ihre Unthat neulich, fragte er. Er spüre noch den Schreck in allen Gliedern.

Sie lachte mit ihren tausend Grübchen.

Natürlich doch gut, wie denn sonst. Aber es hätte auch bös ausgehen können, denn der Vater war außer sich. „Wissen's, was er will?" flüsterte sie, ibre Lippen an Menraths Ohr legend. „Verheirathen will er mich. Er sagt, i niüßt unter die Fuchtel kommen, und hat mir einen Mann ausgesucht, der mich gleich nehmen thät."

Menrath verbarg seine Bestürzung. Wer der Mann wäre, ob sie ihn lieben könnte.

„'s is der Großbauer Niederbreitner aus Wattens. Ein schwerreicher Mann. Auch nicht übel. Zwar schon uralt, so an die dreißig herum, aber sauber; blond und immer fein beisammen."

„Nun, so nehmen Sie ihn doch," sagte Menrath ingrimmig.

„Eher laß i mich halbtodt schlagen," rief sie, und ihre Zahnreihen klirrten aneinander, „nein, nein."

„Weshalb nichts" Menrath sah forschend in ihr schönes erregtes Gesicht.

„Er is Wittiber," flüsterte sie mit dem Ausdruck der Verachtung, „und i will nit die Zweite sein." Das mar so recht aus ihren, jungen, unbändigen Wesen heraus gesprochen. Menrath gefiel ihre Anschauung, wie ihm überhaupt Alles an ihr gefiel.

Später kam der Vater mit einigen Gästen. Steinlechner ließ dann und wann seine Blicke forschend über die beiden jungen Leute gleiten, die eifrig miteinander schmatzten. Nach einer Stunde empfahl sich Menrath.

Was soll daraus werden, dachte er. Sie fängt an, mir immer besser zu gefallen. Und nun streckt ein plumper Bauerngeselle die Hände nach ihr aus, und der Vater begünstigt es. Vielleicht in einer schwachen Stunde giebt sie doch nach. Es wäre jammerschade, ja, eine Ungeheuerlichkeit. Dieses Weib!

Auf halbem Wege traf er Dorothea. Sie war ganz vom Regen durchnäßt und bebte vor Kälte.

„Weshalb verließen Sie das Haus?" predigte er, „bei Ihrer zärtlichen Gesundheit!"

„Ich rieche das nasse Holz so gerne," sagte sie lachend.

„Sind Sie denn auch warm bekleidet?"

Sie hatte ein Kleidchen aus dünner Seide an.

„Mein Gott!" rief er ärgerlich aus und nach einem Blick auf ihre Füße, „wahrhaftig! Halbschuhe! Nein, nein!"

„Ich rieche das nasse Holz so gerne," wiederholte sie, „und oben im Zimmer war's so langweilig."

„Nun werden Sie Medicamente zu riechen bekommen! Ihre Stimme klingt bereits ganz heiser."

„Glauben Sie?" fragte sie tief erschreckt.

„Selbstverständlich! eine Diphtheritis ist leicht geholt. Ietzt nur schnell hinauf, ausgezogen, in's Bett und Glühwein getrunken!"

„O, ich kann das Gewürz nicht leiden," jammerte sie, neben ihm herlaufend.

„Ach, Sie haben auch eine so unglücklich veranlagte Nase. Gerade so wie ich. Ich rieche auch Dinge, die gar nicht vorhanden sind."

Sie blieb stehen und lächelte. „Denken Sie, was mir in Wien immer widerfährt. Im Entree kann ich die Besucher, die während meiner Abwesenheit da waren, bevor mein Mädchen ihre Namen nennt, am bloßen Geruch erkennen."

„Teufel!" rief Denrath, „da sind Sie mir doch über. Sind es positive Gerüche, die Sie auf die Spur der Leute bringen, oder —"

„Nein, nein, nichts Derartiges; es ist, ich weiß nicht was, ich rieche bestimmte Linien, ich rieche die Gesichter joder die Stimmung der Leute, die sie mitbrachten, genug, ich weiß jedes Mal, wer da war."

„Erlauben Sie, das ist gar nicht Ihre Nase, die riecht," warf er ein, „Sie sehen."

„Mit den Augen?"

„Nein, nein, mit Allem, mit dem ganzen Körper. So geht's mir oft auf dem Gebiete des Hörens. Ich vernehme Töne, die kein Anderer vernimmt. Ich höre die Blumen reden, die Sterne brausen, die Thautropfen herabsickern. Wir haben eben Beide total ^ruinirte Nerven. Wir Beide sind krank. Unser Fleisch ist ein Resonnanzboden, der alle Erscheinungen aufnimmt und weitergiebt."

„Meinen Sie wirklich, daß ich die Diphtheritis bekomme?" fragte sie plötzlich, ihn anblickend. Sie waren oben angekommen.

„Höchst wahrscheinlich," antwortete er trocken.

Sie runzelte die Stirn und verschwand hurtig im Hause. Abends aß er allein im Refectorium.

„Die Frau Baronin is im Bett," berichtete Scholastika, „sie glaubt, sie hätt die Diphtheritis. Wir haben ihr schon Alle in den Hals schauen müssen. Nun trinkt sie Gliedwein. Diese Nacht soll i bei ihr im Zimmer schlafen."

„O du mein!" machte Menrath die Tiroler nach und schlug die Augen zum Himmel.

Später kam Scholastika abermals und stellte sich treuherzig vor Menrath auf. „Herr von Reuttlingen, möchten's nöt so gut sein und zur Frau Baronin kommen. Sie thät gar schön bitten, ob's ihr nöt was ankennen von der Krankheit, sie hat so viel Angst, und Docter habn ma ja kein heroben."

„Ist ihr denn so schlecht?" fragte Menrath.

„Vor lauter Furcht, ja."

„Ich komme, fuhren Sie mich hin!" rief er.

Vor ihrer Thür kam ihm ein ulkiger Einfall. Er lief in sein Zimmer zurück und kam mit einem Gegenstand wieder.

Scholastika öffnete ihm und trat hinter ihm ein. Der Duft, den eine vornehme Frau ausströmt, erfüllte den Raum.

Da liegen allerlei feine Gegenstände umher. Fächer, silberne Scheeren, Flacons mit wohlriechenden Essenzen, ein zierlicher Revolver, Elfenbeinbürsten, ein silberner Handspiegel, eine elastische Waschschüssel, ein Feldstühlchen, ein vergoldetes Tintenzeug und überall Kleider, Shawls, Schleier, Sonnenschirme, seidener und anderer Tand. Unter dem Bett, in der Ecke, guckten zwei vergoldete türkische Pantöffelchen, nicht größer als eine Kinderhand, hervor. In Plaids und Tüchern fast bis zur Unkenntlichkeit eingehüllt, liegt Dorothea zwischen den Kissen.

„Ich habe Sie bitten lassen," flüstert sie', „mir ist fürchterlich zu Muth, wenn ich sterbe — kein Arzt —"

„Aber, gnädige Frau," ruft Menrath, „bitte, fassen Sie doch Muth. Ist Ihnen wirklich so schlecht?"

Sie nickt.

„Haben Sie starke Halsschmerzen?"

„Noch nicht," sagt sie nach einigen Bedenken, „aber ich spüre, daß ich sie bald bekomme."

Er faßt nach ihrer leichten, kleinen Hand. Sie ist angenehm warm, ohne Spur von Fieberhitze.

„Möchten Sie mir nicht in den Hals sehen, lieber Reuttlingen! Scholastika, bitte zünden Sie eine Kerze an und leuchten Sie! Die Andern sahen zwar Nichts, aber vielleicht sehen Sie mehr."

Er hat nur auf diesen ihren Wunsch gewartet. Im Augenblick, als Scholastika die angezündete Kerze erhebt, zieht er ein großes Fernrohr hervor und beugt sich über Dorothea. Sie schreit auf beim Anblick des langen schwarzen Rohres, dann füllen Lachthränen ihre Augen. Er lacht mit.

„Verlaffen Sie mich," ruft sie, „Sie treiben Ihren Spott mit einer Kranken!"

Er nähert sich der Thür. „Sie sind keine. Heute Nacht werden Sie transpiriren, und morgen sind Sie gesund und munter!"

Sie blieb am nächsten Tage noch unsichtbar, fühlte sich aber, wie Scholastika versicherte, sehr wohl. Das Fernrohr hatte gewirkt.

Nach Tisch ging er nach Schmaz hinunter. Tim sollte in ihrem Garten draußen vor'm Ort sein. Er schlug den Weg dahin ein. Der Himmel hatte sich aufgeklärt, es wurde herrliches Wetter. Ein leichter Rauch stieg von den Wiesen auf.

Fröhliches Hundegebell verkündigte ihm ihre Nähe. Er fand sie iin Garten mit einer Magd beschäftigt, die Raupen von den Obstbäumen abzulesen. Sie hielt sofort in ihrem Geschäft inne und lud ihn lachend ein, auf dem üppigen Rasen Platz zu nehmen. Er setzte sich nahe zu ihr. Er wagte, ihr ein Haar abzuzupfen, das golden über ihr Ohrläppchen herabhing.

„Au!" rief sie, „das hat noch festgesessen."

Er machte ein kleines Küglein daraus und verschlang es andächtig. „Nun muß ich Sie ewig lieben," ineinte er, „denn ein Theil Ihres Ich ist in das meine übergegangen. Darf ich Ihnen aus meinem üppigen Kopfschmuck ebenfalls eine Pille drehen?"

«That mi bedankn," rief sie mit abwehrender Handbewegung, „auf Haar Hab i noch nie Appetit ghabt."

„Herzlose!" seufzt er.

„Sie sein a komischer Herr," bemerkte sie, „aber gut muß ma Ihnen sein."

„Sind Sie's?" Seine Blicke küßten die ihren.

„Freilich bin ich's." Sie sah ihm groß und offen in die Augen. Dann schwätzten sie allerlei tolles Zeug. Sie tanzten an den Grenzen gefährlicher Gebiete herum, spielten mit Flammen und geriethen in eine Art Rausch. Sie wurde roth, er blaß. Zuletzt sah er einen so tollen Uebermuth aus ihren Augen aufblitzen, daß ihn Angst ergriff, sie könne wieder irgend einen wilden Streich ausführen. Er nahm Abschied. Sie schalt, daß er schon gehe. Er lachte freudig in sich hinein. Auf dem Heimweg fragte er sich, was er eigentlich von ihr wolle. Er wußte es nicht klar. Aber daß sie ihm nicht gleichgiltig mar, fühlte er immer deutlicher. In der Folge ging er jeden Nachmittag hinab. Einmal im Hausflur gab er ihr die Hand. Sie behielt sie länger als sonst in der ihren. Er fühlte ihre Finger klopfen.

Plötzlich zog er sanft ihren Kopf zu sich und legte seine Lippen auf die ihren. Sie zuckte zusammen, mehrte sich aber nicht. So ruhten sie wohl eine Minute lang Mund an Mund. Er fühlte ihre kräftigen Zähne durch die heißathmenden Lippen. Ohne Gruß lief er fort. Er lachte und zitterte. Einmal blieb er stehen und that einen lauten Freudenschrei. Aber umgesehen, ob mich Iemand hören könnte, Hab' ich mich doch vorher, dachte er innerlich. Als ob es Iemand anginge, wenn ich schreie. Ich kann schreien, so viel ich mag, dummes Menschenvolk! Und überhaupt — wenn ich sie — heirathete, sogar dann, was ginge es Iemand an? Hauptsache dabei wäre, daß sie mich nimmt. Und das glaube ich ganz gewiß.

Freilich, die „andere" Seite dieses Traumes sah er auch sogleich. Immer auf dem Lande zu leben, war durchaus nicht seine Absicht. Und wie sich Tini in der Stadt, in der Gesellschaft, der man doch nicht entfliehen konnte, benehmen würde? Sie, Frau von Reuttlingen! Er lächelte. Dann ärgerte er sich über sich selbst. Weshalb hatte er gelächelt? Er hatte sie doch wirklich gern. Diese verdammte „Vieläugigkeit", der Nichts entging! Sie würde sich sicher ganz gut als Dame machen. Sie mit ihrer herrlichen jungen Schönheit!. ..

VII.

Einmal in den nächsten Tagen, sagte er zu Dorothea, die längst wieder munter war: „Gnädige Frau, was würden Sie thun, wenn Sie sich in einen Wasserfall verliebten?"

Sie schüttelte den Kopf. „Sie wunderlicher Mensch! Nun, ich würde ihn anschwärmen."

„Ja, aber —" er stockte, „sehen Sie, wenn — nehmen wir an, Sie würden in seiner rauschenden Nähe jedesmal von dem feuchten Staubregen durchnäßt."

„Nun, dann würde ich eben einen Regenschirm mitnehmen."

„Aha, also aus lauter Bewunderung naß wollten Sie doch nicht werden."

„Ach nein," meinte sie gleichmüthig, „wenn es sich verhindern ließe."

„Sehr gut, sehr richtig, Frau Baronin. Ihr Regenschirm gefällt mir. Gerade wie ich. Neulich sind Sie aber trotz des Regenschirms naß geworden und achteten in Ihrer Vorliebe für den Holzgeruch nicht darauf."

„Ich hatte Alles gethan, um mich gegen den Regen zu schützen, er war aber stärker als meine Vorsichtsmaßregeln. Ueberdies, ich war nicht vorbereitet, daß es plötzlich zu gießen beginnen würde, anfänglich regnete es nur schwach. Sie aber sind auf Ihren Wasserfall vorbereitet."

„Richtig," rief er „natürlich, natürlich. Ist das aber auch Liebe, wenn man — Teufel, ich grüble wieder zu viel."

„Gerade wie ich," ahmte sie ihm lächelnd nach.

Eine Zeit der Qual begann für ihn. Er wußte nicht, was er sollte. Was 'er wünschte, wußte er wohl. Durch eine Zauberei Tini in eine feine Dame verwandeln und dann zu seiner Frau nehmen, das wünschte er.

Dorothea las die Kämpfe, die sein Inneres erschütterten, aus seinem blassen Gesichte. Die Güte ihrer weiblichen Natur ermachte. Sie begegnete ihm voll Theilnahme und Freundlichkeit. Sie ahnte die Natur seines Leides. Ohne Worte, von Innerstem zu Innersten! ging der Strom des Verständnisses zwischen ihnen Beiden.

Beim dritten Kuß, den er auf Tinis Lippen drückte, und den sie schon mit naiver Inbrunst erwiderte, sagte sie: „Sie müssen sich aber höhere Absätze machen lassen, Herr von Reutlingen."

Er runzelte die Stirne. Etwas in ihin schmerzte. Er lag die ganze Nacht grübelnd im Bett. Am andern Tag sagte er zu Dorothea: „Gnädige Frau, möchten Sie mir einen Gefallen thun?"

„Und wie gerne," gab sie zurück.

„Besuchen Sie mit mir meinen Wasserfall. Ich — ich weiß nicht genau, weshalb, aber ich möchte es gerne." —

„Das ist die Frau Baronin aus Wien, die Sie gerne kennen lernen möchte," sagte er Nachmittag zu Tini. Dorothea schüttelte ihr herzlich die Hand und setzte sich an den Tisch, den Vater Steinlechner sofort mit einem frischen Linnen bedecken ließ.

„Wir möchten vom besten Wein haben," rief Menrath der Kellnerin zu.

„Wohnen Sie auch am Georgenberg?" fragte Tini, in ihrer ganzen jungen Schönheit vor der müde gewordenen Dorothea stehend.

„Ja, ich wohne auch auf dem Georgenberg," antwortete diese; dann sagte sie Nichts mehr, fondern sah nur mit zwei entzückten Augen auf das schöne Menschenbild.

„Aber so setzen Sie sich doch," warf Menrath ungeduldig hin. Tini setzte sich zu ihnen Beiden. Der Wein kam. Man trank.

„Weshalb kommen Sie nie hinauf?" fragte Frau Gleispach das junge Mädchen.

„Weil's mir oben zu langweilig is."

„Langweilig? So? Gefällt's Ihnen wirklich nicht oben?"

Tini schüttelte den Kopf. „Nix als Bäum und Felsen und der alte Pater. Da ist's schon in Brixlegg feiner."

„Die zweitnächste im Innthal gelegene Station, wo man vor Staub und Hitze in den Sommertagen kaum athmen kann," erklärte Menrath. „Aber Fräulein Tini, wie können Sie so schlechten Geschmack haben?"

„Ja wenn i kränklich wär' wie Sie oder die Frau Baronin, dann thät ich mir schon auch so ein ruhiges Platzerl aussuchen. Für alte oder kranke Leut muß es ja schön oben sein."

Menrath fühlte seine Wangen brennen.

„Sie ist ein naives Kind, man darf ihr Nichts übel nehmen," sagte er auf Französisch zu Dorothea.

„Einer Schönheit nimmt man Nichts übel," antwortete Frau Gleispach freundlich. „Sind Sie die einzige Tochter?" wandte sie sich an Tini. „Ia, die Einzige."

„Und recht verzärtelt von Vater und Mutter?"

Tini erröthete. „Ach, es macht sich. Sie haben ja Niemand außer mir. Dem Vater seine Verwandten leben alle nit mehr, und die Mutter — die is überhaupt so schwach."

Menrath spielte nervös mit seiner Uhrschnur. Was war denn heute in das Mädchen gefahren?

Er vergaß, daß es Menschen giebt, die man nur allein genießen kann, die schon in Gesellschaft Dritter banal und unausstehlich wirken.

„Der Wein ist vorzüglich," bemerkte Dorothea, an ihrem Glase nippend, „der kommt wohl aus Südtirol."

„Ia, aus der Terlaner Gegend."

„Dort möcht ich schon seit Langem hin," sagte Frau Gleispach, „die Gegend zwischen Bozen und Meran soll ein Obstgarten sein. Waren Sie schon dort!"

„Nein, noch nit. Der Vater will mich immer mitnehmen, aber ich hab keine Lust dazu, mir ist das Reisen so fad. Schon das ewige in der Eisenbahn Stillsitzen." Dorothea und Menrath blickten einander lächelnd an. „Dann immer neben dem Vater sein. Hier thu i, was i will."

„Aber die fremden Orte sind doch interessant, nicht?"

„Ach Gott, es is alleweil das Gleiche, und den ganzen Tag fein angezogen gehen in Hut und Handschuh! Ich hab' schon Furcht; in a paar Tagen muß ich nach Innsbruck Kleiderstoff für mich und die Mutter kaufen. Drinnen hat ma doch mehr Auswahl als hier. Und die Mutter selbst mag nit hinfahren."

Frau Gleispach plauderte noch über allerlei mit dem jungen Mädchen, dann erhob sie sich und mit ihr Menrath.

„Adieu, liebes Fräulein Tini." Sie legte ihre kleine behandschuhte Hand in die kräftige des jungen Mädchens. „Adieu. Ich habe mich sehr gefreut, Sie kennen gelernt zu haben, und würde mich noch mehr freuen, wenn Sie mich einmal auf dem Georgenberg besuchen möchten."

„Na, vielleicht, wenn ich einmal nix Besseres zu thun hab'."

Menrath brach in ein Lachen aus, aus dem eben so viel Verdruß, wie Belustigung klang.

Draußen gingen die Beiden lange schweigend nebeneinander hin. Sie sah ganz in Sinnen verloren zu Boden. Er hatte mehrere Male zu pfeifen begonnen, aber es gleich wieder aufgegeben. Endlich, schon auf der halben Höhe des Georgenberges, blieb er stehen und sagte ein unsicheres: „Nun?" Dorothea sah auf und begriff sofort seine Frage.

„Sie ist eine große Schönheit, aber ich zweifle, daß sie Seele hat."

„Das ist's," rief er lebhaft, „all die Tage such' ich vergebens nach dem Begriff des Etwas, das ihr mangelt. Seele, Seele, Seele!

In ihrem herrlichen jungen Griechenleib wohnt nur der gewöhnlichste Verstand, kein Tüpfelchen mehr."

„Aber vielleicht gelingt es Ihnen, ein Stück Ihrer eigenen Seele in sie zu übertragen."

„Das würde ungefähr so wirken, wie wenn man einen Anzug anzieht, der nicht für Einen gemacht ist."

„Sie ist so jung, vielleicht lockt ihr das Leben innige Töne ab."

„Ich weiß nicht," sagte Menrath traurig. Dann ergriff er plötzlich Dorotheas Hand und führte sie an dieLippen. „Sie sind so gut, gnädige Frau!"

Sie sah ihn ganz überrascht an; in ihre Augen trat ein Ausdruck unendlicher Dankbarkeit. Mein Gott, welche Augen, dachte er ganz verwirrt. Eine holde Frau. Weshalb mußte ich diese Beiden zugleich kennen lernen. Benus und Psyche. Aber mir geht es ja immer so. Ich bin ein großer Pechvogel. Und er bemitleidete sich auf's Tiefste.

VIII.

Aber trotz aller Vorsätze lief er doch wieder nach Schmaz. Wenn er Tini allein hatte, war sie entzückend. Das heißt, wenn er jedes tiefere Gespräch mit ihr vermied. Er gewöhnte sich daran, nur körperliche Vorzüge bei ihr zu suchen, zu empfinden. Seine Seele verwandelte sich in ihrer Nähe in ein großes hungriges Auge,

In Dorotheas Nähe kam sie ganz aus ihm heraus. Dorothea wurde ihm Kamerad, Freundin. Wenn er auf seinen „Wasserfall" schalt, nahm sie ihn milde in Schutz. Kraft besaß sie nicht, Widerstandsfähigkeit wenig, aber ein Abgrund von Liebe lag in ihr. Menrath betrachtete sie als eine Art Beichtmutter, vor der er nach und nach alle die Tollheiten seines Lebens auskramte. Sie lächelte zu Allem nachsichtig und fand für alle seine Unthaten eine Entschuldigung.

„Für meine dreißig Jahre erzählen Sie mir eigentlich zu viel," meinte sie eines Tages.

„Aber liebe, gute, gnädige Frau! Sind Sie wirklich nicht älter? Ich hätte Sie für an die neunzig oder so gehalten."

Sie schloß die Augen und lächelte. „Morgen reise ich ab."

„Wie?" rief er entrüstet, „jetzt, wo ich in aller möglicher Bedrängniß stecke?"

Sie sann eine Weile nach. „Wer sind Sie mir! Ein Mensch, für den ich in einigen Monaten kaum eriftire, der für mich nie dagewesen sein wird."

Er sah sie unsicher an. „Ist das Ihr Ernst?" „Was sonst?" entgegnete sie melancholisch. „Oder können Sie das Gegentheil behaupten?"

Er verließ sie wortlos. Ein wehes Gefühl bemächtigte sich seiner. Er hatte sie doch sehr lieb gewonnen um ihrer Güte willen. Sie war die andere Seite von Tini, die seelische.

Am Abend, als er sie die Treppe nach ihrem Zimmer hinaufgehen hörte, sprang er ibr nach. „Nicht wahr, es war nicht Ihr Ernst?"

Ihr zartes Gesicht färbte sich mit leiser Röthe.

„Nein, nein," sagte sie beschwichtigend.

„Liebe, liebe Mama!" rief er innig. Dann lief er hinab in den Garten. Ia, er hatte sie sehr, sehr lieb! Auch die Andern hatte er sehr lieb. Sein Kopf wurde ihm immer schwerer. Das zerrte bald dorthin, bald dahin.

IX.

Er ging nach Schwaz. Nach etlichen Tagen Piuse.

„Morgen fahr i nach Innsbruck," sagte Tini ein wenig ungnädig.

„Wann?"

„Mit dem Sieben-Uhr-Zug." Sie hätte sehr viel einzukaufen, meinte sie. Er verließ sie bald. Am andern Morgen begrüßte er sie um acht Uhr am Bahnhof in Innsbruck. Er war von Ienbach allein abgefahren, hatte sie in Schwaz einsteigen sehen, sich aber ruhig verhalten, um sie zu überraschen. Sie machte ein sehr glückliches Gesicht. Sie wanderten einträchtig in eine Reihe Kaufläden zweiten Ranges, wo sie wählerisch und Alles bekrittelnd ihre Einkäufe machte. Er bewunderte die seltsame Mischung von Naivität und Bauernschlauheit in ihr. So war sie auch auf andern Gebieten. Ein Kind mit dem Wissen des Weibes. Während sie an den Ladentischen suchte und wählte, betrachtete er ihre Kleidung. Sie zeugte von großer Geschmacklosigkeit, oder Mangel an Eitelkeit. Da er aber nicht zweifelte, daß Tini sich sehr wohl ihrer Schönheit bewußt war, konnte er nur das Erstere annehmen. Statt in der entzückenden Tracht der Innthalerinnen zu gehen, trug sie städtische Gewandung, an der man die plumpe Mache der Landschneiderin erkannte. Der gelbe, mit ganz billigen Spitzen geputzte Rock war vorn bedenklich kurz und ließ ihre nicht gerade kleinen Füße bis zum Knöchel sehen. Rückwärts schleppte er nach und trug bereits einen Saum von Staub. Die Taille saß unvortheilhaft und ließ das schlechtgearbeitete Corsett ahnen. Die Brust erschien groß wie bei einer Amme und war bis an's Schlüsselbein hochgezwängt. Hätte Tini doch keinen anderen Kopfschmuck getragen als ihr herrliches goldenes Haar. Aber sie trug einen Hut mit rothen Mohnblumen aus Papier, der die Form eines Zuckerhutes hatte, sie noch um ein Bedeutendes höher erscheinen ließ und ihr überdies viel zu klein war. Wenn sie sprach, rutschte er ihr beständig nach rückwärts, was sie jedesmal zu einer unwilligen Handbewegung auf den Kopf veranlaßte. Menrath nahm sich vor, sie auf das Unvortheilhafte ihrer Kleidung aufmerksam zu machen. Es wurde ihm schnell Gelegenheit dazu geboten. Sie waren kaum eine Stunde miteinander gewandert, als Tini mit einem Mal erschlaffte. „Ich kann nit mehr weiter vor Hunger," klagte sie, mir müssen wo einkehren." Er machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, wie viel weniger Widerstandskraft Landleute mit ihrer robusten Gesundheit gegenüber den schwächlichern Städtern besitzen. Er führte sie in Krafts Veranda und reichte ihr die Frühstückskarte.

„Ah was," rief sie, eine Zeitlang das Menu studirend, zum Kellner, „bringen's mir einen Käs und ein Bier."

„Darf ich vielleicht für Sie wählen?" Menrath befahl dem Kellner einige auserlesene Gerichte zu bringen. Tini trank hastig ihr Bier aus, lehnte sich in den Stuhl zurück und schalt, daß die Speisen so lange auf sich warten ließen. Bei ihr zu Haus war' das anders. Da bestellte die Kellnerin das Gewünschte gleich in der Küche. Sie redete so laut, daß einige der anwesenden Gäste sich nach ihr umsahen. Er beruhigte sie und erzählte ihr allerlei vor, wie einem ungeduldigen Kinde. Von schönen Kleidern, die sie sich für ihren schönen Leib machen lassen müsse, und dergleichen. Endlich kam das Essen. Sie stürzte sich heißhungrig darüber, aß mit dem Suppenlöffel die Saucen aus und steckte das Messer weit in den Schlund. Dabei lachte sie laut und sah alle Menschen herausfordernd an. Menrath wurde es immer heißer neben ihr. Sie trank noch ein zweites und drittes Glas Bier aus. Als er endlich bezahlte, bedankte sie sich schön vor dem grinsenden Kellner bei ihm, steckte einen Rest Kuchen, der auf dem Teller liegen geblieben war, in die Tasche und verließ unsicheren Schritts den Speisesaal.

„Wollen wir nach Hall hinausfahren?" meinte sie, „essen kann i doch nit gleich wieder."

„Es ist so schön draußen in Absam in dem kleinen Gastgarten, wo man die Stubaier Gletscher sieht."

„Ah was, bleibn mir lieber da" entschied sie. „Ich Hab noch allerhand zu thun."

Sie zog ein kleines zerknittertes Zettelchen aus der Tasche, mit dem das Stück Kuchen auf den Boden siel, das sie sorgfältig wieder auflesen wollte.

„Aber Tini," rief er, „lassen Sie doch das Zeug liegen, ich kaufe Ihnen anderes."

Auf dem Zettel standen noch etliche Commissionen vermerkt. Sie traten noch in einigen Läden ein. Sie ließ alle ihre Einkäufe nach Schwaz schicken und nannte stolz den Leuten ihren Namen und ihre Adresse. Als sie endlich alle ihre Geschäfte erledigt hatte, wollte sie sofort nach dem Bahnhof. „Halt, halt," sagte Menrath, „jetzt ist's ein Uhr, um vier einhalb geht erst der nächste Zug. Wollen wir rasch nach Iggls' um dort zu Mittag zu essen?"

Sie willigte freudig ein. Er winkte einen Kutscher herbei, und sie stiegen in das leichte Wägelchen ein. Endlich saß er in Ruhe neben ihr. Er sah in ihr schönes, erhitztes Gesicht. Wie leuchteten ihre Augen, wie brannten ihre Wangen! Wie hob sich die junge ungestüme Brust! Und trotzdem er sie schöner denn je fand, wollte keine rechte Freude in ihm aufkommen. Die Seele, ja die Seele, wo war die? „Nehmen Sie doch den Hut ab, Tini," bat er. Sie gehorchte nur zu gerne. Das goldene Haar flog zerzaust um die heißen Wangen. Sowie sie allein mit ihm war, und Nichts wie die weite Natur sie umgab, wurde sie eine Andere. Er haschte nach ihrer Hand. Sie überließ sie ihm, dann begann sie in erwachendem Uebermuth ihn zu necken und zu scherzen. Der Kutscher sah sich um und schmunzelte. Menrath ärgerte sich ein wenig, trotzdem aber erfüllte es ihn wohlig, ihre Hände bald auf seinen Schultern, bald auf seinem Arm zu fühlen. Er versuchte ein innigeres Gespräch mit ihr anzuknüpfen, sie ging aber nicht darauf ein.

„Sein mir doch lustig," rief sie, „nur lustig, lustig."

Endlich begann der Waldweg zu steigen, der Kutscher sprang ab und ging, das Pferd führend, neben dem Wäglein her.

Bald war der Ort Iggls und sein vornehmstes Gasthaus, der Iggler Hof, erreicht. Einige befrackte Kellner eilten dem Wagen entgegen. Sie sahen verwundert auf das seltsame Paar. Sie schön, zerzaust, roth, den Hut in der Hand, in halb bäuerlicher Kleidung, er fein, elegant, verlegen. Sie wurden auf die Terrasse hinausgeführt, von wo man den herrlichen Anblick auf die Berge und Wälder rings genießt. Verschiedene Gäste saßen da und verzehrten ihr Mittagbrod.

„Zuerscht Bier, Bier!" rief Tini, „i hab schon wieder Durscht."

„Warten Sie doch," bat Menrath und ließ die Speisekarte kommen. Er bestellte zwei Diners. „Wollen Sie nicht ein Gläschen Champagner statt des Bieres nehmen?"

„Champagner? O den kenn i schon," lachte sie. „Einmal bei einer Kindstauf in Schwaz hab i auch Champagner getrunken, aber der Vater hat mir nur ein halbes Glas davon geben, er hat gemeint, i könnt sonst betrunken werdn."

„Reden Sie etwas leiser," bat Menrath. Die Gäste wandten die Köpfe nach der lauten Sprecherin um und flüsterten sich allerlei Bemerkungen zu.

„Weswegn denn? Wegn den paar Leutln da, was gehn denn die mich an? Schaun's dort den Kropfeten an." Sie deutete mit dem Finger zu einem Tisch hinüber, an dem ein Herr mit einem dicken Halse saß. „Der hat a Vogelnest geschluckt." Der Herr drehte sich um und maß die Sprecherin. „Na, na?" rief sie.

Menrath legte die Hand auf ihren Arm.

„Tini, wenn Sie nicht leiser sprechen, müssen wir hineingehen."

Sie lachte. „Machens' ka so furchtsams Gsicht, i red schon stater*)."

Der Kellner brachte die Suppe, ein Anderer den Eiskühler mit der Sectflasche.

„Zuerscht Trinken!" bat Tini.

„Nein," sagte er fest, „zuerst die Suppe essen."

Sie löffelte schnell die Suppe aus und hielt ihm dann das Glas hin. Er goß es zur Hälfte voll. Sie stürzte den Inhalt hinab. „Da geht ja nix nein", rief sie und reichte es ihm wieder. Die Leute sahen ihr lächelnd zu. Er saß wie auf glühenden Kohlen. „Langsam, langsam," sagte er kühl, „und seien Sie nicht so laut. Sehen Sie, man lacht uns aus."

„Die Affen!" rief sie lauter als zuvor. „Solche hergelaufene Leut, i bin a Eingeborene und hier z Haus."

Auf Menraths Stirne traten Angstperlen.

„Sie sein ja gar nit lustig, alleweil lustig," rief sie und griff nach seiner Hand.

„Das wollen wir später fein," flüsterte er ihr zu, „jetzt schön ruhig bleiben, ja? Ich bitte darum!"

Aber er redete in die Luft. Der Champagner war ihr zu Kopfe gestiegen, sie war nicht mehr zu zähmen. Sie begann ein Gespräch mit einem der Kellner, duzte ihn und behauptete, ihn von Schwaz aus zu kennen.

Der Kellner erwiderte verlegen, er wäre noch nie in Schwaz gewesen. Menrath bedeutete ihn sich zu entfernen, und richtete einige hastige Fragen an Tini, um ihre Aufmerksamkeit auf Anderes zu lenken. Dabei fütterte er sie ununterbrochen, damit ihr weniger Zeit zum Schwätzen bliebe.

Sie waren bereits der Zielpunkt der Beobachtung aller Anwesenden geworden.

Reuttlingen verlangte die Rechnung und erhob sich heftig, als Tini zu singen begann. Es war kein Zweifel, sie war berauscht. Er faßte sie unter'm Arm, und zog sie mit sich von der Terrasse. Ein leises Lachen folgte ihnen. Draußen bestiegen sie das Wägelchen, das sie bald in den Wald zurück brachte. Menrath war zu Muth, als müßte er weinen vor Aerger. Da saß neben ihm das betrunkne Mädchen mit weit in den Nacken geschobenem Hut und lallte unverständliches Zeug vor sich hin. Ihre Augen glänzten glasig. Zuletzt als sie in Innsbruck einfuhren, lehnte sie den Kopf an seine Schulter und begann einzuschlafen. Er rüttelte sie wach und verließ am Bahnhof mit ihr den Wagen. Um sie vor jeder neuen Dummheit zu bewahren, ließ er sie nicht von seinem Arm los. Da sie aber viel größer als er war, boten sie abermals ein kolnisches Bild, worüber sich die Vorübergehenden lustig machten. Er löste schnell zwei

*) stiller.

Fahrkarten erster Klasse und stieg mit ihr in ein unbesetztes Coups des einfahrenden Zuges. Gott sei Dank, Gott sei Dank. Sie waren allein. Er fühlte ein schmerzliches Weh bei ihrem Anblick. Etwas in ihm sagte ihm, daß sie einander zum letzten Mal gegenüber saßen. Er hätte darüber weinen mögen, und doch sah er deutlich, es ging nicht anders. — Sie hatte sich in eine Ecke gedrückt und schlief. Bis Schwaz. Hier erwartete sie ihr Vater. Menrath war ihr beim Aussteigen behilflich und übergab sie dem Alten. Er sagte ihm einige erklärende und zugleich beruhigende Worte und begab sich eilig auf den Weg nach dem Georgenberg. Als die ersten Tannen über ihm raunten, warf er sich in's Moos und verschränkte die Arme unter dem Kopf. Also war es doch nicht gegangen! Darüber baut selbst die heißeste Liebe keine Brücke! Mangelnden Herzenstact erfetzt auch die Schönheit nicht. Die Roheit uncultivirten Empfindens mildert selbst die vergoldendste Phantasie nicht. Ade, schönes Traumbild! Wunderschönes Traumbild!

Er sprang auf und ging weiter. Eigentlich schämte er sich vor s^ch selbst. Er, der sensible, bis zur Krankhaftigkeit feinfühlige Mensch mit den hellseherischen Nerven, hatte sich an ein Stück Urnatur anklammern wollen, um stark zu werden wie Antäus. Hatte er denn vergessen, daß diese Welt längst nicht mehr seine Welt war, daß seine Urgroßeltern sie schon überwunden hatten, und ein in ihr Zurechtfinden einem Rückschritt gleichkam? Sie, die Iungen, bauten an der Zukunft der verfeinerten, bis zur Allwissenheit verfeinerten Seele, was hatten sie noch mit den Sklaven zu thun, die im Schweiße ihres Angesichts Zugthiere einspannten, um die Erde zu beackern und sich an Brot und Kartoffeln Zufriedenheit zu holen? Positiv waren diese Leute in den meisten Fällen, sie sahen nur die eine Seite eines jeden Dinges, wie das Lastthier nur die Fahrstraße vor sich erblickt, auf der es weiter zieht.

Er war, in seine Gedanken versunken, auf das schwebende Brücklein gekommen.

Eine schneeweiß gekleidete Gestalt lehnte an der Brüstung und sah in die Tiefe hinab.

„Mama!" rief er freudig und traurig zugleich.

„Ich habe Sie kommen hören," sagte sie, ihm die Hand reichend.

„Nicht möglich," meinte er, „es ist doch weicher Waldboden, auf dem ich hinschritt; auch tobt der Bach laut genug, um das Brausen eines Eisenbahnzuges zu übertönen."

„Ich hab' Sie doch kommen hören," wiederholte sie, „sogar kommen sehen. Ich höre ein Endchen voraus, z. B. regelmäßig das Stundenschlagen der Uhren, bevor sie in Wirklichkeit schlagen."

„Und ein weißes Kleid haben Sie angezogen? Es steht Ihnen schön zu dem kurzen dunklen Haar."

„Weshalb sind Sie so freundlich zu mir? Fühlen Sie sich besonders glücklich oder besonders unglücklich?"

Er lächelte kläglich. „Ich habe meinen Irrthum begraben."

„O," sagte sie theilncchmsvoll, „und nicht in Ungerechtigkeit?"

„Nein," entgegnete er fest, „es ging nicht."

„Das heißt: Ihre Liebe reichte nicht so'weit."

Er sah sie verblüfft an. „Wissen Sie denn Alles? Woher?"

Sie lächelte. „Mein Gott, das ist unschwer zu errathen. Sie lieben ein Mädchen mit anderen Sitten, als Sie selbst sie besitzen, kommen herauf und sagen: Ich habe meinen Irrthum begraben. Was anders, als das Richtige, sollte man da schließen?"

„Sie war so schön," sagte er traurig, „aber roh wie eine Wilde."

„Eben anders als Sie. Uebrigens roh war sie nicht. Wenn sie in der Umgebung bleibt, die für sie die passende ist, kann man ihr seine Bewunderung nicht versagen. Blos einen falschen Rahmen erträgt sie nicht."

Er sann nach. „Ihr Rahmen ist aber nicht der meinige."

„Dann allerdings. Uebrigens, kann man sich denn nicht aneinander gewöhnen?"

„Wir würden Beide unselig."

Dorothea entgegnete Nichts mehr.

„Ich gehe auf mein Zimmer," bemerkte er nach einer Pause, „ich bin furchtbar müde."

Sie trennten sich. Sie blieb unten, er schritt das Stückchen zum Hause hinauf. Oben angekommen, sah er sich nach ihr um. Sie hing wie ein Lichtfleck an der Brüstung über der schwindelnden Tiefe.

Es soll weiße Schwalben irgendwo geben, dachte er bei sich, sie gleicht einer solchen.

X.

Es folgten Tage heimlichen Herzwehs bei Menrath. Pater Placidus schüttelte den Kopf. „Was haben Sie angestellt? Die gesunde Farbe ist wieder weg. Das Herz ist wohl unruhig."

„Kann sein, Pater Placidus. Aber noch mehr die Seele."

„Dafür qiebt's ein Mittel. Die braucht nur Liebe, dann genest sie sofort."

„Liebe, Liebe, jawohl. Aber wo ist die?"

„Fragen Sie doch, wo sie nicht ist. Sie können keinen Schritt thun, ohne daß Ihnen etwas Liebes begegnet, ein Mensch die Hand nach Ihnen ausstreckt, eine kleine Blume neben Ihnen erblüht, ein Käfer sich vertrauensvoll auf Ihren Finger setzt. Wenn Sie sich über all' das freuen, haben Sie die Liebe, und die anderen Geschöpfe freuen sich wieder über Sie. Das ist die große, selige Wechselwirkung."

„Gnädige Frau," bemerkte Menrath zu Dorothea, die im Kapellchen oben sah, „Pater Placidus sagte mir eben, überall wäre Liebe zu finden."

Sie seufzte. „O ja, wenigstens ein Bischen."

„Haben Sie davon?"

„Ich glaube."

„Nun, dann erweisen Sie mir eine Güte."

„Gern."

„Lassen Sie meinen Kopf in Ihrem Schoofz ruhen, er ist so müde."

Sie lächelte rein wie ein Kind und setzte sich zurecht. „Nun."

Er kauerte sich nieder und schmiegte das Haupt in die Falten ihres duftigen Kleides.

„O, wie wohl ist mir! Legen Sie noch die Hand auf mein Haar. Ja?"

Auch das that sie. „Aber jetzt still, schlafen Sie."

Er blieb eine Zeitlang reglos, dann fuhr er plötzlich auf. „Wie, Sie — natürlich, der heiße Tropfen auf meiner Stirne mar nicht geträumt. Weshalb, Mama?"

Sie lachte durch ihre Thränen hindurch. „Weiß Gott es, ich weiß es nicht. Plötzlich kam's mich so an."

„Sie sind wie ein Kind," sagte er kopfschüttelnd.

„Ja, ich bin sehr schwach."

„Ich begreife nicht, wie man ein solches Kind allein in der Welt herumziehen lassen kann."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich denke dabei an Ihren Mann; Sie haben doch einen Mann?" Es klang fast vorwurfsvoll.

„Lassen Sie das," sagte sie ernst, „er ist seit Jahren todt."

„Vergeben Sie!" bat er, „das konnte ich ja nicht ahnen."

„Wenn er noch lebte," sagte sie leise vor sich hin, brach aber ab.

Menrath sah sie gespannt an. „Sie liebten ihn sehr?"

„Ich verstand ihn nicht. Ich war kaum achtzehn Jahre alt, als er mich heirathete. Er war Offizier gewesen und hatte sich wegen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde, wobei er sich schwere Verletzungen zuzog, pensioniren lassen. Er war groß, kräftig, stattlich. Er liebte mich sehr, weil ich in Allem das Gegentheil von ihm mar, und — Sie kennen ja meine Schwäche. — Ohne mich zu fragen, weil er mich liebte, wurde ich seine Gattin."

„Wurden Sie glücklich?"

Sie zögerte mit der Antwort. Dann schüttelte sie fast unmerklich den Kopf.

„Er ahnte es lange nicht; dann allmählich verstand er mich. Eines Tages verunglückte er auf der Jagd. Er schoß immer mit der linken Hand, weil seine rechte verkrüppelt war. Man fand ihn todt. Er war ein hoch

herziger Mensch. Käme er jetzt zu mir, ich würde ihn nicht lassen, bevor er mein Freund wäre. Aber in jenen Tagen mar ich so thöricht. O, wie rächt es sich, daß die Männer Kinder mit noch unermachter Seele zu Gattinnen nehmen."

„Und Sie blieben allein?" fragte Menrath, ohne auf ihre Bemerkung zu achten.

„Selbstverständlich, ich besitze leider keine Verwandten."

„Aber ich würde doch wenigstens nicht ohne Begleitung reisen."

Sie lächelte. „Bis vor einem Jahre nahm ich auch immer mein Mädchen mit. Aber der wurde es auf allen den Punkten meiner Reise, die ich gerade bevorzuge, langweilig. Ich mußte sie die ganze Zeit über unterhalten — "

„Das sieht Ihnen ähnlich," siel er ein.

„Und schließlich ermüdeten wir Beide. Jetzt reise ich allein. O, es legt mir Niemand Etwas in den Weg." „Daran zweifle ich nicht," sagte er.

Später gingen sie miteinander spazieren. Ihm wurde seit langer Zeit, seit die heiße Geschichte in Schwaz gespielt hatte, zum ersten Mal wieder leicht zu Muthe. Er verließ den Georgenberg nicht mehr. Seit jenem letzten abenteuerlichen Tage in Innsbruck mar die Freude an Tini in ihm erloschen. Neben ihr hatte er erstarken wollen, weil er sie für positiver als sich selbst hielt. Nun kam er endlich zu der Erkenntniß, daß gerade das, was noch schwächer als er mar, seine Männlichkeit, seine Kraft herausforderte und wachsen machte. Dorothea besaß so wenig Positives, an der Erde Haftendes an sich, daß er sich hundert Mal im Tage über sie ärgerte und mit ihr schelten mußte. Dabei wurde er zum Rathgeber für sie, was wieder seine praktischen Fähigkeiten entwickeln half. Mit der Zeit gestand sie ihm ein, daß sie nur mehr den Rest ihres Vermögens besäße und auch der zu Neige ginge. Man betrog sie beim Ankauf von Werthpapieren, bei der Veräußerung solcher, kurz. Jeder suchte sich ihre Unkenntniß der Wirklichkeit zu Nutze zu machen.

Wenn ich sie doch liebte, dachte Menrath oft still bei sich, ich würde sie sofort Heirathen. Aber sie ist mir nur eine Freundin, nicht mehr.

Liebe ich ihn? fragte sich ihrerseits Dorothea. Nein. Wie hätte ich es sonst ruhig hinnehmen können, daß er die Schwazerin in sein Herz schloß?

XI.

Indessen strich die Zeit dahin. Eines Tages kam Menrath dazu, als Dorothea sich mit Pater Placidus über ihre bevorstehende Abreise unterhielt. „Geht's nicht, in diesem Jahr etwas länger zu bleiben?" fragte der alte Geistliche.

„Leider nein," meinte sie.

„Aber die Baronin scherzt ja nur," warf Menrath ein.

Später, als er mit Dorothea allein war, sagte er: „Es ist doch nicht Ihr Ernst, jetzt schon abzureisen?"

„Freilich, freilich," entgegnete sie kleinlaut, „meine Zeit ist um; ich muß wieder nach Wien zurück."

„Ihr Mädchen langweilt sich wohl?"

„Ich bin nicht reich, Neuttlingen," setzte sie, ohne seineBosheit zu beachte», hinzu, „ich kann nur eine bestimmte Summe für meine Reise verwenden." „Von der ein anderer Mensch sicher drei Reisen bestreiten könnte!" „Vielleicht, aber ich nicht!" . . . Es war in dem kleinen Gärtchen.

Er sah trostlos umher. Es schien ihm ganz unmöglich, zu denken, daß er hier wieder allein sein sollte. Er blickte sie von der Seite an. Sie war doch sehr lieb gewesen. Lieb wie Keine gegen ihn. Voll Gnade und Güte. Scholastika erschien unter der Thürs.

„Scholastika," rief er, „bringen Sie nur Wein! Gleich drei oder vier Viertel. Eins ist zu wenig. Ich will mich lustig trinken."

„Was ist in Sie gefahren?" fragte Dorothea.

„Gnädige Frau, wollen Sie mir einen Gefallen thun? Ja? Trinken Sie mit nur mit. Ich kann Sie nicht so trocken dasitzen sehen. Ja, wollen Sie?"

Sie preßte die Zähne auf die Lippen. „Meinetwegen."
Scholastika brachte Gläser und Wein.
Er schenkte ein. „Auf's — Hierbleiben!"

Sie zögerte, dann trank sie das Glas leer. Gleich darauf schüttelte sie sich und drückte das Gesicht in die Hände.

„Was ist denn?" sragte er verwundert.

„Mir ist unwohl. Mir bekommt der Wein nicht."

„Aber alle Wetter!" Er fuhr sich über die Stirne. „Ich gedankenloser Mensch. Ich habe Sie ja in der That noch nie Wein trinken gesehen. Weshalb sagten Sie denn aber auch Nichts?"

„Sie meinten doch, es schmecke Ihnen nicht, wenn ick, nicht mittrinke."

Er brach in ein ärgerliches Gelächter aus.

„Sie sind — verzeihen Sie, nein, nein — aber lielv, grenzenlos — gute Muma!" Er trat zu ihr und nahm ihre kleinen kalten Hände in die seinen. „Es wird schon vergehen. Mainachen; vergeht's schon? Nicht wahr?" Sie mußte über seinen Eifer lachen. Er schob seinen Stuhl näher zu dem ihren. „Sagen Sie mir Eins. Mama, wer hat Sie erzogen? Eine gewöhnliche sterbliche Mutter?"

„Bringen Sie mir ein Stückchen Brod."

Als er mit einer Schnitte Brod wieder erschienen mar und sie das Stückchen Brod verehrt hatte, lehnte sie sich mit einein Seufzer der Erleichterung zurück. „So, nun ist mir wieder wohl, nun kann ich Ihnen erzählen. Setzen Sie sich. Die Geschichte ist aber ganz kurz und sehr einsach. Vater und Mutter wurden mir, als ich kaum fünf Jahre zählte, durch eine Epidemie im> Zeitraum einer Woche entrissen. Mutter hatte eine Schwester, die draußen vor der Stadt in einem Häuschen wohnte, das von allen Seiten ein Garten umgab. Diese Schwester war ein ganz kleines Fräulein mit einem großen Höcker. Sie, ging fast nie aus, weil die bösen Buben dann hinter ihr herliefen und Buckeltante riefen. Aber manchmal stieg sie auf ihre Gartenmauer, so daß man nur den Kopf von außen sah, der war sehr schön — und streute Blumen und Kirschen und kleines Confect, das sie selbst backte, hinaus. Dann balgten sich die Kinder darum, und sie lachte und freute sich an deren Lust. Drinnen in ihrem Wohnzimmer stand eine kleine alte Orgel. Vor der saß sie stundenlang und spielte. Leute, die eben draußen an der Gartenmauer vorbeigingen, blieben stehen und lauschten.

Und wenn ihnen in solchen Momenten ein garstiger Käfer über den Aermel kroch, traten ne ihn nicht todt, sondern setzten ihn sanft auf ein Blatt. Das haben mir die Leute selbst erzählt. —"

„Und zu dieser Tante —"

„Ja, zu diesem Tantchen wurde ich geführt, als der Todtengräber meine Eltern eingeschaufelt hatte. Sie weinte mit mir, dann nahm sie mich auf ihren Schoß und spielte mir wundersame Lieder auf der Orgel vor. Sie bereitete die herrlichsten Torten, mit denen sie mich fütterte, und buk Herzen aus Marzipan, auf denen mein Name stand. Sie stickte mir aus ihren langen goldenen Haaren einen Haussegen und nähte mir schöne feine Kleider. Sie rang um meine Liebe, und als sie sie endlich errungen hatte, und ich ihr einmal sogar zuflüsterte: Tantchen, Du bist doch die allerschönste Frau auf Erden! — sie hatte eben einen 'Kranz, den ihr ineine kleinen Hände geflochten, aufgesetzt, ^ da zog sie mich an sich und meinte stille glückselige ThrSnen. Und dann ist es wie ein himmelblauer Traum um mich, in dem Frühlinge Hinmandeln, einer um den andern, einer schöner als der andere. Und die alte Orgel klingt hinein init feierlichen tiefen Accorden. Meine Jugendzeit! . . . Aber meinen Sie nicht, daß ich eine Gefangene war. Tantchen ließ mich mit den andern Kindern spielen bei uns im Garten, bei deren Eltern. Später durfte ich auch Kränzchen und andere harmlose Unterhaltungen der Jugend besuchen. Durch seine Nichte, ein mir gleichalteriges Mädchen, lernte ich Herrn Gleispach kennen. Er besuchte Tantchen, er sagte ihr Mes, bevor er es mir sagte. Und sie nahm mich an ihr Herz und flüsterte mit zuckenden Lippen: „Nimm ihn, nimm ihn, er hat Dich unsäglich lieb." Und da Hab' ich ihn denn genommen, weil er mich so lieb hatte. Und sie starb ein halbes Jahr nach meiner Hochzeit . . ."

Eine Biene summte um Dorotheas gesenktes Haupt. Sonst war kein Ton laut. Als sie endlich aufsah, sah sie mitten in Reuttlingens Augen hinein. Sie glänzten, als ob sie feucht wären. Er streckte ihr die Hand hin.

„Dorothea, willst Du mich an Buckeltantchens Stelle annehmen?"

Sie sah ihn zaghaft ungewiß an, dann legte sie ihre Hand in die seine.

XII.

Nun war ihm ihre Weichheit, ihr kindisches Wesen erklärt. Buckeltantchen als Erzieherin! Er spann sich ganz in seine Gedanken ein. Was konnte er diesem lieben Wesen denn eigentlich sein? Ein Beschützer? Aber sie wohnte ja in Wien. Und er hatte seine Wohnung in Meersburg, in dem alten Hause seiner Eltern, das zu verkaufen, er sich noch nicht hatte entschließen können. Wie sollten sie einander da nahe sein? Aber war es eigentlich auch nöthig, daß man sich räumlich nahe war? Er würde ihr schreiben. Gute Rathschläge geben. Er fühlte sich plötzlich als wichtige Person, als Einer, der den schönsten Beruf gefunden hatte: einem einsamen Kinderherzen Lebensmuth und Lebenskraft zu geben. Aber — er sah gleichzeitig auch die „andere" Seite. War es nicht lächerlich, zu denken, daß gerade er zu dieser Mission bestimmt war? Weshalb denn? War sie nicht schön, noch jung, vornehm genug, um auch andere Männer anziehen zu können? Sollte sie wirklich auf seine Hoheit Menrath von Reuttlingen gewartet haben, um sich trösten zu lassen? Unsinn! Er hatte sich blmnirt vor ihr, als er ihr seine Ritterdienste anbot. Sie bedurfte ihrer gar nicht. Ein Gefühl der Bitterkeit, des alten Verzagens an sich ergriff ihn wieder.

Er blieb den ganzen nächsten Tag unsichtbar, wich ihr aus und aß auf seinem Zimmer. Am zweiten Morgen hörte er ein Rumoren auf dem Corridor. Er steckte den Kopf durch die Thürspalte hinaus. Er sah den Knecht zwei Koffer hinabschleppen. Ihre Reisekoffer? Ein heißes Weh griff ihm blitzschnell an's Herz. Dann wurde er zornig.

Unerhört, ohne ihm ein Wort zu sagen! Er rannte in den Garten hinunter. Sie war nicht da. Daun klopfte er an ihrer Thüre an.

„Herein!"

Mitten unter ihren aufgestapelten Sachen stand sie da, heute mit dem Schusterjungengesicht.

„Ei, ei, Herr von Reuttlingen!"

Er stolperte über einen Regenmantel, der vom Stuhle herabhing, reichte ihr die Hand und ließ sich ohne Aufforderung in einen Sessel nieder, um ihr eine Predigt zu halten, sprang aber mit einem Au! wieder auf. Er hatte sich auf etwas Hartes gesetzt. „Der Revolver! Gott gnade Einem! Hoffentlich ist er von Chocolade."

„Nicht doch, es ist ein ganz richtiger" —

„Sie, Sie einen richtigen Revolver, zum Todtlachen!"

Sie runzelte die Stirn. Plötzlich erinnerte er sich an Etwas. „Wir haben neulich Bruderschaft getrunken, ich bitte mich nicht Herr von Reuttlingen zu nennen."

„So? Wann soll das gewesen sein? Mir nicht erinnerlich." „Aber vorgestern doch," sagte er traurig. „Als Dir auf den Wein unwohl wurde."

Sie erröthete. „Mir wurde ja gar nicht unwohl."

„Als ich mich Dir als Buckeltantchen anbot."

„So?" versetzte sie gedehnt, „ich habe Sie jedenfalls nicht geduzt."

„Das ist eine beabsichtigte Beleidigung für mich," brauste er auf.

„Aber so schreien Sie doch nicht so," rief sie, „ich sag' ja schon Du."

„Ach was!" Er sprang ärgerlich auf.

„Sie sind der seltsamste Mensch — was willst Du denn eigentlich von mir?"

„Daß Du nicht fortreisest."

„Du hast Dich ja gestern den ganzen Tag nicht um mich gekümmert."

„Also, deshalb! Man möchte glauben, daß Du —"

„Was denn?"

„In mich verliebt bist."

„Nein, das ist doch zu stark." Sie wandte sich um und lachte. Aber er sah, wie ihre Mundwinkel heimlich zuckten.

„Mach keine Dummheiten," sagte er, indem sein Herz heftig zu klopfen begann, „reise heute noch nicht, warte bis morgen."

Er rannte aus dem Zimmer.

Abends aßen sie miteinander im Garten. Er beobachtete sie insgeheim. Ihre Lippen sind rosenfarben wie die Lippen eines kleinen Kindes. Ob sie küssen kann? Es muß sein, als ob Einen ein Schmetterling streift. Ueberhaupt, sie ist eigentlich sehr schön.- Ganz fein schön. Nicht nach gewöhnlicher Menschenart. Selbst die kleine Nase, die man boshaft Stumpfnase nennen könnte, steht ihr gut. Mein Gott, gefällt sie mir etwa doch?

„Liebe Dorothea, bitte, steh' ein wenig auf." „Weshalb denn?" fragte sie verwundert, gehorchte aber. Er trat dicht an sie heran.

„Damit ich Dir beweisen kann, daß Du um zwei Finger kleiner bist als ich."

„Aber das weiß ich ja schon längst."
„Ach, Du bist sehr unhöflich gegen mich."

Er ging weg. Sie ließ sich wieder nieder und stützte das Gesicht in die Hände.

Plötzlich fühlte sie ihre Schulter sanft berührt. Pater Placidus stand neben ihr.

„Wer wird denn so traurig sein?"

„Ach man —" sie konnte nur mühsam sprechen, „man ärgert mich so."

„Geduld, Geduld, das sind die Frühlingsstürme, das geht Vorüber, dann giebt's gleichmäßigere Witterung."

„Wie meinen Sie das, Pater Placidus?"

„Aber Kind," sagte er gut, „glauben Sie, ich wäre blind?"

„Sie sind in einem großen Jrrthum befangen."

Er lachte. „Man kämpft nicht, mo man nicht siegen will."

„Ich bin Herrn Remlingen so gleichgiltig, wie er mir ist."

Er hatte oben an seinem offenen Fenster gestanden und ihre Worte gehört. Gerade die letzten. Er setzte sich auf seinen Bettrand, ballte die Fäuste und starrte vor sich hin. Also doch! Dann lachte er gewaltsam. Wer mar sie ihm denn nicht auch gleichgiltig? Natürlich. Doch ganz, ganz. Es war — ach, er war eben durch die Einsamkeit hier auf ihre Gesellschaft angewiesen gewesen, und — hm. Er lief fort. Die halbe Nacht irrte er in den Wäldern herum. Als er zurückkam, sah er noch Licht auf ihrem Zimmer.

Ain nächsten Tag ging er mit seiner blasirtesten Mens in das Gärtchen hinab.

Sie saß schon da. Mit einem ganz elenden blassen Gesichtchen.
„O, schon auf, gnädige Frau," sagte er eisig.
„Ich habe mich so geängstigt um Dich, als Du so lange ausbliebst."
„Seit wann haben Sie die Gnade, sich um die Dauer meiner Spaziergänge zu bekümmern?"

„Ich schickte Scholastika nach Dir."
„So? Womit kann ich dienen?"

„Ich wollte Dich bitten, mir zu sagen" — sie stockte, ihre Lippen begannen zu zittern. Sie stand auf und wollte sich entfernen. Er hielt sie zurück.

„Was wolltest Du?" fragte er rauh.

„Ich wollte wissen, was Du eigentlich von mir wünschest, weshalb Du mich so quälst." Sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Ich bin Dir doch so gleichgiltig," entgegnete er, sich an ihrem Jammer weidend. „Gleichgültige Menschen können Einen doch nicht kränken."

Sie sah ihn mit ihren treuen braunen Kinderaugen an. „Du bist mir nicht gleichgiltig, aber ich bin es Dir." „Woraus schließt Du das!" „Nun, wenn man — wenn man —"

„Du meinst, wenn ein Mann eine Frau liebt und sie frei ist, dann freit er um sie. Meinst Du das?"

Sie sah ihm ruhig und stolz in die Augen.

„Aber sieh," fuhr er fort und würgte Etwas hinab — er redete in diesem Augenblick, wie's ihm gerade um's Herz war, „Du bist keine Frau, die man Herraths!; Frauen wie Dich bewundert man, hat man lieb, aber — zum Heirathen wählt man sich eine Tini mit praller Brust und runden Hüften, die Einem viele Nachkommen verspricht."

„Weshalb thatest Du es denn nicht?" fragte sie sanft.

„Weil — weil — Herrgott, weil ich einsah, daß ich sie ja gar nicht liebte," platzte er los.

Dorothea sah einen Äugenblick vor sich auf den Boden, dann warf sie ihm einen räthselhaften Blick zu und verließ den Garten. Im Treppenflur mar Scholastika mit Säubern des Bodens beschäftigt. Sie mit ihren scharfen, klugen Augen hatte das grausame Spiel dieser Beiden mit ihren unklaren Gefühlen schon lange beobachtet. Jetzt sah sie die todtblasse Frau an sich vorüber eilen.

„Wenn Dich Dein Auge ärgert, reiß es aus," sagte ihre tiefe Stimme. Sie meinte, Dorothea solle Menrath lassen, wenn er ihr Anlaß zum Kummer bot. Dorothea faßte die Worte anders auf. Sie hat Recht, sagte sie zu sich selbst. Diese einfachen, schlichten Menschen haben immer Recht. Wenn Dich Dein Herz ärgert, so reiße es aus. Es ärgert mich, denn es schreit nach ihm, und er — er — sie brach in ein heißes fassungsloses Weinen aus und stürmte in ihr Zimmer hinauf.

Er indessen schritt unruhig im Garten auf und nieder. Liebt sie mich am Ende doch? Wenn sie mich liebte! Wenn sie mich doch liebte!

Die Süße! Sie mich, ich sie! Liebe ich sie? Vielleicht! Oder vielleicht auch nicht. Lieben ist etwas Positives. Und ich bin so unpositiv. Ich —

Da knallte ein Schuß von oben. Menrath zuckt zusammen. Gott, Gott, was mar das?

Er stürmt hinaus, über die Treppe hinauf.

„Dorothea! Dorothea! Mein Kind, meine Kraft, mein süßes Weib!" Jetzt erkennt er, daß er sie grenzenlos lieb gehabt ... Er stößt ihre Thürs auf, das Zimmer ist von Pulverdampf erfüllt, auf dem Sopha dort .... eine langausgestreckte Gestalt, er stürzt auf sie zu, er wirft sich über sie. „Todt! todt! todt!" .... Da richtet sie sich auf und — streckt ihm ihre Zungenspitze entgegen

Der Uebergang ist zu unvermittelt. Ein Lachkrampf befällt Menrath, er schluchzt und lacht, nimmt sie an den Ohren, jagt mit ihr im Zimmer herum, kneift sie und fällt endlich erschöpft auf einen Stuhl. In diesem Augenblick öffnet sich die Thür. Scholastika, wie der zürnende Gottvater, steht unter ihr. Wie sie die Beiden erblickt, wendet sie sich zurück.

„Na. Pater Placidus, sie leben no alle Beide."

„Gott sei gedankt!" Er tritt ein.

„Kinder, Kinder, seid Ihr toll geworden? Werdet Ihr noch lange spielen?"

„Ich Hab' nicht gespielt." Dorothea tritt auf ihn zu und ergreift seine Hände. Ihr Gesicht ist von Thränen feucht, aber in ihren Augen liegt's wie eine aufgegangene Sonne. „Ich wollte sterben, weil ich dachte, daß er mich nicht mag, aber — der Revolver ist zu früh losgegangen." Sie senkt erröthend den Kopf.

„Eben, als ich unten erwog, ob sie mich vielleicht doch zum Manne nehmen würde, wenn ich sie um ihre Hand bäte, hat sie sich erschossen."

Pater Placidus runzelt die Stirne. «Ihr seid grenzenlos leichtsinnig, alle Beide. Was mehret Ihr Euch gegeneinander? Noch niemals sah ich zwei Menschen, die so für einander geschaffen waren. Sie sind ein Kind, Reuttlingen, Sie, Dorothea, ein kleines Kind. Dos größere muß das kleinere erziehen, so Gott will, wachsen alle Beide dabei."

Menrath richtet sich neben Dorothea auf. „Es ist ja nur ein zwei Finger breiter Unterschied zwischen uns, Pater Placidus."

Das erste deutsche Parlament.

Sn dessen fünfzigjährigem)nbilänm.

von

Karl Biedermann.

— Leipzig, —

I.'

in halbes Jahrhundert ist dahingegangen, seit in der alten Wahlnnd Kröimngsstadt deutscher Kaiser, Frankfurt am Main, das erste deutsche Parlament zusammentrat, eine aus freien Volksmahlen hervorgegangene Gesammtvertretung der Nation, bestimmt, für das neuzugestaltende Deutschland eine Verfassung zu Stande zu bringen.

Von den Jetztlebenden kennen die Allermeisten die Vorgänge des Jahres 1848 nur aus zweiter Hand, entweder vom Hörensagen aus Erzählungen Aelterer, oder aus Schriften. Auch die Thätigkeit des ersten deutschen Parlaments ist selten recht gekannt, weit öfter verkannt und daher falich beurtheilt.

Von den Mitgliedern jener Versammlung selbst ist aller Wahrscheinlichkeit nach nur ein ganz winziger Nest noch am Leben. Die jüngsten derselben hatten damals ein Alter von 25 bis 26 Jahren, die meisten waren älter, zum Theil viel älter. Als bei Eröffnung der Versammlung ein Alterspräsident bestellt werden sollte, meldeten sich sechs, die das 70. Lebensjahr erreicht oder überschritten hatten. Der Aelteste war der 78jährige E. M. Arndt. Auch die damals Allerjüngsten hätten heute die Altersgrenze schon überschritten, die nach dem Ausspruch der Bibel dem menschlichen Leben in der Negel gesetzt ist.

Im Jahre 1878, als seit dem Parlament ein Menschenalter verflossen war, erließ der Verfasser dieses Aufsatzes an die noch Lebenden seiner ehemaligen Collegen von der „Erbkaiserpartei" eine öffentliche Aufforderung, sich bei ihm zu melden. Darauf meldeten sich 34. Von 22 Anderen erkundete ich sonstwie, dah sie noch lebten, so daß im Ganzen, mich selbst mitgezählt, etwa gegen 69 noch übrig sein mochten von den 267, die für das Erbkaiserthum gestimmt hatten. Sieben Jahre später, 1885, als wir „alten Frankfurter" dem großen Schöpfer des neuen Deutschen Reichs gemeinsam unsere Glückwünsche zu seinen: 70. Geburtstage und 50. Amtsjubiläum darbringen wollten, fanden sich nur noch einige 30. Von diesen leben jetzt, soweit meine Kenntniß reicht, noch 7, nämlich H. H. Meier in Bremen, der hochverdiente Gründer der mächtigen Dampfschifffahrtsgesellschaft „Norddeutscher Lloyd" (83 Jahre alt), Dr. v. Simson, Präsident des Frankfurter Parlamentes, später Präsident des sogenannten Unionsparlamentes in Erfurt, noch später Präsident einer ganzen Reihe von Reichstagen, seit 1878 Chefpräsident des Reichsgerichts in Leipzig, bis er vor mehreren Jahren sich zurückzog, um ein wohlverdientes «tiuin «um äignitsw in Berlin zu genießen (87 Jahre alt), der Geheime Commerzienrath Mevissen in Köln (84 Jahre alt), der Curator der Universität Halle, Geheimer Rath Dr. Schräder (80 Jahre alt), Professor Dr. Haym (76 Jahre alt), ebenda, der Dichter Wilhelm Jordan, Verfasser des „Demiurgos", Umdichter der „Nibelungen" u. s. m., in Frankfurt am Main (79 Jahre alt), endlich ich selbst, der ich im 86. Jahre stehe*).

Als Einer dieser noch Ueberlebenden fühlte ich das Bedürfniß, fast möchte ich sagen die Verpflichtung, das 50jährige Jubiläum des ersten deutschen Parlamentes nicht vorübergehen zu lassen, ohne demselben ein Wort der Erinnerung zu widmen und für seine Thätigkeit, gegenüber so manchen Angriffen, die es erfahren hat, Zeugniß abzulegen.

Zu Letzterem glaube ich darum nicht ganz unberufen zu sein, weil ich als Theilnehmer schon am Vorparlamente und am Fünfzigerausschuß, im Parlamente selbst als ständiges Mitglied des Bureau (erst als Schriftführer, in der letzten Zeit als Vicepräsident), als im Vorstand und meist Vorsitzender des Clubs „Augsburger Hof" und der großen „Erbkaiserpartei", als Mitglied der Neunercommission, welche die Verbindung unter den zu dieser gehörenden Clubs unterhielt, endlich als Mitglied der Kaiserdeputation, allen wichtigen Vorgängen jener Zeit so nahe gestanden habe, wie wohl nur Wenige.

Neben meinen persönlichen Erinnerungen habe ich auch die Aufzeichnungen von anderen Zeitgenossen, meist ebenfalls Mitgliedern des Parlaments, benutzt**).

*) Ein achter und neunter »alter Frankfurter", der Senatspräsident beim Reichsgericht Dr. Drechsler, 76 Jahre alt, und Graf von Keller, königlich preußischer Kommissar bei der Lebensversicherung zu Gotha o. D.. M/s Jahre alt, sind erst vor Kurzem gestorben.

**) Da es für manche Leser von Interesse sein mag, eine Uebersicht der aus unmittelbarem Selbsterlebten erwachsenen Litterotur über das Parlament von 1848 zu gewinnen, so führe ich die von mir verglichenen Schriften hier an. Es sind die folgenden: Laube: „Das erste deutsche Parlament", 3 Bände; Haym: »Die deutsche Nationalversammlung", 3 Theile; Duncker: „Zur Geschichte der deutschen Reichsversammlung": v. Naumer: „Briefe aus Frankfurt und Paris 1348—49", 2 Bände; Wichmanu: „Denk

Eine fortlaufende Geschichte des Parlaments zu geben, ist nicht meine Absicht. Dazu märe der mir vergönnte Raum viel zu knapp*). Ich beschränke mich auf die Hervorhebung einiger Hauptmomente aus den Verhandlungen über die Verfassung.

Das Frankfurter Parlament von 1848 war eine Frucht der Märzbewegung desselben Jahres, letztere wieder eine Folge der Pariser Februarrevolution.

Schon einmal, im Jahre 1830, hatte ein ähnlicher Anstoß von Frankreich aus ähnliche Wirkungen in Deutschland erzeugt. Allein damals mar in Frankreich nur eine neue Dynastie an die Stelle einer älteren gesetzt, ini Uebrigen die bestehende Staatsordnung beibehalten worden; dem entsprechend waren auch in Deutschland nur einige neue Verfassungen mit Volksvertretung entstanden, war die Presse etwas freier, das parlamentarische Leben in den Südstaaten wieder etwas rühriger geworden. Im Uebrigen waren die alten Zustände unverändert geblieben, insbesondere auch die Gesammtverfassung Deutschlands mit ihren großen Unzulänglichkeiten nach außen und innen.

In: Jahre 1848 war dies wesentlich anders. In Frankreich war diesmal die ganze Staatsordnung umgestürzt, an die Stelle der Monarchie die Republik gesetzt worden. Kein Wunder, wenn die Wellenringe einer so tiefgreifenden Bewegung weit über die Grenzen Frankreichs hinausfchlugen. Wie hätte Deutschland davon unberührt bleiben können? Des politischen Zündstoffes gab es hier mindestens ebenso viel, wie irgendwo anders. Dazu kam, daß eine Richtung des öffentlichen Geistes, die 1830 noch so gut wie gänzlich geschlummert hatte, die nationale, seitdem durch Zollverein und Eisenbahnen, durch den Thronwechsel in Preußen 1840 und

Würdigkeiten aus der Paulskirche": Biedermann: „Erinnerungen ans ^der Paulskirche": derselbe: „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte", 2 Bände; Rümelin: „Briefe aus der Paulskirche"; Heller: „Brustbilder aus der Paulskirche": Beselcr, G: „Erlebtes und Erstrebtes"; „Dahlmanns Leben" von Springer; „MatKys Leben" von Freytag: „Leben des (Generals Friedrich von (Yagern" von Heinrich von Gagern: „Dunckers Leben" von Havm: „v. Stockmars Denkwürdigkeiten" von seinem Sohne: „v. Bunsens Leben" von Nipvold; „Wnig Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Bunsen", herausgegeben von Ranke; Duckwiy: „Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben" (insgcsammt von der erbkaiserlichen Partei); Jürgens: „Zur (beschichte des deutschen Verfassungswerkes', 2 Bände (groszdeutsch); „Heinrich Simon" von Joh. Jacob»; Jul. Fröbel: „Ein Lebenslauf", 2 Bände; (Beide von der Linken); „Anton Ritter von Schmerling" von Arneth: „Aus meinem Leben" von Ritter von Arneth (Beide vom österreichischen Standpunkt aus); „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Leopold von Gerlach (des Hauptes der preußischen Camarilla); „Erinnerungen aus meinem Leben" von Richard von Friesen, toniglich sächsischem Staatsminister a. D.

*) Eine solche Geschichte, und zwar eine sehr gedrängte und übersichtliche, enthalten meine ..Dreißig Jahre deutscher Geschichte, 1840—70" (Verlag der Schles. VerlagSanswlt zu Breslau), 4. Auflage. 1. Bd., S. 279 ff., Beiträge dazu auch „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte", ebenda. 1. Bd.. S. 3S8 ff.

die in dasselbe Iahr fallende Kriegsdrohung Frankreichs geweckt und genährt worden war, so daß sie jetzt neben, ja vor der freiheitlichen ihre Geltung verlangte. So kam es, daß die Kunde von der am 24. Februar erfolgten Vertreibung Ludwig Philipps und seiner ganzen Familie aus Frankreich, kaum über den Rhein herübergelangt, hier sofort eine Bewegung entzündete, die sich pfeilschnell, gleich dem elektrischen Funken am Drahte, von einem deutschen Lande in das andere fortpflanzte. Schon am 27. Februar fand in Offenburg in Baden eine große Volksversammlung statt, welche zwölf „Forderungen des Volkes" (Preß- und Vereinsfreiheit, öffentliches Gericht mit Geschworenen, Sicherung von Person und Eigenthum gegen Polizeiwillkür, Ministerwechsel, Volksbewaffnung u. s. w.) proclamirte. Aehnliche Forderungen wurden allerwärts gestellt und meistens nach kürzerem oder längerem Sichsträuben von den Fürsten bewilligt oder doch für die nächste Zeit verheißen. Die Träger des alten, verhaßten Systems wichen Männern des öffentlichen Vertrauens, gewöhnlich bisherigen oder früheren Führern der liberalen Opposition in den Kammern. Man nannte sie nach dem Datum ihrer Ernennung „Märzminister".

In den Mittel-, und Kleinstaaten hatte die Bewegung, abgesehen von einzelnen tumultuarischen Scenen, im Ganzen keinen gewaltthätigen Charakter. In Sachsen vollzog sie sich sogar ohne Betheiligung der Massen, lediglich innerhalb der Kreise des gebildeten Bürgerthums, in der streng gesetzlichen Form von Adressen, Petitionen und Deputationen an den König, daher auch ohne jede Störung der öffentlichen Ordnung. Auch der Sturz des allmächtigen Staatskanzlers von Oesterreich, Fürsten Metternich, erfolgte nicht sowohl durch eine Revolution der Straße, als durch eine Palastrevolution; der Ruf nach seiner Abdankung (welchem der Fürst in würdiger Haltung stattgab) kam aus einem in der Hofburg versammelten Kreise der angesehensten Personen. Nur in Berlin, wo die unglückselige Zauderpolitik Friedrich Wilhelms IV. die Erregung der Gemüther auf's Höchste angespannt hatte, kam es zu einem Kampfe zwischen Volk und Militär, der auf beiden Seiten viele blutige Opfer kostete.

Man hat bisweilen die Märzbewegung des Iahres 1848 als das von langer Hand vorbereitete Werk einer radicalen Partei dargestellt. Das ist nicht richtig. Allerdings gab es in verschiedenen deutschen Staaten eine solche Partei; es gab auch einflußreiche und ehrgeizige Führer, wie Robert Blum in Sachsen, Iohann Iacobn in Preußen, Itzstein, Hecker, Struve in Baden u. s. w.; es gab einen gewissen Zusammenhang unter diesen theils durch eine thätige Parteipresse, theils auch (seit 1839) durch regelmäßige persönliche Zusammenkünfte, bei denen die Taktik der Agitation vereinbart wurde. Allein von einer geheimen Verschwörung, wie etwa derjenigen der Carbonaris in Frankreich und Italien, war alles dieses noch weit entfernt. Auch hatte die Bewegung des März dafür viel zu sehr einen spontanen, fast elementaren Charakter. Der ganze Bürgerstand, selbst in feinen gemäßigten Kreisen, war daran betheiligt, wenn nicht persönlich, doch mit seinen Sympathien. Vorbereitet war allerdings die Märzbewegung von 1848 (und sie kam daher keineswegs, wie wohl gesagt worden, plötzlich, „über Nacht"), aber von ganz anderer Seite, nämlich durch die Mißregierung, die in vielen, ja den meisten deutschen Staaten bestand. Wir haben dafür ein unverwerfliches Zeugniß von einem nach Geburt und Lebensstellung durchaus conservativen Manne, dem königlich sächsischen Staatsminister a. D. Richard von Friesen. Dieser sagt in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben" (1. Band, S. ö8):

‚DaL Jahr 1847 giiy zwar äußerlich ruhig vorüber, aber überall, nicht nur in Sachsen, sondem in ganz Deutschland, herrschte Unzufriedenheit, Mißtrauen, Besorgniß für die Zukunft. Die staatlichen Einrichtungen Deutschlands, sowohl der Bund selbst, als die Verfassungen eines großen Theils der Einzelstaaten, warm alt geworden, paßten nicht mehr zu den veränderten Verhältnissen, zu den Ideen, die sich der Bevölkerung in weiten Kreisen bemächtigt hatten. Allgemein war die Ueberzeugung, daß es so nicht fortgehen könne. Viele Tausende an sich keineswegs revolutionär und antimonarchisch Gesinnter, die aber keine Möglichkeit eines friedlichen, streng verfassungsmäßigen Ausganges sahen, wurden für die Idee einer allgemeinen, wenn auch gewaltsamen Umwälzung — nach einer oder der anderen Richtung hin — geneigter und empfänglicher gemacht."

Damit spricht Herr von Friesen aus, daß nicht die „veränderten Verhältnisse" oder die in die Bevölkerungen eingedrungenen „Ideen" die Erhebung von 1848 verschuldet hätten, sondern das Zurückbleiben der Regierungen hinter diesen Verhältnissen und diesen Ideen. Das entspricht auch vollkommen jenem unabänderlichen und daher nicht ohne schwere Gefahren zu mißachtenden Gesetze der Geschichte, wonach in dem Geist der Völker und in den Verhältnissen unaufhaltsame Entwicklungen vorgehen, denen durch Anpassung der politischen und socialen Einrichtungen daran Rechnung getragen werden muß.

Das Bewußtsein, diese Pflicht versäumt zu haben, war es wohl auch, was, als die Bewegung von 1848 losbrach, als der lange unterdrückte und mißachtete Volksgeist sein Recht forderte, den Arm der Regierungen lähmte, sie nachgiebig stimmte und sie abhielt, von den Machtmitteln Gebrauch zu machen, die ihnen zu Gebote standen.

In Frankreich war aus ähnlichen Ursachen, aus jener Halsstarrigkeit Ludwig Philipps, der streng auf seinem persönlichen Regiment beharrte, und jenem dreifachen risQ (nichts), welches dessen Minister Guizot der Opposition entgegenwarf, als diese eine zeitgemäße Umgestaltung des veralteten Wahlgesetzes verlangte, die Revolution des Iahres 1848 erwachsen, welche den König sammt seinem Minister vom französischen Boden vertrieb.

Eine „Revolution" in diesem Sinne war die deutsche Märzbewegung nicht, obschon man sie häufig so genannt hat*). Sie war es weder in ihren Mitteln, noch in ihren Zielen. Nicht in ihren Mitteln, denn auch die

') So in dem unlängst erschienenen Buche: „Die deutsche Revolution von 1848" von HanS Blum.

weitgehendsten Forderungen des Volkes suchten nicht sich mit Gewalt durchzusetzen, sondern wandten sich bittweise, wenn auch bisweilen in etwas stürmischer Form, an die geordneten Gewalten. Die sog. Revolution von 1848 verfuhr darin sogar glimpflicher als die auch sogenannte „Revolution" von 1830. Damals wurden in Leipzig die Wohnungen der Polizeibeamten erstürmt und geplündert, in Dresden das Polizeigebäude in Brand gesteckt, in Braunschweig der Herzog verjagt und sein Schloß angezündet, in Kurhessen ebenfalls der Kurfürst gezwungen, das Land zu verlassen.

Einzelne Ausschreitungen kamen auch 1848 vor, aber sie hatten mehr einen socialen als einen politischen Charakter und bewegten sich in engeren Kreisen. In ihren Zielen glich die Bewegung von 1848 keiner der großen geschichtlichen Revolutionen, weder den englischen von 1640 und 1688, noch den französischen von 1789, 1830, 1848. Diese alle stürzten jedes Mal die ganze bestehende Ordnung der Dinge um, verwandelten die Monarchie in Republik oder setzten wenigstens an die Stelle der einen Dynastie eine andere. Die Märzbewegung dagegen „blieb vor den Thronen stehen", wie man es damals nannte.

Der republikanische Aufstand, den Hecker und Struve im badischen Oberland im April erregten, beschränkte sich auf einen ganz kleinen Bezirk und fand selbst in diesem so wenig Anklang, daß Hecker, als er sich zum Losschlagen entschloß, kaum 50 Mann um sich hatte und, als es zum Zusammenstoß mit den Bundestruppen kam, kaum 1200.

Den allerstärksten Beweis dafür, daß die Märzbewegung nicht eine eigentliche Revolution war, liefert die Geschichte des Berliner Aufstandes vom 18. März. Einen halben Tag und eine Nacht hindurch wird mit großer Erbitterung zwischen Volk und Militär gekämpft. Auf Befehl des Königs wird Letzteres am Morgen des 19. März zurückgezogen und durch ein unbegreifliches Mißverständniß auch vom Schloß und aus der Stadt entfernt.

Damit sind die Aufständischen Herren der Stadt und der Person des Königs geworden. Aber nicht das Geringste geschieht, um diesen Vortheil auszunutzen. Kein Ruf nach Entthronung des Königs, nach Verkündigung der Republik wird laut. Ia, als einzelne Heißsporne dergleichen versuchen, werden sie von der Menge zum Schweigen gebracht und bedroht. Selbst die Volksbewaffnung, nach der ein Haus stürmisch verlangt, wird nicht etwa eigenmächtig in's Werk gesetzt, sondern erbeten und von der zuständigen Behörde mittels Auslieferung von 6000 Flinten aus dem Zeughause gewährt.

Es ist nicht unwichtig, dies zu constatiren, denn man sieht die Bewegung von 1848 und alle daraus hervorgegangenen Bildungen, selbst das Parlament, mit anderen Augen an, wenn man in dieser Bewegung von vorn herein eine „Revolution", wohl gar eine von langer Hand angelegte erblickt, als wenn dies nicht der Fall ist.

Im Laufe der vierziger Jahre hatte sich neben anderen auch eine gemäßigt liberale Partei herausgebildet, die zugleich vorwiegend national mar, d. h. die ihre Blicke über die engeren Grenzen des Einzelstaates hinaus auf das Ganze des gemeinsamen deutschen Vaterlandes richtete.

Zu ihr gehörten Männer wie Dahlmann, die beiden Beseler, Heinrich von Gagern, Math« und A. Ihr Organ in der Tagespresse war die von Gervinus und Häußer redigirte „Deutsche Zeitung". Im Jahre 1847 hatten sie zum ersten Male ebenfalls eine persönliche Zusammenkunft (zu Heppenheim an der Bergstraße) abgehalten, worin sie die Lage des Vaterlandes besprachen. Eine erste Frucht dieser Besprechung waren zwei Anträge auf Herbeiführung eines deutschen Parlamentes, von denen den einen in der badischen Volkskammer Bassermann, den anderen in der Hessendarmstädtischen Heinrich von Gagern stellte. In manchen Einzelstaaten, wie in Sachsen, hatten im März 1848 diese Gemähigten von? Haus aus die Führung der Bewegung übernommen und sie vor Ausschreitungen bewahrt. Jetzt suchten sie mit vereinten Kräften sich derselben in ganz Deutschland zu bemächtigen, um sie in's rechte Geleise zu leiten, damit sie sich weder überstürze noch aber auch verzettele und spurlos vorübergehe. Am 5. März versammelten sich die Männer von Heppenheim, 51 an der Zahl, unter den Ruinen des Heidelberger Schlosses, diesen stummen und doch so beredten Zeugen einer der trübsten Zeiten des alten Deutschlands, zu einer Berathung. Als das Dringendste erschien ihnen die schleunige Berufung einer Gesammtvertretung der Nation, eines deutschen Parlamentes. Dieses sollte eine zeitgemäße, voltsthümliche Verfassung für Deutschland schaffen. Als Grundsätze einer solchen dachten sie sich folgende:

Ein BundeSoberhauvt mit verantwortlichen Minister». Ein Senat der Einzelstaaten. Ein HauS deS Volkes, hervorgehend aus UrWahlen nach dem Maßstäbe von 1 zu 70000. Kompetenz des Bundes durch Verzichtleistung der Einzelstaaten auf folgende Punkte zu Gnnsten der Centralgewalt: ein einzige» Heerwesen, eine gemeinsame Vertretung gegenüber dem Ausländе, Ein System deS Handels, der Schifffahrtsgesetze, dcs BundeSzollwesenS, der Münzen, Maße, Gewichte, Posten, Wasserstraßen und Eisenbahnen, Einheit der Livil- und Strafgesetzgebung und des Gerichtsverfahrens. Ein Bundcsgericht. Berbürgung der nationalen Freiheitsrechte.

Endlich sprachen sie noch aus:

Ter Beschluß der Einberufung der constituirenden Nationalversammlung auf obige Grundlagen hin erfolgt durch die mit Vertrauensmännern verstärkte Bundesbehörde.

Nun thaten sie noch einen zweiten Schritt; sie beriefen mittelst persönlicher Einladungen (an Abgeordnete, Mitglieder von Gemeindecollegien, Schriftsteller) eine Versammlung von Männern des öffentlichen Vertrauens aus ganz Deutschland auf den 30. März nach Frankfurt a. M. Dieselbe sollte das Parlament gewissermaßen vorbereiten, sollte die beste Art der Wahlen dazu berathen, auch für die Beschleunigung dieser Wahlen und die baldige Einberufung des Parlaments wirken. Der Volksmund nannte sie daher „Vorparlament".

Die Anhänger der Reaction haben dieses Vorparlament wegen seines Ursprunges, weil es durch einen freien Willensact von Männern aus dem Volke berufen ward, als eine Ausgeburt und Verkörperung der „Revolution" verschrieen, wie sie freilich dasselbe auch mit dem aus gesetzlichen Wahlen hervorgegangenen Parlamente gethan haben.

Und doch hat gerade dieses angeblich „revolutionäre" Vorparlament den thatsächlichen Beweis geliefert, wie wenig revolutionär der Volksgeist damals im größten Theile von Deutschland war, denn es hat mit großer Mehrheit zweimal Anläufe einer republikanischen Minderheit zurückgeschlagen und dadurch unberechenbare Ruhestörungen in ganz Deutschland, vielleicht einen Bürgerkrieg verhütet.

Sogleich am ersten Tage stellte Gustav von Struve dem monarchischconstitutionellen Programm der 51 ein entschieden republikanisches, ultrademokratisches und theilweise socialistisches entgegen. Die Versammlung ging zur Tagesordnung über, indem sie beschloß, die ganze Verfassungs: frage dem aus gesetzlichen Wahlen hervorgehenden Parlamente zu überlassen. Am folgenden Tage beantragte Friedrich Hecker in einer feurigen Rede, das Vorparlament sollte zusammenbleiben bis zum Zusammentritt des wirklichen Parlaments. Eine solche Permanenz der Versammlung hätte fast unausbleiblich dieselbe zu einem Convent machen müssen. Die Regierungen, selbst die preußische, waren durch die Märzbewegung sehr geschwächt. Der Süden war noch immer sehr aufgeregt. Die Mehrzahl der Theilnehmer am Vorparlamente kamen aus dem Süden, nur ein kleiner Theil aus dem ferneren Norden. Dieses Verhältniß mußte sich bei längerem Beisammensein der Versammlung immer mehr zu Ungunsten des Nordens gestalten, denn viele Mitglieder würden durch ihre Geschäfte daheim genöthigt sein, zeitweilig die Versammlung zu verlassen; die aus dem Norden würden dann nur schwer, die aus dem Süden viel leichter bei wichtigen Entscheidungen auf ihre Sitze zurückkehren können. Endlich stand zu befürchten, daß die vorwiegend republikanisch gesinnte Bevölkerung aus der Umgebung Frankfurts versuchen möchte, einen Druck auf die Versammlung zu üben.

Es war das große Verdienst des ehemaligen Führers der liberalen Opposition und jetzigen Ministerpräsidenten in Hessen-Darmstadt, Heinrichs von Gagern, in einer überzeugenden Rede diese Gefahren aufgedeckt und abgewendet zu haben. Der Hecker'sche Antrag ward mit 368 gegen 143 Stimmen, also mit nahezu ^ ager Stimmen, verworfen. Selbst von den Süddeutschen hatte eine Mehrzahl dagegen gestimmt.

Auch der vom Vorparlament zurückgelassene Fünfzigerausschuß verfuhr in demselben Sinne einer Aufrechterhaltung der Ordnung. Ms Hecker und Struve es nun unternahmen, dieselben Ideen, für die sie im Vorparlamente keine Mehrheit gefunden, mit den Waffen in der Hand durchzusetzen, da versuchte der Ausschuß nicht blos (freilich umsonst), durch zwei an Hecker abgeordnete Mitglieder diesen von seinem verbrecherischen Beginnen abzubringen, sondern er erließ auch Proclamationen an die Bevölkerung in Süddeutschland und an die deutschen Arbeiter in Frankreich, worin er dringend von jedem bewaffneten Zuzug abmahnte. In der einen derselben hieß es:

„Männer in Baden, Württemberg, Rheinbayern und Hessen! Zum Bürgerkriege, zu dem Entsetzlichsten, was uns nur treffen kann, ruft man Euch auf! Ihr sollt die Waffen gegen Eun Mitbürger führen, um Meinungen einer Partei dem ganzen Deutschland aufzudrängen. Und das zu einer Zeit, wo der Wille des deutschen Volkes sich binnen wenigen Wochen in der constituirenden Nationalversammlung aussprechen wird, zu einer Zeit, wo Deutschland im Begriff ist, den Forderungen aller seiner Stämme durch wahrhafte Volksvertreter ihr Recht zu verschaffen! Der Fünfziger-Ausschuß ist der Zuversicht, daß Zhr die Zumuthungen jmeS Aufrufs mit Entrüstung zurückweisen und als freie Bürgerwehr, an der Seite der aufgebotenen Truppen, jenen Verblendeten mit Kraft entgegentreten werdet."

Und in der anderen an die deutschen Arbeiter in Frankreich:

„Wir beschwören Euch, verzichtet auf den Kedanken, — wenn Ihr ihn anders, wie öffentliche Blätter berichten, gehegt haben solltet, — in bewaffneten Massen in das Vaterland zurückzukehren. Ein solches Beginnen könnte das Werk Eurer Brüder in Deutschland, tonnte auch Eure Hoffnung auf ein freies, einiges Vaterland nur zerstören und würde unabwendbar mit Euerem eigenm Untergang endigen.

Einzelnen Ruhestörungen, wie sie am Rheine, in Aachen und sonst vorkamen, trat der Ausschuß ebenfalls (wenn auch nicht immer erfolgreich) entgegen. Daneben richtete er aber auch (was man ihm sehr verübelt hat) ernste Worte an den Kurfürsten von Hessen, als in Kassel die Gardereiter ohne begründeten Anlaß auf friedliche Bewohner eingehauen hatten.

Mehr als sechs Wochen lang mußte der Fünfzigerausschuß die schmierige und verantwortungsvolle Rolle auf sich nehmen, als eine Art von oberster Behörde für ganz Deutschland zu gelten, an welche die Bevölkerung sich vertrauensvoll wendete und deren Unterstützung selbst die Regierungen bisweilen in Anspruch nahinen.

Am 18. Mai trat das Parlament zusammen. Man durfte spannt sein, welchen Charakter, welche Farbe es haben werde. In dem vom Bundestage im Einverständniß mit dem Fünfzigerausschuß erlassenen Wahlgesetz mar „jedem selbstständigen, volljährigen Deutschen" das Wahlrecht und die Wählbarkeit zugesprochen. Ob directe oder indirecte Wahl, blieb den Regierungen überlassen. Zu den Volkskammern in den Verfassungsstaaten war bisher nach mehr oder weniger beschränkten Wahlgesetzen gewühlt morden. In Preußen und Oesterreich hatte es eigentliche Volks« mahlen überhaupt noch nicht gegeben. Jetzt sollte auf einmal allerwärtS nach einem Wahlgesetze gewählt werden, welches alle bisherigen Schränken des Wahlrechtes aufhob, ja, in Bezug auf das Alter des Wählenden und es zu Wählenden weiter ging als unser heutiges Reichsmahlgesetz. Und diese Wahlen sollten stattfinden unter dem noch nachzitternden Eindrucke einer Bewegung, welche alle Gemüther auf's Tiefste erregt, alle Leidenschaften entfesselt, die weitgehendsten Wünsche und Hoffnungen erweckt hatte I

Unter solchen Umständen war es ein überraschendes Ergebniß der Wahlen zu diesem ersten Parlament, daß dieselben eine überwiegend gemäßigte Mehrheit und nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl Solcher ergaben, die mehr oder weniger radical waren. Allerdings war der allgemeine Stand der politischen Ansichten seit dem vorigen Iahre dergestalt nach links hin verschoben, daß z. B. Herr von Vincke, der auf dem Vereinigten Landtag Preußens an der Spitze der liberalen Opposition gestanden hatte, hier auf der äußersten Rechten saß. Allein der Grundcharakter aller Parteien, nur die äußersten ausgenommen, war doch ein solcher, daß sie das Interesse der nothwendigen Ordnung nicht aus dem Auge verloren, daß sie zwar nach Reformen strebten, dagegen den Gedanken eines revolutionären Umsturzes aller Verhältnisse weit von sich wiesen.

Das Parlament bestand auf dem Papier aus 649 Mitgliedern, (1 auf 70 000 Einwohner); wirklich anwesend waren gewöhnlich nur zwischen 500 und 600, bisweilen noch weniger. Bei der Abstimmung über das Erbkaiserthum waren es 530. Beschlußunfähig war das Parlament nicht ein einziges Mal, (außer etwa in der ersten Viertelstunde einer Sitzung), obschon die Sitzungen, die in der Regel um 9 Uhr begannen und bis 2^2, 3'/z, 4, mitunter auch bis 5 oder 6 Uhr dauerten (die über den Malmoeer Waffenstillstand bis 8 Uhr), oft sehr ermüdend waren.

Nach den politischen Richtungen gliederte sich die Versammluug folgendermaßen: I. Aeußerste Rechte: 1. Steinernes Haus*) (kirchlichkatholischer Flügel) 17, 2. Caf6 Milani (weltlicher Flügel) 40. II. Gemäßigte Rechte: Casino 136. III. Rechtes Centrum. I. Landsberg 44, 2. Augsburger Hof 40. IV. Linkes Centrum: 1. Württemberger Hof 45, 2. Westendhall 50. V Gemäßigte Linke: Mrnberger Hof. 12. VI. Linke: Deutscher Hof 50. VII. Aeußerste Linke: Donnersberg 40.

Es waren also 277 (I. II. III.) Monarchisch-constitutionelle, 107 (IV und V) Solche, die sich für die Monarchie „auf breitester demokratischer Grundlage" erklärten, 90 (VI und VII) republikanisch Gesinnte, somit 2/ö entschieden monarchisch, monarchisch-demokratisch, nur Vb republikanisch.

Dies war der Stand der Parteien bis zum October 1848. Später, wo die sogenannte „österreichische Frage", d. h. das Verhältniß Oesterreichs zu dem zu gründenden Deutschen Bundesstaat, in den Vordergrund trat und die Versammlung spaltete, begann eine ganz neue Gruppirung der Parteien. Die Oesterreicher zogen sich aus den Clubs, denen sie bisher angehört hatten, zurück und bildeten, Conservative und Liberale, eine einzige compacte Masse unter Führung des österreichischen Bevollmächtigten bei der Central

, ") Die Clubs nannten sich in Frankfurt nach ihren Versammlungslocalen.

gewalt Ritters von Schmerling. Ihnen schlossen sich die Particularisten und die Ultramontanen, endlich auch — (aus Abneigung gegen ein preußisches Kaiserthum) — die gesammte Linke an. Gegenüber dieser Coalition bildete sich eine sogenannte „Erbkaiserpartei" (Weidenbufchverein). Derselben schlossen sich neben den Clubs der Rechten und des rechten Centrums auch Manche aus dem linken Centrum an, so daß diese Partei zuletzt wohl 250 feste Anhänger zählte.

Bemerkenswerth war bei den Wahlen noch dies, daß sehr viele Wahlkreise, die gleichzeitig oder bald darauf Abgeordnete zu Einzellandtagen zu entsenden hatten, in der Wahl dieser radicaler verfuhren, als in der Wahl zum Parlamente. Ein gesunder Sinn sagte dem Volke, daß über seine wichtigsten Interessen, die daher am besonnensten behandelt sein wollten, nicht in Dresden oder Stuttgart, ja nicht einmal in Berlin, sondern in Frankfurt entschieden werden würde.

Freilich waren es nicht immer geschulte Politiker, welche dieser im Ganzen richtige Instinct der Wähler zu ihren Vertrauensmännern für Frankfurt ersah. Woher hätten auch solche in so großer Zahl kommen oder wie hätten sie dem Volke bekannt fein sollen? Häufig waren es Männer, die auf anderen Gebieten einen hervorragenden Ruf (als Gelehrte, als Dichter oder sonst) genossen, oder solche, zu denen das Volk aus irgend welchen persönlichen Gründen ein besonderes Vertrauen hatte.

So geschah es, daß der Fülle allgemeiner Bildung, welche unbestritten in diesem ersten deutschen Parlamente vereinigt war, nicht immer durchweg das Maß staatsmännischer Einsicht oder praktischer Realpolitik entsprach, welches die Anträge und die Abstimmungen bekundeten. Besonders hänfig ist über das angebliche Uebermaß des Gelehrtenthums im Parlamente gespöttelt worden. In der That befanden sich in der Versammlung nur allein einige vierzig Professoren aller FaculMen, (darunter berühmte Namen wie Dahlmann, Albrecht, Iacob Grimm, Gervinus, Fallmerayer, Mittermaier, von Hermann, Carl Vogt, Döllinger u. A.). Dazu kamen sechs Dichter (Arndt, Uhland, Anastasius Grün, Wilhelm Iordan, Moritz Hartmann und Heinrich Laube), endlich eine Anzahl katholischer und protestantischer Theologen, insgesammt Vertreter mehr einer idealistischen oder theoretischen, als einer praktischen Lebensauffassung.

Indessen hatten doch die verschiedenen Einzellandtage auch eine ziemliche Anzahl von parlamentarisch geschulten Männern geschickt, meist bisherige Führer oder Mitglieder der liberalen Opposition (darunter 11 Märzminister); ebenso der Vereinigte Landtag Preußens und die Versammlung der niederösterreichischen Stände. Der warmen Anhänglichkeit des Volkes (welches für Verdienste um sein Wohl meistens ein getreueres Gedächtniß hat, als mancher Große) verdankten die Männer, welche als Fürsprecher der Freiheit oder Einheit von der Reaction zu Märtyrern gemacht worden waren (die Arndt, Iahn, Sylv. Iordan, Eisenmann, Behr), Sitze im Parlamente. Neben ihnen saßen dann politische Flüchtlinge (Venedey, Ahrens, Savoyr, Schüler-Zweibrücken), welchen durch das Jahr 1848 die Grenzen des Vaterlandes wieder erschlossen morden waren.

Einen Vorzug hatte das Parlament von 1848 entschieden vor so manchem späteren Reichstag: weder die Einzelnen noch die Parteien wurden durch persönliche oder Standesinteressen geleitet. Zu einem „Streberthum" mar ohnehin kein Anlaß, aber auch nicht zur Geltendmachung solcher Berufsinteressen, welche sonst wohl oft diese Versammlungen spalten. Das kirchliche Element, welches jetzt eine so verhängnißvolle Herrschaft im Reichstage übt, mar damals in zu geringer Zahl vorhanden, um eine ähnliche Rolle zu spielen. Es war daher nur die einer jeden Partei als solcher eigenthümliche (freilich mitunter irregehende) Auffassung von dem, was der

Nation fromme, welche die Abgeordneten bei ihren Anträgen und Abstimmungen beeinflußte.

Sogleich bei der Eröffnung des Parlamentes stand demselben eine merkwürdige Ueberraschung bevor. In allen Parlamenten (bis herab auf den kleinsten Landtag) ist es Brauch, daß den Verhandlungen Vertreter der Regierung beiwohnen. Von einer solchen Vertretung der Regierungen mar hier Nichts zu sehen. Das Einzige, wodurch dieselben sich vernehmen ließen, war ein schriftlicher Gruß des Bundestages an das Parlament, worin es hieß:

„In seinen Grundfesten hat das alte politische Leben gebebt, und, von dem Jubel und dem Vertrauen des ganzen deutschen Volkes begrüßt, erhebt sich eine neue Größe, das deutsche Parlament, Die deutschen Regierungen und ihr Organ, die Bundesversammlung, mit dem deutschen Volke in gleicher Liebe für unser großes Vaterland vereint und aufrichtig huldigend dem neuen Geiste der Zeit, reichen den Natioiullvcrtrctem die Hand zum Willkommen und wünschen ihnen Heil und Segen."

Das Parlament nahm diese Zuschrift lediglich zu den Acten. Der Bundestag hatte in dem Erlaß, worin er die Regierungen zur Veranstaltung von Wahlen aufforderte, als die Aufgabe der zu wählenden „Nationalvertreter" die bezeichnet:

„zwischen den Regierungen und dein Volke das deutsche Verfassungswerk zu Stande zu bringen."

Hiernach inußte man annehmen, der Bundestag werde im Namen der Regierungen dem Parlamente einen Entwurf zu diesem „Verfassungsmerke" vorlegen, und die Aufgabe der „Nationalvertreter" solle es sein, die darin ausgedrückten An- und Absichten der Regierungen mit den aus dem Volke kommenden Anforderungen in Einklang zu bringen. Der Bundestag hatte auch wirklich schon im März zum Zwecke der Herstellung eines solchen Entwurfes „Vertrauensmänner" nach Frankfurt entboten. Man hörte, daß im Schooße dieses Vertrauensmänner-Collegiums ein Verfassungsentwurf (wesentlich das Werk Dahlmanns und Albrechts) ausgearbeitet und am 26. April dem Bundestage überreicht worden sei, worauf letzterer beschlossen habe, den Entwurf alsbald an die einzelnen Regierungen zu versenden und ihn sodann „in abgekürzter Form" zu berathen.

Von einem solchen Verfassungsentwurf war aber jetzt ebensowenig eine Spur vorhanden, wie von einer Vertrewng der Regierungen durch Commissarien. Eine „Vereinbarung" zwischen dem Parlamente und den Regierungen über das vom ersteren „zn Stande zu bringende" Verfassungswerk war daher von vornherein so gut wie unmöglich gemacht.

Man hat vielfach dem Parlamente vorgeworfen, es habe eine solche Vereinbarung aus Uebermuth und Ueberschätzung seiner Macht und seines Rechtes, aus trotzigem Pochen auf das Prinzip der „Volkssouveränität" von sich gewiesen. Man hat sich dafür auf einen im Vorparlament gestellten Antrag berufen, der dahin ging, „die Beschlußfassung über die künftige Verfassung Deutschlands sei einzig und allein der vom Volke zu wählenden Nationalversammlung zu überlassen". Aber dieser Antrag (der eigentlich nur den Zweck hatte, die Verhandlungen über gewisse Specialfragen abzuschneiden) ward, weil er wegen seiner Zweideutigkeit Widerspruch fand, von dem Antragsteller selbst dahin erläutert: „es solle der künftigen Nationalvertretung in keiner Weise ein Zwang auferlegt, vielmehr gänzlich freigelassen werden, ob sie, nachdem sie mit ihrem Geschäfte fertig geworden, darüber Verträge mit den Fürsten abschließen wolle oder nicht." Erst nach dieser Erläuterung fand der Antrag Annahme.

Wie aber und mit wem sollte das Parlament sich vereinbaren, n enn die Regierungen weder durch Commissarien noch durch einen Verfassungsantrag, der als der Ausdruck ihrer gemeinsamen Ansichten gelten konnte, vertreten waren? Das treffendste Wort in dieser Vereinbarungsfrage hat jedenfalls der erste Präsident des Parlaments, Heinrich von Gagern, gesprochen, da er beim Antritt seines Amtes sagte:

»Den Beruf und die Bollmacht, dieses VerfassungSwerk zu schaffen, hat die Schwierigkeit in unsere Hände gelegt, um nicht zu sagen die Unmöglichkeit, daß es auf anderem Wege zu Stande kommen köuntc. Die Schwierigkeit, eine Verständigung unter den Regierungen zu Stande zu bringen, hat das Borparlament richtig vorgefuhlt und uns den Charakter einer constituirenden Versammlung vindicirt. Deutschland will Eins sein, Ein Reich, regiert vom Willen des Bolkes unter Mitwirkung aller seiner Gliederungen. Diese Mitwirkung auch den Stantsregierungen zu erwirken, liegt mit in dem Berufe dieser Versammlung."

Die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, auf welche Gagern hier hindeutet, mit 36 Regierungen sich zu vereinbaren, die untereinander selbst nicht einig sind, war auch im Schooße des Bundestages empfunden und anerkannt worden; sie war es gewesen, welche sowohl die Vorlegung eines Verfassungsentwurfs an das Parlament als auch eine gemeinsame Vertretung der Regierungen vor dem Parlamente verhindert hatte. Diese Unmöglichkeit einer Verständigung so vieler Regierungen unter einander und mit dem Parlament erwies sich auch in einem spätern Stadium des Verfassungswerks als um nichts verringert. Nach vollendeter erster Lesung der Verfassung im Januar 1849 wollte Gagern das Wort von der Mitwirkung der Regierungen, das er als Präsident gesprochen, als Vorsitzender des Reichsministeriums, was er inzwischen geworden war, gewissermaßen einlösen. Er erließ daher ein Circular an alle Negierungen, worin er dieselben ersuchte, etwaige Ausstellungen gegen die Ergebnisse dieser ersten Lesung dein Reichsministerium mitzutheilen. Dieses werde solche dem Verfassungsausschuß übermitteln, damit er sie bei der Vorbereitung der zweiten Lesung berücksichtige. Die preußische Regierung unterstützte dieses Vorhaben Gagerns. Ihr Bevollmächtigter für Frankfurt, Camphausen, veranstaltete Conferenzen der Regierungen, in denen das Nähere besprochen werden sollte. Die kleineren Regierungen, 26 an der Zahl, voran Baden, gingen bereitwillig darauf ein, und es wurden verschiedene Aenderungsvorschläge gemacht. Mit dem Grundgedanken der Verfassung, dem erblichen monarchischen Oberhaupte, bezeigten sich alle diese Regierungen einverstanden. Das Gleiche hatte die preußische Regierung in einer Note vom 23. Januar 1849 gethan. Nur die vier Könige hielten sich fern; sie erklärten in mehr oder weniger scharfen Noten, daß sie in keine Verfassung willigen würden, welche eine monarchische Spitze hätte und welche Oesterreich ausschlösse. Oesterreich selbst behielt sich sein Urtheil bis nach dem Schluß der zweiten Lesung vor.

So war diese Vereinbarung gründlich gescheitert und damit zugleich die von Gagern betonte Unmöglichkeit thatsächlich ermiesen, mit 36 Negierungen zu vereinbaren.

Nur in aller Kürze sei noch zweier anderen Versuche gedacht, die schon im März 1848 gemacht wurden — nicht von officieller, sondern von anderer Seite — eine Vereinbarung unter den Regierungen und dieser mit den Vertretern der Nation anzubahnen. Es sind dies die sogenannte „süddeutsche Gesandtschaft" und der Plan der Errichtung eines Staatenhauses als zweiten Factors neben dem Parlamente bei Feststellung der Verfassung. Die süddeutsche Gesandtschaft verdankte ihre Anregung den Gebrüdern Gagern. Heinrich von Gagern war damals Ministerpräsident in Darmstadt, sein jüngerer Bruder Max bekleidete einen hohen Posten in Nassau. Diese Brüder bewogen ihre Fürsten, eine Gesandtschaft an die Höfe von Karlsruhe, Stuttgart, München, Dresden, dann aber nach Berlin abzuordnen. Dieselbe sollte (unter Voraussetzung der Zustimmung jener andern Höfe, die auch von allen bis auf den Münchner erfolgte) den König von Preußen ersuchen, sofort die provisorische Leitung der deutschen Angelegenheiten, die Berufung des Parlaments und die Herstellung einer einheitlichen Vertretung der Negierungen vor diesem in die Hand zu nehmen. Der Plan scheiterte daran, daß, als die Gesandtschaft in Berlin anlangte, der blutige Straßenkampf vom 18. März stattgefunden hatte. Die dadurch auf die Bevölkerung in ganz Deutschland zu Ungunsten des Königs Friedrich Wilhelm IV. geäußerte Wirkung mar so stark, daß sie die Führung einer solchen Vertrauens« stellung durch denselben in diesem Momente unmöglich machte. Der Plan eines Staatenhauses mar folgender. Der Bundestag sollte die Zahl seiner Mitglieder etwa bis auf 70 (so viele Stimmen hatte das Plenum der Bundesversammlung) erhöhen: diese sollten neben dem Parlamente und zwar ebenfalls öffentlich tagen. Jeder Abschnitt der Verfassung sollte, nachdem das Parlament Beschluß darüber gefaßt hätte, an das Staatenhaus gehen und von diesem berathen werden. Durch einen solchen Meinungsaustausch in parlamentarischen Formen und im Lichte der Oeffentlichkeit würde, so meinten die Vertreter dieses Planes, eine Vereinigung zwischen beiden Körperschaften und damit zwischen den Regierungen und dem Volke erzielt werden können. Der Plan ward von einigen Negierungen, zum Beispiel der braunschweigischen und der königlich-sächsischen, unterstützt. Er scheiterte angeblich an dem Widerspruch der größeren Regierungen, welche wohl fürchteten, bei derartigen parlamentarischen Verhandlungen von den kleineren, mehr volksthümlich gesinnten, überstimmt zu werden.

Durch die obige, streng auf acten- und offenkundige Thatsachen gegründete Darlegung dürfte vorläufig wenigstens so viel ermiesen sein, daß der Vorwurf, das Parlament habe jede Vereinbarung zurückgewiesen, auf einer sehr einseitigen Beurtheilung des Thatbestandes beruht. Von den Anhängern eines absolutistischen Systems, den Männern der Reaction, wird freilich unter Vereinbarung häusig das verstanden, daß bei einer Meinungsverschiedenheit zwischen dem Parlamente und den Regierungen die letzteren unbedingt das entscheidende Wort zu sprechen hätten. Allein so ist es nicht einmal im gewöhnlichen konstitutionellen Staate, wo ein Gesetz, auch ein Verfassungsgesetz, nur durch beiderseitige Uebereinstiminung zu Stande kommen kann. Wie hätte das Parlament, welches der Bundestag selbst gewissermaßen zum Schiedsrichter „zwischen Volk und Regierungen" gesetzt hatte, von dem die Nation erwartete, daß es dem deutschen Vaterlande eine seiner Größe entsprechende einheitliche, nicht nach kleinstaatlichem Maßstabe zugeschnittene Verfassung geben werde, sich eine solche Octroyirung der Verfassung von Seiten solcher Regierungen gefallen lassen können, die, wie die vier königlichen und die österreichische, einen ganz entgegengesetzten Standpunkt vertraten?

Ein Vorwurf ganz entgegengesetzter Art, wie der, daß es zu starr auf seinem Rechte beharrt habe, ist dem Parlamente ebenfalls gemacht morden, und zwar, sonderbarer Weise, zum Theil von derselben Seite her. Man hat gesagt, das Parlament hätte die Zeit, wo es durch den Rückhalt der Volksstimmung in ganz Deutschland mächtig, die Regierungen dagegen durch die Nachwirkungen der Märzbewegung geschwächt waren, benutzen sollen, um die Verfassung rasch fertig zu «lachen und die fertige den Regierungen aufzudringen. Statt dies zu thun, habe es eine kostbare Zeit durch die lange Durchberathung der Grundrechte des Volkes verloren.

Dieser Vorwurf hat einen gewissen Schein der Berechtigung, beruht aber dennoch auf einer Verkennung der Verhältnisse, wie sie in der Wirklichkeit waren.

Die Vorwegnahme der „Grundrechte" vor den organischen Theilen der Verfassung, und was damit zusammenhing, hatte an sich einen guten Grund. Für einen großen, ja den größten Theil der Bevölkerung war der eigentliche Kern der Märzbewegung doch mehr das freiheitliche als das einheitliche Moment gewesen. Nur die politisch Höhergebildeten hatten das letztere in den Vordergrund gerückt. Die Rechts- und Freiheitsbeschränkungen der vormärzlichen Zeit waren so drückend und namentlich für den Einzelnen so fühlbar gewesen, daß der Drang, sie nicht nur abzuschütteln, sondern ihre Wiederkehr um jeden Preis zu verhindern, in weitesten Kreisen fortlebte und Befriedigung heischte. Die radicale Partei versäumte Nichts, um diesen Drang lebendig und damit die Erregung im Volke permanent zu erhalten. Den Gemäßigten dagegen mar Alles daran gelegen, diese Erregung zu stillen, das öffentliche Leben wieder in ruhige Geleise zu leiten, und so, wie man es damals nannte, „die Revolution zu schließen". Das Vorparlament hatte in diesem Sinne eine Reihe der dringendsten Beschwerden des Volkes dem Parlament zur Abhülfe empfohlen. Die Grundrechte sollten eine solche Abhülfe bieten, zugleich aber die zum Theil allzuweitgehenden Volkswünsche (die noch immer in Versammlungen und sonst laut wurden) auf ihr rechtes Maß zurückführen. Die Linke forderte ungestüm die alsbaldige Festsetzung solcher Grundrechte, und es wäre nicht mohlgethan gewesen, durch Versagung dieser Forderung ihr immer neuen Stoff für ihre Agitationen zu liefern..

Dazu kam aber noch etwas Anderes.

Eine Berathung der schwierigen Fragen wegen der Regierungsform u. dergl. sogleich in den Anfängen des Beisammenseins des Parlaments hätte dieses völlig unvorbereitet dafür gefunden. Man vergesse nur nicht, daß die Versammlung zu einem sehr großen Theil aus Mitgliedern bestand, die im parlamentarischen und überhaupt im politischen Leben noch Neulinge waren, die über schwierige Fragen, wie solche hier zur Lösung standen, vielleicht kaum noch sehr nachgedacht, geschweige sich ein festes Urtheil gebildet hatten, die erst der Vertiefung in solche, der Abklärung ihrer Begriffe theils durch eigenes Ueberlegen, theils durch Besprechungen in den Clubs, der Sammlung von Erfahrungen und Beobachtungen bedurften. Ohnehin waren die Verhältnisse so verzwickt (man denke nur an die österreichische Frage, an das Problem des Schaffens einer höchsten Spitze über einer Menge von souveränen Staaten und Aehnliches), daß selbst alte und gewiegte Parlamentarier zum Theil auf die sonderbarsten Ideen verfielen. Der Verfassungsausschuß, der doch die politisch reifsten Männer in sich faßte, war im Anfang und blieb auch bis zuletzt dermaßen in sich gespalten, daß z. B. in der Oberhauptsfrage es neben der Majorität nicht blos eine, sondern eine ganze Anzahl von Minoritäten gab. Zum Beleg der babylonischen Verwirrung der Gedanken, der Wünsche, der Vorschläge, die damals in Betreff der künftigen Verfassung im Schooße des Parlaments und in den ihm nahestehenden Kreisen herrschte, seien hier nur folgende Beispiele angeführt. Welcker, der im März 1849 leidenschaftlich für den preußischen Erbkaiser eintrat, sprach sich im April 1848 als Berichterstatter über den Bassermann'schen Antrag in der zweiten badischen Kammer für eine Kaiserwahl auf drei Jahre aus. Robert Mohl, später einer der entschiedensten Vertreter des preußischen Erbkaiserthums, erklärte sich im Sommer noch für einen Erbkaiser aus dem Habsburgischen Hause. Bunsen, der Vertraute des Königs Friedrich Wilhelm IV., mar damals noch für einen lebenslänglichen Wahlkaiser. Die „Deutsche Zeitung", die vor dem 18. März für die Führerschaft Preußens geschwärmt hatte, neigte sich nach diesem Tage einer föderativen Verfassung nach Art der nordamerikanischen zu. Der Heißsporn Vincke hatte in einer der ersten Parteiversammlungen vorschlagen wollen, das Parlament möge sofort das preußische Erbkaiserthum proclamiren, mar aber bedeutet worden: das sei jetzt unmöglich, die Frage der Kaiserwürde und die Stellung Oesterreichs seien noch zu sehr im Unklaren, man möge daher erst Anderes vornehmen.

Der Berichterstatter des Ausschusses, Georg Beseler, faßt in seinem Buche „Erlebtes und Erstrebtes" die Sachlage sehr richtig so zusammen:

.Alles drängte auf den schleunigen Abschluß des Verfassungswerks, und es lag auf der Hand, dcch dessen Durchführung um so leichter sei, je weniger angefochten noch die Machtstellung der Nationalversammlung war. So wurden die weitschweifigen Ver» Handlungen über die Grundrechte mit steigender Ungeduld empfunden, während doch die Eingeweihten sich sagen mußten, daß das Verfassungswerk für seine Vollendung noch nicht reif sei."

Wie unmöglich es im Sommer 1848 gewesen wäre, im Parlamente für König Friedrich Wilhelm IV. als deutschen Kaiser auch nur ein Dutzend Stimmen zu gewinnen, zeigte recht augenfällig folgender Vorgang:

Als es sich um die Wahl eines Reichsvermesers handelte, schlug ein Abgeordneter aus Preußen (Braun-Cöslin) mit schüchterner Stimme seinen Landesherrn dazu vor. Das erregte allgemeine Heiterkeit, und auf die Unterstützungsfrage erhoben sich kaum ein paar Mitglieder.

Wenn daher, wie heutzutage wohl kein politisch und patriotisch denkender Mann leugnen wird, das preußische Erbkaiserthum die einzig mögliche Lösung der Oberhauptsfrage mar, so hatte gewiß Beseler Recht, wenn er sagte: „Dieser Theil der Verfassung mar für seinen Abschluß noch nicht reif."

Uebrigens geht man auch zu weit, wenn man annimmt, die' Regierungen würden sich im Sommer so ohne Weiteres in jeden Beschluß des Parlaments gefügt haben. Die österreichische Regierung hatte schon am 27. März in einem amtlichen Artikel der Wiener Zeitung in sehr entschiedener Weise erklärt, „sie müsse sich die ausdrückliche Zustimmung zu jedem von der Versammlung gefaßten Beschlusse unbedingt vorbehalten". Etwas Aehnliches erklärten um Weniges später die sächsische und die bayerische Regierung.

. Das Gefühl freilich, daß, je weiter man sich von der Märzbewegung entferne, der Einfluß des Parlaments auf die öffentliche Meinung und durch diese auf die Regierungen immer schwächer werde und daß die lediglich ideale Macht des Parlaments nicht ausreichen dürfte, der auf sehr reale Mittel gestützten Macht der Regierungen, wenn diese erst einmal davon Gebrauch machen würden, Stand zu halten, dieses Gefühl bemächtigte sich allmählich selbst der Unverzagtesten in der Versammlung. Einzelne Heißsporne ließen sich dadurch zu den abenteuerlichsten Vorschlägen hinreißen. Sie verlangten allen Ernstes die Bildung eines „Parlaments-Heeres", damit das Parlament nöthigen Falls Macht gegen Macht mit den Regierungen unterhandeln könne. Sie dachten wohl an Cromwells Parlaments-Heer, womit dieser das Heer des Königs besiegt und diesen gefangen

genommen hatte. Sie bedachten aber nicht, daß schon der Versuch einer solchen militärischen Organisation im Gegensatz zu den ordentlichen Heeren sofort die ernstesten Conflicte und entweder die Vernichtung des Parlaments oder die Vernichtung der monarchischen Gewalten, die Republik, herbeiführen müßte.

Was die von Manchen für eine bloße überflüssige Decoration am Verfassungswerke erklärten „Grundrechte des deutschen Volkes" und deren gründliche, bisweilen wohl etwas gar zu gründliche Durchberathung im Parlamente betrifft, so hat die Folgezeit gezeigt, nicht nur, daß das Parlament bei der Feststellung dieser Grundrechte fast immer die rechte Mitte zwischen dem Zuwenig und dem Zuviel getroffen, sondern daß es auch damit Keime einer zeitgemäßen Entwicklung unserer öffentlichen Zustände ausgestreut hat, die, wenn auch nur allmählich, aufgegangen sind und Frucht getragen haben. Obschon von dem wiederhergestellten Bundestage (als eines der ersten Opfer der so bald schon hereingebrochenen furchtbaren Reaction) für null und nichtig erklärt, sind sie doch theils in die verschiedenen Landesgesetzgebungen, theils in die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und des neuen Deutschen Reiches übergegangen.

Ich habe sogleich im Eingange dieser Abhandlung gesagt, daß es nicht meine Absicht sei, eine Geschichte des Parlaments von 1848 zu geben. Ich lasse mich daher weder auf die Einzelheiten der Berathung der „Grundrechte", noch auf die der Verhandlungen über die organischen Theile der Verfassung („das Reich", „die Reichsgewalt" u. s. w), am allerwenigsten auf die verwickelte „österreichische Frage" ein. Auch der vom Parlamente unter nachträglicher Zustimmung der Regierungen geschaffenen „provisorischen Centralgewalt" kann ich nur in aller Kürze gedenken. Sie hatte mit großen Schwierigkeiten im Innern und nach Außen zu kämpfen. Im Innern stieß sie, obgleich an ihrer Spitze ein Mitglied des Habsburgischen Hauses, der Erzherzog Iohann, stand, sobald sie sich als über den einzelstaatlichen Gemalten stehend geltend machen wollte, vielfach auf den Widerstand dieser letzteren; im Verkehr mit dem Auslande entbehrte sie das Ansehen, welches nur eine festbegründete materielle Macht verleihen kann. Wie viel „verlorene Liebesmüh'" Friedrich von Raumer als Gesandter des Reichsverwesers in Paris verwendet hat, um von den französischen Machthabern die Anerkennung des noch unfertigen neuen Deutschlands zu erlangen, zeigen dessen „Briefe aus Paris". Dem berühmten Gelehrten sagte man Schmeicheleien, dem Diplomaten gegenüber verhielt man sich höflich ausweichend. In der Mithilfe zum Kriegs mit Dänemark und zum Schutze Schleswig-Holsteins, in der Unterdrückung des Frankfurter Septemberaufstandes und bei ähnlichen Gelegenheiten hat die Centralgemalt ihre Schuldigkeit gethan und ihre Aufgabe erfüllt. Ueber die Stellung des ErzherzogReichsverwesers zum Verfassungsmerke ist Manches noch nicht aufgeklärt. Unleugbar ist wohl, daß Erzherzog Johann, getreu den Traditionen seines Hauses, sich, gleich seinein berühmten Vorfahren Max, „zuerst als Oesterreicher und dann erst als Deutscher" fühlte und bethätigte.

Wohl aber muß ich, und zwar etwas länger, bei einigen Vorgängen verweilen, welche dem Abschluß der Verfassung theils vorausgingen, theils ihn begleiteten, und welche verhängnißvoll für das Schicksal der Verfassung und des Parlamentes selbst wurden. Darüber in einem zweiten Artikel!

(Schluß folg,,)

Das Blutfest der Perser und seine geschichtliche

Nach Mohammeds Tode. Aischas Einfluß auf die N?ahl des Nachfolgers.

in zehnten Tage des ersten Monats eines jeden Mondjahres, des

Moharrem, begehen die Perser in ihrer Heimat und überall, wo

^M^S 'ie in größeren Niederlassungen vereinigt sind, alw gan; besonders auch in Stmnbul, unter Heulen und Wehklagen mit grausamen Selbstmißhandlungen und freiwilligem Blutvergießen, ein höchst befremdliches Todtenfest. Die Veranlassung zu diesem wild-schauerlichen Schauspiele liegt weit zurück in den Anfängen des Islam.

Als Mohammed, der reichbeweibte Mann, Kom« mulierosus, wie ihn sein erster Biograph genannt hat, im Jahre 632 starb, trauerten an seinem Sarge acht trostlose Wittwen und eine Tochter, Fatimn, die seit langen Jahren an seineu Adoptivsohn Ali verheirathet war. Mohammed hatte zwar schon vorher gekränkelt, aber fein Tod kam doch unerwartet schnell. Im Hause der Aischa, seiner Lieblingsgattin, und in ihren Armen hatte er den letzten Seufzer ausgestoßen. Er hatte den Schmerz gehabt, die vier Söhne, die ihm seine erste Gattin, die schon hoch betagte Matrone Khadidscha, geschenkt hatte, sowie seinen Sohn Ibrahim, die Frucht seiner Verbindung mit der koptischen Sklavin Maria, in frühen Jahren zu verlieren, und also keinen männlichen Nachkommen hinterlassen. Er hatte es auch versäumt, wegen seiner Nachfolgerschaft irgendwelche Verfügung zu treffen. Vielleicht mochte er sich mit dem Gedanken nicht versöhnen können, den dereinstigen Erben seiner Macht und Würden neben sich zu

Unterlage.

von

Paul Lindau.

— Meiningen. —

dulden; vielleicht mochte er auch befürchten, daß die Ernennung eines Nachfolgers des Propheten den Widerstand anderer mächtiger Glaubensgenossen hervorrufen würde; vielleicht war es auch nur abergläubische Scheu, die ihn davon abgehalten hatte, für das, was nach seinem Ableben sich ereignen mußte, bestimmte Anordnungen zu treffen.

Unter der Sippe und Freundschaft Mohammeds hatten vornehmlich zwei würdige Helden Anwartschaft auf die oberste weltliche und geistliche Leitung: der Bekenner des neuen Glaubens: Abu Bekr, ein edler, vornehmer, tapferer Mann, der Mohammed von Anfang an mit unbedingtester Verehrung ergeben gewesen war, der blindlings Alles beschwor, was der Prophet sagte, und der als Vater der W'scha in ein besonders inniges Verhältnis zu Mohammed gerückt war, und Ali.

Ali erschien vor Allen dazu ausersehen, als Nachfolger Mohammeds an die Spitze der gläubigen Geineinde zu treten. Er war ein grundehrlicher, goldlauterer Charakter. Er war des Propheten treuster und tapferster Genosse, „die edelste Erscheinung aus der frühen Zeit des Islam," wie man ihn mit Recht genannt hat. Kein Lebender hatte dem Herzen des Propheten so nahe gestanden wie er. — Einer der schönsten und vornehmsten Züge im Charakter Mohammeds ist seine Dankbarkeit. Dankbarkeit hatte ihn an sein erstes Weib, an Khadidscha, gefesselt, der er bis zu seinem letzten Athemzuge es nicht vergessen konnte, wie sie ihn, den armen Kameeltreiber, den späteren kleinen Handlungsgehilfen, aus der Niedrigkeit und dem Elend zu Neichthum und Wohlstand erhoben hatte. Dankbarkeit mar es auch gewesen, die das unlösliche und innige Band zwischen ihm und Ali geknüpft hatte. Mohammed war einige Monate nach dem Tode seines Vaters Abdallah geboren. Seine Mutter starb, als er sechs Jahre zählte. Die hilf- und völlig mittellofe Waise wurde von einer barmherzigen Sklavin dem väterlichen greisen Großvater gebracht, der sich seines Enkelkindes liebevoll annahm und bei seinem Tode seinein Erben und Sohne den aufgeweckten und begabten Knaben warin an's Herz legte. Dieser, der ehrwürdige und in Mekka allgemein hochverehrte Abu Talib, nahm den Sohn seines Bruders Abdallah mit herzlicher Freude in sein Haus auf. Abu Talib sollte später die Sache des Propheten mit seiner vollen sittlichen Autorität und mit feinen materiellen Mitteln so kräftig unterstützen, daß sein Tod auf einige Zeit sogar die ganze religiöse Schöpfung Mohammeds zu gefährden drohte.

Als nun Mohammed den Beruf des Propheten in sich erwachen fühlte »nd zunächst im engen Kreise seiner Blutsverwandten und besten Freunde verlauten ließ, daß er vom höchsten Wesen durch dessen Botschafter, den Erzengel Gabriel, den Auftrag erhalten habe, die Greuel des Heidenthums von der Erde wegzufegen und als Nachfolger der gottgesandten Propheten, als deren letzten er Jesus Christus gelten ließ, den wahren Glauben an den einen und einzigen Gott zu begründen, sowie den armen leidenden Sterblichen die unvergleichlichen Freuden des himmlischen Paradieses zu erschließen, da war der jugendliche Ali der Erste, der fest und feurig an die göttliche Sendung feines Vetters, gleichsam seines älteren Bruders, glaubte. Ali ward der erste Gläubige des Islam. Viele andere Anverwandte des Mohammed waren weniger vertrauensvoll, und es kam sogar zu sehr leb» haften Familienauftritten. Man hielt ihn für einen Schwärmer, für einen unzurechnungsfähigen Phantasten, für einen krankhaften Selbstbetrüger, ja Einige fällten sogar über ihn das schroffe Urtheil, er sei ein einfacher Schwindler.

Nachdem nun aber Mohammeds Verkündigungen nicht zum Wenigsten durch die eigenthümlich fascinirende Persönlichkeit des Propheten eine immer größere Schaar von Gläubigen gefunden hatten, ehrte Mohammed das Vertrauen des ersten Gläubigen dadurch, daß er seinen nächsten Blutsverwandten Ali an Sohnes statt annahm und ihm seine heißgeliebte Tochter Fatima zur Ehefrau gab. Es versteht sich auch von selbst, daß Ali mit Fatima nach Medina übersiedelte, als Mohammed, dessen Agitation die Machthaber von Mekka ernstlich zu beunruhigen angefangen hatte, um den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen, dorthin flüchten mußte. Auch in Medina hielten die Beiden unzertrennlich aneinander fest. In allen Kämpfen des Propheten war Ali sein treuster und tapferster Mitstreiter.

So erschien denn, um das Gesagte kurz zusammenzufassen, Ali, Mohammeds leiblicher Vetter, der Sohn seines Wohlthäters, sein verläßlichster Freund in der Reife und im Alter, sein Adoptivsohn und der Gatte seiner geliebtesten Tochter, als vor allen Anderen berufen, das Erbe der weltlichen und geistlichen Herrschaft Mohammeds anzutreten. Um so mehr als Ali, ganz abgesehen davon, wie nahe er dem Propheten gestanden hatte, durch seine persönlichen Eigenschaften, die Reinheit seines Charakters, seine Tapferkeit in: Felde, seine versöhnliche Milde sich unter den Gläubigen das größte Ansehen erworben hatte. „Kein Proselyt hatte den Eifer und die Tugend Alis übertroffen," sagt Gibbon. „Er vereinigte die Eigenschaften eines Dichters, Kriegers und Heiligen. Der Apostel mar von der ersten Stunde seiner Sendung bis zur letzten Feier seines Leichenbegängnisses nie von seinem hochherzigen Freunde verlassen morden, den er seinen Bruder, seinen Stellvertreter, den treuen Aaron eines zweiten Moses zu nennen pflegte." Alles sprach für Ali. Nur Eins sprach gegen ihn: sein Verhältniß zu Aischa.

Alscha hatte als vierzehnjährige Frau zum Mindesten eine große Unbesonnenheit begangen, vielleicht auch mehr. Sie hatte für ihr nächtliches Ausbleiben eine Erklärung abgegeben, die Vielen nicht einleuchtend erschien, und namentlich war es der ehrliche Ali gewesen, der gegen Aischa den Verdacht der Untreue gehegt und geäußert hatte. Mohammed ließ die Sache durch den Engel Gabriel, der Aischa ein gutes Führungsattest auszustellen hatte, freilich wieder in Ordnung bringen, aber Wscha hatte es nie vergessen können, daß Ali den Verdacht ihres Mannes durch seine Autorität verstärkt hatte. Ali wurde ihr Todfeind. Die Nachsucht der jüngsten Wittme des Propheten, die, als er in ihren Armen starb, ihr zwanzigstes Lebensjahr soeben überschritten hatte, sollte auf die ganze weitere Entwickelung der Ereignisse im Islam eine verhängnißvolle Einwirkung ausüben. Ai'scha hatte ihr Möglichstes gethan, um Ali und Fatima während der letzten Erkrankung des Propheten von ihm fern zu halten, und das war ihr um so leichter geworden, als Mohammeds Schwiegersohn und Tochter in der Vorstadt ziemlich weit von Aischas Hause entfernt wohnten.

Mschas erste Sorge war, den Tod Mohammeds so lange wie möglich vor seinem einzig überlebenden Kinde, vor Fatima, und vor Ali zu verbergen. In Medina selbst aber verbreitete sich das Gerücht von dem Ableben Mohammeds auf unaufgeklärte Weise, und vor Aischas Hause strömten die besorgten Gläubigen zusammen und verlangten, die Wahrheit zu erfahren. Unter den Vornehmsten des Islam war nur der feurige Omar in diesen ersten Augenblicken nach dem Tode Mohammeds Aischas Beistand. Ai'scha hatte sogleich einen eiligen Boten zu ihrem Vater Abu Bekr geschickt und ihn zu sich beschieden. Als die bange Unruhe des Volkes vor dem Hause anwuchs und sogar bedrohlich wurde, sah sich Omar veranlaßt, herauszutreten und eine Ansprache an die erregte Menge zu halten. Es sei eine elende Lüge, erklärte er, daß der Prophet verschieden sei. Der Bote Gottes sei seinem Volke nur entrückt und werde nach vierzig Tagen miederkehren und diejenigen mit den: Tode bestrafen, die da wähnten und sagten, er sei gestorben wie ein sterblicher Mensch.

Die zuversichtliche Art und Weise, mit der Omar gesprochen hatte, schien ihre augenblickliche Wirkung nicht zu verfehlen. Da aber trat Abu Bekr, der inzwischen herbeigekommen war, hervor und sagte in ehrlicher und schlichter Weise die Wahrheit: Mohammed sei todt, aber Gott sei lebendig und immerdar! Die aufgeregte Menge zerstreute sich. Es fanden verschiedene Versammlungen statt, und nun wurde auch die Frage der Nachfolgerschaft lebhaft erörtert.

Während aller dieser Vorgänge saß der vertrauende Held Ali ahnungslos mit seiner Frau Fatima in seinem Hause der Vorstadt. Omar aber und Abu Bekr begaben sich in die wichtigste und volkreichste Versammlung, in der die Debatte über die Nachfolgerschaft heftig entbrannt war. Da machte Omar, dem man selbst zugetraut hatte, daß er die Herrschaft anstrebe, und dessen feurige Beredtsamkeit das Volk elektrisirte, einen Staatsstreich. Er überrumpelte die bestürzten Gläubigen, indem er den: milden und ehrwürdigen Abu Bekr als Zeichen der Huldigung die Hand auf die Schulter legte und sich mit begeisterten Worten als dessen ersten Nnterthan bekannte. Das machte großen Effect. Die Menge jubelte, und von dieser Versammlung wurde Abu Bekr als Khalif, als Statthalter des Propheten,

erklärt. Gibbon meint, daß die Dringlichkeit des Augenblicks diese „ungesetzliche und übereilte Maßregel" vielleicht habe entschuldigen können.

So erfuhr denn Ali gleichzeitig den Tod seines Schmiegervaters und Abu Bekrs Erhebung zum Khalifen. Ali, der auf diese Weise vor ein täit »ocompli gestellt worden war, verschmähte es, seine zahlreichen Anhänger und Freunde zum Widerstand gegen diese Gewaltmaßregel anzurufen. Er wollte in diesem kritischen Augenblicke nicht die hellige Sache dadurch gefährden, daß er seine persönlichen Ansprüche zur Geltung zu bringen suchte. Grollend trat er bei Seite; und wenn er auch nicht zu einer Anerkennung Abu Bekrs zu bewegen war, so machte er sich doch Unthätigkeit zur Pflicht, um einer Spaltung der Gemeinde und Blutvergießen vor dem eben geschlossenen Sarge ihres Stifters vorzubeugen.

Die ersten Abalifen.

Abu Bekr sollte sich seiner höchsten Würde nicht lange erfreuen. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man in der Fürsorge des ersten Khalifen, die Frage der Nachfolgerschaft zu regeln, und in der Wahl des alleinigen Erben seiner Gewalt den Einfluß der klugen, thatkräftigen und rachsüchtigen Tochter erkennt. Als Abu Bekr suhlte, daß sein Ende nahe, berief er die einflußreichsten seiner Genossen zu sich und nahm ihnen den Schwur ab, daß sie demjenigen als Khalifen nach seinem Tode huldigen würden, den er selbst als seinen Nachfolger bezeichnen werde. Daß der berufenste Candidat Ali wiederum bei Seite geschoben werden würde, dafür sorgte schon W'scha. Wenn ihre Vergangenheit schon zu diesem Schlüsse berechtigt, so stellen ihre späteren Handlungen diese Voraussetzung nahezu außer Frage. Wenn nun Mcha ihren greisen Vater dazu bestimmt hatte, Ali wiederum zu umgehen, so lag es nahe, daß sich seine Wahl auf diejenige hervorragende Persönlichkeit lenken würde, die ihm selbst bei seiner Erhebung zum Khalifen den entscheidenden Dienst geleistet und ihn, den altersschwachen Mann, in allen Geschäften der Regierung wesentlich unterstützt hatte. Und in der That mar es Omar, den der sterbende Abu Bekr als den würdigsten und geeignetsten Statthalter des Propheten bezeichnete.

Abu Bekrs Khalifat hatte nur zwei Jahre gemährt, von 632—634. Die Herrschaft Omars umfaßte einen Zeitraum von zehn Jahren, von 364—644. Sie war reich an Erfolgen, stärkte die Macht des jungen Mohammedanischen Reiches und erweiterte erheblich dessen Grenzen. Auch Omar wollte die Entscheidung über seinen Nachfolger nicht dem Zufall überlassen. Er berief sechs Notable, die den künftigen Khalifen wählen sollten. Es wurde Ali von seinen Freunden und Anhängern verdacht, daß er die Berufung zum Kurkhalifen annahm; denn nach der Auffassung der Gefolgschaft Alis konnte es gar keinen: Zweifel unterliegen, daß er, der schon zu lange und nur durch die Umtriebe einer ränkesüchtigen Frau von der höchsten Würde ausgeschlossen war, der nächste Khalif sein müßte. Er hätte auch offenbar die größten Chancen gehabt, von den Notablen gewählt zu werden, wenn er dazu sich herbeigelassen hätte, nicht blos' die Gebote des Koran blindlings anzuerkennen, sondern auch den Angaben der „Sünna", der erst nach Mohammeds Tode gesammelten und redigirten Ueberlieferungen, sich knechtisch unterzuordnen. Diese Sünna sollte über manche fragwürdige und dunkle Punkte des Koran authentische Interpretationen geben, angeblich nach mündlichen Aeußerungen des Propheten, all' die Lücken, die das heilige Buch darbot, füllen und über das Leben des Propheten unanfecht: bare Aufschlüsse enthalten.

Zu dieser kritiklosen Anerkennung der Sünna aber wollte sich der redliche Ali nicht verstehen; denn er wußte ganz gut, daß die Quellen, aus denen diese Ueberlieferungen geflossen, zum Theil recht trübe waren. Die Hauptmitarbeiterin an diesen Ueberlieferungen mar eben Aischa, die ja in der That dein Herzen des Propheten am nächsten gestanden und mit ihm in der größten Intimität gelebt hatte. Ali war aber vollberechtigt, zur Wahrhaftigkeit der Wscha geringes Vertrauen zu haben.

In dieser Sünna stehen all' die Wundergeschichten, zum Theil recht kindischer und einfältiger Art, die man in Mohammeds Leben hineingedichtet hat, um dem Bedürfnisse des Volkes, daß sein Prophet durchaus ein übernatürliches Wesen sein mußte, gerecht zu werden. Aus dieser „Überlieferung" stammt das läppische Märchen, daß dein kleinen Mohammed, wie er als Kind mit seinen Altersgenossen spielte, der Engel Gabriel den Leib aufgeschnitten, aus seinem Innern ein Stück Fleisch, den Sitz der Erbsünde, herausgenommen uud darauf den Leib wieder verschlossen habe. Aus derselben Quelle die groteske „Himmelfahrt" des Propheten, der auf dem Wunderthier Borak, von Gabriel geleitet, aufsteigt, bis zum siebenten Himmel vordringt, wo er mit Gott dem Herrn eine unsagbar geistlose Unterhaltung führt, oder vielmehr 70 ()()() Unterhaltungen; denn die Araber lieben, wie es scheint, für alle mysteriösen Vorgänge ganz genaue Zahlenangaben und immer lächerlich hohe. So wird einer der Engel, mit denen sich Modammed im Himmel anfreundet, dargestellt als ein Wesen mit einer Million Köpfe. In jedem Kopf hat dieser Engel eine Million Münder, in jedem Munde eine Million Zungen, und jede einzele Zunge spricht eine Million verschiedener Sprachen. Und alle preisen Gott den Herrn.

Nachdem Omar als erster unter den nwhammedanischen Herrschern als ein Opfer des Meuchelmordes gefallen mar, gelangte der alte, schwache, unglückliche Othman, auf den sich die Mehrheit der Notablenstimmen vereinigt hatte, zur obersten Gewalt. Er verscherzte völlig das Ansehen und das Vertrauen der Moslem, das die beiden ersten Khalifen aufrecht zu erhalten verstanden hatten, und das längst im Stillen fortglimmende Mißvergnügen über den schwachen und unbedeutenden Mann schlug in helle Flammen offener Empörung auf. Als 82 jähriger Greis wurde er von Mohammeds Schwager, dem Bruder der Alscha, der ebenfalls Mohammed

hieß, erschlagen.

Die Aufständischen riefen nur Ali zum Khalifen aus. Ali hatte zwar an der Ermordung Othmans nicht theilgenommen, aber es ist ihm der Vorwurf gemacht worden, daß er vielleicht nicht genug gethan habe, um dies Verbrechen zu verhindern. Er ließ sich eine Weile bitten, die ihm von den Mördern Othmans angetragene Würde anzunehmen, und entschloß sich erst nach mehrtägiger Anarchie, welche die Existenz des ganzen mohammedanischen Reiches in Frage stellte, an die Spitze der Gläubigen zu treten. Er forderte jedoch ausdrücklich, daß die beiden mächtigsten arabischen Fürsten, denen selbst ehrgeizige Absichten auf die Herrschaft nachgesagt wurden, ihm huldigen würden. Sollte die Wahl des Volkes sich jetzt noch auf einen dieser beiden vornehmen Araber lenken — sie hießen: Taloch und Zubeir, — so sei er bereit, zurückzutreten und die Wahl des Volkes anzuerkennen. Nachdem die beiden Araberfürsten Ali ihre Huldigung zugesagt hatten, nahm er Besitz von der höchsten Gewalt.

Ali.

So war denn endlich derjenige Mann zur Herrschaft gelangt, welcher, wie Schlosser schreibt, „vor allen Khalifen die begründetsten Ansprüche daran gehabt hatte und deswegen noch jetzt von einem großen Theil der Mohammedaner als der erste rechtmäßige Nachfolger Mohammeds anerkannt wird."

In dem Augenblicke, da das Khalifat auf Ali übergegangen war, trat die Spaltung unter den Gläubigen, die vorher latent geblieben, in unverkennbarer Deutlichkeit hervor: Die einen, welche die Ueberlieferungen, die „Sunna", als unbedingt maßgebend für die Bekenner des Islam neben dem Koran ansahen und die Rechtmäßigkeit der drei ersten Khalifen, Abu Bekr, Omar und Othman rückhaltlos anerkannten, nannten sich nach ihrer Verehrung der Sunna, Sunniten, während sie die Anderen, welche die kanonische Kraft der Sunna leugneten, als Schiiten, Abtrünnige, bezeichneten. Die Schiiten waren gewissermaßen die Legitimisten des Islam. Sie betrachteten die ersten drei Khalifen als Usurpatoren und schleuderten gegen sie von ihren Kanzeln herab die fürchterlichsten Verwünschungen. Namentlich Omar, der als Mschas Genosse Alis erstes Khalifat hintertrieben und durch einen Staatsstreich Abu Bekr zum Statthalter des verstorbenen

Propheten gemacht hatte, war in ihren Augen der leibhaftige Satan, ein wahrer Ausbund von Verruchtheit und Gottlosigkeit.

Kaum hatte Ali die Zügel der Regierung ergriffen, als Mscha, welche die ihr vor mehr als einem Vierteljahrhundert von Ali angethane Schmach nicht vergessen konnte, den Aufruhr gegen den neuen Khalifen schürte und die beiden mächtigen arabischen Häuptlinge, Taloch und Zubeir, dazu anstiftete, von Alis Huldigung zurückzutreten. Die Drei flohen heimlich aus Medina und riefen zur Empörung gegen Ali auf. „Die vernünftigeren Moslem nahmen ein Aergerniß daran, daß die Mutter der Gläubigen^ — so wurde Alscha als Gattin Mohammeds genannt, — ihre Person und Würde im Lager auf's Spiel setzte," sagt Gibbon. „Aber die abergläubische Menge hielt sich für überzeugt, daß ihre Anwesenheit die Gerechtigkeit der Sache heilige und den Erfolg sichere."

Ein Mann aus dem Stamme Saad trat der heuchlerischen Ai'scha, die mit aller Energie den Aufstand schürte, mit den Worten entgegen: „Bei Gott, Dein Benehmen ist weit strafbarer als das der Mörder Othmans. Du hast das Heiligthum des Propheten entweiht und den Schleier der Züchtigkeit von Dir geworfen. Hast Du Dich freiwillig in die Mitte dieses Heeres begeben, so ist es der Gläubigen Pflicht gegen Gott und seinen Propheten, Dich wieder in Deine Gemächer zurückzuführen. Bist Du diesen Männern (den beiden arabischen Häuptlingen) aber gegen Deinen Willen gefolgt, so ist es Pflicht, ihnen Widerstand zu leisten, weil sie, die Gläubigen, sich nicht gescheut, denSchleier derMutterder Gläubigen zu lüften."

Auf die Nachricht von dem Aufstande sammelte Ali seine streitbaren Männer und zog ihnen entgegen. Bei Bassum kam es zur Schlacht. Die Aufständischen wurden auf's Haupt geschlagen, die beiden arabischen Fürsten getödtet.

Mscha hatte der Schlacht von Anbeginn auf ihrem Kameele beigewohnt. Sie wollte den Sieg, den Ali schon errungen hatte, noch immer nicht anerkennen. Sie durchzog die Reihen der Ihrigen und feuerte durch leidenschaftliche Rede den Muth der Wankenden und Geschlagenen immer wieder an. Der Zaum ihres Kameels wurde von todesmuthigen Gläubigen gehalten. Siebzig Mann waren bereits neben dem Kameele Wschas nacheinander getödtet oder schwer verwundet worden, und „ihre Sänfte starrte von Wurfspießen und Speeren wie ein Stachelschwein". Die ganze Entscheidung drehte sich schließlich um das Kameel, auf dem Wscha saß, und die Schlacht hat daher auch in der Geschichte den Namen der „Kameelsch lacht" erhalten. Ali mußte, um der Sache ein Ende zu machen, das Kameel in seine Gewalt bringen; aber die Führer ließen es nicht los. Sobald Einem die Hand abgehauen wurde, fand sich wieder ein Anderer, um es an der Halfter festzuhalten. Erst als man das Kameel, dem man die Sehnen durchgeschnitten hatte, zu Fall brachte, konnte man sich der Sänfte bemächtigen, und Aischa wurde genöthigt, Alis Gnade anzuflehen. Es war Aischas leiblicher Bruder, Mohammed, der, als Gefährte Alis, den Vorhang von ihrer Sänfte zurückschob und sie ergreifen wollte. Da erhob sich Wscha und rief: „Wer wagt es, nach dem Heiligthuin des Propheten seine Hand auszustrecken?" Der junge Mohammed antwortete: „Dein nächster Verwandter, welcher Dein Verhalten am «leisten verabscheut!" Ali behandelte die Wittme des Boten Gottes mit Milde und Ehrfurcht. Er ließ sie durch ihren Bruder Mohammed, in Begleitung von Sklavinnen in Männerkleidung, nach ihrem Hause in Medina, nach dem Grabe des Propheten, zurückgeleiten.

Damit hatte Wscha ihre Rolle ausgespielt. Sie mar verhängnißvoll genug gewesen. Ihr unauslöschlicher Haß gegen Ali ist ein Factor, der bei der Spaltung der Gläubigen in der patriarchalischen Zeit des Islam nicht unberücksichtigt bleiben darf. Sie hat ihr wohlgemessen Theil an den erbitterten und blutigen Kämpfen, die kaum 30 Jahre nach dem Heimgang des Propheten unter den Bekenner« des Islam entbrannten — an all' den Kämpfen, die hüben und drüben mit einer Erbitterung und Grausamkeit sondergleichen cmsgefochten wurden, die durch Jahrhunderte den Boden Arabiens, Syriens und Kleinasiens mit Blut tränkten und Schreckensthaten gebären sollten, vor denen die Sicilianische Vesper, die Bartholomäusnacht und selbst die Greuel der spanischen Inquisition erblassen.

Der gefährlichste Feind, den Ali zu bekämpfen hatte, mar der syrische Statthalter Muamia von Damaskus, ein naher Blutsverwandter des gemordeten Khalifen Othman, und seit dessen Tode das Haupt der mächtigen Familie der Omaija. Muamia, der selbst Ansprüche auf das Khalifat erhoben hatte, verweigerte Ali, den er der Anstiftung zur Ermordung Othmans beschuldigte, die Huldigung und inachte mit seinem starken und mohlgerüsteten Heere seine Ansprüche geltend. In der Ebene von Ssiffin am Euphrat kam es zu endlosen blutigen Kämpfen, die nahezu vier Monate währten, und in denen Ali 25 000, Muamia 45 000 Mann verlor. Ali hatte, um das Blutvergießen der Gläubigen zu schonen, Muawia einen Zweikampf auf Leben und Tod vorgeschlagen, Muawia aber lehnte die Forderung ab. Während aller dieser Schlachten bewährte Ali, der im Islam den Namen des „Löwen Gottes" führt, seine großartigen Eigenschaften als Held und Menschenfreund. Die Syrier waren schon entmuthigt und dachten an Flucht, als Ali der sichere Sieg durch eine List des Feindes und dessen kluge Berechnung auf den Fanatismus seiner Leute und seiner Gegner entrissen wurde. Muawia ließ die heiligen Bücher des Koran auf den vordersten Lanzen aufpflanzen. Dagegen wagten die Leute Alis nicht zu kämpfen, und Ali mußte einen schimpflichen Waffenstillstand annehmen. Er ließ sich vertrauensvoll in Unterhandlungen ein, die ihm die schon errungenen Vortheile wieder aus den Händen wanden. Seine arglose Weltunklugheit rächte sich bitter. Die letzte Zeit feines Khalifats war von schweren Unglücksfällen heimgesucht.

Wie seine beiden Vorgänger wurde auch Ali ermordet. Auf dem Wege zum Gottesdienst wurde er überfallen und von einem vergifteten Schwerte des Meuchelmörders durchstoßen (661). — August Müller, dessen „Islam im Morgen- und Abendland" wohl als das vollständigste, inhaltreichste und bedeutendste Werk über die Geschichte der Mohammedaner bezeichnet werden muß, giebt eine äußerst anziehende Charakterinrung Alis*), aus der ich hier die folgenden Zeilen wiedergeben möchte: „Ein aufrichtiger Moslem, ein Anhänger und Freund von nie wankender Treue für den Propheten, eine ehrliche, wie es scheint, enthusiastische Natur, ein begabter Dichter und Redner, ein Krieger von gefürchteter Tapferkeit, hat er gerade das nicht besessen, was seine Zeit von ihm forderte: kräftiges Herrschertalent und politische Einsicht. Was aber das Schlimmste war: dem kühnen Degen, der ein Thurm war in der Schlacht, fehlte an jedem anderen Ort selbst das gewöhnliche Maß von Entschlossenheit. So ist es gekommen, daß er den verhängnißvollen Fehler seines Lebens, der einen Schatten auf seine übrigens durchaus anständige Gesinnung wirft, die Zulassung der Ermordung Othmans, bitter hat büßen müssen. Auf dem unreinen und schlüpfrigen Felde der weltlichen Politik war er mit seiner einfachen Poeten- und Soldatennatur nur ein halber Mensch, und nichts als Halbheiten hat er seitdem ausgeführt. Aber es ist, als hätte er durch seinen traurigen Untergang seine Schuld gesühnt. Die folgende Entwickelung der islamischen Geschichte hat es gefügt, daß seine Gestalt bis auf den heutigen Tag für jeden Moslem wie von einem sonnigen Schimmer verklärt dasteht. In allen mohammedanischen Landen preist man ihn als Helden, Dichter und Weisen. Da seine eigenen Gedichte meist verschollen sind, hat man ihm neue in großer Zahl beigelegt, die sich der größten Beliebtheit erfreuen — ja die eine Hälfte der islamischen Gemeinde (Müller spricht von den Persern, den Schiiten) verehrt in ihm, fast mehr noch als in dem Propheten selbst, den heiligen Märtyrer von fleckenloser Reinheit und höchstem Seelenadel, den gerade idealistisch veranlagte Völker als sozusagen sinnlichen Träger ihrer höchsten religiösen Empfindungen sich zu schaffen pflegen. So bleibt der letzte der legitimen Khalifen, mit welchem die patriarchalische Epoche des Islams schließt, als Alles beherrschende Gestalt im Vordergrunde des neuen Zeitalters stehen."

Der Zwiespalt im Islam. Die Enkel des Propheten.

Nach Alis Ermordung hatte sich Muawia zum Haupte der Moslem aufgeschwungen, den Titel des Khalifen angenommen, Friede mit den Byzantinern geschlossen und die Gegner seiner Herrschaft durch Verträge

*) I. S. 333.

oder durch das Schwert beseitigt. Er starb hochbetagt im April 680 und überließ das Reich seinem Sohn Iesid.

Die Perser hatten aber das Khalifat Muawias nicht anerkannt, wenn sie auch nicht kraftvoll genug waren, ihre Auffassungen mit dem Schwerte in der Hand zu den geltenden zu machen. Wie sie schon die ersten drei Khalifen als rechtswidrige verworfen hatten, so waren auch in ihren Augen Muawia und dessen Nachfolger Iesid nichts Anderes als Usurpatoren. Für sie, die Schiiten, hatte die neue Zeit in Wahrheit die folgende Gestaltung angenommen, die durch zufällige Wirklichkeiten in ihrem inneren Wesen nicht entstellt werden konnte: Mohammed hatte das große Werk des neuen Glaubens begründet, aber er hatte in ihren Augen doch nicht viel mehr, als eine Art Iohannismission erfüllt. Sein Adoptiv- und Schwiegersohn Ali, dem sie eine fast göttliche Verehrung zollten, hatte erst das Werk zu seiner wahren Vollendung geführt. Er allein war der rechtmäßige Nachfolger des Propheten! Nach seinem Tode hatte kein Anderer Anspruch auf die oberste Herrschaft im Islam als seine directe Nachkommenschaft, das waren seine und der Fatima beiden Söhne: Hassan und Hussein, die Enkel des Propheten, die Mohammed selbst in seinem Schoße gewiegt und auf der Kanzel als die Hoffnung seines Alters und die Anführer der Iünglinge des Paradieses bezeichnet hatte.

Daß diesen legitimistischen Velleitäten nicht jede Berechtigung abzusprechen war, erhellt schon aus dem Umstande, daß Muawia sehr bald, nachdem er die Herrschaft angetreten hatte, sich veranlaßt fand, mit dem ältesten Erben Alis, mit Hassan, in Verhandlungen einzutreten und einen Abfindungsvertrag mit ihm abzuschließen. Hassan, ein charakterloser Weichling, entsagte gegen Auszahlung einer bedeutenden Summe seinen Ansprüchen auf die Herrschaft. Er zog sich nach Medina zurück und lebte da in Gottesfurcht und Schwelgerei mit zahllosen Weibern. Von einer seiner Gattinnen wurde er, wie man sagt: auf Anstiften Iesids, des Sohnes Muawias, durch ein vergiftetes Tuch getödtet, etwa um 670.

Von ganz anderer Art war Alis zweiter Sohn Hussein, der die vornehmen Charaktereigenschaften und den großartigen Heldenmuth des Vaters geerbt hatte. Hussein hatte sogleich gegen den Vertrag, den sein älterer Bruder mit dem Usurpator Muawia abgeschlossen hatte, Protest erhoben und sich zu gegebener Zeit die Geltendmachung aller seiner Rechte als Sohn des ermordeten Khalifen Ali und als Enkel des Propheten vorbehalten.

Nachdem nun der kluge und energische Muawia die Augen geschlossen und der in Ausschweifungen verkommene Iesid die Zügel der Regierung in seine schlaffen Hände genommen hatte, schien für die Anhänger Alis der Augenblick gekommen zu sein, nunmehr den einzig rechtmäßigen Erben des Khalifats, Hussein, zur obersten Würde emporzuheben. Hussein verweigerte also dem Iesid die Huldigung und floh von Medina nach Mekka.

Dort erhielt er nach einigen Wochen geheime Botschaft vom Volke von Kufa, die ihn in den irrigen Glauben versetzte, daß er sich nur an die Spitze der Bewegung zu stellen brauche, um alsbald eine mächtige Schaar für sich zu gewinnen und mit der Aussicht auf sicheren Erfolg Iesid entgegentreten zu können. Die Mittheilung lautete so vertrauensmerth, daß Hussein der Aufforderung Folge leisten mußte, wenn er sich nicht dem schmählichen Verdachte aussetzen wollte, wie Hassan fahnenflüchtig die Sache des Rechts zu verrathen. So sammelte er denn einige Getreue und brach auf, in der Hoffnung, in Kufa ein starkes Herr gegen Iesid aufbieten zu können. Iesid aber war dies Geheimniß verrathen worden, und er hatte, längst bevor Hussein sein Ziel erreichen konnte, seinen Gouverneur Obeid Allah dem kühnen Kronprätendenten und feinen abenteuerlichen Genossen entgegengeschickt. Durch lügnerische Berichte verlockt, mar Hussein mit seinen Getreuen bis in die Nähe von Kufa vorgedrungen, als ihm in der Wüste von Kerbela die verzweifelte Situation plötzlich in grausiger Weise veranschaulicht wurde.

Er hatte Alles in Allem etwa 30—40 Reiter und 40—100 Mann Fußvolk bei sich. Die Kufaner verweigerten jede Hilfleistung, und die von Obeid Allah ihm entgegengeschickte Truppenmacht belief sich auf 4000 Mann. Daß gegen eine solche Uebermacht auch der heldenmütigste Widerstand nutzlos war, lag auf der Hand. Hussein beschwor die Seinen, ihn zu verlassen; aber sie hielten fest an ihrem todesmuthigen Führer. Er wurde von den Bevollmächtigten Obeid Allahs aufgefordert, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Hussein verlangte sicheres Geleit nach Mekka. Er gelobte, als ruhiger Mann am Grabe feines Großvaters, des Propheten, zu sterben. Diese Forderung aber wurde verweigert. Und so kam es zum Kampfe.

Vor Beginn der Schlacht, die man besser ein Abschlachten nennen müßte, rief er den Kufanern zu:

„Die Christen verehren den Staub unter den Füßen von Christi Esel, und die Iuden jede Spur, die sich von Moses erhalten hat. Wie wollt Ihr mein Blut vergießen, da ich doch bei unserm Propheten, meinem leiblichen Großvater, so hoch stand? Ich bin der Sohn Fatimas, der Tochter Mohammeds, der Sohn Alis, des ersten Gläubigen, dem der Prophet gesagt: ‚Das ist Fleisch von meinem Fleisch und Blut von meinem Blut/ Was habe ich begangen, daß Ihr mich tödten wollt? Bin ich ein Mörder? Ich lebte still in Mekka, bis Ihr mich schriftlich eingeladen, als Euer Herrscher in Eure Mitte zu kommen. Laßt mich nach Mekka zurückkehren, denn mich gelüstet nicht inehr nach weltlicher Herrschaft." Die Rede blieb erfolglos. Der Kampf begann. Er währte unglaublich lange: vom frühen Morgen bis zum Nachmittag. Der Bericht der Zeitgenossen darüber ist wahrhaft ergreifend. Es war eine unendlich lange Reihe von Zweikämpfen. Husseins kleines Kind wurde auf feinem Schoße getödtet. Er litt an den bittersten Qualen des Durstes. Das Blut floß aus seinen Wunden. Er kämpfte noch immer. Seine Kraft, Ausdauer und Tapferkeit erregte die Bewunderung seiner Feinde. Schließlich brach er zusammen. Er hatte nicht weniger als 34 Schwert- und 33 Pfeilwunden. Da überfielen ihn noch sechs Mann und metzelten den Kraftlosen nieder. Man trennte seinen Kopf vom Rumpfe und schickte den Kopf Jesid. Der kopflose Rumpf wurde im Sande der Wüste eingescharrt.

Das geschah am 10. Moharrem des Jahres 61 nach der Hedschra, nach unserer Zeitrechnung am 10. October 680. Die Spaltung im Islam zwischen den Sunniten, die von Muawia an die Macht thatsächlich in den Händen

gehabt haben, und zu denen die späteren Herrscher des mohammedanischen Reiches bis auf den jetzt lebenden Sultan aus dem Hause der Osmanen gehören, und den numerisch sehr unterlegenen Schiiten, die nur Mohammed, Ali und dessen directe Nachkommen als legitime Herrscher der Gläubigen anerkennen, und die ihre Anhänger fast ausschließlich in Persien besitzen, -— diese Spaltung, die Jahrhunderte lang unerhörte Opfer an Gut und Blut gefordert und hüben und drüben die scheußlichsten Grausamkeiten hervorgerufen hat, besteht noch bis auf den heutigen Tag. Der uralte Haß zwischen Türken und Persern ist durch diese fundamentale Verschiedenheit in der Auffassung von wesentlichen Grundbestimmungen des mohammedanischen Glaubens und in der Auffassung der legitimen Herrscher der Gläubigen unausgesetzt geschürt worden und klingt noch heute weiter im Herzen der beiden feindlichen Nationen, wenn er auch jetzt seit geraumer Zeit keinen gewaltsamen Ausdruck mehr gefunden hat.

Die Perser haben Hussein zum Märtyrer ihrer heiligen Sache gemacht. Die Stätte in der Wüste Kerbel«, wo sein hauptloser Körper begraben liegt, wird noch heute von Tausenden persischer Wallfahrer besucht, und der Todestag Husseins ist noch heute ihr größter und schmerzlichster Feiertag. Hussein wird von den schiitischen Persern als ihr größter Held verehrt. Die Gefahren und Qualen, die er in der Wüste durchmachen mußte, seine todesmmhige Vertheidigung, seine Gläubigkeit im Tode haben in den Persern eine Begeisterung entfacht, die von der Zeit nicht abgeschwächt morden ist.

Es zeugt eigentlich von einer großen Duldsamkeit, daß die sunnitischen Türken es ruhig mit ansehen, wie in ihrer Hauptstadt die schiitischen Perser das Todtenfest in ihrer extravaganten Weise begehen, das ja in Wahrheit nichts Anderes ist, als der in sonderbarster und grausigster Form alljährlich miederholte Protest gegen die Lehren und gegen die Herrschaft der türkischen Sunniten. Ihnen gelten die furchtbaren Verwünschungen, die bei diesem Anlaß ausgestoßen werden gegen Muawia und Jesid, und die Wehklagen über Hussein sind nichts Anders als erschreckliches Klagen über die Ungerechtigkeit und UngesetzmShigkeit des türkischen Khalifats.

Das persische Blutfest. Ort der Handlung.

Das persische Todtenfest, das im vergangenen Jahre —1897 — nach unserer Zeitrechnung auf den 10. Juni siel, ist so ganz und gar eigentümlich, ein solcher Anachronismus nach unseren Auffassungen, ein Stück so grenzenloser orientalischer Wildheit, das sich unter dem Mantel des Islam auf europäischen Boden eingeschmugelt hat, daß eine getreue und möglichst vollständige Schilderung vielleicht nicht unwillkommen sein wird.

Es ist ein wüstes, schauerliches Nachtbild, und wir fassen es kaum, daß ein solches Schauspiel sich abspielen kann in einer Stadt, die in kaum zwei Tagen von Wien aus mit der Bahn erreicht werden kann. Wir glauben vor uns gräuliche Schemen aus unvordenklicher Vergangenheit: Priester des Baal, der Astarte, des Moloch zu sehen. Wir sehen Ströme von freiwillig vergossenem Blut, Blut und immer nur Blut! Das Wort wird in unserer Darstellung bis zum Ekel miederkehren müssen, wenn mir die Vorgänge so schildern, wie sie sich vor uns zugetragen haben.

Es ist etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, als unser Wagen über die schlechtgefügten Bohlen der sogenannten Neuen Brücke holpert. Auf dem Bock hat neben dem Kutscher der Kamaß der Botschaft, in seiner kleidsamen Uniform und mit seinen schön ciselirten Waffen Platz genominen. Für die Begleitung durch den Botschaftskawaß, der mit hoher polizeilicher Gemalt ausgestattet ist, und vor dessen Ruf sich durch die dichteste Volksmenge eine Gasse öffnet, sind wir dein Freunde, in dessen Gesellschaft wir das Fest besuchen, einem Mitglieds unserer Botschaft, heute besonders dankbar. Der Tag ist sehr heiß gewesen. Es hat ein Gewitter gedroht. In den vorgerückten Stunden des Nachmittags hat es sich freilich verzogen, aber am westlichen Himmel segeln noch immer phantastische Wolkenzüge, durch die das Licht der scheidenden Sonne sich in wunderbar farbigen Strahlen bricht. Ueber Stambul liegt ein nebliger Dunst, der sich allmählich lichtet. Die Minarehs, die unten milchfarbengelb erscheinen, erglühen in ihren oberen Theilen in wunderbarem Rosa. In den engen Gassen, die wir durchfahren, herrscht ein ungewohntes Leben, und nicht ohne Beschwerde erreichen wir den Ort der aufregenden Handlung.

Der Stadttheil von Stambul, in dein der große „Walide Han" genannte Compler liegt, meist besonders starke Züge aus der alten byzantinischen Zeit auf. Ueberall gewahrt man Spuren der vergangenen Herrlichkeit.

Unter „Han" versteht man große, gewöhnlich in Quadratform angelegte Baulichkeiten in den wichtigsten Städten, die den fremden Kaufleuten Herberge für sich selbst, Ställe für ihre Kameele und sonstigen Lastthiere und Gewölbe für ihre Waaren, die dort zum Kauf ausliegen, bieten. Der „Han der Walide" ist der größte in Stambul und bildet gewissermaßen ein Stadtviertel für sich, mit Hunderten von Verkaufsläden im Erdgeschoß, mit zahlreichen Wohnräumen und Geschäftsstuben im oberen Stock. Es ist der Mittelpunkt des persischen Handels. Die Kaufhäuser umschließen einen mächtigen Hof, der mit Bäumen bestanden ist, und auf dem sich außer dem Brunnen auch eine kleine Moschee befindet für die Bequemlichkeit der Beivohner, die da gleich ihre Gebete verrichten können. Gewöhnlich bietet das Leben und Treiben in: Walide Han ein buntes und bewegtes Bild dar. Außer den Kauflustigen besuchen viele Fremde den Han, um sich an den herrlichen Teppichen, den schönen, mit Perlmutter eingelegten Holzarbeiten, den fein ciselirten aus Edelmetall gefertigten Waffen und all den anderen Kostbarkeiten, die Persien auf den Weltmarkt wirft, zu erfreuen.

Heute aber ist alle Farbenpracht erloschen und alles fröhliche Treiben erstorben. Die Kaufläden sind summt und sonders geschloffen, die Häuser mit schwarzem Tuch beschlagen. Man sieht die Vorbereitungen zu einer großartigen Illumination des Han. Längs des gepflasterten Weges ringsum sind Gewinde von kleinen Lampen gezogen, hie und da auch mächtige Lichterkronen angebracht. Vor einigen der Häuser sieht man an riesengroßen Gerüsten persische Schriftzeichen von gewaltigem Umfange, die, dicht mit kleinen Lämvchen besetzt, nach Anbruch der Dunkelheit in Feuerzeichen die Worte kündigen werden: „Hussein, Du Opferlamm!"

Schon in der Nähe des Han ist das Gedränge lebensgefährlich geworden. Und immer vernehmlicher und lauter ist an unser Ohr eine merkwürdige Symphonie gedrungen: ein Zusammenklingen von rhythmisch ausgestoßenen alternirenden Rufen und Gegenrufen, ein plärrender, jammervoller Gesang, eine klägliche, monotone Musik, chromatisch absteigend, von näselnden Clarinetten geblasen, unter unausgesetzter Begleitung von Paukenschlägen und Beckenklirren.

Dazu kommt als unheimlichstes Geräusch ein in scharfem Tacte und in ganz regelmäßigen Zeiträumen sich wiederholendes dumpfes Dröhnen, für das wir uns vorläufig noch keine Erklärung verschaffen können. Es klingt etwa wie der langsame wuchtige Massenschritt eines Bataillons von Giganten; aber es ist doch wiederum etwas anders. Es klingt so schauerlich hohl!. .

In das Gewirr von seltsamen Stimmen und Lauten, in diese rhythmisch hervorgestoßenen Wechselanrufungen, in dieses tactmäßige Puffen oder Dröhnen oder wie man es sonst nennen mag, und in dieses jämmerliche Psalmodiren, das vom klagenden Geheul der Clarinetten begleitet wird, ertönt lautes Wehklagen und Schluchzen. Unser Ohr wird von dem seltsamen Lärm so in Anspruch genommen, daß unser Auge das bunte Bild, das sich um uns ausbreitet, zunächst nur halb erfaßt.

Der mittlere gepflasterte Weg, der mit dem Hänserviereck parallel läuft, ist heute abgesteckt wie eine Arena. Darin fluthet, von Festordnern zur Ruhe gewiesen, eine sehr erregte Menge in seltsamem Gebaren: Kinder im zartesten Alter, Iünglinge, reife Männer, gebrechliche Greise — Alle bestrebt, der Trauer, die sie wirklich empfinden oder wenigstens empfinden wollen, einen möglichst deutlichen Ausdruck zu geben. Die Einen verzerren das Gesicht zum Weinen, Andere weinen wirklich und schreien laut.

Nach den Sendboten, die wir vor uns sehen, ist es eigentlich kein schöner Menschenschlag. Die Meisten sind kaum mittelgroß. Kräftige Gestalten sind Seltenheiten. Dem Anschein nach gehören Alle den unteren Schichten des Volkes an. Die buntfarbige Pracht, die sonst den Bildern des morgenländischen Lebens einen Reiz giebt, für den wir Abendländer besonders empfänglich sind, fehlt hier ganz. Man sieht fast nur Grau und Schwarz. Weiber halten sich diesem Feste fern.

Die Fenster der oberen Stockwerke in den den Han umschließenden Gebäuden stehen offen und find voll besetzt mit Personen, die den begüterten Klassen anzugehören scheinen. Auch diese Zuschauer zwingen sich gewaltsam zu Trauer und Thränen. Man sieht, wie sie convulsivisch zusammenzucken, das Tuch, das sich mit ihren Thränen netzt, vor die Augen haltend.

Der Zug der Büßer.

Eine sonderbare Bewegung, die durch die harrende Menge geht, und das Anwachsen des klagenden und jammernden Lärms künden uns, daß der Zug der Büßer naht.

Er wird von Bläsern, von Becken- und Paukenschlägern eröffnet. Daran schließen sich Geistliche, die in kläglichstem Ton mit erhobener Stimme etwas erzählen und dabei heulen und schluchzen; es wechseln Zwei in ihrem Berichte über Husseins schreckliches Ende beständig ab. Ihr klagender Bericht weckt allseitig jammernden Widerhall. Hinter den Iammerpriestern schreitet ein Schimmel, dessen Kopf und Hals mit einem häßlich grellgrünen Schleier behangen sind und auf dessen Blässe ein Spiegel angebracht ist. Im Uebrigen ist der ganze Leib des Pferdes mit einem großen weißen Tuch bedeckt, das über und über mit Blut befleckt ist. Es trägt auf seinem Rücken außer dem Reiter Schild und Waffen. Dieser Reiter ist ein etwa sieber- bis achtjähriges Kind in weißem Gewande, mit völlig geschorenem Schädel. Sein Gesicht ist in langen Streifen mit Blut beschmiert. Ein zweiter Schimmel ist ebenso aufgeputzt und trägt ein Kind von höchstens zwei Iahren, das der nebenher schreitende Vater hält. Es ist gleichfalls mit Blut besudelt. Ueber dem dritten Pferde, einem Eisenschimmel, flattert eine festgebundene weiße Taube. Das Pferd ist ganz schwarz behangen. Auf seinem Rücken sind Schild, Schwert und Lanze befestigt. Das soll vermuthlich das Schlachtroß darstellen, das Hussein am Unglückstage von Kerbela geritten hat. Die weiße Taube ist wohl ein symbolisches Abbild seiner reinen Seele. Die beiden Kleinen sollen erinnern an die unglücklichen Kinder, die Hussein vor seinen Augen hat hinschlachten sehen. Zwischen den Pferden sind immer Abtheilungen von wehklagenden Geistlichen, und neben den Rossen schreiten Männer mit hohen Standarten; einige dieser Feldzeichen laufen in eine Hand mit emporgestrecktem Zeigefinger aus. Eine genügende Erklärung dieser an der Lanze getragenen aufgespießten Hand und anderer symbolischer Darstellungen, die von den Begleitern der Rosse getragen werden, hat mir nicht gegeben werden können.

Diesem Vortrab schließt sich der unabsehbare Zug der Büßer an. Das Ueberraschende und Imposante ist vor Allem die Massenhaftigkeit; denn es sind gewiß an die vierhundert bis fünfhundert, wenn nicht mehr, die in ihrem schauerlichen Aufputze und in ihren scheußlichen Selbstquälereien langsam, schreiend und heulend, an uns vorüberziehen.

Die Büßer zerfallen in drei verschiedene Gruppen.

Zuerst kommen weißgekleidete Männer. Ein langes Büßerhemd bedeckt sie von den Schultern bis zu den Knöcheln. Ihr Kopf ist entweder ganz oder bis auf einen schmalen Kranz von Haaren geschoren. In der Rechten halten sie ein langes, scharf geschliffenes Schwert, das sie vorerst nur tactmäßig und mit fürchterlich drohenden Geberden schwingen. Dabei stoßen sie in wildem Geschrei die Namen der Kinder Alis, der Enkel des Propheten, aus, und zwar abwechselnd, so daß die Weißen auf der Rechten „Hussein" rufen, während die auf der linken Seite mit dem Schrei „Hassan" antworten. „Hussein! Hassan! — Hussein! Hassan!" tönt es schauerlich unausgesetzt, und die wüthend geschwungenen Klingen blitzen im Lichte der untergehenden Sonne.

Die zweite Gruppe ist die der Geißler. Sie sind durchaus schwarz gekleidet. Eine schwarze Kappe bedeckt ihren Schädel, ein langes schwarzes Gewand die Brust und den Unterkörper bis zu den Füßen, aber der Rücken ist völlig entblößt. Bei der Mehrzahl beginnt die Entblößung des Ruckens schon an den Schultern. Nur ein schmaler Streifen des schwarzen Zeuges am Nacken hält den oberen Theil des Gewandes. Bei Einigen ist aber dieser obere Streifen etwa eine Hand breit, bedeckt also den Nacken und die Schulter bis zum Ansatz des Schulterblattes. In der Rechten haben sie eine Geißel, einen etwa einen Fuß langen Stock, an dem ungefähr zwanzig eiserne Ketten, einen Finger breit und anderthalb Fuß lang, befestigt sind. Auch sie rufen wechselweise und genau im Tact wie die Schwertträger: „Hussein! Hassan!" und schwingen bei jedem Schrei wuchtig ausholend die eiserne Geißel über die linke Schulter, so daß die Ketten rasselnd auf den nackten Rücken herniedersausen. Der Klang der massenhaft auf das Fleisch aufschlagenden Metallsträhne hat etwas Fürchterliches. Hussein! Hassan! dann klirrender Schall der Ketten und dumpfer Aufschlag auf das Fleisch ...

Die Schläge, die sie führen, sind je nach der Verschiedenheit der Individuen und ihrer fanatischen Bußfertigkeit von verschiedener Stärke. Einige hauen mit so gräßlicher Wucht auf sich ein, daß sich unser Blick schaudernd von diesen wahnbethörten Selbstpeinigern zu Andern wendet, die zwar auch ebenso tief ausholen wie die andern, oberhalb der Schulter aber den Schlag anhalten und die Ketten über die, doch wenigstens etwas geschützten Schulterblätter ein wenig sanfter niederfallen lassen. Die Peinigung bleibt ohnehin kräftig genug. Die blutunterlaufenen hohen Striemen auf dem dunkelfarbigen Rücken zeigen, daß es kein Kinderspiel ist.

Und doch — es ist schaudervoll! — betheiligen sich auch Kinder von elf, zwölf Jahren an dieser wilden Kasteiung, und kaum ein Zucken des Mundes verräth den Schmerz, den sie erdulden. Ihre Augen blitzen vielmehr in wahnwitzigem Stolze in blöder, halb verthierter Freude auf.

Bei diesem ersten Umgang macht die dritte Gruppe den schrecklichsten Eindruck von Men. Die zu ihr Gehörigen tragen weder eine besondere Tracht, noch ein besonderes Werkzeug. Sie haben die linke Brust völlig entblößt und schlagen nun, in demselben Rhythmus und Tacte wie die Weißen und Schwarzen und unter denselben milden Anrufen ihrer Märtyrer, mit der flachen Hand auf die Brust. Einige schlagen fürchterlich zu. Ihr ganzer Körper erbebt. Ihre Kinnladen gerathen in ein schauerliches Vibriren, wenn der weit ausgeholte Schlag mit der Rechten die linke Brustseite trifft.

Dieses Aufklatschen der Hand, dieses dumpfe, schreckliche Dröhnen des Brustkorbes, dieses gleichmäßige und von Hunderten gleichmäßig ausgeführte Schlagen — das ist der unbeschreiblich schauerliche und unheimliche Laut, der schon von weiter Ferne her zu uns gedrungen war, ein Geräusch, das mir nie zuvor vernommen haben und auch niemals wieder hören möchten.

Den Brustschlägern schließt sich viel Volk an, die jedes Mal, wenn die Büßer schlagen, mit der Rechten ihre Brust leicht berühren, also den Schlag nur markiren und sich nur symbolisch an der Selbstschinderei betheiligen. Desgleichen thun auch alle zuschauenden Perser, die den Weg umsäumen oder dem wilden Schauspiel von einem oberen Stockwerk eines der festlich geschmückten Häuser aus zuschauen, ^ alle, auch der Botschafter und die Mitglieder der persischen Botschaft.

Bei allen diesen Evolutionen der Schwerterschwinger, der Kettengeißler und der Brustschläger ist das Tempo scharf geregelt. Die Production erfolgt nach dem jedesmaligen Rufe „Hassan" und dem Gegenruf „Hussein", aber der Stärkegrad der einzelnen Schläge ist sehr verschieden. Es ist deutlich ein «rsscsnäo, forts und tortisLimo mit dem sich daran anschließenden äs«rsLcsnäo wahrzunehmen. Erschlaffen und erlahmen die Unglücklichen in ihrer fanatischen Peinigungswuth, so werden sie, nachdem man ihnen eine nur kurze Frist maßvollerer Marterung gegönnt hat, von Männern, die inmitten des Zuges schreiten, durch ausstachelnde Schreie: „Hassan! Hussein!" zu neuer Raserei aufgepeitscht. Heldenreizer eigenthümlicher Art!

Nach mehrmaligem Umgang hält der Zug vor einer improvisirten Kanzel, über der lichtreiche Kronen hängen. Ein Imam spricht Gebete; einen jeden Satz bekräftigen die Hunderte von Büßern und das zuschauende Volk der Schiiten mit einem lauten: „Amen!" Währenddem reichen Knaben den Büßern die einzige Erfrischung, die ihnen während ihrer kläglichen Uebungen dargeboten wird: einen Trunk frischen Wassers.

Die wassertragenden Knaben haben schon früher dem Zuge angehört. Sie sollen zugleich die Erinnerung wachrufen an die Qualen des Durstes, die der unglückliche Hussein während seines Wüstenkampfes zu erdulden hatte. Man sieht auch Männer aus großen Körben Hände voll Sand auf die Häupter der Büßer streuen. Diese Handlung wird verschiedentlich gedeutet. Für die Einen ist es nur der uralte morgenländische Brauch zur Bekundung tiefster Trauer: Sand und Asche auf's Haupt! Andere bringen es unmittelbar in Beziehung zu Husseins Tod, dessen Haupt vom Rumpf getrennt in den Sand der Wüste rollte.

Der Imam betet für den Schah — nothgedrungen auch für den Sultan — für den persischen Botschafter und alle gläubigen Schiiten. Er gedenkt des Propheten, seines Adoptivsohnes Ali und der unglücklichen Söhne des Ali, des Hassan und vor Allem des tapferen Märtyrers Hussein, des tragischen Helden des heutigen Gedenktages. Bei der Nennung dieses Namens stimmen Alle ein in die laute Wehklage: LusssiQ in«slum." „O Hussein, Du Unschuldiger, Du Opferlamm." Diese Worte werden nun beständig in jämmerlich plärrendem Singsang wiederholt. Sie stehen in großen weißen Buchstaben geschrieben auf der Brust der schwarzen, rückenentblößten Kettengeißler. Und jetzt erstrahlen sie auch ringsum in hellen Lichtern. Denn die Sonne ist inzwischen gesunken, und die Mondscheibe, die schon längst in mattem Schimmer sichtbar, glänzt nun in intensivem Silberlicht am dunklen Himmel.

Unfern Augen bietet sich ein Bild von wahrhaft großartiger und entsetzlicher Wirkung. Der mächtige weite Raum um uns her ist von Tausenden flackernder Gasflammen beleuchtet. Längs des Weges ziehen sich flammende Gewinde. An den Gerüsten erstrahlen die leuchtenden Inschriften. Aus den offenen Fenstern der Baulichkeiten fällt helles Licht. Große Scheiterhaufen werden geschichtet uud angezündet, und die rothen Brände schlagen hoch auf, und über all dem wölbt sich der unendlich hohe Himmel mit der fast vollen Scheibe des zehn Tage alten Mondes, dessen Silberlicht durch die belaubten Zweige der Bäume bricht, und neben dem ruhig in stetiger Helligkeit der Abendstern strahlt.

Blut!

Und nun regt sich ein milder Aufruhr. Lauter klagen die näselnden Clarinetten ihre chromatische Litanei. Stärker erschallen die Pauken- und Beckenschläge, noch unheimlicher hallt das dumpfe Aufklatschen der Handflächen auf die Wölbung der nackten Brust. Das Wehklagen der Menge „Hussein, du Opferlamm," wird zu entsetzlichem Geheul. Dazwischen stoßen die Priester in wilden Jammerrufen ihr Wehgeschrei aus und die Menge ihre tausendfachen Verwünschungen über Jesid, den Mörder. Schluchzen, Wimmern, Stöhnen, Schreien und Heulen ringsum. Es ist etwas Grausiges, Sinnverwirrendes.

Und nun kommt der Zug wieder, an beiden Seiten umgeben von Männern, die auf langen Stangen hoch aufflammende Feuerkörbe, Laternen, Fackeln und Brände tragen. In derselben Anordnung wie zuvor, aber in einer schaudererregenden Veränderung!

Während das Jammer- und Wehgeschrei zum Parorvsmus anschwillt, schreiten die Weißen heran, geführt von dem Knaben auf dem Pferde. Er ist blutüberströmt. Er bringt sich auf dem glattgeschorenen Kopfe mit deni scharfen Schwerte beständig Schnittmunden bei, aus denen das Blut über Stirn und Wangen herabrinnt und sein weißes Kleid über und über roth färbt.

Und seine Gefolgsmänner! Ihr weißes Hemd ist von oben bis unten mit Blut getränkt. Sie werden nicht müde, die Schärfe ihres Schwertes über den Kopf zu ziehen, und aus den langen Schnittwunden strömt das Blut über ihr Antlitz, über ihren Rücken. Das Blut leuchtet in furchtbarem Roth auf ihrem Gesicht. Ihr ganzer Oberkörper schwimmt in Blut. Es sind nicht mehr Menschen, es sind nur noch belebte blutige Massen, die da bei dem röthlichen Licht der Fackeln, im Tacte heulend und schreiend wie die Wahnsinnigen, an uns vorüberziehen und das grausige Werk der Selbstzerfleischung phrenetisch fortsetzen.

Blut, nichts als Blut und immer Blut! Sie bluten wie abgestochenes Schlachtvieh. Es giebt keinen andern Ausdruck.

Und der Anblick der allgemeinen Schlächterei, die Wärme des eigenen Blutes, das sie vergießen, der seltsame sinnberciu'chende Geruch — es macht sie rasend. Blut ist eben ein „besonderer Saft", der auf gemisse

Naturen wie ein unerklärlich geheimnisvoll aufregender Sinnenkitzel wirkt. Und während die rothen Tropfen ihnen heiß über Stirn und Nacken rinnen, heulen sie rhythmisch ihre Todtenklage, hören die anfeuernde grausige Musik, sehen das jämmerliche Weinen und Zucken allüberall, und wieder schwingen sie die röthliche Klinge, setzen sie abermals an und ziehen sie wiederum über den geschorenen Schädel.

Hinter ihnen schreiten Männer mit einem Stabe, welche allzu leidenschaftlich geführte Schläge, die die Besinnungslosen gegen sich führen, auffangen. Und daß das keine überflüssige Vorsicht ist, habe ich aus eigener Wahrnehmung constatiren können. Vor meinen Augen, keine fünf Schritt von mir entfernt, sah ich, wie ein aufgefangner Hieb von dem parirenden Holz einen langen Splitter ablöste.

Einige binden sich jetzt, weil das unablässig herabstürzende Blut sie blendet, als Augenschutz um die Stirn ein Tuch, das aber auch bald wie alles Uebrige zum Auswringen mit Blut getränkt ist.

Es ist das scheußlichste Schauspiel, das meine Augen gesehen haben. Dagegen erblaffen die widerwärtigen Pferdeschindereien bei den spanischen Stierkämpfen zu einem harmlosen Kinderspiel. Und doch scheint dieses menschliche Blutvergießen den! Ansprüchen einiger verwöhnter Culturkinder an ein wirklich aufregendes Schauspiel noch immer nicht zu genügen. In meiner Nachbarschaft hörte ich, wie sich eine Dame der diplomatischen Welt darüber beklagte, daß die Kopfzerfetzung bei Einigen nicht radical genug sei, daß der Eine oder Andere „mogelte", daß sie sich garnicht „besonders weh thäten". Das mag ja sein, aber meinem Bedürfnisse genügte das, was ich da vor mir sah, vollauf, und mir war es wirklich gleichgültig, ob der mächtige Blutstrom, der auf dem weißen Hemd der Büßer herabfloß, als sie schon bei ihrem ersten Umgang mit Fackelschein an uns vorüberzogen, sich durch das Blut der Kopfwunde natürlich gebildet hatte oder durch das Blut geschlachteter Hümmel noch künstlich verstärkt war.

Schauriger Ernst ist bei diesem blutigen Spiel noch immer mehr als genug. Als ich nach dem zweiten Umzüge den Han verließ, lagen auf den Wegen blutige Lappen, die die Selbstzerfleischer um die Stirn gebunden hatten. Die Fetzen starrten von Blut. — Auf dem Pflaster waren überall die blutigen Spuren wahrnehmbar, und im Thorweg bemühte man sich um einen jungen, etwa zwanzigjährigen Menschen, der blutüberströmt zusammengebrochen war und ohnmächtig dalag. Daß das Gleiche nickt der Mehrzahl zustößt, daß sie trotz des ungeheuren Blutverlustes unter dem klagenden Geheule: „Hussein, du Opferlamm!" diese Selbstzerfetzung über eine volle Stunde fortsetzen können, ist ein unlösbares Rüthsel.

Der Anblick der blutigen Schwertbüßer ist so furchtbar, daß unser Sinn jetzt gegen die Geißelschläge der Kettenbüßer nahezu abgestumpft ist, obwohl uns schon ein flüchtiger Blick belehren kann, wie inzwischen die

Rücken der Unglücklichen in blutrünstigen Striemen aufgedunsen und zerschlagen sind. Das gräßliche Schlagen auf die Brust, der hohle Hall des dumpfen Aufklatschens, hat aber von seiner schauerlichen Unheimlichkeit nichts eingebüßt.

Ich mochte das Einzelne nicht mehr sehen, das Einzelne nicht mehr hören. Ich machte alle Anstrengungen, um das Bild in seiner barbarisch wilden Gesammtheit auf mich wirken zu lassen. Ich sah nur noch Gruppen von weißgekleideten blutüberströmten Gestalten, die mit blutgerötheten Schwertern blitzend fuchtelten, schwarze Männer, die Geißeln schwangen und auf den nackten Rücken klirrend niederfallen ließen, und Wahnsinnige, die mit voller Kraft so stark auf die entblößte Brust schlugen, daß sie bebten und schwankten — alles das in phantastischer Beleuchtung >durch flammende Scheiterhaufen, lohende Brände und Feuerkörbe, die auf Masten getragen wurden, flackernde Fackeln und ruhige Lichter in Laternen, inmitten eines ^großen Hofes, der mit Tausenden von Gaslichtern Ibeleuchtet war, unter freiem Abendhimmel, von dem der Mond seinen friedlichen Silberglanz bembgoß. Dazu Becken- und Paukenschlag, Clarinettenklang, rhythmisches Wehgeheul von Hunderten, lautes Klagen und Schluchzen . . .

Als unbeschreiblich wirksamer Gegensatz zu diesem blutigen Fanatismus erscheinen die Vertreter der überwachenden Behörde. Im gemüthlichem Schlenderschritt ziehen neben den Schiiten die türkischen Patrouillen einher, vollkommen gleickgültig gegen die Raserei, apathisch, ohne irgend welches Interesse zur Sache. Sie haben eben nur ein Amt und keine Meinung. Sie haben das Amt, darüber zu wachen, daß die Wuth der persischen Schiiten, die ja tatsächlich gegen die verruchten türkischen Sunniten gerichtet ist, sich innerhalb der persischen Colonie abgespielt, nicht übergreift und nicht ausartet zu Ercessen gegen die Herren im Lande. So lange die Perser unter sich bleiben, mögen sie thun, was sie wollen. Das geht die Türken nichts an. Und wenn sich die Perser nicht blos ritzen, verwunden und zerschneiden, sondern todt stechen, das wäre schließlich auch kein Schade. Es wäre ihrer Ansicht nach vielleicht sogar wünschenswerth. So ziehen die türkischen Soldaten ruhig ihres Weges und gönnen dem schrecklichen Schauspiel kaum einen flüchtigen Blick.

Nach Beendigung des Festes werden die Unglücklichen in bereit gehaltene warme Bäder gebracht, gesalbt und verbunden. Die blutigen Hemden heben sie auf, denn das um Hussein verflossene Blut wird ihnen am Tage des Gerichts von Allah hoch angerechnet.

Uns ungläubigen Skeptikern genügt diese Erklärung nicht vollkommen. Ich habe mich natürlich erkundigt: wer sind denn diese Büßer? Meistens arme Kameeltreiber, Teppichwirker und sonstige Handwerker, die sich schon vorher bei den persischen Notabeln in Stambul zu activen Theilnehmern an der Todesfeier melden. Für ihren Glaubenseifer erhalten sie schon einige Tage vor dem Feste stärkende Verpflegung und kleine Geldunterstützungen und werden auch nachher gepflegt, beköstigt und mäßig besoldet.

Uebrigens sind die materiellen Vortheile, die ihnen aus ihren Kasteiungen erwachsen, doch viel zu geringfügig, als daß sie als eine entsprechende Abzahlung für ihre fromme Leistung angesehen werden könnten. Vielmehr scheint, soweit es dem Außenstehenden möglich ist, ein Urtheil zu fällen, doch wahrer Glaubenseifer das wesentliche und ausschlaggebende Motiv ihrer gläubigen Raserei zu sein. Die Geldgaben sind im wahren Sinne des Wortes wohl nur als äouosurg, als eine Versüßung ihrer Schmerzen anzusehen. Wir modernen Abendländer besitzen für diesen Grad religiöser Inbrunst kein Verständniß. Und dieser ganze persische Flagellantenspuk ist uns ein Grauen.

Briefe von Karl von Holtet, aus dem Goethekreis, von Jacob Grimm, de,: Humboldts, Schlegels, Chr. F. Krause, Baggesen, Overbeck u. a.

Mitgeteilt von

M. Grunwsld.

— Hamburg. —

folgenden, soviel wir*) ermitteln konnten, bisher noch nicht veröffentlichten Briefe und sonstigen Kundgebungen sind zum weitaus größeren Theil der Camve'schen Autogravhensammlung, die übrigen dem Villers'schen Briefwechsel, beide im Besitz der Hamburger Stadtbibliothek, entnommen. Die erster« Sammlung, die ja in einigen der Holteibriefe (Nr. 3, 4, 5, 6 u. 7), nebst ihrer Begründerin Elise Campe, selbst eine Rolle spielt, enthält auch einen überaus herzlichen Brief Gustav Frevtags an Holtet, welcher bereits in Ant. Bettelheims „Biographischen Blättern", Band II, Heft 5, gleichzeitig mit zwei Briefen an den Adressaten des hier folgenden Briefes, Prof. Wurm, von G. Frentag und D. Fr. Strauß, zum Abdruck gelangt ist. Daselbst sowie in dem Archiv für Gesch. der Philosophie, Band 9 und 10, im „GoetheJahrbuch" Bd. 18, in der Allg. Zeitung des Judenthums, Jhrg. 61, und demnächst in der Deutschen Revue, Jhrg. 22, finden sich weitere Stücke aus der nämlichen Sammlung, theilweise von denselben Verfassern, wie die hier abgedruckten Briefe. Das Wichtigste aus dem Villers'schen Briefwechsel ist bereits von Jsler in „Briefe an Villers" zusammengestellt, wozu die genannten Zeitschriften a. a. O. und die „Kantstudien", Jhrg. 2, Ergänzungen liefern.

*) Nach den Holtei'schen Stücken hat mit dankenswertester Frenndlichkeit Herr Bibliothekar I)r. Wendt'BreSlau die selteneren Holteiausgaben durchsucht.

I.

s. V. Holtet.

Von Holters Briefen sind der erste und — wahrscheinlich auch — der zweite an Friedr. Ludw. Schmidt, der von 1814 bis 1841 das Hamburger Stadttheater leitete, gerichtet, sie berühren das Verhältnis) Holteis zur Bühne und zur dramatischen Kunst. Nr. 3, 4, 5, 6 u. 7 an Elise Campe, die geistreiche Gattin des bekannten Buchhändlers, von der wir eine „Darstellung von Hamburgs außerordentlichen Begebenheiten in den Jahren 1813 u. 1814" sowie ein „Leben von Joh. Diedr. Gries" besitzen, behandeln außer der Autogravhensammlung nur Gegenstände privater Natur. Das letztere gilt auch von den beiden anderen Briefen an Pauline Brockhaus und Wehl. Zum leichteren Verständnis; dieser Briefe und der beiden Gedichte sei hier aus Holteis Lebensgang daran erinnert, daß er als Freiwilliger sich dem schlesischen Reserve-Armeecorps anschloß, und daß, mährend Holtei litterarisch thätig mar, seine erste Frau Louise Rogöe am kgl. Theater in Berlin wirkte. Die Bedeutung der „Wiener in Berlin" und „Berliner in Wien" für die Entwickelung des deutschen Singspiels ist allgemein anerkannt. Die Berhältnisse, die den folgenden Kundgebungen zu gründe liegen, berührt Holtei, wenn auch nur leise, in „Vierzig Jahre" an mehreren Stellen (Breslau 1862 ff. II 44, 83*), 102. VI 316, 352).

An Schmidt.

1.

Verehrter Herr!

Empfangen Sic meinen herzlichsten Tank für die grohe Güte, mit der Sie meine Bitte in Betreff des für die Bühne eingereichten Exemplars der Sterne so bald erfüllt haben. Ueber Alles, was Sie gekürzt, bin ich so sehr mit Ihnen einverstanden, daß ich wünschte, Sie hätten noch mehr gestrichen. Alles, was Sie geändert oder zugesetzt haben, ist vortrefflich, und ich werde das Meiste mit Ihrer Erlaubniß für die hiesige Aufführung beibehalten. Nur Eins war mir nickt einleuchtend: daß Sie dem armen CnldoS mehrere Spaße — die mir,nicht nur cffektreich, sondern sogar nothwendig schienen — weggenommen haben. Ganz besonders würd' ich Sie um Wiederherstellung der Rede im 1«. Auftritt des 4. Akts bitten: Ich bin wie schwer :c. Caldos Scherz ist doch milder als der des Pedro in Preciosa, den man nirgends streicht, und der doch ebenso in den Ernst jenes Dramas eingreift? Wie gesagt, für die Andern leg' ich kein gutes Wort ein, nur für Caldos würd' ich bitten.

Das Honorar anlangend, bin> ich — da ich einen sehr geringen Werth auf meine Arbeiten setze — mit sechs Lonisdor für die Sterne schon zufrieden. So viel haben Sie ja G. v. Metthammer auch für Kunst und Natur gegeben. Nun käme aber, wenn Sie mir für die Sterne und die Wiener nur zehn geben wollen, auf oas Letztere gar

") Ich machte glücklich ein halbes Dutzend (Kriegslieder) auf gangbare Melodiken, von denen wir auch einige auf dem Marsche gesungen haben. Doch sind sie völlig aus meinem Gedächtniß verwischt, bis auf die Anfangszeile des einen, welche lautet: „Der König ruft, ergreift das Schwert!"

nichts? — Ich bin aber, die Flüchtigkeit und die Nichtigkeit dieser Arbeit erwägend, auch mit diesem Preise zufrieden und bedinge mir blos noch einen Louisdor für Copialicn — (denn soviel Hab' ich dem Noten- und Buchschreiber zahlen müssen) — so daß ich von Ihnen für beide Stücke 7 Louisdors erhielte.

Können und wollen Sie mir armem Poeten diese Summe bald schicken, so ist unser Handel geschlossen.

Hoffentlich nicht der letzte. Denn ich habe im Felde des lebendigen Lustspiels, wie meine kritischen Freunde mir sagen, seitdem wir uns sahen, einige Fortschritte gemacht und namentlich ein Lustspiel in 3 A.: Arm und reich vollendet, welches nach einigen hier und da angeregten Umänderungen, selbst den vollen Beifall des strengen Robert hat. Sobald auf der hiesigen (Septemb.'r) und etwa noch drei—vier namhaften Bühnen die Sterne gegeben sind, riick' ich damit heraus.

Das gewünschte Exemplar folgt mit.

Meine Frau dankt ergebenst füc Ihr gütiges Andenken und wir empfehlen uns Ihnen und Ihrer werthen Frau Gemahlin auf das Angelegentlichste

Hochachtungsvoll Ihr herzlich ergebener Berlin, IS. VII. 29. C. E. v. Holtei.

2.

Sehr verehrter Herr und Freund.

Ich bin jetzt durch ein Vaudcville, welches ich der Königstadt bis Ende Januar zu liefern versprochen, und durch ein kleines Liederspiel, welches die Neumann mit auf Reisen nehmen will, und welches auch bis März fertig sevn muß, so gedrängt, dah ich unmöglich Zeit und freie Laune habe, die von Ihnen gewünschte Veränderung in den Berlinern vorzunehmen. Ich bitte Sie daher, Sie, dem das ein Kleines seyn muß, nach Ihrem Gefallen zu ändern, was Ihnen gut dünkt — nur so, daß daS Vers» und Liedermaafz dabei beobachtet werde — denn die Musik ist die Hauptsache. Wenn auch Pittschaft wegfallen muß, so wünschte ich doch, daß Sie den Philosofen und den Friseur bei» behielten. Die ganze alberne Philosofirsucht Cesars, der Contrast zwischen dem aus» und inwendigen Arrangiren der Köpfe, kurz endlich die heitre Bedeutung, die der Friseur ein für allemal, gleichsam durch Tradition für Wien hat, laß' ich mir nicht gern nehmen. Gerade daS hat hier am meisten belustigt und wird es auch bei Ihnen. Lassen Sie statt Pittschaft nur einen Philososischen reisenden Weltbürger verkündigt werden, ihn dann äußerlich komisch erscheinen und die Unschicklichkeit: einen unschicklichen Nahmen zu nennen, ist gehoben, ohne daß das innere Gebäude deS PößlcinS umgeworfen wird.

Sollten Sie aber nicht Gebrauch davon machen wollen, so bitte ich Sie herzlich, mir daS Buch bald zurückzuschicken. Ick) habe nur einen Schreiber hier, noch dazu einen faulen, und soll noch drei Bühnen, die es bestellte», mein Wort halten.

WaS Sie von Arm und reich sagten, setzt mich eigentlich in Erstaunen. Sie meinen, WaS auf dem Theater über das Theater gesagt Iverde, ziehe nicht? Ich möchte Ihnen den Gegenbeweis durch Theatersucht, Theale, Probe, KünsilerS Erdenwallen u. s. w, natürlich jedes in seiner Art führen. Hier wird Arm und reich mit Demoiselle Bauer, der meine Frau die Rolle selbst abgetreten hat, weil die 2 letzten Akte besser für sie passen, gegeben werden. Mab. Neumann hat das Stück für Karlsruh zu ihrem Benefiz angenommen. Ich meinestheils glaube, es ist das Beste von Allem, was ich bis jetzt fürs Theater erstrebt habe.

Wohl haben Sie recht, mich vor jilcinmuth zu warnen. Wenn man sieht, WaS gefällt und dann wieder unbefangen betrachtet, was man nicht einmal zur Aufführung bringen kann, so wird man, ohne stolz und arrogant zu seyn, dcch wohl nnmuthig. In» dessen: Autts «svst Ispidem non vi, 8eä «ilep« cadenil«.

8io Loltsi tit z«ts, von vi, geä s««vs 8tu<Ien6o, Ganz werden Sie mir Ihren Antheil nicht entziehen und in diesem Sinne werd' ich nie ermangeln, Innen meine Neuigkeiten zur Ansicht zu schicke». Ob Sie die Partitur von Die Berliner noch haben wollen? Darüber erwart' ich nähere Bestimmung. Meine Frau liat rheumatischgichtisches Fieber gehabt, ist von da zu einem Anfall von Lungenentzündung, dann in ein nervöses Fieber gekommen, scheint aber nun, durch ein glücklich eingetretenes Wechselfteber, den Krankheitsstoff abschütteln und, wenngleich langsam, ganz genesen zu wollen.

Mit tausend Empfehlungen an Ihre verehrte Familie und tausend Grüßen an alle Wohlwollenden

Ihr treu ergebenster Diener und Freund Berlin, 25. C. E. v. Holtei.

Der Tonnenspafz, der auf der Bühne große Wirkung macht, braucht bei Ihnen um so weniger vermieden zu werden, da Pittschaft bei Ihnen nicht in der Tonne erschienen ist. Ich lese jetzt in einem Kreise von 250 Hörerinnen und Hörern Shakespeoresche Stücke mit Beifall vor, so dafz ich hoffe, das Unterrehmen im nächsten Winter auszudehnen.

An Elise Campe,

g.

Hochverehrte Gönncrin!

Es kommt mir soeben eine (leider sehr zerknitterte) Handschrift zu, die ich zwar noch nicht besiye, die aber bei Ihnen gewiß besser placirt ist, als bei mir, da sie Ihr „Parlament" vervollständigen hilft. Nur wenn Sie schon einen „Mehner" besitzen, erbitt' ich sie mir wieder zurück! wo nicht, leg' ich sie Fräulein Elise zu Füßen.

Bei diesem Wetter, meinen Verpflichtungen für Altona, beschleunigtem Neise-Termin, rückständiger Correspondcnz, Empack-Oual, und hundert kleinlichen Plackereien, dürfte mein Vorsatz, Ihnen persönlich Lebewohl zu sagen, vielleicht unausführbar werden.

Deshalb thu' ich es, für den schlimmsten Fall, schriftlich: danke herzlich für die mir gegönnte Huld und Freundlichkeit und bitte um die Fortdauer derselben.

Einen „Beckmann" und einen „Dr. Josef Potgoschnigg" erhalten Sie zugesandt. Gut war' es, wenn Sie mir ein Verzeichnis; derjenigen Parlaments-Mitglieder zustellten, die Sie noch nicht haben. Man begegnet wohl Einen oder den Anderen, und es würde eine Freude senn, für Sie zu sammeln.

Mit hochachtungsvoller Anhänglichkeit

Ihr treu gehorsamster

Holtei.

Hamburg, 2«. Jan. Abends, 1850.

4.

Hochverehrte Gönnerin!

Meinen Dank für den mir noch groszinUthigcrweise zugesandten „-chinck" wollte ich nicht eher aussprechen, als bis ein Schreiben meines langen Josef mich in stand setzte, die Handschrift jenes meines schwiegersöhnlichcn Parlaments-Mitgliedes, Ihnen zuzustellen.

Heute bei Nachsnchung meiner Sammlnngs-Mappen sür die „Vierzig Jahre" finde ich eine Abschrift eines öormanr'schen") Briefes, die mir mein Eidam angefertigt, um das Original gleich für sich behalten zu können, lind da ich annehme, daß der Hormayr

") Hormayr, Joseph Frhr. v,, Staatsmann u, Publicist, geb. d. 20. Jan. 1782 zu Innsbruck, gest. d. 5. Ott. 1848 in München.

sche Brief Ihnen interessanter seyn wird, als was der arbeitsmüde Advokat mir schreiben könnte, so stell' ich Ihnen, nachdem ich es in's Manuscript verwebt habe, das seltsame Schriftstück des verstorbenen Polyhistors zu.

lim gütige Beförderung der Einlage bittend und mich Fräulein Elise zu gütigem Andenken empfehlend, verharre ich als

Ihr

alter H.

Ludwigslust, 16, Dezbr. S0.

Wollen Sie einen Blick in die Einlage werfen, so werden Sie ein hübsches Gedicht von Jellaöiö') finden.

S.

Schwerin, 12. März 18S«.

Hier, meine hochverehrten Gönnerinnen, habe ich die Ehre, Ihnen wieder ein Stückchen Parlament zu übersenden, welches ich gestern für Sie erbeutet.

Der Mann soll Führer einer Fraktion gewesen seyn, was Sie sicher viel besser wissen, als ich, der ich in diesen Dingen rechtschaffen dumm bin. Seit etlichen Tagen bin ich außerdem auch noch unwohl: ein heftiges Kopfreissen plagt mich und steigert die Dummheit:

Darum bleibt mir wohl nichts übrig, als die Jagd auf einen guten Gedanken auf° zugeben, meine Büchse ins Gras zu werfen und in duldender Einfalt zu verharren als Ihr

treugehorsamster
H.

L.

Hochverehrte Gönnerin! MS gestern Ihre Irls mir die gütige Aufforderung für Sonntag überbrachte, war ich nicht im Stande, mich zu besinnen, was ich für diesen Tag vorhabe? Daß eS etwas war, wußte ich wohl. Erst Abends kam ich wieder auf die Fährte: Ein Freund, der als Gar^on lebt, hat für diesen Tag eine kleine Gesellschaft zu sich geladen und den Geladenen geschrieben, es müsse nm 4 Uhr begonnen werden, weil — ich dabei seyn sollte!!! Nun dars ich einer solchen Aufmerksamkeit gegenüber doch nicht zum Lügner werden? Hochachtungszoll Ihr

treugchorsamstcr

Donnerstag. H. Freytags Handschrift ist eingegangen. Nach Graz ist geschrieben und Paganini soll hoffentl. bald hier seyn. Wo möglich in Begleitung eines Erzherzogs Johann!

Wie viel lieber ging' ich heute in den Grimm, — ohne Furcht für — (oder heisst es: vor) — Würmer! — statt, daß ich in die Tonhalle fahren muß, Richard II. zu lesen.

In jedem Falle benütz' ich die mir ertheilte Erlaubniß. morgen Vormittag — worunter Sie hoffentlich: Nachmittag, d. h. nach 12 Uhr verstehen? mich einzufinden und mitzubringen, was für den Schacher nöthig. Treugehorsamst Ihr

Donnerst, H,

Was sagen Sie dazu? Ch. Dickens (Boz) hat auf meine an ihn gerichtete Zuschrift

*) Jellaoiö de Buzim, Joseph Graf, Knis. österr. Feldzeugmeifter, geb. zu Peterwardein am 16. Oct. 1801, gest. d. 20. Mai 18S9 in Agram, Eine Sammlung seiner Gedichte erschien in Wien 1851. („Ged. des Banus I. Frh. v. I ")

einen langen Brief geantwortet, dieser ist, wie mir Londoner Freunde melden, seit 8 Tagen zur See — und von dem Schiffe, das ihn trug, fehlt jede Kunde.

Das wird doch Unglück seyn!

Einm Ploten Hab' ich errungen.

7.

Hochverehrte Gönnerin!

Sie haben mit Ihrer Sendung (die mir durch Herrn Achten zukam) nicht allein mir und einigen meiner hiesigen gelehrten Freunde ein kostbares Geschenk gemacht: Sie haben auch durch dies Zeichen JhreS wohlwollenden Angedenkens mein altes Herz erfreut und mit gerührter Dankbarkeit erfüllt. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die vergessen. So auch bin ich der Stunden, die ich bei Bunks und in Ihrem Hanse mit Ihnen verleben durfte, immer treulichst eingedenk geblieben.

So auch habe ich das Bild des edlen Gries, mit dem ich bei FrommannS zusammentraf, als mich meine unvergeßliche Schopenhauer von Weimar nach Jena führte, stets lebendig in der Erinnerung bewahrt. Ihr vortreffliches Buch frischt nun dies Alles mit lebhaftesten Farben wieder auf, und gicbt noch außerdem die schätzbarsten Beilagen von der Hand erster größter Manner. Folglich hat es dreifachen Werth für mich. Deshalb mußte auch mein Dank ein dreifacher sevn, durfte sich nicht auf einen, mit lahmer Hand und schwachen Augen gekritzelten Brief beschränken. Doch leider steht es so und, daß ich, von Brotarbeiten bedrückt, den Anforderungen der Buchhändler kaum pflichtschuldig zu genügen und eine geregelte Correspondenz dabei nicht mehr zu bestreiten vermag. Sie wissen ja, was eS heißt: alt, arm, in seinen Talenten beschränkt — und dabei angewiesen seyn, als deutscher Schriftsteller von seiner Feder zu leben.

Doch ich darf nicht jammern. Muß vielmehr den lieben Gott preisen, der mir noch soviel geistige Kraft gönnet, daß meine Bücher Verleger und Leser finden: ein Glück, welches Manchen, vielleicht Besseren und Begabtere», als ich, versagt bleibt.

Ich fitze nun wohl für immer hier fest. Das Reisen will sich mit der schwankenden und wankenden Gesundheit nicht mehr vertragen. Den letzten AnSffng machte ich vor zwei Jahren nach Prag, Seitdem habe ich mich völlig bei meinen Kindern und Enkeln eingenistet, auch mein Grab bestellt, wie Sie wohl gelesen oder gehört haben werden.

Mit der Handschriften-Sammlerei geht es jetzt langsam. Zum Kaufen fehlt mir Geld, zum Tauschhandel, weil er mit unvermeidlichem Briefwechsel verknüpft ist, die Zeit. Doch Hab' ich mich seit diesen Jahren hübsch accordirt und von den Wichtigsten in deutscher Litteratur seit Gottsched und Geliert (auf diese Specialität Hab' ich mich beschränkt), um einige BollstSndigkeit zu erwerben, vermisse ich wenig mehr. Leider nur kann ich mich der angesammelten Besitzthümer selten gemächlich freuen und manche Briefe berühmter Männer, die ich errang, fand ich aufmerksam durchzulesen noch nicht die Muße.

Unser Friedhofs-Buch ist recht gut gediehen, Gott gönne ihm überall so reichen Absatz als hier am Orte, Ich mache Sie aufmerksam auf einen zum ersten Mal darin vor die Oeffcnilichkeit tretenden 26jährigen DichKr, Robert Urban, geb. Schlcfier, jetzt Referendarius der Regierung in Berlin.

Täusch ich mich nicht sehr, so ist dies das bedeutendste Talent nach Uhland und Rückert in diesem Felde.

Noch einmal meinen innigen Dank und empfehlen Sie mich Ihrer vcrehiten Nichte, den Herren Vunks und gönnen Sie die Fortdauer Ihres nachsichtigen Wohlwollens dem alten Graz in Skiermark treugehorsamsten

13. Zlug. 18S7. Büchermacher C. E. v. Holtei.

8.

An Pauline Brockhaus.

Ich reise morgen, verehrteste Freundin, und habe mich eigentlich auf heute Abend zu Frege versagen lassen — durch den dritten Mund. Ich hatte Ihrem hohen Herrn gesagt, daß ich ihm Mittwoch noch zu Gebote stände. Er hatte nichts mehr davon erwähnt.

Nun ändert Ihr Billet Alles. Ich wünschte natürlich lieber zu Ihnen zu kommen — und hole der Teufel Freges, die ich nicht kenne. Also — Wer ich fürchte ich bringe meinen Kram nicht in Ordnung — und morgen früh um 4 Uhr geht's fort — und heute noch holt der Kutscher das Gepäck.

Ich rathe Jhnm also zu meinem Besten: laden Sie weiter niemand auf mich ein, als Viewegs. Sehn Sie dann aber auch nicht böse, wenn ich nicht käme, sondern fest überzeugt, daß ich komme, wenn es mir nur irgend möglich, aber im grauen Ueberrock. Mittwoch Ihr getreuer Verehrer

in Packangst. v. Holte!.

9.

An Wehl (undatirt).

Lieber Wehl!

Mundt und Gattin haben mich aufgefordert Sie morgen (als Sonntag) Abend mitzubringen. In der Voraussetzung, daß Ihnen das angenehm seyn würde, hab' ich, der Komthur-Statue ähnlich mit meinem Marmorhaupte so und so gemacht und für Sic zugesagt.

Wollten Sie, als schüchterner Jüngling, nicht auf eigene Hand und Fuß erscheinen, sondern von einem Greise introdnzirt seyn, so bemühen sie sich nach sechs zu mir. Sonnabend. Ihr Holtet,

11.

1815 auf dem Marsche aus Schlesien.

Die Sonne sinkt I Von Wolken schön umgeben,
Und blutig roth, scheint sinkend sie zu klagen.
So sank sie nie seit tausend Sommer Tagen,
So rührte mich ihr Sinken nie im Leben.
Ein luftig Wesen scheint ihr zu entschweben,
Und wie von Himmels Genien getragen!
Entsteht aus Aether schnell ein luft'ger Wagen,
Und zu den Höhen seh' ich ihn sie heben.
Sie steh'n um ihn und scheinen
Ich wachte auf . . .

Du eilst davon die Ehre zu erstreiten,
Mein trauernd Herz verläßt Dich ewig nicht.
Geh' such' den Ruhm Dir iu des Schlachtfelds Weiten,
Such' Ehre Dir, doch ach vergiß mich nicht.
Für diese Pflicht,"wie für mein treues Lieben,
Erstrebe Ruhm, spiel' mit dem Leben nicht.
Im Kampf, zu dem die Ehre Dich getrieben,

Sei immer Sieger, doch vergiß mich nicht.

Was ist's, o Gott, das immerdar mich quälet,
Die Schlacht furcht' ich, Dein Auge minder nicht,
Der Neuheit Rcitz reicht Andern was mir fehlet
Seil liebenswerth, doch nur vergiß mich nicht.

II.

Äus dem GorthrKreis.

Die nächstfolgenden Mmmern stehen insofern in einem inneren Zusammenhange, als in jeder ein bestimmtes Moment in Goethes Leben und Wirken den Gegenstand bildet. Die ersten drei Briefe sind an Dr. Gries gerichtet, dessen Leben, wie oben erwähnt, Elise Campe beschrieben hat, die folgenden drei an Villers, den bekannten Adressaten in dem oben nach ihm benannten Briefwechsel, der letzte an Holteis Freundin Pauline Brockhaus. Zur Charakteristik der Briefschreiber sei erwähnt, daß Eichstädt (1772—1848) Professor und Oberbibliothekar in Iena, der Begründer der z. Z. so einflußreichen „Neuen Ienaischen Litteraturzeitung" ist. Sartorius (1765 —1828), der vertraute Freund Benjamin Constants, des bekannten französischen Staatsmannes und „Wallenstein"-Uebersetzers, war Goethe feit dem Iahre 1801, als dieser sich längere Zeit in Göttingen aufgehalten, um den historischen Theil feiner Farbenlehre vorzubereiten, näher getreten.

1.

A. W.'Schlegel.

Zeno, 1». May 99,

. . . Goethe arbeitet an einem großen epischen Gedichte und ist jetzt wieder hier.

Wollenst eins Tod wäre ich sehr begierig zu lesen, auf dem Theater hat uns die Wirkung nicht ganz befriedigt. Die Ermordung ging so still ab, daß man sie sich kaum als geschehen denken konnte, (öev der zweiten Vorstellung hat man die Leiche in einen Teppich gewickelt, übers Theater getragen — das erstemal nichts).

2.

Karoline Schlegel.

Im«, 27. Aug. 99.

Steffens*) ist der BuSprediger geworden. Seit dem ersten Festtage ist er hier und leistet uns in dieser wieder begonnen harten Halte Gesellschaft. Seit Schlegels Bruch mit der Alz."*) sehn uns selbst nnsere nächsten Nachbarn nicht mehr.

Wenn sich auch der Herzog aufhetzen ließe s.m dem Conflict zwischen Schlegel nnd der Allgem. Lit. Zeit.Z***), so würde Goethe es ihm wohl misrathen. Goethe hat sich in diesen Dingen Sußkrst freundschaftlich bewiesen. Er hat sich mit Rath und That tief in alles eingelassen, und stimmt S. auch völlig den, was die Lit. Zeit, betrifft. Ehe Schiller Jena verließ, war G. noch 4 Wochen hier, selbst nach Schillers Abreise noch und hat auch versprochen, wieder zu kommen.

Schiller wohnt diesen Winter in Weimar, wie Sie vielleicht erfahren haben, Sie hat sich sehr langsam von ihren Wochen erholt und war in einen völligen Wahnsinn verfallen, wobey Schiller eine traurige Zeit verlebt hat.

... Die Glocke hat uns an einem schönen Mittag mit Lacken vom Tisch weg fast unter den Tisch gebracht. Die ließe sich herrlich parodiren.

") St., H. (1773—1S45), der bekannte Philosoph der romantischen Schule.
**) 8«. Mg. Lit. Zeit.

S. das Nähere bei H. Rinn, Schleiermacher und seine romantischen Freunde. 18W. (Vuchow und Holtzend.)

S.

Friedrich August Wolf.

Tenstädt, 27. August Ist.

Da Goethe, wie Ihnen vermuthlich bekannt ist, dies Jahr sich mit dem hiesigen, nicht allzuberühmten Bade begnügt hat, und ich über meinen Heimweg nicht so ganz gewiß war, lenkte ich lieber auf einige Tage hierher zu ihm ab von der Straße nach Göttingen, wo ich mir, fürchte ich, den September ganz hindurch, statt eineS Bades eine warme Stube werde machen lassen müssen, und Wollüsten in seltenen Büchern. . . .

Berlin, 26. Juni 1«.

Ist denn Goethe wirklich so krank?

4.

Sartorius.

Göttingen, 18. September 1802.

. . . An Goethe haben Sie nicht geschrieben. Er erwartete eS, ich hatte eS ihm geschrieben. Wollen Sie diese Versäumniß nicht noch verbessern? Ich weiß, er würde es gern sehen, wenn Sie ihm schrieben.

5,

Eichstädt.

Gera, 2«. Mari 1802.

. . . Noch ist der Schlachtplan ster Lübecker Schlacht) hier in Jena nicht zu haben; auch in Weimar muh er noch nicht seyn; denn Hr. v. Goethe fragte mich neulichst nach demselben. Der treffliche Mann läßt sich bestens empfehlen; er verweilt so eben einige Tage bev uns, und wird auf den Montag eine Reise in's Karlsbad antreten.

8.

Ottilie v. Goethe.

Warum ich so vielfarbig") vor Ihnen erscheine, liebe Freundin, werden Sie mich fragen, und sich bemühen einen Schluß zu ziehen, was mich veranlassen kann, so regenbogenfarben vor Ihnen aufzutreten? Wäre ich so kokett, wie die Welt oft geglaubt hat, so wäre es ganz gut gewählt, denn eine kokette Frau muß ja um verschiedenen zu gefallen, auch verschieden sein, — aber mit meiner Koketterie war es denn doch wunderlich bestellt, und ich verstand nur zu wenig, mich um Andere zu bekümmern, wenn mir Einer gefiel, sage ich Ihnen nun noch, daß ich hier fühle, wie ich alt geworden bin, weil sogar meine Gesprächslust nicht mehr existirt, und ich so weiße Haare habe, daß ich für die Großmutter gelten könnte, so werden Sie auch dies sich nicht mehr als Erklärung nehmen. Man hat mir immer vorgeworfen, daß ich die Farbe meines Herzen? viel zu offen der Welt zur Schau getragen hätte, und sie immer zu bestimmt ausgesprochen gewesen, cS ist also wohl Zeit, daß ich einmal beginne die Welt zu täuschen und als eine Wechselnde mich darzu» stellen, wenn ich doch leider ziemlich dieselbe geblieben bin. Ob mein 'guter Stern eS war, der mich nach Leipzig führte, möchte ich manchmal bezweifeln, und ich weiß, Sie schelten mich deshalb hncht undankbar, — aber WS Buch meiner Erfahrungen hat sich dort mit keinem hellen Blatt bereichert, — aber hier hat mich kein Irrstem hergeleitet, denn obgleich ich weder Glück noch Vergessen fand, fehlte es doch nicht an Balsam für manche brennende Wunde, und mehr wie momentane Linderung eines Schmerzes habe ich wohl nicht auf der Erde zu suchen . . . Sagen Sie ihm (Hofrath Keil) bitte mit meinen besten Grüßen, daß sich Walther wie ein Löwe gewehrt hat, um nicht mit Cotta abzu» schließen, aber er hat selbst den früheren Contract mit^Cotta von meinem Schwieger» vater gelesen, der ein solches Unding ist, daß von allen Seiten man eingeengt war; und nicht genug damit hat Cotta auch noch die Rechte der Göschen'schen Buchhandlung gekauft, wo ein Contract cxistircn soll mit dem Bater, her gar keine Zeit als Abschluß oder Ablauf bestimmt. Ueberdem haben die Herren Vormünder Walther nicht nur erklärt, daß er den Prozeß gegen Cotta kaum zu führen habe, sondern auch im Fall seinen Geschwistern ein Schade daraus entstände von Entschädigung, die er ihnen geben müßte, gesprochen. .>.

III.

Briefe von Fr. und W. Schlegel, Laggesen. Overbeck, Arnold, der Fürstin v. Hardenberg, von AI. und W. v. Humboldt und Zar. Grimm.

Diese 16 Briefe, von denen die ersten 12 an Villers, die anderen 2 an Campe, den bekannten Inhaber der Verlagssirma Hoffmann und Campe, und je 1 vermuthlich an Dr. Gries und Professor Wunn, der als Lehrer am akademischen Gymnasium und als Zeitungsleiter in Hamburg hohes Ansehen genoß, gerichtet sind, behandeln'die litterarischen und privaten Beziehungen der Briefschreiber und Empfänger zu einander und zu anderen Stellen und sind daher besonders für die Biographie und Charakteristik der Betheiligten von Werth. Aus den Schicksalen der Correspondenten seien hier folgende weniger bekannte Daten angeführt:

Arnold, Georg Dan. (1780—1829), Dialektdichter, bekleidete seit 1809 eine Professur der Geschichte, später auch des römischen Rechts in Strafzburg; Overbeck, Chr. Ad., 1755—1821, seit 1814 Bürgermeister

*) Bezieht sich auf die Färbung des Briefpapieres.

seiner Vaterstadt, Krause (1781—1832) ist der bekannte „Panentheist". Baggesen siedelte aus seiner deutschen Heimat 18U0 nach Paris über, wurde von hier aus 1811 als Professor nach Kiel berufen und starb auf der Reise nach seiner Heimat am 3. October 1826 in Hamburg. Hardenbergs Frau war eine geborene Gräfin Reventlow, um die Zeit des Briefes, im November 1813, verhandelte Hardenberg mit Metternich und Knesebeck in Frankfurt a. M.

3.

?aris, äsv. 3. ?Iuvi»ss XIII.

Wa8 ich Sie zu bitten habe, war, dah Sie, wenn es seyn kann, Ihren Einfluh beim Publicisten dazu anwenden möchten, folgende kleine Anzeige darin einrücken zu lassen.

Ar. LsKIsAsI I,ittsrat«ur, qni s'sst «eou^s äsvnis plus äs äeux ans ä ?uris äs I'stnäs äs Ia Isv^us ^oäisnns on Lsnsorits, va pudlisr nn onvis^s s»r est od^st o^ui sn tsra voir I'importsoos pour Is ^rammeirs gsnersls st I'Kistoirs anoienns äs I'^sis st msms äs I'Lnrops.

Finden Sie irgend einen Sprachfehler oder sonst Unschicklichkeit darin, so ändern Sie nach Belieben.

Ich liebe sonst dergl. Anzeigen nicht, aber dießmal könnte sie mir für einen besondern und guten Zweck nützlich fein, und in dieser Rücksicht rechne ich auf Ihre Freundschaft und Güte; bitte aber um baldige Besorgung und Antwort, da ich nicht lange mehr hier bin.

Könnte ich nicht noch einmal das Vergnügen haben, einen angenehmen Abend mit Ihnen zuzubringen? — Ich möchte auch gern von Ihnen etwas näheres über die LidliotKsqus ^srmauiqus wissen. Vcrmutblich werden Sie doch starken Autheil daran nehmen, und dann habe auch ich die besten Hoffnungen davon.

Empfehlen Sie mich der vortrefflichen Mad. Rodde.

Fr. v. Staöl schreibt mir aus Milano und hat mir die angelegentlichsten Grübe an Sie aufgetragen.

Ganz der Ihrige

Schlegel, rus 6s I>iIIs no S40 msisoo 6s» Horms»»?.

4.

Ich danke Ihnen sehr für Ihn freundschaftl. Bemühung wegen der Anzeige im Publicisten. Wie mag wohl die Wiederholung derselben in das Mittwochstück des Journal 6s ?sris gerathen sein, welche merklich geändert ist.?

Sie fragen mich, ob ich nicht an der Sibl. germ. mitarbeiten werde: wenn Sie nicht bloß Mitarbeiter, sondern auch Mit-Redacteur des litterarisch»philosophischcn Theils sind und bieten mich hiermit dazu an, falls ramlich nicht Klotz Uebersetzungen, sondern auch Original-Abhandlungen philosophischen Inhalts aufgenommen werden. Ich will dann versuchen, wie weit ich es etwa mit Hiilfe eines Freundes im Französischen bringen kann.

Haben Sie aber keinen Antheil an der Rcdaction, und wird diese von Menschen von gewisser vorgefahter Meinimg dirigirt, so werden Sie mich wohl schwerlich zum Mit> arbeiter haben wollen.

Ich möchte ein Wort von Ihnen darüber hören. Schieben Sie es aber nicht zu lange auf, denn ich bin im Begriffe zu reism.

Sollte ich Sie nicht mehr sehen, so empfehle ich mich Ihrem Andenken.

Ihr

Fr. Schlegel.

14.

W. v. Humboldt.

Tegel, 28. Juni 1802. ... Ich muß Ihnen nemlich sagen, weil es sehr erlaubt ist, dies nicht zu wissen, daß die Vaskischc Sprache (Is Ussque) eine der ältesten bekannten Mnttersvrackien Europens ist, daß man Nocki gar keine gründliche in Frankreich, England oder Teutschland gangbare Schrift über sie, sondern nur eine seltne spanische und eine nicht häufigere französisckie (beide sehr mangelhaft) Grammatik, und ein noch viel selteneres spanisches Wörterbuch hat.

15, Krause.

Dresden, am 16. Julius 1823.

Mein verehrter und geliebter Bruder!*) Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich der Stunden, die ich in letzter Ostermesse im Gespräche mit Ihnen zugebracht. . . . Auch auf dieses Gnmnasium lzu AltenburgZ, sowie auf mehre andere, hat jene sich von den Jahren 1813 herschreibende Erregung eingewirkt, dah die Jünglmge schon als Schüler Verbindungen untereinander eingehen, d« kaum Akademikern zustehen . . .

Iacob Grimm.

16.

Verehrter Herr Doctor,

erst heute statte ich meinen dank ab, für Ihren vortrcflichen, durch Sie noch

*) L<-. „Logenbruder".

werthvoller gemachten Ticknor. schon im september empfing ich das buch, (wer hätte gedacht, daß mir meine alte silva äs romanvss solche fruchte tragen sollte!) aber eine herbstreise kam dazwischen und dann drängte unablässig die ausarbeitung des Wörterbuchs, erst in diesen Weihnachten suchte ich das versäumte einigermaßen nachzuholen.

Berlin neujahrstag 18S5.

17,

Hochgeehrter herr Professor,

den Überbringer dieser Zeilen kennen Sie bereits aus der von ihm herausgegebenen historischen Zeitschrift, es wird ihm erwünscht sein, wmn Sie ihm Ihre anficht und erfahrung über die fortsetzung und Vervollkommnung seines Unternehmens nicht vorenthalten wollen.

... Ich bin Ihnen dank schuldig, für das Programm über Villers, mit dem ich in seinen letzten lebensjahren viel und freundschaftlich zu Güttingen und Kassel verkehrt bin.

Berlin 13. Mai 184S.

Sollten Sie Dr. Rse*) kennen und sehn, der mir eine interessante schritt über die sprachverhiiltnisse der Juden zugesandt hat, so bitte ich ihm zu danken in meinem namen. nur war es mir bei vielen arbeiten, in welchen ich stecke, ganz unmöglich mich öffentlich darüber zu äußern wie er wünschte.

*) R., geb. 1815 zu Hamburg, seit 1848 bis zu seinem Tode am 13. Jan. 1891 Leiter der Israelitischen Freischule daselbst, schrieb unter anderem über „Die SprachVerhältnisse der heutigen Juden", Hamburg, 1848.

Tonkunst und Kritik.

von

— Vanzig. —

Cap. I. Einleitung.

Bedeutung und Fassung der Frage.

ine Wiener Zeitschrift („Neue musikalische Presse") erließ vor einiger Zeit (noch vor der Affaire Kerr contra Tavvert und Lackowitz) eine Rundfrage an eine Anzahl musikalischer Kritiker in Deutschland und Oesterreich, wie über die Besuche der Künstler bei den Kritikern zu denken sei, — jene Besuche, die die Mehrzahl der Künstler den Musikreferenten in einer Stadt zu machen pflegen, bevor sie daselbst vor dem Publicum auftreten, sei es, daß sie in dieser Stadt sich zu eingreifender leitender Wirksamkeit niederlassen, oder an der Opernbühne engagirt werden, oder nur einmal als Solisten sich hören lassen wollen. Vielleicht hat das Wiener Blatt nur diese letzte Kategorie von Künstlern im Sinne gehabt; jedenfalls erwartete es eine kurze Erledigung der Frage in den Grenzen der Briefform. Ueber diese wuchs mir die Erörterung der Angelegenheit unwillkürlich hinaus. Denn das Interesse, das jene Frage anregt, beruht eben auf der Vielfältigkeit der Erwägungen, die sie hervorruft, sobald man sie über das Niveau einer bloßen Klugheitsfrage erhebt. Es ist leicht abzusehen, daß diese Erwägungen dann das ganze Verhältniß zwischen Künstler 'und Kritiker, und weiter hinauf das Verhältniß zwischen Kunst und Kritik überhaupt betreffen werden.

Zunächst wäre die Erörterung dieses Verhältnisses zwar auf die reproductive Kunst zu beschränken, insofern nur deren Vertreter bei der von Wien her aufgeworfenen Frage gemeint sind. Ilber die Kritik über das Werk, das ein Künstler vorführt, gehört mit zu einer Kunstkritik über sein Auftreten, sobald dieses Werk noch unbekannt ist, zumal wenn der Künstler der Erste ist, der es aufführt, und besonders, wenn er selbst der Componist des Werkes ist — Abende, in denen ein Componist seine eigenen Werke vorführt, als Dirigent etwa oder als Pianist, sind nichts Seltenes mehr. Aber selbst ohne dies drängt uns die Frage nach der Möglichkeit musikalischer Kritik im Vorübergehen auch auf jenes Gebiet hinüber. Ich will es versuchen, hier, wo ein weiterer Spielraum der Betrachtung vergönnt ist, die gestellte Frage auf breitester Grundlage zu erörtern. Wenn zwischen Künstlern und Kritikern ich micl> mit meinen Sympathieen nach einer von beiden Seiten neigte, so wäre es eher die der Künstler, zu denen ich mich von Beruf noch zähle; doch habe ich die Schwierigkeiten und die Bitternisse des Kritiker-Amtes in zehn Iahren hinreichend empfunden, um zu wünschen, daß auch nach dieser Seite Gerechtigkeit geübt werde.

Der Sinn aller Höflichkeit ist nun der, daß Menschen einander durch den Achtungserweis und die Rücksichtnahme im persönlichen Verkehr das Leben erleichtern, auch wenn sie nicht umhin können, einander in ihren Ansichten und Absichten zu bekämpfen, weil es bei diesem Kampf ohnehin nicht ausbleibt, daß die natürlichen Schattenseiten der menschlichen Natur dem Anderen das Leben erschwerend wirksam werden.

Ein allgemeines Gebot der Höflichkeit aber ist, daß Einer, der in den Wirkungskreis eines Anderen eintritt, ihm seine persönliche Bekanntschaft nicht vorenthalte, sofern äußere Umstände dies nicht ersichtlich verhindern.

Im freien Verkehr aI pari, wie er zwischen Künstler und Kritiker stattfindet, so lange die Achtbarkeit des einen von beiden Theilen nicht öffentlich bestritten ist, also wo der Besuch nicht durch Herkommen und Subordination (wie im Verkehr unter Beamten) erzwungen wird, ist der Besuch in höherem Grade ein wirklicher Achtungserweis, feine Unterlassung also auch deutlicher das Gegentheil.

Wenn behauptet wird, daß Künstler und Kritiker die einzigen Parteien sind, die von der Höflichkeit gegen einander eine wenn auch nur stillschweigende Ausnahme machen müssen, so muß zum Beweise ein höheres Interesse zu Gunsten der Unterlassung aufgezeigt, es müßte also nachgewiesen werden, daß die Begegnung zwischen Kritiker und Künstler vor der Leistung eines jeden von ihnen die Bedingungen des Zustandekommens einer richtigen und gerechten Kritik unter ollen Umständen verschlechtert. Ob dem so ist, soll in der Folge denn auch untersucht werden.

Die Höflichkeit tarirt die Stärke des Anlasses zu einem Achtungserweise nur nach der Höhe, Würde, Schwierigkeit, Verantwortlichkeit des Amtes, das Einer versieht, nicht nach der Würdigkeit des Inhabers, so lange dessen Unwürdigkeit nicht notorisch ist, Ist sie das bei noch vorhandenem Einfluß, so ist der Besuch servil oder ein Act der Roth, nicht der Höflichkeit. Ist die Würdigkeit nur nach Privatansicht zweifelhaft, so ist der Achtungserweis, den der Besuch darstellt, wiederum nicht mehr ein Act der Höflichkeit, sondern der Klugheit. Von diesem Standpunkt betrachtet hat die Frage keine Schwierigkeit. Viel wird bei dem Besuche bei dem parteiischen, also seiner Stellung unwürdigen Kritiker übrigens auch nicht herauskommen, denn wenn ich ihm die Ursache der Parteilichkeit benehme, die er aus der Unterlassung meines Besuches entnehmen würde, so hat er dafür vielleicht drei andere.

Sollten nun blos die Kritiker von den Künstlern aufgesucht werden, die das Ideal ihres Amtes voll verwirklichen, so fürchte ich, es bekäme keiner einen Besuch, „denn behandelt einen Jeden nach seinem Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher?" Ich will aber daran erinnern, daß Hamlet dieses Wort, obwohl er es verallgemeinert, in Bezug auf Künstler sagt.

Es ist trotz des Pessimismus gerade die Höflichkeit (des Herzens), die jenes Wort spricht. Es kann ein Kritiker, wenn er dem Ideal des kritischen Berufes nicht genügt, im ehrlichen Streben darnach, das freilich ohne die erforderlichen intellectuellen Eigenschaften nicht unternommen werden soll, doch noch der Achtung und der Beachtung werth, d. h. fachkundig, unparteiisch, geistig geschult und redegewandt sein.

Um die Situation aber vollständig zu beleuchten, müssen mir uns das Ideal des Kunstrichters vergegenwärtigen. Ich nehme voraus, daß ich die Frage, ob der Besuch des Künstlers bei dem Kritiker vor eines jeden Leistung zu empfehlen sei, in der Beschränkung auf den echten Kritiker und den echten Künstler (d. h. den, der nicht blos ein seelenloser Techniker ist) bejahe. Ich wiederhole, daß ich die Frage dahin stelle, ob die Bedingungen zum Zustandekommen echter Kritik durch den Besuch des Künstlers verschlechtert werden, und behaupte das Gegentheil. In dieser Fassung wird die Frage dadurch, daß der Kritiker sich für die als unangenehm empfundene Unterlassung des Besuches nicht durch die Kritik rächen darf, nicht gegenstandlos.

Capitel II.

Ideal des Kunstrichters.

Erstens soll der Kritiker ein lebhaftes Musikgefühl, eine starke Empfänglichkeit für das musikalisch Wahre, Große und Schöne, für alles Bedeutungsvolle, Tiefe, Hinreißende oder Bezaubernde in einem Werk der Tonkunst und in dessen Vortrage besitzen. Dazu gehört, was den Vortrag betrifft, vor Allem ein in vielfacher Erfahrung gebildetes Vermögen der Unterscheidung zwischen erlernter Technik und angeborenem Talent: er soll der Anmalt des wahren Talents sein, wenn es sich mit offenbarer Tüchtigkeit verbindet.

Wo ihm nicht, wie es in Weltstädten in Bezug auf die Oper möglich ist, ein Specialgebiet der Kritik überwiesen werden kann, soll der Kritiker auf allen Gebieten der Tonkunst orientirt sein: er soll mit dem Geist der Länder und der Zeiten, aus denen die vorgeführten Kunstmerke stammen, vertraut sein; er soll von Opern und von Oratorien (geistlichen und weltlichen), von Sologesang und Chorgesang jeder Art, von symphonischer und von Kammermusik, von allen gebräuchlichen Arten des instrumentalen Solovortrags bezüglich Litteratur und Technik (des Claviers, der Orgel, der Geige, des Cellos u. s. f.) und vom Dirigiren, also auch vom Orchester, Kenntniß und Verständnis; in hinreichendem Maße besitzen und seine Gesichtspunkte nicht aus der Vorliebe für eine bestimmte Periode oder Richtung oder Methode in der Musik entnehmen. Selbst sein Entzücken an einem ihm bekannten und beliebten Musikstück soll ihn nicht so weit zum Mitgenießen verleiten, daß er darüber Mittelmäßigkeit der Ausführung überhörte, was durch das Hineintragen eines Erinnerungs- oder Affectionswerthes in das Gehörte sehr wohl geschehen kann. Gerade ein Musik lebhaft empfindender Musiker ist in dieser Gefahr*). Zunächst also soll der Kritiker in Bezug ouf Naturanlage („Persönlichkeit") und Wissen die Bedingungen erfüllen, die zu einem sachlich zutreffenden Urtheil gehören.

2. Nach der ethischen Seite, die für unseren Gegenstand ebenso wesentlich in Betracht kommt, soll der Kritiker mit seiner Person und seiner Namensunterschrift für sein Urtheil einstehen wollen und können. Bei der Gewinnung seines Urtheils (unter dem Hören) und bei dessen schriftlicher Abgabe soll er von allen persönlichen Eindrücken und Einflüssen unabhängig bleiben: von Schönheit und Häßlichkeit, von Geschlecht und Lebensalter, von Liebenswürdigkeit und Unliebenswürdigkeit und allen ihm etwa sonst bekannten Charaktereigenschaften der Künstler, mögen diese' an sich Sympathie oder Antipathie, Achtung oder das Gegentheil verdienen, an Anderen oder auch an ihm selbst sich angenehm oder unangenehm bethätigt haben. Von dieser Regel sollen selbst Verleumdung, Haß, Verfolgung und auch noch der beleidigende Versuch grober Bestechung ihn nicht abbringen. Kein Weltruhm, verdient oder unverdient, soll sein

*) Es ist damit ähnlich wie mit der völligen Harmlosigkeit, mit welcher Liszt selbst solche Stücke, die ein frisch und rein gestimmtes Clavier besonders wünschenswerth machen, z, B. sein ^,vs Aari«, in L-äur auf einem stark verstimmten Instrument zu spielen vermochte. Adolf Henselt erzählte mir das mit dem Ausdruck, Liszt habe das .mit der größten Heiligkeit" gethan. Seine Phantasie war dabei eben »och stärker als sein Gehör, er hörte in der Ekstase nur sein Stück oder sein Spiel.

Urtheil über die einzelne Leistung im Voraus gefangen nehmen. Unternehmungen, die große und viele materielle Interessen in Bewegung setzen, Vereinen und Parteien soll er furchtlos gegenüberstehen. Verlust an Sympathien, Zuwachs an Antipathien, auch wenn sie ihm in seiner Lebensstellung, seinem anderweitigen Wirken schaden, soll er ignoriren. Desgleichen soll er als Musiker seine etwaige Rivalität mit einem Beurtheilten auf dem eigenen Specialgebiet, vollends Concurrenz mit diesem in örtlichem Erwerbe vergessen können. Alle gegen seinen Ruf und Charakter aus der Kritik möglicherweise entstehenden Vorurtheile, kurz seinen gesammten persönlichen Vortheil und Nachtheil soll er bei der Kritik hintansetzen, auch wenn ihm sein dafür bezogenes Gehalt keine hinreichende Deckung dagegen gewährt. Er soll auch aller anderen gelegentlich in seinem Privatleben entstandenen Stimmung oder Verstimmung jeglichen Einfluß auf sein Urtheil verwehren, sofern er es dabei nicht vorziehen muß, im Einzelfall vom Urtheil abzustehen, nämlich wenn die Bekämpfung 'einer Verstimmung, wie immer sie verursacht sei, sich ihm als unmöglich erweist. In alle Dem soll er es bis zu jener moralischen Virtuosität gebracht haben, von der der Begriff und selbst die Ahnung den meisten seiner Leser fremd zu sein pflegt: sie verlangen von ihm mit aller Feierlichkeit und als von Allem das Leichteste, daß er unparteiisch schreibe, denken aber nicht im Traume an die Frage, ob sie ihn auch unparteiisch lesen. Er aber soll vermöge jener Virtuosität im Stande sein, bei der ausgezeichneten Leistung selbst eines thötigen Feindes seiner Person Geist und Wärme im Lobe nicht zu sparen, wie er es der Sache, dem Publicum und seinem Auftraggeber (der Redaction) zweifellos schuldig ist. Er darf sich nicht hinter den Vorwand flüchten, daß er thatsächlich bei der Wahrheit bleibe, wenn er in solchem Falle es bei der kühlen Anerkennung bewenden ließe. Denn was ist nicht Alles noch „Wahrheit", ohne der Wahrhaftigkeit zu genügen! „Man kann Iemand so loben," sagte Th. Kullak einmal, „daß kein Hund ein Stück Brod von ihm nimmt." (An ihn mußte ich denken, als ich später selbst einem Meister in dieser Art der empörenden Herablassung begegnete.)

3. Die moralische Virtuosität, die umfassende Sachkenntniß und selbst die starke Empfänglichkeit für musikalische Eindrücke nebst dem Formensinn machen zusammen den Kritiker doch noch keineswegs aus. Dazu, das Amt eines solchen zu versehen, gehört außerdem Geist und Stil, d. h. die Fähigkeit, eigene Gedanken zu haben und ihnen einen ebenso schönen, wie verständlichen und beredten Ausdruck zu verleihen.

Wirkliches musikalisches Talent ist zwar unvereinbar mit Unbeweglichkeit und Unfruchtbarkeit des Geistes, also mit dem, was man unter Geistlosigkeit versteht. Dieser Satz wird nur durch die Thatsache eingeschränkt, daß auch die bloße Herrschaft über die Compositionstechnik, die zuletzt eine Technik ist wie jede andere, einem gelernten Musiker den Anschein des productiven Talents geben kann. Dieses selbst aber wird immer nur bei einem Menschen von geistiger Beweglichkeit leine Wohnung aufschlagen. Man kann dasselbe von einem echten und reichen Talent der Reproduction sagen, ja dieses bedarf der Universalität des Geistes noch stärker als der Componist, wenn es ihm auch an Tiefe nicht gleichkommt. Nur mich auch dieses Taleut nicht mit dem bloßen Techniker verwechselt werden, der freilich in der Regel schon von Weitem an seiner Berühmtheit zu erkennen ist, ehe er noch den Mund anfthut. Die starke Receptivität für Musik, die wir als das Mindeste vom Kritiker fordern, ist an sich immerhin erst die geringste Bürgschaft für geistigen Reichthum. Auf keiner Stufe aber verbürgt musikalisches Talent schon die Eigenschaft des Schriftstellers, die Herrschaft über das Wort. Dazu gehört wieder außer der Anlage die Schule und Uebung des Geistes in dieser Richtung, bis zur Schlagfertigkeit im Augenblick, denn lange an der Feder zu kauen hat ein Kritiker nicht Zeit. Ohnehin treten in Bezug auf die Herrschaft über das Wort an Niemanden stärkere Anforderungen heran, als an den musikalischen Kritiker: was wäre schwerer, als musikalische Eindrücke beschreibend in Worte umzusetzen? soweit das überhaupt möglich ist, sei es ein neues Werk, oder die geniale Ausführung eines bekannten Werkes, die beschrieben werden soll. Auch im Gegensatz zur Ausführung eines Werkes stellt die Angabe seines wahren Inhaltes, wie ihn der Kritiker empfindet, die nämliche Forderung. Ohne eigenen Geist aber ist der Kritiker nicht würdig, noch fähig, Leistungen angemessen zu besprechen, zu deren Erzeugung die höchsten Vorzüge des menschlichen Geistes gehören. Die Kritik einer genialen Kunstleistung soll selbst ein Kunstwerk sein. Die Sachkenntniß zur Beurtheilung der Leistungen eines vornehmen Svortsman besitzt am Ende auch ein Pferdeknecht was wäre es aber gewesen, wenn der griechische Rosselenker, der im edlen Wettkampf zu Olympia gesiegt, statt eines Pindar, um ihn zu preisen, nur einen Kutscher gefunden hätte? oder Pindar selbst nur einen Sklaven, der schlecht und recht mit Knaben Hexameter zu memoriren gewohnt und befähigt war? Für den olympischen Sieger war Pindar der beste Kritiker, selbst wenn er sich bezüglich der Sachkenntniß auf das Urtheil der Preisrichter hätte stützen müssen. Nicht so sehr der Tadel, als das Lob stellt hohe Anforderungen an den musikalischen Kritiker; es ist noch keine Kritik, wenn ich sage, „es war sehr schön", oder „es war mit einem Worte vollendet", oder von Leistungen der Anmuth: „Fräulein X. war einfach süß." Beim Tadel soll man den Geist, wenigstens das Bonmot, eher sparen; er verwundet ohnedies genug. Es ist aber schwerer, mit Geist zu loben, als mit Recht zu tadeln.

4. Der Kritiker soll endlich nicht ganz außerhalb allen praktischen Kunstbetriebes stehen, er soll selbst auf irgend einem Gebiete der Kunst ein erhebliches Können besitzen und sich der Kritik damit gestellt haben. Sonst kann er nicht wissen, wie dem Künstler zu Muthe ist, dem obliegt, etwas Erhebliches zu bestimmter Stunde, an bestimmtem Ort vor Publikum und Kritik, also so gut wie unter allen Umständen, zu können.

Nach alle Dem „soll" der Kritiker nicht viel weniger als eine Art Halbgott sein, nämlich nach der ethischen Seite allein schon (wenigstens auf jedem nicht weltstädtischen Terrain) ein Uebermensch an Unpersönlichkeit, während er durch Wissen, Können, Geist und Gesinnung gleichwohl „eine Persönlichkeit", also zu stärkerem Selbstgefühl berechtigt, sein soll.

Nach der vulgären Vorstellung ist der Kritiker Iemand, dessen Metier vor Allem darin besteht, Fehler anzumerken und Tadel auszusprechen, und mit dieser Vorstellung verbindet sich unwillkürlich die, daß er Lust am Tadeln und der dadurch ausgeübten Macht empfinde — oft genug trifft es ja auch zu. Von dieser Vorstellung mag unser Idealbild sich weit entfernen, dessen Grundfarbe vielmehr die Empfänglichkeit für das lobenswerthe Schöne war. Noch weiter entfernt es sich von der Wirklichkeit der herrschenden Zustände, in denen anonyme Ignoranten selbst an Blättern, deren Leserkreise nach Zehntausenden zählen, keine Seltenheit sind. Aber jeder Zug einzeln genommen versteht sich in diesem Bilde von selbst, daher es auch im Ganzen nicht überspannt, nicht unerfüllbar sein kann. Auch die sachlich höchste Anforderung darin, die Universalität der technischen Sachkunde, ist selbst durch Theilung der Arbeit nicht zu eliminiren. Die Theilung kann nicht weiter gehen, als daß die Oper und etwa noch das Oratorium dem einen, Symphonie- und andere Concerte dem anderen Kritiker

übertragen würden. Die gemischte Natur der meisten Concerte läßt die weitere Theilung nach Arten nicht zu, und die soeben erwähnte Theilung entlastet jene beiden Arten von Kritikern auch mehr nur in Bezug auf Kenntniß der einschlägigen Litteratur, als auf technische Sachkunde. Der Concertkritiker könnte in ersterer Beziehung die Kenntniß von der Entwickelung der Oper noch nicht ohne Nachtheil entbehren. Die Theilung könnte sich also fast nur auf die Menge der zu beurteilenden Productionen beziehen, so daß vor Allem jenes schnöde Stürzen aus der Oper in's Concert oder umgekehrt, oder aus einem Concert in's andere aufhörte, bei welchem wirkliche Kritik gar nicht möglich ist nnd die demoralisirende Wirkung auf den Kritiker nahe liegt.

Iene technisch höchste Anforderung ist nun zuletzt durch Fleiß und Uebung zu erfüllen möglich. Geist ist durch Fleiß schon nicht zu ersetzen, und noch seltener wird die Erfüllung der ethischen Anforderungen in Verbindung mit der Erfüllung der geistigen und technischen Anforderungen sein, denn auch Geist verbürgt noch keineswegs die moralische Virtuosität, obwohl er sie in diesem Fall, wie ich glaube, erleichtert. Diese Eigenschaft kommt überall in Frage, wo die ethischen Anfordungen sich nicht auf die Unbestechlichkeit im groben Sinn des Wortes beschränken, also in allen Städten, die in Deutschland außer Berlin und dem vielleicht ebenso kosmopolitischen Hamburg im musikalischen Leben mitzählen. Uebrigens be« zweifle ich es, daß in jenen großen Städten die Anforderung der Un bestechlichkeit die einzige sittlicher Natur sein werde, die an den Kritiker als solcher herantritt: die grobe Bestechung wird ihrerseits wiederum selten gewagt, wo sie nicht mindestens indirect ermuthigt wird. Das Schlimmste ist, wenn die Redaction selbst in einer Weltstadt den Muth nicht hat, den der Kritiker hätte: ich verlor an einem Berliner Blatte, das jetzt ein Weltblatt ist, 1872 meine Stellung als Kritiker nach vierzehn Tagen, weil ich es gewagt hatte, den Herrn Hof-Operncapellmeister, übrigens ganz manierlich, am Rock zu zupfen, indem ich behauptete, er kenne nur zwei Tempi.

Es kommt also für die Verbindung der Eigenschaften, vermöge deren man jenem Ideal gerecht zu werden versuchen kann, vor Allem auf die Persönlichkeit des Kritikers an, viel mehr als z. B. bei dem Richter in Sachen des Rechtes, mit dem man sonst den Kunstrichter im Stillen gern vergleicht.

Capitel III.

Rückwirkungen ungünstiger Kritik auf den Kritiker von Seiten der Künstler, der Vereine und des Publicums.

Welches sind die Rückwirkungen ungünstiger, wenn auch zutreffender und akademischer Kritik, die der Kritiker von Seiten der Künstler und dritter Personen oder des Publikums überall zu erfahren hat, wo er ihnen nicht durch die Größe der Verhältnisse entrückt ist?

Die Zahl der Städte, in denen dies der Fall ist, ist bei Weitem nicht so groß, daß unsere Frage dadurch überflüssig würde. Auch in Weltstädten, wo irgend der Volkscharakter zur Kleinlichkeit, zum Klatsch oder zur Intrigue neigt, hat der Kritiker mehr von jenen Rückwirkungen zu spüren, als man glaubt. Oder der Volkscharakter und der persönliche Charakter des Kritikers verhindern eben das Zustandekommen unabhängiger und wahrhafter Kritik.

Insofern als diese Rückwirkungen dem Kritiker das Leben über die Gebühr erschweren, hängt die Frage dieses Capitels auch mit der Besuchsfrage zusammen, sofern sie aus dem Gesichtspunkt der Höflichkeit zu beurtheilen sind.

Wie oft wird es denn geschehen, daß der Künstler, der die Mängel seiner Leistung erst aus der Kritik erfährt, sie sich eingesteht und dem Kritiker freundlich gesonnen bleibt, weil er den Gewinn aus der Kritik an Belehrung größer findet, als den augenblicklichen Verlust an Ruhm? Ich denke, die Annahme, daß dies die Regel sei, kann nur ein Lächeln erwecken. Es ist fraglos die seltene Ausnahme,

Gesteht der Künstler sich jene Mängel nicht ein, so fühlt er sich schon "in der Lage, lediglich natürliche Repressalien zu üben, wenn er bei ihrer Ableugnung die Intelligenz oder den Charakter des Kritikers herabsetzt. Denn daß er in diesem Falle noch der bona Üäss des Kritikers sollte Gerechtigkeit widerfahren lassen, empfindet der öffentlich „Angegriffene" bereits als eine übermenschliche Zumuthung, was übrigens menschlich und natürlich ist.

Gesteht er sich die „gerügten" Mängel aber ein, so ist doch noch sehr die Frage, ob er sie auch Anderen zum Vortheil des Kritikers eingesteht. Da Andere dies auch leicht mißverstehen und multivliciren würden, so ist solche Unterlassung auch noch natürlich. „?arls2 msl äs vous-msrav, st on vous pronära au raot."

Wenn er dieselben Mängel sich schon eingestanden hatte, ehe er die Kritik zu Gesicht bekam, so wird er sich nicht desto mehr, sondern desto weniger zum Vortheil des Kritikers äußern, da er das Gefühl hat, daß er zu seiner Belehrung des Kritikers nicht bedurft hatte.

Handelt es sich um Fehler, die nicht abzuleugnen sind, weil Andere sie ebenso leicht wahrnehmen konnten, wie der geübtere Kritiker, so wird der Künstler zwar nicht streiten, aber nur zu leicht wird er die Erwähnung dieser Fehler, deren Wirkung er immerhin nicht selbst bemerkt hat, als überflüssig empfinden, und bei sich wie zu Anderen der Mißgunst oder Pedanterie des Kritikers zuschreiben, auch wenn der Kritiker damit nur seiner Pflicht genügt hatte.

Das Alles ist nicht zum Verwundern. Der Künstler, Solist oder Dirigent hat am Tage nach der That Abschied genommen von dem Werke, auf das er sich mit Fleiß und Begeisterung concentrirt hatte. Denken wir uns dabei ein Programm, eine Symphonie, ein Oratorium. Er kehrt jetzt nur mit Ermüdung zu dem Gedanken daran zurück; nach dem Gefecht, das ihm siegreich erschien, denkt seine Seele nur noch an den Ehrentrunk, den die Kritik ihm reichen soll, nachdem er die Lobsprüche seiner Freunde geerntet, mögen diese ihn nun kühl gelassen oder auch schon erhitzt haben. Und nuu bekommt er diesen Becher nicht ungemischt!

So weit denke ich noch an den echten Künstler, der nur darum noch kein besonders harmloser und gerechter Mann zu sein braucht. Und erst der unechte, der seine Leistung nur schablonenhaft erledigt hatte und immer eitler ist, als der echte. Was wird er Anderes thun, als nach Möglichkeit dem Kritiker schaden, der ihn ja doch — natürlich mit Unrecht — „angegriffen" hat? Und wenn seine Leistung technisch glänzend war, so glauben neun Zehntel ihm und nicht dem bösen Kritiker.

Denn neun Zehntel (auch von den Kritikern nachgerade) blendet dieser Glanz. Beweis die Erfolge der Liebling (Sally wie Georg) der Grünfeld, Niemann, Friedheim, Dreyschock, Kronke s tutti ynkmti. Können solche dem ernsten Kritiker an seinem Orte nicht schaden, weil sie ihn morgen verlassen, so thun sie es anderwärts desto mehr, und auf wessen Seite am Orte neun Zehntel sein werden, weiß man vorher. Täuscht doch auch am Orte wirkend der Seelenlose leicht das Publicum, wenn er nur die Kraft und Ausdauer eines Hausknechts mit der Behendigkeit des Affen am Clavier vereinigt.

Ist der ungünstig, d. h. nicht durchweg günstig beurtheilte Künstler der Dirigent von Concerten eines Cyclus, oder der Aufführungen eines großen Vereins, für die ein befonderes ComitS von Musikfreunden sich öffentlich und finanziell interessirt, so beginnt von dieser Seite der Sturm auf den Kritiker, zunächst auf die Redaction seiner Zeitung. Diese Leute selbst haben keine Ahnung, daß und warum die Kritik im Rechte war, aber sie greifen sie an. „Geht" er dieserhalb, so thut er gerade, was seine Gegner wollen, denn ihnen ist der lächerlichste Laie als Recensent lieber, damit der Mann ihrer Wahl vergnügt, und die Kasse, für die sie aus einer lediglich ernsten Kritik, zwar ohne Grund, fürchten,' gestrichen voll bleibe. Was der ehrliche Kritiker dabei leidet, der innerhalb der Grenzen seines Berufes seiner Pflicht genügte, wenn auch der künstlerisch wohlbegründete Unwille ihm einmal ein lebhafteres Wort in die Feder dictirte, darüber wird mit brutalem Lächeln hinweggegangen.

Nicht minder zürnen Sänger und Sängerinnen, die im Chor mitgewirkt haben, dem, der den bekannten „Mißton" in ihre schöne Feier oder in das Gefühl des lsoäsmain's bringt, sofern sie die Richtigkeit einer ungünstigen Bemerkung, sie sei noch so akademisch gehalten, nicht einsehen. Und wenn sie sie einsehen, verdrießt sie sie auch. Freilich wer wollte leugnen, daß die Kritik je früher desto stärker auch lobenswerthe Gefühle verwundet, wo und so weit sie das bei einer musikalischen Feier Geschehene nicht feiern konnte! — Gefühle, die mit den Lebensnerven des Vereins zusammenhängen! Wenn sie das nur vermeiden könnte, so lange sie wahrhaft bleiben will! In Aller Herzen klingt noch die Monate lang an das Werk fleißig (?) gewandte Begeisterung und die Freude des (vermeintlich vollkommenen) Gelingens nach, und die Schwärmerei für den Dirigenten ist auf ihrem Höhepunkt. Diese beiden Gefühle sind einem großen Verein durchaus nothwendig, das für den Dirigenten, wenn die Kritik ihm nicht zustimmen kann, ist sein „Leben erhaltender Irrthum" bis an die Grenze der evidenten Mittelmäßigkeit des Dirigenten. Diese Evidenz und jede künstlerische Einsicht, die nicht zu seinen Gunsten spricht, liegt aber für die activen Vereins-Mitglieder, die Zeugen seines Fleißes und seiner angenehmen persönlichen Eigenschaften sind, viel weiter hinaus als für die Kritik; den Fall noch gar nicht eingerechnet, daß der Dirigent jung und gar — unverheirathet ist. Iede kritische Bemerkung und vollends eine überhaupt abfällige Kritik, sie mag noch so unumgänglich gewesen sein, verletzt jene Vereinsgefühle, von denen Ieder mit Recht sich bewußt ist, daß sie zu den Tugenden des Vereins gehören. Sie werden um so mehr gepflegt und geliebt, als Urgefühle der Menschheit in ihnen weiter leben oder wieder erwachen, zu deren Entstehung ehedem die Zusammengehörigkeit zu einer bürgerlichen oder einer kämpfenden Genoffenschaft genügte: das Gefühl der Treue gegeneinander und in der Gefolgschaft und der Stolz auf gemeinsamen Ruhm in der Arbeit oder im Kampf erworben.

Auf unserem Gebiete ist, sobald an das Vereinsleben gerührt wird, das Gefühl der Kameradschaft, der ssprit äs oorps am stärksten in den Männergesangvereinen, wie das seiner Entstehung nach auch am natürlichsten ist. Ebendort ist es darum auch am blindesten gegen Alles, was den Werth der gemeinsamen Leistungen anficht, oder anzufechten scheint, und nirgends schneller ist darum die Feindschaft gegen alle Kritik, die Verachtung für sie, ihre Ausschließung, das gemeinsame Vorgehen gegen sie fertig. Niemand sagt sich, daß echte Kritik Nichts weiter will, als die Leistungen des Vereins und hiermit das Recht auf seinen Stolz, die Innigkeit der Kameradschaft steigern.

Endlich müssen hier noch die Rückwirkungen ungünstiger Kritik — immer die echte ist gemeint — erörtert werden, die der Kritiker von Seiten des Publikums zu erfahren oder zu überwinden hat. Rückwirkungen auf den Kritiker äußern die durch ungünstige Kritik erzeugten Gefühle immer, mögen es nun moralische oder materielle Nachtheile sein, die er erfährt, und mag der Zusammenhang zwischen jenen Gefühlen und diesen Nachtheilen direct wahrnehmbar sein oder sich im Stillen vollziehen.

Die Mehrzahl der dritten Personen, also des Publikums — (das übrigens große Vereine mit ihrem Anhang in mittelgroßen Städten allein schon repräsentiren) — hat der Kritiker im Falle ungünstiger, auch nur theilweise ungünstiger Kritik immer gegen sich.

Dies hat zwei sehr starke Ursachen. Die eine liegt in der Natur der Sache, zum Theil auch in den Zuständen, die andere liegt in der Natur des Menschen als geselligen Wesens.

Die erste Ursache ist, daß die musikalische (wie die schauspielerische) Leistung mit dem letzten Ton oder Wort unwiederholbar verklungen ist; denn Gleichheit der Wiederholung, wenn ?s dazu käme, ließe sich nicht verbürgen. Es ist daher so gut wie unmöglich, das bleibende gedruckte Wort des Kritikers maßgeblich zu controliren. Diese Unmöglichkeit erzeugt in jedem Falle von ungünstiger Kritik, deren Richtigkeit den Interessenten nicht sofort einleuchtet, wegen der darin liegenden unabwendbaren Uebermacht eine Art von stiller, mehr oder minder heftiger Gegnerschaft gegen den Kritiker. Viele Kritiker sind sich in der That nicht bewußt, in welchem Grade die Unmöglichkeit der Controle ihre Verantwortlichkeit steigert, nämlich bis in's fast Unerträgliche.

Auch der Versuch der öffentlichen sachlichen Remonstration ist dem Künstler so gut wie nirgends ermöglicht. Die Zeitung des Kritikers kann das Antecedens nicht zulassen, weil es zu weit führen würde, und anderwärts fände der Künstler nicht dieselben Leser. (Dies habe ich selbst als Künstler bitter genug empfunden, wenn ich glaubte mit Unrecht abfällig beurtheilt zu fein.) Desto mehr wird für den Künstler Partei genommen.

Die Tbätigkeit unberufener, namentlich anonymer Kritiker wird dadurch in der That empörend. Dem Schauspieler kommt gegen die Kritik die größere Deutlichkeit der Erinnerung an das gesprochene Wort zu Statten. Es sind aber nicht nur die Künstler selbst, die diese Unmöglichkeit der zuverlässigen Controle gegen die ungünstige Kritik einnimmt oder empört.

Die zweite Ursache ist die bekannte Neigung des Publikums, der Anwalt des Schwächeren zu sein, als welcher aus jener ersten Ursache der Künstler immer erscheint. Das Publicum ist aber als „Menschheit" der Anwalt auch des Schwächeren, dessen Unrecht es selbst nicht ableugnen mag. Auch darin haben wir es mit einem menschlichen Urgefühl zu thun, das noch den überführten Verbrecher auf das Schaffot geleitet. Wieviel stärker muß es für den Künstler sein, gar wenn man ihn für zu Unrecht angegriffen hält und er schon beliebt war!

Wie sehr das Publicum jegliche Erörterung künstlerischer Mängel persönlich versteht, beweist der Umstand, daß es dafür keine anderen Worte als „Tadel, Angriff, Rüge" hat, die keinen Sinn haben, wo Einer nicht oder nicht ganz kann, was er will, sondern nur wo er nicht will, was er kann, wo er sich nachlässig zeigt und mit seiner Leistung unterhalb seiner Fähigkeiten bleibt — ein Fall, den die Kritik eigentlich gar nicht zu untersuchen hat.

Ein kluger Mann aber denkt hübsch vorher — nicht wahr? an die möglichen Folgen seines Thuns, besonders wenn sie so erdrückende sein können, wie in diesem Falle, und schreibt so, wie die Künstler und ihre Freunde, wie das Publicum und insbesondere die Abonnenten feiner Zeitung es gern lefen? Ich entscheide nicht, wie oft es der Fall ist, ich weiß nur, daß es mit echter, freimüthiger, sachlicher Kritik unvereinbar ist.

Diese selbst aber will mir, so wie ich sie beschrieben habe, nachgerade bedünken wie ein Ding, so gut wie unmöglich, und als könne sich in der Tagespresse jedenfalls nur ein „unpraktischer Mensch" mit ihr befassen, ein Mann, der entweder, nach allen Erfahrungen, sich von seinem Einfluß nicht trennen kann, oder der sich bis zur Unbesonnenheit, bis zur Selbstvergessenheit gedrungen fühlt, das Culturniveau des Ortes, an dem, des Gebietes, auf dem er wirkt, so hoch wie möglich zu erhalten, so weit wie möglich zu steigern, angenommen, daß er in sich die Fähigkeit dazu fühlt, und Andere sie ihm auch zutrauen. Aber selbst dann ist heut die Vergeblichkeit seines Wirkens sicherer als alles Andere. Ich fange an, den amor tati zu begreifen, den der große Friedrich Nietzsche, gleich Friedrich dem Großen, von den Seinen verlangte: die Lust daran, rühmlich zu Grunde zu gehen. Aber die Frage taucht auf: lohnt das um unsere Opern und Concerte? Ein echter Kritiker ist gegenüber der fortschreitenden Brutalisirung insbesondere der Oper wenig mehr als ein Demosthenes gegen einen siegreichen Tyrannen, nur einen erheblich dümmeren, als weiland Philippus von Macedonien.

Wundern aber soll man sich über gar Nichts, das auf diesem Gebiete Menschliches, Allzumenschliches vorkommt, nebst dem Untermenschlichen. Uebermenschliches wird vom Kritiker verlangt, und «ui bon« ist nicht klar. Sie ist alt, die Klage des Elias: „Herr, ich habe umsonst gearbeitet!" Und stünde nicht das Krüglein der Wittwe zur Hand, das unerschöpfliche, Namens Illusion —

Capitel IV.

Der herrschende Zustand oder „die viel zu Vielen".

Die Frage selbst, die gestellt ward, und die unwillkürliche Spannung, die sie erweckt, sind ein Symptom des Verfalls der Kritik, die Hand in Hand geht mit dem offenkundigen Verfall der Kunst. Die Frage wäre gar nicht gestellt morden, sondern hätte sich auf dem Grunde der gegenseitigen Hochachtung zwischen Kritikern und Künstlern von selbst geregelt, wenn es in den meisten Fällen stünde, wie es sollte, wenn es nicht vielmehr in den meisten Fällen so stünde, wie es nicht sollte, d. h. wenn die der Achtung und der Beachtung werthen, also die moralisch und intellektuell zulänglichen Kritiker die Regel und nicht vielmehr die Ausnahme mären.

Entscheidend ist dabei nicht der gelegentlich hervortretende schwere moralische Defect auf Seiten der Kritiker, sondern der starke intellektuelle Defect, der in unseren Zuständen ganz unausbleiblich ist. An beiderlei Uebeln aber sind auf beiden Seiten die viel zu Vielen schuld: es muß in unseren Preßzuständen ihrer viel zu Viele geben, die sich Kritiker nennen, und giebt ebenso derer viel zu Viele, die sich Künstler nennen.

Es giebt viel mehr Kritiker, die der Beachtung als die der Achtung nicht werth sind. Der Bedarf der Presse an Recensenten ist so groß, als daß es nicht anders sein könnte.

Ich lasse die Städte von unter 60000 Einwohnern von vornherein außer Betracht, weil, unabhängig von der Frage der zulänglichen Intelligenz, in Städten unterhalb dieser Einwohnerzahl kein Musiker, er sei denn vecuniär ganz unabhängig, in einer Zeitung des Ortes freimüthige Kritik an öffentlichen musikalischen Productionen üben könnte> ohne direct seine Subsistenz zu gefähren. Die Einwohnerzahl ist für diese Grenze eher noch zu niedrig gegriffen. Der Leser denke an eine beliebige Stadt von 60 bis 75 000 Einwohnern im Bereiche seiner Kenntniß oder Erfahrung, und frage sich, ob zu glauben wäre, daß daselbst eine sachkundige, freimüthige Kritik über locale wie über auswärtige Künstler ohne sicheren Schaden für den Kritiker möglich wäre? Und fände sich der freimüthige Mann, so könnten die Zeitungen in so kleinen Orten ihn nicht frei reden lassen, weil sie von ihren Abbonnenten zu abhängig sind, es mit großen Vereinen, einflußreichen Familien oder „Kennern" nicht verderben dürfen oder zu dürfen glauben. 8 1 der preußischen Verfassung schützt Zliemanden vor der Illiberalität und der Parteilichkeit eines kleinstädtischen oder kleinstädtisch gesonnenen Publikums, wie es sich auch in größeren Städten findet. Und die Erscheinung der Vorsichtel« seitens Redactionen, die am allerwenigsten um Musik auch nur einen Abonnenten verlieren mögen, wiederholt sich noch bei viel größerer Einwohnerzahl. Mir sind Fälle dieser Art von so scharfer Charakteristik genau bekannt, daß ich jene Einwohnerzahl ohne alle persönlichen Anwendungen wohl als die Grenze der Möglichkeit einer freimüthigen Kritik annehmen darf, selbst wenn für das Amt eines Kritikers die entsprechende Intelligenz sich in kleineren Städten noch fände. Die Möglichkeit der stillen Repressalien und der lauten, die die Stellung des Kritikers untergraben und ihn durch Schaden in Furcht versetzen sollen, hört vielleicht bei Städten von ca. 200000 und mehr Einwohnern auf, etwa von Frankfurt a. M. mit 198000 Einwohnern aufwärts, in Köln, Breslau, München, Hamburg, Dresden, Leipzig, wenn in den sächsischen Städten nicht der kleinbürgerliche Sinn noch überwiegt*). Die hier gezogene Grenze ist zwischen 75 und 250 Tausend Einwohnern vielleicht richtiger.

In Wien, Berlin und dem kosmopolitischen Hamburg mögen ethische Anforderungen an den Kritiker nicht weiter herantreten, als daß er sicli von grober Bestechlichkeit frei halte, aber zwischen den Grenzen von 60 000 bis ca. 200 000 oder 75 bis 250 Tausend Einwohner hat die freimüthiae, sachkundige und geistvolle Kritik bereits einen so schweren Stand, daß wir auch bei der Frage blos nach der zureichenden Intelligenz die Städte unter 60 000 Einwohnern außer Berechnung lassen müssen, selbst wenn einige von ihnen als Stätten der Musikpflege größere Städte an Bedeutung übertreffen. Uebrigens würden sie, mit in Betracht gezogen, die Zahlen für das, was ich beweisen will, noch sehr verstärken.

Nun giebt es in Deutschland 42, in Oesterreich 6, in der Schweiz 2, zusammen 50 Städte mit mehr als 60 000 Einwohnern, in denen deutsche Zeitungen mit Musik-Recensionen erscheinen; die Anzahl der Zeitungen ist (nach dem mir vorliegenden Adreßbuch der deutschen Zeitschriften von Sperling aus dem Iahre 1894) 215.

Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, daß diese 215 Zeitungen sich mit intellectuell (litterarisch und musikalisch) zulänglichen Kritikern versehen könnten?

Musikalisches Talent, natürliche geistige Anlagen, Sachkenntniß und eigenes Können befähigen zum Urtheilen über musikalische Kunstleistungen zweifellos, aber sie befähigen noch nicht zum öffentlichen Kritiker auch nur nach der intellectuellen, insbesondere der litterarischen Seite.

In diesem Umstande, daß völlig comvetente und zuverlässige Urtheile

Über Leistungen und Künstler ganz ohne geschriebene Kritik allerdings herzustellen wären, liegt die Möglichkeit einer Reform der Kritik überhaupt. Sie sei hier kurz angedeutet. Eine in Bezug auf musikalische Intelligenz über allen Zweifel erhabene und jeder feineren wie gröberen Beeinflussung absolut entrückte Jury von Autoritäten hätte ohne alle Nachsicht für die blos „tüchtigen", die Techniker, wie ohne alle Rücksicht auf die erwerbsbedürftige oder renomm6elüsterne Nnfertigkeit oder Mittelmäßigkeit symbolische Preise, der Art und dein Grade nach verschieden, oder Diplome zu ertheilen, deren Besitz für die Laufbahn der damit ausgezeichneten Künstler im ganzen Lande entscheidend wäre. Dazu brauchte man nicht mehr als sechs durch musikalische Intelligenz und eigenes Können hervorragende Männer von erprobter Lauterkeit, die ein eigenes nach keiner Seite interessirtes Institut bildeten. Sie könnten sich allenfalls nach Bedarf berathende technische Adjuncten coovtiren, wo es sich um enger begrenzte Specialitäten handelte. Die Zeitungen möchten sich dann nach wie vor von Necensenten am Ort bedienen lassen: Leistungen, die auf öffentliches Interesse keinen vollen Anspruch hätten, würden sich wahrscheinlich von selbst auf das Lovcsrt invitö beschränken, und den Necensenten am Ort bliebe bei Concerten diplomirter Künstler die Würdigung des Gelingens und die Charakteristik der einzelnen Leistungen und Künstlerpersönlichkeiten, während gsusräütsr das Gewicht ihrer Meinungen in den Augen des Publicums von dem Urtheil der Jury abhängig bliebe. Diese hätte etwa vom Ministerium des Cultus zu ressortiren, nur ohne daß je ein Nichtmusiker in die Entscheidung der Jury hineinzureden hätte. Der Künstler hätte Anspruch auf drei größere Leistungen vor der Jury, falls diese ihn nicht einstimmig nach der ersten Probe abwiese, oder annähme, und die Jury hätte von ihm den praktischen Nachweis voin Besitze eines großen, fein. gewählten Repertoires, das eingereicht würde (nicht weniger und nicht mehr) zu beanspruchen. Jedes Mitglied hätte das Recht des Veto gegen die Ertheilung von Preisen oder Diplomen. Deren Gültigkeit wäre je nach dem Alter des Künstlers auf eine bestimmte Anzahl von Jahren zu beschränken, nach deren Ablauf er sich wieder zu stellen hätte.

In den heutigen Zuständen, wo das Urtheil an jedem Ort einzeln in Form der binnen spätestens zwölf Stunden (von denen sechs in der Regel zum Schlafen gebraucht werden) druckfertigen Zeitungs-Kritik abgegeben wird, sind die Chancen der Zuverlässigkeit der Urtheile schon in rein intellectueller Beziehung ohne allen Vergleich geringer.

Eine starke Empfänglichkeit für das musikalisch Schöne, für die Aeußerungen des Talentes oder Genies, zusammen mit der Fähigkeit zu eigenen Gedanken, litterarischer Bildung und Beherrschung des geschriebenen Wortes kommt in einer Persönlichkeit nicht vor, ohne daß aus ihr mehr würde, denn ein Gelegenheits-Kritiker. Daraus wird vielmehr jedesmal ein Munkschriftsteller, der im Stande ist, sich einen litterarisch geachteten

Namen zu machen. Darnach gäbe es heut nicht mehr intellectuell zureichende Kritiker, als es solche Munkschriftsteller giebt, d. h. noch nicht so viel wie Berlin mit 24 oder Wien mit 13 Zeitungen allein gebrauchen würde, selbst wenn nicht zum echten Kritiker noch die ethische Qualification gehörte, die in Städten zwischen 75000 und ca. 250 000 Einwohnern erforderlich wird. Nun wird aber diese ethische Qualification außer der intellectuellen in diesen Städten erforderlich, ohne daß übrigens die ethische Forderung in den größeren Städten ganz verschwände. Also entsteht der Kritiker, wie er sein soll, noch schwerer als der Musikfchriftsteller, bei deni es wesentlich nur auf Geist ankommt, Kenntnisse und Talent vorausgesetzt.

Es mag sein, daß der Volkscharakter, die Traditionen des Ortes, das höhere Maß von Allgemeinbesitz musikalischer Feinfühligkeit im Publicum dem Kritiker es anderwärts moralisch leichter machen, als im Bereiche meiner Erfahrung, wo das maßgebliche Mitreden und Mitthun von ganz einseitig gebildeten Dilettanten, ja von Stock-Laien in musikalischen Dingen, der von ihnen gelegentlich geübte illiberale Druck auf die Freiheit der Meinung und möglichst der Presse selbst, die Parteilichkeit im unmusikalischen Publicum und die Lust an einer durchaus unkritischen Opposition gegen die berufene Kritik aus an sich lobenswerthen, oder auch aus anderen Motiven eine ungewöhnliche Höhe erreicht. Aber man darf wohl überzeugt sein, daß die Stellung des wirklichen, selber musikalischen, sachkundigen, freimüthigen und geistvollen Kritikers in den Städten zwischen 75 und 200—250 Tausend Einwohnern überall eine Kampfstellung ist, oder — Ab. märe! Im Publicum ist stets der innere Widerstreit lebendig, daß es Geist und Unparteilichkeit will und sie in der Person des Kritikers doch mehr bekämpft, als ehrt, ein Mißstand, der erst da unterbleibt, wo die Größe der Verhältnisse es unmöglich macht, den Kritiker dieser Art oder seine Auftraggeber zu molestiren. (Die Mitglieder jener von allen litterarischen Obliegenheiten freien Jury wären von solcher Kampfstellung und jedem Versuch, durch voraussichtlichen persönlichen Nachtheil oder Vortheil Einfluß auf die Kritik zu gewinnen, völlig frei.) Das Erscheinen der Kritik am Abend oder gar am Morgen nach der That des Künstlers oder eines Vereins, wo sie nicht lediglich gepriesen werden kann, erhöht allein sehr wesentlich die Aufregung darüber, und damit den Reiz der Bekämpfung. Diese aber hat am moralischen oder materiellen Nachtheil, der dem Kritiker ermächst, eine sehr viel wirksamere Waffe, als der Vortheil es ist, für den zuletzt doch nur die gemeinen Naturen empfänglich sind. Verkennung, Haß, Verleumdung sind für den anständigen Menschen doch wohl schwerer zu ertragen, als materieller Vortheil abzuwehren ist? Uebrigens hat der moralische Nachtheil leicht den materiellen im Gefolge, den der Kritiker in seinem anderweitigen Berufe erleidet. Eben darum ist es viel unanständiger, wenn dritte Pensonen durch Zufügung moralischer Nacktheit versuchen, den ehrlichen Kritiker wankend zu machen, als wenn ein Künstler etwa einen Kritiker besticht, von dem er weiß, daß er bestechlich ist und ohne Vortheil nicht bei der Wahrheit bleibt. Iener wird vielleicht in einem Urtheil blos aus dem Grunde wankend, daß er zeigen will, er sei der Uebelwollende nicht, für den eine Partei ihn hält und ausgiebt.

Kein Kritiker wird vermessen genug sein, von sich zu behaupten, daß er dem oben aufgestellten unbestreitbaren Ideal des Kunstrichters jederzeit Genüge leiste. Wir, die Ehrlichen und Berufenen, müssen uns auch manchmal „geberden, wie wir können", weil wir nicht Zeit genug behalten, uns diesem Berufe so weit zu widmen, wie es manchmal zu wünschen näre. Aber es giebt auch eine Grenze, bis zu welcher man sich auch nur das Streben erlauben darf, jenem Ideal „nach bestem Wissen und Gewissen" zu genügen, nämlich wenn das „beste" Wissen nicht gut genug, d. h. wenn es in Bezug auf die Litteratur und ‚die Technik der verschiedenen Kunstzweige zu arm, dabei das eigene Können in der Kunst vielleicht gleich Null, das „beste Gewissen" also auch nicht vorhanden ist, weil das gute Gewissen dabei nicht bestehen kann.

Der intellectuelle Defect aber, während das kritische Amt gleichwohl öffentlich in der Zeitung des nächsten Tages ausgeübt wird, wirkt an sich schon demoralisirend auf den Kritiker, welchen Punkt er auch betreffe. Mangel an Kenntnissen in der Litteratur eines Kunstzweiges bewirkt die wiederholte Anmaßung des Urtheils über Unbekanntes, da kaum der geübteste Musiker, sofern die Ausführung nicht offenbar mangelhaft ist, sich die Grenze zu ziehen vermag, wie weit ein etwaiges Mißfallen oder ein Mangel an Erfolg dem Werke, und wie weit Beides der Ausführung zuzuschreiben sei. Mangel an Kenntniß der Technik des betreffenden Kunstzweiges macht das Urtheil langsam und unsicher — abgegeben wird es gleichwohl schnell und anscheinend sicher: der Recensent endigt dann in jedem Fall bei dem niedrigen Gefühl, „groß vor der Welt nnd vor sich selber klein" zu fein, das ihn für später der Beeinflussung aussetzt, zuerst der feineren, dann ‚der gröberen. Im Falle des ungünstigen, aber unsicheren Urtheils übt er sich außerdem im Bewußtsein des straflos zu begehenden Unrechtes, also in der schändlichen Ueberhebung. Fehlt es ihm an der starken Empfänglichkeit für Musik, so langweilt er sich schon bei der Gewinnung des Urtheils, und nur das offenbar Tadelnswerthe tritt in seine Wahrnehmung, er sinkt also zum „Merker" oder Mäkler hinab, der sich voll Ueberhebung zugleich durch die Form des Tadels für die ausgestandene Langeweile rächt. Ist er geistlos, so langweilt, ihn die Abfassung des Urtheils selbst und die dabei erlittene Qual und macht ihm das Metier von dieser Seite zum Ekel, wenn das nicht schon von der anderen Seite der Fall war — auf die legale Wahrnehmung des Amtes wird ihm dann auch immer weniger ankommen. Der geistvolle Kritiker hat auch im Falle des wohlmotivirten minder günstigen UrtheIs noch an der eigenen Production Freude und Lust, bei der er sich nur vor der Lust an der Schärfe zu hüten hat, wenigstens so lange er noch einer als Kunstleistung zu bezeichnenden Production gegenüber war, bei der er sich auch schon viel seltener langweilt, als der Unempfängliche. Fehlt es dem Recensenten an jedem eigenen Können in der Kunst, also an allem eigenen Gefühl für die Aufgabe des Künstlers und ihre Höhe, so wird er wieder leicht zur Unterschätzung der Leistung und des Künstlers, also wieder zur Uebung im übermüthigen Absprechen gelangen. Hernach, wenn er andere, competente Urtheile hört, fühlt er sich widerlegt; je mehr Defecte er nach der intellectuellen Seite hat und fühlt, desto mehr wird er entweder niederträchtig „in seines Nichts durchbohrendem Gefühle", oder er verlegt sich auf's Schminken und Schmeicheln, damit ihm nichts Unangenehmes passire. Unter Geist verstehe ich natürlich auch nicht die Fähigkeit zu fortwährender Witzelei und Frivolität, womit gerade ein sonst Begabterer sich als an jedem neuen Morgen zum litterarischen Schaumschläger oder zum Clown mit der Gerte bestellt fühlt, und damit endigt, daß er selbst wie sein Amt ihm zuletzt zum Ekel wird — was schadet's zuletzt, wenn er den Schaum an jedweden Besteller verkauft? Ie theurer, desto besser. Desgleichen Schminke: warnm sollte man sie nicht an den verkaufen, der sie wünschen muß? „Aumsro hiinäiei, «inyus parruccks". Und wenn man für die schreckliche Langeweile und Quälerei, die andere Recensenten nicht davon haben, sich außer dem Zeilenlohn noch eine kleine Extra-Entschädigung verschaffen kann warum nicht? Endlich das ewige Kritteln, zu dem Einer kommt, weil Talent in ihm kein Echo weckt — ist es ein Wunder, wenn es den bisweilen abgestraften Krittler auf den Gedanken bringt, „wenn die Künstler doch immerfort Tadel verdienen, und ich immer nachher büßen soll, daß kaum Einer von ihnen einen Sonatensatz durchspielt, ohne zweimal vorbeizuschlagen, so mögen sie's bezahlen, daß ich schweige und wir Beide Ruhe haben. Es braucht ja nicht gleich mit Geld zu sein; der Abend ist lang genug — oder wenn's morgen früh sein soll: meine Wohnung kennen sie ja." Es kommt nicht Ieder gleich so weit herunter; aber daß die Bahn abschüssig ist, wenn sie mit intellectuellen Defecten (an den erforderlichen Gaben, Kenntnissen, Fertigkeiten) begonnen ward, ist klar.

Ebenso klar ist, daß die Presse dieses Beginnen oft erzwingt, da die ca. 215 Zeitungen doch mit Referenten über die öffentlichen Vorgänge versehen sein wollen, ähnlich wie wenn eine leere Scheune abbrennt, oder auf dem Marktplatz eine kranke Kuh umsinkt.

Mn kommen aber die viel zu Vielen von der anderen Seite, genug, die Geduld eines Engels zu ermüden und die Besten an sich selbst verzweifeln zu machen, wenn sie sich einmal in den Dienst der Presse begeben haben, was übrigens ihr freier Wille ist.

Eine einzige der bestehenden Concert-Agenturen hat 307 Künstler, darunter 76 Claviersvieler (gegen 36 Tenöre, 58 Soprane) an der Hand. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man die Anzahl der reisenden Künstler oder Handwerksleute auf mindestens 500 ansetzt, wobei die eingerechnet sein mögen, die im Wege der Selbstverwaltung reisen. Wir müßten in einem wahrhaft perikleischen Iahrhundert leben, wenn diese alle wahrhafte Talente mit dem vollen Anspruch auf öffentliches Interesse sein sollten. Dazu kommt z. B. in Berlin die nicht geringe Zahl derer, die reisen möchten und deshalb einmal in Berlin glauben gespielt haben zu müssen, wenn sie etwa auch nicht viel Gutes bei der Kritik erleben möchten. Nachher spricht man denn doch davon, daß und wo man in Berlin aufgetreten ist oder verschickt nur die günstig lautenden Ausschnitte aus den Kritiken. Dazu kommen dann noch die ortsansässigen Künstler, Vereine und Symphoniencapellen mit ihren Concerten in den Städten von 75 bis 250000 Einwohnern, 2 bis 5 beachtenswerthe Künstler und noch ebenso viele locale Mittelmäßigkeiten. In Berlin giebt es auf diesem Wege im halben Iahre mehr Concerte, als es Tage im Iahre giebt; dazu die Oper. H. v. Bülow hat es bereits betont, daß bei dem Zwange, jede Mittelmäßigkeit, insbesondere jedes clavierspielende Fräulein anzuhören, ein Kritiker (natürlich ein musikalisch stark empfindender am ehesten) „um den letzten Rest seines besseren Ich" kommen müsse und mancher darum gekommen sei. Er verwendet sich also für rücksichtslose Beschränkung in der Zahl der zu besprechenden, d. h. des öffentlichen Interesses für werth zu erachtenden Concerte und würde, nachdem seine Ansicht sich neuerdings so traurig bewahrheitet, nicht auf „Hängen", fondern auf mildernde Umstände plaidiren.

Die schlimmsten und meisten Concerte sind hellt die der Clavierspieler. Niemand hätte sich des Gegentheils mehr gefreut als ich, aber Alles, was ich mit dem besten Willen in zehn und mehr Iahren in Danzig von berühmten oder renommirten Claviersvielern gehört habe, waren mit einziger Ausnahme von Moritz Rosenthal, der wenigstens ein Phänomen Kors äs li^os war, Nichts als Marionetten, die nicht einmal etwas bestreitbar-Individuelles (wie Rosenthal) vorzubringen hatten*). Ich kann es mir nur zu wohl vorstellen, daß ich an mir selbst verzagen würde, oder das Metier des Recensenten so weit wie möglich von mir werfen, wenn ich auch nur einmal wöchenlich die Tortur auszustehen hätte, mir diese Trommler und Spieldosen anzuhören, in deren Concerten nur ein unverschämtes Privatinteresse in die Oeffentlichkeit tritt, das der Erwerbung einer RenommSe, die als Geldquelle benutzt werden soll, indem den Zuhörern der glänzende Sand der Technik in die Augen gestreut und ihnen systematisch die Empfänglichkeit für ein musikalisches Clavierspiel ausgetrieben wird. Vom Verdienen müssen wir Alle leben — wohl! aber der Künstler zu allererst muß im Stande sein, einen kunstverständigen Zuhörer dies in den ersten fünf Minuten vergessen zu machen. Gerade vor diesen aber blamiren die Trommler sich rettungslos, wenn sie das kleinste leichte Stück von intimer Empfindung, ein Nocturno von Field, „Abends" oder „Träumerei" von Schumann mit ihren groben Fingern auch nur anrühren. Statt des holden Angesichts der Muse blickt den musikalischen Kritiker aus ihren Concerten dann eben nur die graue Fratze des Geschäfts an, das er gleichwohl noch mehr oder weniger unterstützen muß, indem er wahrheitsgemäß über die Fingerfertigkeit und den Applaus quittirt. Raum zu eigentlicher motivirender Kritik bleibt in den hauptstädtischen Blättern für diese Eintagsconcertfliegen nicht, das Beweismittel des Notenbeispiels versagt sich gleichfalls, und so wird die Kritik als Ganzes, auch wenn sie im Uebrigen sich absprechend verhält, noch zur Reclame für diese Geschäftsleute und HSndemerker, was sie übrigens auch ganz gut missen. „Schimpfen Se! schimpfen Se, aber schraiben Se," hörte ich einen dieser Edlen zu einem Recensenten sagen — ein durchaus typisches Wort, das ich die dreißig Jahre seither im Ohre behalten habe, nachdem er längst vergessen ist. Ob es mit dem „Kunstproletariat der Sängerinnen"*) viel anders steht, werden die Berliner Recensenten wissen. Das drängt sich in den Concertsaal, ehe es auch nur die Technik feines Faches einigermaßen besitzt, „beherrscht" will äch der Höhe dieser Forderung wegen noch gar nicht sagen. Dem Publicum gefallen die schönen Augen, Schultern, Locken und Kleider, es hat auch Mitleid mit dein „Streben" (denn so nennt die Menge den Erwerbstrieb, auch noch den unrechtmäßigen), es applcmdirt, der Kritiker hat wieder zu quittiren, und fühlt sich als solcher ohnmächtig gegen Dummheit und Anmaßung kämpfend. Das Gleiche miederholt sich bei der Uebermenge der „Strebenden" auch auf anderen Kunstgebieten, wenn das Concert etwa auch nur gegeben wird, um durch das Renommiren damit in irgend einem Nest Schüler zu bekommen. Endlich setzt das Muß, mit dein Bericht, mit der Quittung aufzuwarten, bei dem Recensenten eine Art BedientenEmpfindung und Ingrimm, falls er seine legale Einnahme nicht opfern will oder kann, und er gelangt dahin, sein Mstier auch geschäftsmäßig zu behandeln. Einen Ekel hat er längst daran: so ist es doch zu Etwas gut, zumal wenn die legale Bezahlung so ist, wie sie meistens ist, nämlich schlecht.

Und das ist sie in den Hauptstädten mit wenigen Ausnahmen. Es ist schon halb darauf gerechnet, daß der Kritiker sich durch seinen Einfluß bezahlt mache: wie? da sehe er zu. Endlich geschieht es „so", in Baarem, und wer ein „besseres Ich" garnicht erst zu verlieren hat, der findet es bald natürlich, daß die Leute aus der Kunst ein Geschäft machen, und noch natürlicher, wenn er aus der Kritik eines macht. Der Begabtere deteriorirt durch Abstumpfung, Ekel, Ingrimm, und vielleicht war es die

*) Titel eines Schriftchens von K. Hardenberg, Berlin 1897 bei Raube K Plotow. Noth, die feinenl besseren Ich den Genickfang gab. Bei dem an Geist, Empfindung, Kenntnissen Aermeren geht es nothwendig schneller; Genußsucht, Habsucht wachsen, nachdem er gekostet hat, und brechen den Widerstand, den der Charakter eine Weile leisten mochte. Endlich erliegt auch der meltstädtische Kritiker der einen Gefahr, die seine Meinung oder deren Ausdruck zu fälschen drohte, der nackten oder leicht verschleierten Bestechung. Es ist beinah zu verwundern, daß es nicht öfter geschieht, in Weltstädten und anderwärts, wo der Versuck, der Bestechung doch auch nicht ruht. Dieser Versuch gelingt auch wohl öfter, als es bekannt wird; man kann es an den Sachen erkennen, die zu Tage kommen, nachdem sie verjährt sind oder die zufällig einmal frisch an's Tageslicht kommen und zweifellos nicht vereinzelte Handlungen der Betreffenden sind. Ohne lange Gewohnheit gelangt Einer nicht zu dem Grade von Dreistigkeit, Schlechtigkeit und Unvorsichtigkeit, die den bekannt gewordenen Streichen eigen sind. In jungen Jahren kannte ich einen sehr einflußreichen Recensenten, von dem mir später — zu spät, um sie festzunageln — vier an Niedrigkeit und Gier (nicht blos nach Geld) horrende Handlungen aus zusammen 30 Jahren mit Namen und Zahlen — ich meine nicht Jahreszahlen — bekannt wurden: sie konnten gar nichts Anderes sein, als Glieder in einer langen Kette ähnlicher Handlungen. Solche bilden zuletzt doch ein öffentliches Geheimniß. Das öffentliche Geheimniß ist aber in unserer Zeit stärker als das öffentliche Gewissen, sonst würden solche Menschen doch öfter bei Zeiten gerichtet. Es ist der Schluß daraus erlaubt, daß nicht nur ihre bekannt gewordenen Handlungen, sondern auch sie selbst in ihrer Art nicht vereinzelt dastehen, und daß auch auf anderen Gebieten Aehnliches geschieht, wovon nicht die Hälfte an den Tag kommt.

Nichts destoweniger sind die Versuche, einen Kritiker durch angedrohte oder wirkliche Nachtheile in Zukunft wankend zu machen, an Orten, wo der Versuch möglich ist, ohne Vergleich häufiger, als der gleiche Versuch, dies in der Gegenwart durch angebotenen Vortheil zu bewirken: jene Versuche kommen also für die Beurtheilung der Zustände stärker in Betracht. Der unberufene Widerstand gegen berufene Kntik ist überall, wo er sich irgend zur Geltung bringen kann, nicht die Ausnahme, sondern die Regel.

Mir ist in zehn Jahren, die ich als Kritiker hinter mir habe, nur ein Mal Bestechung angeboten worden; was ich dagegen an Bekämpfung, mit dein Ziel, mich in meinem Verhalten wankend zu machen (oder aus dem Sattel zu setzen) erlebt habe, verhält sich dazu wie 100 zu 1.

Wenn' man die Sache machinvellisch kühl betrachtet, so ist eine bestochene Kritik noch gar nicht einmal nothwendig immer unzutreffend; denn auch gute, ja mit Recht berühmte Künstler wenden zuweilen Bestechung an, eben damit der Recensent bei der Wahrheit bleibe, wenn sie ihre Sache gut machen — sie kennen ihre Leute, und haben es meist dazu. Es ist wahrscheinlich aber noch seltener, daß die blinde Henne einmal ein Korn Wahrheit findet, als daß ein Bestochener, der etwas versteht, die Wahrheit schreibt.

Das Moralisiren über diese Dinge ist überflüssig: denn es thut zuletzt doch Jeder, was er will. Der Krieg gegen die unberufene, wenn auch noch unbestechliche Kritik ist wichtiger als einzelne Fälle von Bestechung, weil die unberufene relativ ehrliche Kritik in Deutschland (wie wir obenein „hoffen" müssen) viel häusiger ist. Eigentlich ist die unberufene Kritik freilich so ipso unehrlich.

Was bei einer Enquste darüber heraus käme, wie viel litterarisch qualificirte und wieviel andere Berufsmusiker, und wieviel außerdem Dilettanten und Laien, genannt oder anonym, die Kritik in jenen 215 Zeitungen ausüben, lasse ich dahingestellt.

(Schluß folgt,)

^hr kleiner Roman.

von

M. Stons.

— Strzebowitz (Gcsterr. Schlesien). —

an, und Lucia hatten einander in einem Badeorte kennen gelernt.

Schon in ihrem Aeußern verriethen sich die Gegensätze ihres Innern. Lucia, das junge Mädchen, hatte etwas Frauenhaftes in ihrem Wesen, ihre Züge waren streng, von entschiedenem Ausdruck; Frau Marys Antlitz hingegen trug die weichen Formen eines süßen Kindergesichtchens, und ihr Lachen war von mädchenhaftem Reiz.

Trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer Verschiedenheit fanden sie viel Vergnügen an ihrem Verkehr. Lucia studirte die junge Frau mit dem Interesse des Psychologen, und für Mary bedeutete die ernste Freundin eine kleine Abwechslung in dem leichtlebigen Kreis ihrer Bekannten.

Sie machten häufig lange Spaziergänge miteinander. Einst gingen sie plaudernd durch den Wald.

„Das glaub' ich Dir nicht, daß noch nie Jemand in Dich verliebt war!" rief Mary. „Wie kann man zweiundzwanzig Jahre alt sein und Nichts erlebt haben!"

„Es ist aber doch so. Bei Dir mar es ganz anders, nicht wahr? Ich kann mir denken, daß Du schon als Backfisch allen Männern die Köpfe verdreht hast."

Die junge Frau nickte lachend vor sich hin.
„Erzähl' mir davon!" bat Lucia.
„Ach Gott, womit soll ich denn anfangen?"
„Mit dem, der Dich am meisten geliebt hat."

Sie waren zu einem Ruheplatz gekommen, dessen Rückwand von schwellendem Moos gebildet war. Hier ließen sie sich nieder.

„Wer mich am meisten geliebt hat?" wiederholte träumerisch Mary und wühlte mit der Spitze ihres Sonnenschirmes den weichen Waldboden auf. „Ich glaube, daß es ein Italiener war, Enrico Casista hieß er."

„Wie hast Du ihn kennen gelernt?"

„O, das ist nicht so schnell gesagt . . ."

„Erzähle!" drängte Lucia. Sie sehnte sich danach, einen Blick in dieses holde, blühende Leben zu thun. „Wir haben zwei freie Stunden vor uns, da kann man die Weltgeschichte von den Phöniziern bis zu den Kreuzzügen durchnehmen."

„Aber zu der Episode eines Herzens braucht man mehr Zeit," lächelte Mary. Dann hob sie das Köpschen empor, daß die kleine Stumpfnase noch kecker als gewöhnlich zu den Wolken blickte, und mit ihrer weichen, sympathischen Stimme begann sie:

„Wie ich ein junges Mädel war, kaum siebzehn Iahre alt, machte ich mit meinen Eltern eine Reise nach Italien. O, das war himmlisch schön! Die Kunstschätze, die Natur, das Meer — nie vergeß ich diese Eindrücke! Und gar erst die Italiener! Wie sie mich mit ihren schwarzen Augen ansahen — es war nicht zum Sagen. In jeder Stadt verliebte ich mich in einen Andern. Ich erinnere mich so gut an eine Scene im Theater von Florenz. Ein junger Offizier starrte immerfort in unsere Loge. Er war natürlich bildschön."

„Und Du hast natürlich mit ihm kokettirt?"

„Ia," gestand Mary ehrlich. „Als die Vorstellung vorbei war und meine Eltern sich umgewandt hatten, ließ ich heimlich eine rothe Nelke über die Brüstung fallen. Ich sah, wie er sie entzückt aufhob und an die Lippen drückte. Das war ein herrlicher Augenblick. Die halbe Nacht hab' ich vor Aufregung nicht schlafen können. Zwei Tage später verliebte ich mich in Rom in einen lungenkranken Russen . . ."

„Erspar' mir diese Flirtation und komm zum Ziele. Wo hast Du Enrico kennen gelernt?"

„Bei einem Ausflug an den Comer See. Da fiel mir ein junger Mann auf, der mich eigenthümlich ansah. Ganz anders als alle Anderen. Mit kalter Beobachtung. Später stellte er sich meinen Eltern vor, sprach aber fast nur mit ihnen. Das ärgerte mich. Er war heiter und erzählte viel von seinen Reisen, besonders von Süd-Amerika. Er sagte auch, daß er in Wien lebe. Mein Vater war entzückt, endlich Iemanden gefunden zu haben, mit dem er »vernünftig reden konnte. Meine Kunstgespräche hatte er gerade satt bekommen.

Als wir den See entlang gingen, pflückte Casista einen blühenden Zweig und gab ihn mir. Den hab' ich noch heute aufbewahrt. Es war Etwas in dem Wesen dieses Italieners, das mir imponirte, und das will viel sagen, denn mir hat damals Nichts imponirt. Er aber hatte eine eigenthümliche Art, mit mir zu sprechen. Er behandelte mich wie ein Kind, und doch fühlte ich, daß ich ihn wie ein Weib interessire.

Es war auch ein kranker Engländer anwesend, dem Casista sehr aufmerksam und rücksichtsvoll entgegen kam. Ich mischte mich in ihr Gespräch, weil mir das Zuhören langweilig war. Mein Gott, wozu hat man denn Englisch gelernt! Zufällig sah ich auf einem Couvert, auf das Casista einige Notizen schrieb, seine Wiener Adresse. Mir war, als zwänge mich Etwas, sie mir zu merken. Warum? Ich wußt' es nicht.

Am nächsten Morgen reisten wir nach Hause, und alle kleinen Abenteuer waren zu Ende."

„Gott sei Dank!"

„Drei Monate vergingen. Ich langweilte mich schrecklich, denn wir lebten auf dem Lande und hatten wenig Verkehr. Dazu hatte für mich der Zwang des Lernens aufgehört — ich war erwachsen.

Einst weigerten sich ineine Eltern, einen Ausflug mit mir zu machen, den ich mir in den Kopf gesetzt. Aus Aerger und Trotz beschloß ich, von nun an selbst für meine geistige Unterhaltung zu sorgen.

Ich faßte einen Plan.

Doch vorher galt es, die Verläßlichkeit der Postbeamten zu prüfen.

Die Tochter eines Verwalters, meine Freundin Anna, wurde von mir in's Vertrauen gezogen. Wir schrieben einige nichtssagende Briefe, die wir unter einer Chiffre posts rsstants in die entferntesten Theile der Monarchie versandten. Nach vierzehn Tagen erhielt das betreffende Postamt ein Billet mit der höflichen Bitte, „das unter N. N. postlagernde Schreiben gütigst in beigeschlossenem Couvert weiter zu befördern." Das Couvert, das das Billet begleitete, war abermals postlagernd, jedoch nach einer von uns leicht' erreichbaren Stadt adressirt. In einer Woche überzeugten wir uns, daß sämmtliche Briefe pünktlich eingelangt, waren. Ueber die Verläßlichkeit und Gefälligkeit der Postbeamten konnte kein Zweifel herrschen.

Nun gingen wir an den Kern des Werkes. Ich schrieb einen anonymen Brief, so geheimnißvoll, so interessant und kurz als möglich, in dem eine „ältere Dame von gereiftem Verstand" den Wunsch aussprach, eine geistreiche Correspondenz zu führen. Allein eine Bedingung war an diesen feltenen Genuß geknüpft. Ihr Partner sollte nie, nie nach ihrem Namen forschen, denn über diesen müsse sich für ewige Zeiten ein undurchdringlickies Dunkel breiten. Wem ich diesen Brief schickte, kannst Du Dir denken."

„Natürlich an Casista. Aber warum gerade an den?"

„Weil ich fürchtete, von jedem Andern erkannt zu werden. Nur dieses Italieners glaubt' ich sicher zu sein. Er hatte ja keine Ahnung, daß ich seine Adresse wußte. ^ Die erste Antwort erbat ich unter „Elsa" in den Spalten der „Presse". Die folgenden Briefe wollte ich, um ihn irre zu führen, an verschiedene Punkte des Reiches bestellen."

„Bei der Art, wie Du das Ganze eingefädelt hast, kann man wohl von einem angeborenen Talent zur Intrigue sprechen."

„Nach einigen Tagen schon entdeckte ich mit Iubel auf der letzten Seite der Zeitung die ersehnte „Elsa". Aber wie bestürzt war ich, als ich die Worte las: „Täusche ich mich, wenn ich die Lösung des Räthsels an den Ufern der italienischen Seen suche?"

Errathen! Das war ein Schlag. Aber noch wollte ich die Partie nicht verloren geben. „Die Dame verstände die Anspielung nicht," schrieb ich unschuldsvoll, „und sie triumphire, ihren Partner so bald irre geführt zu haben." Die nächste Antwort, diesmal brieflich, erwarte man posts rsstauts Cilli in Steiermark. .

Nach acht Tagen hielt ich jubelnd einen Brief in der Hand. Aber wie lang wurde mein Gesicht, als ich ihn las. Casista schrieb, daß er mich sogleich erkannt habe, und daß auch Steiermark ihn nicht wankend machen könne. Doch so amüsant auch dieser Briefwechsel sich gestalten würde, er könne es als Mann von Charakter nicht mit seinen Grundsätzen vereinigen, mit einem jungen Mädchen hinter dem Rücken der Eltern in Verkehr zu stehen, und so leid es ihm auch thäte, müsse dies der erste und der letzte Brief bleiben. . . .

Das hatte ich nicht erwartet. O wie schämte ich mich vor ihm! Noch einmal schrieb ich, aber dieser Brief verrieth Nichts mehr von der „bejahrten Dame mit scharfem Verstand", er kam aus einem reuevollen, gitternden Mädchenherzen."

„Die Lection hattest Du verdient."

„Der Sommer verging, und der Herbst brach an. Da, es war am 28. October, blätterte ich eines Abends im Annoncentheil der Zeitung. Plötzlich fielen meine Augen auf riesenhafte Buchstaben, die das Wort „Elsa" trugen. Darunter viele Zeilen in englischer Sprache. Mir stockten die Pulse, alles Blut drängte zum Herzen. Im Augenblick wußte ich, daß dieser Aufruf mir galt. Und ich las; „Ich bitte Sie mir zu verzeihen. Die Thränen, die durch Ihren Brief schimmerten, lassen mich nicht zur Ruhe kommen. Ich kann es nicht vergessen, daß ich einem Kinde Schmerz bereitet, einem Kinde, das ein heiteres Spiel suchte, und dem ich mit den dürren Worten eines Philisters geantwortet habe. Senden Sie mir ein Wort der Verzeihung. Ich bin zur Zeit in England, allein jeder Brief wird mir nachgeschickt."

Den Sturm von Seligkeit, der jetzt über mich hereinbrach, den könnt' ich Niemandem schildern."

„Nenn' das nicht Seligkeit. Es war der unbewußte Triumph des Weibes, das sich dem Siege nahe fühlt," sagte Lucia kalt.

„Am nächsten Tag schon sandt' ich ihm die Antwort. Es mag wohl Etwas von meinem Iubel lnndurchgeleuchtet haben. Kurz darauf wieder ein Aufruf. Diesmal dankerfüllt. Und wieder antwortete ich.

Inzwischen kehrte Casista nach Wien zurück, und nun entspann sich ein Briefwechsel zwischen uns, so fesselnd und bezaubernd, wie ich ihn mir erträumt . . . vielleicht nur um einige Töne wärmer. Jetzt dachte er an kein Unrecht mehr."

„Natürlich . . . weil er im Begriffe stand, sich in Dich zu verlieben. Die Grundsätze der Männer reichen immer nur bis zur Liebe."

„Es kam der Winter. Ich sollte den ersten Ball besuchen und bat meine Eltern, mich nach Wien zu führen. Du erräthst, warum. Casista und ich, mir sollten uns wie zufällig begegnen und als gute Freunde ein wenig mit einander plaudern. Von Liebe war damals zwischen uns nicht die Rede.

Noch sehe ich mich mit meinen Eltern den Ballsaal betreten . . . Ich hielt ein Bouquet von weißen Rosen in der Hand, das mir von einem Herrn aus der ländlichen Nachbarschaft geschickt morden war, dein ich so zwischendurch — zwischen den Briefen an Casista — den Kopf verdreht hatte. Ich mag ganz niedlichaus gesehen haben, und mit Vergnügen bemerkte ich, daß ich bemerkt wurde.

Plötzlich stand Casista vor uns. Ich spielte meine Rolle ganz gut, ohne nennensiverthe Gewissensbisse. Er aber hat mir später gestanden, wie erbärmlich er sich vor meinen Eltern vorgekommen ist.

Uebriqens brachte mir der Abend eine Enttäuschung. Casista schien mir so fremd; ich konnte gar nicht glauben, daß es derselbe Mann sei, dem ich ellenlange Briefe geschrieben. Er war auch gar nicht so heiter wie in Italien. Als wir miteinander promenirten, erzählte er mir, daß er viel Unglück erfahren habe, und daß meine Briefe seine einzige Zerstreuung bildeten. „Heute will ich Alles vergessen und wenigstens die kurze Zeit, die ich bei Ihnen bin, glücklich sein." Ich fand das recht hübsck, aber daß er mir so gar nicht den Hof machte, langweilte mich. Er tadelte sogar mein decolletirtes Kleid — Kannst Du das begreifen? Bis an den Hals geschlossen hätte es sein sollen, meinte er. Ich bitte Dich —!

Ich traf bald andere Bekannte, die mich besser amüsirten als er, lachte und tanzte und vergaß Casista.

Während der letzten Quadrille sah ich ihn auf einer Estrade stehen, nicht weit von mir. Er schaute mich mit einem seltsam ernsten Blick an. Dann verschwand er.

Nach einigen Tagen bekam ich einen Brief von ihm. So schonungslos hatte mir noch Niemand die Wahrheit gesagt. Er schrieb, daß er mich den ganzen Abend beobachtet habe, und daß er sich mit immer heftigerem Schmerze klar geworden, welche große Kokette ich sei. Während der letzten Quadrille, als ich mit meinem Tänzer lachte und meinem vis-K-viZ verliebte Blicke zuwarf, hätte er mich kalten Blutes erschießen können. Nichts wäre ihm in der Seele so verhaßt wie kokette Frauen, und darum sei die Freude an diesem Briefwechsel mit dem Glauben an mich vernichtet. Er ziehe sich zurück.

Ich war außer mir. Dieser frostige, entschlossene Ton rüttelte mich aus meiner Gleichgiltigkeit auf. Ich schrieb ihm, suchte mich zu rechtfertigen, so gut es ging, und beschwor ihn, mir zu antworten. Und weil meine Reue aufrichtig mar, verfehlte sie ihre Wirkung nicht."

„Und hauptsächlich darum, weil er Dich liebte."

„Vielleicht. Kurz, diese gegenseitigen Enttäuschungen hatten nur dazu beigetragen, uns einander näher zu bringen. Unser Briefwechsel wurde lebhafter denn je. Früher hatte er uns nur zerstreut, jetzt beglückte er uns . . . Früher umfaßte er unser Denken, jetzt unser Fühlen.

Es kam eine herrliche Zeit!

Ich konnte Casistas Briefe gar nicht mehr erwarten. Oft ging ich dem Boten entgegen und las sie auf dem Felde, unter einer alten Weide liegend, oder im Garten, zwischen blühenden Jasminbüschen, wo ich mir eine heimliche Bank gezimmert hatte . . ."

„Immer diese fast unbewußte Sehnsucht nach den Heimlichkeiten!"

„Enrico und ich, mir begannen jetzt für einander zu leben. Wir schrieben uns täglich, menn auch die Briefe nur zweimal in der Woche abgeschickt wurden. Er schilderte mir seine freudlose Jugend, den Kampf seines Lebens. Er gehörte dem Kaufmannsstande an. Sein Vater war schon lange gestorben, nur seine Mutter lebte und vier Brüder, für die er zu sorgen hatte. Von diesen Brüdern erzählte er oft, von den Mühen, die er um ihretwillen leide, von den Enttäuschungen, die sie ihm bereiteten, und einmal rief er aus: „Ich wundere mich nicht, daß Napoleon an seiner Familie zu Grunde gegangen ist."

All' seine Zukunftspläne vertraute er mir an, die großen Projekte, die ihn zu einem reichen Manne machen mußten, und dann — dann —

Das Weitere sagte er nicht, das wußten wir Beide, obwohl es noch nicht ausgesprochen war. Und wie wir dann das Geständniß der Liebe getauscht hatten — welche himmelhochjauchzende Seligkeit! Ich glaube, solche Liebesbriefe kann kein Mensch schreiben wie er. Das war Alles Gluth und Leidenschaft und doch Alles so keusch, so dem Herzen der Achtzehnjährigen entsprechend und ihrer traumhaft zärtlichen Liebe, die nicht einmal den Kuß zu denken wagte. Er kannte eine Insel an der Küste von Calabrien, ein paradiesisches Eiland; nirgends ging die Sonne so gluthvoll unter wie dort, nirgends tauchte sie da s Meer in solche Purpurröthe. Dorthin wollte er seine junge Frau führen, dort sollten wir selig sein. „Und wenn ich tausend Federn hätte, ich könnte Dir mein Glück nicht schildern," schrieb ich meiner Freundin Anna.

Er malte mir das Leben an seiner Seite aus. Ich sollte der Mittelpunkt eines kleinen Kreises erlesener Geister werden, aber nie dürfe ich

kokettiren, sonst und die Punkte, die diesem Wort folgten, konnte

ich als einen kleinen Kugelregen deuten.

Schon sprach er davon, daß er im nächsten Monat meinen Eltern einen Besuch machen würde. Seine Angelegenheiten standen so gut, daß er als kein armer Teufel käme. Einem seiner Brüder hatte er die Leitung eines Geschäftes in Valparaiso übertragen, und die Nachrichten lauteten glänzend.

Ich war nicht so siegesfroh wie er. Ich wußte, daß meine Eltern nur schwer zu gewinnen sein würden; ich mußte aber auch, daß ich Alles bei ihnen durchzusetzen im Stande sei, wenn ich es nur ernstlich wollte. Und Du willst doch, nicht wahr? fragte ich mich. Ja freilich, sagte ich mir, aber mir schien es, als ob da unten, tief unten im Herzen Jemand ganz heimlich an mir zweifelte.

Eines Tages — es war im Juli, und ich steckte gerade in einer großen Schürze bei den Erdbeeren im Garten — sah ich meinen Vater mit einem eleganten Herrn auf mich zukommen. Im ersten Augenblick wußte ich, wer der Fremde fei, im nächsten dachte ich entsetzt: wie siehst du aus! und rannte spornstreichs mitten durch's Gebüsch nach Hause. Erst, nachdem ich mich schön gemacht, trat ich zitternd und zagend, mit heftigen: Herzklopfen vor die Thür.

Da kamen sie mir entgegen, der Vater und er! Hei, wie seine Augen lachten, als er mich erblickte! Ich konnte vor lauter Verlegenheit keine Silbe herausbringen. Der Vater ging fort, um die Mutter zu holen, und wir Beide standen allein da. Keiner sprach ein Wort. Wir sahen einander blos an, stumm, selig . . ."

„Glückliche Menschen!"

„Casista brachte einen Empfehlungsbrief mit von einem hochangesehenen Manne, den mein Vater kannte. So trat er als kein Abenteurer in unser Haus. Den ganzen Tag blieb er, und die Freude über die Herzlichkeit meiner Eltern ließ ihn eine Stimmung finden, mit der er Alle bezauberte.

Nachmittags gingen wir Beide mit Anna spazieren. Gütig blieb sie hinter uns zurüö. Casista lächelte, als er es bemerkte. „Sie sind hübscher geworden," sagte er. „Entweder Sie haben sich verändert oder meine Augen. .." Und nun sprach er von seiner Liebe, von unserer Zukunft. Noch eine Nachricht von Valparaiso wollte er abwarten und dann um mich werben. Ob ich zu ihm halten wolle? Ich nickte. „?«u musr vor Kstra? vis, Uar?! — Sie dürfen mich nicht täuschen, o Mary!" sagte er, und dabei sah er mich flehend, beinahe angstvoll an. Ich werde die Stimme und den Blick nie vergessen. Verwirrt und verlegen sah ich zu Boden und versprach, ihm treu zu bleiben. Wie von Freude überwältigt, faßte er meine Hand. Einige Secunden hielt er sie umschlossen, dann gab er sie frei. Wir warteten nun, bis Anna herangekommen war, und kehrten mit ihr heim. Bevor wir in's Haus traten, sagte Casista noch einmal leise, wie beschwörend zu mir: ‚Mnr^ — 6o not betrag ms!"

Eins war sicher: er war anders als die Andern alle. Keine einzige Schmeichelei sagte er mir, es lag Wahrhaftigkeit in jedem seiner Worte. Dabei hatte er eine merkwürdige Macht über mich. Ich erinnere mich, daß ich Etwas sagte, was ihm mißfiel. Ein Blick von ihm, und ich machte es wieder gut. Abends bat er mich, Clavier zu spielen, und setzte sich an meine Seite, den Kopf zurückgelehnt, mit den Augen mich leise liebkosend. Bald aber stand er auf und ging zu meiner Mutter.

Mein Vater lud ihn ein, bis zum nächsten Tag zu bleiben, aber er dankte. Um acht Uhr fuhr er fort. Als wir uns beim Abschied die Hände reichten, sah er mir ernst und tief in die Augen. Ich fühlte, daß er traurig sei, und mir war, als wiederhole er leise: cko not bstra^ ms! Dann fuhr er in die Dämmerung hinaus.

An jenem Abend und in den nächsten Tagen Hab' ich ihn leidenschaftlich geliebt. Ich dachte und träumte und sah nur ihn. Nicht wenig trug dazu bei, daß er Alle entzückt hatte. Ich war so stolz auf ihn.

Eine Woche später kam ein verzweifelter Brief von ihm mit veränderter, wie gebrochener Schrift. Sein Bruder in Valparaiso hatte ihn betrogen, das ganze glänzende Geschäft war vernichtet! Anna weinte bittere Thränen um ihn. Ich nicht. Weiß nicht, warum. Ich wunderte mich selbst darüber. Er that mir doch so schrecklich leid. Nun schrieb er, daß er so lange keine Briefe mit mir wechseln wolle, ehe sich die Aussichten nicht gebessert haben würden."

„Der Mann gefällt mir."

„Doch schon nach einigen Wochen war der Himmel wieder Heller. Casista schöpfte neue Hoffnung. Eins wenigstens wollte er sich für die Zukunft sichern: die Möglichkeit, mich von Zeit zu Zeit zu sehen. Die günstige Stimmung, die bei uns herrschte und von der ich ihm berichtet hatte, gab ihm den Muth, an meinen Vater zu schreiben. Er fragte, ob er es ihm gestatten würde, sein Haus zu besuchen, und gestand ehrlich, daß er die Absicht habe, um mich zu werben.

Die Wirkung dieses Briefes mar eine ganz andere, als ich sie erwartet hatte. Anfänglich schienen meine Eltern geneigt, dem von so einflußreicher Seite empfohlenen jungen Mann ihr Haus zu öffnen, dann aber kamen Bedenken. Nicht gegen seinen Charakter — o nein, an dem fand man Nichts auszusetzen, aber gegen seine Stellung. Ein Kaufmann, der noch dazu mit einen? Fuße in Amerika stand, wie unsicher, wie gewagt! Das wollte überlegt sein.

Als mir das meine Mutter sagte, mußte ich, was kommen würde.

Ani dritten Tage beantwortete mein Vater Casistas Frage mit einem ebenso höflichen als entschiedenen Nein.

Was er zu seiner Rechtfertigung angab, weiß ich nicht. Ich habe den Brief nicht gelesen. Ich war rasend unglücklich. Abbitten, abstehen wollte ich meinen Eltern die Einwilligung, und wenn das nicht ging, sie ihnen abtrotzen. Krank stellen wollt' ich mich, krank werden, hinsiechen, so

lange, bis sie sich erweichen ließen. Zuerst begann ich mit Thränen. Ich weinte herzbrechend einen ganzen Abend lang auf meinem Zimmer. Anna, die mich trösten kam, versicherte ich, daß ich eher sterben, als Casista aufgeben würde. Am nächsten Tage weinte ich auch, aber schon etwas weniger.

Am dritten Morgen, während eines Spazierganges im Walde, hatte ich eine Empfindung, die ich nie vergesse und vor der ich im ersten Augenblick erschrak. Iene zweite heimliche Stimme sagte mit einem Male ganz deutlich in mir: Es ist doch eigentlich gut, daß der Vater Nein gesagt hat. Mit Entrüstung wies ich diesen Gedanken zurück; aber wenn er auch nicht wiederkam, der erste Schmerz um Casista wollte sich auch nicht mehr finden. Ich brachte es zu keinem thränenreichen Auftritt mehr, mein Wollen wurde immer schwächer . . ."

„Elende Schwachheit!" rief Lucia/

„O es kam noch ärger. Sie redeten Alle in mich herein; die Eltern am wenigsten, denn sie ahnten, daß sie mich nur zum Widerspruch reizen würden, aber verschiedene Tanten und Cousinen, die zum Besuch kamen, kurz Alle, mit Ausnahme von Anna. Das ganze Haus hatte sich jetzt gegen Casista verschworen und tadelte ihn, so wie es früher sein Lob gesungen. Sie stellten mir eine Verbindung mit ihm als die Quelle namenlosen Elends hin; sie behaupteten, daß ein Kaufmann immer Bankerott mache, sie brachten es endlich so weit — und garnicht lange brauchten Sie dazu, daß ich ihnen nicht nur glaubte, nein, auch gern zuhörte.

Gerade in diese Zeit fiel eine große Iagd. Wir hatten viele Gäste, fremde Herren, die mir den Hof machten. Als sie weg waren, dachte ich nur gerade so viel an Casista, daß ich es für meine Pflicht hielt, mit ihm abzubrechen. So setzte ich mich eines Tages nieder und schrieb ihm einen Abschiedsbrief."

„Wie hast Du den wohl begründet?"

„Ich sagte ihm, daß wir vernünftig über Alles denken sollten. Ich wäre sehr verwöhnt. Wenn trübe Zeiten über ihn hineinbrächen, würde ich ihn am Ende unglücklich machen. Darum wäre es besser, wir gingen auseinander, so lange es Zeit sei."

„Er hat Dir geantwortet?"

„Nicht eine Silbe. Auch nicht, als ich ihm nach einiger Zeit wieder schrieb und ihn um Verzeihung bat, denn an manchen Tagen hatte ich heftige Gewissensbisse.

Inzwischen kam meine Mutter durch einen unglücklichen Zufall hinter das Geheimniß unseres vergangenen Briefwechsels. Sie war außer sich und schrieb an Casista . . ."

„Und er?"

„Er antwortete in rein wunderbarer Weise.' Er sagte, daß nur er mich zu diesem Briefwechsel verleitet habe, und nannte sich anmaßend, weil er durch die harmlosen Briefe des Fräuleins sich berechtigt gewähnt, um

ihre Hand zu werben. ,Uebrigens/ schrieb er, ,indem ich meinem Herzen das Schweigen gebieten muß, erdulde ich die größte Strafe, die selbst einem Verbrecher hätte auferlegt werden können.' So nahm er alle Schuld auf sich und rettete mich vor jedem Vorwurf."

Mary schwieg ein Weilchen, dann fuhr sie fort: „Das war im December. Zwei Monate später verlobte ich mich mit unseren! Nachbar."

„Großartig! Hast Du diese Neuigkeit Casista mitgetheilt?"

„Gewiß. Ich mußte doch meine Briefe wieder haben. So bat ich Anna, ihm in meinem Namen zu schreiben; denn für mich schickte es sich nicht mehr, als die Braut eines Andern."

„Welche rührende Gewissenhaftigkeit!"

„Schon nach wenigen Tagen kam ein großes Packet unter Annas Adresse und einige höfliche, kalte Worte. Er wünsche mir alles Glück, das ich so reichlich verdiene. Wir haben eines Abends alle Briefe verbrannt, seine und meine. Das hat sehr lange gedauert."

„Schad' um die seinen."

„Und damit war mein kleiner Roman zu Ende." „Das nennst Du einen kleinen Roman? Auch gut. Hast Du niemals wieder von Casista gehört?"

„O ja ^" Mary zögerte ein wenig.

„Wo ist er?" fragte Lucia hastig. „Den Mann möcht ich kennen lernen. Schick' ihn zu mir."

„Ja, wenn er noch lebte! Ich traf vor Jahren jenen Freund von ihm, der ihm den Empfehlungsbrief an meine Eltern mitgegeben hatte, den fragte ich nach Casista und hörte, daß ein sehr trauriges Loos ihn getroffen. Er hatte in Valparaiso sein ganzes Vermögen verloren, war lange verschollen geblieben und soll dann in Armuth und Elend in einem Krankenhaus gestorben sein."

Lucia hatte ihr mit wachsendem Entsetzen zugehört. „Und das sagst Du so ruhig?" fuhr sie auf. „Hast keine schlaflosen Nächte, lebst fröhlich und kokett weiter?"

„Ich verstehe Dich nicht," erwiderte Mary.

«Ja, sagst Du Dir denn nicht, daß Du an seinem Untergang Schuld bist?"

„Ich?"

„Ja wohl. Du! Du hast ihn an Dich gelockt. Ihm wäre es nicht eingefallen. Dich zu suchen. Und als er seine Beziehungen zu Dir abbrechen wollte, wie in einer Ahnung, daß ihm von Dir nur Unheil widerfahren könnte, wer rief ihn zurück? Wer wußte ihn aufs Neue an sich zu fesseln, seine Leidenschaft zu wecken?"

„Lucia!" rief Mary erschrocken.

„Du hast ihn an Deinen heiligen Ernst glauben lassen, während es Dir im Grunde genommen, doch nur um ein Spiel, um eine Zerstreuung

zu thun war. Wer kann wissen, ob er in seinem Glauben an Dich nicht auch seinen Brüdern gegenüber vertrauender wurde? Ob er sich nicht um Deinetwillen in Unternehmungen stürzte, die seine Kräfte überstiegen? Hast Du Dir denn das Alles nie gesagt?" „Niel!"

Lucia maß die junge Frau mit einem Blick, so empört, so strafend, so verächtlich, daß diese verwirrt die Augen zu Boden senkte. Dann sagte sie langsam? „Ich begreife Dich nicht. Wahrhaftig, es giebt Menschen, an deren Händen kein Blut klebt und die doch gemordet haben."

Mary schlug die Hände vor das Gencht. Eine heiße Röthe flammte in ihr auf und stieg bis zu den Haarwurzeln empor. Empfand sie Scham oder Reue, oder Beides? Tauchte vor ihrer Seele das Bild des Verlorenen auf wie ein furchtbarer Vorwurf?

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues Wer des TichterS Leben und Werden an der Hand nngedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgctheilt von Karl Theodor Gaedertz. Wismar, 1896.

Neue Folge 1897? Hmstorffsche Hofbuchhandlung Verlagsconto. —

Den Bausteinen für eine neue erschöpfende und zuverlässige Biographie Fritz Reuters, welche wir dem Sammelfleiß und Spürsinn Gaedertz bereits verdanken („Reuter-Reliquien" und „Reuter-Studien") hat der unermüdliche Reuterforscher weitere hinzugefügt mit den beiden vorliegenden interessanten und reich ausgestatteten Banden.

Aus dem der Schillerstiftung mit der Eisenacher Villa und deren Einrichtung von Reuters Lebensgefährtin (-s 1894) vermachten handschriftlichen Material, aus authentischen Erzählungen bezw. Niederschriften von Verwandten und Frennden Rmters, aus Briefen und Poesien Reuters aus öffentlichem und Privatbesitz hat Karl Th. Gaedertz das Material zu den lebensgeschichtlichen Umrissen geschöpft, die er unter dem Titel „Aus Fritz RcuterS jungen und alten Tagen" den Freunden und Verehrern des beliebtesten Volksdichters bietet. —

Mit Erfolg ist der Verfasser bemüht gewesen, in jedem der beiden Bände ein in sich abgeschlossenes, abgerundetes Ganze zu schaffen-, nicht nur eine für den Litteraturforscher

srig Reuters
Folge, Wismar,

berechnete werthvolle Zusammenstellung neuen Materials, sondern ein für weitere Kreise lesbares Buch, das ui zusammenhängender Tarstellung ohne fühlbare Lücken Reuters ganzes Leben von der Schülerzeit bis zum Tode umspannt, indem Neues mit Altem geschickt verschmolzen wurde. Eine zusammenhängende Tarstellung ward freilich dadurch erleichtert, dasz fast aus jeder Lebensperiode Reuters, vom Gymnasiasten, Burschenschafter, Festungsgefangencn, Studenten, Landmann, Schulmeister, dem Maler und Dichter, Neues mitzutheilen ist. Von Interesse sind z. B. die hochdeutschen Dichtungen aus Reuters Schüler- und Festungszeit und die im zweiten Bande gemachten Mittheilimgen aus dem

Louise Reuter, iEilenach 1864), Originalzeichnung von Ludwig Pietsch,
S: K, Th, Gaedertz, Au» Fritz Reuters jungen und alten Tagen,

Wismar, Hinstorff,

Schülerstammbuch des Tichters, in welchem sich mit dem Datum vom 9. Februar 1823 der in letzter Zeit viel citirte Spruch eingetragen findet:

„Wer Gott vertraut,

Fest um sich haut,

Kann nie zu Schanden werden." In dem ersten Bande sind beachtenswert die Erörterungen über die Frage, wie Fritz Reuter dazu kam, Plattdeutsch zn schreiben, wobei Gaedertz, seine frühere Behauptung verstärkend, jeden Einfluß Klaus Groths abweist (S. 13) und die erste Anregung bis in die Zeit des Heidelberger Aufenthaltes (1840) zurückzudatiren vermag. Ueber Fritz Reuters Thätigkeit als Lehrer und Turnlehrer in Treptow, über seine BriiutigamSzeit, aus der

Oderstlieutenant von BMoM, Commandant der Festung Dömitz, Nach einem Pastellbilde don Frlu Reiner, Aus: !t, Zh, Gaederlz. Aus Frig Reuters jungen und alle» Tagen. Reue Folge, Wismar, HInstorff,

einige Gedichte an „Luising" mitgetheilt werden, über den Verkehr Reuters mit Victor Siemerling und mit seinem Verleger Hinstorff, über die „Pathen" der Stromtid erfahren wir manches Fesselnde. — Werthvoll ist die Ergänzung der seiner Zeit unvollständig in Facsimiledruck erschienenen patriotischen Dichtung ‚Ok 'nc lütte Gaw für Deutschland", der letzten poetischen Leistung Reuters. —

Familie Peters in Thalberg, Nach einer Kreidezeichnnng von Fritz Renter, Ans; K. Th. »aedertz. AnS Fritz RenterS Inngen nnd alten Tagen. Rene Folge. Wismar, Hinstorff.

Noch werthvoller und reichhaltiger ist das Material, das Gaedertz in der .Zweiten Folge" der „Reuter-Tage" veröffentlicht. Hier wird uns zunächst Reuters Mutter durch Schilderung und Bild nahe gebracht, als eine fast ideale Frau, die schweres, körperliches Leiden mit frommer Ergebung und Sanftmuth trug; während des Vaters Charakterbild ein schwankendes bleibt und ein abschließendes Urteil über den Mann bis nach Veröffentlichung der Briefe des Baters an den Sohn vertagt werdm muß. — Ein neues helleres Licht fällt auf Reuters Festungszeit. Zum ersten Male erhalten wir hier eine zuverlässige Schilderung von Neuters Leben in Dömitz, die — nach Mittheilungen des Fräulein Anna von Biilow, der Tochter des von Reuter abconterfeiten Festungscommandanten Karl von Bülow—Reuters eigene Erzählung ergänzt und erweitert und Reuters Liebe zu der damals siebzehnjährigen Frida von Bülow unter Einflechtmig von Proben der durch sie hervorgerufenen Lyrik erzählt. Auch die Mitteilungen über den Aufenthalt Reuters in Jabel, wo er für die Lectüre im jugendlichen Damenkreise einen „gereinigten Faust" herstellte und mit Küster Suhr (an dem er in dm »Läuschen, und RimelS", der „Reis' nach Bellige»" und „Hanne Nute" litterarische Attentate verübte, deretwcgen der Betroffene dem Dichter lange Zeit grollte), sowie mit Förster Schlange (als „Slang'" in den ..Läuschen" und ‚Ut min Stromtid" verewigt) in häufige Berührung kam, sowie über den Aufenthalt in Demzin bei dem Pächter Franz Ruft, wo Reuter von seinem unseligen Leiden geheilt werden sollte, werden willkommen geheißen werden. In Demzin hat Reuter mit großen Eifer gemalt und gezeichnet! aus jener Zeit stammen Bilder der Familien Ruft und Peters in Thalbcrg, der „Truwappel" (Lining und Mining Rnsr), eine drollige Federzeichnung, die Pastor Augustin (in Nittmamishagen) mit Familie auf einer Landpartie darstellt; endlich ein Portrait der Braut des Dichters, Luise Äumze, die als Erzieherin im Hause des Pastors Augustin, der Reuter manchen Charakterzug sin den Onkel Bräsiq geliefert hat, wirkte. In das Verhältnis; der Verlobten lassen ein paar Briefe Reuters, in deren einem er in ergreifender Weise die Verzeihung der Geliebten für eineu Rückfall in sein altes Leiden anfleht, einen Einblick thun. In diesen, wie in anderen Briefen, in allen den mitgctheilte» Documcnten zeigt sich neben seinem unverwüstlichen Humor die Gemüthswärme, die Empfindungstiefe, die Reinheit der Seele und Lauterkeit der Gesinnung Reuters in wohlthuender, oft rührender Weise. Seinen Tichterruhm können auch die besten der neu mitgetheilten Poesien, insbesondere die zahlreichen Gelegenheitsdichtungen nicht erhöhen, den Menschen Reuter aber macht uns jede neue Offenbarung nur liebenswerther — bei mancher anderen litterarischen Größe ist das Gcgentheil der Fall gewesen. —

Wie uns Fritz Reuter in seinen Werken entgegentritt, so sehen wir ihn auch in seinem Leben; die Vorstellung, welche die ersteren in dem Leser von der Persönlichkeit des Dichters hervorrufen, deckt sich hier einmal erfreulich mit der Wirklichkeit.

Ein Wort sei noch der reichen illustrativen Ausstattung der beiden Bände gewidmet. Sie ist um so werthvoller, als ein Thcil derselben uns Fritz Reuter als Zeichner und Maler kennen lehrt. Eine beträchtliche Anzahl seii»r Leistungen auf diesem Gebiete finden wir hier reprodm irr; vor Allem mehrere Selbstbildnisse, die ihn als Friedlandcr Gymnasiasten, Mährend der Haft in der Hausvogtei in Berlin und während der Magdeburger Festnngs» zeit darstellen. Wer hätte nicht bei der drastischen Schilderung, die Reuter in „Ut mine Fcstungstid" von seiner ThätigKit als Portraitmaler entwirft, herzlich gelacht! Hier kann man aus mehreren Proben der Neuter'schen Klinstübung sich ein Ilrtheil bilden, bis wie weit die gutmüthige Selbstironie des Dichters gerechtfertigt ist. —

Hervorgehoben seien auch die Zeichnungen von Ludwig Pietsch, insbesondere das 1864 gezeichnete Portrait Luise Reuters, Und die Leser der „Läuschen und Rimels" werden die zu denselben angefertigten Zeichnungen Theodor Schloepkes, und das farbig nachgebildete Aquarell Schloepkes, das den Enspector Bröstg so überzeugend darstellt, freudig begrühen. —

Bei der Beliebtheit, deren sich Fritz Reuter erfreut, und die in der ungeheuren Verbreitung seiner Schriften zum Ausdruck kommt (die verschiedenen Ausgaben zusammen sind in einer Zahl von 1700 000 Bänden in's Volk gedrungen!), dürfen die Mitteilungen aus Reuters jungen und alten Tagen auf einen weiten Kreis von Lesern rechnen; daß Einzelnes von dem Ncumitgetheilten wenig belangreich ist, kommt nicht in Betracht; ixm künftigen Reutklbiographen bleibt es überlassen, das Unwesentliche auszuscheiden. Littcrarbistorikr, wie Reuterfreunde haben alle Ursache, dem Herausgeber der beiden schönen Bände dankbar zu sein. 0. V.

Bibliographische Notizen.

Im Reiche des Aaren. Büsten und Bilder aus Rußland von Eugen Zabel. Berlin 1898. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Der Berliner Feuilletonist und Kritiker Engen Zabel ist seit einer Reihe von Jahren eifrig bemüht, dem deutschen Publicum die Kenntnisse russischer Litterat'ir und Cultur zu vermitteln und die mannigfachen Vorurtheile, mit denen man bei uns Wer das Reich des Zaren denkt und spricht, zu bekämpfen und zu zerstören. Mehrfach hat er Reisen nach Rußland unternommen und diese, zumeist als berichtender Journalist, beschrieben, in die Werke russischer Dichter hat er sich versenkt und interessante Charakterköpfe gezeichnet, und nicht zum Mindesten nmß hervorgehoben werden, daß er mehrere Werke russischer Dramatiker der deutschen Bühne gewonnen hat. Auch sein neuestes Buch „Im Reiche des Zaren", das. wie der Titel es deutlich bezeichnet, sich wieder mit Rußland beschäftigt, enthält eine Fülle des Belehrenden und Unterhaltenden. Gerade die letzten Jahre haben den Verfasser mehrfach in unser östliches Nachbarreich geführt, er weilte dort nach dem Hinscheiden des Zaren Alexander III., während der Krönung des regierenden Kaiserpaares und bei der Kaiserzusammenkunft im August 1897. Was der Journalist in diesen historischen Momenten mit scharf beobachtendem Ange gesehen hat, das beschreibt er mit Klarheit und Anschaulichkeit. Er ist immer bestrebt, dem Leser Bilder zu geben und ihn möglichst zum Theilnehmer dessen zu machen, was ihm selbst angenehm oder unangenehm aufgefallen ist, was ihn erfreut oder mit Bewunderung erfüllt hat. So treten der verstorbene Zar und sein regierender Sohn in ihren eigenthümlichen Gegensätzen deutlich vor uns hin; bei keiner der Gestalten aus der politischen und literarischen Welt, die Zabel unL vorführt, versäumt er die Tarstellung ihrer körperlichen Erscheinung, die sich durch geschickte Schilderung fest in unserem Gedächtniß ein

prägt. Anziehend und fesselnd sind die Beschreibungen der seltsam fremdartigen, russischen Städte und Landschaften, die er auf jenen Reisen durcheilt hat; er weiß uns von Moskau und Petersburg zu erzählen, mit ihm wandern wir durch die Messe von Nischnu»Nowgorod und die gleichzeitig stattfindende Ausstellung, wir begleiten ihn schließlich auf der Wolgafahrt und in die alte Residenz Kiew. Auch das furchtbare Unglück auf dem Chodinkafeld, welches die Festlichkeiten des vorigen Jahres so traurig abschloß, hat ein eigenes Capitel erhalten. Als ganz besonders werthvoll sind die Aufsätze über russische Politiker zu betrachten: so beschäftigt sich Zabel mit dem vielberufenen Oberprocureur des heiligen Sniwd Pobedonoszew und sucht die merkwürdige Natur dieses Mannes zu erklären, so macht er feinen Landsleuten eingehende Mittheilungen über den Grafen Walujew; von Dichtern ziehen ihn Nekrassow, Krnlow nnd Garschin an (über Turgenjeff, DostojewSki, Tolstoi u. a. hat Zabel früher schon größere Arbeiten veröffentlicht), die Musiker Rubinstein und Tschaikowsky setzt er in eine interessante Vcrgleichung, und von Bildhauern behandelt er Autokolskn. Gern lesen wir auch das Capitel „Bismarck in Petersburg", das rein erzählend den Aufenthalt des deutschen Botschafters in Rußland vor Augen führt. Wenn so ein Theil des Zabel'schen Buches aus dem journalistischen Bedürfniß des Tage« entstanden ist, so bleibt eS doch werthvoll durch den leicKKn glatten Fluß der Erzählung und die zahlreichen rasch aufgefaßten und deutlich wiedergegebenen Beobachtungen, während wiederum mehrere der Aufsatze auf dem sorgfältigen Studium der Werke russischer Künstler und Schriftsteller beruhen. Das Buch ist nicht nur Jedem zu empfehlen, der sich mit russischer Geschichte und Culwr schon beschäftigt hat, sondern es wird auch Jeden lebhaft interessiren, dem jene merkwürdige Welt bisher noch fremd geblieben ist. im.

Inhalt.

hierzu ein Portrait: Friedrich Ratzel. Radirung von Johann kindner in München.

»Nord und Söd' erscheint am Anfang jedes Mona» in Kesten mit je einer Ilunstbeilage.

preis pro Puartal p Hefte) b Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen lederzeH Bestellungen an

Alle auf den redactionellen Inhalt von «Kord und Süd" be« züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Kord und Süd" Breslau.

Siebenhufenerstr. ll, 12/ ^5.

ls Käthe, die zweite von uns, geboren wurde, konnte Papa seine Enttäuschung nicht verbergen. Er wünschte sich Sohne, und nun kam schon das zweite Femininum. „Na, Lies'," sagte er zu mir, „Du hast heut Nacht ein Schwesterchen bekommen."

„Ein Schwesterchen! Ein Schwesterchen!" schrie ich vor Freude und tanzte in der Stube herum.

„Sei still, alte Lies', und wecke die Mama nicht!" mahnte Papa. „Hättest lieber ein Brüderchen gehabt, gelt?"

„O nein, Papa. Iungen sind immer so böse und schlagen die Mädchen. Ich mag keinen Iungen zum Brüderchen."

„So, dann komm, ich werde Dir das Schwesterchen zeigen, aber ganz ruhig, hörst Du?"

Er nahm mich bei der Hand, und wir gingen in das Zimmer, wo Mama und die kleine Käthe lagen. Mama nickte uns lächelnd zu, und auf den Zehen traten wir an das Bett, um das Kleine anzusehen. In diesem Augenblick aber verzog es das Gesicht und fing zu schreien an, so laut, wie ich es von einem so winzigen Dinge gar nicht erwartet hatte. Papa hielt sich die Ohren zu und zog mich schnell zur Thür hinaus.

„Warum schreit denn das Schwesterchen so?" fragte ich draußen.

„Ach, das machen die Mädels alle so!" erwiderte Papa verdrießlich.

Ich wußte damals noch nicht, daß auch kleine Iungen zu schreien pflegen. Aber Käthe war jedenfalls eine Meisterschreierin. Sie schrie in einer Tour fort, und Niemand konnte sich den Grund ihrer Unzufriedenheit erklären. Als ich später Käthe selber fragte, wollte sie von Nichts wissen. So macht sie Ls immer: erst sündigen und dann flott ableugnen. Vier volle Wochen brauchte sie, um sich satt zu schreien, dann, wie auf Commando, war sie vlötzlich still, und seitdem schrie sie nur, wenn sie gerechte Ursache dazu hatte. Und sie hatte oft gerechte Ursache zum Schreien.

Denn Käthe war zwar ein Mädchen, Alle sagten es, aber gewiß nur aus Versehen; eigentlich war sie ein Junge, ein verdorbener Junge, versicherte Mama; und alle Jungen sind ungezogen, dabei bleibe ich, die verdorbenen aber sind die allerungezogensten. Noch ehe sie stehen und gehen konnte, mar Käthe der Schrecken für das ganze Haus. Wie eine wilde Hummel fuhrwerkte sie überall heruin, wo es irgend einen für kleine Kinder gefährlichen Ort gab. Wenn man sie nicht beständig unter Aufsicht hielt, war sie verschwunden und konnte erst nach längerem Suchen gefunden werden, oft in den halsbrecherischsten Stellungen: in Thürspalten, hinter Oefen, unter Schränken, von wo man sie mit Mühe und Lebensgefahr hervorzog. Häufig trug sie hierbei Beulen und Hautabschürfungen davon, und manchmal stürzte sie von der Höhe einer Sovhalehne oder gar eines Tisches ab und schlug sich etliche Locher in den Kopf. Das eine Mal blieb sie regungslos liegen, und Alle dachten, das arme Käthchen wäre todt, sie wurde aber wieder lebendig und lachte uns aus. Aber bei diesem Falle zog sie sich eine tiefe Wunde an der Stirn zu, die quer durch die rechte Augenbraue lief, noch heute sieht man deutlich die Narbe. Sie steht ihr übrigens sehr gut, wie ihr Alles gut steht, und wenn sie in Rage geräth, und ihre braunen Augen zu flammen beginnen, dann färbt sich auch die Narbe roth, und dann soll mal Einer mit Käthe anbinden! Ich möcht's ihm nicht rathen.

Jener böse Fall kostete dem Kindermädchen die Stellung und der Mama eine Ohnmacht, auf Käthe aber machte er gar keinen Eindruck. Ihre Jungennatur zeigte sich jedoch erst im vollen Lichte, nachdem sie, früher als sonst üblich, laufen gelernt hatte. Nun kamen wir aus der Aufregung nicht mehr heraus. Beständig waren wir auf der Jagd nach ihr; denn sie bevorzugte solche Verstecke, wo Menschen sich nicht aufzuhalten pflegen. Wenn wir bei Tische saßen und Jemand plötzlich auf etwas Weiches trat, so war es Käthe, die sich's dort unten gemüthlich gemacht hatte; gab es in der Küche ein Gepolter von herabfallenden Tellern und Gläsern, so zog man alsbald Käthe hinter einem Geschirrständer hervor. Mama war darüber untröstlich, aber Papa schmunzelte vergnügt. Er hatte sich mit Käthes Existenz vollständig ausgesöhnt, sie war sein erklärter Liebling geworden, ihr verzieh er Alles; was sie auch beging, fand er entzückend, bewunderungswürdig. Schlau, wie sie war, hatte sie das bald herausgemerkt und machte ihn zum Spielball ihrer unglaublichen Launen. Und er, der sonst so Ernste, ja Strenge, gab gern seine Würde, seine Höhe preis, nur um dem kleinen Dinge, dem jede Tugend wohlerzogener Mädchen fremd war, zu gefallen; ließ sich willig als Turngeräth für Käthes Kletterkunststücke benutzen, bot mit wahrer Engelsgeduld Bart und Haupthaar ihren Zerstörungsgelüsten dar und lernte es sogar schließlich, mit täuschender Naturtreue bellende Hunde und galoppirende Pferdchen darzustellen, auf denen Käthe ihre Reitstudien vollführte.

Aber nun das Merkwürdigste! Papa war ein geschworener Feind von offenen Thüren. Wenn Jemand in's Zimmer trat, ohne die Thür zu schließen, gerieth er in Verzweiflung, und es mar daher bei uns oberstes Hausgesetz: Thüren zu! Alle neu eintretenden Dienstboten wurden feierlich darauf verpflichtet. Nur Käthe hielt sich nicht daran gebunden, sie machte grundsätzlich keine Thür zu, und von ihr ließ es sich Papa gefallen. Geduldig stand er von seinem Platze auf und zog eigenhändig die Thür in's Schloß, so oft Käthe in's Zimmer gestürmt kam, und wenn er sich zu dem leisen Mahnruf: „Aber Käthchen, die Thür!" aufschwang, so glaubte er wunder was gethan zu haben. Was Käthe betrifft, so blieb sie vollständig kalt dabei, eine Thür schloß sie deswegen doch nicht.

Das war Käthe in der ersten Blüthe ihrer Jungenhaftigkeit. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß sie ein entzückender Kerl war, das reine Feuer, sie sprühte förmlich vor Lust und Uebermuth, und wer ihr zu nahe kam, der ward von ihrer Tollheit angesteckt. Sie war mit einein Worte ein geliebter Bösewicht.

Als Käthe das zweite Jahr vollendet hatte, traf Rose, die Dritte im Bunde, ein. Diesmal seufzte Papa vernehmlich und machte ein sorgenvolles Gesicht.

„Kinder," sagte er ziemlich kleinlaut, „der Storch hat Euch ein Schwesterchen gebracht, sie heißt Rose."

„Will aber reine Schwester!" rief Käthe. „Mag teine Schwester!"
„Aber Käthchen! . . ."

„Nein, will teine, Mädels und alle dumm, Biederlein will Täte haben!"

„Das hättest Du dem Storch früher sagen müssen," meinte Papa.
„Stohch tann es wiederhole," erklärte Käthe, „Täte mag tein Mädel!"
Ich versuchte ihr in's Gewissen zu reden.

„Pfui, Käthchen," sagte ich, „wer wird so garstig sein? Rose ist gewiß ein süßes Püppchen."

„Mag aber tein Püppchen, mag tein Mädel!" rief sie zum dritten Mal. Und dabei blieb sie.

Als dann Maina wieder gesund geworden war, hörte ich eine Unterhaltung zwischen ihr und Papa mit an, worin dieser seinein schweren Kummer über das Anwachsen des weiblichen Theiles der Bevölkerung Ausdruck gab. Es sei festgestellt, daß es so und soviel Millionen mehr Frauen als Männer gebe, und wir gingen einer weiblichen Calcnnität entgegen. Das war eine deutliche Anspielung auf uns. Mama übernahm unsere Vertheidigung. Drei Madchen mehr oder weniger, sagte sie, werde das Gleichgewicht der Geschlechter »och nicht erschüttern; übrigens wäre es ganz gut, wenn die Frauen in die Mehrzahl kämen, desto besser und sanfter würden die Männer werden. Worauf Papa etwas von dem verderblichen Einfluß des Femininismus sprach, was ich zum Glück damals nicht verstand.

Unsere kleine Rose erfreute sich seitens des Papas und der mädchenfeindlichen Käthe nur sehr geringer Beachtung, aber, um die Wahrheit zu sagen, auch Rose kümmerte sich um diese Beiden nicht im Geringsten. Sie war überhaupt eine contemplative Natur. Im Gegensatz zu Käthe verhielt sie sich vollkommen ruhig, still lag sie in ihren Kissen und träumte meist mit aufgeschlagenen, himmelblauen Gucklichtern in die Welt hinein. Es war ein zartes, wunderhübsches Kind, schon in den ersten Monaten als das echte Ebenbild unserer süßen Mama kenntlich. Ihr reizendes Näschen, der winzig kleine Mund, die rosigen Patschen, das weiche Blondhaar — Alles war von entzückender Feinheit und blieb auch so, als sie sich, wenn auch nicht so schnell wie Käthe, doch ohne Hinderniß körperlich entwickelte. Diesem Aeußeren entsprach auch ihr ganzes Wesen. Sie war das artigste Kind, das ich je gesehen habe, aber ihre Artigkeit hatte nichts Gemachtes oder Anerzogenes, sie war der Ausdruck ihrer angeborenen Sanftmuth. Die Erziehungskunst ihr gegenüber bestand daher nur darin, sie sich selbst und ihrer glücklichen Natur zu überlassen.

Käthe hatte sich anfangs, ihrem Principe treu, von Rose fern gehalten, nur ab und zu war sie kindlicher Neugier folgend an das Bettchen der Kleinen gekommen, um sie sich anzusehen. Sie war erstaunt und offenbar indignirt, daß das kleine dumme Ding keinen Lärm machte, hätte es geschrieen und mit den Füßen gestrampelt, so würde sie vielleicht ihr Vorurtheil aufgegeben haben. Wer so ein Duckmäuser wie dieser war ihr verächtlich. Nach und nach änderte sie, wenn auch nicht ihre Ansicht, so doch ihr Verhalten dem neuen Familienmitgliede gegenüber. Sie mochte denken, daß man es im Nothfalle als Spielzeug benutzen könne. Daher begann sie sich Rose zu nähern, um zu versuchen, ob man nichts aus ihr machen könne. Als Puppe ließ sie sich doch am Ende verwerthen. Rose verhielt sich diesen Annäherungsversuchen gegenüber im Allgemeinen völlig passiv, ließ sie sich aber willig gefallen; wenn es Käthe zu arg trieb, blickte sie die Kleine nur erschrocken an, dann stand Käthe sofort von ihr ab, sie wußte eigentlich nicht warum. Dafür ward sie aber auch mit einem Lächeln belohnt, das ganz wunderbar auf sie wirkte. Sie konnte dann nicht anders, als die lächelnde Kleine abküssen und abdrücken, freilich oft beängstigend gewaltthätig.

Dieses Lächeln war es auch, das Papa auf sein Nesthäkchen aufmerksam machte. Es lag darin etwas unaussprechlich Holdes, etwas lieblich Gefälliges und doch wiederum Vornehmes, das zu ihrem feinen Gesichtchen und ihrer sanften Art ganz merkwürdig stimmte. Wenn sie sich damit zeigte, konnte ihr Keiner widerstehen. Papa fand zuerst den rechten Ausdruck dafür, er nannte es das „Prinzessinlächeln", und seitdem hieß Rose nur: die „Prinzessin", und sie hieß nicht blos so, sie wurde auch wie eine Prinzessin gehalten und war auch eine solche, und zwar eine gute, liebe Prinzessin, wie sie in den Märchen, aber auch bisweilen in der Wirklichkeit lebt, ein Wesen von edler Art, schön von Antlitz und Gestalt und mit einem goldenen Herzen.

II.

Papa war Beamter. Dem vielen Aerger nach zu schließen, den ihm sein Amt bereitete, muß es ein sehr undankbares und schwieriges Amt gewesen sein. Wenn er abgespannt nach Hause kam, mußte die größte Ruhe herrschen, und wir Drei waren von seinem Angesicht verbannt. Erst nachdem das letzte Actenstäubchen von der Seele herunter war, durften wir auf der Bildfläche erscheinen. Mama war die Einzige, die er immer um sich litt, in ihrer Gegenwart vergaß er die Verdrießlichkeiten des Amtes am schnellsten. Und das war ja kein Wunder. Uns Kindern ging es genau ebenso. Wenn eine von uns krank war oder bedrückt über irgend etwas, brauchte Mama nur zu kommen, sich zu uns zu setzen und unsere Hand in die ihrige zu nehmen, und wir waren schon halb gesund und von allem Kummer befreit. Denn sie war ein Engel, unsere liebe, süße Mama.

War also Papas Laune in ihren natürlichen Zustand zurückgekehrt, dann kam an uns die Reihe. Erst nahm er Käthes stürmische Umarmungen in Empfang, wobei sie in der Regel mit kühnem Sprunge auf seine Kniee hinaufvoltigirte und von da aus ihre Liebkosungssalven losließ. Dann wurde die Prinzessin vorgeführt und sanft auf Mund und Seidenköpfchen geküßt. Zum Schluß bekam ich einige zärtliche Klopfer auf die Backen und durfte meinen Kopf einen Augenblick an seine Schulter lehnen. Und während dieser Kußparade strahlten seine Blicke die innigste Herzensfreude wieder, und als wäre er im Zweifel, welcher Theil ihm am besten gefallen, ließ er sie meist in veränderter Ordnung wiederholen. Kam es aber doch einmal vor, daß er zerstreut oder beschäftigt war, so gab uns Mama einen Wink, und husch, waren wir nach der ersten Vorstellung zur Thür hinaus.

Wenn Eltern der Regel nach ihre Kinder erziehen, so kommt doch auch bisweilen der Fall vor, daß Kinder ihre Eltern erziehen. Unser Papa, das muß ich leider offen sagen, hatte eine starke Abneigung gegen Kinder weiblichen Geschlechts; er hatte es oft genug ausgesprochen, daß er sich aus Mädchen gar Nichts mache, sondern für sein Leben gern Iungen gehabt hätte. Nun wohl, wir haben diese Abneigung besiegt, dank nnserer erziehlichen Thätigkeit ist Papa ein completter Mädchenschwärmer geworden, der jeden Augenblick bereit ist, zu beschwören, daß es ohne Töchter kein reines Elternglück gebe. Wie wir das angestellt haben, das ist unser Geheimniß und soll es bleiben, nicht wahr, Käthe? Oder willst Du es preisgegeben haben, Prinzeßchen? Nein, wir sind verschwiegen wie das Grab!

Damals waren wir noch alle Drei kleine, dumme Dinger und hatten unseren Papa allerdings noch nicht so weit. Er befand sich erst im Beginn der Besserung, ungefähr in dem Stadium, daß er sich sagte: „Vater von drei Töchtern zu sein, ist gerade nicht sehr erbaulich, aber es könnten auch fünf oder gar sechs sein, und das wäre noch schlimmer!" Erst allmählich brachten wir ihn vermittels unserer Geheimmethzde zu der Erkenntnis von der Vollkommenheit seines Glückes.

Damals also fing Papa eben an, sich mit seinem Schicksal auszusöhnen, und ich muß uns zu unserem Ruhme nachsagen, wir machten ihm diese Aussöhnung leicht. Wir umspielten ihn wie drei Kätzchen, eine immer zärtlicher als die Andere, und ich hatte den sehen mögen, der unseren vereinten Schmeichelkünsten auf die Dauer widerstanden hätte. Käthe wurde es natürlich am leichtesten, sie hatte ihn von Anfang an erobert und brauchte keine besonderen Minen springen zu lassen. Prinzeßchen wiederum siegte durch ihre stille Sanftmuth; wenn sie sich an seine Kniee schmiegte und ihn anlächelte, war sie Siegerin. Und ich, der weniger natürliche Hilfsmittel zur Verfügung standen, suchte seine Gunst zu erlangen, indem ich mich bescheiden im Hintergrunde hielt. So wurde er wenigstens nicht in jedem Augenblicke gewahr, daß wir unser Drei waren.

Aber was hätten wir ohne Mama ausgerichtet? Ihr verdanken wir schließlich doch alle unsere Erfolge. Wie der genialste Regisseur wußte sie uns vor Papa in Scene zu setzen. Wenn der rechte Augenblick da war, ließ sie uns auftreten, entweder einzeln oder zu Zweien oder im Ensemble, je nachdem es die Situation erheischte. Wehte ein ungünstiger Wind, dann blieben wir still hinter den Coulissen, und ebenso hatten wir zu verschwinden, wenn wir zuviel wurden, und Papa anfing, unsere Anwesenheit allzustark zu empfinden. So entfiel auf Papa das Vergnügen und auf Mama die Arbeit. Denn Arbeit und Mühe und Sorgen mögen wir der armen Mama reichlich gemacht haben, wenn wir auch nicht zu den Schlimmen gehörten. Aber Papa durfte davon Nichts merken und merkte auch Nichts oder doch nur herzlich wenig davon. Solche stille Opfer werden viel gebracht, aber Niemand rühmt, Niemand verzeichnet sie, die Männer am wenigsten . . .

Als ich, die Aelteste, in das schulpflichtige Alter gekommen war, wurde Papas Meinung über Art und Wahl der Schule eingeholt. Mama hatte sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt und Erkundigungen von allen Seiten eingezogen. Papa lobte diesen Eifer und sagte:

„Ganz wie Du willst, liebes Kind. Bei Mädchen kommt es ja gar nicht darauf an. Wenn unsere Liese nur eine brave Hausfrau wird. Und dafür wirst Du schon sorgen!"

Mit diesen nicht gerade melodischen Klängen wurde meine geistige Ausbildung eingeläutet.

Ich kam also auf eine höhere Töchterschule und war nicht wenig stolz darauf. Als ich mit der ersten, von rühmlichen Präd'caten strotzenden Censur, deren ehrenden Inhalt ich als Analphabetin nur ahnen konnte, nach Hause kam, gerieth Papa in große Heiterkeit, ich glaube, er machte sich über mich lustig. Auf einen bittenden Blick Mamas rief er aber:

„Brav! Sehr brav! Lies'!"

Das war Alles. Von Mama jedoch erhielt ich zur Belohnung einen sehr schönen Bogen Puppenbilder.

Ob mich nun die Aussicht auf fernere Anerkennung anstachelte, oder ob ich ein kleines Schreibgenie war, schon am nächsten Geburtstage Papas konnte ich ihm ein goldgerändertes Blatt überreichen, auf dem ich mit sehr großen und steifen, aber wohlgemeinten Buchstaben vier volle Zeilen ausgefüllt hatte, deren zweite zu meinem und Mamas schwerem Kummer durch einen Riesenklecks verunstaltet war. Diesmal sagte Papa:

„Ei, ei! Sieh, sieh! Du Tausendsassa! Vorzüglich! Am besten ist der Klecks gelungen!"

Dieses zweifelhafte Lob trieb mir die Thränen in die Augen, und ich wäre auch schon losgeplatzt, wenn mich nicht Papa in die Arme genommen und geküßt, uud Mama ein großes Stück Geburtstagskuchens als Pflaster auf die Wunde gelegt hätte. Ich will nur noch versichern, daß das nächste Gratulationsschreiben ohne Kleckse, mißgestaltete Buchstaben und bittere Thränen verlief.

Viel mehr als diese Proben meiner Bildungsfortschritte verlangte Papa nicht zu sehen, es genügte ihm, daß ich die Schule besuchte. Die tausend kleinen Schülerfreuden und -Leiden: die Kämpfe um den höchsten Platz in der Klasse, die Triumphe der ersten Declamation bei der Weihnachtsfeier, die Schulspaziergänge, und wie ich meine erste Freundin gewann und verlor — Alles blieb dem immer offenen Herzen der lieben Mama anvertraut. Und ich erinnere mich genau, wie ich flammendroth wurde vor Erregung, als Papa mich einmal in die sechste, statt in die fünfte Klasse versetzt glaubte. Das nicht einmal zu wissen! Oh! Wesentlich mehr Interesse widmete er den Schulangelegenheiten Käthes, die inzwischen auch unserer Vorsteherin, wie Papa sich lachend ausdrückte, „zur weiteren Veranlassung" ausgeliefert worden war. Käthe zwang ihn freilich selbst dazu. Denn wie vorauszusehen war, wollte sie sich durchaus nicht in die Disciplin der Schule fugen, und die darüber entrüstete Lehrerin wandte sich unter Umgehung der Mama an den gestrengen Vater mit der Bitte um Abhilfe. Die Sünderin sollte im Wege der „häuslichen Zucht" — ein schrecklicher Ausdruck! — zur Ein- und Umkehr gebracht werden. Natürlich war Papa außer sich — über die Lehrerin. Oder glaubtet Ihr etwa über Käthe? Käthe war ja völlig unschuldig, ihre natürliche Munterkeit wurde von dieser Pedantin als Wildheit, ihr angeborener Humor als Bosheit ausgelegt. Es war lächerlich, aus ein paar zerbrochenen Schiefertafeln, drei zerrissenen Schulschürzen, einigen wenigen den Mitschülerinnen verabreichten Püffen, einem umgeworfenen Tintenfaß und einer der Lehrerin gedrehten, obendrein noch hinter dem Rücken gedrehten, schändlicher Weise verrathenen Nase so viel Aufhebens zu machen. Man wird Käthe einfach aus dieser schlecht geleiteten Schule, in der jede freie Regung einer heiteren Kindesseele gewaltsam unterdrückt werden soll, fortnehmen!

So erklärte Papa voller Zorn. Zum Glück wußte Mama die Ausführung dieser Drohung zu hintertreiben, und Käthe blieb in der Schule und, wie ich aus eigner Erfahrung berichten muß, der Schrecken ihrer damaligen und jeder späteren Klasse. Doch gelangten nie wieder ähnliche Klagen über sie an Papa, was dieser für einen vollgiltigen Beweis der Richtigkeit seiner Ansicht erklärte.

„Nur keine Pedanterie! Nur keine Abtödtung der Seele," sagte er. „Ihr seht, Käthe ist von selbst vernünftig geworden!"

Leider war dies nicht der Fall, vielmehr hatte das Ausbleiben der Klagen einen ganz anderen Grund. Mama hatte sich nämlich nach jenem Vorkommniß sofort mit der Vorsteherin in Verbindung gesetzt, und seitdem war sie diejenige Instanz, an welche die bedauerlicher Weise nicht geringe Zahl von Beschwerden über die Missethaten Käthes adressirt wurden und bei der sie ihre für Käthe selten erfreuliche Erledigung fanden. Denn Mama konnte auch energisch fein, wenn sie wollte und es noth that. Das mußte Käthe zu ihrem Schaden miederholt erfahren. Uebrigens entpuppte sie sich allmählich als ein kleines Genie. Das Wissen kam ihr zugeflogen, und was noch mehr bedeutet: sie hatte auf der Stelle von Allein, was man sie lehrte, eine klare Vorstellung, sie sah den Dingen auf den Grund und machte sich eigene, meist auch eigenartige Gedanken darüber. In ihrem Köpfchen wimmelte es von guten Einfällen und famosen Ideen. Ein Wettermädel war sie! Ganz im Gegensatz zu Rose, dem Prinzeßchen, die schon als A-B-C-Schützin sich durch Fleiß und Ordnungsliebe auszeichnete, aber über das Durchschnittsmaß keinen Fingerbreit hinausragte. Unsere Jüngste war als Schülerin ein liebes Ding, stets belobt wegen ihrer Pflichttreue und rühmlichen Fortschritte, nie auffallend durch besondere Leistungen, aber keiner Lehrerin und noch weniger einer Mitschülerin Anlaß zur Unzufriedenheit gebend, allseitig beliebt und der Mittelpunkt eines mit jedein Tag wachsenden Freundinnenkreises. Kurz, lobensmerth in Allem, aber zum Glück nicht vollkommen; denn Nichts ist unausstehlicher, als ein Musterkind. Ihr Fehler, wenn man es so nennen darf, war ihre unendliche Seelenruhe, durch die sie uns oft zur Verzweiflung brachte, und die sich auch auf das Denken übertrug. Es währte immer eine geraume Zeit, bis sie Etwas erfaßt hatte, dann saß es aber auch fest. Ebenso war sie in mechanischen Dingen nicht schnell bei der Hand, Gott bewahre, aber desto zuverlässiger war sie in Allem, was sie angriff. Käthe, die sich ihr gegenüber als ältere Schülerin sehr erhaben vorkam und darauf bestand, ihre Arbeiten zu controliren, womit sie indessen nur Verwirrung in der Kinderstube anrichtete, denn ihre Lehrversuche endeten regelmäßig mit einem großen Geschrei, nannte die Prinzessin nur die „Schnecke" und behauptete, wenn es nach Rose ginge, würde die Eisenbahn abgeschafft, und man finge wieder an, auf Kameelen zu reiten, wie in der Bibel stehe. So Etwas konnte nur Käthe behaupten.

III.

Wir wuchsen nun lustig darauf los. Käthes Verlangen nach einem feschen Bruder war nicht gestillt worden, wir blieben auf uns angewiesen und waren uns auch genug und unseren Eltern nicht minder. Denn Unruhe verursachten wir für die doppelte Zahl. Wir wohnten damals in einer Mittelstadt, welche Sitz der Regierung war, bei der Papa seine Anstellung hatte. Es war ihm ein Posten in der Residenz angetragen worden, aber er hatte ihn mit Mamas Einverständnis aus Rücksicht auf uns abgelehnt.

„Wie sollen sie in dem Menschenwalde gedeihen?" sagte er. „Ohne Licht und Luft und Freiheit? Hier mögen sie wachsen wie die wilden Brombeeren, später können wir sie eher verpflanzen!"

So blieben wir denn in dem kleinen Hause, das wir mit einem kinderlosen Ehepaar bewohnten, und konnten uns in dem großmächtigen Garten, der mit seinen weiten Rasen- und Spielplätzen dahinter lag, nach Herzenslust tummeln. Oft lugten die erschreckten Nachbarn über die Zäune, um nachzusehen, was die tollen Mädel wieder trieben. Papa war diese Ausgelassenheit gerade recht, und wenn er bei Laune war und Zeit hatte, kam er selbst in den Garten und machte mit. Denn lange ehe man an Turnunterricht für Mädchen dachte, hielt er streng darauf, daß wir durch gymnastische Uebungen unseren Körper stählten. Je weniger er sich um unsere Schulangelegenheiten kümmerte, desto eifriger war er auf unsere körperliche Ausbildung bedacht. Kränkliche Menschen waren ihm zuwider, und blasse Gesichter konnte er nicht ausstehen. Wenn wir mit frisch gerötheten Wangen in's Zimmer stürmten, waren wir ihm am liebsten.

„So ist's recht!" sagte er. „Mädchen dürfen keine Stubenhocker sein. Sie haben es ebenso nöthig, fast noch nöthiger als die Iungen, sich kräftig und gesund zu erhalten. Ihr werdet schon einsehen, wie nöthig das ist."

Er selbst war ein Freund jeder Art von Leibesübung nnd hielt sich damit trotz aller Arbeit in Frische und Rüstigkeit. Die Natur liebte er leidenschaftlich, er hatte mehr von einem Förster oder Landmann, als von einem Actenmenschen. Namentlich das Wandern war ihm ein starkes Bedürfniß. In weiten Märschen suchte er den Wust der leidigen Bureauthätigkeit, die Sorgen des Amtes von sich abzuschütteln; wenn er dann nach Stunden heimkehrte, fühlte er sich als ein Freier.

Sonntags durften wir, wenn das Wetter nur leidlich war, ihn begleiten. Zur guten Zeit ging's in den Wald, Iede trug ihren Mundvorrath bei sich, und wo ein geeignetes Plätzchen sich fand, da ward gerastet, geschmaust und gespielt. Ausschreiten mußten wir tüchtig, denn Papa ließ gerne feinen Spott aus an Mädchen, die nicht ordentlich gehen gelernt haben, sondern nur zu trippeln verstehen, und das durften wir doch nicht auf uns sitzen lassen.

Und erst in den Ferien! Da mußten wir zeigen, was wir konnten. Im heimätlichen Gebirge, an die tausend Meter hoch, liegt ein berühmtes Kirchlein, ein Stück norwegisches Alterthum, und um das Kirchlein eine kleine Ortschaft, aus wenigen, auf grünen Matten verstreuten Häuschen bestehend. Dort war Iahre hindurch unser Ferienquartier. In einem dieser winzigen Häuschen hausten wir einträchtig mit den Kühen, welche außer den Sommergästen die einzige Erwerbsquelle der armseligen Besitzer bildeten. Diese selbst schlugen unterdeß ihre Wohnung in einem sonst als Heustall dienenden Schuppen auf. Aber wie glücklich fühlten wir uns trotz der Enge unserer Stübchen und der Bescheidenheit der ländlichen Lebensweise.

„Da seht Ihr," pflegte Papa zu scherzen, „wie wenig der Mensch bedarf, um glücklich zu sein! Ich werde Euch daran erinnern, wenn Ihr mir wieder mit Euern Luxuswünschen kommt!"

Ia, wenn man den Frohsinn und die Sorglofigkeit der Ferienzeit in die gewohnten Lebensverhältnisse mit hinüber nehmen könnte! Wenn man Höhen und Wälder und Bäche einpacken und in die Heimat mitnehmen könnte!

Tag für Tag stiegen wir in die Berge hinauf, ließen unsere Gesichter von der Sonne bräunen und füllten Stege und Wege mit lustigem Lärmen. Papa immer mit uns, strahlend in Heiterkeit und Liebenswürdigkeit. Die Verdrußfalten, die sein Gesicht oft so streng erscheinen ließen, waren verschwunden, verschwunden der trübe Blick, die gelblichen Schatten auf Stirn und Wangen, das rastlose Bohren der Nerven; er war wieder ganz unser lieber, einziger Papa. Seine Frische steckte auch Mama an, die mit jedem Tage schöner und jünger wurde. Es war, als wenn der Schleier, den die Sorge des Alltagslebens über ihr Gesicht gebreitet hatte, davon geflattert wäre, und als zeigte es sich nun erst in seiner natürlichen Anmuth. Selten war sie mit auf unseren Partien, ihr war es erwünschter, daheim zu bleiben und sich auszuruhen, „auf Vorrath", sagte sie lächelnd. Hatte sie uns zu unseren Ausfahrten gehörig verproviantirt und ausgerüstet, dann nahm sie ein Buch und ging in den nahen Wald oder setzte sich auf die Bank hinter unserem Häuschen, vor der die ganze Pracht des Hochgebirges ausgebreitet lag wie ein Zauberbild. Des Abends kam sie uns ein Stück Weges entgegen, und es mar für uns ein Fest, wenn wir sie aus weiter Ferne erblickten und sie mit Juchhei und Holdrio begrüßen konnten.

Ja, das waren fröhliche Tage und Wochen. Aber Ferien schreiten schnell, und ach, zu früh läßt die Schule das Signal zum Sammeln ertönen. Geraume Zeit dauerte es jedes Mal, ehe wir uns zu Haufe wieder eingerichtet hatten, und ein Haupttheina unserer Winterabendgespräche war es, der hinter uns liegenden Feriengroßthaten, oft ein wenig ruhmrednerisch, zu gedenken und neue kühnere für das nächste Jahr zu ersinnen.

Das ging so ein ganzes Häuflein von Jahren. Dann wurde dieses Thema allmählich durch andere verdrängt. Es begann die Aera der langen Kleider, der gefühlvollen Kränzchen mit und ohne Lectüre, der Tanzstunden — ach, der seligen Tanzstunden! Und stehe da, plötzlich mar unser Haus der Schauplatz einer lebhaften Geselligkeit.

Ein Vetter von uns stand als Offizier in einem Artillerie-Regiment der Garnison. Er machte uns ab und zu einen Besuch, ohne es indessen zu einem regelmäßigen Verkehr kommen zu lassen; wozu er auch unsererseits nicht allzu dringlich veranlaßt wurde, denn er war ein etwas gar zu trockener Vetter. Er sprach von nichts Anderem als von seinem Dienste, so daß ihn Käthe eines Tages mit ernsthafter Miene fragte: ob er vielleicht seine Kanone bei sich habe? Er erwies ihr die Ehre, über diesen Witz zu lächeln, sonst beachtete er uns wenig, Backsische waren unter seiner Würde. Aber mit einem Male mußten ihm doch die Augen aufgegangen sein. Er fing an, sich mit uns zu beschäftigen, ermies uns kleine Aufmerksamkeiten und ließ das Geschütz seiner Liebenswürdigkeit auffahren — wie Papa auf des Vetters Waffe anspielend, sich ausdrückte. Auch wurden seine Besuche jetzt häusiger, und in seiner Begleitung erschienen nach und nach junge Herren verschiedener Truppengattungen, aber auch ehrbarer bürgerlicher Berufe, welche den Wunsch hatten, bei uns eingeführt zu sein.

Ich kann nicht sagen, daß mir über die Ursache dieser Besuche sehr viel nachgedacht hätten; jetzt hatten wir wenigstens die tröstliche Gewißheit, auf den Bällen, die wir in Zukunft mitmachen würden, nicht sitzen zu bleiben. Uud das war ja die Hauptsache. Papa schüttelte anfangs über das Anwachsen unseres, durch dreierlei Jahrgänge von Freundinnen noch verstärkten Verkehres bedenklich sein Haupt. Aber als Mama erklärte, derselbe bilde für uns junge Mädchen eine gute Schule gesellschaftlicher Bildung, beruhigte er sich bald. Er selbst liebte den Umgang mit der Jugend und schloß sich nie aus, wenn es ein munteres Spiel gab oder ein improvisirtes Tänzchen. Um uns aber nicht übermüthig zu machen, sagte er:

„Ihr glaubt doch nicht etwa, daß die jungen Herren Euretwegen Besuch gemacht haben? Sie kommen natürlich nur, um im Verkehr mit einem erfahrenen Manne ihre Kenntnisse zu bereichern und ihr Urtheil zu vertiefen. Ich freue mich, daß unsere männliche Jugend so strebsam ist."

„Ja," erwiderte Käthe, „besonders der Vetter von der Artillerie!"

„Der macht allerdings eine Ausnahme," versetzte Papa. „Der kommt Deinetwegen."

„Aber Papa!" rief Käthe vorwurfsvoll. „Ich bin doch keine schwere Batterie!"

Papa lachte und sagte mit dem Finger drohend:

„Warte, Du Schelm!"

Sie war nicht so leicht zu verblüffen.

IV.

„Eine Neuigkeit! Hanna Recke hat sich verlobt!"

Mit diesen Worten trat eines Tages Papa in unser Zimmer, wo ich mit Mama über häusliche Angelegenheiten conferirte.

„Mit wem?" fragte Mama. „Mit ihrem Lieutenant?"

„Nein, mit unserem Professor!"

„Mit unserem Professor? Was meinst Du damit?"

„Gestehe doch," sagte Papa lachend. „Du hattest über ihn verfügt, ich weiß nur nicht, für welche von unseren Grazien."

„Nun, und wenn ich mich mit solchen Gedanken beschäftigt hätte/ versetzte Mama ernst, „würdest Du es tadeln wollen?"

„Tadeln? Warum? Ich freue mich vielmehr darüber. Du wirst nun allmählich doch zur Einsicht kommen, daß das Pläneschmieden und Schicksalspielen in dieser Frage zu gar nichts führt, und daß der dumme Zufall zehn Mal gescheidter ist, als alle sorgenden Eltern zusammen."

Mama seufzte.

„Ja, wenn wir im Märchenlande wohnten," sagte sie, „wo die Prinzen mild wachsen, dann könnten wir still dasitzen und warten, bis eines schönen Tages eine goldene Karosse angefahren käme mit drei Königssöhnen darin, die uns kniefällig um die Hände unserer Töckter bäten."

„Na, unter Prinzen thue ich's auch nicht!" erwiderte Papa vergnügt und wandte sich an mich:

„Was meinst Du, Lies'? Für Dich beanspruche ich sogar einen Erbprinzen."

„Nein," gab ich lachend zur Antwort. „Es muß ein fertiger König sein."

„Bravo!" rief Papa.

Als er uns verlassen hatte, sah ich, wie Mama sorgenvoll den Kopf bewegte und, wie immer, wenn sie etwas bedrückte, starr vor sich hinsah. Ich trat zu ihr und legte meinen Arm um sie:

„Sorge Dich nicht, Mama!" bat ich. „Sie werden die besten und trefflichsten Männer von der Welt bekommen."

„Wer?" fragte Mama und blickte mich groß an.

„Nnn, unsere Kinder. Eh' Du's ahnst, sind sie glückliche Bräute."

„Und Du, Lief's"

„Ach, Mama," entgegnete ich, und es war mir voller Ernst mit meinen Worten. „Um mich ist keine Roth, ich komme zurecht."

„Du liebes Kind!" sagte Mama und küßte mich zärtlich. „Ein so gutes Wesen verdient gar kein Mann!"

Ich wehrte mich tapfer gegen dieses Lob, aber es machte mich doch glücklich, so wenig ich einen Anspruch darauf hatte. Worin bestand denn meine Güte? Ich liebte die Meinigen von ganzem Herzen, aber wie hätte es wohl anders fein können, da sie mir, was ich ihnen gab, doppelt zurückgaben.

Ich habe viel über schreiende Mängel in der Erziehung unserer weiblichen Iugend klagen hören. Man spricht bald mit Mitleid, bald mit Verachtung von jungen Mädchen, die ohne ernstere Interessen, in schalen Vergnügungen und leeren Tändeleien die köstlichen Iahre leiblichen und geistigen Wachsthums, für Männer die erquickliche Lehr- und Reifezeit, ungenutzt verbringen, bis sie übersättigt oder zu Tode gelangweilt dem ersten besten Manne die Hand reichen: die Besseren, um endlich eine Lebensaufgabe zu finden, die Anderen aus Begier nach neuen Genüssen. Und ich selbst bin häufig solchen Mädchen begegnet und habe sie tief bedauert. Was wird ihre Zukunft sein? Wie sollen sie die Kämpfe des Lebens bestehen? Sie, die von ihm Alles begehren und ihm Nichts zu bieten vermögen, die Fremdlinge sind in der Wirklichkeit, die Nichts verstehen und Nichts können, deren Körper erschlafft, deren Geist träge, deren Herz leer ist? Vielleicht ringt sich in heftigen Erschütterungen ihre gesunde Natur durch, das Wahrscheinlichere ist, daß sie in ewigem Unbefriedigtsein sich verzehren, oder unfähig, ihren Aufgaben gerecht zu werden, denen eine Last sind, denen sie Stütze und Hilfe sein sollen.

Und ich dächte, es wäre ihnen doch so leicht zu helfen. Ich glaube an die Heilkraft der Arbeit. Aber um dieses Mittel richtig anwenden zu können, muß man freilich manches Vorurtlieil, manchen vornehmen Dünkel abstreifen und sich des Gedankens entwohnen, als sei nur die geistige Thätigkeit diejenige, die der Töchter aus bevorzugten Kreisen würdig sei. Nein, jede Arbeit ist gut, die den Fähigkeiten und den Neigungen entspricht. Ob die junge Dame wirtschaftlich thätig ist oder ob sie sich zur Erzieherin bildet — nur lernen soll sie, nur schaffen, nur arbeiten. Ich bin jetzt in dem Alter, um aus reifer Erfahrung sprechen zu können, darum drücke ich mich so bestimmt aus. Ich habe nie eine müßige Stunde gehabt, und ich sehe darin das größte Glück meines Lebens. Es bewahrte mich vor den gefährlichen Grübeleien eines unbeschäftigten Geistes, es nahm den Enttäuschungen, die mir nicht erspart blieben, den Stachel und ließ in meinein Herzen nie das Gefühl unbefriedigter Sehnsucht aufkommen, dessen Bitterkeit die bescheidenen Gaben des Schicksals vergällt.

Als ich die Schule verlassen hatte, wurde kein Familienrath abgehalten, um zu ermitteln, auf welche mehr oder weniger spielerische Weise ich nunmehr die Zeit todten sollte, kein Lyceum oder Gymnasium kam in Frage, sondem ohne weitere Vorbereitung trat ich mein Amt als Helferin unserer guten Mama an. Denn sie bedurfte der Hilfe gar sehr. Je mehr ich selber zugreifen lernte, desto mehr staunte ich über die außerordentlichen Leistungen, deren dieses zarte Wesen fähig war. Man bedenke nur: Papa war im Wesentlichen auf ein nicht allzureichliches Gehalt angewiesen, von dem wiederum nur ein gewisser Theil für die Wirtschaftsführung abgegeben werden durfte. Und welches Soll stand diesem bescheidenen Haben gegenüber? Da mußte eine fünfköpfige Familie gut ernährt, da mußte ein unserer gesellschaftlichen Stellung entsprechendes Haus ausgemacht, da mußten drei fast erwachsene Mädchen sauber und hübsch, wenn möglich hübsch modern, gekleidet werden — und alle diese in stetem Zunehmen begriffenen Ausgaben sollten ein ganzes Jahr hindurch mit einer Summe bestritten werden, die mir anfangs kaum ausreichend erschien, die Bedürfnisse von drei, vier Monaten zu decken. Aber Mama brachte das Wunder fertig.

Papa pflegte zu sagen: sie sei eine Anhängerin der Doppelwährung; denn bei ihr währe jedes Geldstück doppelt so lange, wie bei anderen Frauen. Und es schien wirklich so, als vervielfältige sich in ihren Händen das Geld, soviel wußte sie daraus zu machen. Aber mit wieviel Mühen und Kopfzerbrechen l Manchmal wollte sie schier verzweifeln, sie glaubte zu unterliegen in diesem Kampfe mit den unerbittlichen Zahlen; irnd dann gab es lange Conferenzen zwischen Papa und Mama: ob denn die Ausgaben nicht einzuschränken wären, die Einnahmen nicht erhöht werden könnten. Leider meist ohne Erfolg, denn das Gehalt wollte nun einmal nicht in demselben Tempo wachsen wie die drei Mädel. Und so mußte es denn wieder gehen, und es ging dank der aufopfernden Hingabe unserer tapferen Mama, dank ihrer alle Lebensverhältnisse beherrschenden Klugheit, dank ihren geschickten Händen, die in der Wirtbschaft fest zufassen konnten und es doch fertig brachten, uns so ent-ückend auszustaffiren, daß unsere Garderobe in der ganzen Freundschaft angestaunt und nachgeahmt wurde. Freilich diese Arbeit gerade griff unser Mütterchen, so gern sie sie that, am meisten an, sie machte sie oft ganz Kant und nervös.

Da mar ich denn als leidlicher Ersatz ganz willkommen. Ich hatte von ihr die Geschicklichkeit geerbt und von jeher in Handarbeiten brillirt. Ich sah, wo Mütterchen der Schuh drückte, und ohne mich zu besinnen, ging ich hin und erlernte die edle Schneiderkunst.

Lacht mich nur aus: es ist eine Kunst! Was der Bildhauer thut. nach einem lebenden Modell den Menschen nachbilden, das thue ich auch. Und ich empfinde etwas wie Schöpferfreude, wenn es mir gelungen ist, eine tadellose, wirklich kleidsame Toilette herzustellen, die der Eigenart derjenigen, für die sie bestimmt ist, angepaßt ist, sie verschönt und in das rechte Licht setzt. Denn alles das vermag meine Kunst: die Reize der Gestalt läßt sie hervortreten und weiß ihre Mängel geschickt zu verdecken, ne erhöht den Zauber blühender Farben und verleiht den matten Tönen der Haut den Schein des Lebens — kurz, sie läßt die Menschen neu und schöner erstehen; ja boshafte Zungen sagen sogar, sie erschaffe überhaupt erst den Menschen — nach dem alten Spruch: Kleider machen Leute.

Das ist ja ein wenig übertrieben, nicht wahr? Aber soviel weiß ich, ich habe allen Respect vor dem, der ein gutes Kleidungsstück machen kann, und ich habe nicht einen Augenblick gedacht, daß ich mich herabwürdige, wenn ich als Tochter eines höheren Staatsbeamten das Schneidern erlernte.

Meine Kunst belohnte sich in der Folge vortrefflich. Ietzt konnte Mama die Nadel aus der Hand legen, und sie that es mit einem Seufzer der Erlösung. Eine weitere Wirkung war die, daß ich mich, angeregt durch das Schnittzeichnen, im Entwerfen und Erfinden von Mustern zu anderen Handarbeiten zu üben begann. Ich hatte ein wenig Talent zum Zeichnen und trug mich sogar mal mit dem großen Gedanken, eine Malerin zu werden; ein Glück, daß ich davon abgekommen bin, denn Nichts ist gefährlicher für das Fünkchen, als wenn man es gewaltsam zu einer mächtigen Flamme anblasen will, dann erlischt es bald ganz. Ich erfand und griffelte also munter darauf los, hatte auch das Glück, bei einem Preisausschreiben in einem berühmten Modeblatte als Siegerin gekrönt und belohnt zu werden. Daraus entspann sich eine Beziehung zu jenem Blatte, die bald eine innige und für mich recht erfreuliche wurde. Meine Muster wurden gern angenommen und gut bezahlt, und allmählich erwuchs mir daraus eine regelmäßige Einnahme, die mich finanziell ganz unabhängig inachte. Ia noch mehr, der Verlag bot mir eine feste Stelle in der Redaction an mit einem Gehalt, das, ich schäme mich fast, es zu sagen, größer war als das meines lieben Papas; und als ich ablehnte, weil ich auf die daran geknüpfte Bedingung, meinen Wohnsitz nach der Hauptstadt zu verlegen, nicht eingehen konnte, wurde mir erklärt, daß die Stelle für mich jederzeit offen gehalten würde, ich sollte nur nöthig haben, ja zu sagen.

So hatte ich einen über Gebühr und Verdienst lohnenden und mich voll befriedigenden Lebensberuf gefunden. Und was mich am meisten beglückte, keiner von den Meinen legte mir das geringste Hinderniß in den Weg, sondern Alle waren stolz auf ihre „Productive", wie mich Papa nur noch nannte. Käthe besonders gerieth über meine Erfolge in großen Eifer, sie wollte nicht nachstehen und die Hände müßig in den Schooß legen. Sie hatte eine schöne Altstimme und einen feurigen Vortrag, war auch

musikalisch beanlagt, weshalb ihr Papa nach glücklicher Beendigung ihres Schuldfeldzuges erlaubt hatte, in ein Conservatorium einzutreten. Nun erklärte sie mit aller Bestimmtheit: sie werde zur Bühne gehen. Mistinnen seien gesucht, und sie rechne auf ein fürstliches Gehalt. Papa machte bei dieser Eröffnung ein diplomatisches Gesicht und sagte:

„Schön, mein Kind, ich werde sofort an den Generalintendanten schreiben, denn Du wirst doch wohl an die Hofoper wollen."

Rose machte ein betrübtes Gesicht.

„Ich verstehe gar Nichts," klagte sie. «Ich kann rein gar Nichts verdienen."

„Doch," erwiderte Papa," „die Liebe und Hochachtung der Zeitgenossen."

Wir mußten lachen, und auch Prinzeßchen lachte mit.

V.

Unter den jungen Leuten, die in unserem Hause verkehrten, befand sich ein Mediciner, Erich Walker. Er stammte aus einer alten Chirurgenfamilie. Schon sein Großvater hatte einen Lehrstuhl dieses Faches innegehabt, und der Name seines Vaters mar in der medicinischen Welt hochangesehen. Er selbst galt trotz seiner jungen Jahre als gelehrtes Haupt und erfreute sich der besonderen Gunst unseres Operateurs, Professor Straußler, dessen erster Assistent er mar. Da sein Vater ein Jugendfreund von Papa war, hatte er bei uns die herzlichste Aufnahme gefunden und gehörte bald zu den Intimen unseres Kreises. Er war eine Natur von selbstständigem Gepräge, fest und männlich in seinem Auftreten, ein wenig phlegmatisch, aber heiter mit den Heiteren, kein Uebelnehmer und kein Spielverderber. Wir hatten ihn Alle gern, und auch er fühlte sich offenbar wohl bei uns. So oft sein anstrengender Beruf es erlaubte, kam er uns Gesellschaft zu leisten, bei unseren Ausflügen mar er regelmäßig Veranstalter und Leiter, und wenn mir irgend etwas Festliches vorhatten, war er unser erster Berather.

Von uns Dreien schien ihn: Käthe von Anfang an am meisten zu gefallen. Er hielt sich immer in ihrer Nähe, erwies ihr allerlei Dienste und Gefälligkeiten, brachte ihr Noten und begleitete sie zum Gesänge, kurz, er spielte ihren Cavalier. Käthe nahm feine Aufmerksamkeiten als etwas Selbstverständliches hin. Sie war sehr verwöhnt, namentlich von den Herren, und betrachtete sie niehr oder weniger Alle als ihre Sclaven. Dafür, daß ihr Walker irgend !mie unsympathisch war, lag nicht der mindeste Anhalt vor; im Gegentheil, sie neckte sich beständig mit ihm, und so wenig er sonst Spott vertragen konnte, von ihr ließ er sich Alles mit sichtlichem Wohlbehagen gefallen.

Aber allmählich änderte sich ihr Verhalten gegen ihn. Je dienstwilliger und ergebener er wurde, desto schlechter behandelte sie ihn, bis

weilen ignorirte sie ihn vollständig, und dann wieder überhäufte sie ihn mit Sortisen und Witzeleien, die mir zum Theil recht ungezogen vorkamen. Sie verhöhnte sein Phlegma, ahmte seinen süddeutschen Dialekt nach und machte sich in ganz ungerechter Weise über seine angebliche Musikstümperei lustig. Ihre Pfeile prallten jedoch wirkungslos von ihm ab, er hörte ihre spitzen wie grobkörnigen Ausfälle unterschiedlos mit größter Gelassenheit an und machte noch ein ganz vergnügtes Gesicht dazu. Selbst wenn sie so weit ging, ihm in Gegenwart anderer junger Leute allerlei anzügliche Dinge zu sagen, verlor er sein Gleichgewicht nicht. Ich hörte einmal, wie bei einer solchen Gelegenheit unser Vetter zu ihm sagte:

„Wissen Sie, Walker, so würde ich mich an Ihrer Stelle nicht behandeln lassen. Sie haben es von vornherein verfehlt.

Komm den Frauen zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort.
Toch wer kühn ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort."

Walker lächelte nur dazu und ließ sich geduldig von seiner Quälerin mißhandeln. Ja, die Ungnade, die sie ihm so deutlich zu erkennen gab, schien seine Verehrung für sie noch gesteigert zu haben. Er überbot sich in Liebenswürdigkeiten und zarten Huldigungen; hatte er irgendwo eine besonders schöne Blume oder ein neues Buch oder Bild aussindig gemacht, gleich brachte er's ihr. Mochte sie auch seine Gaben achtlos bei Seite legen, das nächste Mal erschien er freudestrahlend mit einer neuen Aufmerksamkeit. Er war offenbar bis über die Ohren verliebt in das böse Köthchen. Sobald er sie sah, ließ er kein Auge von ihr, und immer wußte er's so einzurichten, daß sie in seinem Gesichtskreis war. Beim Tanzen führte er nur sie als Partnerin, und wenn sie, was häusig geschah, ihn mit Körben heimschickte, so tanzte er den ganzen Abend nicht.

Dieser unentwegte Minnedienst stachelte Käthe's Unmuth nur noch mehr an, und alle Zeichen einer ernstlichen Abneigung gegen ihren getreuen Ritter machten sich bei ihr bemerkbar. Sie mißachtete ihn jetzt so offen und in so verletzender Form, daß ich nahe daran mar, Papas Intervention anzurufen, doch konnte damit der Sache eine Bedeutung gegeben werden, die sie vielleicht nicht hatte. Ich machte der Uebelthäterin daher auf eigne Faust Vorhaltungen und bat sie, im Interesse des Friedens und aus Respect vor der Gastfreundschaft ihr unfreundliches Gefühl gegen Walker zu beherrschen und ihn ein wenig glimpflicher, wie er's ja auch verdiene, anzufassen. Käthe gerieth in höchsten Zorn.

„Ich mag ihn nicht!" rief sie leidenschaftlich. „Er compromittirt mich durch seine lächerliche Anbetung, er soll mich in Ruhe lassen!"

Hier mar also Nichts anzufangen. Während ich aber noch überlegte, wie ich es anstellen könnte, an Walker eine directe Warnung gelangen zu lassen, trat ein Ereigniß ein, das allen Erwägungen ein jähes Ende bereitete.

Es war an einem späten Nachmittage im Herbst, herrlich die Luft, der Himmel wolkenlos rein, unser Garten eine üppige Schale voll Blumen. Wir nahmen den Kaffee am Hause unter einer Esche, vor der ein wiesenartiger Platz lag. Außer Mama und uns Dreien war eine Freundin und auch Walker zu Besuch. Zuletzt erschien auch der Papa; er war auf der Hühnerjagd gewesen und trug noch ein gut Theil der durchlaufenen Furchen an seiner Kleidung. Die Iagdbeute war reichlich ausgefallen und Papa in bester Laune. Er setzte sich zu uns nieder, um einen Schluck Kaffee zn trinken, stand aber bald wieder auf und ging, von Mama gefolgt, in das Haus, sich umzukleiden. Das Gewehr hatte er in der Eile neben seinem Stuhl stehen lassen. Käthe nahm es in die Hand und spielte damit.

„Bitte, Fräulein Käthe, legen Sie den Schießprügel hin," sagte Walker.

„Ach, Sie fürchten sich!" spottete sie. „Nur Muth, er ist nicht geladen."

„Das weiß ich nicht," versetzte Walker. „Aber mit angeblich ungeladenen Gewehren ist schon viel Unfug geschehen."

„Thu' das Gewehr weg!" mahnte ich nun ebenfalls. Käthe aber legte an, und während sie auf Walker zielte, rief sie mit verächtlicher Miene:

„Fliehen Sie nur, Sie Held, sonst schieße ich!"
Walker sah sie an und lächelte:

„Nur zu, von Ihrer Hand sterbe ich gern."

Bei diesen schlicht und ohne Pathos gesprochenen Worten überzog sich Käthes Gesicht mit einer glühenden Zornesröthe, ich sah, wie ihr Auge wild aufloderte. In diesem Augenblicke krachte ein Schuß, und blutüberströmt brach Walker zusammen.

Nun entstand eine furchtbare Scene. Die Mädchen schrieen entsetzt um Hilfe. Zur Bildsäule erstarrt stand Käthe da, aber nur secundenlang, dann entrang sich ein lauter Wehruf ihrem Munde, und ohnmächtig sank sie zu Boden. Ich stürzte zu dem Getroffenen hin, der wie leblos dalag, Die Kugel war in die rechte Schulter eingedrungen. Kauni eine Minute später war auch schon Papa auf dem Platze. Mit Hilfe des herbeigeeilten Dienstmädchens wurde Walker vorsichtig in das Haus getragen und auf ein Bett gelegt. Rose lief selbst nach einem Arzt, während Papa einen Nothverband anlegte. Nach kaum zehn Minuten erschien ein in der Nähe wohnender älterer Arzt, der die Wunde untersuchte und ein bedenkliches Gesicht machte. Auf Papas Bitte, der sofort einen Boten zu Professor Sträußler gesandt hatte, begnügte er sich, einen regelrechten Verband herzustellen, mehr, meinte er, ließe sich ohnehin vor der Hand nicht thun. Der Kranke hatte auf Augenblicke die Besinnung wiedererlangt, dann war er auf's Neue in Bewußtlosigkeit verfallen, der Blutverlust war zu groß gewesen.

Inzwischen war Käthe aus ihrer Ohnmacht erwacht. Sie erhob sich und blickte wie aus einem Traume aufgeschreckt um sich. Allmählich mochte ihr wohl die Erinnerung an ihre schreckliche That kommen, denn sie schüttelte sich vor Grausen und war einer neuen Ohnmacht nahe. Ich umschlang sie und führte sie zu einem Sitz.

„Fasse Dich, Köthchen!" tröstete ich sie. „Gott wird ihn wieder gesund machen!"

„Er ist nicht todt?" fragte sie mit erloschener Stimme.

„Er lebt und ist bereits wieder bei Besinnung."

„Wer ist bei ihm?"

„Ein fremder Arzt. Professor Sträußler wird jeden Augenblick erwartet. Da kommt er."

Eben trat der Genannte in den Garten.

Käthe wollte ihm entgegeneilen, ich hielt sie zurück, denn sie sah todtenblaß aus und vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten.

„Laß mich zu ihm!" bat sie. „Ich muß ihn sprechen."

Mit Mühe vermochte ich sie zu bewegen, die Untersuchung abzuwarten. Sie fügte sich, in heftige Thränen ausbrechend. Ich brachte sie in ihr Zimmer und wollte, daß sie sich niederlege und ihre erregten Nerven zur Ruhe bringe; sie war aber nicht dazu zu bestimmen, sie sei nicht erregt, und Ruhe könne sie doch nicht finden, bevor sie Gewißheit habe. Ich sah, daß weitere Ueberredung nutzlos war. Wir setzten uns nieder und lauschten hinunter nach Papas Arbeitszimmer, wo der Kranke lag. Doch kein Laut ward hörbar. Nach einer Weile sagte Käthe:

„Höre mich an, Lies'! Mein Entschluß ist gefaßt. Ich bin verantwortlich für sein Leben. Ich werde nicht eher von seinem Lager weichen, als bis er genesen ist. Sage es Papa!"

Umsonst waren alle Ven'uche, sie umzustimmen. Sie blieb fest:

„Mein Leben für seines! Hindert mich nicht daran, wenn Ihr mich lieb habt."

Eine unheimliche Entschlossenheit prägte sich in ihren Augen aus. Ich war auf's Höchste erschrocken und erkannte meine wilde, übermüthige Käthe nicht mehr. Es war, als hätte die verhängnißvolle Kugel sie selbst in's Innerste getroffen. In meiner Rathlosigkeit eilte ich zu Papa hinunter, wo inzwischen Professor Sträußler sich zur Vornahme der Operation anschickte. Er bestätigte, daß der Blutverlust ein sehr bedeutender gewesen sei, gab aber im Uebrigen Hoffnung auf vollständige Wiederherstellung, sobald er die Kugel entfernt haben werde. Ich zog Papa beiseite und theilte ihm Käthes Entschluß mit. Er sann einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Lassen wir dem armen Dinge seinen Willen. Sie befindet sich in einer ungeheuren Exaltation, die Thätigkeit, zu der sie sich selbst anbietet und berufen fühlt, wird dazu beitragen, daß sie ihr seelisches Gleichgewicht wiedererlangt. Ich will aber auch die Ansicht von Mama und Professor Sträußler hören."

Beide stimmten zu, der Professor erklärte nur, in jedem Falle eine erprobte Krankenschwester hersenden zu wollen.

So nahm denn Käthe, nachdem die Operation glücklich durchgeführt war, ihren Platz an Walkers Krankenlager ein. Mit einer Geduld und Ausdauer, die ihr Niemand zugetraut hätte, versah sie ihr selbstgewähltes Amt. Die geschulteste Pflegerin konnte nicht gewissenhafter, umsichtiger und zarter zu Werke gehen als sie. Der Professor war ganz entzückt von ihr und zog auf ihre Bitten nach kurzer Zeit die Schwester zurück.

Und unter Käthes Händen genas Walker. Als er eines Mittags die Augen aufschlug und Käthe mit besorgt auf ihm ruhenden Blicken an seinem Bette sah, glitt ein seliges Lächeln über sein Gesicht. Vielleicht glaubte er einen holden Traum zu träumen. Das gedämpfte Licht der Sonne, der tiefe Friede um ihn, das geliebte Wesen ihm so nahe — ach, welch ein himmlischer Traum! Er lächelte und schloß die Augen, um sie bald von Neuem zu öffnen. Und sieh — dasselbe Bild! Da streckte er die Hand nach ihr aus und seufzte, wie von schwerem Druck erlöst. Käthe faßte nach dieser blassen, zitternden Hand, und sie mit der ihrigen umschließend sank sie an dem Bett nieder und flüsterte: „Verzeihung!"

Er hob den Kopf und lauschte. Wie süß mochte ihm diese Stimme klingen. Und wieder flüsterte sie: „Verzeihung! Ich wollte Sie tödten! Ich bin eine Mörderin!"

Hatte er sie verstanden? Er lag still da und rührte sich nicht. Endlich sagte er mit matter Stimme:

„Was sprechen Sie? Sie wußten ja nicht, daß die Waffe geladen war."

„Entlasten Sie mich nicht, ich bin es nicht werth. Vor dem Gewissen ist Wille That. Und ich wollte Sie tödten."

Sie drückte ihren Kopf in das Bett, ein heftiges Schluchzen erschütterte ihren Körper. Minuten vergingen, keinen Laut hörte man außer dem Stöhnen des reueverzehrten Kindes.

Endlich begann er leise:

„So sehr haßten Sie mich? Warum — ach, warum thaten Sie das?"

„Weil ich schlecht war," antwortete sie, immer in knieender Stellung, „weil ich eitel war und voll Hochmuth."

„Nein, ich habe Ihren Haß verdient, ich bin der Schuldige. Ich wollte Ihnen meine Neigung aufdringen, Sie zwingen, meine Gefühle zu erwidern. Das war ein Unrecht, ein Verbrechen gegen Ihr Heiligstes, Ihren freien Willen."

„O, sprechen Sie nicht weiter!" bat sie. Aber er fuhr fort:

„Ich werde Ihren Frieden nicht mehr stören. Ich habe mir vorgenommen: wenn ich wieder gesund bin, gehe ich weg von hier. Vergessen Sie dann, was geschehen ist, und verzeihen Sie mir ..." Seine Stimme brach, er mußte meinen. Langsam rannen ihm die Thränen über die Wangen. Da hob sie den Kopf aus den Kissen und sah ihn an. Und in ihrem Blick lag Alles, was sie für diesen Mann empfand, der ihretwegen weinte: Reue, Zärtlichkeit, gläubige Verehrung. Und dann sprach sie sanft:

„Sie lieben mich nicht mehr, Erich?"

„Bis in den Tod!" hauchte er.

„Und dennoch wollen Sie gehen?"

Jetzt erst verstand er sie. Mit aller Anstrengung, deren er fähig mar, richtete er sich auf und sah sie mit glänzenden Augen an: „Käthe!" stammelte er.

Da fühlte er sich sanft umschlungen, und eine bebende Stimme flüsterte an seinem Ohr:

„Ich liebe Dich."

VI.

Nun hatten mir eine Braut im Hause, die seligste Braut von der Welt. Man konnte sie nicht ansehen, ohne einen Hauch ihres Glückes in der eigenen Brust zu verspüren. Ihre frühere Munterkeit mar zurückgekehrt, aber ohne die Neigung zur Ausgelassenheit und zum Uebermuth, sie erschien vielmehr zu einer reinen Daseinsfreude verklärt. Der große Schmerz jener Stunde hatte ihren Sinn geläutert. Echtes Gold wird klar im Feuer, sagte Mama.

Vor der Welt, die sich oft mis Unkenntniß die sonderbarsten Vorstellungen von den Dingen und Ereignissen macht, verlieh ihr das gefährliche Abenteuer beinahe einen Glorienschein. Wer weiß, in welcher Entstellung der Vorgang unter die Leute gekommen mar! Unser Vetter hatte irgendwo von einem versuchten Doppelselbstmord des im Kampfe gegen den Widerstand der grausamen Eltern unterlegenen Liebespaares fabeln gehört. Genug, alle jungen Mädchen unserer näheren und weiteren Be« kanntschaft beneideten Käthe um die Romantik ihrer Liebe. Wer auf Versfüßen gehen konnte, sandte ihr schwärmerische Gedichte. Unbekannte Bewunderer drückten ihre Gefühle durch sinnige Blumengaben aus. Papa äußerte die Befürchtung, Käthe würde noch zur Heldin eines Schauerromanes in Lieferungen zu zwanzig Pfennig gemacht werden, man müßte eigentlich um polizeilichen Schutz nachsuchen.

Abgesehen von diesem mehr komischen Erfolge hatte das Ereigniß aber auch ein wirklich Gutes. Es zeigte uns, welches Ansehens unser Walker sich unter seinen Fachgenossen erfreute. Eine rührende Theilnahme machte sich während der ganzen Dauer seines Krankenlagers geltend, und gewichtige Stimmen ließen sich dahin aus, daß die Wissenschaft einen schweren Verlust erlitten hätte, wenn er der Kugel zum Opfer gefallen wäre. Wer der schönste Beweis für die hohe Würdigung seiner Tüchtigkeit blieb uns noch vorbehalten. Wenige Wochen nach seiner Genesung traf ein Schreiben des Ministers ein, worin ihm eine außerordentliche Professur für Chirurgie an einer süddeutschen Universität angetragen wurde. Im ersten Augenblick waren wir in der Stimmung glücklicher Spieler, die am großen Loose betheiligt sind. Ich denke mir wenigstens, daß man bei solchen Gelegenheiten vor Wonne aus dem Häuschen ist, so wie wir es allesammt waren. Als uns aber dann zum Bewußtsein kam, daß wir ja nun unsere Käthe fortgeben mußten, vielleicht für immer, da wurde uns doch sehr beklommen zu Muthe, und wir wurden allmählich Eines nach dem Anderen still, bis Papa plötzlich wie einer Eingebung folgend ausrief:

„Kinder, es geht nicht! Walker inuß ablehnen!"

Darauf waren wir freilich nicht gefaßt.

„Aber Papa!" riefen wir aus einem Munde, und Mama sagte: „Ist das Dein Ernst, lieber Manns"

Da wurde er doch stutzig und wandte sich mit der kleinlauten Frage an die Braut:

„Ja, möchtest Du uns denn so gern verlassen, Käthe?"

Für die betrübt Dreinschauende nahm ihr Verlobter das Wort:

„Lieber Papa, der Ruf ist, wie Du selbst anerkennst, ein ehrenvoller, er ist auch, wie ich glaube, der Vorläufer für die ordentliche Professur. Man würde es nicht recht verstehen, wenn ich ablehnte. Meinst Du nicht auch, lieber Papa?"

Der arme Papa mußte ihm natürlich Recht geben.

„Freilich, freilich," erwiderte er hastig und fuhr sich nervös mit der Hand über die Stirn, als wollte er die aufsteigenden traurigen Gedanken verscheuchen.

„Warum sollen wir uns denn aber die Freude durch allerlei Grübeleien vergällen, lieber Mann?" sagte jetzt Maina. „Wer uns hier mit gesenkten Häuptern sitzen sieht, denkt sicherlich, ein großes Unheil ist über uns hereingebrochen."

„Es ist wahr," stiminte Papa, sich gewaltsam aufraffend, bei: „Wir sind recht undankbare Menschen. Also fort mit der betrübten Lohgerberei!"

Er zwang sein Gesicht in vergnügte Falten, aber so ganz aus dem Herzen kam ihm die Lustigkeit nicht. Erst als Mama aufstand und nach ihrem Schlüsselbunde fragte, das trotz aller Ordnungsliebe seiner Besitzerin die Eigenschaft aller Schlüsselbünde theilte, sich zu verflüchtigen, wurde er sichtlich heiter.

„Ah!" rief er. „Das ist gescheidt. Hole nur eine aus der dunklen Ecke, Du weißt schon den Gelbsiegel. Oder besser noch, ich braue eine gute Pfirsichbowle, was meint Ihr, Kinder? Ich gebe auch eine Flasche Mousseur zu."

Eine Pfirsichbowle mit Sect? Allgemeines Einverständnis;. Nun war auch Papa wieder der Alte, denn Bowlebrauen war für ihn der Gipfel der Gemüthlichkeit.

Später freilich kehrte feine wehmüthige Stimmung noch häufig wieder. Käthe war doch nun einmal, so sehr wir Alle ihm an's Herz gewachsen waren, sein Liebling, und der Gedanke, sich von ihr trennen zu müssen, wurde ihm, je näher das unabwendbare Ereigniß kam, desto schmerzlicher.

„Das ist nun das Loos der Eltern," sagte er einmal. „Ieder Schritt, den unsere Kinder in's Leben hinausthun, führt sie weiter von uns ab. Zuletzt bleiben wir mit aller unserer Liebe und Zärtlichkeit einsam im verlassenen Neste."

„Wie kannst Du nur so reden?" versetzte Mama mit leisem Vorwurf. „Bleibt nicht Käthe die unsrige, auch wenn sie nicht jeden Tag um uns ist? Und vergißt Du denn, daß uns Gott noch mehr gute Kinder geschenkt hat?"

„Wie werde ich mich so versündigen?" rief Papa. „Aber sage offen, Lies', wie lange wirst Du noch bei uns im Neste aushalten?"

„Keine Bange, Papa!" erwiderte ich, auf den Scherz eingehend. „Ich gehöre nicht zu den Zugvögeln."

„Aber Du," wandte er sich an Rose. „Wie ist es mit Dir? Hat Dich Käthe nicht angesteckt? Heraus mit der Sprache!"

Rosa lächelte mit ihrem entzückendsten Lächeln.

„Wer wird mich denn wollen, Papa?" .

„Da haben wir's!" rief Papa in komischer Verzweiflung. „Wenn die Mädchen erst aus dieser Tonart reden, dann ist das Schlimmste zu befürchten!"

Mama wollte uns zu Hilfe kommen.

„Du machst mir ja die Kinder rebellisch," sagte sie. Papa führte jedoch sein Thema unverdrossen weiter aus:

„Ihr werdet mir doch nicht mit ähnlichen Knalleffecten kommen wie Käthe!" sagte er. „Das bitte ich mir aus. Ich bin froh, daß die Sache so glimpflich ablief. Mein Gewehr lasse ich nicht wieder stehen, darauf verlaßt Euch. Na, kommt her und gebt mir einen Kuß und versprecht mir, keine Extravaganzen zu machen."

Das versprachen wir denn auch feierlich, aber bei einem Kusse be> ließen wir es nicht.

Walker hatte sein neues Amt mit Beginn des nächsten Semesters anzutreten, und Käthe sollte als junge Frau Professorin mit ihm ziehen, das hatten sie den Eltern mit einem unendlichen Aufgebot von Gründen, um welche diese verliebten jungen Leute nie verlegen sind, abgeschmeichelt. Nur wenige Monate gehörte sie uns also an, und wir wollten Nichts versäumen, um ihr die Heimat noch im holdesten Lichte erscheinen zu lassen. Alle, Papa voran, wetteiferten, sie zu verwöhnen, ihr Liebes und Gutes zu erweisen. Die schönste Aufgabe siel aber Mama und mir zu, und niemals habe ich so viel Genugthuung über meine bescheidenen Kunstfertigkeiten empfunden, wie damals, wo ich eigenhändig die Ausstattung der geliebten Schwester entwerfen und mitherstellen durfte. Es sollte aber auch etwas Wunderbares werden, das hatte ich mir vorgenommen. Kein fürstliches Trousseau sollte, wenigstens an Geschmack und Formenschönheit, sich mit dem ihrigen messen können.

Da gab es nun freilich nicht wenig Arbeit, aber noch mehr Freude und Anerkennung, denn Käthe kam aus dem Entzücken nicht heraus. Mamas Organisations- und Finanztalent zeigte sich im glänzendsten Lichte. Mit den bescheidenen Mitteln, die ihr zu Gebote standen, hätten Meie Mchts anzufangen gewußt, ihr aber gelang es, vermöge ihrer Kunst, einer Mark die Kaufkraft einer Krone zu verleihen, ein Material zu beschaffen, dessen Vollständigkeit und Gediegenheit ich bewundern mußte. Als wir das fertige Werk, stilvoll aufgebaut, den Freundinnen des Hauses zeigen konnten, ernteten wir allseitiges und aufrichtiges Lob; und wer weiß, ob nicht manches junge Ding die glückliche Braut mehr um die köstliche Ausstattung, als um den Verlobten beneidet haben mag.

Weniger Freude empfand ich an einem anderen Amte, das mir durch Käthes Brautstand aufgedrängt wurde. Die Sitte verlangt, daß man Verlobte unter eine gewisse Observation stellt. Ich finde sie nicht immer angebracht, aber sie besteht einmal, und darum wird sie befolgt. Man giebt den jungen Liebesleuten gern ein Geleite mit, wenn sie ausgehen oder ein Concert besuchen oder sich sonst in der Oeffentlichkeit zeigen, genug, man macht ihnen das trauliche Beisammensein so schwer wie möglich. Sie sind zu bedauern, die Armen! Sie möchten sich am liebsten auf eine einsame Insel flüchten, nur um sich ganz zu haben und zu befitzen, und man zwingt sie, die Gegenwart eines lästigen Dritten zu ertragen. Ia, sie sind zu bedauern. Aber was sage ich erst von diesem Dritten, diesem Unglücklichen, der verurtheilt ist, die Rolle eines unbequemen Störenfriedes, eines aufdringlichen Lauschers, eines durch und durch überflüssigen Menschens zu spielen? Ich habe diese Rolle gespielt, und ich kann versichern, es ist die undankbarste von der Welt, und wer sie spielen muß, kann mit Bestimmtheit darauf rechnen, ausgezischt zu werden.

Ich sage Nichts davon, daß, wohin wir kamen, das Brautpaar der Gegenstand alleiniger Beachtung war und ich vollkommen übersehen wurde. Das war ja natürlich, und die Bewunderung, die meinen beiden Schützlingen zufiel, ließ mich meine Zurücksetzung gar nicht empfinden. Aber daß das Brautpaar selbst meine Gegenwart meist ganz vergaß, das drückte meine Stimmung doch zuweilen recht nieder. Sie hatten ja den besten Willen, mich als Dritte im Bunde gelten zu lassen, und in der ersten Viertelstunde ging's auch leidlich, aber dann verloren sie sich völlig in Zärtlichkeiten, und von mir war keine Rede mehr. Sie hatten gar kein Bewußtsein mehr davon, daß neben ihnen Eine sich befand, die auch mitsprechen und mithören wollte und die thörichter Weise manchmal recht trübselig drein blickte. Denn was konnte sie dafür, daß man ihre Einsamkeit störte?

Nun, ich habe ja auch ganz still gehalten und mit keiner Geberde verrathen, daß ich meine Rolle nicht mit Hingebung und Leidenschaft spielte; aber ich war doch recht froh, als ich von dem Dienste einer Liebeshüterin befreit wurde. Ja, es hat auch bisweilen seine Schattenseiten, die Aelteste von Dreien zu sein!

VII.

Ein herrlicher Tag im Mai. Nach endlosem Regen hatte sich der Himmel aufgeklärt und strahlte in reinstem Licht. Ein fast zärtlicher Hauch ging durch die erblühende Natur, wie das sanfte Athmen eines Kindes. Durchsichtig erschienen die jungen Blätter der Bäume, und in Düften stand das Frühlingsgesträuch. Ueberall ein geheimes Weben, ein schweigendes Sprießen, neues Leben schuf jeder Augenblick.

Das war Käthes Hochzeitstag. Sie sah rührend schön aus, und wie sie bräutlich geschmückt durch den Garten ging, glich sie selbst einer Maienblüthe, von der Sonne der Liebe aufgeküßt. Sie hatte gebeten, daß die Feier im Hause stattfinde, und die Eltern hatten gern zugestimmt. Die alten traulichen Stübchen, die sie zuerst erblickt, die sie wachsen und werden sahen, sollten nun auch Zeugen ihres höchsten Glückes sein.

Und unser Häuschen ermies sich dieser Ehre würdig. Es leistete ganz Unerwartetes in Raumentfaltung. Wir waren förmlich verblüfft darüber, was es aus sich gemacht hatte. Freilich mar auch das Unterste zu oberst gekehrt, kein Möbelstück an seinem Plav und keine Thür in ihren Angeln gelassen worden, auch hatten unsere freundlichen Mitbewohner in herzlicher Antheilnahme uns einige ihrer Zimmer zur Verfügung gestellt. Als aber die Vorbereitungen beendet waren und das Häuschen festlich gerüstet dastand wie ein Jubelgreis, da wollten wir's gar nicht glauben, daß unsere altfränkisch gemüthlichen Stuben sich in eine solche Flucht fürstlicher Gemächer verwandelt haben sollten. Alte Häuser wissen auch, was ne der Ehre der Familie schuldig sind.

Weniger Talent zur Prachtentwickelung zeigte unser Garten. Er war im Laufe der Jahre zu sehr Naturbursche geworden, un? sich noch im vornehm zierlichen Gewände wohl fühlen zu können, mir mußten uns bescheiden, die Nasenplätze zu säubern, die Gänge ein wenig abzustecken und die üppig darauf losmachsenden Hecken die Scheere fühlen zu lassen. Und zuletzt nahm er sich so unglücklich aus wie eine Dorfschöne im Sonntagsstaat.

Da der Tag so herrlich angebrochen war, und alle Zeichen Beständigkeit des Wetters verhießen, hatten wir auf Papas Wunsch auf dem großen Wiesenplane hinter dem Hause die Festtafel hergerichtet. Das gab nun ein bezauberndes Bild, als die Hochzeitsgäste, nachdem unser lieber alter Pastor das junge Paar im Hause getraut hatte, in den Garten hinaustraten und an der mit blendendem Damast gedeckten, blumengezierten Tafel sich niederließen. Die strahlenden Lichter des Silbers und Krystalls, die leuchtenden Frauengewänder, das zarte Maiengrün der Bäume und der sanfte Glanz der Sonne — das Alles verschmolz zu einem wunderbaren Farbenspiel, an dem das Auge sich nicht satt sehen konnte. Von innen, durch die weit geöffneten Fenster, ertönten die zarten Klänge der Hochzeitsmusik, und mit unermüdlichem Eifer mischten die Vögel ihren Gesang hinein.

Es war ein Märchentranm. Die Alltagswelt versank, wir schwelgten im Paradiese. Das klingt wie Uebertreibung, aber ich kann diesen Rausch des Entzückens nicht anders schildern, der uns Alle erfaßt hatte. Wir jubelten und schwärmten wie übermüthige Kinder.

Am seligsten war, das Brautpaar ausgenommen, unsere liebe Mama. Ihre Blicke gingen von einer ihrer Töchter zur anderen, und man sah es ihr an, wie sie innerlich frohlockte, namentlich, wenn die Iüngste an die Reihe kam. Und wer wollte das dem mütterlichen Stolze verdenken? Denn ich glaube, Schöneres als unsere Rose gab es auf der Welt nicht. Eine Madonna, sagte Iemand in meiner Nähe. Aber das Sonnigheitere, das huldvoll Süße ihres Wesens kam bei diesem Vergleich nicht zu seineni Rechte. Ich erinnere mich an ein altes Bild: Philippine Welser vor Kaiser Ferdinand, an dieses Bild mußte ich denken, so oft ich Rose anblickte; durch solchen Liebreiz nwchte die schöne Augsburgerin das Herz ihres erlauchten Gemahls gewonnen haben.

Uud wie kam ihre feine und vornehme Schönheit neben der Siegfriedgestalt ihres Tischherrn zur Geltung! Das war ein junger Assessor von Sürsen, der zu unserem engeren Freundeskreise gehörte. Durch den Tod seines Vaters als dessen einziger Sohn in den Besitz einer großen, in unserer Provinz belegenen Herrschaft gelangt, hatte er sich gleichwohl deni Staatsdienst gewidmet, in der Absicht, später mit der Bewirthschaftung feiner Güter zugleich die Verwaltung des heimatlichen Kreises zu übernehmen. Er arbeitete bei unserer Regierung und war Papa persönlich zugeordnet. Dadurch kam er in unser Haus, wo er wegen seiner schlichten und treuherzigen Art schnell unsere Sympathie erwarb.

Welch ein Paar! flüsterten Alle, als er mit Rose Arm in Arm einherschritt. Die Kraft mit der Anmuth. Und als Beide im Tanze dahinflogen, gerieth selbst unser trockener Vetter in Enthusiasmus.

„Der Lenz die lächelnde Erde umfangend!" rief er mir zu.

Das war poetisch und treffend. Ich sagte ihm das, worauf er erröthete, als wäre er auf einer Sünde ertappt worden.

Und unser Papa? Der feierte heute noch seinen größten Triumph. Als einer feiner Freunde ihm einen besonderen Trinkspruch gewidmet hatte und das Hoch auf ihn erklang, eilten wir Drei wie auf Verabredung zu ihm hin nnd nmschlangen und küßten ihn vor versammeltem Volke. Und Alles erhob sich von seinen Plätzen und jubelte dem gesegneten Manne zu, dem beneidenswerthen Vater solcher Tochter. So wenigstens deutete ein späterer Redner diesen spontanen Ausbruch des Iubels.

Und ich zweifle nicht, mein lieber Papa, daß Du dem geschätzten Redner im innersten Herzen beistimmtest und Dich glücklich priesest im Besitze Deiner drei Taugenichtse. Noch lange nachher, als Käthe abgereist und das Abschiedsweh überwunden war, lag noch ein Schimmer jenes Glückes auf Deinem Gesicht, und immer wieder kehrten Deine Gespräche zu jenem herrlichen Fest und seinem unvergänglichen Zauber zurück. Aber es mochten etwa acht Tage vergangen sein, da tratest Du um die Mittagsstunde mit niedergeschlagener Miene aus Deiner Studirstube und sagtest zu Mama:

„Denke Dir, was passirt ist!"

Und als wir Dich erschrocken anblickten, fuhrst Du fort:

„Ia, denke Dir! Du wirst es nicht glauben wollen. Eben haben wir unsere Käthe hingegeben, nun verlangt man ein zweites Opfer von uns."

Mama sah mich betroffen an, aber da ich völlig ahnungslos dreinschaute, rief sie hastig:

„Es handelt sich um Rose?"

„Ja," antwortetest Du noch immer ganz wehmüthig. Aber Mama mar in große Aufregung gerathen.

„Sürsen hat um sie angehalten?" fragte sie und faßte Dich beim Arni, um Dich zu schnellerem Bericht anzufeuern.

„Woher weißt Du das?" sagtest Du erstaunt, und Mama erwiderte:

„Es war mir kein Geheimniß, daß er sich für Rose interessirt. Aber was hast Du ihm geantwortet?"

Da legtest Du die Hände in einander und schütteltest trübselig den Kopf, doch aus Deinen Worten klang Dein ganzer lieber Humor heraus, als Du sprachst:

„Ia, was soll man einem braven Manne sagen, der bescheiden fragt, ob man ihm nicht eine Tochter zur Frau geben wolle? Soll man Nein sagen? Das wäre doch nnhöflich. Man kann doch nicht anders als sich verneigen und sagen: Ihr Antrag ehrt uns, mein Herr, und die Zustimmung von Tochter und Gattin vorbehalten, nehme ich denselben mit dem Ausdruck der Hochachtung an. Aehnlich habe ich denn auch gesprochen. Bist Du damit einverstanden?"

Ia, Mama war damit einverstanden, und Rose war es auch. Sie hatte Wort gehalten, ohne Knalleffect und sonstige Ertravaganzen, mit deni edlen Anstande ihrer Prinzessinnatur hatte sie ihr Herz verschenkt. VIII.

Wie still ist es nun in unserem Häuschen geworden! Walkers hatten auf die Professur an unserer Universität gehofft, aber ehe sie frei

wurde, mar ein Ruf aus der Hauptstadt gekommen, dem sie folgen mußten. Dort leben sie seit einigen Jahren in glücklichster Ehe. Käthe ist eine würdige Professorin geworden, aber auch als Frau ist sie heiter und fröhlich, wie sie als Mädchen war. Sie hat keine Kinder und bemuttert dafür die Schüler ihres Mannes, unter denen sie ihre Landsleute bevorzugt. Prinzessin regiert als die geliebte und angebetete Herrin auf ihren Gütern, sie ist häusig unser Gast, meist bringt sie einen ihrer fünf Jungen, bildschöne Knaben, lauter kleine Siegfrieds, mit; eine Tochter besitzt sie zu Papas aufrichtigem Bedauern nicht. Wir drei Alten sind im Neste geblieben. Käthe bestürmte uns anfangs, in ihre Nähe zu ziehen, wir nahmen es uns auch mehr als einmal vor, aber so oft es ernst damit werden sollte, siegte die Anhänglichkeit an die gewohnten Verhältnisse, an Haus und Garten, Heimat und Vergangenheit. Bismeilen stiegen mir zu den Jungen aus und kehren dann mit reicher Ausbeute für die Plauderstündchen an den einsamen Tagen in unsere bescheidene Enge zurück.

Mama ist noch immer eine schöne Frau und Pnpa rüstig und lebhaften Geistes wie in den besten Jahren, Beide verwöhnen mich über alle Maßen. Meiner Zeickienkunst bin ich treu geblieben und in stetem Zusammenhange mit den ersten Förderern meiner bescheidenen Talente. Auf ihre Bitten vertausche ich zu gelegener Zeit den Griffel mit der Feder und schreibe nun die Geschichte unserer kleinen Familie nieder; vielleicht daß sie neben den Schilderungen großer Schicksale hier und da freundliche Theilnahme findet.

Aber diese Geschichte würde nicht vollständig sein, wenn ich nicht noch zuletzt von mir spräche. Es ist auch ein wenig Eitelkeit dabei im Spiele. Denn Mancher wird nach ihrem bisherigen Verlauf glauben, daß ich im Gegensatze zu den vielbegehrten Schwestern ein gar unholdes Wesen war, geschaffen, um auf Liebe und Glück zu verzichten. So ist es nicht gewesen. Auch mich hat die gütige Natur nicht stiefmütterlich behandelt, auch ich bin begehrt worden von einein braven Manne, auch ich habe einen Blick in das Paradies thun dürfen, aber krachend schlugen die Pforten zusammen, ehe ich seine Schwelle überschreiten konnte. Doch in ineiner Seele ist nichts von Bitterkeit zurückgeblieben. Ich bin ja geliebt morden, ich bin ja glücklich gewesen. Und die Erinnerung an dieses Liebesglück erhellt inein ganzes Leben mit einem goldenen Schein. Kurz nach Noses Verheiratung führte sich ein junger Offizier bei uns ein; er war eben erst in unsere Garnison versetzt worden und brachte Empfehlungen von einen, Studienfreunde Papas. Sein frisches Wesen, sein weltfroher Sinn brachte in unser still gewordenes Leben neue Bewegung. Er fühlte sich zu uns hingezogen und wurde unser täglicher Gast. Und bald hatte er unsere Herzen gewonnen. Ja, ich habe ihn sehr geliebt, und auch er liebte mich und ist meinetwegen in den Tod gegangen.

Wir hatten uns auf eine lange Wartezeit gefaßt gemacht; denn wir waren Beide unbemittelt. Als aber ein Jahr verstrichen war, ergriff ihn die Ungeduld, seiner impulsiven Natur war es unerträglich, zu harren und still zu halten. Ich erbot mich, zu meiner Nedaction in ein festes, freilich in gewisser Weise abhängiges Verhältnis; zu treten, um uns dadurch eine sichere Einnahme zu verschaffen, aber aus Standesrücksichten wollte er nichts davon wissen. Da griff er nach einem anderen Mittel, unsere Vereinigung zu beschleunigen. Von befreundeter Seite mar an ihn die Aufforderung ergangen, ein Commando bei der Schutztruppe anzunehmen, die damals für Ostafrika gebildet wurde. Wir sträubten uns heftig dagegen, doch er ließ sich nicht zurückhalten; er erwartete davon ein schnelles Avancement und hoffte so, mich in kurzer Zeit Heirathen zu können. Mit wehem Herzen sah ich ihn scheiden, und ach, zu schnell erfüllten sich meine düsteren Ahnungen. Kaum zwei Monate nach seiner Ankunft in der Colonie erhielten mir die Nachricht, daß er im Kampfe gegen einen rebellischen Volksstmnm gefallen sei.

Ich glaubte, diesen ersten großen Schmerz nicht zu überleben. Ich versank in tiefe Schwermut!), und Jahr und Tag gingen darüber hin, ehe ich vollkommen genas. Langsam heilte ineine Wunde, und das Leben nahm mich wieder auf. Und nun ist es nur, als hätte ich nie verloren, was einst meine Jugend durchleuchtete wie ein milder Stern, als gehörte mir noch immer das Herz des Verklärten. Darum wenn die glücklicheren Schwestern zu uns kommen, stehe ich nicht vergrämt und verbittert beiseite, sondern geselle mich zu ihnen, als Eine, der das Höchste zu Theil ward, was Frauen beschieden werden kann.

Und es kam ein Tag, nn dein mich dieses Gefühl in seiner ganzen stählenden Kraft erfaßte, ein Tag, an dem noch einmal unsere vergangene Welt mit ihren Sternen und ihrem Dunkel sich erhob. Und wieder mar es ein Hochzeitsfest, aber statt der Myrte schmückte ein goldener Kranz den weißen Scheitel der Braut. Kinder und Enkel und Freunde waren um das liebe Paar versammelt und priesen ihr Geschick und ihre Tugenden. Und dann erhob sich mein Pava, und in seiner alten launigen Weise bedankte er sich bei Jung und Alt, und dann schloß er mit folgenden Worten:

„Nun aber lassen Sie mich noch eine Sünde bekennen! Es ist hohe Zeit, daß ich beichte, es könnte sonst zu spät werden. Ich habe mir einst mit Ungestüm einen Sohn gewünscht, und ich mar tiefunglücklich, daß ich nur Töchter bekam, eine nach der andern, bis ich alle Hoffnung verlor. Meine theuren Freunde, ich war ein Thor, mehr noch, ich war ein Frevler gegen den lieben Gott, der mir diese Töchter geschenkt hat. Denn hier bezeuge ich es laut vor Allen, die meinem Herzen nahe stehen: sie haben mein Leben reich und schön und köstlich gemacht. Ihre Kindheit, ihre Mädchen- und Frauenzeit, jeder Abschnitt ihres Daseins war für mich und »leine treue Gefährtin eine Zeit neuer Freuden nnd Entzückungen. Jede von ihnen hat mich um soviel Jahre verjüngt, als sie selber zählt, und so stehe ich vor ihnen als ein Jüngling, der ich in meinem Herzen, dein Himmel sei Dank, wirklich noch bin. Das, meine theuren Freunde, ist die Rache, die ineine Töchter an mir genommen haben. Und so weit gingen sie in der Selbstentäußeruug, daß sie mir auch zu den Söhnen verhalfen, die ich einst schmerzlich vermißt hatte, und ich brauchte sie mir nicht einmal unter Sorgen und Mühen zu erziehen, als fertige Männer brachten sie sie mir in's Haus. Danken können wir ihnen alle die Güte, alle die Zärtlichkeit, alle die Aufopferung, das ganze große Glück, das sie uns gegeben, nur durch die unbegrenzte Liebe, mit der wir sie an unser Herz schließen. Allen Eltern aber fern und nah wünschen wir das Eine: der Himmel schenke ihnen Töchter wie die unsrigen!"

Das erste deutsche Parlament.

Zu dessen fünfzigjährigem Jubiläum.

von

Asrl Med ermann.

— Leipzig. —

II.*)

nter den Bestimmungen der Verfassung für das künftige Deutsche Reich waren zwei, welche vielfach Anstoß erregt haben, ja von denen man behauptet hat, sie hätten dem König Friedrich WilhelmIV. die Annahme der Verfassung und der auf Grund derselben ihm angebotenen Kaiserkrone unmöglich machen müssen. Mit einem so unbeschränkten Wahlrecht, wie dort für den Reichstag aufgestellt sei, und mit einem blos suspensiven Veto sei schlechterdings nicht zu regieren.

Dieser Behauptung widerspricht sonderbarer Weise in beiden Punkten die Verfassung unseres heutigen Deutschen Reichs. Wir haben ein so unbeschränktes Wahlrecht für den Reichstag, wie nur irgend möglich, und ein Veto übt unser Kaiser überhaupt nicht; als solcher hat er nach der Reichsverfassung die von Bundesrath und Reichstag gemeinsam gefaßten Beschlüsse zu „verkündigen". Verfassungsänderungen kann er in seiner Eigenschaft als König von Preußen durch die 17 preußischen Stimmen im Bundesrathe verhindern; bei einfachen Gesetzen riskirt er überstimmt zu werden, wie das schon einmal wirklich geschehen ist, als durch Mehrheiten im Bundesrath und Reichstag Leipzig (nicht, wie die preußische Regierung gewollt, Berlin) zum Sitz des Reichsgerichts erklärt wurde. Und, was das Merkwürdigste, dieses so weitgehende Wahlrecht und dieser gänzliche Mangel eines directen Veto für das Reichsoberhaupt sind in die Ver

*) Nachtraglich zu dem ersten Artikel ist zu bemerken, daß sich zu den dort genannten sieben noch lebenden „Erbkaiserlichen" noch ein achter gefunden hat, nämlich der Geh. Reg.-Rath Professor a. D. Dr. Backhaus, dermalen in l«örlitz, 79 Jahre alt. Er war ein Mitbegründer der Erbkaiserpartei neben dem Verfasser dieser Artikel.

fassung gekommen nicht durch eine aus dem Volke herausgewachsene parlamentarische Körperschaft, sondern durch die preußische und die anderen Regiemngen des Norddeutschen Bundes auf den Rath eines so conservativen Staatsmannes wie Fürst Bismarck! Damit will ich nicht sagen, daß das allgemeine, gleiche, directe und geheime Wahlrecht das Ideal eines Wahlrechts oder daß nicht der Mangel eines directen Veto des Kaisers eine staatsrechtliche Abnormität sei; nur, meine ich, sollte man sich angesichts dieser Bestimmungen unserer Reichsverfassung etwas weniger stark ereifern über ähnliche Bestimmungen in der Verfassung vom 27. März 1849.

Was zunächst das Wahlgesetz betrifft, so hatte damals der Bundestag, also die Gesammtheit der Regierungen, in seinem Wahlerlaß vom 30. März 1848 „jeden selbstständigen, volljährigen Deutschen" für wahlfähig und wählbar zum Parlamente erklärt, was, da der Begriff selbstständig in den meisten Einzelstaaten..in sehr liberalem Sinne ausgelegt wurde, fast noch weiter ging als unser heutiges Reichswahlgesetz. Die Wahlen zum Parlamente nach diesem so freien Wahlgesetz waren (wie früher gezeigt) ganz überwiegend gemäßigt ausgefallen. Sollte nun eine Versammlung, die aus einem solchen volksthümlichen Wahlgesetz und mittelbar aus einer großen Volksbewegung hervorgegangen war, einen großen Theil eben dieses Volkes für wahlunfähig, also für politisch unmündig erklären? Nicht blos die Linke sah die Sache so an, sondern auch manche gemäßigt Liberale mochten sich solchen Betrachtungen nicht gänzlich verschließen. Femer stimmten, um die Linke zu gewinnen, viele Großdeutsche für ein möglichst freies Wahlrecht. Mit dieser Coalition der Linken und der Großdeutschen hatte die conservative Mehrheit der Erbkaiserlichen (denn auch unter ihnen gab es Anhänger eines freieren Wahlgesetzes) einen harten Kampf zu bestehen. Ihre Anträge auf sachgemäße Beschränkungen des Wahlrechts wurden einer nach dem andern verworfen, zuletzt auch der, daß wenigstens öffentlich zu Protokoll gewählt werden sollte. Das völlig unbeschränkte Wahlrecht siegte gegen ihren Widerspruch mit großer Mehrheit.

Rücksichtlich des Veto muß man wohl unterscheiden zwischen dem bei bloßen Gesetzen und dem bei Verfassungsänderungen. Bei einfachen Gesetzen mag der Mangel eines absoluten Veto weniger bedenklich erscheinen, weil nicht leicht eine parlamentarische Körperschaft einen und denselben Beschluß auf drei nacheinander folgenden Reichstagen völlig unverändert wiederholen wird, er müßte denn sachlich so berechtigt und von der öffentlichen Meinung dermaßen unterstützt sein, daß eine Regierung sich ihm nicht wohl versagen könnte. Wenn nun vollends ein solcher Beschluß nur mit Zustimmung eines Factors gefaßt werden kann, der die Regierungen vertritt, wie das damals das Staatenhaus sein sollte und heute der Bundesrath ist, so steht eine Ueberstürzung nicht wohl zu befürchten.

Solche Erwägungen mögen damals Meie (auch von der Erbkaiserpartei) dem suspensiven Veto bei bloßen Gesetzen geneigt gemacht haben. Bei der ersten Lesung stimmten für dasselbe Männer wie der württembergische Ministerpräsident Römer, der Reichsjustizminister R. v. Mohl u. A. Ein Mitglied des Reichsministeriums, Unterstaatssecretär Fallati, hatte sogar den Antrag auf Vertauschung des vom Ausschuß vorgeschlagenen absoluten Veto mit dem suspensiven gestellt. So ging dieses mit 274 gegen 186 Stimmen durch.

Für die zweite Lesung hatte der Ausschuß (wie ihm das nach der dortigen Geschäftsordnung zustand) die in der ersten Lesung abgelehnten Anträge (absolutes Veto und beschränktes Wahlrecht) wieder aufgenommen. Kurz vor der zweiten Lesung stellte nun der Abgeordnete Welcker den Antrag: „Das Parlament möge die Verfassung so, wie sie vom Ausschuß für die zweite Lesung vorbereitet sei, in einer einzigen Abstimmung annehmen und sodann, auf Grund derselben den König von Preußen zum deutschen Kaiser wählen."

Im Parlamente gab es damals eine Partei von 15 bis 20 Mitgliedern („Nürnberger Hof"), meist Preußen, unter Führung des namhaften Iuristen Heinrich Simon. Dieser selbst war, seiner Gesinnung nach, ein ganz guter Preuße, aber auch ein Demokrat von der Sohle bis zum Scheitel. Als Preuße wollte er gern für das Erbkaiserthum im Hause der Hohenzollren stimmen; als Demokrat aber glaubte er dies nur dann thun zu dürfen, wenn er entsprechende Bürgschaften gegen einen möglichen Mißbrauch der monarchischen Gewalt in die Verfassung brächte. Die allerstärksten Bürgschaften dieser Art erblickte er nun in dem allgemeinen und geheimen Wahlrecht und in einem blos suspensiven Veto. So trat er denn, bevor es zur Abstimmung über den Welcker'schen Antrag kam, an die Erbkaiserpartei mit dem Vorschlage heran: „er und die Seinen wollten für das Erbkaiserthum stimmen, wofern die Erbkaiserpartei in jenen beiden Punkten an den Beschlüssen der ersten Lesung festhielte." Dieses Ansinnen ward, wie H. Simon selbst dies in einer öffentlichen Erklärung im Frankfurter Iournal vom 30. März 1849 eingestanden hat, von der Erbkaiserpartei kurzweg abgewiesen. Darauf stimmte die Simon'sche Gruppe gegen den Welcker'schen Antrag und brachte denselben zum Falle.

Es mußte nun in die zweite Lesung eingetreten werden. Damit aber änderte sich die ganze Sachlage. Der Welcker'sche Antrag war als ein untheilbares Ganzes in die Versammlung eingebracht und als ein solches auch von der Erbkaiserpartei behandelt, das heißt, es war ein Fractionsbeschluß gefaßt worden, daß alle Mitglieder der Partei auch für das absolute Veto stimmen müßten. Das hatten auch alle gethan, um das Ganze und damit das Erbkaiserthum durchzusetzen, etwa wie im heutigen Reichstage Manche für die großen Iustizgesetze gestimmt haben, obschon ihnen Einzelnes darin nicht nach Wunsch war. Jetzt nun sollte über die einzelnen Paragraphen gesondert abgestimmt werden. Da trat denn die individuelle Ueberzeugung wieder in ihr Recht ein. Der bindende Fractionsbeschluß ward unwirksam, weil ihm die Voraussetzung fehlte, unter der er gefaßt war, der Welcker'sche Antrag.

Heinrich Simon wandte sich jetzt nochmals mit seinem Begehren an die Erbkaiserpartei. Es wurde ihm erwidert: nach jetziger Sachlage habe die Fraction auf die Abstimmung der einzelnen Mitglieder darüber keinen Einfluß. Darauf hat Simon mit den Einzelnen verhandelt. Von diesen blieben Diejenigen, die bei der ersten Lesung für das suspensive Veto gestimmt hatten, nur ihrer Ueberzeugung treu, wenn sie dies abermals thaten. Elf, die das erste Mal für das absolute Veto gestimmt, ließen sich, wie es scheint, durch Simons Drohung, er werde sammt seinen Freunden wiederum gegen das Erbkaiserthum stimmen, wenn nicht das suspensive Veto angenommen werde, bestimmen, zu diesem überzugehen. Dagegen haben nachweislichermaßen zwanzig Andere ihr früheres suspensives Veto mit dem absoluten vertauscht, wahrscheinlich, um den wider jenes von den Negierungen gemachten Ausstellungen Rechnung zu tragen und so die Annahme der Verfassung nach Möglichkeit zu sichern. Die Erbkaiserpartei als Ganzes hat daher bei der zweiten Lesung neun Stimmen mehr als bei der ersten für das absolute Veto abgegeben. Jene wie diese opferten ihre individuelle Ueberzeugung, um dadurch, wie sie glaubten, das Ganze, den monarchischconstitutionellen Bundesstaat unter Preußens Führung, zu retten. Heinrich Simon hat nun aber seine Verhandlungen mit den einzelnen Mitgliedern in jener öffentlichen Erklärung so dargestellt, daß man glauben müßte, er habe niit der Partei als solcher verhandelt. Er sagt: „Nun ging die Partei darauf ein." Das ist eine Entstellung des Thatbestandes. Die Partei als solche hat niemals mit Simon „verhandelt", noch weniger ist sie „auf seine Forderungen eingegangen". Ich kann dies als sicher behaupten, weil ich fortdauernd im Vorstande der Erbkaiserpartei, damals sogar ihr Vorsitzender war, also um solche Verhandlungen wissen müßte. Auch Duncker in seinem Buch „Zur Geschichte der Neichsversammlung" (S. 84) sagt kurz und bestimmt: „Wir haben keinen Vertrag geschlossen!"

Gleichwohl hat sich aus dieser von Simon gegebenen, wohl nicht ganz unabsichtlich zweideutigen Darstellung des Vorganges eine Legende zu Ungunsten der Erbkaiserpartei gebildet, die selbst in amtlichen Schriftstücken auftaucht, die von vielen Historikern unbesehen fortgepflanzt und sogar von H. v. Snbel in seinem großen Geschichtswerke „Die Begründung des deutschen Reichs unter Wilhelm I." ohne nähere Prüfnng wiedergegeben worden ist. Man hat von „Abmachungen" der Erbkaiserpartei mit Simon, von einem „Schacher" mit Erbkaiserthum und Veto gesprochen.

Wenn übrigens der Mangel eines absoluten Veto die Ablehnung der Verfassung verschuldet hat, so ist es nicht der des Veto bei Gesetzen, sondern bei Verfassungsveränderungen gewesen. Hier allerdings ist ein solcher Mangel mit dem Wesen der Monarchie unvereinbar, denn bei einem blos suspensiven Veto des Inhabers der Krone könnte möglicherweise von einer Reihe ultrademokratischer Reichstage die Monarchie in eine Republik verwandelt werden. Handelt es sich nun aber um dieses Veto, so ist die Beschuldigung der Erbkaiserpartei, als habe sie den Mangel eines solchen herbeigeführt, völlig haltlos, ja geradezu frivol, denn die Erbkaiserpartei hat nach dem unanfechtbaren Zeugniß der Stenographischen Berichte für das absolute Veto bei Verfassungsänderungen bis auf ein oder zwei Mitglieder geschlossen gestimmt.

Aber, fragt man, wie war es dann möglich, daß dieses absolute Veto in der zweiten Lesung unterlag, und zwar mit einer so großen Mehrheit unterlag? Denn, während es in der ersten Lesung 259 Stimmen für sich und nur 196 gegen sich gehabt hatte, wurde es jetzt mit 272 gegen 243 verworfen. Das ging so zu. Die österreichisch-großdeutsche Partei, da sie sah, daß sie eine Verfassung nach ihrein Sinne, d. h. mit Hereinbeziehung Oesterreichs in den deutschen Bundesstaat, nicht durchsetzen könne, ging darauf aus, der von der Erbkaiserpartei betriebenen dadurch einen Todeskeim einzupflanzen, daß sie dieselbe durch gemisse hineingebrachte Bestandtheile den Fürsten und in erster Linie dem König von Preußen unannehmbar machte. Sie wußte recht wohl, wie viel Letzterer auf die unantastbare Hoheit und Machtvollkommenheit des Monarchen gebe. Ein suspensives Veto bei Verfassungsänderungen, vermöge dessen wohl gar einmal ein ultrademokratischer Reichstag durch einen dreimal gefaßten Beschluß die Monarchie in eine Republik verwandeln könnte, das war Etwas, was König Friedrich Wilhelm IV. um keinen Preis, selbst nicht um den einer Kaiserkrone, sich gefallen lassen würde. Nach dieser sehr schlauen Berechnung stimmten 50 Oesterreichs? und sonstige Großdeutsche, welche insgesammt bei der ersten Lesung für das absolute Veto gestimmt und von denen 46 ausdrücklich (in einer öffentlichen Erklärung zu Protocoll) sogar gegen den Beschluß wegen des suspensiven Veto bei Gesetzen vrotestirt hatten, jetzt für eben dieses suspensive Veto bei Verfassungsänderungen! Sie verleugneten ihre offen bekannte Ueberzeugung — nicht, wie jene Erbkaiserlichen, die dem absoluten Veto, aber nur bei Gesetzen, abtrünnig wurden, um Etwas zu Stande zu bringen, was sie als nothwendig für das Vaterland erkannten, sondern lediglich, um zu zerstören. Als nach dem Durchgehen des suspensiven Veto bei Verfassungsänderungen nun auch das Erbkaiserthum durchging, sagte Herr v. Schmerling zu dem in seiner Nähe stehenden Herrn von Vincke: „Hier haben Sie gesiegt — in Berlin sprechen wir uns wieder!"

Noch eine zweite Forderung stellte H. Simon an die Erbkaiserlichen kurz vor der Abstimmung über die Oberhauptsfrage.

Sie sollten sich schriftlich verpflichten, die Verfassung, wie sie festgestellt sein würde, für „endgültig" zu erklären und sich nicht etwa zu einer Aenderung derselben herbeizulassen. Er machte davon wiederum sein und seiner Freunde Votum in der Oberhauptsfrage abhängig. Etwa 80 Mitglieder haben eine solche Verpflichtung unterschrieben, an ihrer Spitze H. von Gagern, Mathn, Mohl, Welcker u. A. Man wird diesen Männern wohl zutrauen, daß sie eine solche Verpflichtung nicht eingegangen sein würden, wenn sie nur im Geringsten hätten fürchten müssen, sie verschlössen sich damit die Aussicht entweder auf eine nachträgliche Verbesserung der Verfassung durch die Versammlung selbst, oder auf ein Einverständniß mit den Regierungen. Für Ersteres war, abgesehen von den formellen Schwierigkeiten eines Zurückkommens auf das einmal endgültig Beschlossene, keine Hoffnung vorhanden. Die Erbkaiserpartei war in der Abstimmung über das absolute Veto bei Verfassungsänderungen mit 29 Stimmen unterlegen. Dieselben Stimmen, Großdeutsche, Particularisten, Ultramontane, Gruppe Simon und Linke, würden bei einer nochmaligen Abstimmung darüber aus den gleichen Gründen abermals gegen sie sein. Dagegen war, wenn man an der einmal beschlossenen Verfassung rütteln ließ oder selbst rüttelte, noch ganz etwas Anderes zu befürchten. In der letzten Zeit waren fast Tag um Tag neue Abgeordnete aus Oesterreich in die Versammlung eingetreten. Die österreichische Regierung hatte eine Anzahl slavischer Wahlkreise, die früher zu einer „deutschen Nationalvertretung" nicht wählen wollten, nachträglich doch dazu bestimmt. Wie leicht konnte dadurch die Mehrheit von den Erbkaiserlichen auf die Großdeutschen übergehen! An der einmal beschlossenen und als endgültig verkündigten Verfassung konnte eine solche großdeutsche Mehrheit nichts mehr ändern; sobald aber eine Verhandlung darüber wieder eröffnet würde, wer stand dafür ein, daß nicht diese großdeurfche Mehrheit das preußische Erbkaiserthum in ein österreichisches oder in eine vielköpfige Centralgewalt oder in sonst Etwas verwandelte?

Aehnliches war aber auch zu befürchten, wenn das Parlament mit den Regierungen über die Verfassung verhandelte. Der deutsche Bundesstaat unter dem erblichen Scepter der Hohenzollern, für den man mit den größten Anstrengungen gekämpft hatte, ging dann jedenfalls unrettbar verloren, denn wie hätten Oesterreich und die Könige sich auf dieser Grundlage mit der Versammlung verständigen können?

Genug, ein Wiederabgehen von der einmal beschlossenen Verfassung — sei es durch eine Initiative der Versammlung selbst, sei es auf ein Verlangen der Regierungen, — war der ganzen Sachlage nach undenkbar, wofern nicht die Erbkaiserpartei ihr ganzes Princip aufgeben, ihr eigenstes Werk wieder zerstören wollte. Die Verpflichtung, die H. Simon forderte, ob eingegangen oder nicht, änderte an dieser Sachlage und an der darauf begründeten, schon jetzt feststehenden Ueberzeugung der Unterzeichner nicht das Geringste. Sie konnten also unbedenklich ein solches Versprechen dem überargwöhnischen Simon geben, und sie mußten es, wenn sie dadurch eine Mehrheit in der Oberhauptsfrage gewinnen konnten, die sonst unmöglich war.

Nach solchen Vorgängen vor und hinter den Coulissen fand am 27. März 1849 die entscheidende Abstimmung über die Oberhauptsfrage statt. Mit 267 gegen 263 Stimmen, also mit einer Mehrheit von nur 4 Stimmen, ward beschlossen, daß die Oberhauptswürde in dem zu gründenden deutschen Bundesstaate, der den Namen „Reich" führen würde, mit dem Kaisertitel einem der deutschen Fürsten übertragen werden und daß sie sich in seinem Hause nach dem Rechte der Erstgeburt im Mannesstamme vererben solle. Am Tage darauf ward König Friedrich Wilhelm IV. mit 290 Stimmen zum Kaiser gewählt, während 248 sich der Abstimmung enthielten. Am 30. März ging eine Deputation von 32 Mitgliedern, aus Abgeordneten der verschiedenen Bundesstaaten zusammengesetzt, mit dem Präsidenten Simson an der Spitze, nach Berlin ab, um dem Köuig diesen Beschluß des Parlamentes zu melden und ihm auf Grund der Verfassung die Kaiserkrone anzutragen.

Es läßt sich denken, daß dem König Friedrich Wilhelm IV. die Antwort auf dieses Anerbieten nicht leicht wurde. Der Glanz einer Kaiserkrone und die Herrschaft über das große deutsche Reich war für seine romantische Phantasie unstreitig sehr verlockend. Auf der anderen Seite sträubte sich sein legitimistisches Gefühl und sein Widerwille gegen Alles, was aus dem Volke oder von Vertretern des Volkes käme, gegen die Annahme einer Krone, die nicht, wie zu den Zeiten des weiland römischen Reiches, von den Fürsten geboten werde.

Wie viel zugleich die Besorgniß vor äußeren Schwierigkeiten, vor Verwickelungen mit Oesterreich oder anderen Mächten dabei wirken mochte, bleibe dahingestellt. „Ich bin kein Friedrich II.", hatte einmal der König gesagt.

Wir besitzen über die Verhandlimgen des Königs theils mit seinen Ministern, theils mit jener Gruppe unverantwortlicher Rathgeber, welche sich an ihn drängte und sein Ohr belagerte, der sog. „Camarilla", in Bezug auf die der Deputation zu ertheilende Antwort verschiedene Mittheilungen. Danach erhalten wir von diesen Verhandlungen und von den Entschließungen des Königs das folgende Bild.

Zuerst rieth der preußische Bevollmächtigte in Frankfurt, Camphausen:

„Der König möge sich bereit erklären, an die Spitze derjenigen Bundesstaaten zu treten, deren Regierungen dies wünschen würden." Dem König und den Ministern ging dies schon zu weit, weil dadurch die freie Entschließung der Fürsten beeinträchtigt werde. Der König wollte allererst die Fürsten hören und sich dann über Annahme oder Nichtannahme der

Krone entschließen. Darauf hin legten die Minister in einer vom König präsidirten Sitzung des Gesammtministeriums dem König den Entwurf einer Antwort in diesem Sinne vor. Der Text dieses Entwurfes liegt leider nicht vor. Auch Svbel, dem doch das preußische Staatsarchiv zur Verfügung stand, theilt ihn uns nicht mit. Er sagt nur, der König habe wenig daran geändert, habe dann aber in einer freien Rede den Inhalt des Entwurfs, wie er ihn verstehe, wiedergegeben. Der Inhalt dieser Rede sei nach einem Protokoll über die betreffende Ministerfitzung folgender gewesen: 1. Vor Allem Berathungen mit den deutschen Fürsten einschließlich Oesterreichs, um der Neugestaltung Deutschlands eine sichere Grundlage zu geben, wobei die Zustimmung Oesterreichs zur Errichtung eines deutschen Bundesstaates ohne Oesterreich zu erstreben und dessen Verhältniß zu diesem Bundesstaat festzustellen wäre. 2. Kein Bundesstaat ohne die deutschen Könige! 3. Sollten diese sich fernhalten, und nur die kleinen Staaten in den Bundesstaat eintreten wollen, fo würde das VerlMtniß Preußens zu-diesen ein bloßes Schutzverhältniß sein und ganz neu geregelt nierden müssen. 4. Kein Kaisertitel!

Ein drittes Stadium in dieser Reihenfolge wechselnder Entschließungen des Königs bildet die amtliche Erklärung, welche die Minister am Vormittag des 2, April in beiden Häusern des Landtages vortrugen. Sie lautete:

„Die Regierung erkennt in dem Beschlusse des Parlaments, der Verkündigung der Reichsverfassung und der Wahl des Kaisers, einen wesentlichen Fortschritt auf der Bahn der Entwicklung der deutschen Verhältnisse; sie wird Alles aufbieten, damit das angestrebte, jetzt nahe gerückte Ziel bald ganz erreicht werde. Aber sie hat deshalb ihren früheren Standpunkt nicht aufgegeben: sie hält also dafür, daß dieser Beschluß mir für diejenigen deutschen Regierungen gültig oder verbindlich ist, welche demselben aus freiem Entschlusse beistimmen; die königliche Regierung wird ihrerseits nichts unversucht lassen, ein Einverständnis; darüber zu fordeni."

Am Abend des 2. April, kurz nach der Ankunft der Kaiserdeputation in Berlin, ließ der Präsident des Staatsministeriums, Graf Brandenburg, den Präsidenten Simson zu sich einladen, um ihm etwas Wichtiges mitzutheilen. Da Simson unpäßlich von der Reise angekommen war, entsandte er statt seiner zwei Mitglieder der Deputation, die Herren G. Beseler und G. Nießer. Der Erstgenannte hat über sein Gespräch mit dem Grafen Brandenburg in seinem Buch „Erlebtes und Erstrebtes" (S. 88) wörtlich Folgendes berichtet:

In klarer, einfacher Weise erörterte er die wesentlichen Punkte: daß die Deputation die Kaiserkrone auf Grund der Reichsverfassung, ohne Beschränkungen und Klauseln, am geboten habe, daß andererseits der König Gcwissensbedenken gegen die Annahme der von der Nationalversammlung einseitig beschlossenen Kaiserwürde hege. Am Schluß der Verhandlungen gab der Graf von Brandenburg die Erklärung ab, daß der König annehmen werde in Erwartung der Zustimmung der übrigen deutschen Regierungen! Dagegen über. nahmen Richer und ich die Verpflichtung, daß die Deputation die Annahme in dieser Form als ihrem Mandat entsprechend ansehen werde. Nachdem wir der Deputation Bericht erstattet, entschied sie sich einstimmig in diesem Sinne und verpflichtete sich, ihren Beschluß in Frankfurt zu vertreten.

Höchst interessant ist ein Bericht über die Besprechung des Königs mit der Camarilla, den wir in den 1891 erschienenen „Denkwürdigkeiten des Generals Leopold von Gerlach", des Hauptes der Camarilla, finden, und worin der General (1. Bd., S. 308) erzählt:

„Ich verabredete mit Massow, nach Potsdam zu fahren; hernach wurde auch Ludwig hinbefohlen. Massow und ich kamen zuerst an. Die vorliegende Sache war die Antwort an die Frankfurter Deputation. Alle, d. h. Ludwig, Voß u. s. w., drängten dahin, dem Könige dabei zur Seite zu stehen. Ich hatte in Berlin noch einen Entwurf aufgesetzt, der die Freude über die Anerkennung der Macht Preußens, den guten Willen, zu helfen, aussprechen sollte, das Anerbieten der Kaiserkrone aber als unzeitig und unvorbereitet abweisen. Der König kam bald mit Rauch, mhm uns in sein Cabinet und las uns die von ihm aufgeschriebene Antwort an die Deputation vor. Sie war außerordentlich schön und ergreifend. Unser ganzer Angriff — denn die dieses Mal vollständig besetzte Camarilla, auch Stollberg und Ludwig, war merkwürdig einig — concentrirte sich nur gegen eine Stelle in dem Entwurf. In derselben erklärte der König, er würde, ganz abgesehen von seiner Person, nur eine Wahl anerkennen, die von einem ordentlichen Fürstentage unter der Leitung der mächtigen Fürsten Deutschlands, also auch mit Zuziehung seiner selbst, und mit Zustimmung Deutscher Nation vollbracht worden sei nach tausendjährigem Rechte. Hierfür wurd: eine prosaische, moderne Fassung vorgeschlagen, der sich der König nach schweren Kämpf«i unterwarf. B.'i der Disputation kam hervor, was er eigentlich gewollt hat: einen Fürstentag, aber keine Majorität nach der Kopfzahl der Fürsten, wo Oesterreich und Liechtenstein gleichgestellt würden, soiidern die größeren Fürsten, „die acht Kurfürsten", voran. „Tausendjährig ist Ihnen zu apokalyptisch" (sagte der König), „obschon nach dem Buchstaben wahr." Auf Stolbergs dringende Aufforderung machte Ludwig eine andere Fassung, die Seine Majestät als Variante neben den Entwurf niederschrieb. Die Art, wie Seine Majestät ihre Fassung vertheidigten, war sehr charakteristisch. Massow griff besonders als gefährlich die EinwilliguiV Deutscher Nation an. Der König bezog sich auf die Wahl Kaiser Conrads II., wo die deutschen Nationen unter ihren Herzögen um die Wahlstadt Worms gelagert gewesen wären und durch Acclamation die Wahl bestätigt hätten. Dann habe in Frankfurt der Kurfürst von Mainz dem vor dem Römer versammelten Volk eröffnet, die Kurfürsten hütten den Erzherzog von Oesterreich, König von Ungarn, (!?) gewählt, und er hoffe auf des Volkes Zustimmung, die durch ein Geschrei erfolgt wäre. An die Stelle des Volles sei jetzt die Frankfurter Versammlung getreten!! Dann zählte der König die noch vorhandenen acht Kurfürsten auf, drückte aber besonders und ganz richtig darauf, daß er selbst mit wählen müßte. Welch ein Gemisch von Richtig und Unrichtig, von Princip und Antiquität!"

Nach demselben Berichte war der König noch spät am Abend des 2. April bei Brandenburg gewesen. Dies und die Aeußerung des Königs: „die Deputation habe erklärt, wenn der König ablehne, werde in Frankfurt die Republik proclamirt werden", scheint anzudeuten, daß dem König bange war, die Deputation möchte ein Annehmen der Krone mit Vorbehalt für ungenügend erklären. Danach hätte noch am Abend des 2. April beim König die Neigung zur Annahme die Bedenken dagegen entschieden überwogen.

Bei der veränderlichen Natur des Königs war freilich damit noch keine Gewähr für den nächsten Tag gegeben. Allein von allergrößter Wichtigkeit ist schon die Thatsache, daß, wie aus allen den angeführten Berichten über das am 2. April Geschehene unwiderleglich und übereinstimmend hervorgeht, an diesem Tage von einem Widerspruch gegen den Inhalt der Verfassung (den man doch selbstverständlich in Berlin bereits kannte) auch nicht mit einem Wort die Rede war! Weder der König, noch die Minister, noch selbst die Männer der äußersten Reaction, die Mitglieder der Camarilla, äußerten Bedenken gegen die Annahme der Ver' fassung, die doch von der Annahme der Kaiserkrone unzertrennlich war.

Für die Erbkaiserpartei enthält diese Thatsache eine große Genugthuung. Wenn selbst das, ohne ihr Verschulden und gegen ihren Widerspruch in die Verfassung gekommene suspensive Veto bei Verfassungsänderungen den , König und seine Rathgeber, auch die reactionärsten, nicht bestimmen konnte, Verfassung und Krone abzulehnen, so konnte dies noch viel weniger der Fall sein rücksichtlich des suspensiven Veto bei Gesetzen und des Wahlgesetzes, d. h. derjenigen Punkte, für welche ein Theil der Partei mit veranwortlich war.

Von einer anderen Seite führt aber diese Wahrnehmung zu einer sehr schmerzlichen Betrachtung. Wäre der Stand der Dinge am 3. April, wo die ofsicielle Antwort des Königs an die Frankfurter Deputation erfolgte, noch derselbe gewesen wie der am 2. April, so hätte der Abschluß und die thatsächliche Ausführung der Verfassung vom 27. März 1849 aller Wahrscheinlichkeit nach mit Sicherheit zu erwarten gestanden, während so, wie die wirkliche Antwort lautete, dieselbe jede Hoffnung darauf zerstörte. Denn das einzige Hinderniß, welches nach der Auffassung vom vorigen Tage einer sofortigen Annahme der Kaiserkrone seitens des Königs entgegenstand, die noch fehlende Zustimmung der größeren Fürsten (28 kleinere hatten bereits bedingungslos zugestimmt) wäre wohl nur von kurzer Dauer gewesen, wie die folgenden Thatsachen zeigen.

Der, seiner Natur nach sehr selbstherrliche König von Württemberg gab schon bald darauf dem einmüthigen Drängen von Ständen und Volk auf Anerkennung der Reichsverfassung nach. In Bauern drohten ganze Provinzen, die Pfalz und beide Franken, mit ihrem Abfall, wenn die Regierung sich nicht den Beschlüssen der Nationalvertretung fügen würde. In Sachsen erklärten sich drei Minister von fünfen für Annahme der Verfassung. Die Kammern thaten das Gleiche. Von den Magistraten der großen Städte und von zahlreichen anderen Deputationen ward der König bestürmt. Ein Gerücht, welches meines Wissens niemals widerlegt worden ist, behauptet, der Text der Reichsverfassung sei, um demnächst verkündet zu werden, in der Hofdruckerei bereits gesetzt gewesen, aber zurückgenommen worden. Dem König selbst legte man die Aeußerung bei, die er gethan habe, als man in ihn gedrungen, er möge doch die Neichsverfassung anerkennen, „er könne nicht zurück". Man brachte dies in Verbindung nit der Sendung eines persönlichen Adjutanten des Königs von Preußen,

der den Auftrag gehabt habe, den König von Sachsen im Widerstand gegen die Verfassung zu bestärken und ihn für den Fall, daß daraus Unruhen entständen, preußischer Hilfe zu versichern*), ein Vorgang, der allerdings in grellein Widerspruch steht zu der in der Erklärung der preußischen Minister an die Kammern (vom 2. April) gegebenen Versicherung, „die Regierung werde Nichts unversucht lassen, um ein Einverständniß darüber (über Annahme der Krone) mit den anderen Fürsten zu fördern." Auch in Hannover mar die öffentliche Stimmung ganz überwiegend für die Reichsverfassuug. Der König, der davon Nichts wissen wollte, half sich damit, daß er die Stände auflöste und nicht wieder berief, obwohl eine große Anzahl von Ständemitgliedern dringend darum bat.

Genug, die Zustimmung der anderen deutschen Fürsten (Oesterreich natürlich ausgenommen) zur Uebertragung der Kaiserwürde an den König von Preußen war sicherlich nur eine Frage der Zeit, und wahrscheinlich nur einer sehr kurzen.

Die Mitglieder der Kaiserdeputation, ermuthigt durch die Eröffnung des Grafen Brandenburg, sahen der Audienz am 3. April, wenn auch noch immer — bei der völlig unberechenbaren Natur des Königs**) — nicht ohne Bangigkeit, dennoch mit Hoffnung entgegen. Welche Bestürzung mußte sie erfassen, da die Antwort des Königs so ganz anders lautete, als sie nach der Erklärung des Staatsministeriums in den Kammern und der vom Ministerpräsidenten, unzweifelhaft im Auftrage des Königs selbst, ertheilten Auskunft über dessen Absichten zn erwarten gewesen wäre! Denn in dieser jetzigen Antwort des Königs ward nicht blos die Zustimmung der anderen Fürsten vorbehalten, sondern es ward auch als Vorbedingung jeder Entscheidung über die Oberhauptsfrage eine „Revision der Verfassung vom 27. März" durch die Fürsten verlangt. Bei dieser „Revision" sollte geprüft werden, „ob die dem künftigen Kaiser in der Verfassung zugedachten Rechte diesen in den Stand setzen würden, mit starker Hand die Geschicke Deutschlands zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen."

") Diese Sendung ist bestätigt in den „Erinnerungen zu Erinnerungen" des Grafen Beust, damals königlich sächsischen Ministers des Auswärtigen.

**) Seine Stellung zur deutschen Frage überhaupt und zum Parlamente insbesondere hatte König Friedrich Wilhelm IV. schon bis dahin fort und fort gewechselt. Der Nachweis dieser Wandlungen füllt in meinen „Dreißig Jahren deutscher Geschichte' (t. Bd. S. 389—403) ein ganzes Kapitel.

Was war in der Zwischenzeit geschehen? Wer oder was hatte auf den König dermaßen eingewirkt, daß sein ganzer Standpunkt zur Kaiserkrone und zum Parlament ein so völlig anderer geworden war?

Man hat sich schon damals und hat sich bis auf die neueste Zeit die Köpfe darüber zerbrochen, welchem unheimlichen Einfluß es zuzuschreiben sei, daß, wie Dahlmann in seinen Vorlesungen über deutsche Geschichte es ausgedrückt hat, „das Schiff des Parlaments noch im Hafen scheiterte".

H. v. Snbel zwar behauptet, „vom 2. zum 3. April habe sich schlechterdings Nichts verändert, die Antwort des Königs am.3. April sei ganz dieselbe, welche am 2. April zwischen König und Ministern vereinbart worden, Beseler müsse den Grafen Brandenburg in unbegreiflicher Weise mißverstanden haben." Allein dieser so zuversichtlichen Behauptung ist die Widerlegung, und zwar eine schlagende Widerlegung, sozusagen auf dem Fuße gefolgt. Denn in dem gleichen Iahre, wie Sybels erster Band (worin sich jene Behauptung findet), erschienen auch die schon erwähnten „Denkwürdigkeiten des Generals von Gerlach." In diesen aber ist ganz genau angegeben, nicht nur, welche Aenderung noch am Morgen des 3. April in die Antwort des Königs an die Deputation gekommen, sondern auch, von wem dieselbe herrührte. Zunächst findet sich dort (auf Seite 310) unterm 4. April die Tagebuchnotiz:

„Gestern empfing der König die Deputation: ich erfuhr im Allgemeinen, daß Alles gut stände. Massow (auch ein Mitglied der Camarilla) ließ mir sagen, die Rede des Königs sei nur in der Mitte geändert. Die Rede stand im „Staatsanzeigcr". Ein neuer, wichtiger und sehr guter Passus über die Revision war durch Alvcnsleben hineingekommen, und, wie der Erfolg zeigte, der wesentlichste!"

Wie das zugegangen, erfahren wir sodann des Näheren durch die folgende Tagebuchnotiz vom 6. April (S. 311).

„Ludwig schreibt: Alvcnsleben sagte mir auf der Eisenbahn, er habe gleich am Montag in des Grafen Brandenburg Mittheilung an die Kammer über die deutsche Politik die Revision der Frankfurter Verfassung vermißt und durch Hemmlaufen bei allen MensckM bewirkt, daß der PassuS darüber noch in die königliche Antwort gekommen. Du siehst, wir sind so weise nicht; den Sonntag Abend haben wir über lauter Kritik des einm Punktes, den die Minister doch wohl berichtigt haben würden, diese Lebensfrage übersehen."

Ich könnte auch noch ein anderes Vorkommniß, das ich selbst mit erlebt, als einen weiteren Beweis dafür anführen, daß in der ursprünglichen Absicht des Königs betreffs seiner Antwort an die Deputation eine Abänderung der Verfassung nicht gelegen hatte. Am Tage der Audienz waren die Mitglieder der Deputation zu Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen von Preußen, dem späteren Kaiser Wilhelm I., zum Thee geladen. Der Prinz in seiner offenen und geraden militärischen Weise ging sofort auf die brennende Tagesfrage ein. Da wir ihm den schmerzlichen Eindruck der Rede des Königs nicht verhehlen konnten, sagte er: „Aber, meine Herren, Sie können doch von meinem Bruder nicht verlangen, daß er die anderen Fürsten mit Waffengewalt zwinge, ihre Zustimmung zu geben." Darauf ward ihm erwidert, daß an der Zustimmung der Fürsten nicht zu zweifeln sei; was uns so sehr entmuthige, sei die Infragestellung des Inhalts der Verfassung durch den König. Dies schien dem Prinzen neu zu sein; offenbar hatte er noch ganz den Eindruck des vorigen Tages, wo davon nicht die Rede gewesen war.

Mit der Antwort des Königs an die Deputation war der Bruch zwischen Berlin und Frankfurt erklärt. Einer Annahme der Kaiferkrone mit dem Vorbehalt der noch einzuholenden Zustimmung der Fürsten dazu konnte das Parlament wohl beipflichten, da es fo gut wie gewiß war, daß es an einer solchen Zustimmung nicht fehlen werde. Eine Verständigung mit einer einzelnen Regierung, wie der preußischen, über den und jenen Punkt der Verfassung wäre wenigstens nicht vom Haus aus, der Sache nach, undenkbar gewesen. Eine Vereinbarung dagegen mit allen deutschen Fürsten vom größten bis zum kleinsten, vom Kaiser von Oesterreich bis zum Fürsten von Liechtenstein, und über alle Punkte der Verfassung, also auch über den Cardinalpunkt, die Oberhauptsfrage, wie sie vom König dem Parlamente angesonnen ward, das war eine Unmöglichkeit. Schon bei den Februarconferenzen hatten die vier Könige erklärt, daß sie sich keinem monarchischen Oberhaupte fügen, auch keiner Verfassung beistimmen würden, welche Oesterreich ausschlösse. Als sie jetzt durch Circularnoten der preußischen Regierung neuerdings aufgefordert wurden, sich über ihr Verhältniß zur Verfassung auszusprechen und sich womöglich über ein gemeinsames Verhalten gegenüber dem Parlamente zu verständigen, zeigten, wie die preußische Regierung in einer Note an ihre Gesandten vom 28. April bekennt, wiederum die Antworten dieser Regierungen, wie weit die Ansichten, namentlich in der Oberhauptsfrage, auseinandergingen und wie wenig Hoffnung auf Erzieluug eines umfassenden Einverständnisses vor> handen sei. „Einzelne Fürsten," hieß es in der Note weiter, „hätten gewünscht, daß der König die Krone annehmen möchte, (jedenfalls gehörten diese zu den 28, die sich alsbald den Beschlüssen des Parlamentes zustimmend erklärt hatten); dagegen hätten mehrere ihren festen Entschluß ausgesprochen, einem andern Fürsten sich nicht unterzuordnen."

Trotzdem verlangte dieselbe Note von der Nationalversammlung, „sie solle der Verfassungsangelegenheit eine solche Wendung geben, daß die Regierungen sich mit ihr verständigen und daß unter ihrer Mitwirkung auf

dem Wege der Vereinbarung die von einer ruhigen Erwägung der deutschen Verhältnisse geforderten Modisicationen zu Stande kommen könnten." Aber wie in aller Welt sollte dies möglich sein, wenn der eine Theil der Fürsten sich für das erbliche Kaiserthum, ein anderer Theil dagegen erklärte?

Oder wollte etwa der König zu seiner romantisch-phantastischen (beiläufig gesagt, sehr ungeschichtlichen) Anknüpfung an das alte deutsche Kaiserthum zurückkehren, die er den Männern der Camarilla entwickele, zu der aber selbst diese die Köpfe geschüttelt hatten? Wollte er, die „großen Fürsten" (das waren jetzt die vier Könige) sollten seine Wahl zum Kaiser proclamiren, an Stelle des „Volkes" aber solle das Parlament deren Beschlüsse einfach gutheißen? Zu einer solchen untergeordneten Rolle konnte die Vertretung der Nation sich unmöglich herabwürdigen lassen! Uebrigens befand sich der König selbst in einer verhängnißvollen Täuschung, wenn er sich einbildete, diese „großen Fürsten" würden aus freien Stücken ihn „küren", wenn nicht mehr der im Parlamente verkörperte Wille der Nation hinter ihm stände.

Der König hatte früher einmal zu seinem Vertrauten Bunsen gesagt: „Halten Sie fest, wie überzeugt ich bin, daß die deutsche Sache verloren ist, wenn Frankfurt untergeht und die Angelegenheit in die Hände der Fürsten fällt." Diese schlimme Voraussage machte er selbst jetzt wahr — zum Unheil Deutschlands, aber auch Preußens. Vereint hätten Berlin und Frankfurt, die preußische Regierung mit ihrer materiellen und das Parlament mit seiner idealen Macht, alle Schwierigkeiten wohl überwunden, hätten selbst nicht Oesterreichs Einspruch (das mit seinen Wirren noch alle Hände voll zu thun hatte), noch eine Einmischung des Auslandes in diese innere Angelegenheit Deutschlands zu fürchten gebraucht. Getrennt und einander feindlich gegenübergestellt, mußten Beide unterliegen. Das Parlament ging zu Grunde, nachdem es noch eine Zeit lang mit fruchtlosen Anstrengungen (den krampfhaften Bewegungen eines Ertrinkenden) sich dagegen gesträubt und die „Durchführung der Verfassung", d. h. deren Anerkennung von den größeren Fürsten, erstrebt hatte. Die Gemäßigten, an einer solchen Durchführung mit gesetzlichen Mitteln verzweifelnd und nicht gewillt, zu revolutionären zu greifen, verließen die Versammlung; die Linke, dadurch Herrin der Situation geworden, siedelte nach Stuttgart über, versuchte als „Rumpfparlament" eine revolutionäre Bewegung in ganz Deutschland zu entzünden und ward endlich von der liberalen Regierung Württembergs, weil sie Verwirrung in das Land zu bringen drohte, mit Waffengewalt aufgelöst. Die preußische Negierung aber, welche nach ihrer Absage an das Parlament einen deutschen Bundesstaat auf eigene Hand durch Einzelverträge zu gründen versuchte, sah sich schon bald (obschon die von ihr so schnöde behandelten Erbkniserlichen durch die Versammlung zu Gotha und die dort erlassenen Erklärungen ihr zu Hilfe kamen) zu einer Niederlage nach der andern, zu einein Zugeständniß nach dem anderen verurtheilt, bis sie zuletzt an dem schmachvollen Tage von Olmütz den Höhepunkt der Selbstdemüthigung vor Oesterreich und Rußland erreichte. Mit Recht klagte Bismarck einmal später: „Wir waren heruntergekommen und wußten selber nicht, wie."

Es war ein nationales Unglück, daß in einer Zeit, wo die Geschicke Deutschlands auf lange Zeit sich entscheiden sollten, auf dem Throne des Staates, der durch den ganzen Gang unserer Geschichte zur Vormacht Deutschlands bestimmt war, ein Fürst saß, der bei vielen glänzenden Gaben und gewiß wohlmeinendsten Absichten doch diejenigen Eigenschaften entbehrte, welche allein den großen Regenten und Staatsmann machen, einen festen, beharrlichen, nicht hin und her schwankenden Willen und einen klaren, durch keine romantischen Nebel umschleierten Blick für die wahre Natur der politischen Verhältnisse. Hätte er diese Eigenschaften besessen, so hätte er nicht durch Bedenken gegen einzelne Punkte der Verfassung, wie immer an sich berechtigt sie erscheinen mochten, sich von dem hier allein in Frage kommenden Ziele abdrängen lassen, nämlich: die Verfassung im Ganzen und Großen und mit ihr das Erbkaiferthum unter Dach und Fach zu bringen und dann erst an den Ausbau und die Ausbesserung des Gebäudes im Innern zu gehen. Schadhafte Stellen, wie jenes suspensive Veto, würden leicht zu beseitigen gewesen sein schon beim ersten Reichstag nach der neuen Verfassung, auf welchem die Oesterreicher gefehlt und wozu die Wahlen unter dem mächtigen Einfluß der festgegründeten Einheit des Reichs stattgefunden haben würden.

Eine gedeihliche Lösung der Aufgabe des Parlamentes, d. h. die Zustandebringung und Durchführung einer einheitlichen Verfassnng für Deutschland, war abhängig von der Mitwirkung zweier Factoren, der patriotischen oder doch dem Zeitgeist Rechnung tragenden Selbstverleugnung auch der größeren Regierungen und einer ausdauernden, mit dem Vorgehen des Parlamentes gleichen Schritt haltenden Bewegung im Volke. Anfangs schien es auch, als hätte das Parlament sich dieser Mitwirkung zu erfreuen. Allmählich aber versagte dieselbe. Die größeren Regierungen trennten ihre Sache von der des Volkes. Im Volke aber ermatteten die gemäßigten Elemente in der thatkräftigen Unterstützung ihrer Vertreter, während die radicaleren unter der falschen Firma eines Kampfes für die Reichsverfassung ganz andere, revolutionäre Ziele verfolgten. So ging das, so hoffnungsfreudig begonnene, von den Segenswünschen aller Patrioten begleitete Werk der ersten deutschen Nationalversammlung schmählich zu Grunde.

Gänzlich verloren war gleichwohl die fast ein Iahr lange mühevolle Arbeit des Parlaments von 1848 nicht. Durch die Verfassung vom 27. März 1849 gab sie zuerst dem nationalen Gedanken, der bis dahin vielfach nur unklar und unsicher in den Gemüthern gelebt hatte, eine feste, greifbare Form, und zwar diejenige Form, welche allein geeignet war, die Einheit, Macht und Größe Deutschlands dauernd zu begründen, nämlich die des monarchisch - constitutionellen Bundesstaates unter dem starken Scepter der Hohenzollern.

Als mehr denn siebzehn Iahre nach dem Untergange des Parlaments der große Baumeister unseres neuen Deutschen Reiches daran ging, auf dem mit „Blut und Eisen" gefesteten Grunde fein Werk aufzuführen, da holte er aus dem Staube des Archivs den Plan zu der Frankfurter Verfassung hervor, paßte ihn den Verhältnissen der Gegenwart an und errichtete auf ihm erst den Norddeutschen Bund und dann das einheitliche, mächtige Deutsche Reich.

Es war eine große Befriedigung für die „alten Frankfurter", die am 1. April 1885 den Fürsten Bismarck beglückwünschten, bei dieser Gelegenheit von ihm das anerkennende Wort zu vernehmen, daß Frankfurt ihm vorgearbeitet habe. Wir, die noch Üeberlebenden, blicken unsererseits mit heißem Danke und neidlos auf zu den Männern, die glorreich hinausgeführt, was mir unvollendet lassen mußten, zu unserem ruhmvollen Kaiser Wilhelm I. und zu seinem großen Kanzler, dem Fürsten Bismarck.

Die Italiener in Afrika.

von

E. MsschKe.

— Breslau. —

er am 26. October 1896 zu Addis.Abeba im Königreich Schoo, durch den Major Nerazzini im Auftrage der italienischen Regierung mit dein Negus Negesti Menelik abgeschlossene Friedensvertrag hat dein chronischen Kriegszustande, welcher thatsächlich seit 1885 zwischen Italien und Abessinien bestand, vorläufig wohl ein Ende gemacht, trotzdem wird aber das zukünftige politische Schicksal der italienischen Kolonie Erithrea auch ferner noch als eine offene Frage für Italien zu betrachten sein. Für das Verständnis; der gegenwärtigen Lage der Italiener in Afrika dürfte daher ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der Colonialbestrebungen Italiens und auf die allmähliche militär-volitische Entmickelung der Colonie Erithrea allgemein von Interesse sein.

Die Bevölkerung der Apenninen-Halbinsel ist durch deren maritime Lage und überaus reiche Küstenentwickelung mit den vielen vortrefflichen Häfen wohl bereits von der Natur auf den überseeischen Handel hingewiesen, der eigentlich schon früh zu einer kräftigen colonialen Entmickelung hätte führen müssen; an letzterer wurde aber das Land bis in die Neuzeit hinein durch seine politische Zerrissenheit verhindert.

Nachdem jedoch 1861 ein Königreich Italien geschaffen worden und namentlich nachdem durch die weltgeschichtlichen Ereignisse von 1870/71 die vollständige Einigung der italienischen Nation herbeigeführt, 1875 aber auch das Gleichgewicht in den Finanzen des neuen Einheitsstaates hergestellt worden war, da machte sich auch sehr bald in der Bevölkerung das Verlangen nach Machtvergrößerung geltend. Dasselbe wurde sogar in Folge

der so überaus glücklichen Errungenschaften von 1859, 1866 und 1870/71, welche ein günstiges Geschick Italien in den Schooß geworfen hatte, zeitweise über die Gebühr gereizt.

So war der unruhige, chauvinistische Theil der Nation besonders erregt worden, als 1878 auf dem Berliner Congreß an Oesterreich die Besetzung Bosniens, sowie der Herzogovina übertragen wurde und zugleich auch England Cypern besetzte. Das Gefühl der Enttäuschung darob hatte sich in tumultuarischen Demonstrationen des Bundes „Italiä irrsäsuta" Luft gemacht, der Regierung war es indessen noch gelungen, die Bewegung zu unterdrücken. Auch die eigenmächtige Intervention Englands und Frankreichs 1878 in Egypten hatte in Rom große Eifersucht hervorgerufen und dann zur Folge gehabt, daß den Bestrebungen dieser Mächte seitens Italiens in Cairo entgegengearbeitet wurde. Mit Mißtrauen war ferner in Tunis jegliche Erweiterung und Verstärkung des französischen Einflusses ängstlich überwacht morden. Die italienische Colonie dort stützte sich namentlich auf die alten Capitulationen, die bereits aus der Zeit der Republiken Venedig, Pisa, Florenz uud Genua stammten und die Privilegien festsetzten, welche seitens der Hohen Pforte den in den Territorien des türkischen Reiches weilenden Christen bewilligt morden waren. Im Jahre 1868 hatte aber Italien mit Tunis einen besonderen Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag abgeschlossen. Im Hinblick auf diese Verhältnisse betrachtete man Tunis gern als italienische Domäne und wollte dasselbe sich zur Annexion vorbehalten. Selbst an die Erwerbung von Besitz in der tropischen Zone dachte man und hatte die Colonisation von Neu-Guinea in's Auge gefaßt. Doch stimmten weder die Finanzen, noch die Wehrkraft zu Lande uud zur See zu einer so ausgebreiteten Machtentwickelung.

Die Handelsbeziehungen im Osten wurden indessen gefördert, indem 1878 die genuesische Dampfschifffahrtsgesellschaft Rubattino unter dem Schutze der italienischen Regierung die an der Danakilküste vou Afrika, im südwestlichsten Theil des Rothen Meeres gelegene Assab-Bai in Besitz nahm. Um die italienischen Interessen in Tunis zu sichern, kaufte dieselbe Gesellschaft auch die Eisenbahnlinie Tunis-Goletta an, wobei die Negierung die Zinsenzahlung gewährleistete. Dieser politische Schachzug rief aber Verwickelungen mit Frankreich hervor, bezw. Gegenmaßregeln seitens dieser Macht, von der Tunis bereits als Annex von Algier, als französischer Vasallenstaat angesehen wurde. Und nachdem dann schließlich 1881 die franMsche Republik auch ihr feierlich abgegebenes, verpflichtendes Versprechen offen gebrochen und die Regentschaft Tunis mit ihren Truppen besetzt hatte, sah sich die italienische Regierung überhaupt dazu veranlaßt, vorläufig auf die Wahrung ihrer Interessen dort zu verzichten; auch wurde das Anerbieten Frankreichs abgelehnt, Tripolis den Italienern überlassen zu wollen.

Im Jahre 1882 wurde dagegen die Assab-Bai mit den angrenzenden

Landstrichen als italienische Kroncolonie erklärt, obwohl Egypten, durch England darin unterstützt, die Rechtmäßigkeit dieser Besitzergreifung bestritt und auf die ganze Westküste des Rothen Meeres, sowie auf den nördlichen Theil der afrikanischen Küste bis zum 9. Grad nördlicher Breite Anspruch erhob.

In der in diesem Jahre acut gewordenen egyptischen Frage schloß sich demnach Italien den Mächten Oesterreich und Deutschland an, wenngleich es noch besondere Interessen vertheidigen zu müssen glaubte, da die Zahl der Italiener in Egypten eine sehr große war. Die italienische Regierung bemühte sich eifrig, das europäische Einvernehmen aufrecht zu erhalten und einer englisch-französischen Intervention durch die Pforte vorbeugen zu lassen. Die Unthätigkeit der letzteren machte nun zwar diese Bemühungen ergebnißlos und ließ die Arbeiten der Conferenz zu Constantinopel scheitern, dennoch lehnte aber Italien die Aufforderung Englands ab, sich an dem bewaffneten Einschreiten in Egypten zu betheiligen. Die ausschließliche Festsetzung Englands dortselbst zerstörte freilich manche von den Italienern gehegte Hoffnungen auf Begründung ihres Einflusses im Nillande, indessen mußte Italien sich daran gewöhnen, bei der Vertheilung der außereuropäischen Welt leer auszugehen, so lange es sich nicht durch Kräftigung seiner Finanzen und Wehrkraft die nöthige Macht geschaffen hatte.

In Oflafrika wurde dafür 1883 von Assab aus die Ausbreitung des italienischen Handels durch den Abschluß von Verträgen mit König Menelik von Schoo., mit dem Sultan von Haussa und mit den Häuptlingen der Danakil gefördert.

In der großen auswärtigen Politik hatte indessen die italienische Regierung fortgesetzt mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche ihr die unruhigen Geister im eigenen Lande bereiteten. Verwöhnt durch die früheren unerwartet glücklichen Erfolge, wurden die Italiener jetzt sofort ungeduldig, wenn sie keine Früchte der europäischen Politik ihrer Regierung sahen. Letztere hatte zwar durch die militärische Besetzung der Assab-Bai einen Anlauf genommen, Italiens Antheil an der ferneren colonialen Entmickelung zu sichern, wachte auch mit Eifersucht über die Wahrung der italienischen Interessen in Tripolis und Marokko, hatte ferner durch die Annäherung an Deutschland und Oesterreich die Stellung Italiens in Europa befestigt, doch wollten die Italiener sich nicht damit begnügen, daß der Bund mit den Kaisermächten nur dazu dienen sollte, Europa den Frieden zu sichern, und fühlten sich andererseits wohl auch von diesen nicht hinreichend gewürdigt. Von dieser Volksstimmung gedrängt, ließ sich die italienische Regierung demnach dazu verleiten, auf der zur Regelung der egyptischen Angelegenheiten in London zu Stande gekommenen Conferenz auf die Seite Englands zu treten. Es geschah dies in der Hoffnung, daß England bei der Unterwerfung des Sudans einen Theil der Länder dort an Italien überlassen würde.

In solcher Voraussicht besetzten die Italiener 1884 das Jnselstädtchen Mossau« im Rothen Meere. England gab jedoch wegen seiner Verwickelungen mit Rußland 1885 die Absichten auf den Sudan auf, und die Hoffnungen und Berechnungen Italiens wurden also wiederum vereitelt.

Die Lage der italienischen Truppen in dem ungesunden Massaua gestaltete sich außerdem zu einer recht mißlichen, und die kostspielige Besetzung dieses Punktes erschien jetzt als eine ganz verfehlte Maßregel. Der Negus Johannes von Abessinien verhielt sich den italienischen Annäherungsversuchen gegenüber durchaus mißtrauisch und unzugänglich. Durch die Festsetzung der Italiener in Mafsaua, von wo aus der Golf von Arkiko vollständig beherrscht wurde, mar den Abessiniern die Hauptverkehrsstraße zum Meere unterbunden. Das Verhältniß zu diesem Volke bildete sich daher zu einem immer gespannteren aus.

Bei den 1886 zwischen sogenannten Räuberbanden und italienischen Truppen vorgefallenen Gefechten bei Monkullo, Zala und Ailet war zwar italienischerseits mit leichter Mühe und unter sehr geringen Verlusten der Sieg errungen worden, indessen sollte sich bald herausstellen, daß dieie vermeintlichen Räuber, die zum Theil mit Remington-Gewehren bewaffnet gewesen, Abessinier des Negus waren. Anfang 1887 trat aber ein Ereigniß ein, das der jungen italienischen Colonie das Nahen einer Katastrophe anzukündigen schien.

Das nothmendige Vorschieben von italienischen Besatzungen in das Innere der Küstenlandschaft Massaua nach den Ortschaften Ua-a und Saati führte zu einem blutigen Zusammenstoß niit abessinischen Truppen unter Ras Alula, einem der Statthalter im Lande Tigre. Dieser Fürst hatte ebenso wie der Negus die Festsetzung der Italiener in Massaua schon längst mit mißgünstigem Auge betrachtet. Nachdem am 25. Januar 1887 ein Angriff abessinischer Horden auf die verschanzte Stellung bei Saati glücklich abgeschlagen morden war, wurde am 26. eine italienische Kolonne von 500 Mann unter Oberstlientenant de Christophoris bei Dogali zwischen Monkullo und Santi von starker Uebermacht angegriffen und fast bis auf den letzten Mann vernichtet. Der in Massaua befehligende General Genö zog darauf sofort die vorgeschobenen Posten ein und beantragte bei der Regierung Verstärkungen.

In Rom faßte man jetzt den Entschluß, zwar an dem Grundsatz festzuhalten, daß der Zweck der Besatzung von Massaua nur ein handelspolitischer bleiben sollte, andererseits aber das Ansehen der italienischen Waffen wieder herzustellen und die bei Dogali erlittene Schlappe zu rächen. Es wurde daher die Aufstellung eines besonderen Colonial-Corps von 5000 Köpfen in Angriff genommen und damit die ganze Streitmacht in Massaua auf 24 000 Mann verstärkt. Man vermied jedoch vorläufig noch, nngriffsmeise vorzugehen, wenngleich der Negus Johannes jede Genugthuung für Dogali verweigerte. Der neue Befehlshaber der Colonie, General San Marzana, erhielt nur den Auftrag, Saati sowie Ua-a wieder zu besetzen und ersteren Punkt so zur Vertheidigung einzurichten, daß er, auch ganz auf sich selbst angemiesen, sich noch zu behaupten vermochte, bis Verstärkungen — event. aus Italien — herankommen könnten.

Saati liegt nur 25 Kilometer westlich Massaua, und zwar noch in der Samhara, dem schmalen Küstenstriche, der sich zwischen dem Rothen Meere und dem Hochlande von Abessinien hinzieht. Dieses Küstengebiet befindet sich noch innerhalb des tropischen Regengürtels, trägt aber trotzdem mehr den Charakter der Wüste als der Steppe. Die Samhara gleicht nämlich dem Schlackenfelde am Fuße eines gewaltigen Vulcans; zahlreiche, meist aus Lava bestehende, konische Hügel wechseln ab mit schmäleren und breiteren Thälern, die nur zeitweise Wasser besitzen, indem sich dasselbe stets sehr bald wieder verläuft.

Dem italienischen Oberbefehlshaber standen gegen Ende 1887 bei Massaua 22 Infanterie-Bataillone zu 600 Mann, 2 Escadrons, 4 FestungsArtillerie-Compagnien, 3 Feld- und 3 Gebirgs-Batterien, 6 Geniecompagnien, 4 Train-, 3 Verpflegungs- und 3 Sanitäts-Compagnien zur Verfügung, außerdem 1900 Mann Irreguläre und einzelne Banden unter einheimischen Führern. Dem Vormarsche größerer Truppenmassen in das Innere mußte der Nachschub von Verpflegung und Munition, in erster Linie aber die Wasserversorgung die allergrößten Schwierigkeiten bereiten. Drei große Destillations-Dampfer wurden bei Massaua in Thätigkeit gesetzt, ferner wurde Wasser bei Monkullo, zum geringeren Theile auch aus Brunnen gewonnen, die man in den Betten der trockenen Wasserläufe grub. An Transportthieren verfügte man über 1800 italienische und 200 einheimische Maulthiere, sowie über 1800 Kameele.

Der Vormarsch begann Anfangs December, indem die italienischen Truppen, den Bau einer Eisenbahn von Abd-el-Kader (Fort bei Massaua) nach Saati deckend, mit dem Fortschreiten dieser Arbeit in kleinen Etappen gegen genannten Ort sich vorschoben. Die Bewegung geschah außerdem infolge von Meldungen über die Ansammlung und den Anmarsch einer starken abessinischen Macht äußerst vorsichtig. Erst am 1. Februar 1888 wurde demnach der doch nur drei starke deutsche Meilen entsernte Ort Saati erreicht, besetzt und sofort zur Vertheidigung eingerichtet. Die Eröffnung des Bahnhofes Saati erfolgte dann am 15. März. Bis Anfang April verblieben die italienischen Truppen in dieser Stellung, ohne daß es zu irgend einem nennenswerthen Zusammenstoße mit dem Feinde gekommen wäre. Ende März waren abessinische Heeresmassen von bedeutender Stärke — an 80000 Mann — auf den Höhen 15 Kilometer südlich von Saati erschienen. Der Negus hatte, der Gepflogenheit dieser Halbwilden entsprechend, zunächst Verhandlungen angeknüpft, war dann aber Anfangs April plötzlich nach dem Süden abgezogen. Mangel an Lebensmitteln, oder wohl auch Einfälle der Sudanesen in abessinisches Gebiet mochten ibn dazu bewogen haben. General San Marzano hatte also seinen eigentlichen Auftrag erfüllt. Die Strecke Massaua-Saati war stark befestigt worden, zwischen Arkiko und Monkullo die Verbindung durch ein neues Fort hergestellt. Die italienische Regierung verfügte jetzt die Rückkehr sämmtlicher entbehrlicher Truppen; am Rothen Meere verblieben nur das afrikanische Sonder-Corps und die Irregulären.

Die Niederlage bei Dogali war also immer noch nicht gerächt. Außerdem blieb die Lage in Massaua in Anbetracht des zweifelhaften Verhaltens des Negus Iohannes noch immer eine sehr ungewisse. Auch hatte sich Ras Alula am Rande des überaus steil sich erhebenden abessinischen Hochlandes festgesetzt und nahm hier eine drohende Stellung ein. Die Unsicherheit der Lage wurde dann noch vermehrt durch das Mißgeschick, welches Hauptmann Cormacchia mit einer Abtheilung Irregulärer am 8. August bei Saganeiti, etwa 130 Kilometer südwestlich von Saati erlitt. Diese italienische Atheilung hatte sich eines abtrünnig gewordenen Bandenführers mittelst eines Handstreiches bemächtigen wollen, wurde aber von dem Gegner theils getödtet, theils gefangen oder zersprengt.

Die Nachrichten aus Abessinien waren zwar sehr unsichere, ließen aber doch so viel erkennen, daß es dort bedeutend gährte. Außerdem drohte Frankreich gegen die Souveränität Italiens in Massaua vorzugehen. Die Italiener befanden sich also in einer recht mißlichen Lage. Gleichwohl glaubten sie nicht mehr gut zurückziehen zu können und im Gegentheil danach streben zu müssen, das besetzte Gebiet noch mehr auszudehnen. Vor einem Feldzuge im Innern Abessiniens scheute man andererseits zurück, weil derselbe einen zu großen Kostenaufwand erfordern mußte.

Die englische Erpedition von 1868 gegen den König Theodor von Abessinien, die mit 4000 Britten und mit 8000 Indiern unternommen wurde und bei der zu Transportzwecken 12 000 Maulthiere und 20 Elephanten verwendet worden waren, hatte nahezu 120 Millionen Mark gekostet. Die Machtentfaltung, deren sich Abessinien 1888 fähig gezeigt hatte, würde aber jetzt noch eine viel bedeutendere Stärke einer italienischen Jnvasions-Armee erfordert haben.

Auch war es für die Italiener immerhin sehr zweifelhaft, ob ein Vordringen in das Innere Abessiniens wirklich Aussichten auf einen sicheren und durchschlagenden Erfolg bieten konnte.

Das Innere des alten Aethiopiens wird nämlich durch ein nach allen Seiten hin schroff abstürzendes Hochland gebildet, welches aus weit ausgedehnten waldlosen, mitunter aber grasreichen Hochebenen von 2000 bis 2300 Metern mitlerer Erhebung besteht. Einzelne dieser Plateaus steigen sogar noch höher an, wie z. B. die Hochebene von Semien im südwestlichen Tigre bis 3300 Meter. Auf diesen Hochflächen erheben sich mit senkrecht abfallenden Wänden zahlreiche isolirte, oft recht grotesk gestaltete Felsmassen von sehr verschiedener Größe und Ausdehnung. Während einzelne derselben nur mittelst Leiter erstiegen werden können, haben andere die Gestalt von Tafelbergen, sind auf der Gipfelfläche wohl bewässert, mit üppiger Vegetation bedeckt, auch bewohnt und angebaut. Es dienen diese Felsmassen der Bevölkerung sowohl in den einheimischen Fehden, wie auch in den Kriegen gegen auswärtige Feinde als natürliche Festungen und werden mit dem allgemeinen Namen Ambo. bezeichnet.

Außerdem sind die Hochebenen von mehreren ansehnlichen, nur theilweise von einander getrennten Gebirgsketten durchzogen. So streicht ein Gebirgszug an der Nordgrenze der Landschaft Semien und dann durch ganz Abessinien ostwärts bis zum Hawaschthale hin. Von hier geht eine Abzweigung, die Anfangs noch eine Höhe von 3500 Metern erreicht, südwestlich in die Hochebene Uollo-Galla über, während eine andere wieder nach Westen zieht, den großen Tanasee umfaßt und in den Landschaften Godjam und Metscha mit dem mindestens 3600 Meter hohen TalbaWahagebirge endigt. Dieser langen Gebirgskette gehören in Semien und Wogera der Abu-Iaret von etwa 4300 uns der Bachit von 4360 Metern Höhe an, deren Gipfel meistens mit Schnee bedeckt sind. Südwestlich von Semien setzen sich die Gebirge in der 3000 Meter hohen gestaffelten Terrasse von Wogera fort, die sich nach Südosten zu allmählich verflacht und das große Becken des Tanasees im Norden und Westen einschließt.

Südöstlich genannten Sees zieht sich aber das 4300 Meter hohe Guna-Gebirge bis zu dem Beschilo-Flusse hin. Südöstlich von diesem wieder ragt ganz isolirt Abessiniens höchste Gebirgsmasse, die Kolo, bis 4900 Meter empor. Auch die südlichen Landschaften sind gebirgig und haben selbst mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel aufzuweisen. Die Hochflächen des Landes sind häufig von engen und namentlich sehr tiefen schluchtartigen Thälern durchfurcht, in denen die Flüsse des Gebietes ihren Lauf haben.

Abessinien ist überaus reich an Wasserläufen. Der bedeutendste Strom im nördlichen Theile des Landes ist der Abai, der obere Lauf des Blauen Nil, der bei Sakala auf dem Tschok-Plateau entspringt, als reißender Strom in den Tanasee fällt und nach seinem Ausflusse aus diesem in langer Spirale die amharische Landschaft Godjam umzieht, eine lange Reihe von Stromschnellen und Katarakten bildend. Von den zahlreichen Nebenflüssen seines unteren Laufes sind als bedeutendste der Beschilo und der durch Schoo, fließende Dschamma zu nennen. Der zweite Hauptstrom Nord-Abessiniens, der Takazze, entspringt auf der Grenze von Lasta und Beguemeder, scheidet in feinem nordwestlich gerichteten Laufe Tigre von Amhara und bildet, mit einer Breite von 200 Metern ein hohes Plateauland durchschneidend, den Abzugscanal für den nordöstlichen Theil des abessinischen Gebietes. Er erhält später den Namen Setit und fällt schließlich als Atbara in den Nil.

Im südlichen Abessinien ist der Hawasch von Bedeutung, der im Lande der Zametta-Galla entspringt, in einem breiten furchtbaren Thale zuerst nach Norden, dann nach Osten fließt, das Land Schoa gegen die freien Galla-Länder abgrenzt und endlich sich wieder nach Norden wendet, um in der Oase von Aussa sich in den Adhebbadsee zu ergießen. Als Hauptentwässerer der südabessinischen Landschaften ist aber der große Strom Godjeb anzusehen, welcher die Landschaft Kaffa im Bogen umzieht und später im egyptischen Sudan als Sobat sich in den Weißen Nil ergießt. Endlich ist noch der Mareb zu erwähnen, der in Tigre entspringt, in nordwestlicher Hauptrichtung Abessinien durchströmt, dann aber als Gasch im Sudan nur zur Zeit seiner Hochfluth in den Atbara mündet. Alle die angeführten Ströme, mit Ausnahme des in einer Lagune endenden Hawasch gehören dem Stromsustem des Nil an. Nur der im Hochland des nördlichen Abessinien entspringende Barka, wie der Gasch ein periodischer Fluß, ergießt sich im Lande Suakim in das Rothe Meer. In Abessinien hatte er noch den die Landschaften Mansa und Bogos durchströmenden Anseba aufgenommen. Schiffbar und für den Verkehr benutzbar ist kein einziger von allen diesen Strömen. In der trockenen Iahreszeit sind die Flußläufe theilweise ohne Wasser, kaum schlammigen Bächen ähnlich, in der Regenzeit überfluthen sie, plötzlich anschwellend, das ganze Thalland und richten oft furchtbare Zerstörungen an.

Wie bereits bemerkt worden, fällt das abessinische Hochland nach allen Seiten hin steil ab. Namentlich gewährt im Osten der steile Rand mit seinen 2900 Meter hohen Gipfeln, von dem Küstenlande aus gesehen, den Anblick eines fast senkrecht aufsteigenden Hochgebirges, durch welches nur wenige, zum Theil geradezu treppenartige Pässe nach dem inneren Hochlande hineinführen, so daß das innere Abessinien in der That einem großen, schwer zugänglichen Felsenbollwerk gleicht. Der verhältnißmäßig gangbarste dieser Pässe führt im Nordosten, von Halai (2563 Meter) über den Tarantaberg in die Schluchten des Haddasthales und vermittelt die Verbindung von Massaua mit Adua, der Hauptstadt Tigres. Ein anderer geht durch die Engen des oft nur zehn Meter breiten Kumaylothales aus dem Küstenlande nach Senafe (2316 Meter). Diesen letzten Paß hatte 1868 die englische Expedition benutzt.

Dem nördlichen, westlichen und südlichen Abfall des Hochlandes liegt eine sechs bis sieben Tagereisen breite sumpfige Region, die sogenannte Kola oder Kwola, vor, die mit dichtem Urwald bedeckt, von Elephanten, Raubthieren und Schlangen erfüllt, aber von Menschen nur spärlich bewohnt ist.

Das Klima ist im Hochlande gemäßigt und angenehm; nur in der Dega, d. i. auf den hohen Gebirgszügen, sind die Winter sehr kalt. Auf den östlichen höheren Plateaus steigt das Thermometer des Sommers im Schatten selten über 30 Grad RSaumur und fällt nicht unter 17 Grad, so daß die mittlere Temperatur etwa 23,5 Grad beträgt. Im westlichen Hochland schwankt die mittlere Temperatur zwischen 17,5 und 31,5 Grad. In den Niederungen herrscht dagegen einen großen Theil des Jahres hindurch eine glühende Hitze, die in den engen Flußthälern wahrhaft erstickend wirkt. In den nördlichen Gegenden der Kola schwankt die mittlere Temperatur

zwischen 27 und 41 Grad, in der Samhara beträgt sie zu Massaua 30,1 Grad, doch steigt hier das Thermometer im Juli innerhalb der direct auffallenden Sonnenstrahlen bis 53 Grad Maumur. Die Regenzeit beginnt im nördlichen Hochlande gewöhnlich im April, um bis in den October anzuhalten; in Schoa mährt sie von Mitte Juni bis Anfang September. In den höher gelegenen Gegenden erfreuen sich die Bewohner einer recht guten Gesundheit, in den heißen Flußthälern und an der Küste herrschen aber Dysenterien, Faulfieber und heftige nervöse Krankheiten, welche besonders den Weißen verderblich werden.

Die italienische Regierung sah sich also Ende 1888 veranlaßt, in Ostafrika vorläufig eine, zuwartende Stellung einzunehmen. Man wollte bis auf Weiteres von neuen Eroberungen absehen und nur an die Erhaltung des gegenwärtigen Besitzstandes dort denken. Doch sollte schon das Jahr 1889 eine anscheinend glückliche Wendung sür die italienische Colonialpolitik bringen.

Man hatte durch kühne Forschungsreisende, unter denen namentlich der Graf Antonelli genannt zu werden verdient, freundschaftliche Verbindungen mit dem Beherrscher des südlichsten Theilfürstenthums von Abessinien, dem König Menelik von Schoa, angeknüpft, der dem Negus Negesti Johannes feindlich gesinnt war. Der Negus hatte sich aber zur Zeit genöthigt gesehen, gegen die Derwische des egyptischen Sudans zu Felde zu ziehen, wurde dann im März 1889 von diesen bei Metammeh vollständig geschlagen und starb bald darauf. Jetzt schien für Italien der günstige Zeitpunkt gekommen zu sein, um durch Besitznahme von einigen geeigneten Punkten die nöthige Sicherheit für die Colonie Erithrea zu gewinnen. Der neue Gouverneur, General Baloissera, besetzte demnach am 2. Juni den Ort Keren und schob die Grenze des italienischen Gebietes bis Asmara vor.

Keren (1452 m), der Hauptort der Bogos, liegt ivest-nordmestlich von Mafsaua am Ostabhang des abessinischen Hochlandes, an der Karawanenstraße Massaua-Kassala. Asmara (2327 m) befindet sich ebenfalls am Ostabfall des Hochlandes auf einer kahlen, wellenförmigen Hochebene, die sich vorzüglich für den Getreidebau eignet, etwa 90 Kilometer südwestlich Massauas. Die Dörfer Keren und Asmara bildeten aber nicht nur wichtige Handelsposten, sondern auch sehr merthvolle strategische Punkte und außerdem günstige Gesundheitsstationen für die italienischen Truppen.

Nach dem Tode des Negus Johannes nahm Menelik, der sich als den directen Nachkommen des Königs Saloino und der Königin von Saba betrachtet, als solcher auch von jeher die Oberherrschaft über Abessinien beansprucht hatte, die Würde des Negus Negesti (König der Könige) an und zwang die übrigen Theilfürsten zur Anerkennung seiner Oberhoheit. Die obwaltenden Umstände benutzte andererseits Graf Antonelli, um den König Menelik zu einem Vertrage mit Italien zu bewegen, der im November 1889 in dem Lager von Utschalli abgeschlossen wurde. Menelik trat darin die nördlichsten Districte von Tigre, die sogenannten Bogosländer, sowie die Gebiete von Halai, Saganeiti und Asinara an Italien ab und verpflichtete sich außerdem, Verhandlungen mit anderen Mächten nur durch Vermittelung der italienischen Regierung zu führen. Dafür erkannte Italien Menelik als Negus Negesti an und bewilligte ihm eine Anleihe von vier Millionen Lire. Dieser merkwürdige Protectoratsvertrag, dessen volle Aufrechterhaltung thatsächlich ganz außerhalb der Machtverhältnisse Italiens lag, sollte nach der Absicht des italienischen Cabinets schließlich wohl die Wiederherstellung eines äthiopischen Reiches bezwecken. Wahrscheinlich wollte man altrömische Ueberlieferung wieder auffrischen. General Baldissera hatte dagegen ganz andere Anschauungen und Absichten. Er gedachte, in drei strategischen Etappen sich von Massaua zunächst nach deni Mareb, von da nach dem Takazze und schließlich nach Debra Tabor vorzuarbeiten, langsam, aber sicher. Die Ausführung seines Planes bereitete er durch die Schaffung der einheimischen Miliz vor, durch die Beruhigung des Landes und die Heranziehung der Nomadenvölker des Barka. In Rom fand Baldissera mit seinem Vorhaben jedoch den hartnäckigsten Widerstand. Dort wollte man wirklich Abessinien unterwerfen und die Gründung eines südlichen Reiches, dessen Mittelpunkt tausend Kilometer von Massaua entfernt war und das außerdem in unmittelbarer Verbindung mit anderen europäischen Colonien sich befand, begünstigen. Da Baldissera das Verfehlte eines solchen Gedankens sofort erkannt hatte, trat er an demselben Tage, wo der abessinische Abgesandte, Ras Makonnen, mit dem Vertrage von Utschalli in der Tasche von Rom zurückkam, seinerseits sofort die Rückreise nach Italien an.

Am 1. Jannar 1890 wurden dann die italienischen Besitzungen am Rothen Meere durch königliches Decret unter der Bezeichnung „Colonie Erithrea" zusammengefaßt.

Um Menelik bei der Unterwerfung seiner Gegner, der anderen ehemaligen Vasallen des 'Negus Johannes, zu unterstützen, unternahmen dann die Italiener einen Zug nach Adua, dem früheren Sitz des Negns Johannes, zur Zeit aber die Residenz des Ras Alula. Menelik hatte mit seinen Streitkräften von Schoa noch nicht heranzukommen vermocht; im Süden von Tigre standen nur zwei seiner Generale gegen die Ras Alula und Mangascha im Felde. Letzterer übrigens, ein natürlicher Sohn des verstorbenen Johannes, strebte selbst die Würde des Negus Negesti an. Am 16. Januar brach der Oberbefehlshaber in Erithrea, General Orero, mit etwa 3500 Mann und einer Gebirgsbatterie in drei Colonnen von Asmara auf. Die vortreffliche Marschfähigkeit und große Genügsamkeit der italienischen Truppen ließ alle Schwierigkeiten überwinden, welche die als Annäherungslinien dienenden steinigen Flußbette, die unwegsamen Gegenden, hohe Berge und tiefe, steile Schluchten im höchsten Maße boten. Nachdem unter diesen ungünstigsten Verhältnissen 150 Kilometer in Luftlinie zurückgelegt waren, vereinigten sich die drei Colonnen am 25. Januar bei Adua, das General Orero für Menelik in Besitz nahm. Diese geschickt angelegte und mit Energie durchgeführte Unternehmung hatte augenblicklich weittragende Folgen. Die Ras Mangascha und Alula schloffen Frieden mit Menelik und unterwarfen sich ihm. Ersterer wurde Oberbefehlshaber von Tiare, Ras Alula Gouverneur der Landschaft Adua bis zum Mareb. Der Friede war damit hergestellt. Im Laufe des Jahres kam es nur noch zu einigen wenigen Scharmützeln von Bedeutung. In der Nacht zum 1. Juni wurde eine feindliche Bande von 800 Mann durch ein Bataillon Eingeborener der Colonialtrupven am Mareb gänzlich aufgerieben und an: 25. Juli eine Abtheilung von 1000 Derwischen, welche das Dorf Dija angriff, durch eine Compagnie Eingeborener der Colonie vollständig zersprengt.

Mit dem Abschluß des Vertrages von Utschalli schien das italienische Colonialgebiet am Rothen Meere in seinem Bestände gesichert. Der Protectoratsvertrag war von dem damaligen Ministerpräsidenten Crispi zur Kenntniß der Mächte gebracht und von diesen stillschweigend anerkannt worden. Nur Rußland hatte gewisse Vorbehalte gemacht, indem das koptische Christenthum, zu welchem sich die weit überwiegende Mehrzahl der Abessinier bekennt, mit der griechisch orthodoxen Kirche in enger Verwandtschaft steht und Rußland daher ein gewisses geistliches Patronatsrecht über Abessinien beansprucht. Doch kam es zu einem formellen Proteste nicht.

Andererseits sollte es sich aber sehr bald zeigen, daß Menelik den Vertrag von Utschalli entweder von Anfang an nicht ehrlich gemeint, oder daß er, nachdem mit Hilfe der Italiener seine Herrschaft gesichert war, den Einflüsterungen der französischen Missionspriester des Lazaristenordens mehr und mehr zugänglich wurde. Diese Letzteren sind nämlich mindestens ebenso sehr politische Sendboten und Kundschafter, als wie Missionäre. Menelik verwahrte sich schließlich mit Entschiedenheit gegen die italienische Auffassung des Vertrages von Utschalli, daß Abessinien nur durch Italiens Vermittelung mit anderen Mächten sollte verkehren dürfen.

Das römische Cabinet hatte nun unterm 24. März und 15. April 1891 mit England Vereinbarungen getroffen, wonach die Grenzen des italienischen Einflußbereiches in Ostafrika derartig geregelt waren, daß Abessinien vollständig innerhalb dieses Interessengebietes zu liegen kam. Es war ferner den Italienern das Recht eingeräumt worden, die Stadt Kassala nebst Umgegend dauernd zu besetzen, allerdings unter der Bedingung, daß das betreffende Gebiet aber herausgegeben werden mußte, wenn England-Egypten etwa einst den Sudan wiedererobern sollten. An der staatsrechtlichen Giltigkeit dieser Festsetzungen konnte trotz der gegentheiligen Versicherungen in der russischen und französischen Presse nicht wohl gezweifelt werden, da die englisch-italienischen Abmachungen auf Grund des Artikels 34 der Kongoacte, welcher die Vorschriften für Besitzergreifungen auf afrikanischein Boden enthält, den europäischen Mächten initgetheilt und von diesen nicht beanstandet worden waren. Wohl mußte es aber für Italien schwierig sein, den formell bestehenden Einfluß thatsächlich auch geltend zu machen.

Der Negus Menelik hatte schon Anfangs 1891 mit den Italienern eigentlich vollständig gebrochen, weil er auch die von diesen für ihre Colonie gewünschte Südgrenze — die Fluhlinie Mareb-Belesa-Muna — nicht zugestehen wollte. Diese Grenze wurde aber noch im December desselben Jahres von den fast selbstständigen Statthaltern in Tigre, Mangascha und Alula in feierlich beschworenem Vertrage Italien eigenmächtig zugesprochen. Die Spannung zwischen den Italienern und Menelik dauerte dann auch fort, obgleich dieser 1893 durch Versöhnung mit dem Ras Mangascha die neue Grenze wenigstens stillschweigend gutgeheißen hatte. Es schienen übrigens auch fremdländische Einflüsse, namentlich französische und russische, den italienischen Interessen mit Erfolg entgegenzuarbeiten. Indessen war doch die Haltung Meneliks für die Sicherheit Erithreas nicht unmittelbar bedrohlich. Der Negus sah sich im Süden seines Reiches fast ununterbrochen in Kämpfe mit den Gallastämmen verwickelt, und andererseits mar der Weg von seinem Staminlande Schoa bis zum Mareb doch ein recht weiter; im Norden aber schien der Einfluß Meneliks kein bedeutender zu sein, und jedes Vorgehen gegen das italienische Colonialgebiet konnte, wie man italienischerseits wenigstens annahm, den Ras Mangascha zum Nebellen und zuin Verbündeten der Italiener machen. Mangascha hatte es im Laufe des Jahres 1893 bereits verstanden, sich gleichsam zum Alleinherrscher von Tigre emporzuschwingen.

In westlicher Richtung, nach dem Sudan zu, waren die Italiener nach der Besetzung von Keren mit ihren Posten immer weiter vorgedrungen, so daß schließlich die Grenze der Kroncolonie mit der des italienischen Einflußbereiches sich schon so ziemlich deckte. Trotzdem lebte man bis zum December 1893 im leidlichen Einvernehmen mit den unruhigen Nachbarn; dann sollte es jedoch anders kommen.

Der Gouverneur von Erithrea, General Barntieri, befand sich Ende November 1893 gerade auf Urlaub in Italien, als plötzlich Nachrichten über angebliche Rüstungen der Derwische in der Provinz Ghedaref (südlich Kassala) nach Massaua gelangten. Anfangs legte man diesen, fast alljährlich wiederkehrenden Gerüchten, daß die Rüstungen sich gegen die Italiener richten sollten, nur wenig Bedeutung bei, zumal in Kassala an Stelle des kriegerischen Emirs El Zachi Tamel, der in Ungnade gefallen war und zu Khartum sein Leben eingebüßt hatte, so eben erst der friedliche Achmed Ali getreten war. Trotzdem war man aber italienischerseits schließlich doch auf seiner Hut.

Die Besatzung der Colonie bestand 1893 aus 2186 Italiern und 4433 Eingeborenen, insgesammt ans 6619 Mann mit 1150 Maulthieren und Pferden. Die Vertheilung der Truppen in dem engbegrenzten Dreieck Massaua—Asmara—Keren glich einer ausgedehnten Vorpostenstellung unter Benutzung befestigter Plätze. Bei Massaua lagerte das aus Italien detachirte Corps, das auf telegraphisches Verlangen innerhalb neun Togen noch verstärkt werden konnte, Vorpostengros standen in den befestigten Orten Keren und Asmara; Piquet-Compagnien waren in den Forts Agoroat, Adi-Ugri und Halai postirt, Feldwachen endlich, die von den besoldeten „Banden" gestellt wurden, in den diesen letzteren zur Sicherung anvertrauten Landstrichen noch weiter vorgeschoben. Der stellvertretende Gouverneur, Oberst Arimondi ließ jetzt in Agordat Lebensmittel und Munition anhäufen und traf im Uebrigen die Vsrtheidigungsmaßregeln derartig, daß, nachdem der Abmarsch der Derwische von Kassala her sich bestätigt hatte, am 21. Deceinber 8 Compagnien eingeborener Infanterie, 2 Escadrons, 2 Gebirgsbatterien und 300 Mann der Banden, insgesammt etwa 2500 Köpfe sich bei Agordat versammelt befanden.

Das mahdistische Aufgebot der Provinz Ghedaref zählte gegen 12 000 Mann, wovon etwa 8000 mit guten egyptischen Remington-Gewehren und reichlicher Munition ausgerüstet waren; gegen 3900 Mann führten Lanzen und Messer, und außerdem befandeu sich 500—600 Reiter bei den Schaaren der Derwische. Das ganze Corps konnte als eine Kerntruppe der Mahdisten bezeichnet werden, denn es war von dem vorerwähnten Emir El Zachi Tamel, dem Besieger des Negus Iohannes, in langjährigen Kämpfen geschult worden. Die in der Stärke ungleichen Abtheilungen (Rub) des ganzen Corps wurden von den tüchtigsten Offizieren des Mahdi geführt, von denen eine Anzahl bereits bei den früheren egyptischen Sudantruppen gedient hatten. An der Spitze des Erpeditionscorps stand der neue Emir von Kassala, Ahmed Ali, ein Neffe des Kalifen Abdullah!.

Das Corps der Derwische war am 15. December von Kafsala aufgebrochen und auf der südlichen, über Kufit führenden Straße gegen Agoroat vorgerückt, wo es am Morgen des 21. eintraf. Die betreffende Entfernung betrug in Luftlinie 180 Kilometer und war also in sechs Tagen zurückgelegt worden. Wenn man die Umstände dabei in Betracht zieht, daß an der Marschlinie vielfach neue Brunnen angelegt werden mußten, erscheint die Leistung als eine sehr anerkennenswerthe. Nach dem amtlichen Berichte des Oberst Arimondi vom 10. Ianuar 1894 soll das Derwischheer auch stets sehr geschlossen und wohlgeordnet marschirt und die Manneszucht eine geradezu bewundernswerthe gewesen sein. Das gänzliche Fehlen von Versprengten und Nachzüglern, die regelmäßig angelegten Läger, namentlich auch die mächtige Zeriba — ein verschanztes, mit Dornenverhau versehenes Lager — die sie in einem Tage bei Kusit ausgeführt, endlich die Thatsache, daß in den durchzogenen Dörfern auch nicht eine einzige Hütte in Brand gesteckt, sowie auch keinerlei Gewaltthat oder Beraubung an den Eingeborenen begangen worden wäre, hätte den Beweis davon geliefert. So zeigte denn das mahdistische Corps nicht mehr jene wüsten Haufen bewaffneter Horden, als die man dasselbe bis dahin sich hatte vorstellen mussen.

Das Fort Agordat liegt am linken Ufer des Barka auf einem Hügel, der den Fluß etwa um 70 Meter überragt und die Straße Keren—Kassala beherrscht. Diese Anhöhe wird durch eine 157 Meter breite Einsattelung von einer zweiten südlich gelegenen Geländeerhebung getrennt, die, leicht befestigt, im Verein mit dem Fort, die von Arimondi besetzte Stellung bildete. Dieselbe hatte ihre Hauptfront natürlich gegen Westen, war aber auch gegen Osten vertheidigungsfähig. Das Gelände östlich der Stellung, welches dann zum eigentlichen Gefechtsfelde wurde, ist hügelig, vielfach zerklüftet und mit Dornengestrüpp bewachsen.

Am 21. December Vormittags brachen die Derwische aus ihrem bei El Aschai auf dem rechten Barkaufer gelegenen Lager auf, überschritten in dichten Haufen bei El Dschagge, am Zusammenfluß des Kerubel mit dem Barka, ersteren Wasserlauf und umgingen das Fort Agordat im Norden. Die beiden genannten Flüsse führen nur während der Regenperiode Wasser und bildeten zur Zeit, außer durch ihre tief eingeschnittenen felsigen Bette, kein Hinderniß. Die Mahdisten rückten dann östlich des Forts auch über den Barka und nach den Ansiedlungen der Subderat- und Alghedenstämme, wo sie sich zerstreuten, um jedenfalls Trinkwasser aufzusuchen. Ahmed Ali hatte wahrscheinlich von der Versammlung einer stärkeren Truppenabtheilung bei Agordat keine Kenntniß gehabt und daher wohl beabsichtigt, unter Abschneidung der Fortbesatzung von ihrer rückwärtigen Verbindung direct auf Keren loszugehen. Diese seine Absicht wurde aber vereitelt, indem jetzt die Italiener ihrerseits zum Angriff übergingen.

Oberst Arimondi hatte während der Umgehungsbewegung des Feindes seine Truppen mit der Front nach Osten aufgestellt. Den rechten Flügel auf der Höhe südlich des Forts bildeten vier Compagnien und eine Gebirgsbatterie, den linken eine Compagnie und eine Gebirgsbatterie im Fort selbst, sowie eine zweite Compagnie außerhalb des letzteren zur Deckung des Brunnens; als Reserven standen zwei Compagnien, zwei Schwadronen und die Banden des Barka westlich der Einsattelung.

Arimondi hatte wie er selbst angiebt, sich zum Angriff entschlossen, weil er besorgte, daß bei einem etwaigen nächtlichen Ueberfall durch den Gegner die Feuerüberlegenheit der Italiener nicht zur Geltung kommen würde. Wahrscheinlich mochte auch die Zwangslage, in die der Oberst durch die Umgehung gerathen war, für seinen Entschluß bestimmend gewesen sein. Iedenfalls war dieser ein sehr kühner und energischer.

Um 12V4 Uhr Nachmittags ließ Arimondi seinen rechten Flügel in der Richtung auf die Ansiedelung der Abderat vorrücken, während zwei Compagnien zwischen dem rechten Flügel und dem Barka den Damtaiflusz überschreiten mußten. Sobald die Derwische die Angriffsbewegungen der Italiener wahrnahmen, sammelten sie sich sofort bei ihren Fahnen, hielten das Feuer des Gegners, ohne zu wanken, aus, erwiderten es eine kurze Zeit und begannen dann entschlossen und rasch in Massen vorzudringen. Den Hauptstoß richteten sie mit drei Rud in einer zwei Kilometer langen Front gegen den rechten Flügel der Italiener, den sie auch durch ihre Reiterei zu umfassen suchten. Die italienischen Truppen hielten dem heftigen Ansturm eine Zeitlang Stand, sahen nch dann aber gezwungen, vor der gewaltigen Uebermacht des Gegners zurückzuweichen, nachdem sie noch durch kühne Gegenstöße vergeblich versucht hatten, der Batterie die Zeit zum Abzuge zu verschaffen. Der Ansturm der Derwische war so überraschend und mit solchem Ungestüm erfolgt, daß die Batterie schon nach vier Kartätschlagen, von denen die letzte noch auf 40 Meter Entfernung abgegeben wurde, dem Feinde überlassen werden mußte. Auch waren die Maulthiere der Batterie durch feindliche Geschosse getödtet. Es war jetzt 12 Uhr 50 Minuten Nachmittags. Heftig gedrängt gingen die Italiener auf das linke Ufer des Damtai zurück, wo sie sich von Neuem setzten und mit Aufbietung aller Kräfte sich des Gegners zu erwehren suchten. Und bald

schien auch der Angriff der Derwische auf die mit äußerster Anstrengung festgehaltene italienische Stellung zu erlahmen.

Oberst Arimondi faßte jetzt den zweiten kühnen Entschluß, trotz der Uebermacht des, Gegners und trotz des Verlustes einer Batterie von Neuem aus der festen Stellung heraus und zum Angriff vorzugehen. Allerdings konnte nur auf diese Weise dem Feinde der Sieg abgerungen werden.

Die letzte Reserve der italienischen Truppen wurde zum entscheidenden Stoße nnt eingesetzt, auch die beiden Escadrons mußten zum Fußgefecht absitzen und auf dem rechten Flügel am Kampfe mit theilnehmen. Nach vielen vergeblichen Anstrengungen gelang es, auf dem rechten Ufer des Damtai festen Fuß zu fassen, und nun vollzog sich auf der ganzen Gefechtsfront, unterstützt durch das Feuer der Fort-Batterie, erst langsam, dann schneller und schneller ein siegreiches Vordringen der Italiener. Um 2 Uhr 20 Nachmittags wurden endlich die Heereshaufen der Derwische auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, wieder über den Barka zurückgeworfen. Die verloren gewesene Batterie war wieder genommen worden. Bis zu dem Flusse hatte man noch von einem Rückzuge der Derwische sprechen können, von da ab war derselbe aber in regellose Flucht ausgeartet.

Der taktische Sieg der Italiener war wohl ein vollkommener zu nennen und mit einem verhältnißmäßig geringen Verluste von 5 Offizieren und 222 Mann an Verwundeten und Todten erkauft worden. Die Mcchdisten hatten über 1000 Todte, und unter diesen befanden sich auch Ahmed Ali, die vier Rudführer, sowie eine Anzahl anderer Unterführer. Der Gesammtverlust der Derwische soll jedoch 3200 Köpfe betragen haben. Bei der von ihnen beobachteten Kampfesweise konnte dies wohl auch kaum anders sein. Beim Klange der Trommeln und Negarits rückten sie in geschlossenen dicken Linien vor, im Marsche unaufhörlich feuernd-, vor der Front zogen in kleinen Gruppen die Fahnenträger, sowie die Führer zn Pferde ihren Leuten mit todesverachtendem Muthe voran. Alle diese Tapferkeit aber mußte zerschellen an dem sicheren Feuer und der mannhaften Haltung der italienischen Truppen. Die eingeborenen Soldaten hatten sich bei Agordat vortrefflich bewährt und wohl bewiesen, daß sie den Geist ihrer italienischen Offiziere in sich aufgenommen. Abgesehen hiervon hatten die Truppen Arimondis aber auch hauptsächlich durch die überlegene Taktik und Ausbildung gesiegt. Der Gegner befand sich mit seinen geschlossenen Massen im entschiedenen Nachtheil gegenüber den dünnen, aber elastischen und so mörderischen Schwarmlinien der Italiener. Das italienische Vetterligewehr war allerdings der gegnerischen Remingtonwaffe nicht so bedeutend überlegen, wohl aber die Schießausbildung und Feuerdisciplin der Italiener der der Mahdisten.

Eine Verfolgung des Feindes über die Grenzen des Gefechtsfeldes hinaus hatte wegen der Ermüdung der italienischen Truppen nicht sofort ausgeführt werden können. Auch hätte ein weiterer Verfolgungszug erst besondere Vorbereitungen erforderlich gemacht. Es war zunächst für die Mitführung eines ausreichenden Vorraths von Lebensmitteln und Wasser zn sorgen, denn Beides fehlte jetzt jedenfalls in den zu durchziehenden Landschaften. Die Derwische hatten diese nicht nur ausgesogen, sondern ihrer Kriegsgepflogenhenheit gemäß auf dem Rückzuge nach Kassala auch die Brunnen auf dieser Linie zerstört. Oberst Arimondi brach also erst am 22. December früh in der Richtung auf Kufit auf. Von den Mahdisten waren geschlossene Trupps nicht mehr anzutreffen; alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß sie einen geradezu vernichtenden Schlag erlitten hatten, Zwei Tagemärsche vor Kassala machten die italienischen Truppen jedoch Halt und Kehrt. Allerdings wäre durch die Einnahme dieses Platzes der Sieg erst voll ausgenutzt worden. Auch glaubte man in Italien durch den Besitz dieses wichtigen Punktes gerade die Vorbedingung für die Wiederbelebung des Handels im östlichen Sudan und namentlich für seine Hinleitung nach Massaua erfüllt zu sehen. Die öffentliche Meinung in Italien machte daher dem Oberst Arimondi seine Unterlassung sehr zum Vorwurf, doch vollständig mit Unrecht. Der stellvertretende Gouverneur von Erithrea konnte unmöglich wissen, was Osman Digma, der berufenste Heerführer der Derwische, der nördlich Kassala inmitten der ihm ergebenen Stämme saß, zur Zeit bereits an Streitkräften um sich versammelt hatte und wie er über eine Besitznahme von Kassala durch die Italiener gedacht haben würde.

Was aber der Mahdi mit dem Einfalle in Erithrea im December 1893 eigentlich bezweckt haben mochte, ließ sich schwer beurtheilen. In italienischen Blättern wurde von Sachverständigen, wie z. B. von dem General Popolini, die Ansicht vertreten, daß es sich lediglich um einen der im Sudan wie in Abessinien so beliebten Beutezüge in die Grenzländer gehandelt hätte. Für einen solchen Zweck würde aber Abdullahs schwerlich gleich eine Macht von 12000 Mann aufgeboten und diese auch nicht mit einem so überreichen Munitionsvorrath versehen haben. Man hätte daher wohl eher annehmen sollen, daß der Mahdi, welcher durch die Engländer bei Suakim sein Reich vom Meere abgesperrt sah, einen Versuch gemacht hatte, über Keren die Küste bei Massaua zu gewinnen. Die Widerstandskraft der Italiener war dabei nur unterschätzt und daher nicht die genügende Streitmacht zu deren Ueberwältigung aufgeboten worden. Ueber Kairo kommende Nachrichten wußten denn auch bald von größeren Rüstungen der Derwische — 30 0l)0 Mann — für einen Rachezug gegen die Italiener zu melden. Die aus italienischer Quelle stammenden Nachrichten lauteten dagegen fortdauernd recht friedlich. Nichtsdestoweniger wurde aber vom 7. bis 18. Februar 1894 ein italienisches Observationslager bei Keren bezogen. —

Nach der Niederlage von Agordat hatte der Beherrscher des Mahdireiches, Kalif Abdullah!, thatsächlich den Befehl gegeben, vorläufig alle Zusammenstöße mit den italienischen Truppen zu vermeiden, dagegen aber den Westen des italienischen Schutzgebietes durch unaufhörliche Beutezüge zu verheeren; andererseits sollten in Kassalla Lebensmittel und Munition für einen in den letzten Monaten des Iahres 1894 geplanten großen Rachezug angesammelt werden. Beides geschah, und die italienische Regierung glaubte sich dadurch genöthigt, von ihrer bisherigen Zurückhaltung bezüglich einer Besetzung von Kassala abgehen zu müssen. Man gedachte durch die Besitzergreifung von jenem Platze nicht nur dem Gegner die Basis für seine Unternehmungen gegen das Gebiet der Colonie zu nehmen, sondern auch für die eigenen Truppen eine günstige Vertheidigungsstellung am westlichen Eintritt in die abessinischen Voralpen zu gewinnen.

Wie ans den Berichten des Generals Baratieri vom 11. und 31 Inli 1894 hervorgeht, waren die vom Kalif Abdullah! getroffenen Vorbereitungen für die Razzias der Derwische bereits Ende April nahezu vollendet. Kundschafternachrichten hatten ergeben, daß das vom Emir Ahmed Fadil, dem Nachfolger von Ahmed Ali befehligte Derwischcorps von Kassalla, sowie von Gehdaref nach Ondurman abgerückt war. Bald liefen aber immer dringendere Meldungen von dem Eintreffen zahlreicher Beggara-Cavollerie in Kassala ein. Im Juni begannen dann die Raubzüge, die sich bis in das innere Barkagebiet erstreckten.

Dieser Umstand und die bekannt gewordenen Rachepläne des Feindes führten den General Baratieri zu dem Entschluß, aus der Defensive in die Offensive überzugehen. Zunächst wurde eiu äußerst reger Vorposten

dienst gehandhabt, und ein eingehender Jnformations- (Kundschafter-) Dienst organisirt. Die Ergebnisse des letzteren ließen dann erkennen, daß der Augenblick für die Offensive günstig mar. Die Derwische in Kassala waren kaum 3000 Mann stark, ein Heranziehen von bedeutenden Unterstützungen erschien aber für sie nicht gut möglich; Osman Digma war weit entfernt, eine Anzahl von Stämmen sollte aber dem Mahdi feindlich gesinnt sein. Die Erpedition durfte jetzt im Juli auf genügend Wasser rechnen, ohne andererseits die Besorgniß hegen zu müssen, vielleicht auf zu stark angeschwollene Flußläufe zu stoßen; die Magazine von Agordat enthielten die nöthigen Vorräthe. Die Derwische schienen von der Absicht eines Unternehmens gegen sie Nichts zu ahnen, die Colonie Erithrea war vollständig ruhig. Jedes Zögern konnte aber die Gefahr vergrößern, die Aussicht auf das Gelingen des Schlages nur vermindern.

Nachdem alle Vorbereitungen auf das Sorgsamste getroffen worden waren und die besoldeten Banden als Vortruppen die Verbindung mit Kassala vollständig unterbrochen hatten, stand das für das Unternehmen bestimmte Detachement am 12. Juli Abends bei Agordat versammelt. Dasselbe setzte sich zusammen aus 8 Compagnien Eingeborener, einer Escadron, einer Section Gebirgsartillerie, ferner aus Telegraphen-, Sanitäts-, Verpflegungsund Trainabtheilungen, sowie den Banden des Barka und zählte im Ganzen 2623 Combattanten, 394 Pferde und Maulthiere, 185 Kameele. Von den drei Annäherungslinien, welche von Agordat nach Kassala führen, wählte Baratieri als die am besten erkundete und wasserreichste die nördlichste. Am 13. wurde der Vormarsch angetreten und führte in den folgenden Tagen durch die Dunquat-Hügelkette über Anastiait und Uacait; am 16. Abends wurde die Schlucht von Sabderat erreicht und dort ein Biwak bezogen. In diesen vier Tagen hatte also das italienische Detachement eine Entfernung von 135 Kilometern zurückgelegt. Trotz der großen Schwierigkeiten, welch? das Gelände entgegenstellte, trotz des Wassermangels und der schweren Belastung der Askaris waren in der Stunde durchschnittlich 5 Kilometer gemacht morden, ohne daß ein Mann zurückgeblieben wäre. Am Abend jedes Marschtages war von den Truppen ein Biwak belogen morden, das stets mit einer Zeriba umgeben wurde. Die Entfernung von der Sabderatschlucht nach Kassala beträgt noch etwa 20 Kilometer. Nachdem Baratieri noch am 16. Abends von einer Höhe aus das Angriffsobject erkundet hatte, brach er schon um Mitternacht mit seinem Corps gegen dasselbe auf. Am 17. Juli Morgens 8 Uhr wurden dann die Derwische bei Kassala ziemlich überraschend angegriffen und nach zweistündigem heftigen Kampfe ihr Lager, sowie die Stadt von den Italienern erstürmt. Die Italiener hatten in dem Gefecht 9 Todte und 32 Verwundete zu verzeichnen; die Verluste des Gegners mußten sich mindestens auf das Zehnfache belaufen haben. Um 10 Uhr Morgens mar das rechte Ufer des Gasch vom Feinde gesäubert; uni 11 Uhr überschritten vier

italienische Compagnien diesen Fluß, um die Trümmer der Derwische gegen den Atbara hin in der Richtung auf El-Fascher zu verfolgen. Nach drei Tagen kehrten diese Abtheilungen aber zurück, ohne die Flüchtlinge erreicht zu haben.

General Baratieri ließ den größten Theil seiner Truppen bereits am 23. und 29. den Rückzug nach dem Colonialgebiet antreten. In Kassala verblieben unter dem Major Turitto nur 4 Compagnien, ein Zug Gebirgsartillerie, sowie 200 Mann der Barkabanden. Die um Kassala wohnenden eingeborenen Stämme schlossen sich den Italienern an. Man begann jetzt auch sofort mit dem Bau eines starken Forts bei Kassala, für welches 8 Geschütze und 6 Mitrailleusen niedergelegt wurden. Zwei andere kleinere Forts legte man an der zur dauernden Verbindung mit Agordat ausersehenen, über Daura führenden Straße an, und zwar das eine an einer Enge in der Niederlassung der Sabderat, das andere ebenso im Lande der Algheden. Die Verbindungslinie wurde mit Brunnenanlagen versehen, die Telegraphenleitung bis Kassala herangeführt.

Zur Wiedereroberung von Kassala sollte dann angeblich im Herbst 1894 der Kalif Abdullahi Truppen von Kartum aus entsendet haben. Nach glaubwürdig erscheinenden Nachrichten hätten gegen Ende des Iahres 1894 Osman Digma mit 4000 Mann bei Gos Regeb, Sand Hamed als Generalissimus mit 8000 bei El-Fascher und Osobri, Achmed Fadil mit 7000 in Ghedaref gestanden.

Der Ort Gos Regeb liegt 120 Kilometer nordwestlich Kassala am Atbara, El-Fascher und Osobri an demselben Flusse 60 Kilometer von Kassala entfernt: das Corps der Landschaft Ghedaref konnte in vier bis fünf Tagen vor Kassala erscheinen. Trotz der numerischen Ueberlegenheit der Derwische schienen aber die italienischen Colonialtruppen zur Abwehr jener vollständig zu genügen. Vorausgesetzt mußte dabei allerdings werden, daß der südliche Theil der Colonie wenigstens vorübergehend von Truppen entblößt werden durfte. Diese Vorbedingung schien jedoch erfüllt. Ras Manga'cha, der thatsächliche Oberherr in Tiare, hatte sich in den letzten Iahren den Italienern wohl freundlich gesinnt gezeigt. Sein Gegensatz zu Menelik, mit dem er seit 1892 noch immer in einem gespannten Verhältnisse stand, schien seine Zuverlässigkeit den Italienern gegenüber um so mehr zu verbürgen. Auch glaubte man bei Mangascha eine gewisse Interessengemeinschaft mit den Italienern gegen die Derwische voraussetzen zu dürfen, da im Kampfe mit diesen 1889 sein Vater das Leben eingebüßt hatte, und demnach einen treubrüchigen Angriff seitens des Beherrschers von Tigre nicht besorgen zu müssen. Andererseits war freilich abessinische Treulosigkeit bereits sprichwörtlich geworden, und die italienische Colonialregierung hätte eigentlich dem schlauen und hinterlistigen Mangascha schon lange nicht mehr « trauen sollen.

(Schlnß folgt.)

Tonkunst und Kritik.

von

6srl FuchzZ.

— Dsnzig. —

Kapitel V. .Schlnß.) Person und Persönlichkeit.

erlassen wir aber diese dunklen Regionen und denken wir uns, die gestellte Frage erwägend, den echten Kritiker gegenüber dem echten Künstler.

Auch sie sollen nach meiner Meinung sich das große Wort jeder über seine Thüre schreiben:

„Gedenke, daß Tu ein Mensch bist!"

Der grosseste Kritiker und der größeste Künstler ist noch kein Alexander und er, der Große, ließ es sich täglich wiederholen.

Es braucht nämlich noch gar nicht zu Handlungen allzumenschlicher, untermenschlicher Art gekommen zu sein, damit wir Grund hätten, dem Kritiker und dem Künstler dieses Wort in's Gedächtniß zu rufen.

„Aber er, der Beurtheilte, kommt doch mit Dir," so höre ich entgegnen, „nur als Künstler, Du kommst mit ihm nur als Kritiker, nicht als Mensch in Beziehung!"

Ia, wenn dieses „als Mensch", wenn diese ganze Unterscheidung etwas mehr wäre, als ein gelegentlich erlaubtes Verständigungsmittel auf dem Papier!

Beider Leistungen, des Kritikers wie des Künstlers, hängen mit dem, was Ieder als Mensch ist, anf's Innigste zusammen und sind weder nach der Lichtseite, noch nach der Schattenseite davon zu trennen.

Ich erinnere mich hier eines schönen Wortes von H. v. Bülom: „Der Künstler ist der Mensch p»r sxcsllsoe«". Wahrlich aber der Kritiker darf es nicht weniger sein: seine Leistung unterscheidet sich von der des Künstlers dadurch, daß zu der intellectuellen Leistung allermeist noch eine moralische hinzukommt, während der Künstler in seiner Leistung kein moralisches Wesen ist — nur vorher ist er es in deren Wahl, die außer von seinem Geschmack auch von seiner Gesinnung abhängt — den Kritiker geht nur der Geschmack etwas an.

Keinem von Beiden gelingt es immer (und den Kritikern heut, ehrlich gesprochen, noch erheblich seltener als dein Künstler) in jene höhere oder höchste Sphäre der Auszeichnung, der Vollendung emporzusteigen. Zwischen dieser und der niederen Sphäre des Unechten liegt eine mittlere, in der, gestehen wir es, das Meiste an Leistungen der Kunst wie der Kritik sich abspielt, und sich auch dann abspielen würde, wenn Beide, Künstler und Kritiker, immer echt waren. Zuzugeben ist, daß gegenwärtig die Kritiker noch häsiger unecht sind als die Künstler.

Der Künstler, der Nichts kann, ist auch leichter entdeckt, als der Kritiker, der Nichts ist, und der enttäuschte Concertbesucher erzürnt sich eher, als der gelangweilte Zeitungsleser, weil Concerte theurer sind als Zeitungen.

Hn dieser mittleren Sphäre ist der Einfluß des „Menschen" auf die Leistung theils der elative der Persönlichkeit, theils der delatioe der Person.

Wir unterscheiden damit das Transscendente am Menschen (d. h. was das Gewöhnliche „übersteigt") vom Empirischen, vom Alltäglichen an ihm, nachdem wir davon bereits das Banausische, Barbarische, Animalische oder Brutale abgezogen haben.

Im Leben gehen diese Sphären freilich in einander über oder sind nur durch fluctuirende Linien von einander getrennt; man kann diese Linien aber in praxi controliren.

Unter der Persönlichkeit verstehe ich die Summe der intellectuellen und moralischen Fähigkeiten eines zu den höheren Zielen der Cultur erzogenen Menschen, und die Art ihrer Zusammensetzung, sein thätig und fruchtbjar werdendes Wissen und Können, im Verein mit seiner Lebensanschauung und Gesinnung, wie sie in Thaten, Werken, Worten, Wirkungen von mehr oder minder unvergänglichem Werths Ihervortreten. Auch das flüchtige Schöne wie das luftige Wort sind unverlierbarer Wirkungen fähig.

Unter der Person verstehe ich den Menschen des Tages, seine Erscheinung, sein Alter, Geschlecht, Temperament, seinen Gesundheits- und Kräftezustand, die Summe seiner Neigungen und Abneigungen in Dingen des gewöhnlichen Lebens, das vergängliche Wesen, wie ihm im Laufe seiner Erlebnisse, gerade heut, hier und jetzt zu Muthe ist.

Alter, Geschlecht, Temperament der Person sind ihre die Persönlichkeit am stärksten bedingenden Elemente und gleichsam das Band zwischen beiden.

Von der Art der Persönlichkeit des Künstlers wie des Kritikers ist die Leistung im günstigen wie im minder günstigem Sinne abhängig. Niemand kann so vortragen, als wäre er es nicht, der da vorträgt, sondern etwa der Comvonist selbst, den Fall höchster Congenialität bei vollendeter Technik ausgenommen; Niemand auch kann einen Vortrag so empfinden und beschreiben, als wäre er es nicht, der gehört hat und schreibt.

Die Vorzüge der Persönlichkeit sind der Anzahl, dem Grade und der Art nach verschieden, und es sind nicht blos die öffentlich wirksamen hervorragenden Staatsmänner, Politiker, Redner, Philosophen, Künstler, Erfinder, Entdecker, Dichter, Gelehrte und Schriftsteller, unter denen man die Individuen suchen muß, die die Bezeichnung als Persönlichkeiten verdienen.

Zunächst ist das weibliche Geschlecht nicht etwa ausgenommen, wie es die großen Künstlerinnen, besonders Schauspielerinnen und Erzählerinnen, allein schon beweisen. Persönlichkeiten giebt es in jedem, auch dem stillsten Beruf, und auf sie, die ihre Eigenschaften cultivirt und etwas Ganzes aus sich gemacht haben, kommt es überall an.

(Die Ganzheit kann übrigens auch an dem emdarras 6« rickssss von Eigenschaften oder Anlagen scheitern, besonders wenn zu viel Eigenheiten oder eine immer wieder störende, die Hast z. B., mitspielen.)

Ein über den Durchschnitt hinausgehendes Maß von intellectuellen, moralischen und körperlichen Eigenschaften in besonderer Verbindung miteinander wird immer wahrnehmbar sein müssen, ehe man von einer „Persönlichkeit" sprechen kann. Eine bestimmte Linie ist freilich nicht zu ziehen, unterhalb deren nur noch von Personen, Leuten, Exemplaren der Species Mensch, zweifüßigen Heerdenthieren oder auch Halb- und Untermenschen zu sprechen wäre.

Deshalb ist unsere Unterscheidung aber nicht weniger zulässig; auch der Sprachgebrauch unterstützt sie.

Die letzte Basis der Persönlichkeit ist die Person, und beruht in der Abkunft und im Geschlecht. Bildung und Erziehung verhalten sich dazu nur wie die Saat zum Boden, auf den sie siel.

So verkehrt es auch ist, den Körper blos als die schlechte Hülle oder Hülse der „Seele" anzusehen, als märe sie von ihm trennbar, so ist das Körperliche doch die Ursache, daß nur in seltenen Fällen — am ehesten in reproductiven Leistungen von kürzerer Dauer — sich nichts Zufälliges in das künstlerisch Gewollte und „Nothmendige" einmischt.

Der Kritiker hat es insofern leichter, Einflüsse seiner Person auf seine Leistung fernzuhalten, als er, in gewissen Grenzen wenigstens, an ihr ändern kann, was er noch rechtzeitig als so beeinflußt erkannte, und wäre es auch nur eine in der Eile mißlungene Satzconstruction.

Des Künstlers Leistung hängt bei höchster Begabung mit geistigen und sinnlichen Mitteln davon ab, ob und wie weit er Herr seiner Person in Bezug auf die körperlichen Mittel: Kehle, Finger, Gestalt und Glieder geworden ist, und wie weit er es in der Leistung bleibt, d. h. wie weit ungünstige Einflüsse der Umgebung oder des Augenblicks ihn beeinflussen. Ist er nicht Herr seiner körperlichen Mittel und Werkzeuge, so leidet die Leistung in technischer Beziehung, da deren Technik eben in dem besonderen Gebrauch dieser Werkzeuge zum Zwecke der Kunstleistung besteht. Die Unreife in diesem Punkte, also eine zu der vom Künstler gewählten Leistung nicht hinreichende Fertigkeit sollte von der Oeffentlichkeit stets ausgeschlossen sein.

In Betreff der äußeren Umstände, zu denen auch das körperliche Befinden gehört, bleibt der Eine leichter, der Andere weniger leicht Herr seiner Person. Den Einen stört schon, was den Anderen noch ruhig läßt, und so weit liegen die Bedingungen zu den Wirkungen äußerer Ursachen noch in der Person des Künstlers,, bis an die Grenze, wo deren Beherrschung nicht mehr möglich oder mit dem künstlerischen Charakter der Leistung nicht mehr vereinbar ist, die Leistung also unterbleibt oder unterbleiben sollte, oder kritisch nicht mehr mitzählt. Mit dem Grade der Beherrschung der körperlichen Mittel und Werkzeuge steigert sich, von sachfremden Einflüssen abgesehen, das objective Verdienst des Künstlers, weil sie freie Bahn für die Wirkung seiner idealen Persönlichkeit in der Wiedergabe des von ihm gewählten Werkes schafft. Die Uebermindung sachfremder Einflüsse geht die Kritik natürlich Nichts an, obwohl sie sich beim Künstler bis zum Heroismus steigern kann. Liszt soll einmal auf einer Reise nach Pesth sich den vierten Finger der rechten Hand in einem Wagenschlage gequetscht haben, so daß er unbrauchbar ward und heftig schmerzte, und am Abend selbigen Tages in Pesth die Sonate «p. 26 von Beet

hoven gespielt haben: der letzte Satz, unter solchen Umständen gut gespielt, ist ein Wunder der Geschicklichkeit und der Energie, aber besser als Liszt ihn sonst spielen konnte, hat er darum gewiß nicht geklungen; die Würdigung solcher Umstände fällt also außerhalb der reinen Kritik.

In irgend einer Rücksicht bleibt freilich bei Allein, was man „verlangen kann", die Frage offen, in welchen! Grade der Verpflichtete es leicht oder schwer hat, es von sich zu erlangen.

In Betreff des Bühnenkünstlers ist hier nachzutragen, daß von Niemandem in dem Grade, wie es von ihm verlangt wird, seine zufällige Person erfolgreich in den Dienst feiner Persönlichkeit zu stellen, jene zu dieser zu verklären, damit er dem Geist seiner Aufgabe gerecht werde. Vernünftiger Wei'e wählt der Künstler den Menschen-Typus, den er darstellen soll: Held, Liebhaber, Alter, Buffo — seiner Person und seiner Persönlichkeit gemäß. Dabei kann die Person der Persönlichkeit auf's Aeußerste im Wege sein. Bei dem idealsten Verständnis; nützt es dem besten Sänger Nichts, wenn er „von Person" für den Lohengrin nun doch einmal zu klein, oder für den Don Iuan zu groß oder gar zu dick ist. Die Kunstkritik muß solchen Fall wohl oder übel abfällig constatiren. Aber welchen Sturm erregte ich eines Tages in Danzig, als ich bedauerte, daß Niemand seiner Länge eine Elle zusetzen kann, weil ein possirlich kleiner Lohengrin, als Gast auftretend, eine Stehleiter gebraucht haben würde, um seine Riesen-Elsa zu küssen! „Man beurtheilt einen Sänger doch nicht nach seiner Länge," so grollte man rings, und ich hatte obenein keinerlei Scherz deshalb in der Kritik gemacht. Uebrigens war's auch nur ein lyrisches Tenörchen, das durchaus als Heldentenor — bezahlt sein wollte. Bekannt ist der Fall, daß der Heldentenor Riese, in Dresden viele Iahre thätig, ein Zwerg für seine Partieen war, obwohl ein Riese oder ein Engel an Stimme. Nun, man hat es sich eben gefallen lassen.

Kapitel VI.
Von falscher Objectivität.

Aus der Untrennbarkeit der Kritik wie auch der Kunstleistung von der idealen Persönlichkeit des Urhebers ergiebt sich, daß das Ideal der objectiven Kritik ebenso falsch ist, wie das des objectiven Vortrags, welches seiner Zeit mit großem Ernst aufgestellt ward und ab und zu auch noch angerufen wird. Das Ideal der Objectivität verlangt eben fälschlich die Loslösung der Leistung von der Persönlichkeit. Soll es für die Kritik weiter Nichts bedeuten, als Wahrhaftigkeit, so ist es überflüssig; denn diese Forderung versteht sich von selbst, und ist selbst nur eine Voraussetzung zur Möglichkeit der Kritik. Gerade für den objectiven Werth einer.Kritik verbürgt sie Nichts, denn aus dem Satz, daß eine offenbar ohne Wahrhaftigkeit geschriebene Kritik Nichts werth sein kann, folgt noch Nichts für den sachlichen Werth einer von einem ehrlichen Mann verfaßten Kritik. Eine solche kann dabei viel Irrthum enthalten.

Es giebt keinen objectiven, d. h. keinen Vortrag, in welchem der Künstler Nichts als das Organ, gleichsam der Phonograph des Componisten ä'outrs torubs oder par äistavcs wäre, seine Persönlichkeit also aus dem Vortrage gleichsam eliminirt wäre, wie es der große Clavierspieler Tansig in Folge von Mangel an Schule in seinem Denken sich vornahm. Ich habe es früher schon mitgetheilt, wie eine ihn sehr genau kennende Freundin bald nach seinem Tode mir meine Vermuthung bestätigte, daß er an eben diesem falschen Ideal zu Grunde gegangen sei. Ihm zu Liebe steigerte er seine Technik auf's Allerhöchste. Dadurch wurde er aber unwillkürlich immer fähiger, also auch immer stärker veranlaßt, so viel wie in ihm von Persönlichkeit war, in seinem Vortrage zu äußern; Nichts mehr konnte ihn je äußerlich daran hindern, was er auch an thurmhohen Aufgaben zum Vortrage wählte. Wie hätte denn dabei nicht die geniale Lust am innerlich freien nachschöpferischen Walten in seinem Spiele sich einstellen sollen? Gerade dies aber verdächtigte ihm seinen Vortrag, er wollte ja nur spielen, „was dasteht", die Noten, die Vortragszeichen, und die den Zusammenhang allermeist entstellenden Is8aw-Bogen u. s. w. Ie mehr er sich aus seinem Vortrage hörte, desto näher rückte ihm die Furcht: „Dir kannst Du nicht entfliehn," und das ist wohl im Stande, einen ernsthaft Wollenden und Begabten zu untergraben, denn dabei wendet die eigene Kraft sich gegen ihn. Er vergaß, daß das Object nicht das Notenblatt, sondern wieder eine Subjectivität, eine Persönlichkeit ist, die, um aus den Tönen erkennbar und wirksam zu werden, gerade wieder einer Persönlichkeit bedarf, natürlich mit dem guten Willen, in der auszudrückenden Persönlichkeit aufzugehen, nicht willkürlich mit ihrem wehrlosen Gut zu schalten. „Subjectiv" und „willkürlich" wurden irrthümlich gleichgesetzt.

Für den Vortragenden im Verhältniß zum vorgetragenen Werk gilt im anerkennenden, wie im aberkennenden Sinne das Wort: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst," — für den Kritiker im Verhältniß zum ächten Künstler das ähnliche Wort „il n'? a yus l'ssiirlt, yv.i ssnts 1'ssprit," — „Geist wird nur von Geist verspürt." Wie im Vortrag eine Persönlichkeit mit ihrem Wesen der Interpret einer anderen ist, so kann auch das Wirken und Walten der vermittelnden Persönlichkeit nur wieder von einer Persönlichkeit gewürdigt oder kritisch aufgefaßt werden. „Man kann den einen Diamant nur mit dem anderen schleifen": „nur wer selbst in der Sache Etwas ist, kann auf den Künstler den Eindruck machen, daß von ihm als Kritiker Etwas zu lernen sein möge." Wie der Künstler nicht der Phonograph des Werkes, so ist der Kritiker nicht blos der Photograph der Kunstleistung. So objectiv wie das Objectiv im photographischen Apparat können wir nicht sein sollen. Und selbst der Apparat verräth ja seinen „Standpunkt": drei Apparate zur selben Zeit auf ein Object gerichtet, geben

drei sehr verschiedene Bilder, und nach einer Stunde schon würden es, das Object als unverändert gedacht, drei von den ersten verschiedene Bilder — die Belichtung oder die Beleuchtung hat gewechselt, und Unterschiede in der Lichtempfindlichkeit der Platten machen nch nun vielleicht stärker geltend.

Wir aber sind keine glatten Platten, unsere Musikseele ist wie ein Prisma, das das Licht von allen Seiten empfängt und nach allen Seiten, gebrochen zwar und farbig, zurücksendet. Der gewöhnliche Musikfreund ist meist nur wie ein selbst schon gefärbtes Medium, das nur bestimmte Arten von Strahlen hindurchläßt: der eine ist empfänglicher für das Erhabene, der andere für das Liebliche, einer ist mehr für die Melodie um ihrer selbst willen und für das Volksmäßige, ein anderer mehr für das Charakteristische, Geistreich-Kunstvolle in Harmonie und Rhythmus. Der Eine erblickt das Höchste im Gesang, in Chor und Oper, der Andere in der „absoluten" (instrumentalen) Musik; der Eine ist ein Bewunderer der rein persönlichen, edel-virtuosischen Leistung, dem Anderen steht vielleicht der

Dirigent höher und die Wirkung des Ensembles. Das majestätische Ensemble des Orchesters und großer Massen fesselt Diesen, Jenen das intime der Kammermusik, des Soloquartetts. Der Eine steht mit seiner Lebensanschauung auf pessimistischem, der Andere auf optimistischem Grund und Boden, Jenen wird mehr nach Tiefe des Inhalts verlangen, möchte auch die Form weniger gut geprägt sein (wie bei Schumann, Brnhms dem Symphoniker, nnd bei Wagner), der Andere will die lichte, scharfe, elegante Form nicht missen, möchte Einem dabei auch kühler um's Herz bleiben (wie bei Raff, Mendelssohn, Scarlatti); ein Dritter erkennt nur das Gleichgewicht zwischen Beidem an, wie es ihm bei Mozart und Beethoven begegnet. Der Eine will den Herzschlag der Gegenwart hören, die er vielleicht kaum bis Beethoven zurück datirt, und flucht lieber mit Berlioz, als er mit Palestrinn betet, der Andere versetzt nch gern in den Geist vergangener Zeiten, in die Empfindung verschwundener Geschlechter, in ihre Tempel, ihre Gärten, ihre Salons und noch in ihre Dichter-Dachstübchen, wobei er noch einem Hummel und selbst Himmel liebend gerecht werden kann. Das hindert ihn wohl auch noch nicht, morgen wieder mit Beethoven prometheisch und revolutionär zu wettern und zu jauchzen.

Diese Fähigkeit aber, das Entzücken von gestern über dein ganz anderen von heut zu vergessen, über sich selbst hinaus zu sein, bis zur Universalität gesteigert, gehört zum Kritiker. Denn was wäre ein Kritiker, der, wenn er Bach hört, seinen Rossini vermißte, der in der Oper nach dem Oratorium seufzte, bei Brahms nach Mendelssohn riefe, bei Wagner nach Mozart, der sich im Tempel des einen Jahrhunderts nach dem Salon des anderen, oder im blühenden Garten sich nach dem Dachstübchen sehnte? Will man dies Absehen von der eigenen Vorliebe, die Fähigkeit, jeder Subjektivität eines Componisten nie eines ausführenden Künstlers liebend gerecht zu werden, „Objectivität" nennen, so wäre gegen diesen Sinn des viel mißbrauchten Wortes am Ende Nichts einznwenden. „Ein Musiker muß Alles lieben" — dieses Wort des edlen Friedrich Kiel, das er zu seinen jungen Leuten sprach, gehört auch zu den nur Jahrzehnte hindurch typisch gebliebenen, wenn es auch etwas naiv war. Die Liebe merkt es auch, wenn sie nachher enttäuscht, betrogen wird und wird nicht „Alles dulden". Nur vermittelst jener Objectivität wird der Kritiker mich noch für die Qualität der Aufführung eines Werkes, dessen Gegner er aus noch so guten Gründen wäre, Interesse und Verständnis; mitbringen und z. B. protestiren, wenn Wagners Werke nicht in Wagners Sinn und Geist gegeben werden. 8uum cvüque, und wäre es Leoncavallo, um nicht zu sagen Neßler.

Bedingt bleibt die Persönlichkeit des Kritikers auch so noch, und anderseits kann sie sich darum noch charakteristisch genug äußern: die Kritik des einen gleicht mehr einem Lavastrom, (was besser ist als Brühe), die des anderen mehr dem Nordwind, (was auch besser ist als Läne) der Eine urtheilt mit der Gelassenheit des Alters, vielleicht schon in der Iugend, der Andere mit der Verve der Iugend, vielleicht noch in seinem Alter. Die Verschiedenheit in Bezug auf Weltanschauung, die bei dem Einen optimistisch, beim Anderen pessimistisch wäre, kann unter Kritikern gleichfalls obwalten. Wer will dem Allen in dieser bedingten Welt wehren?

Kapitel VII.

Der Besuch des Künstlers vom Standpunkte der Höflichkeit betrachtet, st yuasäam aIia.

Die im Capitel III erörterten Rückwirkungen ungünstiger, wenn auch zutreffender Kritik auf den Kritiker lassen die Größe des Verstoßes erkennen, der in der Unterlassung des thunlichen Besuches liegt. Daß sie ein Verstoß sei, haben wir aus dem Sinn aller Höflichkeit und einem allgemein anerkannten Gebot derselben bereits festgestellt.

Es ist nach allem Vorhergehenden klar, daß der Ursprung jener Rückwirkungen, die dem freimüthigen Kritiker über die Gebühr das Amt und das Leben schwer machen, bei den Fehlern, Mängeln und Schwächen der Künstler liegt; denn nach der Gebühr und von Rechts wegen sollte der Kritiker keine weiteren ethischen Aufgaben vorfinden, als die vor der Gewinnung und Abgabe seines Urtheils liegen, d. h. die Abwehr der gröberen und der feineren Beeinflussung. Daß dieser letzteren durch den Besuch und die dabei entwickelte wirkliche oder gemachte Liebenswürdigkeit des Künstlers Gelegenheit gegeben werde, ist ein Schein, der schon dadurch aufgelöst wird, daß die Genugthuung, die dem Kritiker durch den Besuch des Künstlers gewährt wird, in Anbetracht der Größe der auf dem Kritiker ruhenden Last niemals mehr fein kann, als ein Gran gegen einen Centner. Allerdings in Sachen des Zartgefühls kann der Gran den Centner, kann ein Rosenblatt ein Bleigewicht aufwiegen, d. h. die Wage gleichstellen.

Niemand ist weniger berufen, als der Künstler selbst, zu den Lasten, die der Kritiker ohnehin der Künstler wegen und über die Gebühr zu tragen hat, auch nur einen Gran hinzuzulegen, wie es geschieht, wenn der Künstler den Kritiker vor Antritt der Leistung durch Unterlassung der Höflichkeit verletzt. Dann steht die Wage ungleich. Gewiß muß dann der Kritiker in Ermangelung des Rosenblattes das Gewicht der Pflicht in die andere Schale legen, damit die Wage wieder gleichstehe, d. h. damit seine Seele im Gleichgewicht sei, ehe er zu seiner Leistung antritt. Aber wenn der Künstler den Kritiker damit beim Wort nehmen will, daß der Kritiker sich für eine vom Künstler ihm zugefügte Verletzung nicht in der Kritik rächen darf, so ist dies barbarisch, abgesehn davon, daß es thöricht ist. Der Künstler kann auch gegen die Besuchspflicht nicht einwenden:

1) Ich pflege auf verdiente ungünstige Kritik eines Kritikers, den ich der Beachtung und der Achtung werth halte, nicht mit Angriffen auf seine Intelligenz und seinen Charakter zu reagiren —

denn er weiß nicht, ob eine ungünstige Kritik ihm verdient erscheinen wird, wenn sie es ist. Und wenn sie ihm nicht so erscheint, kann er für sich nicht stehen, daß er nicht thun werde, was in solchem Falle menschlich und unausbleiblich ist.

2) Für die Beschwerden und Nachtheile, die das Publicum oder meine Freunde ohne mein Wissen und Willen dem Kritiker verursachen, bin ich nicht verantwortlich.

Antwort: Es handelt sich hier nicht um persönliche, sondern um Obliegenheiten des Standes.

So wie Ieder die Ehre seines Standes genießt, gleichviel ob er ihm durch seine Leistungen besondere Ehre macht, so hat Ieder auch die Obliegenheiten seines Standes zu theilen, gleichviel ob er sich von dessen habituellen Schwächen oder von Mängeln seiner Leistung frei weiß oder glaubt, und wieviel Ehre er ihm ulacht. Insofern hat jeder Kritiker, von dem nicht erwiesen ist, daß er Achtung oder Beachtung nicht verdiene, principiell den Anspruch auf den Besuch des Künstlers aus der Höflichkeit, und die Unterlassung gilt als Kundgebung der Ansicht, daß der Kritiker in Person diesen Anspruch verscherzt habe. Denn yuisous praegumitur Konus, äoQs« probstur «ontrarium*). Ebenso aus Höflichkeit darf der Kritiker keinen Unterschied darin machen, welchen Künstler er empfangen wolle, es sei denn, daß einer als Mensch den Anspruch auf Achtung offenkundig verloren habe, und der Kritiker offen die Consequenz daraus dem Angemeldelen zu erkennen geben wolle.

Der Einwand

3) „Ich will den Kritiker gar nicht für mich einnehmen, er hat ja Nichts als meine Leistung zu beurtheilen",

ist auch nicht gültig; denn zunächst war die Frage, ob der Künstler dem Kritiker seine Leistung im Geringsten erschweren dürfe. Weiter kommt hierfür das in Betracht, was wir bei der Unterscheidung zwischen absoluter und angewandter Kritik erörtern werden.

Was würde man wohl von einem Kritiker denken, der dem Künstler auch nur das geringste Hinderniß seiner Unbefangenheit vor Antritt zu der Kunstleistung mit Wissen und Willen bereiten würde? (Dagewesen ist auch dies,)

') Jeder wird für gut gehalten, bis das Gcgentheil bewiesen ist.

Eines ist ohnehin, wodurch der Kritiker den meisten Künstlern, wenigstens von denen, die noch nicht auf der Höhe der Anerkennung stehen, beim Antritt zu ihrer Leistung beschwerlich fallen muß, und das ist seine Gegenwart.

Vom echten Künstler wird angenommen, daß ihn zu seiner Leistung der Drang nach Mittheilung treibt, in der Absicht und in der Hoffnung, seinen Zuhörern einen Genuß zu verschaffen. Diese Absicht wird durch den Wunsch, ihren Dank und ihre Anerkennung zu erwerben, nicht entwerthet. Dem Künstler ist also naturgemäß die Anwesenheit eines Zuhörers lästig, der ihnl von vornherein nicht um zu genießen, sondern um zu urtheilen gegenübertritt. Das öffentliche Interesse, wodurch dieser Zuhörer bei einer öffentlichen Leistung gerechtfertigt ist, muß wohl die Vernunft des Künstlers, aber nicht sein Gefühl mit ihm versöhnen. Ich selbst wäre im Privatkreise zu keiner Kunstleistung zu bewegen, sobald ich wüßte, daß unter den Zuhörern einer wäre, der nicht hören, sondern horchen will, und von dem ich gar noch anzunehmen hätte, daß er mir, wenn ich vom Clavier aufstehe, ungebeten seine Meinung über meinen Vortrag sagen werde, er möchte dazu noch so competent sein. Die öffentliche Situation bewirkt nur, daß er sich gefallen lassen muß, öffentlich beurtheilt zu werden, zwar nicht sofort, aber doch gleichfalls so bald als möglich. Es kann nicht verlangt werden, daß ihm dies sympathisch, nicht einmal daß es ihm gleichgiltig sei. Das hängt von seiner Individualität, von der ihm gegebenen oder versagten Seelenstärke ab, nnd in sehr vielen Fällen hat die Gegenwart des „gefürchteten" Kritikers eben die Wirkung, den Künstler in seiner Leistung noch befangener zu machen, als er durch die Oeffentlichkeit, durch die Menge ihm persönlich fremder Menschen ohnehin schon ist.

Schon dies allein, daß der Kritiker nicht umhin kann, wissentlich den Drnck der Oeffentlichkeit auf die Seele des Künstlers zu verstärken, verpflichtet ihn auf das Strengste dazn, mit seinein Willen nicht das Geringste noch hinzuzuthun. Der Besuch des Künstlers vorher giebt ihm übrigens Gelegenheit, dem Künstler erkennbar zu machen, daß er einem, wenn auch ernsten, so doch wohlwollenden Beurtheiler gegenüber komme, d. h. einem solchen, der sich gern von ihm in den genießenden Zuhörer verwandeln ließe. Dann kann es sich sogar ereignen, daß die Gegenwart des Kritikers nur seinen Ehrgeiz und damit seine Leistung steigert. Dann freilich hätte der Kritiker auch den Gran Belästigung gespart, den seine Gegenwart dem Künstler verursachen kann.

Was nun den Künstler betrifft, so gehe ich von einem Falle aus, in welchem Niemand bezweifeln würde, daß die Unterlassung des Besuches beim Kritiker diesen persönlich zu verletzen, ihm also die Ausübung seiner Pflicht der Unparteilichkeit sowohl bei Gewinnung als bei Abgabe des Urtheils erschweren würde. Es ist dies der Fall, in welchem ein Künstler sich zu dauernder eingreifender oder führender Wirksamkeit in der Stadt niederläßt, die der Wirkungskreis eines mit Recht geachteten Kritikers ist. Es ist von selbst klar, daß in diesem Fall die Unterlassung des Besuches von Seiten des Künstlers einen Erweis der Geringschätzung des Kritikers im Gegensatz zu der öffentlichen Meinung über ihn ausdrücken würde.

Das Gleiche ist der Fall mit den an der Oper des Ortes wirksam werdenden Künstlern, wenn der Kritiker sich nicht, wie es vorkommt, ihre Besuche verbeten hat. Dies beruht auf übertriebenem Catonismus, oder auf dem Gefühl, bei persönlicher Begegnung den Künstler nicht von dem Wohlwollen überzeugen zu können, auf das er Anspruch hat, oder es beruht auf der Sucht, durch sultanische Unnahbarkeit sein Ansehen wohlfeil zu steigern, oder endlich auf Trägheit, oder auf allen diesen Motiven zusammen, so lange der Anspruch, den die Besuche der Opernmitglieder und anderer Künstler an Zeit machen, nicht die werktägliche Sprechstunde des Kritikers überschreitet, die er meist ohnehin in seinem anderweitigen Berufe zur Verfügung stellen muß, ohne daß sie deshalb von anderer Seite täglich consumirt wird.

Ich verbitte mir nur die Wiederholung des Besuches, wenn sie den Zweck hat, für eine günstige oder auch rühmende Kritik Dank abzustatten, weil dies zu der Annahme führt, als wäre eine solche Kritik ein Gunsterweis, der bei etwa bestehender begründeter oder auch unbegründeter persönlicher Antipathie ausbleiben würde, auch wenn eine günstige oder rühmende Kritik von dem Künstler verdient wäre.

Falls mir bekannt wird, daß ein Künstler sich zu Unrecht von mir ungünstig beurtheilt glaubt, so lasse ich ihn wohl zu mir bitten, weil nach meiner Meinung die menschliche Rede dazu da ist, daß man sich verständige. Es ist mir vorgekommen, daß ich den ein Vierteljahr hindurch gegen mich gehegten Groll eines Künstlers nach fünf Minuten zerstreut hatte. Er trat dann unbefangener zu seinen künftigen Leistungen an, hörte auch naturgemäß auf, mich zu verdächtigen, was er naturgemäß bis dahin gethan hatte.

Anderweitige Wiederholungen der Besuche von Opernmitgliedern fallen unter andere, hier später zu erörternde Gesichtspunkte. Ebenso anderweitige Begegnungen zwischen Künstler und Kritiker, bezüglich deren ich nur den Grundsatz unterschreibe, der bei Gelegenheit des Tappert'schen Processes ausgesprochen und gut ausgedrückt ward, daß „jede Art materiellen Verkehrs zwischen Kritiker und Künstler unstatthaft" sei — verständlich und selbstverständlich. Eigentlich gehört das freilich schon zu der schmutzigen Wäsche, die ich hier gar nicht mitwaschen will; ich habe Besseres zu thun.

Wenn nun in den heutigen Zuständen dennoch ganze Reihen von Fällen möglich sind, die auch den normalen Verkehr zwischen Künstler und Kritiker ausschließen, und damit der Unterlassung des Besuches alles Verletzende benehmen, so ist dieser Zustand doch, wie nur später sehen werden, keineswegs als der wünschenswerlheste zu bezeichnen.

Wir sprachen bereits von der unsinnigen Ueberproduction an Concerten in den Weltstädten, die für den Kritiker allerdings eine Ueberschreitung des Etats von 60 Minuten täglich auf Künstlerbesuche herbeiführen, kann, und von einem Modus möglicher Einschränkung jener Unsummen von vergeudeter Zeit, Kraft und Münze. Sagt man doch, ein Clavierspieler gebe in Berlin bei einem Concert einen Walzer von Chopin zu und fünfhundert Mark. Wirklich hält es doch manchmal schwer, nicht etwaBillets, sondern Freibillets unterzubringen: bsnsL«ia obtruärmtur.

Für die Beurtheilung des Zustandes der Kritik wie der Kunst ist nun Gottlob nicht blos das maßgebend, was in den Hauptstädten, sondern ebensowohl und quantitativ noch mehr, was in der Provinz und selbst in kleinen Städten getrieben wird. Als ich 1878 von dem kleinen Hirschberg in Schlesien, das 13000 Einwohner hatte, nach Danzig kam, das damals 110000 hatte, war ich erstaunt, wie viel weniger und schlechter hier Musik gemacht wurde, als es dort möglich geworden war. Die Provinzialstädte sind insofern besser daran, als alles Unreife, das damit renommiren will, öffentlich aufgetreten zu sein, in Deutschland Berlin damit heimsucht.

Die reisenden Künstler nun, hervorragende und andere, nehmen sich zum Auftreten in Berlin wohl etwas mehr Zeit; in den Städten zweiter Größe verweilen sie höchstens 24 Stunden, in der Regel auch nur einen Dritteltag, auch noch weniger, bis zu vier Stunden zwischen Ankunft und Abfahrt. Auch wo die Zeit zum Besuch bei dem Künstler materiell noch da wäre, kann der Künstler durch das Bedürfniß, sich zu sammeln, namentlich vor einer großen Aufgabe, gerechtfertigt sein, z. B. wenn er den Evangelisten in der Matthäus-Passion zu singen hat. Ich selbst hasse an einem Tage, an dem ich concertiren soll, Nichts so sehr als die Straße.

Ein Gesangskünstler, auch der einige Tage zum Gastspiel an der Oper verweilende Künstler, kann durch ungünstiges Klima oder Wetter entschuldigt sein. Ein paar Zeilen freundlicher Begrüßung an den Kritiker genügen in solchem Falle dem Gebot der Höflichkeit, und bleiben auch selten aus — sie sollten nur niemals die Bitte um eine „wohlwollende" Kritik enthalten, da die Annahme, der Kritiker sei zum Gegentheil geneigt, sicher nicht höflich ist. Die Zusendung der wortlosen Karte empfinde ich als noch verletzender denn die Unterlassung des thunlichen Besuches. Nicht die unbekannt bleibende Gesinnung, in welcher solche Sendung geschieht, entscheidet dabei, sondern das, was diese bedeuten kann, weil es sich dabei eben um die Form handelt. Ich habe nicht einmal Lust, zu erörtern, was die wortlose Karte bedeuten kann. Alle diese Formen haben ihre wirkliche und leicht zu analnsirende Bedeutung; dem Künstler aber, der doch in seiner Kunst die Form verstehen und bemeistern soll, kleidet die Vernachlässigung der Form auch im Verkehr am wenigsten gut. Es ist nicht ohne tieferen Sinn, daß durch das Wort Tact sowohl in der Kunst als im Verkehr eine elementare Nothwendigkeit bezeichnet wird. In der heutigen Gesellschaft ist freilich Dreiviertel-Tact schon viel, sie lebt lieber «Ii» dreve. Das vorige Jahrhundert hat sich besser darauf verstanden; die Zeit des Dampfrosses kennt das L,IIe^rstt«, das ^nclsllts gi-«?i«go nicht mehr.

Bei den reisenden Virtuosen ist das Bedürfnis? der Sammlung zu ihren hundertmal von Stadt zu Stadt wiederholten Productionen wohl nicht gar zu groß, aber die Kürze der Zeit, die sie dem Orte ihres Auftretens auf ihrer vom Agenten angeordneten Marschroute widmen können, fängt doch nachgerade an, auch im Verhältniß zu ihren künstlerischen Aufgaben unanständig zu werden, und nur gar zu oft tragen ihre Leistungen den Charakter der geschäftsmäßigen Erledigung. Bei Sarasate ging das neuerdings in Danzig bis zur Ungezogenheit, indeni er auftrat und spielte, als wollte er sagen: „Was frage ich nach Danzig?" Wer darnach nicht frägt, soll doch aus der Stadt seiner Geringschätzung wegbleiben, von der er Nichts will als ihr Geld. Es ist aber nicht mehr selten, daß selbst Sänger, die doch mit ihrer Stimme so viel fühlbarer als andere Künstler körperlich von ihrer Disposition abhängen, Abends um 6 Uhr auf dem Bahnhof nach zwölfstündiger oder selbst vierundzwanzigstündiger Eisenbahnfahrt eintreffen und um Uhr auf dem Podium stehen, um die nicht unerhebliche Aufgabe eines Liederabends oder der Generalprobe zu einer großen Oratoriumpartie durchzuführen. Oder einer kommt auch wirklich schon Nachmittags um 2 Uhr an, dinirt und conversirt vortrefflich mit Bekannten, die sich glücklich schätzen u. s. w„ fährt auch am schönen oder auch unschönen Herbstnachmittag an die See, die man z. B. in Danzig doch unmöglich ungesehen lassen kann, und holt sich einen Katarrh oder beeinträchtigt sonst fühlbar die Verfügung über seine Mittel, also über sein Können. Das Publicum hat sich dann für die hohen Preise und für das hohe Vertrauen, das es dem berühmten Herrn durch den ausverkauften Saal entgegenbrachte, damit abzufinden, daß der „theure" Sangeskünstler in der ersten halben Stunde sich vorerst frei singen muß, was manchmal auch in der zweiten halben Stunde noch nicht ganz gelingen will, oder daß er gar bis zum letzten Liede, wie es in Danzig erst neuerdings vorgekommen ist, sich miserabel in Acht nehmen muß. Bis dahin hatte er denn allerdings das Problem gelöst, zu singen, als wäre er es nicht gewesen, der mit Recht Weltberühmte, der da sang, sondern irgend ein mittelguter Opernsänger. „Er", d. h. seine künstlerische Persönlichkeit, die er dem Publicum schuldig war, erschien dann überraschend in dem letzten Liede. Das Publicum ist zwar in Folge seines Mangels an Urtheil und aus Nespect für den berühmten Mann geduldig; es setzt aber eben doch voraus, daß es den Künstler, wie er ist, den Abend über vor sich habe. Ob es anständig ist, für ein Lied, auf das der mit dem Publicum abgeschlossene Contract zutrifft, ca. 1000 Mark aus einer Stadt wegzuschleppen? Der Weltberühmte würde in solchem Falle am Ende gern das Concert noch absagen ^ aber der Agent? Der muß doch sein Geschäft machen! Grund genug!*)

Vollends unanständig wird die Sache, wenn man dem spät Gekommenen nicht nur dies, sondern auch noch die Eile anmerkt, nur ja möglichst bald wieder fortzukommen, damit er um 10 Uhr wieder auf der Bahn sitze. Diese Weisheit giebt sich dann in der nüchternen, dem Publicum und der Kritik mit Nichtachtung begegnenden Erledigung des Programmes zu erkennen. Dann schnell das schlecht verdiente Geld eingestrichen und fort! Oder das wird vorsichtig schon vorher besorgt, und der Solist, die Solistin in einem Oratorium, wie weihevoll es auch sei, steigt vor dessen Beendigung aus dem feierlich versammelten Chorus der Aufführenden in den Saal hernieder. Der Engel, der soeben noch trotz alledem „himmlisch" gesungen, klappt seine Flügel zusammen und steigt in die Droschke: der Vorstand des Chorvereins in der Person des mattrs cts plaisir geleitet die Diva gehorsamst aus dem Saal hinaus, hinab. — „Mt.e1 äu Nor«'!" — „Nehmen Sie unseren herzlichsten —" „Sehr liebenswürdig! — mon Sisu! 9 Uhr!" Er «rsscsiiclo „Auf Wiedersehen!" Droschkenschlag zu. Sie <iscrs««näo „Auf Wiedersehen!" Der Wagen rollt schon. Ia, was würde der Agent auch sagen und die Leute hundert Meilen südwärts, wenn sie nicht morgen Abend wieder um 6 auf dem Bahnhof und um 7 im Saal stände! Da heißt's Marschordre pariren! Auch daß wichtige Arien, sonst immer gesungen, oder ein schönes Soloquartett auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege aus einem Oratorium weggelassen werden, kommt vor. Es thut ja Nichts zu der Sache, da es Nichts von der Sache thut, nämlich von den schönen Hundertmarkscheinen. Denn was mau blau auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause fahren.

Was die Unterlassung jeglichen Verkehrs mit dem Kritiker da, wo Besuch oder Begrüßung als thunlich gelten kann, ausdrücken soll, ist niemals unzweideutig; sie ist daher immer unschön. Wo sie aber eine Geringschätzung aller Kritik oder dieses Kritikers in der That nicht ausdrücken soll, da drückt sie die für den Kritiker in Person selbstverständlich nicht verletzende Forderung aus, Alles, was der Künstler in seiner Leistung thut oder unterläßt, für den reinen Ausdruck seiner Persönlichkeit, seiner Auffassung zu nehmen. Alles sozusagen für baare Münze, für so gewollt, wie es war, und Nichts ans den Einfluß von Zufälligkeiten zu rechnen,

*) Natürlich sind dies nicht Erwägungen, die in einer Kunstkritik mitsprechen. Tagegen ist aber nicht unerlaubt, sie hier anzustellen.

Inzwischen bat in Danzig eine kochberühmte Sängerin im selben Jahre den dritten Fall von Mißhandlung einer vertrauensvollen Zuhörerschaft von ca. 800 Personen geschaffen, indem sie eiue Arie im (Hmzen sublim, aber schon mit uuheimlich detonirendcn einzelnen hohen Tönen, sämmtliche nachfolgenden Lieder aber erheblich zu tief sang, aus der Ursache, daß sie in den beiden Tagen vorher in zwei anderen Ztädteu sclon dem Concertgeschäft obgelegen hatte.

außer dem, was sich unverkennbar als dadurch verursacht offenbart. Daß es in einer Kunstleistung noch anderes minder Schone geben kann, das nicht sofort als zufällig erkennbar ist, wird nicht bestritten werden. Der Künstler von wohlerworbenem Weltruf (es giebt auch schon gemachten Weltruf) mag annehmen, er sei aus Berichten, Beschreibungen und Portraits sowohl seiner Persönlichkeit als seiner Person nach bekannt genug, um die Unterscheidung des Gewollten vom Zufälligen in seiner Leistung zu sichern. Er mag auch annehmen, daß wenn die Kritik wirklich etwas Zufälliges in seiner Leistung mit Tadel als gewollt behandelt, ihm dies so wenig wie das, was ein Kritiker etwa mit zutreffendem Tadel beanstandet, von seinen, Weltruf nehmen werde. Dieser Standpunkt ist aber nicht mehr sachlich, auch in der Besuchsfrage nicht. Principiell steht Niemand über der Kritik, sobald diese als auf der Höhe der Sache stehend anzuerkennen ist, denn auch der Beste ist dem Jrrthum ausgesetzt und ist überdies nicht immer ganz er selbst. Er ist auch vielleicht nicht gesonnen, durch sein gänzlich stummes Verhalten gegen den Kritiker sich über die Kritik zu stellen, aber er unterläßt es damit, den Anschein dieser Thorheit zu vermeiden. Ich habe von Geigern mit begründetem und unbegründetem Weltruf Übertragungen Chopin'scher Notturnos gehört, bei denen einem Clavierspieler und Kenner Chovin'schen Geistes ganz schlecht werden konnte. Einen weltberühmten genialen Sänger habe ich einen ganzen Act lang fast um einen halben Ton zu tief singen hören — es war lustig anzuhören, wie er bei späterer Begegnung mir dies als von ihm gewollt, als in der Rolle begründet aufbinden wollte: es stimme so, meinte er, zu der tiefen Bosheit des im Stück von ihm dargestellten Charakters.

Aber wirklich über der Kritik, auch über der beachtungswerthen, steht der wahrhaft große Künstler in den Leistungen, in welchen er sich ganz erreicht oder gleichsam übertrifft. Die geniale und vollendete Kunstleistung ist der Quell aller wahren Kritik, für die ein allgemeiner, theoretischer Maßstab des Schönen oder des Kunstwerthes nicht construirt werden kann. Es ist vielmehr das Kriterium der Kritik, daß sie einen behaupteten Mangel auf einen nachweislichen Fehler zurückzuführen im Stande sei. Für solche giebt es auch über technische Fehler hinaus sichere Merkmale. Aber für den Kritiker giebt es nichts Schöneres, als wenn er nach fünf Minuten sich vergessen, der Genießende und dadurch mit Entzücken Lernende werden kann. Wie sollte ein „Aesthetiker" vermögen, den Typus eines Don Juan, des Figaro, der Normo., der Carmen oder Traviata giltig aufzustellen? Das kann eben nur die Kunst der d'Andrade, Prevosti, Moran-Olden. In solchem Falle steht die Kunst über der Kritik. Gentil ist es aber von großen Künstlern darum doch nicht, daraus persönliche Consequenzen gegen den achtungswerthen Kritiker zu ziehen, ihn principiell als unebenbürtig zu behandeln. Die ich hier nannte, thun dies auch nicht. Glücklichermeise ist ja nun auch der Besuch des Künstlers beim Kritiker nicht das einzige

Mittel des unter Umständen für Beide lehrreichen Verkehrs. Der Künstler muß eben nur die erste Hand dazu reichen. Kann es dem Künstler Etwas schaden, wenn er dem Kritiker durch Gewährung des Verkehrs mit ihm das Leben und den Beruf leichter macht? Welche Lichtblicke auf Monate hinaus sind mir auf der oft dornenvollen Bahn des Kritikers meine Gespräche mit der edlen Franceschina Prevosti gewesen! Auf alle Unkenrufe über solchen Verkehr erwidere ich nur mit dem Achselzucken, mit dem Moliöres Misanthrop ausruft: „Verhindern Sie die Welt, zu reden!" Wenn ich mich des honetten Verkehrs mit den Künstlern ganz enthielte, könnte ich die Welt ebenso wenig daran verhindern. Ein wenig großherzige unpersönliche Anschauungsweise für die Sache des Anderen genügt im persönlichen Verkehr unter vernünftigen und anständigen Menschen dazu, daß nicht der Künstler im Kritiker seinen natürlichen Feind, der Kritiker im Künstler blos sein Object erblicke, an dem er seine Weisheit zeigen will. An der höchsten Kunstleistung ist aber, wenigstens auf der Bühne, noch meistens Etwas, das an die zufällige Person des Künstlers nicht zum Vortheil der Sache erinnert.

Kapitel VIII.

Absolute und angewandte Kritik nebst der resoluten.

Diese Untrennbarkeit der Persönlichkeit von der Person des Künstlers wie auch des Kritikers führt uns nun aber zu einer neuen Unterscheidung, die auch die Besuchsfrage über das Niveau nicht nur einer Klugheits-, sondern auch einer Höflichkeitsfrage erhebt — im Hinblick darauf habe ich ihr im Beginn dieser Schrift eine neue, sachliche Fassung gegeben.

Iene Unterscheidung ist die zwischen absoluter und angewandter Kritik, immer in der Voraussetzung, daß der echte Kritiker dem echten Künstler gegenüberstehe.

Außer diesen beiden Arten ist dann noch eine dritte möglich und unentbehrlich, die da Platz greift, wo der echte Kritiker her unechten Kunst, der seelenlosen Technik gegenübersteht, und das ist die resolute Kritik.

Die absolute Kritik urtheilt nur sx rs st arts, die angewandte urtheilt daneben auch sx asqv.o st donu. Die absolute Kritik frägt nur: „wie war es?" Die angewandte frägt daneben: „wer war es?" wie konnte es (hier und heute) sein, und: „wo war es" auch in dem Sinne der Frage, was eine Kunstleistung, wenn sie auch nicht allen Anforderungen der Kunst entsprach, doch für diesen Ort noch werth sein konnte; — also sie frägt das yuis, yuiä, udi, quidus auxiliis, «ur, yv.omoa'o, yuanäo?

Die absolute Kritik verlangt nicht eine von der Persönlichkeit des Künstlers überhaupt losgelöste Leistung, sie frägt vielmehr nach einer durch die Persönlichkeit des Künstlers lediglich vortheilhaft beeinstützten Leistung, nach einer künstlerischen Potenz, die sich mit Besiegung aller technischen und anderen aus der Person entspringenden oder ihr sonst begegnenden Schwierigkeiten frei äußere.

Die angewandte Kritik dagegen nimmt auch auf die Bedingungen Rücksicht, unter denen die Leistung erfolgt, auf die Person des Künstlers, auf die Schwierigkeit der Aufgabe, auf die bisherige Entwickelung, das Lebensalter, das Geschlecht, das Temperament des Künstlers. Sie spricht nicht, wie die höhere Instanz, die absolute Kritik, sprechen würde, giebt sich aber als angewandte Kritik ausdrücklich (eben durch Erwähnung jener Umstände) oder bei deren stiller Erwägung doch durch den Ton und die Form zu erkennen, so daß absehbar bleibt, wie die höhere Instanz sprechen würde. (L'est 1« to» czlli tkit Is, musi^us.)

Der eigentliche Platz der absoluten Kritik ist den Werken der Kunst gegenüber, nicht ihrer in Person bewirkten Ausführung. Viel seltner ist sie der Reproduktion gegenüber. Vom Werke nimmt man an, daß es der reine, wohlüberlegte, vom Einfluß allen Zufalls freie Ausdruck der Persönlichkeit des Künstlers sei, weil der Urheber Zeit habe, alles Zufällige alles ihm nicht Erwünschte daraus zu entfernen. Gewiß wird der Kritiker, wenn er weiß, daß der Urheber noch ein jugendlich Strebender unter den Lebenden ist, den Ton der Kritik und ihre Fassung darnach einrichten, d. h. er wird selbst dem Werke gegenüber zur angewandten Kritik hinabsteigen.

Auch Größeren gegenüber wird die historische Gerechtigkeit Hand in Hand mit der absoluten Kritik zu gehen haben.

Nach allgemeiner Ansicht soll ein Urtheil richtig und gerecht sein.

Ist ein Urtheil allemal schon gerecht, wenn es richtig ist? Die angewandte Kunst-Kritik venieint diese Frage, ebenso wie der Richter sie verneint. Der muhamedanische Richter schreibt unter jedes Erkenntniß, während er ein nach seiner Meinung unrichtiges Erkenntniß doch überhaupt nicht unterschreiben würde: „LI „Gott weiß es" d. h. er weiß (allein, oder besser), ob es gerecht ist). Sumnium M8, summ» injuria, drückt der Römer es aus. Im Original (bei Plautus) hieß es sogar suinrrmm ^us summ» m »litis. (Büchner, Geflüg. W.)

Dem Kunstrichter können die Bedingungen der Gerechtigkeit seines Urtheils in manchen Fällen entgehen, aber so unerforschlich wie das, was der fromme Jslamit meint, sind sie doch nicht. Doch wage ich zu behaupten, daß die angewandte Kritik, jene ganz seltenen Fälle ausgenommen, in denen die vollkommene Ueberwindung des Ich, des Heute, des Hier durch die Persönlichkeit gelingt, das natürliche Correlat und sogar Correctiv der absoluten Kritik ist.

Kapitel IX.

Die Möglichkeit der Kritik an Werken der Tonkunst.
Quellen oberhalb des Fachs.

Wer wie bewältigt nun der musikalische Kunstrichter die Schwierigkeit, richtig und gerecht zu urtheilen? Wie ist Kritik überhaupt, sei es absolute sei es angewandte, über Werke der Tonkunst und über deren Vortrag möglich?

Nehmen wir also an, ein Urtheil sei in Form, Farbe, Fassung von der Persönlichkeit seines Urhebers nur vortheilhaft beeinflußt, gerade wie dies von der Kunstleistung gefordert wird, es lasse also in Bezug auf Geist, Stil, Charakteristik Nichts zu wünschen übrig. Geben wir auch in Bezug auf den Inhalt zu, Unfehlbarkeit sei ein unvernünftiges Verlangen, schon weil es dem Beurtheiler eines Urtheils jeder Zeit zurückgegeben werden kann, so bleibt doch die Frage, wie ein zutreffendes Urtheil über musikalische Dinge zu Stande kommen könne, wenn es doch nun einmal an einem allgemein anerkannten Gesetzbuch fehlt, das analog dem des Richters oder etwa der Grammatik einer Sprache deutlich bestimmt, welche Harmonieen oder Rhythmen, welche Art Melodik oder Contrapunkt, und welche Formen des Aufbaues in den Grenzen der Verständlichkeit oder Schönheit verwendbar seien, oder wie weit ein Vortrag Tact, Tempo, Tonstärke frei oder streng behandeln dürfe, u. s. f.

Die Kritik im eigentlichen Sinne fängt da an, wo zwei Meinungen über ein Object möglich sind. Ihr Wortsinn ist Scheidung, Sonderung, nämlich des Guten vom minder Guten oder Schlechten, hört also auf, wo entweder des Schlechten oder des Guten zu viel geschehen ist, als daß zwei Meinungen darüber vorhanden oder möglich wären.

Von einer Leistung, deren Fehler gegen die Regeln der Kunst (abgesehen von „Gesetzen") zu zahlreich und Allen oder den Meisten offenbar sind, sagt man, sie sei „unter der Kritik". Ueber der Kritik steht zwar Niemand nnt allen seinen Leistungen, denn der Beste bleibt sich nicht immer gleich, aber es kommen Leistungen vor, über deren hohe oder restlose Vollendung Niemand im Zweifel ist oder sein könnte. Vollendeten Werken der Tonkunst gegenüber kommt die Einsicht, daß sie es sind, oft spät — so spät, daß zweifelhafte Neuerungen darauf hin Credit verlangen — vollendete Leistungen reproductiver Kunst haben auf den Beifall selten oder nie zu warten und stehen in der That über der Kritik, insofern diese an ihnen lernt.

Da stehen wir denn für die revroductive Kunst schon an einem Quell der Kritik, der, wenn auch nicht aus Gesetzen, aber in der Erfahrung fließt. Wir kommen darauf zurück.

Die Quellen der Kritik von Werken der Tonkunst liegen über das Fach hinaus im Wissen um die Natur des Menschen, in der Psychologie, im folgerichtigen Denken, in der freien, von keinem System beengten Vernunft, in der Geschichte und der bewährten Tradition. Es ist nicht nöthig, daß wir mit der Berufung auf die Tradition der freien eigen gearteten Entwicklung eines Schaffenden Fesseln anlegen, aber wir müssen uns doch erinnern dürfen, daß die großen Genien vor uns nicht umsonst „nach der Vollendung reinen Höhen" gestrebt haben.

Mso auch hier ein Stück Erfahrung, das uns auf dem Gebiet der Tonkunst selbst zu Hilfe kommt. Was als Quell der Kritik über die Kunst selbst hinaus liegt, ist auch gesammelte Erfahrung, nicht Metaphysik oder luftige „Aesthetik von oben".

Weiter hinab ist aber das Fach und seine Regeln als Hilfsmittel der Kritik nicht zu verachten, und an Etwas, wie eine Grammatik es ist, fehlt es da nicht so sehr, weder in Bezug auf productive, noch auf reproductive Kunst. Auch Grammatik aber ist gesammelte und geprüfte Erfahrung.

Die Kritik muß bestrebt sein und kann verpflichtet werden, jeden behaupteten Mangel auf einen nachweisbaren Fehler zurückzuführen, mögen die Mittel des Nachweises im Fach und seinem Buchstaben, oder höher hinauf liegen. Ie weiter der Mangel höherer Art außer Zweifel gestellt werden kann, desto mehr wird der Nachweis dem eines Fehlers gleich kommen.

Wie hoch man nun auch über das Wesen der Kunst denke, so wird doch Niemand bestreiten, daß die Werke der Tonkunst wie die jeder anderen zum Genuß, zur zeitweiligen Erlösung vom Leben, vom Sollen und vom Müssen, und nicht zum Studium, als einer Arbeit bestimmt find. Wenn wir Kunstwerke früherer Iahrhunderte heut „studiren" müssen, um sie zu „verstehen", so liegt das daran, daß sie ihrer natürlichen ersten Umgebung entrückt sind, in der Niemand sie zu studiren brauchte, und die Empfindungen des Zeitalters ihrem Ausdruck entgegen kamen.

Man könnte dagegen auf die allegorische und symbolische Malerei des Rubens und anderer Meister des 16. Iahrhunderts hinweisen, welche überall die Kenntniß römischer, griechischer, neu- und besonders alttestamentarischer Mythologie und Historie, natürlich in entstellender Vorstellungsweife, gleichsam im Costüm jener Zeit voraussetzten, um verstanden zu werden. Es ist aber auch klar, daß in diesen Gemälden und stilverwandten Bildwerken eine Abirrung von den natürlichen Zielen der Kunst liegt. Freilich, bei denen, für die sie malten, den Fürsten und Reichen ihrer Zeit, durften jene Meister die zeitgemäßen Kenntnisse und Vorstellungen jederzeit voraussetzen, so daß ihnen müheloser Genuß thatsächlich doch zu Theil ward. Doch blieb jene Malerei die Kunst einer Kaste, und die Deutung der allegorischen Bilder war ein außerhalb ihrer malerischen Wirkung liegendes zeitlich beliebtes Spiel — je weiter diese Liebhaberei und die ihr dienenden Kenntnisse und Vorstellungen schwanden, desto mehr beschränkte die Bedeutung jener Bilder und Bildwerke sich auf die für den Kunstliebhaber, die historische und technische, sie wurden in den Bildergalerien gleichsam lebend begraben. Immer aber betraf das Studium, oder die Schwierigkeit des Verstehens nicht die rein malerische Erscheinung im Bilde: da fehlte es nicht an Schönheit der reich gegliederten Composition wie der einzelnen Gestalten, nicht an deutlicher Perspective, an Harmonie der Farbenwirkungen, nicht an innerer Einheit.

Anders, wenn ich ein rein musikalisches Werk auch in rein musikalischer Beziehung erst studiren soll, um es zu verstehen, um es genießen zu können.

Ein einfachstes Beispiel von Unverständlichkeit, die keineswegs am Zuhörer liegt, ist jene Stelle in der Faust-Musik von Schumann, an der er von drei melodischen Stimmen drei Texte zugleich singen läßt; er überbot damit die Stelle im Finale von Beethovens IX. Symphonie, «n der zwei Texte zugleich gesungen werden. Auch diese versteht schon kein Mensch, weil die Zumuthung gegen die menschliche Natur ist, insofern als Niemand zwei paar Ohren oder zwei Gehirne hat. Das Experiment wurzelt im schlechtesten deutschen Mysticismus.

Ohnehin sind die Werke jeder anderen Kunst durch sich selbst in höherem Grade verständlich, als die der Musik. Erstens hat der Zuhörer das ganze Werk erst mit dem letzten Ton vor sich, also in dem Augenblick, wo er es schon nicht mehr vor sich, sondern nur noch in der mehr oder weniger deutlichen Erinnerung gegenwärtig hat.

Zweitens sind die Wirkungsmittel der Musik in viel geringerem Grade sinnlich. Von der Natur gegeben sind ihr eigentlich nur der Klang in seiner Specialinrung durch das Material (Metall, Holz, Saite, Stimme), der Unterschied von Höhe und Tiefe und der von Stärke und Schwäche der Töne; sodann — freilich schon relativ — der Dreiklang als Dur oder Moll. Selbst der Ton ist in unserem Tonsystem schon geistig, insofern seine Function in der Harmonie immer erst durch Rückschluß erkannt wird, (z. B. ob ich «ss gss, oder «ss Üs, « äis Üs, oder Kis äis Ls zc. gehört habe, die identisch klingen und von Natur, d. h. akustisch weit verschieden sind). Iener elementaren Unterschiede bemächtigt sich dann sofort die musikalische Symbolik. An der Bewegung der Musik in der Zeit ist auch Nichts elementar und von der Natur gegeben, als die gerade Zahl oder die ungerade, im Metrum, insofern sie charakteristisch verschieden wirken. Der Rhythmus ist zwar auch ein Urelement der Musik, beruht aber mit Ausnahme etwa der elementarsten Tanzrhythmen auf einer den Ton bereits voraussetzenden Nachbildung der Naturerscheinung, der klingenden wie der stummen, in ihren charakteristischen Bewegungs- d. h. Kraftäußerungsfonnen, und da er auf dem Vergleichen von Zeitwerthen beruht, ist er an sich in der Kunst ein geistiges Element. Die ganze weitere Ausbildung jener natürlichen'Symbolik beruht in viel höherem Grade auf Entwickelung durch den Geist, auf Tradition, d. h. erblicher Convention, setzt also den cultivirten, für das Berständniß dieser Kunst vorgebildeten Menschen ebenso viel stärker voraus, als die anderen Künste mit ihren viel unmittelbarer wirkenden Mitteln (Farbe, Wort, Stein, Licht und Schatten) es thun.

Die Musik ist also ganz und gar nicht die „am unmittelbarsten", sondern offenbar die am mittelbarsten, am meisten nur symbolisch wirkende Kunst — drei Viertel der verkündeten Empfänglichkeit für sie sind erlogen, soweit es ihre edleren Werke betrifft.

Die anderen, insbesondere die modernste Oper, zum Theii auch schon die Symphonie fallen eben darum zurück in die elementaren Massen- und Klangreizwirkungen, die nicht auf Geist und Gemüth, sondern auf die Nerven ergehen, d. h. in die Wirkungen, die von der Musik Wagners in seinen Wagnerischesten Opern übrig bleiben, wenn man ihre beabsichtigte Symbolik nicht versteht. Cie zu verstehen aber hat er selbst, befangen in dem durch Schopenhauer noch einmal heraufbeschworenen Mysticismus, selbst unmöglich gemacht. Dagegen beweist Bayreuth, von dem die deutsche Nation sich übrigens evident abgekehrt hat, so viel wie gar Nichts.

Der Musiker handelt eben wahnbefangen unvernünftig und bringt kein wohlgeformtes verständliches Kunstwerk mehr hervor, der zu den unvermeidlichen Schwierigkeiten des Verstehens und der starken Bedingtheit der Wirkungen der Musik noch so viele Schwierigkeiten und Bedingungen hinzufügt, daß dadurch als Zuhörer nicht nur übernormal befähigte, sondern anders organmrte Menschen oder Wesen, als wir sind, erfordert würden.

Müßte denn aber nicht der, der dergleichen Werke hervorbringt, selbst ein solches Wesen, oder vielmehr die Menschenmöglichkeit des Verstehens dadurch bewiesen sein? — Nein, denn der Componist hat Monate, auch Iahre lang Zeit, die Schwierigkeiten für das Verständniß zu häufen, von denen für ihn keine einzeln eristirt. Der Zuhörer soll sie im Zuhören bewältigen, nud dafür giebt es Grenzen in der menschlichen Natur, die auch

durch das Studium eines an sich selbst unverständlichen, allzu formlosen oder allzu complicirten Werkes nachweislich nicht überwunden werden können, geschweige denn, wenn das Werk Beides zugleich ist. Ienes einfachste Beispiel bei Schumann beweist das schon: Einer kann vorher die drei Terte und ihre Melodien auswendig gelernt haben, (so daß z. B. Undeutlichkeit der Aussprache seitens der Sänger, die meistens auch noch hinzukommt, für ihn unschädlich würde), so wird er an dieser Stelle doch niemals mehr als ihre musikalische Gesammtwirkung und niemals das vom Componisten Gewollte, nämlich ihren mehr als zwiespältigen Inhalt verstehen.

, Daß der beste Musiker unter Umständen von der besten Symphonie erst bei zweiter, vielleicht dritter Aufführung ihre volle Wirkung an sich erfährt, beweist allerdings nicht, daß das Werk darum auch mangelhaft construirt sein müßte. Das Wiederhören corrigirt dann nur die Ver< schiedenheit seiner Disposition zum Zuhören und unwillkürliche Ungleichheiten seiner Aufmerksamkeit. Wohl aber beweist es die starke Bedingtheit der Wirkungen jedes größeren Werkes der Tonkunst. Im Schauspiel ist die Bedingtheit der Wirkung schon nicht halb so groß; vor sonst einwandfreien Werken der Malerei, der Plastik und der Baukunst wird sie durch die Gegenwart des Kunstwerkes im Raum ohne allen Vergleich geringer.

Kapitel X.
Beispiel WagnerS.

Das Wagnerische System der Leitmotive, mit deren Vor-Andeutung, erstem eindringlicheren Erscheinen, Wiederholungen, Umbildungen, Verknüpfungen durch die vier Dramen des Nibelungenringes hin und mit nicht seltener Beziehung auf Personen und Gegenstände, die zur Zeit nicht auf der Bühne sind, oder auch auf bloße Ideen, ist eine nachweisliche Ueberbürdung des Gedächtnisses, zumal mitten in der Thätigkeit so vieler anderer Seelenkräfte, die dieses Werk in Anspruch nimmt.

Nachweislich ist auch, daß das Verstehen der Leitmotive in ihrer mannigfachen Anwendung, selbst wenn das Gedächtniß etwa in Folge von Studium (an der Hand eines der bekannten „Führer") und von Uebung den verlangten Dienst beim Zuhören leistet, lediglich auf dem Wege der Jdeen-Association erfolgt, also nicht durch das Verstehen der Musik, sondern dessen, was sie in jedem der Motive von 1—4 Tacten bedeuten soll, z, B. der Ring, das Schwert, der Tarnhelm, Wotans Speer, Hundings gekränktes Eherecht, die Götterdämmerung, die erlösende Weltenthat, Brünhildens Liebe, ihr Erwachen u. s. f.

Solcher Motive mit theils engerem, theils weiterem Wirkungsbereich (der kleinste umfaßt noch etwa die Dauer eines Sonatensatzes) giebt es in Wagners Nibelungenring nicht etwa einige neunzig, die die Führer angeben, sondern so viele, wie es Tage im Jahre giebt. Abzurechnen wären einzeln nur die mit einer Situation eintretenden, in ihr permanent wiederholten, dann erlöschenden Begleitmotive.

Das System der Leitmotive erfordert also zu seinem Verständniß, d. h. wenn man fähig werden soll, die Motive, falls man ihrer im Gemoge der Symphonie inne wird, jedes auf sein gegenwärtiges oder abwesendes Object (Person, Gegenstand, Idee) erinnerungs- (oder auch ahnungs-) weise zu beziehen, ein fleißiges, gleichsam philologisches Studium, und schon quantitativ ein viel eingehenderes als in der Regel angenommen wird. Qualitativ kommt hinzu, daß man äußerlich behalten muß: diese abwärts gehende Tonleiter bedeutet Wotans Schwert, diese in einander geschlungenen Terzen den Ring, dieser von den Hundingsaccorden entnommene, gebrochene Rhythmus bedeutet sein gekränktes Eherecht, diese Fanfare das Rheingold, diese Siegfrieds Schwert und so in die Hunderte: während Klänge, Harmonieen, Rhythmen der Motive doch nicht mehr als einen Aehnlichkeitsanhalt, eine Möglichkeit der Ideenassociation sx post ermöglichen, so ausdrucksvoll sie jedes einzeln auch sind.

Der Deutsche hat den alten Fehler, die Tiefe und Bedeutsamkeit eines Gegenstandes nach der Mühe zu messen, die es macht, ihn zu verstehen, und so konnte es Wagner leicht gelingen, diesen Avertir-Apparat in einem mystischen Licht erscheinen zu lassen, als wäre er des Hans Heilina sich selbst umwendendes Buch mit dem von selbst zauberisch wirksam werdenden Zeichen „von Nostradamus' eig'ner Hand". Schopenhauers, des letzten faustischen Philosophen tiefsinniger Wahn von der metaphysischen Bedeutsamkeit „der Musik" mußte Wagnern dazu dienen: sie sprach ja das Innerste der Dinge aus, und gelänge es nur, in Worte zu übersetzen, was die Musik in Tönen sagt, so wäre, meinte Schopenhauer, und glaubte Wagner, das Räthsel der Welt ausgesprochen. (Schade nur, daß der dazu Befähigte gar nicht vorfände, was „die Musik" heißen könnte, sondern immer nur Musikstücke, die er übersetzen müßte.) So nürden auch die Leitmotive den Zuhörer über das Innerste der Personen und Vorgänge auf der Bühne, das versprach und dachte sich Wagner, „hellsehend" machen: in der musikalischen Ekstase würden statt durch den complicirten, mühevollen Gedächtniß- und Verständnißvorgang, die Beziehungen jener musikalischen Symbole (Leitmotive genannt) auf ihre Dinge sich von selbst, durch die metaphysische Gewalt der Musik vollziehen.

Aber es sind schon mehr Könige in Unterhosen vor dem Volk einhergezogen, ohne es zu wissen. Er bleibt ein König, auch in Unterhosen, — wohl! in mußois voluisss sat sst. Aber man soll uns die Unterhosen nicht für einen Königsmantel verkaufen. Es ist und bleibt das Gedächtniß, das den Laufdienst hin und her zwischen jenen Symbolen verrichten soll, und doch nicht Raum genug dazu hat, weil die Distancen zwischen den Wiederholungen zu groß und die Kreuzungen mit anderen Wiederholungen und Umbildungen von Symbolen, die Sprünge rückwärts über sie hinweg zu mannigfach sind und auf dem Papier gelesen schon Studium kosten. Die Ekstase aber thut Nichts so schnell, als das Bewußtsein, das dazu erforderlich ist, zu verdunkeln. Also die lebendige Aufführung und die geniale Ausdruckskraft der einzelnen Symbole macht diesen Botendienst des Gedächtnisses nicht leichter, es versagt ihn nothwendig zum größeren Theile.

Und einzig und allein nach dem, was der Zuhörer in der lebendigen Aufführung an sich erführe, sollte, das hat Wagner je und je auf das Stärkste betont, sein Werk benrtheilt werden. Wenn es nach ihm ging, waren alle jene „Führer" u. dergl. gar nicht nöthig, sie waren ihm unheimlich, weil durch sie unwillkürlich die Schwierigkeit, die unmusikalische, aufgedeckt wurde, wenn auch bei Weitem nicht ganz. Gerade am wenigsten in der feierlichen, glänzenden AuMhrung selbst vermag das Gedächtniß, dessen Dienst an sich als alltäglich empfunden wird, das Verlangte zu leisten.

Denn was dringt in der Aufführung sonst noch Alles auf den Zuhörer, den Menschen ein! Es ist nicht menschenmöglich, den Wagnerischen Dramen von „Tristan und Isolde" ab mit einer Alles umfassenden Aufmerksamkeit zu folgen. Von den Künsten, die hier angeblich zu einer Einheit verbunden sind: Scene, Action, Gesang, Drama, Symphonie werden je nach dem Reiz und der Kräftigkeit ihrer Wirkung immer je eine oder einige die Aufmerksamkeit verbrauchen, möge es nun an der dramatischen Situation selbst oder an der Individualität des Zuhörers liegen. Die wunderbare Scenerie mit ihren malerischen und plastischen Wirkungen, die berauschende Instrumentation, das Gewebe der Leitmotive, der tiefsinnige, aber auch dunkle Ideengang des Werkes, oder einzeln elementar packende Auftritte, die Action eines genialen Schauspielers, die Stimme einer herrlichen Sängerin fesseln abwechselnd den Zuhörer, und eine Möglichkeit, das Ganze in der vom Dichter und Componisten gewollten Art zu verfolgen, zu verstehen, ist nicht vorhanden. Mit anderen Worten dasselbe gesagt: Das Werk ist kein Ganzes, es ist eine Reihe, ein Strom mit tausend bunten interessanten bedeutungsvollen Einzelheiten, darunter auch musikalisch schöne, gewaltige Scenen, wie Wotans Abschied von Brunhild.

Dem System der Leitmotive ward das oberste von Wagner selbst auf's Höchste betonte und für seine Werke behauptete Princip der Verständlichkeit der Organisation geopfert.

Der übrig bleibenden sinnlichen Wirkung bemächtigte sich zuerst Mascagni als Nachahmer jenes Effusionsstiles — mit einem Male sahen die Zuhörer sich von allen Zumuthungen des Musik-„Verständnisses" befreit, keinerlei „Führer" war mehr nöthig; auch auf der Bühne selbst wurden sie weder von Göttern, noch sonst etwas Göttlichem, und nicht von dunkler Sage und noblenIdeen incommodirt; die blödeste Realität, die gemeine Leidenschaft ließen, übrigens mit demselben Sujet des Vorbeiheirathens und des OivoryoQs, nur viel „verständlicher", ihr Geschrei ertönen — sc«o, man athmete auf, man hatte es leichter, nicht nur als bei Wagner, nein, sogar auch leichter als in der alten Oper, wo doch die Auffassung der musikalischen Formen immer noch einige geistige Thätigkeit erforderte, man brauchte sich nur in den heißen Strom hineinzustürzen, in die barbarische Formlosigkeit, die, ohne es zu ahnen und zu wollen, kein Geringerer als Wagner sanctionirt hatte. Ein Intermezzo von elender Erfindung ließ man sich als „Form" noch gefallen. Die Erinnerung an Vergas vom Standpunkt des Realismus geniales Werkchen, so schnöde es im Operntert verhunzt und zum Krüppel geschlagen war, kam hinzu, und jetzt wundert man sich, daß jener Mascagni keinen zweiten Erfolg dieser Art zu erringen vermochte! Schon die Sujets seiner neuen Opern waren zu anständig, zu leidenschaftslos und vertrugen die sinnlose Effusion in der Musik nicht mehr; die Dummheit der Textbücher fand auch keine Stütze, kein täuschendes Relief mehr — und nun thut man so, als wär's ein Goethe, von dem das blöde.Publicum immer von Neuem einen Werther, ein Grillparzer, von dem es noch zehnmal „Die Ahnfrau" verlangte. Aber Mascagni ist ja „Großkreuz" zc. geworden.

Wie Wagner sich und Andere darüber täuschen mochte, daß er selbst am wenigsten möglich machte, was er am stärksten vom Kunstwerk verlangte und versprach: mühelosen Genuß beim Anhören und Anschauen einer guten Aufführung, das ist ein psychologisches Problem, das uns hier zu weit führen würde. So „mühelos", wie er ihn versprach, nämlich so, daß der Zuhörer eigentlich nur passiv sich einer methaphsischen Kraft hinzugeben, zu unterwerfen gehabt hätte, braucht der Zuhörer nicht gedacht zu werden. Was Wagner wollte, ist Unterwerfung aber den Menschen, auf den Wagners Dramen in Wagners Sinn voll einwirken könnten, giebt es nicht. Oder er würde sich nicht unterwerfen, würde als ein Uebermensch nicht so passiv sein wollen. Ob es bei dem Inhalt dieser Dramen zu wünschen wäre, ist eine andere Frage.

Den Effusionsstil wollte Wagner dann damit rechtfertigen, daß er den Schein der Improvisation in einem Werke der Tonkunst für das Höchste erklärte.

Das ist aber wieder falsche Psychologie. Dieses Ideal gehört gerade dahin, von wo er es entnahm, nämlich in die reproductive Kunst. Er berichtet, daß der Vortrag der Schröder-Devrient es ihm aufgeschlossen habe.

Für den vortragenden Künstler giebt es freilich kein höheres Lob, als daß er geschienen habe, das Werk im Vortrage zu erfinden. Er hat auch weiter Nichts zu thun, als das geordnet gegebene mit Leben zu erfüllen,

Die Ordnung aber in einer Sonate, einer Symphonie ist immer das Werk der Ueberlegung, und das Wesen der Production besteht in der gegenseitigen Durchdringung von Begeisterung und Besinnung, im Gleichgewicht von Erfindung und Ausführung. Ein großes Werk, das diesen Stempel trüge, eine Symphonie, innerlich zu imvrovisiren und es dann blos aus dem Gedächtnis; gleichsam abzuschreiben, ist nicht menschenmöglich, und wenn das Wunder Mozart es mit der Ouvertüre zum Don Iuan und anderen großen Tonstücken vermochte, so ist das eben das Wunder, daß ihm die Ordnung, der Organismus des Werkes schon mit aufgegangen war.

Indem Wagner in seiner Opern-Production jenes falsche Ideal realisirte, d. h. vermittelst der durchgeführten Leitmotiv-Symbolik, zerstört er eben die Form, bis auf die wenigen Stücke in seinen Opern, durch welche sie eigentlich berühmt geworden sind. Auch hierin war er ein grandios irrender Faustus: „Du hast sie zerschlagen, die schöne Welt." Nicht Mephisto sagt es, es sagen und klagen es die Engel.

Ebenso ist Wagner ein Beispiel der gänzlichen Absage an die Tradition.

Als er sich den Schein gab, von Beethoven und dessen IX ter Symphonie auszugehen, bewies er nur zu deutlich, daß er in Wirklichkeit den Zusammenhang mit der Tradition zerrissen hatte; denn die Deutung, die er den Beethoven'schen Worten „Freunde, nicht diese Töne" gab, ist eine durchaus künstliche mystische Erweiterung und Verschiebung des Sinnes, den sie an Ort und Stelle haben, sofern ihnen überhaupt ein klarer Sinn abzugewinnen ist.

Und wenn er sich dort das Vorbild nahm, so hatte er es schlecht gewählt, denn die IX. Symphonie wird überschätzt. Dazu hat Wagner selbst wesentlich beigetragen.

Kapitel XI.

Erweiterung der Grenzen der Kritik aus dem Text
durch H. Riemann.

Wir verdanken Riemann, nach den verdienstlichen, aber vergeblichen Versuchen der Bülow und Klindworth, nebst Koehler, Scholz, Th. Kullak, Bischoff die erste deutliche und methodisch zuverlässige, auf wissenschaftlicher Basis beruhende und daher maßgebliche Bezeichnung der Phrasirung musikalischer Texte, gegen deren Princip sich heut nur noch Ignoranz, Trägheit und Dünkel erheben können.

Die Bezeichnung des Periodenbaues durch Zahlen hat Riemann überhaupt erst eingeführt. Einzelne Anwendungen der von Riemann entdeckten Principien und Typen mögen noch sud iuäi«s sein, so wie z. B. Ebenezer Prout in London das Vorkommen schlicht-sechstactiger Perioden behauptet, während Riemann die achttactige Periode für das überall zu Grunde liegende Schema erklärt. Wer die Giltigkeit und Wtzlichkeit der Riemann'schen Methode ist nach den 19 Iahren ihres Bestehens nicht mehr zu bestreiten.

Das natürliche Vorurtheil, es würde die Phantasie und die Individualität des Vortragenden dadurch unbillig oder unstatthaft eingeschränkt, habe ich in meinen Schriften: „Die Zukunft des musikalischen Vortrages" und „Die Freiheit des musikalischen Vortrages" hinreichend widerlegt, ohne irgendwo einen sachlichen Angriff seitdem erfahren zu haben, wiewohl ich in manchen Beispielen (bis 1884) noch fehlgegriffen habe. Ich habe bewiesen, daß die künstlerisch mögliche und wünschenswerthe Verschiedenheit, die persönliche Freiheit des Vortrages erst jenseit der Grenze beginnt, auf der verschieden begabte Künstler über die Phrasirung und den Periodenbau eines Stückes völlig einverstanden wären, so wie daß vor Riemann nichts Obligatorisches bezüglich Phrasirung und Periodisirung in der Bezeichnung von Notentexten erreicht war.

Gerade die Befreiung des künstlerischen Gefühles von der Ungewißheit, ob Etwas, das der Musiker im Widerspruch zu einer vorhandenen Textbezeichnung oder bei Abwesenheit einer solchen als innerlich-nothwendig empfand, nicht doch etwa nur in seiner subjectiven Auffassung liege, ist die Folge der Aneignung der Riemann'schen Bezeichnungen, die in ihrer Begründung auf den objectiven Sachverhalt dem Künstler das Geahnte zur Gewißheit inachen, und oft das nicht einmal mehr Geahnte erschließen.

So wird diese Lehre gerade zu einem Prüfstein des wahren Talentes, der berechtigten Freiheit, die sich nicht in willkürlicher Verschiebung von Phrasen- und Periodengrenzen, fondern in dem Undeftnirbaren offenbart, das überhaupt nicht geschrieben werden kann.

Eben dämm wird der Riemannisch gebildete Musiker keinen Vortrag so entschieden ablehnen, als einen, der den Anschein hätte, dociren zu wollen, wie phrasirt werden solle — ein Anschein, von dem Bülows Vortrag zeitweise nicht frei mar.

Aus demselben Grunde kann auch ein Riemannisch gebildeter Kritiker nicht zum Aufpasser hinabsinken, darüber, ob auch „Riemannisch" phrasirt werde. In unseren Augen ist die Freiheit der Persönlichkeit vom Gelernten nicht mit dem beliebigen Gegensatz zum Erlernbaren gleichbedeutend; aber auch uns ist jene innere Freiheit Bedingung künstlerischen Werthes des Vortrages, ebenso wie auf tieferer Stufe die Beherrschung der

Spieltechnik in, Dienste des Ausdruckes gefordert wird.

Es ist psychologisch auch unmöglich, sich während des Hörens die Vorstellung davon zu bilden, wie dasselbe Stück von Fall zu Fall Riemannisch phrasirt lauten würde, falls man das Gegentheil davon mahrzunehmen glaubt.

Wer in diesen Sätzen einen Widerspruch mit der Ueberzeugung von der Giltigkeit der Riemann'schen Zeichen und Lehren erblickt, der hat eben gar keine Erfahrung davon, weder wie es beim Vortrage ohne Noten, im Unterschied zum Studiuin nach Noten, in der Seele des echten Künstlers, noch wie es beim Zuhören in der Seele des echten Kritikers zugeht.

Das Talent allein verbürgt beim Künstler nach den mehrhundertjährigen Jrrthümern der Lehrer freilich noch nicht überall die objectiv richtige Phrasirung, die in Riemanns Subjektivität ihren Grund nur infofern hat, als er im Laufe dieser Jahrhunderte der Erste war, der sich dem Aufsinden einer Methode zur Feststellung des objectiven Sachverhalts im Notentext gewachsen gezeigt hat. Im Uebrigen gilt uns aber der Grundsatz: je mehr Talent vorhanden ist, desto mehr stellt objectiv richtige Phrasirung sich ein, soweit es ohne Wissenschaft und Bewußtsein heut überhaupt möglich ist. Besser ist bewußtes Wollen als Vorstufe des genial-persönlichen Vortrages immer, und die genialsten Künstler haben das Fehlen der wissenschaftlichen Vorbedingungen dazu gerade in elementaren Dingen bedauert. (Rubinstein, Berlioz, Bülow.)

Die Folge der Beschäftigung mit den Riemannischen Lehren ist beim Kritiker nur eine erhöhte Verfeinerung und Empfindlichkeit des musikalischen Geschmackes und allerdings, wenn es zur Demonstration am Notenbeispiel käme, eine bedeutende Erweiterung der Möglichkeit, das, was ein anderer musikalisch veranlagter Kritiker dunkel als Mangel

empfindet, deutlich als Fehler, als Verstoß gegen den Buchstaben zu bezeichnen.

Zur Möglichkeit des Nachweises am Notenbeispiel fehlt der Kritik in der Tagespresse einerseits das Phonogramm des beurtheilten Vortrages, andererseits die Möglichkeit, Notenbeispiele anzubringen, wie es in der Fachpresse möglich wäre, angenommen, daß die Darstellung des Fehlers im Notenbeispiel als ehrlich und zutreffend angenommen würde.

Wer die hier behauptete Verfeinerung des Geschmackes durch die Riemann'sche Metrik und Rhythmik als eine Verbildung des Geschmackes hinstellen wollte, der hätte die Last, die Hinfälligkeit dieser Lehren zu beweisen. Mit ihrer Ableitung aus einem subjectiven Geschmack, wie mit der Folgerung, daß sie, ihre Richtigkeit zugegeben, doch den Geschmack des Künstlers tvrannisiren, wird er kein Glück haben. Er müßte also schon versuchen, zu zeigen, daß und wo die Resultate falsch sind. Das ist aber bis jetzt auch noch Keinem gelungen. Es ist übrigens sogar zu bedauern, daß nicht mehr Angriffe gewagt werden.*)

Wenn alles plausibel Erscheinende darum schon ebenso richtig märe, dann dürfte allerdings kein Kritiker sich die Riemann'schen Lehren aneignen, weil er nothwendig gegen diejenigen Künstler ungerecht würde, die sich nicht zu ihnen bekennen. Das Bekenntniß, auch selbst das theoretische Verständnis; ist übrigens noch keine Bürgschaft für die Fähigkeit, diese Lehren im Vortrage ohne Nachtheil zu befolgen, ihre Resultate mit innerer Freiheit zu realisiren. Bis zu einem gemissen Grade ist Letzteres möglich, ohne daß man sie kennt; ganz würde das nur dem absolut genialen Autodidakten gelingen, dessen Vortrag dann als Quell oder als Erweis der Phrasirungslehre zu gelten hätte. Thatsächlich verdankt Riemann dem stark analytischen Vortrage H. v. Bülows zwar nicht die Auffindung seiner Lehre, denn diese verdankt er seinem Genie, aber doch die wesentliche Anregung dazu.

Capitel XIII.

Hilfsmittel der Kritik über den Geist des Vortrags.

Zur Beantwortung der Frage, wie weit der Vortrag einer Composition ihrem Geiste entsprochen hatte, bleibt dem Kritiker die eigene Versenkung in den Geist eines Componisten oder der einzelnen Composition nebst den biographischen und allgemein-historischen Beihilfen, von denen insbesondere die letzteren nicht zu unterschätzen sind. In einem erkennbaren Verhältnis; steht Bach zum protestantischen deutschen Christenthum, sveciell zum Pietismus des vorigen Jahrhunderts, Mozart zur feinen vorrevolutionären Gesellschaft, Beethoven zum Jdeenkreis der französischen Revolution und zur Sentimentalität seiner Zeit in ihren edleren Zügen, Chopin zum Polen: thum und dem Frankreich der Julirevolution, Schumann zur deutschen Romantik, Brahms zu allem Tragischen und Pathetischen der Neuzeit :c. Der Spieler, der Dirigent würde nicht mit Unrecht behaupten, daß er

*) Wie außerordentlich schwach der von Fr. Kullak neuerdings versuchte Angriff ausgefallen ist. wird bald gezeigt werden.

sich nur an seinen Text zu halten habe. Wenn aber aus seinem Vortrage von Werken jener Meister gar Nichts aus den Gedanken- und Gefühlskreisen ihrer Zeit spricht, so hat der Künstler seinen Text eben nicht ergründet, also avch dessen Buchstaben nicht verstanden. Unter dem Text kann nicht die bloße Notenfolge verstanden werden, wie eine Spieluhr sie etwa hervorbringen würde, wenn man sie sich etwa so weit verbessert denkt, daß sie ?. u. f., «res«, und äescres«. nach Vorschrift mechanisch hervorzubringen vermöchte, sondern es gehört dazu alles nach den Regeln der Harmonielehre, der Formen- und der Compositionslehre unmittelbar aus dem Buchstaben, aus der Notenfolge für den Vortrag zu Entnehmende. Die wörtlichen Vorschriften des Componisten im Text gehören zum Buchstaben eines Werkes doch auch nur, weil sie durch den Notentext innerlich nothwendig sind, also auch, wenn sie nicht daständen, aus ihm müßten abgeleitet werden können. Friedrich Kiel, dem alles Nenommiren fremd mar, machte sich anheischig, bei Beethoven in einer Abschrift, die nur die Noten enthielte, jedes Vortragszeichen einzutragen, wie Beethoven es geschrieben habe.

Als Frau Carreno in Danzig das O-clur-Ronä« von Beethoven so unerträglich nüchtern spielte, nach dem Verlegenheits-Jdeal des sogenannten objectiven oder auch „keuschen", „abgeklärten" Vortrages, fühlte ich zunächst nur, daß sie keine Ahnung von dem zart und edel sentimentalen Charakter des Stückes und seinem historischen Milieu habe, und sprach mich in der Kritik des betreffenden Concertes (1897) in diesem Sinne aus. Die Versündigung gegen den Buchstaben und Alles, was unmittelbar aus dem Text hervorgeht, wäre ihr ungeachtet der vollkommenen Genauigkeit in der Wiedergabe des Notenbestandes schon an der geflissentlichen Enthaltung vom erese. und äsoreLc. und an dem schnurgeraden Ablauf des Tempos leicht nachzuweisen gewesen. Um dessen sicher zu sein, hätte ich, mit Beethovens Geiste und dem seiner Zeit nicht unbekannt, dieses Rondo zu kennen noch nicht einmal nöthig gehabt.

Und als Herr Krönte hier um dieselbe Zeit deu ersten schmerzensmüden Theil des ^-moll-Nocturnes von Chopin in totaler Verkennung seines Geistes wie einen rohen Marsch entschlossen abspielte, hätte ich das Recht gehabt, im Namen Chopins zu protestire», selbst wenn ich zufällig dieses Nocturne nicht gekannt hätte. Denn ohne die rücksichtsloseste Mißhandlung des Textes, die »«t« den« auch bei vollkommener Notentreue möglich ist, konnte Chopin niemals etwas so brutal-Triviales geschrieben haben. Eben so gewiß paßte die pedantische Kälte und Vorsichtelei, die das Gepräge des Vortrages des Herrn Kronke war, nicht zu Liszt, als Herr Kronke dessen XII. Ungarische Rhapsodie spielte. Ohne gerade diese Rhapsodie zu können, hätte ich wissen können, daß dieses Spiel weder ungarisch noch rhapsodisch war. Die auftactige Ausführung der kurzen Vorschläge in den ersten acht Tacten und ebenso daselbst das lächerlich ängstliche Abknicken der Arpeggi mit kurzer Pause vor dem sie abschließenden Accord (um diesen sicherer zu greifen!) stellte den Verstoß gegen den Buchstaben und gegen bekannteste Regeln der Ausführung schon in den ersten 4 Tacten außer allen Zweifel.

Eine bewußte Anwendung historischen Wissens ist es allerdings doch nicht, daß der Kritiker in solchen Fällen gegen den Künstler entscheidet. Man könnte auf seinen Zustand, sein Wollen während des Hörens wohl das Wort anwenden „Gefühl ist Alles", und die Kritik ist nur der Niederschlag aus der Erinnerung an das Gehörte und das dabei Empfundene (oft genug: Erlittene) bei dem Bestreben, es in Worte umzusetzen, also vermittelst des Denkens.

Aber dieses Gefühl ist bei dem erfahrenen und musikalisch begabten Kritiker doch erst aus so viel selbst Erfahrenein, bemußt Beobachtetem zu Stande gekommen, daß er sich darauf verlassen darf, auch wenn es im Augenblick zunächst nur unbewußt auf einen Vortrag ablehnend reagirt, und es Hot darum noch nicht jeder Laie das Recht, die Kritik als subjectiv und darum unzuverlässig zu bemängeln und ihr seine eigene werthe Meinung als „gleichberechtigt" entgegenzusetzen. Die Freiheit, eine andere Meinung zu haben und zu äußern, verwechseln diese guten Tapferen mit der Fähigkeit, sich ein besseres Urtheil zu bilden. Denn meinten sie nur ein ebenso gutes, so könnten sie ja das des Kritikers eben darum ohne Einwendung gelten lassen.

Andererseits verbirgt sich aber wirklich viel Unberufenheit hinter der Schmierigkeit, ein Urtheil über musikalische Leistungen zu controliren.

Jeder gewissenhafte Kritiker wird seine Litteraturkenntniß möglichst zu bereichern suchen, um auch von Autoren, die er im Ganzen kennt, nicht einein ihm unbekannten Werke zu begegnen, .oder gar dem ihm unbekannten Werk eines ihm unbekannten Autors, und gegebenen Falls wird er ein ihm neues Werk sich vor der Aufführung zu verschaffen suchen. Vom „Evangelimann" braucht man freilich vorher nicht mehr zu kennen, als den erbärmlichen Tert und drei Seiten vom Clavierauszug, um zu missen, meß Geistes Kind man vor sich hat, und auch die Ausführung beurtheilen zu können, die fast nur noch gegen den Buchstaben und die Technik verstoßen kann, da vom „Geist" Ides Werkes nur in einem sehr üblen Sinne die Rede sein könnte.

Jedes Tonstück, dem ein Text 'zu Grunde liegt, — Lied, Cantate, Oratorium, Oper — macht es dem Kritiker in Bezug auf den Geist der Ausführung sehr viel leichter, bietet ihm viel mehr sichere Anhaltspunkte und Merkmale, als ein Jnstrumentalmerk. Das bedarf keiner weiteren Erörterung.

Das Nachlesen des Textes im Clavierauszug oder der Partitur bietet dem Kritiker eine besondere Sicherheit bezüglich technischer Verstöße, schwächt aber die Empfänglichkeit für den Geist der Aufführung und ihre Vorzüge. In ersterer Beziehung macht die Aussprache des Textes besonders in einem Stück für den Chor eine Ausnahme, da man das Wort immer verstehen wird, wenn man es während des Singens liest. Aber Chöre, die so deutlich aussprächen, daß man nicht nöthig hätte, den Worttext zu kennen oder mitzulesen, giebt es überhaupt nicht.

Darnach gäbe es eine primitive Wirkung von Chormerken auf den Hörer rein als Menschen überhaupt nicht? da man den „Menschen" sich doch nicht als lesend denkt. Wenn dem so ist, kann ich gewiß nichts dafür. Die Schwäche der Oper liegt auch in diesem Punkte, denn die Sänger, die ohne Weiteres die Worte verständlich singen, sind schon kein Viertel aller Sänger, und vollends Ausnahmen sind die, die nicht auf Kosten des Tones verständlich singen. Auch hierin zeigt sich die starke Bedingtheit des musikalischen Kunstgenusses trotz aller mystischen Verherrlichungen der Musik im Vergleich zur Sicherheit der Wirkungen anderer Künste.

Ich resümire: das aufgeführte Werk gilt uns als der freie, vom Zufall, vom Ungewollten, von der Person unabhängige Ausdruck einer Persönlichkeit (wobei wir hier von den Werken absehen, die den Stempel der auf Effect, Ruhm, Gewinn gerichteten Absicht ihrer Urheber an sich tragen.) Erfolgen soll und kann die Wirkung jener idealen Persönlichkeit einzig und allein dnrch den Ausführenden, als selbst einer Persönlichkeit, die gleichfalls von der zufälligen Person unabhängig geworden sein soll, sei es der Dirigent, der dann auch noch die ausführenden Organe beherrschen soll, sei es der einzelne Künstler, oder ein Ensemble von solchen, die in eine seelische Einheit aufgegangen sein sollen. Sie soll erfolgen wiederum auf eine Persönlichkeit, und wenn man sich dabei den common Kssrsr denkt, so kann Einem die Wirkung des besten Werkes in der besten Ausführung wahrlich oft recht zweifelhaft werden ^ man weiß ja, was heut „wirkt": das bombastisch-Pathetische, scheinbar Großartige, brutal Erschütternde, und das ganz Kleine, Lieder einen Abend über, und diese sind ihrer Wirkung niemals sicherer, als wenn sie in den Bereich eng persönlicher Empfindung, nämlich der Geschlechtstriebe und der Kinderstube hinabsteigen, von wo sich die Wirkung ungefähr absehen läßt, die heut eine Symphonie, eine Sonate, noch so gut ausgeführt, bei den Meisten hervorruft. Unter den Hörern soll der Kritiker die Persönlichkeit sein, die mit möglichst viel Nutzen für die anderen Hörer und für die ausführenden Künstler über Werth und Wirkung der Ausführung, oft auch des Werkes in kurzer Frist berichten soll, in der Tagespreffe in kürzester Frist, — ich halte diese Frist für unanständig kurz, wenn zwischen Leistung und Kritik nicht wenigstens die Distanz liegt, die man zu ausreichendem Schlaf braucht. Die Anforderungen an Unabhängigkeit vom Ich, von Tag

und Stunde sind an Keinen größer, als die an ihn, den Kritiker oder Berichterstatter, gestellt werden. Die Person ist aber doch alle Mal der Träger der Persönlichkeit.

Kapitel XIV.

Sachlicher Werth der Begegnung zwischen Künstler und Kritiker vor der Kritik.

Und nun sollte es das einzig Richtige, Vernünftige oder gar Zulässige sein, daß Beide, der Künstler und der der Achtung und Beachtung werthe Kritiker einander auch nicht eine Viertel- oder halbe Stunde näher träten? Zwischen Leistung und Kritik mag es seine Bedenken haben. Ich verkehre mit den Künstlern in dieser Zeit nur in zwei Fällen: dereine ist, wenn es ihm gelungen war, mich ganz in den Genießenden, also auch Lernenden zu verwandeln, so daß ich außer der Freude am achtungsvollen Verkehr mit ihm hoffen kann, mir etwa auch noch weiteres Eindringen in sein Wesen und seine künstlerischen Absichten zu verschaffen, das mich in der Würdigung seiner Leistung fördern könnte. Der andere Fall ist, wenn ich seine Gesinnung als hinreichend unpersönlich und großartig kenne, um mich mit ihm freiherzig über das unterhalten zu können, was von höheren akademischen Gesichtspunkten aus mir in Bezug auf den Geist seiner Leistung oder einzelner Theile derselben zu wünschen übrig blieb, wobei es sehr wohl vorkommen kann, daß ich ihm gegen mich Recht gebe, oder meine Ansicht modificire.

Den Bericht dann demgemäß zu erstatten, scheint mir Sache der einfachsten Gerechtigkeit zu sein. Gewinne ich durch die Ehrlichkeit und das Vertrauen des Künstlers bei dieser Gelegenheit eine weitere Einsicht in eine Schwäche seiner Leistung, betreffe sie den Geist oder den Buchstaben des vorgetragenen Werkes, so ist es ebenfalls Sache der Loyalität, davon ebenso wenig Gebrauch für die Kritik zu machen, wie wenn andere Personen zu mir zutreffend ungünstige Bemerkungen über die Leistung des Künstlers äußern, deren Anlaß meiner eigenen Wahrnehmung entgangen ist. Daß ich solche Bemerkungen in der Rückschau als zutreffend erkenne, ist nicht ausgeschlossen; aber mehr Ungünstiges, als mir aus der eigenen Wahrnehmung oder Erinnerung gegenwärtig ist, berichte ich grundsätzlich nicht. Den Zwang erlege ich mir nicht auf, dem Gespräch mit Personen, denen ich ein Urtheil zutraue, zwischen dem letzten Ton und der ersten Zeile aus dem Wege zu gehen; was ich dabei über meine Beobachtung hinaus an Lob als zutreffend erkennen kann, lasse ich nicht ungenützt. Dies hier nebenbei.

Daß die Besuchsfrage hier das Thema war, hindert mich nicht, die anderweitige Begegnung mit dem Künstler, sofern sie sich in der Zeit vor der Kritik ereignet, gleichfalls in Bettacht zu ziehen. Wie man sieht, kann die Kritik durch die Begegnung mit dem Künstler, auf die beiden genannten Fälle eingeschränkt, an Wahrheit gewinnen, auch schon so lange sie absolute Kritik bleibt.

Endlich der vielverschrieene Besuch selbst: auch er ist nicht blos für die angewandte Kritik von Bedeutung. Ein Kritiker müßte doch gar kein Gefühl für den Unterschied zwischen Persönlichkeiten haben, wenn Nichts an der Person ihm eine ungewöhnliche Begabung und die Art derselben verrathen sollte. Der Einwand, er solle dies ja eben aus der Leistung erkennen, kann hier nicht gelten, denn auch der Kritiker ist keine Maschine, die man blos einzustellen brauchte, damit sie mit einem richtigen Urtheil reagire. Der Stolz in dieser Beziehung, der absolute Glaube des Kritikers an sich selbst ist gar nicht angebracht. Wenn Andere mit Unrecht ein unfehlbares Urtheil von ihm verlangen, oder sein Urtheil mit Unrecht blos deshalb ablehnen, daß Niemand unfehlbar sei, so ist darum doch wahr, daß Niemand unfehlbar ist, daß ein wahres Kunsturtheil eine ungewöhnlich schwierige und verantwortliche Sache ist, und dem Kritiker darum jedes Mittel willkommen sein muß, das ihn in der Gewinnung eines richtigen Urtheils fördern kann.

Der Eindruck, den der Künstler in Person macht, ist stets der stille Hintergrund, auf dem seine Leistung sich abhebt. Der Künstler kann bei tiefinnerer Aneignung eines Kunstwerkes, einer Bühnenpartie zu einem Bilde dann gelangt sein, das sehr wohl vor der Kritik bestehen kann, wenn es auch das Bild nicht ist, das der Kritiker sich davon gemacht hat: hat er den Künstler nicht in Person kennen gelernt, so wird es sicher länger dauern, ehe er gewahr wird, daß die Auffassung, nach der der Künstler vorträgt, ihr Recht für sich hat, wenn es nicht gar dabei bleibt, daß der Kritiker Nichts gewahr wird, als die Abweichung von feinem Bilde, und die Auffassung des Künstlers hernach mit Unrecht als im Ganzen oder in einzelnen Theilen verfehlt tadelt. Ich erinnere mich hier an zwei bedeutende Momente aus meinen Lehrjahren bei H. v. Bülow. Ich war ein junger Mensch, ein demüthiger 8wä. tdsol., und mochte ein halbes Iahr bei ihm Unterricht gehabt haben. Ich sollte Beethoven's v-rooll-Sonate, die ich bei ihm studirt hatte, in der Philharmonie meiner Vaterstadt spielen. In der letzten Lection vorher sagte Bülow mit großartigem künstlerischen Gerechtigkeitssinn zu mir: „Schließlich müssen Sie die Serenade so spielen, wie Sie sie empfinden." Ob mein Kritiker in Potsdam sich dabei beschieden und nicht vielmehr weit besser gewußt hat, wie man diese Sonate spielen müsse, als Bülow und ich zusammengenommen? Später in einer Lehrstunde sagte er zu E. Flügel, als der Chopins Bolero spielte: „Sie spielen das anders als ich, aber so, wie Sie es spielen, ist es Etwas."

Das war echte, großherzige, selbstlose Kritik, die noch den Untergeordneten in seiner Persönlichkeit, seiner Individualität respectirte. Es ist doch sehr fraglich, wie weit von Kritikern, auch von solchen, die in Betracht kommen, diese Art Gerechtigkeit geübt wird. Ueberdies hat der Kritiker doch bei jeder größeren Leistung eines überhaupt sich als fleißig und begabt erweisenden Künstlers zu sagen, daß dieser Künstler sie sich in längerer Beschäftigung und Vertiefung so gestaltet hat, mag sie auch mit dem Bilde, das der Kritiker von ihr mitbringt — etwa vom Don Iuan oder von der Avvassionata ^ nicht übereinstimmen: er, der Kritiker kennt diese Gestalten vielleicht sogar nur aus verglichenen Reproductionen, und mit der Energie und Hingebung, wie der redliche und, ich wiederhole, begabte Künstler kann der Kritiker sich gar nicht in alle die Aufgaben vertieft haben, deren Ausführung etwa auch nur im Laufe eines Monats ihm begegnet — ja, wir streifen hier abermals die Grenze, an der wir uns zu der Frage versucht fühlen: „Ist musikalische Kritik überhaupt möglich?" z. B. wenn Monaten der Beschäftigung des Künstlers mit seiner Wiedergabe eines Werkes nur die Minuten des Hörens, des wiederholten oder gar des erstmaligen Hörens auf Seite des Kritikers gegenüberstehen? Selbst von der gesteigerten Beschäftigung des Kritikers mit einem Werke, einer Opernpartie könnte mag befürchten, daß er desto unempfänglicher für die Auffassung geworden sein könne, die sie durch eine andere Persönlichkeit erfährt. Es ist mir, glücklichenweise ohne daß ich meinen Eindruck öffentlich wiederzugeben hatte, begegnet, daß ich einem Vortrage der Sonate ^s-äur op. 110 von Beethoven durch Bülow, im ersten Satze absolut nicht zu folgen vermochte, weil ich mir von ihr eine durchaus andere Vorstellung gemacht hatte und Bülow's Vortrag mich darum fortwährend abstieß. Unter diesen Umständen muß dem Kritiker pflichtgemäß jedes Mittel erwünscht sein, das ihm auch nur eine Minute bei dem Bestreben erspart, in der Würdigung einer ihm selbst möglicherweise heterogenen Persönlichkeit, während sie sich in einer bestimmten Leistung eines Künstlers ausspricht, auf den rechten Weg zu kommen.

Wie oft wird die Carmen der Prevosti verurtheilt worden sein, blos weil es nicht die vulkanisch glühende der Moran-Olden, oder gar weil sie nicht das commune Geschöpf war, das die Rothhauser aus ihr macht? Es kann allerdings auch so kommen, daß Einer mit Beethovens Lis-mollSonate verurtheilt wird, blos weil er Rubinstein's Fehler darin nicht macht und der Herr Kritiker sie nur aus dem Concertsaal kennt —

Minuten bedeuten in einem Tonstück, das wir hören, das Hundertfache von dem, was sie im Leben bedeuten; ersichtlich ist dies z. B. daran, daß aus einer Symphonie, die in gutgewähltem Tempo 55 Minuten dauert, durchweg eine Caricatur wird, wenn man sie in 48 Minuten abspielt, die Vertheilung des Fehlers auf alle vier Sätze vorausgesetzt. Die Bekanntschaft mit dem Künstler erleichtert aber Iedem, der ein wenig Psycholog und Menschenkenner ist, die Erkenntniß, daß dieser Künstler dieser Gestalt diese Grundfarbe geben, diese oder jene Seite an ihr hervorkehren mußte. Es können ohne die Bekanntschaft mit ihm ein paar Minuten mehr vergehen, ehe der Kritiker den Künstler begreift, oder der Kritiker kann bei lebhaftem Temperament, bei starker eigener Individualität, schon in den ersten Minuten ein Vorurtheil gegen eine ihm zunächst fremdartig erscheinende Wiedergabe fassen und gar nicht mehr darauf kommen, daß er einer berechtigten Auffassung gegenüber ist, die sich zu der seinigen vielleicht sogar wie die Berichtigung zum Irrthum verhält. Nehmen wir an, was doch unter verständigen Menschen nur natürlich ist, daß der Künstler bei seinem Besuch sich über das Wesen seiner Aufgabe ausgesprochen habe, wozu schon ein paar Worte genügen können, so bleibt der Kritiker, er sei denn ein eingebildeter Narr, schon gewiß vor einem Mißgriff bewahrt.

Und wenn der Fall selten ist, daß der erfahrene ^Kritiker zum Genießenden, zum Lernenden werden kann, so sind mir in zehn Iahren doch eine erhebliche Anzahl interessanter und hochbegabter Persönlichkeiten auf verschiedenen Gebieten vorgekommen — nur auf dem Gebiet des Clavierspiels unter den Lebenden, Moritz Rosenthal «um Frano sa1is ausgenommen, keine. Verdenkt man es mir, daß ich diese Kunst in den Liebling, Grünfeld, Niemann, Dreyschock, Kleeberg, Kronke für ästhetisch gänzlich heruntergekommen erachte?

Es giebt aber sehr viel einfachere Fälle, in denen der Kritiker, wiederum noch für die absolute Kritik, durch dm Besuch des Künstlers vor einer Befangenheit bewahrt werden kann, wobei ich, wie gesagt, mir den Kritiker als auch einen Menschen, nur meist allzumenschlich denke.

Eine bildschöne Sängerin tritt auf — ist es ein Wunder, wenn der Kritiker, von dem man doch annimmt, daß er ein Freund des Schönen, in jeder, also auch in dieser Gestalt ist — zunächst davon geblendet wird, falls nicht etwa der Gesang sofort als mittelmäßig erkennbar ist? Hat der Kritiker diese Schönheit vorher kennen gelernt, so ist dieser Pfeil verschossen. Wenn zwischen Besuch und Leistung dieses Moment möglicher Voreingenommenheit nicht überwunden ist, dann freilich verdient der Kritiker diesen Namen überhaupt nicht. Es ist sehr leicht, diesen Fall in's Lächerliche zu ziehen. Darum ist es aber doch wahr, daß die schönen Augen und die schöne Figur einer Frau im Concert leicht mitsingen und dies einer neutralen Kritik zunächst im Wege ist — vom Laienurtheil in diesem Falle gar nicht erst zu reden.

Oder eine sehr häßliche Person tritt auf. Im Concertsaal braucht man nicht hinzusehen — freilich das bloße Bewußtsein, wegsehen zu müssen, z. B. von einem Munde, der ein Abgrund scheint, weil er schwarze Zähne hat, ist schon störend und muß auch im Concertsaal erst überwunden werden, was natürlich kürzere Zeit dauert, wenn man die Person schon kennen gelernt hat.

Vielleicht hat bei der Begegnung ein liebenswürdiger und unterrichteter Geist aus ihr gesprochen, der den Nachtheil der Erscheinung vor der Leistung schon ganz überwunden hatte! Nur mit schwarzen Zähnen sollte man doch nicht singen, wenn man nicht gerade eine Moran-Olden ist.

Wie aber auf der Bühne, wo, wenn nicht immer Schönheit, doch die Abwesenheit störender Häßlichkeit vorausgesetzt wird und zur Sache gehört? Es bleibt ja das Recht der Kritik, die Häßlichkeit in civiler Form als Mangel zu notiren, aber die Würdigung der persönlichen wie der (noch möglichen) mimischen Leistung einer häßlichen Sängerin ist dem Kritiker menschlicher Weise doch ohne Frage erschwert, wenn er sich in dem Falle der Ueberraschung durch die Häßlichkeit des Künstlers, den er ansehen muß, befindet: der Ausgleich damit, auch wenn die Leistung ihn sehr erleichtert, dauert dann länger. Aber auch der Eindruck der ersten Wertelstunde verleidet dem Kritiker das Ganze bis zum Unrecht, besonders wenn die mimische und die gesangliche Leistuug nicht gerade überwältigend schön waren. Ob der Künstler den Kritiker besuchen soll, ist hier nicht mehr unsere Frage, sondern ob es die Bedingungen zu einer zutreffenden Kritik verbessert oder nicht, wenn er ihn besucht. Ohne Frage erspart der Besuch mehr oder weniger dem Kritiker den Schrecken, den man von Häßlichkeit da empfindet, wo Schönheit eine sachlich natürliche Voraussetzung war. Wenigstens die Ueberraschung fällt doch weg. Auch kann der Fall eintreten, daß die Sängerin sich durch schlechtes Schminken noch häßlicher gemacht hat, als sie ist. Die Kritik wird ihr dann wenigstens nicht Aensi-aUtsi- den heut wahrgenommenen Grad von Häßlichkeit zuschreiben ohne persönliche Bekanntschaft diesen Unterschied wahrzunehmen, werden die Wenigsten vermögen.

Wie Franc-Prevosti mit ihren an sinnlicher Schönheit und Fülle geringen Mitteln die Carmen giebt, ohne auf „angewandte Kritik" Anspruch zu machen, ist wunderbar genug. Es beweist aber auch, daß Schönheit und körperlicher Reiz an Carmen nicht durchaus nothwendig sind, so angenehm und wünschenswerth sie sein mögen: in der That herrscht Carmen in Bizets Oper über ihre Umgebung nicht durch ihre Schönheit, sondern durch die Ueberlegenheit ihres Willens und ihres Geistes: Eigenschaften, die beide der weiblichen Schönheit nicht einmal durchaus dienlich sind. Eine Person, die eine mittelmäßige Sängerin oder Darstellerin oder gar Beides wäre, dürfte allerdings nicht so aussehen wie die Prevosti — was sie übrigens in Bezug auf den geistigen Ausdruck auch wiederum nicht könnte.

Gewiß giebt es auch Partien, für die die absolute Kritik Schönheit in Antlitz und Wuchs, passende Gestalt, geistvolles Spiel, geschulten und ausdrucksvollen Gesang zugleich verlangen kann — auf wieviel Bühnen, selbst Hofbühnen, können denn diese Forderungen auch nur für die Hauptpartien jederzeit erfüllt werden? Wenn z. B. eine jugendliche Sängerin eine hinreichende Anzahl der soeben genannten Vorzüge in sich vereinigt, so ist es doch besser, wenn eine Provinzialbühne eine Norma, eine Carmen, eine Elsa in einer zwar nicht vollendeten, aber doch schätzenswerthen Gestalt vorgeführt erhält, und die Kritik ihre Leistungen in diesem Sinne und Maße anerkennt, als wenn sie sie absolutistisch geringschätzen wollte, weil sie dazu ein ideales Recht besäße? Es kann der Fall eintreten, daß im Beginn der Saison eine auf Probe engagirte Sängerin durch das ungewohnte Klima, die dumpfe Luft und die Hitze im Theater, das neue Ensemble, das ihr neue Publicum und die Furcht vor dem Kritiker in der Aeußerung ihrer Fähigkeiten stark beeinträchtigt wird und sozusagen gar nicht wiederzuerkennen ist, mag auch aus einzelnen Zügen ein Talent sprechen und ihre Stimme in einzelnen Episoden als schön erkennbar sein. Der Druck der Befangenheit kann geraume Zeit andauern, bevor diese Züge hervortreten: dem Kritiker, der die Sängerin gar nicht persönlich kennen gelernt hat, kann sie inzwischen schon künstlerisch verleidet sein. Ist sie aber bei mir gewesen, oder wir haben uns sonst getroffen, und sie hat auf mich den Eindruck einer geweckten, strebsamen, begabten Persönlichkeit gemacht, so werde ich während jener Zeit, wo sie mit ihren Fähigkeiten gar nicht herauskommt, mir sagen: das ist sie nicht, die Befangenheit ist es, die ihr die Herrschaft über ihre Mittel benimmt (was keineswegs immer von selbst als Ursache der Mangelhaftigkeit sich zu erkennen giebt); ich bleibe also geduldig, besonders wenn ich etwa privatim eine gute Gesangsleistung von ihr gehört habe, und die Züge von geistiger und stimmlicher Begabung, die sie noch offenbart, werden mir gewiß weniger leicht entgehen. Dem Merglauben, als könnten sie einem erfahrenen Kritiker gar nicht entgehen, während er außerdem doch in einer Oper seine Aufmerksamkeit noch theilen muß, beabsichtige ich keinen Vorschub zu leisten. Entgehen sie ihm, weil seine Geduld zu Ende war, so fällt das Urtheil auch schon im Sinne der absoluten Kritik unzutreffend aus. Die absolute Kritik, auch die zutreffende, wird in diesem Falle sehr leicht die Wirkung haben, ein Talent zu entmuthigen, die Sängerin der Bornirtheit oder dem Eigennutz des Theaterdirectors auszuliefern, der sie um der Kritik willen, selbst wenn er deren Meinung nicht theilt, nach vier Wochen entläßt und sie dadurch meist der Brodlosigkeit preisgiebt. Auf diesem Wege wird die Bühne denn um ein Talent ärmer gemacht, während sie an Talenten durchaus keinen Ueberfluß hat, d. h. es wird der Kunst um der Wahrheit willen mehr geschadet, als die Einsicht in ihr Wesen gefördert wird; denn daß jene Leistung nicht für voll gelten kann, versteht sich von selbst. Das Publicum mißversteht die Kritik über eine Leistung stets als das Urtheil über den Künstler und seine Leistungsfähigkeit überhaupt. Bei einem ungünstigen Urtheil muß der Kritiker ohnehin berücksichtigen, daß die Oeffentlichkeit des Urtheils, zu der das schnelle Folgen auf die Leistung hinzukommt, insbesondere auf den zahlenden Zuhörer wie ein Vergrößerungsglas wirkt. Der sensationssüchtige Zeitungsleser multiplicirt alles Ungünstige ohnehin mit drei, er mißt auch den sogenannten Tadel stets nach der Zeilen-Elle, indem er die Motivirung einer kritischen Bemerkung durchaus nur für soviel mehr Tadel nimmt. Es ist also schon Unrecht, ein Urtheil öffentlich mit der Schärfe zu äußern, wie man im Privatgespräch dazu das Recht hätte. Eine Leistung, an der ich öffentlich aussetze, daß es ihr an Mannigfaltigkeit, an einem dem Wechsel des Affects entsprechenden Wechsel des Ausdrucks, der Klangfarben gefehlt habe, kann ich gesprächsweise sehr wohl, wenn ich gefragt werde: „Na, wie war's?" mit der kurzen Antwort: „Langweilig" bezeichnen. Wenn ich schreibe, die Sängerin habe geschienen, zu jedem Augenblick, der ihr eine Wirkung verspräche, zu sagen: „Verweile doch, du bist so schön," oder sie habe, statt uns ihre Leistungen wie einen Blüthenstrauß als Ganzes zu spenden, uns jede Blume einzeln zum Bewundern hingereicht, so kann ich dem, der mich kennt, gesprächsweise solchen Vortrag kurz als „affectirt" bezeichnen. Ohne Motivirung gedruckt, repräsentiren diese absprechenden Worte überhaupt keine Kritik; die Zusammenfassung des akademischen Tadels in diese Worte in öffentlicher Kritik ist in jedem Falle überflüssig,

da der Leser sie sehr wahrscheinlich von selbst besorgt; und außerdem, daß sie inhuman ist, ist sie schädlich, weil der Künstler durch den Aerger über solche Scheltworte gewiß von der Ueberlegung abgeschreckt wird, ob ich Recht gehabt, oder von dem Gefühl, daß ich Recht gehabt, wozu ihn die akademischen Worte vielleicht bewogen hätten. Eine sehr stolze und leidenschaftliche Sängerin habe ich durch jene beiden Wendungen und die dritte nach drittem Auftreten, sie habe bei ihrem Ausdruckstalent nicht nöthig, uns ihr Gold in lauter Scheidemünze zu zahlen, thatsächlich zu einem mehr aus dem Ganzen und Vollen schöpfenden Vortrage bewogen, ihr und der Kunst also mehr genützt, als wenn ich von „affectirt, pointirt, geziert" gesprochen hätte. Darauf besuchte sie mich, ziemlich reumüthig, und brachte es zu einzelnen ganz ausgezeichneten Leistungen. Ich hatte ihre Schwäche geschont, zu glauben, daß sie sich auf jene Weise einführen müsse, — ich nenne das angewandte Kritik. Wäre sie früher gekommen und hätte mir so vorgesungen, so hätte ich sie vielleicht gleich überzeugt und sie dadurch um drei Erfolge bereichert. Gewiß wird der Kritiker in einer Hauptstadt dazu keine Zeit haben, und ich reiße mich auch nicht nach solchem Zeitaufwand; die Frage ist aber nicht, ob es angeht, sondern ob es für eine gerechte Kritik von Nutzen sein kann. Manche Künstler legen ganz naturgemäß Werth darauf, sich dem Kritiker künstlerisch bekannt zu geben, was er natürlichnicht „beanspruchen" kann. Schaden kann es aber nicht.

Im Falle der durch Befangenheit erkennbar stark beeinträchtigten Leistung trete ich der Wahrheit auch nicht zu nahe, wenn ich ein Referat, ohne das Manco zu verschweigen, die Kritik über den Sänger überhaupt suspendire. Ein Bühnensänger auf einer Hm neuen Bühne singt unter Umständen dreimal unter seinem Vermögen, ehe er zu Hessen voller Anwendung gelangt.

Der Besuch beim Kritiker kann auch auf den Künstler eine beruhigende Wirkung machen, zumal jeder ernste Kritiker als „scharf" oder bös geschildert zu werden pflegt. Der Künstler empfängt dann vielleicht de.n Eindruck, daß er mit seiner Leistung wenigstens nicht der Lust am Tadel, dem griesgrämigen oder hochfahrenden Absprechen begegnen werde, und dies ist gerade so viel, als er verlangen kann.

Seinerseits wird der erfahrene Kritiker natürlich weder der Arroganz noch der Devotion des Künstlers einen Einfluß einräumen, und die Liebenswürdigkeit, die dein „Gefürchteten" gilt, von der zu unterscheiden wissen, die ihm etwa als Menschen gälte; auf diese hat er zunächst über die Höflichkeit hinaus ja auch noch gar keinen Anspruch.

Wird die Liebenswürdigkeit eines Künstlers bei dem Besuch unter irgend einem Vormande „handgreiflich", so ist Nichts dagegen, daß der Kritiker es auch werde. Mir ist es in zehn Jahren doch nicht öfter als ein Mal begegnet.

Diese Möglichkeit ist also kein Einwand gegen den Besuch. Wenn der Künstler die Thür zum incorrecten Verkehr nicht offen findet, wird er sie nicht einstoßen. Und offen finden kann er sie auch ohne Besuch. Dies nebenbei, denn mir sprachen ja vom achtungswerthen Kritiker.

Der Kritiker, der die Besuche der Künstler ausschließt, so weit sie ein erträgliches Maß des Zeitaufwandes nicht überschreiten, erweckt, wie gesagt, nur Verdacht gegen seine Menschlichkeit, ohne für seine Kritik dadurch zu gewinnen. In meinen Äugen ist es bäurisch. Den Muth zu absoluter Kritik, wie der einmal von außerhalb kommende Künstler zu beanspruchen scheint, muß der Kritiker auch nach einer freundlichen Begegnung noch finden.

Und wie gesagt, die Oeffentlichkeit des Urtheils selbst, am lonäsmäiu der That, muß für das Ungünstige die Kritik zur angewandten Kritik machen.

Natürlich wird ein anständiger und der Feder mächtiger Kritiker niemals glücklicher sein, als wenn er im Wege der absoluten Kritik Hymnen schreiben, Lorbeerkränze ertheilen kann. Ich strebe in solchem Falle darnach, daß die Kritik selbst ein Kunstmerk und dadurch des großen Künstlers würdig werde.

Das ethische Ideal einer nicht in allen Theilen günstigen Kritik ist, daß sie für den Künstler wie für einen verständigen Freund geschrieben sei, abgesehen von dem, was sie für andere Leser mag enthalten müssen. Das gelingt freilich nicht immer, wenn der Schreibende den Künstler, insbesondere den am Orte wirkenden, als unverständig und feindlich kennt, also im Voraus weiß, daß der Liebe Müh' umsonst ist. Der Weiseste märe, mer Alles so empfinden uns beschreiben könnte, als wäre es vor zehn Iahren geschehen, meint Schopenhauer. Wer vor zehn Iahren war man doch immer um zehn Iahre jünger, also vermuthlich weniger weise?

Kapitel XV.
Resolute Kritik der Scheinkunst.
(Schluß.)

All' das hier Gesagte gilt aber endlich nur so lange, als man dem wirklichen Talent, der wahren, in letzter Instanz um ihrer selbst willen ausgeübten Kunst gegenüber ist, oder der Kunst, die es vergessen macht, daß sie nicht blos um ihrer selbst willen ausgeübt wird. Wo Beides fehlt, Technik und Talent (das zuletzt mit Ausdrucksfähigkeit identisch ist), da ist die Unmöglichkeit, sich hören zu lassen, alsbald gegeben, und wo es doch geschieht, übergeht man den Vorfall mit Stillschweigen, weil er des öffentlichen Interesses ermangelt. Aber mich wo einer blos durch die Technik seines Instrumentes zu glänzen vermag, ist der Begriff der Kunst auch nicht erfüllt, denn die für den Beschränktesten erlernbare Hälfte der Bedingungen, unter denen eine Kunstleistung zu Stande kommt, macht, wie glänzend sie auch bewältigt werde, doch nimmermehr im Ganzen eine wirkliche Kunstleistung aus. Der Vorgang dreht sich dann gleichfalls nur um das private Interesse, wieviel Applaus und wieviel Geld besonders der Betreffende einheimsen werde. Das öffentliche Kunst-Interesse erlischt damit auch, und das übrigbleibende öffentliche Interesse ist nur ein negatives, das der kritischen Abwehr, weil das Kunstinteresse in Anspruch genommen und ihm scheinbar genügt ward. Die Abwehr bestünde aber auch in diesen Fällen besser im Schweigen, — das wissen die Macher in Concertgeschäften dieser Art selbst am besten. „Schimpfen se, schimpfen se, aber schreiben se," diese Aeußerung eines Tastendreschers zu einem Recensenten, deren Ohrenzeuge ich war, ist durchaus typisch, und bedeutet, daß selbst die mit Recht scheltende Kritik noch Reclame für die Scheinkunst machen muß.

Da büßt denn auch der Besuch der Concertgeber bei dem Kritiker seine Bedeutung so weit ein, daß allenfalls die Vorbereitung des Kritikers auf das, was er dem Eindruck der Person nach von dem Concert zu erwarten habe, übrig bleibt. Denn diese Art Leute machen stets den Eindruck der Leere, der Beschränktheit, — der Fall ist dem der Häßlichkeit analog, es fällt die Steigerung des unangenehmen Eindrucks durch die Ueberraschung weg, außerdem in diesem Falle etwa die Ueberraschung durch den Contrast des Vortrages mit dem, was man iin Concertsaal zu erwarten berechtigt ist, nämlich Musik, sofern Musik nicht blos „eine geordnete Verbindung von Tönen" ist, fondern die Kunst, durch geordnete Tonverbindungen menschliche Gefühle und Leidenschaften schön auszudrücken. Thatsächlich steht es mit der „Ordnung" der Tonverbindungen, mit ihrer inneren Verbindung in einem seelenlosen Vortrage auch schlecht genug. Durch ein Phonogramm märe das ohne Mikroskop festzustellen.

Der große Adolf Henselt sprach einmal gelassen zu mir aus: „Ich unterhalte mich mit einem Menschen fünf Minuten, dann weiß ich, ob er musikalisch ist." Nachfühlen kann ich ihm dieses Wort, wenn ich es mir auch nicht in seiner ganzen Kühnheit aneignen möchte. Dagegen im Concertsaal braucht ein musikalischer Musiker (leider bilden diese zwei Wörter keinen Pleonasmus) bei Weiten: nicht fünf Minuten, sondern höchstens acht Tacte, um zu erkennen, wen er in einem Jnstrumentalsolisten vor sich hat. Diese Behauptung ist auch nur scheinbar extravagant, denn die ersten acht Tacte enthalten doch meist den Hauptgedanken eines Tonstückes, der dann variirt oder durchgeführt darin miederkehrt. Typisch ist der Fall der Variationen: wenn Einer das Thema von ein- oder zweimal acht Tacten nichtssagend oder affectirt vorträgt — wie soll ich einen vielsagenden Vortrag von Variationen von ihm erwarten, namentlich wenn diese an sich vielsagend sind? Oder die ersten acht Tacte enthalten ein Vorspiel, — je phantasirender es gehalten ist, desto sicherer verräth sich Nüchternheit, Kälte, ungelenke Phantasie im Vortrage. Ich denke hierbei an ein so empfindliches längeres PrSambule, wie das der schönen Rigoletto-Phantane von Liszt. Was wird ein Nüchterner erst gar aus dem sanften Epilog daselbst vor der Schlußattacke machen? Und wer mir das kurze Vorspiel der Barcarolle von Chopin in der üblichen Zerlegung in je drei Achtel laut Notenbalken vorträgt — wie sollte ich auf seinen Vortrag des Ganzen neugierig sein? Ja, wer mit der kurzen, süßträumerisch einleitenden Zauberformel in Chopins ^.L-ckur-Nocturne seine Zuhörer nicht gefesselt, fascinirt hat, dem wird es schwerlich mit dem Ganzen gelingen. Kann ein Clavierspieler seinen Geschmack mit einem achttactigen PrWde von Chopin etwa nicht rettungslos compromittiren? Oder ist ein klingelnder Vortrag der ersten acht Tacte von Schumanns Phantasiestück „Abends" oder seiner „Tränmerei" dazu nicht genug? Was soll ich dann bei größeren Aufgaben seines Programms in Bezug auf Ausdruck, also auch Talent dann noch von ihm erwarten? Aus dem Concert eines solchen Spielers sollte man nach spätestens zweimal fünf Minuten weggehen und darüber schweigen dürfen. Ich sagte schon, daß gerade die Clavierspieler unserer Tage in musikalischer Beziehung, ihre Technik mag so glänzend, unfehlbar und „kolossal" sein, wie sie will, so unglaublich tief stehen, daß der Wunsch, endlich eine Ausnahme davon zu erleben, in unseren Concertsälen zehn Jahre lang vergeblich auf Erfüllung hoffen kann. Die Ursachen liegen in dem herrschenden Zustand der Vortragslehre in Verbindung mit der Natur des Instrumentes, auf dem der seelenvolle Vortrag mehr Hindernisse und das Glänzen mit seelenloser Technik mehr Gelegenheit zu blendenden Wirkungen findet, als auf jedem anderen, den Gesang natürlich eingerechnet, der vor unnatürlicber Phrasirnng überdies durch den Worttext ohne Vergleich mehr geschützt ist. Die einzige zugleich imponirende und interessante Erscheinung in den letzten Iahrzehnten war mir, von Liszt, Rubinstein, Bülow abgesehen, Moriz Rosenthal, obwohl er innerlich mit sich (1895) noch gar nicht fertig war. Aber hier entstand doch die Aussicht, daß seine jedes bisherige Maß des Könnens, auch das jener Drei, gigantisch übersteigende Technik einmal in den Dienst einer reichen und reifen Persönlichkeit treten werde — während jene anderen Nichts als trostlose Oede blicken ließen, mit einem las«iats oFni spsran^a.

Ich darf kaum hoffen, daß es verstanden werde, wenn ich von der Seelenqual, dem wirklichen, zuletzt auch körperlichen Leiden spreche, die es verursacht, bei den Morden am Genius der Werke eines Bach, Beethoven, Chopin, Schumann, Schubert stundenlang ausharren zu müssen und das Opfer jener Clavier-Cvklopen und -Megären zu sein, wenn sie ihr ganzes Effect-Recept auf jene geliebten, dem Musiker von früh auf an's Herz gewachsenen Werke anwenden, bis Nichts von ihnen übrig bleibt als eine marternde Fratze, die sie dem gläubigen Publicum für deren echtes Bild verkaufen, bis sie glücklich bei ihren eigenen Compositionen oder anderen Sächelchen angelangt sind, denen es Nichts schadet. Wer kennt dieses Recept nicht nachgerade? — Das weihevoll scheinen sollende Festnageln jeder Note einer getragenen Melodie, die brutalen Contraste zwischen falsch begrenzten 55. und M, die den Hörer an der Nase führenden übermäßigen Schluß-i-allsntÄnäi und desgleichen überlangen Triller, die geistreich sein sollenden unangebrachten accslsrkmgi und allermodernsten Pedal-Spielereien!

Man spricht in Kritiken über manche obscuren Opernkräfte auch mehr und öfter, als es sich verlohnt; aber das bescheidenste Dienen mit redlichem Wollen und einigem Talent darf Einem doch lieber fein, als hier dieses seelenlose, eigennützige, hochmüthige Herrschenwollen, und aller falsche Ruhm.

Auf jene Qualen aber am anderen Morgen mit Unwillen, mit Ironie und Sarkasmus zu reagiren, mit resoluter Kritik, die sachlich die Verwerfung jener Afterkunst motivirt, wie es in einer Tageszeitung (ohne Notenbeispiel) verständlich zu machen ist, das dünkt mich zuletzt eine natürliche und nothwendige Befreiung der Seele von dem, was ein musikalischer Kritiker im Zwange der Pflicht zu ertragen hat. Mich möge man aus eine einsame Insel verbannen, ich will es ein Iahr ohne Clavier, zwei ohne Bücher, und drei ohne Menschen aushalten, ohne daß Langeweile mir Etwas anhaben kann. Diese reisenden Handwerksburschen aber sollen Einen binnen fünf Minuten in die Zwangslangeweile versetzen dürfen, ohne daß sie auch nur Etwas davon zu erfahren bekämen?

Den Wahn, daß hinter Leistungen dieser Art eine künstlerische Persönlichkeit stehe, hat die Kritik das Recht, mit allen kritischen Mitteln zu zerstören: die absolute Kritik, die von jenen Erscheinungen meist sehr selbstbewußt beansprucht wird, wird dann eben zur resoluten, mag sie sich auch mit dem Publicum, das seine wohlbezahlte Sensation doch gehabt hat, in Widerspruch setzen und den persönlich Betheiligten unangenehm sein. Dieser Fall aber fällt eigentlich außerhalb des Themas, durch das diese Schrift veranlaßt wurde, denn es betraf nicht die Besuche der Concertgeber bei den Recensenten, sondern die der Künstler bei den Kritikern.

Der Künstler aber komme zun: Kritiker nicht als der Fürchtende zu seinen: natürlichen Feinde, fondern als der Vertrauende zum Kunstverwandten und schlimmsten Falls „feindlichen ^ Freund"; er komme mit großem und freiem Sinn als der Verantwortliche zum nicht minder Verantwortlichen. Aug' in Auge sollen sie einmal über alles mögliche Künftige hinweg sich ritterlich die Hand reichen, der Mensch dem Menschen, und dann gehe Jeder ruhig an sein Werk.

Friedrich Ratzel.

von

Lg. AcheliS.

— Bremen. —

chon in ziemlich frühen Jahren, da die Auen der Wissenschaft noch in all' dem Morgenschmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagsonne unseres Lebens so viel entzieht, kam mir oft der Gedanke, ob denn, da Alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen, seine Philosophie und Wissenschaft haben sollte? Alles erinnerte mich daran, Metaphysik und Moral, Physik und Naturgeschichte, die Religion endlich am meisten. Der Gott, der in der Natur Alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet, der danach das Wesen der Dinge, ihre Gestaltung und Verknüpfung, ihren Lauf und ihre Erhaltung eingerichtet hat, so daß vom großen Weltgebäude bis zum Staubkorn, von der Kraft, die Erde und Sonne hält, bis zum Faden eines Spinnengewebes nur eine Weisheit, Güte und Macht herrscht. Er, der auch im menschlichen Körper und in den Kräften der menschlichen Seele Alles so göttlich und wunderbar überdacht hat, daß, wenn wir dem Mweisen nur fernher nachzudenken wagen, mir uns in einen Abgrund seiner Gedanken verlieren, — wie, sprach ich zu mir, dieser Gott sollte in der Bestimmung und Einrichtung unseres Geschlechts im Ganzen von seiner Weisheit und Güte ablassen und hier keinen Plan haben? Genug, ich suchte nach einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, wo ich suchen konnte. Diese einleitenden Worte zu Herders bekanntem umfassenden Werk, über deren stark ausgeprägten theologischen Charakter es recht wohlfeil ist zu lächeln, enthalten unzweifelhaft das Programm für eine neue Perspective dessen, was bis dahin unter dem vieldeutigen Namen der Weltgeschichte zusammengefaßt wurde; nur fehlte ihm allzusehr das wünschenswerthe empirische Material, um für diese weitausschauenden Untersuchungen überall das erforderliche Fundament abzugeben. Das konnte erst unser durch > naturwissenschaftliche Jnduction im weitesten Sinne berühmtes Jahrhundert liefern, und gerade in dieser Verbindung des rein geographisch-ethnographischen Moments mit dem geschichtlich-psychologischen Ausblick sehen mir das wesentliche Verdienst desjenigen Mannes, dessen Charakteristik diese Skizze gewidmet ist, Friedrich Ratzel in Leipzig.

Schon früh regte sich in dem Knaben die Neigung zur Natur, ihrem gewaltigen Leben und Schaffen; gefördert wurde diese Anlage durch einen vierjährigen Aufenthalt in Lichtersheim bei Langenbrücken, einer kleinen badischen Ortschaft, den der am 30. August 1844 in Karlsruhe geborene angehende Naturforscher dort als Apothekerlehrling über sich ergehen lassen mußte und zwar vom fünfzehnten bis achtzehnten Jahre. Die dortige Gegend zeichnet sich nämlich durch mannigfaltige geologische Vorzüge aus, besonders durch eigenartige Reste der Iura- und Keuperformationen. Im Frühjahr 1866 bezog der junge Forscher das Polytechnikum in seiner Heimat, dann im Herbst desselben Jahres die Universität Heidelberg, wo er im Jahre 1868 mit einer Dissertation über Oligochaeten promovirte. Außer Geologie, Paläontologie und Zoologie — eine Zeit lang bevorzugte Disciplinen — wurde auch die Geographie in den Bereich der Studien gezogen, und dafür wurde entscheidend die längere Verbindung, welche Ratzel in den Jahren 18V9—75 mit der Kölnischen Zeitung unterhielt, der er als wissenschaftlicher und vorübergehend auch als politischer Mitarbeiter diente. In ihren: Auftrage unternahm er Reisen nach Siebenbürgen, Ungarn, Sicilien, Nordamerika, Mexico und Euba. 1870 unterbrach der deutsch-französische Krieg, wenigstens zeitweilig, diese Thätigkeit, der junge Kriegsfreiwillige trat als Musketier in das 5. badische Infanterie-Regiment ein und wurde im November bei Auronne schwer am Kopf verwundet. Nach dem Kriege verbrachte er den Sommer und Herbst in Siebenbürgen und Ungarn und entwarf in der Kölnischen Zeitung freimüthige Schilderungen der Lage der dortigen Deutschen, die es ihm schwer machten, über ungarische Verhältnisse weiter zu korrespondieren. Er kehrte im Winter 1871/72 nach München zurück, und liier verband ihn eine innige Fremidichaft, wie das sympathische Verhältnis; eines Sohnes zum Vater, mit Professor Moritz Wagner, dein bekannten Begründer der Migrationstheorie der Organismen. Außerdem fand er dort seinen Karlsruher Lehrer Zittel wieder, von dem er in freundschaftlichem Verkehr zahllose Anregungen empfing. Wir können hier unseren Gewährsmann selbst sprechen lassen, der in der Vorrede zum ersten Bande seiner Anthropogeographie sich über diesen wichtigen Wendepunkt seines Lebens so ausläßt: „Das Gefühl des Dankes, mit welchem ich auf ein Leben zu blicken habe, das der gemüthlichen Theilnahme und der geistigen Anregung lieber Freunde vom Knabenalter an mebr zu verdanken scheint als seiner eigenen, zwar ziemlich unverdrossenen, aber wohl nicht immer klug bedachten Thätigkeit, steigert sich im Gedanken daran, was Ihre Freundschaft mir ist, zu der Ueberzeugung, einen guten Theil meines besseren Selbst Ihnen zu schulden. Seit den unvergeßlichen Decembertagen 1871, an welchen ich, der schiffbrüchig an hohen Hoffnungen damals in diesen guten Hafen München einlief, das Glück hatte, Ihnen näher zu treten, habe ich fast jeden Plan mit Ihnen durchsprechen, fast jeden Gedanken mit Ihnen austauschen dürfen, und ich kann geradem sagen, daß ich seitdem, was die geistigen und gemüthlichen Interessen betrifft, mein Leben nicht allein zu führen brauchte. Wie viel liegt in solchem Bekenntniß! Wie glücklich ist der zu schätzen, der es aussprechen darf, und wie dankbar sollte er sein! Ich glaube wohl die Größe dieser Dankesschuld voll zu empfinden, und würde doch, weil ich Ihren aller Ostentation abgeneigten Sinn kenne, nicht gewagt hcchen, dieser Empfindung öffentlichen Ausdruck zu geben, wenn nicht dieses Werkchen, dem ich ohne Ihr Wissen Ihren Namen vorzusetzen mir erlaube, in so hervorragendem Maße auf Ihre Anregungen zurückführte, und wenn ich nicht glaubte, die Pflicht an meinem Theile erfüllen zu sollen, welche die Welt Ihnen für den fruchtbaren Gedanken der Migrationstheorie schuldet. Die Wurzeln dieses Buches reichen nämlich bis in jene Zeit zurück, wo Ihre Migrationstheorie der Organismen mich mächtig anregte, und einzelne Ausarbeitungen und Gedanken, die in demselben ihre Stelle, bezw. ihre Entwickelung gefunden haben, stammen aus den Iahren 1872 und 1873, in denen es mir vergönnt war, mit Ihnen bereits die Anwendung Ihrer Theorie auf die Erscheinungen des Völkerlebens zu erwägen. Damals lernte ich zuerst in der Auffassung der Geschichte als einer großen Summe von Bewegungen die Möglichkeit jener fruchtbaren Vertiefung des viel besprochenen, aber wenig geförderten Problems der Rückwirkung des Schauplatzes auf die Geschichte ahnen." Dies war somit der natürliche Ausgangspunkt der anthropo-geographischen und ethnologischen Studien, denen 1882 die Anthropo-Geographie und 1868—88 die dreibändige Völkerkunde entsprang. Von den übrigen Werken erwähnen wir: Sein und Werden der organischen Welt, Wandertage eines Naturforschers, Vorgeschichte des europäischen Menschen, Städte- und Culturbilder aus Nordamerika, Die vereinigten Staaten von Nordamerika, Aus Merico, Reisestiz,en aus den Iahren 1874 und 75. Endlich fügen wir noch hinzu, daß Ratzel 1876 Professor der Geographie am Polytechnikum in München wurde, welches Amt er im Iahre 1886 mit der gleichen Stellung an der Universität in Leipzig vertauschte.

Ein vielberufener Ausspruch Ciceros verherrlicht Sokrates als denjenigen genialen Forscher, der erst die Wissenschaft auf Erden heimisch gemacht habe, indem er ihr den Menschen als nächstes wichtigstes Object bestimmte. Aber selbst noch ein Blick in Kants oder I. H. Fichtes Anthropologie

lehrt, wie wenig das gemeinsame Thema der Untersuchung mit den Normen übereinstimmt, welche die moderne Völkerkunde uns für die Betrachtung an die Hand giebt. Es ist nicht nur die mit Recht beklagte Verschiedenheit der Methoden, welche dabei in Betracht kommt, sondern vor Allem der völlig entgegengesetzte Ausgangspunkt der Forschung; dort der einzelne Mensch als physisches, vielmehr aber als psychisches Wesen, hier die Menschheit in den einzelnen Rassen, ein ungeheuerer Compler der mannigfaltigsten Erscheinungen, aus denen vielleicht eine sehr behutsame Forschung die typischen Züge des Allgemein-Menschlichen zusammensetzen und zu einer bindenden Formel vereinigen kann; dort in der Hauptsache Deduction, scharfe logische Begriffsentwickelung, hier vor Allem strenge Induction, möglichst umfassende Materialsammlung, kritische Analyse des Stoffes und vorsichtige Combination gleichartiger Momente. Will die Völkerkunde daher nicht der unberechtigten, wenn auch öfter übertriebenen Verachtung anheimfallen, welche die Philosophie der Geschichte in unserem eracten Zeitalter betroffen hat, so versteht es sich von selbst, daß sie ihre erste Aufmerksamkeit jener so wichtigen Fundamentirung des Baues zuwendet. An die Spitze der Betrachtung stellt in diesem Sinne Ratzel den Satz: Die Menschheit, wie sie heute lebt, in allen ihren Theilen kennen zu lehren, ist die Aufgabe der Völkerkunde. Da man aber lange gewöhnt ist, nur die fortgeschrittenen Völker, die die höchste Cultur tragen, eingehend zu betrachten, so daß sie uns fast allein die Menschheit darstellen, die Weltgeschichte wirken, erblüht der Völkerkunde die Pflicht, sich um so treuer der vernachlässigten tieferen Schichten der Menschheit anzunehmen. Außerdem muß hierzu auch der Wunsch drängen, diesen Begriff Menschheit nicht blos oberflächlich zu nehmen, so wie er sich im Schatten der Alles überragenden Culturvölker ausgebildet hat, sondern eben in diesen tieferen Schichten die Durchgangspunkte zu finden, die zu den heutigen höheren Entwickelungen geführt haben. Die Völkerkunde soll uns nicht blos das Sein, sondern auch das Werden der Menschheit vermitteln, soweit es in ihrer inneren Mannigfaltigkeit Spuren hinterlassen hat. Nur so werden wir die Einheit und Fülle der Menschheit festhalten (Völkerk. I, 3). Man braucht hierbei noch gar nicht einmal an das Mißgebilde der „Weltgeschichte" zu denken, gegen welches schon Voltaire in seinem LLSai sur 1s8 mo«urs st I'ssprit, äss nations die Pfeile seines giftigen Spottes richtete, als er sagte: 1s tiut cls «st travail n'sst pas äs savoir sn yuslls aimss v.n princs inäiAns ä'strs counu su««säa a im prin«s dardars «Ks? uns Nation Frossisrs. 8i l'on pouvait avoir Is maIKsur msttrs äans sa Ms 1a snits cnronologic^ns äs tontS3 1ss ä?ns,Lti«s, on iis 8aurair yns äes mots. Aber der eigentliche Trugschluß liegt darin, daß wir, noch von jeder weiteren geographischen Begründung der in Frage kommenden Probleme abgesehen, meist ganz unbedenklich die Weltgeschichte mit der Geschichte der Menschheit identisiciren. Was

helfen alle noch so geistreichen Hypothesen und angeblichen allgemeinen Gesetze für die sociale Entwickelung, was die so rhetorisch gefärbte Behauptung von der Einheit des Menschengeschlechts und andere mehr oder minder zweifelhafte speculative Schlagworte mehr, wenn nicht jederzeit sich die Probe auf die Erfahrung machen läßt? Es würde somit in erster Linie, will man jenen umfassenden Rahmen der Menschheit im Ernst festhalten, darauf ankommen, rein räumlich ein genaues Bild der Verbreitung des 6snns Romo savisns und damit von der Bewohnbarkeit unserer Erde zu entwerfen, kurz die Verbreitung der Menschenrassen in der Oekumene, wie es unser Gewährsmann nennt, zu erfassen. Mit dieser Vorarbeit ist aber eine Fülle wichtiger Probleme in ihrer begrifflichen Sphäre näher bestimmt und ihrer Losung näher gebracht, so, um nur eine alte, vielumstrittene Streitfrage zu nennen, die Abhängigkeit des Menschen von der Natur und vom Klima. Wem die Menschheit in eine gewisse Anzahl von Rassen oder Völkergruppen auseinanderfällt (folgert Ratzel), die er sich vielleicht als von Anfang an getrennt denkt, der bedeckt die Erdtheile und Inseln mit den Farben, die er jeder Kategorie zugedacht hat, und betrachtet die Klüfte, die zwischen diesen Wohnsitzen gähnen, als einerlei Gattung und Werth, ob sie nun Volk von Volk oder die Menschheit von der Natur scheiden. Für ihn giebt es so wenig eine Karte der Menschheit, wie für Hegel, der vom Schauplatz der Weltgeschichte Afrika, Amerika und Australien ausschloß, es eine Geschichte der Menschheit gab. Wem aber die Menschheit als eine durch Lebensfäden alter oder neuer, kriegerischer oder friedlicher, geistiger oder stofflicher Beziehungen verbundene Gemeinschaft erscheint, der sieht in dem Raum, den diese Menschheit bewohnt, wie ungleich und lückenhaft sie über denselben zerstrent sei, den gemeinsamen Schauplatz dessen, was Geschichte im höchsten und umfassendsten Sinne genannt werden kann. Meere, die je von Schiffen durchschnitten, Wüsten, die je von Karawanen durchschritten wurden, faßt er in die Grenzen der Menschheit mit ein, und wenn er die Oekumene als einen Gürtel bestimmt, welcher die heiße Zone und die größere Hälfte der beiden gemäßigten und dazu einen Theil der nördlichen kalten Zone umfaßt und die Quadratmeilenzahl zu etwa 75 000()lX> angiebt, d. i. gegen V« der Erdoberfläche, so hat er das gethan, was, erstaunlich ist es zu sagen, die historischen Geographen bis heute vermieden haben. Er hat den Boden abgesteckt und ausgemessen, auf welchem die Menschheitsgeschichte sich abspielt, und hat zugleich die geographische Form des belebten, über alle Lücken zusammenhängenden Ganzen gezeichnet, welches wir Menschheit nennen. (Anthropog. II, 4).

Gerade die hierin getadelte Verkennung des geographischen Moments in der geschichtlichen Betrachtung hat nicht zum wenigsten die Zerfahrenheit und kritische Unsicherheit der Untersuchung befördert, an welcher vielfach noch heutigestags die Darstellung solcher Grenzfragen leidet. Diese immanente Wechselrichtung aber beider Gebiete wird auch nach der anderen Seite ihre guten Früchte tragen; das, was früher der Völkerkunde ausschließlich zugemessen und von dem vornehmen Areal der „Weltgeschichte" ausgeschlossen wurde, die Entwicklung solcher Culturvölker, wie die der Mericaner, Malarien, Peruaner, Iapaner — von den Chinesen noch ganz zu schweigen — kann schwerlich auf die Dauer einer umfassenden Bildungsgeschichte des Menschengeschlechts erspart bleiben. Man mag noch so hoch von dem Geistesreichthum und der Energie der sogenannten kaukasischen Rasse denken, welche schon Prichard zu der bekannten, auch neuerdings durch Vierkandt (Natur- und Culturvölker, Leipzig 1897) accevtirten Unterscheidung der activen und passiven Rassen veranlaßt«, — ein tiefer, psychologischer, psychogenetischer Einblick in das Wachsthum des ganzen geistigen Lebens auf Erden überhaupt läßt sich nie auf Grund eines lückenhaften Ausschnittes dieses Bildes gewinnen. Es ist deshalb auch kein Zufall, wenn schon jetzt in die Urgeschichte und in die verschlungenen Wanderzüge der nach festem Wohnsitze suchenden Völker, resp. in die Colonisationen die geographische Perspective ihr klärendes Licht hineinsendet, — und das gilt, wie leicht begreiflich, nicht minder für die interessanten, wenn ja auch immer noch unsicheren linguistischen Schlüsse über die Urheimat einzelner Rassen. So führt die streng geographische Forschung, die unentwegt räumlichen Grenzbestimmungen folgt, in unmittelbarer Verbindung mit der geschichtlichen, die verschiedenen Wechselfälle, Collisionen, Vermischungen und Zersetzungen der einzelnen Völker verfolgenden Betrachtung zu der Anthropo-Geographie, die Ratzel so bestimmt: Rein begrifflich gefaßt ist der Mensch Gegenstand der Erdkunde, insoweit er von den räumlichen Verhältnissen der Erde abhängt oder beeinflußt wird. So wie die Thierund Pflanzenkunde durch die Lehre von der geographischen Verbreitung der Thiere und Pflanzen zu uns herüberreichen, so thut es die Gefammtwissenschaft vom Menschen durch die Lehre von der geographischen Verbreitung des Menschen. Aber dieser Wissenschaftszweig, welchen wir nach Analogie der Thier- oder Pflanzengeographie Anthropo-Geographie nennen, ist in demselben Maße tiefer und umfassender, als die Menschheit mehr Seiten, sowie schwierigere und folgenreichere Probleme unserer Forschung darbietet. Aber die Menschheit ist einmal zahlreicher und in wechselnderen Formen des Einzel- oder Zusammenlebens auf der Erde zu finden, so daß allein schon ihre Dichtigkeit, ihr mehr oder minder ständiges Wohnen, das Aneinanderqrenzen, Verschieben, Durchsetzen der Völker, kurz die ganze Bevölkerungsstatistik, Art, Größe, Zahl und Lage ihrer Wohnstätten eine Fülle neuer Probleme bieten. Sie ist ferner vielseitiger, beweglicher als alle anderen Organismen, so daß wir auch eine Fülle von Land- und Seewegen zu betrachten haben, die ein dichtes Netz um die Erde schlingen. Dann bietet die Geschichte ihrer Ausbreitung über die Erde und ilirer Heimischmachung auf derselben, sei es durch Völkerwanderungen, Handelszüge oder ForschungsErpeditionen einen wichtigen, wesentlich geographischen Theil der allgemeinen beschichte. Wie folgenreich ist ferner die Thatsache, daß sie durch dauernde Werke die Erde fammt ihren Gewässern, Klima und Pflanzendecke verändert, bezw. bereichert, die eigene Beweglichkeit gewissen Pflanzen und Thieren mittheilt, die sie bewußt oder unbewußt über die ganze Erde hinführt, kurz in eingreifendster Weise das Antlitz der Erde verändert! Pflanzen und Thiers erfahren vielfältige Beeinflussungen durch die Gesamintheit der geographischen Verhältnisse an der Erdoberfläche, die der Körper des Menschen in demselben oder vielleicht höherem Maße erleidet; aber beim Menschen kommt das für äußere Eindrücke im höchsten Grade empfindliche Organ des Geistes hinzu, durch welches alle Erscheinungen der Natur in bald derb auffälliger, bald geheimnißvoll feiner Weise auf sein Wesen und seine Wandlungen wirken und zum Theil in demselben sich spiegeln. Ist es nöthig zu sagen, daß Religion, Wissenschaft, Dichtung zu einem großen Theil solche zurückgeworfene Spiegelungen der Natur im Geiste des Menschen sind? Die Erforschung dieser Wirkungen ist eines der größten Probleme der Anthropo-Geographie, die hier selbst mit der Psychologie sich berührt. Aber endlich bleibt die Untersuchung jener Einflüsse, welche der ganze Compler äußerer Dnseinsbedingungen auf den Verlauf der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit übt und stets geübt hat, und deren längst anerkannte Wichtigkeit der Geographie schon früh die Aufgabe zuweisen ließ, erste Hilfswissenschaft der Geschichte zu sein. Ist dies nicht eine fast erschreckende Fülle von Erscheinungen und Problemens Man kann angesichts solchen Reichthums der menschlichen Elemente in der Erdkunde kaum über die Versuche erstaunen, aus ihr eine ausschließlich anthropologische oder, wie man zu sagen pflegt, historische Wissenschaft zu machen, wie wenig gerechtfertigt dieselben auch in Wirklichkeit sich immer erweisen mögen. (Anthrop. I, 20.)

Es ist deshalb auch kein Zufall, wenn Ratzel im Ausgangspunkt seiner Untersuchung sich vielfach mit dem genialen, mit Unrecht verkannten C. Ritter berührt, dessen teleologische Richtung er mit Nachdruck gegen die Verkennung aus einein einseitigen mechanischen Gesichtspunkte in Schutz nimmt. Wesentlich ist für die ernste wissenschaftliche Forschung, daß überall und in erster Linie den Thntsachen, dem empirischen Material im weitesten Umfang Rechnung getragen wird und nicht metaphysische Postulats an den Anfang der Betrachtung treten, gerade hier suchte aber 'jener geistvolle Geograph die Herder'schen Anregungen zu verbessern, daß er die Behandlung des Problems von dem unfruchtbaren Boden einseitiger philosophischer Speculation auf die festere Grundlage inductiv-geographischer Analyse verlegte. Diese wünschenswerthe gegenseitige Durchdringung der Geographie und Geschichte, die letzten Endes erst zur planmäßigen Aufsindung bestimmter Gesetze der Entwickeluug anleitet, kann am einfachsten an einigen concreten Beispielen veranschaulicht werden. Wer kennt eine bessere und seiner« Schilderung der griechischen Halbinsel und ihrer so hervorragend begabten Bewohner, als sie uns die Meisterhand von E. Curtius geboten, der wirklich zwischen Land und Leuten eine durchgehende Harmonie zu finden mußte, trotzdem er beiläufig bemerkt: Die Geschichte eines Volkes ist nicht als ein Product der natürlichen Beschaffenheit seiner Wohnsitze zu betrachten. Und wie hier durch die Natur die individualisirte Zersplitterung gleichsam zur politischen Norm erhoben ist, so bei dem gewaltigen Rußland, wie das ebenfalls öfter schon ausgeführt ist, im Gegentheil die Tendenz zur Assimilirung aller verschiedenen ethnischen Elemente zu einer Nation, zu einem Staatsgebilde. Daß Portugal nur durch zufällige geschichtliche Wandelungen von seiner natürlichen physischen Einheit losgerissen ist, leuchtet ebenso von selbst ein, wie der Widersinn einer dauernden Zersetzung, welche sich die apenninische Halbinsel für Jahrhunderte gefallen lassen mußte. Noch schärfer springen die natürlichen Gegensätze der Berg- und Küstenvölker, der Steppen- und der Tiefebenen-Bewohner in die Augen. Die Ackerbauer, friedlichen Sinnes, auf verhältnismäßig hoher Kulturstufe, aber öfter träge im ererbten Wohlstand und kriegerischer Uebung entwöhnt, sind die geborenen Feinde der unruhigen, freiheitsliebenden, räuberischen Hirtenstämme, wie das noch heutigestaqs sich im Verhältniß des Chinesen zum Wüstenbeivohner der Mongolei bekundet. Nicht nur in: persischen Reich (sagt Ratzel) entsprach der Gegensatz zwischen Unterworfenen und Widerstrebenden fast durchaus dem zwischen Kulturland und Wüste, sondern so waren auch in China, in Mesopotamien, in Aegypten die Grenzsteppen und ihre Völker der unüberwindbare Gegensatz zu aller stetigen Culturentwicklung. Man weiß, wie tiefe Spuren er in dem politischen Leben nnd den Geisteserzeugnissen dieser Völker hinterlassen hat. Die Geschichtsschreiber der iranischen Welt glauben, daß wenn man die geographischen Gegensätze der Länder und Völkerschaften innerhalb Pörstens und seiner Provinzen in's Auge fasse, den unaufhörlichen Kampf der angesiedelten Bevölkerungen und der Bewohner der Steppe, den Kampf, welchen angebautes Land selbst mit der immer wieder vordringenden, wenn noch so oft zurückgeworfenen Wildniß der Wüste kämpft, daß dann die Ideen des Zend Avesta gleichsam wie autochthonisch und naturgemäß erscheinen. Man kann in einigen Beziehungen Auramazda geradezu als Gott des Ackerbaus auffassen, während Ahriman dessen guten Werken verderbliche Schöpfungen einer menschenfeindlichen Natur: Sturm, langdauernden Winter, tödtliche Fliegen und dergl. aus einen: unerschöpflichen Füllhorn schädlicher Kräfte entgegenwirft. (Anthrop. I, 221). Dasselbe ist bekanntlich in Aegypten der Fall, wo dieser nämliche Gegensatz ebenfalls den entsprechenden religiösen Ausdruck in den feindlichen Gestalten des Osiris und Set gefunden hat. Im Einzelnen bedarf es aber hier, wie ausdrücklich hervorgehoben werden mag, einer sehr behutsamen und sorgfältigen Zergliederung des in Rede stehenden anthropogeographischen Problems in seine verschiedenen Factoren, wie das unser Gewährsmann auch an einem allgemeinen Schema versucht bat.gerade bei der von Montesquieu und Condorcet aufgeworfenen und bei aller statistischen Materialbenutzung doch von Buckle nicht erheblich geförderten Streitfrage vom bestimmenden Einfluß des Klimas auf die Gesittung ist dies inductive Verfahren unumgänglich geboten.

Blicken wir nun auf das Gesammtbild der Menschheit, soweit es sich sowohl nach den prähistorischen, anthropologischen und culturgeschichtlichen Forschungen, als auch nach den specifisch ethnographischen Ermittelungen zusammenhängend überschauen läßt, so fallen uns neben einigen hervorspringenden Gegensätzen die mannigfachsten Abstufungen in der Gesittung in's Auge. Wir schweigen von dem gehässigen und nichts weniger wie vorurtheilsfreien Ausdruck: Wilde, aber es wird sich auch für uns hier eine genauere Bestimmung des Begriffes der Naturvölker schwerlich vermeiden lassen. Auch hier sollte man möglichst ethische und ästhetische Normen aus dem Spiel lassen und sich zunächst an den einfachen Thatbestand halten, der uns vor Allem lehrt (einem häufigen Dogmatismus und Rassendünkel gegenüber), in diesen Vertretern niederer Gesittung nicht von der Natur verwahrloste Sprößlinge des Menschengeschlechtes zu sehen. Immerhin ist es freilich bedeutsam, daß die Kaukasier (um den alten Blumenbach'schen Ausdruck zu gebrauchen) bis auf kleine, verschwindende Reste jene untere Staffel überwunden haben, und es möchte fraglich erscheinen, ob an dem Zurückbleiben auf primitiven Entwickelungsstufen in Afrika und Australien nur die Unzuverlässigkeit und der Mangel äußerer Hilfsquellen Schuld ist. Ihr genaueres Studium, namentlich in den letzten Decennien, läßt zweifellos ihre volle Zugehörigkeit zu der geistigen Einheit der Species Sorao Zapisns erscheinen, und es ist ein mehr wie kühnes Unterfangen, wenn man in einigen enragirt darwinistischen Kreisen geglaubt hat, in ihnen die langersehnten Mittelglieder zwischen Mensch und Thier entdecken zu können. Ratzel giebt folgende Erklärung: Culturlich bilden diese Völker eine Schicht unter uns, während sie nach natürlicher Bildung und Anlage zum Theil, soweit sich erkennen läßt, uns gleich, zum Theil uns nicht fern stehen. Aber diese Schilderung ist nicht so zu verstehen, daß sie die nächst niederen Entwickelungsstufen unter uns bildet, durch die wir selbst hindurchgehen mußten, fondern so, daß sie sich ebenso wohl aus stehen gebliebenen als zur Seite gedrängten und rückgeschrittenen Elementen ansammelt und aufbaut. Es ist also ein starker Kern positiver Eigenschaft in den Naturvölkern, darin liegt Werth und Vortheil ihres Studiums. Die negative Auffassung, die nur sieht, was ihnen im Vergleich zu uns fehlt, ist eine kurzsichtige Unterschätzung. (Völkerk. I, 22.) Ohne uns hier in einen weitläufigen Streit einzulassen, möchten wir freilich daran festhalten, daß jene niedere Bildungsschicht nur dann Sinn hat, wenn wir sie mit unserer eigenen höheren, jene Vorstufen hinter sich lassenden Entwickelung vergleichen; nur unter dieser biogenetischen Auffassung, wie sie ja für die gesammte Zoologie maßgebend geworden ist, lassen sich die überaus zahlreichen Anklänge in Sage, Mythus, Religion, Recht, Sitte und Kunst zwischen denselben Gliedern dieser aufsteigenden Phase mit einander in Beziehung setzen. Aber wohl ist trotzdem Rückgang, Zersetzung, auch wohl Entlehnung aus anderen Culturkreisen möglich, bekanntlich stellt weder die „Weltgeschichte" noch sonst irgend ein organischer Proceß eine lückenlose Reihe von sich gegenseitig bedingenden Fortschritten dar. Sehr wichtig ist in diesem Schema sodann die Stellung und Bedeutung der Halbculturvölker, schon allein um deß willen, weil wir dadurch daran erinnert werden, daß wir es im Völkerleben, wie überall, mit unendlich fein abgestuften Schattirungen zu thun haben, nicht mit haarscharf abgegrenzten Gegensätzen. Legt man Kunst und Wissenschaft als die maßgebenden Kriterien an, so mag freilich der Uinstand einen Fingerzeig enthalten, daß erst die strenge Entwickelung des systematischen Denkens den vollen Gehalt höchster Cultur revräsentirt. Aber so sehr dieser Maßstab für viele Fälle passen mag, so ist er doch schlechterdings nicht überall anwendbar; die wunderbar feine, intellectuelle Gliederung und der dialektische Scharssinn der Griechen, jener Erfinder der Wissenschaft für das Abendland, wie man sie geradezu nennen kann, und die genialen und tiefsinnigen Leistungen der Inder vrotestiren gegen ein solches Schema. Es sind doch offenbar noch andere, tiefere Gründe, welche hier mit im Spiele sind, vor Allem ethische, welche das Niveau der ganzen Weltanschauung mitbetreffen. Was endlich die thatsächliche Entwickelung der Civilisation auf Erden anlangt, so kann man je nach den klimatischen Bedingungen bestimmte Culturzonen von einander unterscheiden, deren fruchtbarste und erfolgreichste in der gemäßigten Zone zu suchen ist, wofür, wie unser Gewährsmann ausführt, nicht blos eine Gruppe von Thatsachen spricht. Die wichtigsten, organisch zusanmienhängendsten, in ihrem Zusammenhang und durch ihn am stetigsten sich fortbildenden, nach Außen anregendsten, geschichtlichen Entwickelungen der letzten drei Iahrtausende gehören dieser Zone an. Daß nicht zufällig das Herz der alten Geschichte in dieser Zone am Mittelmeer schlug, lehrt sehr deutlich das Verharren der wirksamsten geschichtlichen Entwickelungen in der gemäßigten Zone auch nach der Erweiterung des Gesichtskreises über Europa hinaus, ja selbst nach der Verpflanzung der euroräischen Cultur nach jenen neuen Welten, die sich in Amerika, Afrika und Australien aufthaten. Zwar flechten sich unendlich viele Fäden in dieses große Gewebe hinein; aber da Alles, was die Völker schaffen, am Ende auf dem Thun des Einzelnen beruht, so ist zweifellos das Folgenreichste davon einmal die Zusammendrängung einer möglichst großen Zahl möglichst leistungsfähiger Individuen in der gemäßigten Zone und dann die Aneinanderreihung und Zusammenfassung der einzelnen Cultnrgebiete in einen Culturgürtel, wo der Verkehr, der Austausch, die Mehrung und Befestigung der Elemente des Culturschatzes die günstigsten Bedingungen finden, wo mit anderen Worten die Erhaltung und die Fortentwickelung der Cultur auf der größten geographischen Grundläge ihre TlMigkeit entfalten können. (Völkerk. I, 26.) Daß bei aller natürlichen Bevorzugung und der ebenso entschiedenen geistigen Anlage hier der wunderbaren Technik unserer Zeit ein wesentliches Verdienst zugefallen ist, die es versteht, Raum und Zeit auf ein Minimum zurückzuführen, daß nur dadurch der anscheinend unaufhaltsame Siegeszug der arischen Cultur über den Erdball möglich geworden ist (freilich steht die verhängnißvolle Probe mit China noch aus), bedarf wohl keiner weiteren Erörterung. Bedeutungsvoll ist endlich die That'ache, daß die meisten Völkerwanderungen, von denen die Geschichte weiß, von kälteren in wärmere Gegenden stattgefunden haben (die dorische, arische, germanisch-slcwische, aztekische u. s. w.) und somit eine gewisse äquatoriale Tendenz zeigen.

Eines der düstersten Cavitel der Culturgeschichte und Völkerkunde füllt der Bericht über den Untergang der Naturvölker, die von dem Pesthauch der Civilisation, wie man meist sich ausdrückt, angesteckt werden und rettungslosem Verderben anheimfallen. Die Brutalitäten und Massenmorde, welche sich die Vertreter europäischer Gesittung gegenüber harmlosen Kindern des Naturzustandes erlaubt haben, und die leider noch bis in unser Iahrhundert hineinreichen, sollen durchaus nicht beschönigt werden, und es genügt allein wohl der Hinweis auf die stark rhetorisch geführte Verdammung dieser Ruchlosigkeiten seitens Peschels, um dieser traurigen Thatsache gerecht zu werden. Aber gerade dieser Schriftsteller hat dabei auch auf ein sehr wirksames Motiv die Aufmerksamkeit gelenkt, welches gewöhnlich viel zu wenig beachtet wird, nämlich ein eigenthümlicher, tief eingewurzelter Lebensüberdruß, den z. Z. der bekannte Iesuitenpater Dobrizoffer bei seinen Abiponen beobachten konnte. Zu dieser verhängnißvollen Depression, die sich in zahlreichen Selbstmorden bekundete*), treten aber noch mancherlei cmderseitige Beweggründe, um das düstere Gemälde zu vollenden, das Ratzel treffend: die Pathologie der Weltgeschichte nennt. Schon physiologische Ursachen wirken mit; denn entgegen der gewöhnlichen sentimental angekränkelten Meinung schwelgen die Naturvölker durchaus nicht in einem unerschöpflichen Fond unwiderstehlicher Gesundheit, sondern sie sind umgekehrt viel schneller empfänglich für verheerende Seuchen nnd erliegen auch rascher deren Angriffen, als wir; dazu kommt die sociale Lockerung durch unaufhörliche Fehden, das völlig incommensurable Conto, das man der gewohnheitsgemäßen Geringschätzung des menschlichen Lebens als solchen zu danken hat, Kindesmord, Menschenopfer, Anthropophagie und endlich die blutige Geißel des Menschenthums, die Kriegsfurie. Zusammenfassend stellt der

erfahrene Reisende diesen Zersetzungsproceß so dar: Die Berührung mit den Europäern hat dieses Sterben beschleunigt, aber es

*) Dahin gehören auch die Wahnsinnsepidemien, Veitstanz-Anfälle :c., von denen Zndianerdöfer heimgesucht und entvölkert werden.

liegen Anzeichen vor, daß dasselbe auch früher vorkam. Fragt man nach den Ursachen dieses tief in die Geschichte der Menschheit einschneidenden Verhältnisses, so muß gesagt werden, daß Völker niederer Culturstufe auf einer durchaus ungesunden Basis stehen. Sie stehen körperlich und moralisch hinter den Culturvölkern zurück. Sie gehen sorglos und grausam mit Menschenleben um, deren Zunahme ihnen oft gefahrlich, bedrückend zu sein scheint. Sie theilen daher nicht unsere Begriffe vom Werth des Lebens. Krankheit, ungesundes Leben in Kleidung, Hütte und Nahrung, Kindesmord, Ertödtung des Werdenden im Keime, unnatürliche Laster, Polygamie, Hungersnoth und Wassermangel, Krieg, Menschenraub und endlich Ccmnibalismus bilden einen Compler von Thatsachen, die alle der Vermehrung der Bevölkerung entgegen wirken. Was aber sich nicht vennehrt, wird zurückgedrängt, da andere Völker, welche wachsen, den Platz einzunehmen streben, welchen jene schwächeren nicht auszufüllen im Stande sind. (Anthrop. II, 395).

Die Einheit des Menschengeschlechts, welche die Völkerkunde trotz aller mannigfaltigen Abstufungen und selbst anscheinend unzerstörbarer Rassengegensätze unentwegt festhalten muß, regt uns aber zum Schluß noch zur Erörterung eines vielbesprochenen Problems an, das selbst außerhalb der Kreise der eigentlichen Fachgenossen viel Staub aufgewirbelt hat, nämlich der Streitfrage, ob mir bei Bräuchen, Sitten, Gewohnheiten, Anschauungen und Ideen jedes Mal Uebertragung und Entlehnung oder umgekehrt selbstständige Entstehung anzunehmen haben. Ratzel steht mehr auf dem ersten Standpunkt, obwohl er doch nicht umhin kann, zu gestehen: In der stillen Schneehütte der Hyperboreer erklingt dieselbe Sage, zu der im tropischen Stillen Ocean auf einer einsamen Koralleninsel die Palinenkronen rauschen. Die Tätowirung des Kinnes mit einigen geraden Linien, die senkrecht parallel ziehen, kommt am Behringsmeer und in Patagonien vor. Nicht nur die Steinwaffen an sich gleichen einander, die man an der Ostsee und am Stillen Ocean findet, dieselben werden im gleichen Gedanken als Donnerkeile gedeutet in Attika und auf Celebes, am Orinoko und in Schwaben (Anthrop. II, 692). Und Angesichts dieser überraschenden Gleichartigkeit menschlichen Geisteslebens wird geradezu ein Gemeinbesitz der Menschheit entworfen, ein gleichsam unveräußerliches Inventar an technischen, socialen, politischen, mythologischen, ethischen und künstlerischen Ideen. Dennoch ovponirt unser Kritiker scharf gegen jene andere, wesentlich von Bastian und seinen Anhängern vertretene Lehre des Völkergedankens, welche letzten Endes auf die bekannte socialpsychische Perspective zurückführt. Wenn Stäbchenpanzer (heißt es hier u. A.) im Tschuktschenlnnde, auf den Aleuten, in Japan und in Polynesien gleichsam durch eine sssusrati« asyuivoc», des menschlichen Intellekts in's Dasein treten, so genügt die Untersuchung eines einzigen Falles dieser Art, um alle anderen zu verstehen. Dann ist es mehr der Geist des Menschen, als die Erzeugnisse dieses Geistes, welche die Ethnographie interessiren; dann hat es geringen Werth, die geographische Verbreitung irgend eines ethnographischen Gegenstandes sorgsam zu untersuchen, und die Völkerkunde kann der Hilfe der Erdkunde entbehren. Wir können hier begreiflicher Weise nicht in eine weitläufige Polemik eintreten*), sondern begnügen uns mit der ganz allgemeinen Bemerkung, das uns jener scheinbar so unversöhnliche methodische Gegensatz sehr übertrieben zu sein scheint. Stellt sich irgend eine auffällige Uebereinstimmung in Sitte, Brauch und Glauben zwischen zwei durchaus stammfremden Völkerschaften heraus, so ergiebt sich dadurch freilich durchaus noch nicht sofort die Gilligkeit jener etwas spöttisch als Asosratio ashuivooa bezeichneten Theorie, sondern es bedarf vorerst einer sorgfältigen rein geographisch-topographischen Erforschung des bezüglichen Verbreitungsbezirkes. Gelangen wir aber hier zu keinen unanfechtbaren, objectiv beweiskräftigen Ergebnissen, so bleibt eben nichts Anderes übrig, als ?u jener Annahme zu greifen, daß sich das Denkvermögen aller Menschenstämme, wie Peschel sich ausdrückt, bis auf seine seltsamsten Sprünge und Verirrungen gleicht. Ganz besonders die vergleichende Rechtswissenschaft, sowie die sich neuerdings entwickelnde vergleichende Mythologie auf ethnologischer Basis haben in dieser Beziehung die vorzüglichsten Beweise geliefert; hier kann für eine unbefangene Auffassung, die sich nicht von vornherein gegen die logische Möglichkeit einer anderen Entstehung verschließt, in der That keine andere Erklärung aufkommen. Daß aber gerade diese förmliche Sucht, jedes Mal einen wirklich historisch-geographischen Weg für die angebliche Entlehnung finden zu wollen, schließlich nur zu handgreiflichen Absurditäten führt, liegt nur zu nahe und ist auch von Ratzel selbst zugestanden.

Soll die Völkerkunde den mißgestalteten Begriff der bisherigen Weltgeschichte in seiner vollen Tragweite realisiren, so bedarf es der unausgesetzten Mithilfe verschiedenartiger Disciplinen. Daß dazu Geographie und Ethnographie in erster Linie gehören, bedarf wohl kaum ausdrücklicher Betonung; auch andere naturwissenschaftliche Untersuchungen gehören in diesen weiten Rahmen mithinein — so würden für das so wichtige Moment des Klimas meteorologische und geologische Forschungen schwerlich zu entbehren sein, für die bedeutungsvolle Frage der Rassenabwandelung und Anpassung des Menschen in seine Umgebung ebenso wenig anatomische und zoologische Studien. Dazu kommen dann noch die eigentlichen historischen und linguistischen Wissenschaften und endlich als Krone des Ganzen die Beherrschung psychologischer Principien — fürwahr eine ungewöhnlich reiche Rüstkammer des Wissens. Es liegt nun in der Natur der Dinge, daß individuelle

*) ES mag deshalb gestattet sein, auf das Werk des Verfassers zu verweisen: Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben, Stuttgart, Eule 1896, beonders S. 266 ff.

Anlage und Neigung einen oder den anderen Zweig an diesem ästereichen Baume der einen umfassenden Wissenschaft bevorzugt, und das trifft bei Ratzel in Bezug auf die vorzügliche Fundamentirung ethnologischer Probleme auf geographisch-ethnographische Documente zu. So schreibt er im Hinblick auf die vielfach recht mühselige Sammlung des concreten Materials in der Vorrede zum zweiten Bande seiner Ethnographie: Den Gewinn dieser Arbeit fand ich in der Erkenntniß, daß es für die Ethnographie zwei Wege wissenschaftlicher Ausgestaltung gebe, auf deren einen die psychologische Methode führt, während der andere nur der Weg der Geographie sein kann. Am deutlichsten drückt wohl die Abgrenzung des anthropogeographischen Forschungsgebietes in der Ethnographie den Gegensatz von psychologischen und anthropogeographischen Thatsachen aus; denn in der letzteren tritt uns die Wanderung fertiger Gedanken und Werke, in der ersteren ihre Neuentstehung entgegen, und jene bedeutet eine Verbindung mit den Orten und Räumen, während diese die Verbindung mit der Seele des Menschen sucht. Aber durchweg tritt doch auch eine völlige Vertrautheit mit philosophischen und insbesondere psychologischen Theorien hervor, wie das ja auch bei einem so umfassenden Forscher kaum anders zu erwarten ist, namentlich folgt Ratzel öfter Anregungen des großen Begründers der modernen Sociologie, A. Comte, ohne dessen Einseitigkeiten zu theilen. Namentlich verdient es hervorgehoben zu werden, daß die verhängnißvolle Verknüpfung sociologischer Principien mit darwinistischen Hypothesen erst jedesmal einer besonderen kritischen Prüfung auf die inductive Haltbarkeit unterzogen wird, ehe die Zustimmung erfolgt. Auch hier kann erst eine umfassende Vergleichung des empirischen Materials die letzte endgiltige Entscheidung an die Hand geben. Wer eines verläßlichen, vorurtheilsfreien Führers für das weite Gebiet des Völkerlebens bedarf, dem können wir nur mit bestem Gewissen rathen, sich unter diese Obhut zu begeben, und zwar umso mehr, als sich die Darstellung durch einen ansprechenden und allgemein verständlichen Ton auszeichnet.

Feige?

von

A Gurten.

— Tilsit. —

je spartanischen Mütter prägten ihren zur Schlacht ziehenden Söhnen ein, sie dürften nur mit dem Schilde oder auf ihm heimkehren. Wehe dem Spartaner, der nicht seine Wunden vorn auf der Brust gehabt hätte" — las der Knabe. „Verstehst Du das?" „Ia, Mutter."

Der eigenthümlich gepreßte Ton der Antwort veranlaßt« die Frau aufzusehen, und nach einem prüfenden Blick in das blosse Gesicht des Knaben sagte sie hastig: „Laß jetzt das Lesen, Heinz, Du bist mit Deinen Schularbeiten fertig, konntest zu Deinen Kameraden hinauslaufen."

Ohne Etwas zu erwidern, erhob er sich, legte das Buch aus der Hand und verabschiedete sich von der Mutter. Aber er sprang nicht hinaus, wie andere Knaben es wohl gethan hätten, er ging langsam, müde, die schmale Gestalt ein wenig vornübergeneigt.

Mit einem Seufzer blickte ihm die Mutter nach. Warum konnte er nicht sein wie seine Brüder, die frisch und derb ihren Weg gegangen waren, warum mußte dieser Iüngste das grüblerische Wesen seines Vaters geerbt haben? Frau Günther hatte ihren Mann, der Dorfschullehrer gewesen, aufrichtig geliebt und nach seinem Tode aufrichtig betrauert, aber sie hatte doch nie so recht gewnßt, wie sie mit seiner sinnigen Natur, seiner zarten Gesundheit umzugehen habe, und mit allem ehrlichen Willen ihrer kräftigen Seele vermochte sie auch nicht sich in diesen Sohn hineinzuversetzen, der seinem Vater nachzuarten schien. Aber sie bewunderte ihn, war stolz auf feinen Trieb zur Gelehrsamkeit und das Lob, welches ihm der Lehrer spendete.

Als draußen die milde Sommerluft in des Knaben Gesicht wehte, hellten sich seine Blicke auf, beschleunigte sich sein Schritt. Er hatte ein ganzes Stück Weges bis zum Anger, auf dem die Iugend ihre Spiele zu treiben pflegte, denn das Dorf lag langgestreckt da, und das Häuschen seiner Mutter war das vorletzte nach der einen Richtung hin. Mit lautem Zuruf wurde er empfangen, als er in den Gesichtskreis seiner Kameraden trat, aber sie wurden ungeduldig, da er nicht schnell genug ihnen entgegenkam.

„Flink, Heinz, wir wollen Etwas unternehmen."
„Kriech doch nicht wie eine lahme Laus."
„So ein Schulmeisterjunge."

Aber all diese Zurufe klangen gutmüthig, und wenn auch bei dem letzten ein helles Roth in die Wangen des Knaben gestiegen war, nahm er sie doch ohne Entgegnung hin:

„Was wollen wir heut für ein Kampfspiel aufführen?" fragte der lange Wilhelm. „Weißt Du noch, Heinz, wie heißt doch schon der Held, von dem Du neulich erzähltest? Leo war sein Vorname."

„Leonidas, den Spartaner, meinst Du," sagte der Gefragte, aber kein Lächeln erhellte dabei sein Gesicht, sondern mit einem nervösen Zucken hob er die Hand. „Nein, das geht nicht; wir wollen wieder Trojanischen Krieg spielen."

Damit waren Alle einverstanden, und nur die Vertheilung der Heldenrollen machte noch große Schwierigkeiten. Für Hektor und Achill gab es viele Bewerber, und zur Noth noch für Agamemnon, Menelaus und Paris — es war keine Kleinigkeit, Alles in Gang zu bringen. Doch zum Schluß gelang es Heinz, der sich mit der Rolle des Patroklos begnügte, Ordnung zu schaffen. Der lange Wilhelm, sonst der ungeduldigste von den Knaben, machte ihm dabei keine Schwierigkeiten, er hatte ein für alle Mal den Ajax übernommen und wußte wohl, weshalb. Die Aussicht, später als rasender Ajax nach Herzenslust wüthen zu dürfen, versöhnte ihn mit dem geringen Antheil, den er anfangs nur an den Kämpfen hatte. In einigen verwegenen Köpfen tauchte der Gedanke auf, zur Helena und Andromache ein paar von den Mädchen, die auf einem anderen Theile des Angers sich belustigten, zu holen, aber die Mehrzahl der Burschen fühlte zu tief das Entwürdigende, mit diesen verachteten Wesen ihre Spiele zu theilen, als daß der Vorschlag nicht sofort zurückgewiesen worden wäre. Es genügte, die Anwesenheit der Frauen, wo sie erforderlich war, einfach vorauszusetzen, und doch schien der Gedanke, daß sie den Kämpfen zusahen, wenn Heinz ihm Ausdruck gab, stets den Eifer ganz besonders zu entflammen. Endlich kam der große Augenblick, in dem Ajax sich rasend in die Schlacht stürzte. Diesem Helden konnte man es auf's bloße Wort glauben, daß er soeben in einer Rinderheerde die furchtbarste Verwüstung angerichtet hatte, denn auch unter seinen menschlichen Feinden wirkte er unheimlich. Es dauerte nicht lange, bis unter jammervollem Geschrei vor seinen kräftigen Fäusten die Blüthe Jlions dahinsank. Dabei erhielt Paris einen besonders energischen Stoß in's Gesicht, der einen Blutsturz aus der Nase zur Folge hatte. Das ging nun doch über den Spaß, und der große Krieg wurde unterbrochen. Gottlieb-Paris wurde auf die Erde gebettet, und ziemlich rathlos standen Griechen und Troer um ihn.

„Hat nicht Einer ein Sacktuch bei sich?" fragte der lange Wilhelm. „Du, Heinz, hast ja immer eins, und so möglichst rein; tauch's in den Brunnen und leg' es ihm auf die Nase, dann ist bald Alles gut. Aber Herr Gott, wie siehst Du aus?" unterbrach er sich, da Heinz todtenblaß nur mit zitternden Händen dem Verlangen entsprechen konnte.

„Er kann kein Blut sehen," rief lachend ein anderer Knabe.

„Der Feigling," höhnte ein Dritter.

Das nasse Tuch that bald genug seine Schuldigkeit, und Gottlieb erklärte selbst, wieder Paris sein zu können. So sollte es denn von Neuem an das Ordnen des Spieles gehen, als man das Fehlen Heinz Günthers bemerkte. Er mußte sich, mährend Alle um den Gefallenen beschäftigt waren, leise entfernt haben. Bestürzt blickten sich die Knaben an.

„Was hatte er nur wieder?"

„So ein zimperlicher Junge, kann kein Blut sehen und kein böses Wort hören."

„Muttersöhnchen."
„Duckmäuser."

Doch trotz des Scheltens schien Allen nicht recht geheuer zu Muthe zu sein. Der Heinz war stets ein so guter Kamerad, von ihm kamen alle ihre Spiele, und er hatte noch nie Einen verpetzt, auch wenn ihm der tollste Schabernack angethan mar. Während die Burschen kleinlaut zusammenstanden, kam vom anderen Ende des Angers ein Mädchen daher, frisch und blühend, in stolzer, aufrechter Haltung, mit einem schweren Korbe am Arm. Sie warf nur einen Blick auf die Gruppe und sagte dann achselzuckend:

„Also wieder gerauft! Aber wo habt Ihr den Heinz Günther?"

Der lange Wilhelm zuckte nur die Achseln, aber die Anderen konnten dem klaren, fragenden Blick nicht widerstehen, und in wenigen Minuten wußte das Mädchen Alles. „Schämt Ihr Euch nicht, Ihr bösen Buben? Wenn ich der Heinz wäre, ich kümmerte mich nie mehr um Euch, lehrte Euch keine Spiele mehr. Er ist besser, als Ihr Alle zusammen," und den schweren Korb fester an sich nehmend, ging sie vorüber. Nur in der Nähe von Frau Günthers Häuschen mäßigte sie ihren schnellen Schritt. Da dort Alles still und ruhig mar, verfolgte sie weiter ihren Weg, denn sie mußte bis zuin allerletzten Grundstück gehen, das noch ein paar hundert Schritte weiter hinaus lag und ihrem Vater, dem Bauer Steffens, gehörte, von dem die Leute sich erzählten, er sei in den letzten Jahren durch einen schwunghaften Viehhandel ein sehr reicher Mann geworden. Vorher noch überholte sie Heinz, der langsam, in sich versunken, dahinschritt. Bei ihrem freundlichen Anruf fuhr er herum, und sie blickte in ein kummervolles Gesicht, dessen Blässe durch etwas geröthete Augenlider noch auffälliger wurde.

„Na, Heinz, so allein und hier draußen! Wartet die Mutter nicht schon mit dem Abendessen?"

„Ich kann nicht," sagte er mit zuckenden Lippen. „Ich bin nicht hungrig, und ich wollte allein sein."

„Heißt das, ich möge mich fortscheeren?"

„Nein, Grethe, so mußt Du nicht sprechen. Du bist immer gut zu mir. Wenn ich Dich nicht hätte —" „Warte einmal."

Sie waren an dem Steffen'schen Hause angelangt, in welches das Mädchen hineinging, um gleich darauf ohne Korb wieder herauszutreten.

„Vater kommt heut spät nach Hause, da kann ich Dich noch ein Ende Weges begleiten. Der Abend ist so schön; wir wollen in die Haide."

Der Knabe nickte mit einem träumerisch dankbaren Lächeln und fragte erst nach einer Weile:

„Fürchtest Du Dich gar nicht, wenn Du so allein zu Hause bist, denn Eure alte, taube Christine kann Dir doch Nichts helfen."

Das Mädchen lachte übermüthig. „Nein, wenn irgend etwas Schlimmes geschähe, müßte ich sie schützen. Aber warum sollte ich mich fürchten? Wenn Vater mit dem Knecht fort ist, bin ich immer allein, das macht mir Nichts aus."

„Aber wenn es dunkel ist, Grethe, und Alles still, und es dabei summt und klingt und raschelt und manchmal in der Schwärze ganz weiß schimmert?"

Die Augen des Knaben wurden groß und starr, während er es mit leiser Stimme sagte.

„Was Du Alles sprichst, Heinz!" unterbrach sie ihn, offenbar gegen ein unbehagliches Gefühl ankämpfend. „Dunkel und Stille habe ich gern, und lege ich mich in's Bett, so schlafe ich gleich ein, ich bin dann immer so müde."

„Ich kann nie gleich einschlafen, und manchmal freut's mich, dann kann ich denken und träumen, aber manchmal ist es sehr unheimlich."

Sie waren jetzt in der Haide angelangt und ließen sich auf ihrem Lieblingsplatz nieder, am Fuße eines Hügels, der ihren Rücken schützte. Vor ihren Blicken breitete sich die große, im Abendsonnenschein schimmernde Fläche aus. Still schauten die Kinder hinaus; erst nach einer langen Weile wandte sich Grethe an ihren Kameraden: „Ich glaube, Du bist ein Dichter, Heinz. Mein Vater hat mir erzählt, daß Dein Vater Gedichte machte, und ich glaube, das könntest Du auch."

„Nein, Grethe, das nicht; aber ich muß Dir Etwas sagen — ich habe es noch keinem Menschen anvertraut, und es darf es auch Keiner wissen — nur Du, Du ganz allein: Ich möchte so gern ein Held sein; ich träume immer von Krieg und Schlachten und stolzen Thaten; aber ich werde nie einer werden, ich bin ein Feigling."

Er stieß das letzte Wort fast schreiend heraus, so daß Grethe zusammenfuhr. Doch dann widersprach sie: „Nein, Heinz, lieber Heinz, das bist Du nicht."

„Ja, Grethe, Du weißt es nicht so, aber Alles erschreckt mich, vor Allem fürchte ich mich. Wenn die Jungen raufen und schimpfen und wenn gar Blut fließt, dann möchte ich immer weinen, und sie sehen es mir an, und bald werden es Alle missen und dann — und dann —"

„Aber, Heinz, was sprichst Du nur? Du bist nicht feige. Hast Du mich nicht einmal beschützt, als der lange Wilhelm mich schlagen wollte, und ich hätte mich seiner nicht erwehren können, wenn Du nicht gekommen wärest. Nein, wirklich. Du bist nicht feige. Du magst nur nicht die Wildheit und das rohe Wesen von den anderen Burschen, und darum habe ich Dich lieber. Sei nnr ruhig. Du bist besser als sie Alle."

Langsam stieg in das blasse Gesicht des Knaben die Röthe warmer Freude; aber doch schüttelte er den Kopf. „Du weißt es nicht richtig, Grethe, aber Du bist so gut, so gut."

Dann saßen die Kinder wieder still beieinander und sahen langsam die Sonne untersinken und das Abendroth verglühen. Da sprang das Mädchen auf. „Es wird Ml und spät, Heinz, wir wollen heimgehen."

Vor Bauer Steffens Thür trennten sie sich, aber noch eine ganze Weile schaute das Mädchen der langsam im Dunkel verschwindenden Gestalt nach. Sie mar vierzehn Jahre alt, und er zwölf, aber was sich in ihrem Innern regte, als sie ihn gebückt und müde dahingehen sah, das war ein so echtes, mütterliches Gefühl, wie es nur, aus Mitleid und Liebe gepaart, ein Frauenherz zu empfinden vermag.

Das Leben im Dorfe sging seinen stillen, einförmigen Gang weiter, und Heinz füllte weiter seinen kleinen Platz darin aus. Nach wie vor war er der Beste in der Schule, nach wie vor wandten sich seine Mitschüler an ihn, wenn sie bei ihren Arbeiten der Hilfe bedurften, und verhöhnten ihn, wenn sie ihn nicht verstanden, waren aber auch ebenso bereit, ihn gegen Jeden, der ihm zu nahe trat, zu vertheidigen; und nach wie vor wurde am schönsten gespielt, wenn Heinz dabei war und ihnen von Krieg und Kampfspielen erzählte, die sie dann in Scene setzen konnten. Zlber je mehr jder Herbst sich näherte, um so seltener erschien Heinz auf dem Anger, und um so häufiger lag er auf der Haide, meistens allein, versunken in Träume von Glanz, Schönheit und Tapferkeit.!

Manchmal gesellte sich auch Grethe zu ihm, und das war noch schöner, aber es konnte nicht oft geschehen, denn das Mädchen hatte sein reichliches

Tagewerk. Sie hatte keine Mutter mehr; die alte, taube Christine war ihre einzige, schwache Hilfe in der Wirtschaft, und der Vater war anspruchsvoll.

An einem selten schönen Herbsttage lag Heinz wieder inmitten der blühenden Haide. Die Luft war so klar und schimmernd und von solch' leuchtender Durchsichtigkeit, wie nur diese Iahreszeit sie kennt. Des Knaben Brust weitete sich in voller Empfindung für den Zauber um ihn her, und reger als je arbeitete seine Phantasie. Er sah das alte Griechenland vor seinen Blicken erstehen, er sah den Engpaß der Thermovylen und Leonidas mit seinen 300 Mann ihn vertheidigen gegen die Feinde, er sah sie fallen Mann für Mann, jeder mit seiner tödtlichen Wunde auf der Brust, und er selbst war mitten unter ihnen und fühlte nicht den Schmerz der Wunde in dem stolzen Bewußtsein, sein Leben für sein Vaterland, ewigen Nachruhmes sicher, hinzugeben — da fauchte und schnob es neben ihm, und mit einem gellenden Schrei, zitternd an allen Gliedern, sprang der Knabe empor. Eine Kuh hatte sich von der nahen Weide hierher verirrt und glotzte ihn mit vorwurfsvollen Augen an. Verschwunden waren die Gefilde von Hellas, zerstoben der stolze Heldentraum. Heinz preßte seine Fäuste vor die Augen, warf sich auf die Erde, und während sein ganzer Körper zuckte, rang es sich immer wieder in wilder Verzweiflung von seinen Lippen: feige, feige, feige. —

Der Winter war noch stiller für Heinz Günther. Da er zur Haide nicht hinauskonnte, hätte es ihn wohl gelockt, öfters mit seinen Kameraden Schneeburgen zu bauen und sie bald zu vertheidigen, bald anzugreifen, aber er wurde immer so bald müde, und dann neckten ihn die anderen Iungen, da blieb er lieber ganz daheim und las in den Büchern feines Vaters oder genoß auch wohl in seinen Träumen Alles, was das Leben ihm versagte. So wenig achtete er der Außenwelt, daß er gar nicht merkte, welch' große Pläne der Dorfschullehrer mit seiner Mutter schmiedete, wie sie darüber verhandelten, ob es nicht anginge, ihm den Besuch eines Gymnasiums in der nächsten größeren Stadt und später ein Universitätsstudium zu ermöglichen. Ganz aufzuwachen schien er nur, wenn Grethe kam, um mit der Mutter und ihm zu plaudern. Daß sie um sein furchtbares Geheimniß wußte und ihn doch liebte, ja, nicht einmal recht an seine Feigheit glaubte, das gab ihm ein Gefühl des Friedens und Geborgenseins in ihrer Nähe, wie er es sonst nie kannte. Zu Bauer Steffens ging er selten, obwohl er dort stets freundlich aufgenommen wurde. Grethe mochte ihre frische, thatkräftige Natur vom Vater geerbt haben, aber bei ihm war der Thätigkeitstrieb zu Ruhelosigkeit geworden, und wenn das Mädchen ein stilles, freundliches Stündchen haben wollte, so mußte sie es eben bei Frau Günther suchen. —

Allmählich nahm auch der Winter wieder ein Ende, obgleich es lange genug damit dauerte. Selbst der Mai war noch naß und kalt, und erst im

Juni war der Sommer plötzlich da mit Sonnenschein, Wärme und grünem Laub. Heinz stand geblendet von all der Pracht, aber eine böse Erkältung fesselte ihn noch tagelang an's Zimmer. Als er zum ersten Male wieder zur Haide hinaus konnte, war ein wundervoller Sommertag, und er ging auch zum ersten Male wieder barfuß. Wie schön es sich über die Wiese lief, aber ehe er zur Haide kam, mußte er die Landstraße überschreiten. Er achtete nicht des Weges, trat auf einen spitzen Stein und konnte nur mühsam, eine leichte Blutspur hinter sich lassend, seinen gewohnten Platz erreichen. Dort untersuchte er die Wunde genauer und reinigte sie, so gut es ging. Sie brannte und schmerzte ihn sehr, aber eben deshalb wurde ihm das Auftreten so sauer, daß er nicht bis zu dem nächsten Ninnsel, an dem er sie hätte kühlen können, gehen mochte. Sehr niedergeschlagen wühlte er seinen Kopf in Gras und Haidekraut ein und überlegte, was er anfangen würde, wenn Keiner käme und ihn hier fände. Es müßte sich auch in der Nacht hier draußen schön schlafen, aber die Mutter würde sich ängstigen, und wenn es dunkel würde, konnten Thiers kommen, Stimmen laut werden. Aus seiner durch Schmerz und Schwäche entstandenen Betäubung fuhr Heinz mit einem angstvollen Stöhnen empor. Die Sonne stand schon tief, wirklich bald würde die Nacht hereinbrechen, und er mar allein — allein. Er versuchte sich aufzurichten, aber obgleich er sein Sacktuch fest um die Wunde am Fuß gebunden, that sie doch so weh, daß er hilflos wieder zurücksank. Nach einer Weile dumpfen Brütens hörte er ein Geräusch. Sollte Grethe? — aber nein, das waren andere Tritte, und nun wurde auch gesprochen mit rauhen häßlichen Stimmen. Scheu verbarg sicb der Knabe hinter dem Kieferngestrüpp, das den kleinen Hügel, an dem er lehnte, krönte. Lieber vor Schmerzen vergehen, als mit wüsten Gesellen in Berührung kommen. Aengstlich spähte er durch die Zweige und sah, wie die beiden Männer stille standen, sich umschauten, und als sie Niemand entdeckten, sich ganz in seiner Nähe auf die Erde setzten, um sich dort zu besprechen.

„Heut muß es geschehen," sagte der Eine mit wilder Energie, „nie ist die Gelegenbeit so günstig. Gestern hat der Steffens ein paar Thiers verkauft und noch nicht Zeit gehabt, das Geld zur Stadt zu tragen, weil er auf ein Gut zu neuem Kauf hinaus mußte. Ich belauschte ihn, als er mit dem Knecht sprach, und den hat er mitgenommen. Nun ist die Grethe allein im Hause, denn er kommt erst gegen Morgen zurück, und dem alten Frauenzimmer, das sonst bei ihr ist, hat sie auch erlaubt, über Nacht fortzubleiben. Heut muß es geschehen und bald nach 10 Uhr, wenn eben der Mond aufgeht. Dann ist's hell genug, um ohne Laterne das Geld im Schrank zu finden — ich weiß ja noch gut, wo er es aufbewahrt — und noch nicht zu hell, um ungesehen wieder fortzukommen."

„Wer wenn es die Grethe doch hört?" sagte unentschlossen der Andere.

„So muß ihr der Mund verstopft werden."

Fast hätte in diesem Augenblick ein angstvoller Aufschrei den Knaben verrathen, doch ein lebhafter Widerspruch des anderen Mannes verschlang das Geräusch.

Wieder ließ sich die rauhe Stimme des ersten Sprechers hören. „Mach' kein Geminsel, ich will sie ja nicht umbringen; nur ein Tuch in den Mund, ein Strick um Arme und Beine. Du sollst blos draußen stehen, und doch theilen wir nachher halbpart. Du hast es am besten bei der ganzen Geschichte."

Seine Gründe schienen auf fruchtbaren Boden zu fallen. Schon nach einer kleinen Weile erhoben sich die Männer und schlugen die Richtung nach dem Dorf zu ein, um in der Nähe des gefährdeten Gehöftes volle Nachtruhe und Mondaufgang abzuwarten. Wie sie dahinschritten und Heinz nun ihre vollen Gestalten sehen konnte, wurde ihm zur Gewißheit, was ihm die Stimme schon wahrscheinlich gemacht hatte, daß der Verführer der schwarze Anton war, der einst bei Steffens als Knecht gedient und später wegen Straßenraubes ein paar Jahre im Zuchthaus gesessen hatte. Nein, für den gab es kein Bedenken, kein Mitleid, dem wäre es auch auf einen Mord nicht angekommen, — und, Grethe mar allein zu Hause. O, wer jetzt nicht so schwach wäre und so feige, so feige! Es mußte Hilfe geschafft werden, aber wer sollte es thun, und nun wurde es auch schon dunkel. Keine Zeit mehr, vor der zum Verbrechen bestimmten Stunde in's Dorf zu kommen und Leute zu benachrichtigen! Bis zu dem Steffen'schen Hause zu gelangen, muhte noch möglich sein, aber dazu müßte man keinen kranken Fuß und keine Angst haben. Sie fürchtete sich nicht, aber was würden ihr heut Muth und Kraft helfen! Sie glaubte auch nicht an seine Feigheit, hatte so viel Vertrauen zu ihm, und er log hier, und dort thaten sie ihr ein Leides an. O, nur dies eine Mal Heldenmut!) und Heldenkraft! — Von einer Gemalt gezogen, die stärker mar als Schmerz und Angst, stand Heinz plötzlich auf seinen Füßen. Nach den ersten Schritten glaubte er umfallen zu müssen, aber er bezwang sich, und es ging doch vorwärts. Je dunkler es wurde und je mehr sich die entscheidende Stunde näherte, um so weniger fühlte er seine Leiden. Das Tuch löste sich von seinem Fuß, aber er nahm sich nicht die Zeit, es aufzuheben oder gar aufs Neue zu befestigen. Wenn ihn ein Schwindelanfall zu rasten zwang, stützte er sich fest auf den Knüppel, den er unterwegs aufgelesen hatte, und wartete, bis er vorüberging. Als er nur noch ein paar hundert Schritt von dem Steffen'schen Hause entfernt war, hörte er vom Dorfe her die Uhr zehn schlagen, und schon ließ sich am Horizont die Stelle erkennen, an welcher der Mond aufgehen würde. Nun hieß es sich nicht blicken lassen. Wurde er von den Verbrechern vorzeitig entdeckt, so mar es um ihn geschehen, und er konnte Grethe nicht helfen. Gegenüber dem Gehöft auf der anderen Seite der Landstraße zog sich Weidengebüsch hin, das dem Knaben die nöthige Deckung bot. Jetzt war er in gleicher Linie mit dem Hause, aber schon sah er auch im ersten Schimmer des Mondes zwei Männer heranschleichen und an einem der Fensterläden mit Werkzeugen geräuschlos Hantiren. Da galt kein Zaudern. Mit dem gellenden Schrei: „Grethe, Vater Steffens, Räuber, Diebe," sprang er über die Straße, und dieser Schrei wurde so schnell durch Hundegebell und ein Geräusch im Innern des Hauses beantwortet, daß die Männer schreckensvoll von ihrer Arbeit abließen und nur an Flucht dachten. Wer noch einmal wandte sich der schwarze Anton um, ergriff mit einem wilden Fluche einen großen Stein und schleuderte ihn gegen den Knaben, der lautlos zusammenbrach; dann setzte er, verfolgt von Steffens wildem Hunde, feinen Lauf fort.

Die Hausthttr wurde geöffnet, und Grethe, nur mit Rock und Tnch bekleidet, stürzte hinaus. Mit einem Schrei warf sie sich neben dem Gefallenen nieder. „Heinz, was mar das, und wie siehst Du aus?" Sie hatte das Blut bemerkt, das aus der Brust des Knaben strömte, und sie riß ihr Tuch von der Schulter, um es zu stillen. Dann flog sie in's Haus zurück und kam mit Wasser und Leinwand wieder. Während sie mit zitternden Fingern sich bemühte, durch nasse Umschläge das Blut zu hemmen, versuchte der Knabe mühsam, ihr zu berichten, was geschehen war: „Ich wußte es ja, Heinz, Du bist nicht feige. Du bist ein Held, Du hast mich errettet und Dich für uns geopfert; aber was ist Dir, Heinz, lieber, lieber Heinz?"

Der letzte Angstrnf entfuhr ihr, da der Knabe sich plötzlich lang ausstreckte, mit einein schweren Seufzer die Augen schloß und sich nicht mehr rührte. Sie versuchte ihn aufzurichten, und da er keinen Schmerzenslaut von sich gab, hob sie ihn auf ihren Armen empor und tnig ihn in's Haus auf ihr Bett. Da saß sie, immer wieder die Umschläge erneuernd, obgleich das Blut längst zu fließen aufgehört hatte, und versuchte den mehr und mehr erkaltenden Körper durch Betten und Tücher zn erwärmen, immer mit der angstvollen Frage, ob sie ihn verlassen dürfe, um Hilfe zu holen, oder ob sie ihm durch ihr Bleiben mehr nützen könne. Und so fand sie der Vater, als er in der ersten Morgenfrühe mit seinem Knechte heimkehrte. Erschüttert vernahm er die entsetzliche Kunde des Vorgefallenen und mußte sich überzeugen, daß sein muthiger, kleiner Netter schon längst aller Hilfe und allem Dank entrückt war.

Eine halbe Stunde später kniete die unglückliche Mutter an der Leiche ihres Jüngsten und stand die Stube voller Leute, die sich von der ganz gebrochenen Grethe erzählen ließen, was geschehen war, und von dem Arzte, daß hier auch schnelle Hilfe Nichts hätte retten können. Ehrfurchtsvoll traten sie dann Alle zu der Mutter, versuchten sie zu trösten und sagten ihr, daß ihr Sohn gestorben sei wie ein Held.

Ja, wie ein Held! Um den zusammengepreßten, blassen Muud lag solch ein stolzer, befriedigter Zug, und die kleine, geballte Faust hatte das Hemd von der Wunde fortgezogen, und sie war vorn mitten auf der Brust.

Vmanurl Geibel. Sänger der Liebe, Herold des Reiches. Ei» deutsches Dichterleben von Karl Theodor Gaedertz. Mit Abbildungen und Facsimiles. Leipzig, Georg Wigand.

AuS den »Emanucl Geibel-Denkwürdigkeiten", die Karl Theodor Gaedertz im Jahr 1886 veröffentlichte, ist durch Hineinarbeitung des seitdem in reichster Fülle hinzugekommenen ungedruckten Stoffes das vorliegende werthvolle Buch herausgewachsen, da?, wie der Verfasser selbst im Vorworte hervorhebt, als Ouellenwerk zu betrachten ist. Er ging von dem Grundsatze aus, „durchweg nur dargebotenes Neues oder selbst Entdecktes zu bringen, und da dieses Eigene auch das Wichtigste und Bedeutendste umfaßt, so darf der Leser sicher sein, alles Wissenswerthc beisammen zu finden."

Dieses Urtheil über das eigene Werk ist durchaus gerechtfertigt. Es giebt, wenn auch der Verfasser noch mit manchen Einzelheiten, für deren Veröffentlichung noch nicht die Zeit gekommen, glaubte zurückhalten zu müssen, ein abgerundetes, vollständiges Bild des Lebens und eine erschöpfende Charakteristik des Dichters, die freilich eine nicht allzu schwierige Aufgabe war. Denn Emanuel Geibel gehört als Dichter wie als Mensch nicht zu den complicirten, schwer faßbaren Naturen; sein Charakterbild gehört nicht zu den schwankenden; und wenn wohl einzelne Jrrthümer und Einseitigkeiten, welche die einschlägige Litteratur und die landläufige Meinung über Geibel ausweist — wir rechnen hierher auch die uirzutreffende und ungerechte Bezeichnung Geisels als eines »BackfischdichterS" — von Gaedertz richtig gestellt werden konnten, so liegt doch seines Wesens Kern, der Vollgehalt seiner Natur klar zu Tage. Psnchologische Abgründe und Räthsel, die bei anderen litterarischen Persönlichkeiten — z, B. Heine, E. T. A. Hoffmann — die Aufgabe des Biographen zn einer ebenso reizvollen wie schwierigen machen, die restlos überhaupt vielleicht keinem Einzelnen zu lösen möglich ist, — bietet Geibels einfach geartete Natur nicht. Und auch seine Dichtung setzt sich aus wenigen, leicht erkennbaren Elementm zusammen. Schon im Titel jdes Gaedertz'schen Buches ist der Dichter Geibel in seinen zwei Haupteigenschaften charakterisirt; als „Sänger der Liebe" und als „Herold des Reiches". Was den Elfteren anbetrifft, so wiro namentlich Geibels Verhältnis; zu seiner Jugendliebe Cacilie Wattenbach und die dichterische Anregung, welche er durch sie empfing, in gebührendem Maße gewürdigt. In Bezug auf den Letzteren ist bekannt, daß Geibels deutsch-patriotisches Gefühl von jeher mit ehrlichem monarchischem Empfinden, insbesondere mit loyaler Anhänglichkeit an das preußische Königsthum, in dem er die Zukunft Deutschlands erblickte, verknüpft war. Diese ehrliche Ueberzeugung ermöglichte es ihm, die von seinem Freunde Freiligrath verschmähte „Penston der Invaliden", dem boshaften Spott Hcrweghs zum Trotz zn behalten: diese Ilcberzengnng war es auch, der er seine Münchener Stellung zum Opfer bringen mußte, für welchen Verlust ihn dann König Wilhelm in hochherziger Weise entschädigte. Die persönlichen und poetischen Beziehungen Geibels zum preußischen Herrscherhanse finden wir bei lÄacdertz zum ersten Mal authentisch nach den im Geheimen Civilcabinct aufbewahrten Schriftstücken und auf Grund anderen, von allerhöchster und hoher Stelle dem Verfasser zur Verfügung gestellten Materials — hervor

preis pro Heft 2 pro Quartal (3 Hefte) 6 vk, pro Jahr (1.2 Hefte) 2H ^

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Maz Ring.
Radirung von Johann Lindner in München.

»Nord und SOd» erscheint am Anfang jede« Monat, in Kesten mit je einer «nnstbeilogr.
— prei, pro Vnartal p heste) b Mark. — —
ülle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von »Mord und Süd" be« züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Oord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. ^, ^3, IS.

Nord Mld Äid.

<Line deutsche c> n a t 5 schrift.

von

Julius GeseZHofen.

— Breslau, —

er Pferdebahnwagen rollte klingelnd die endlose Vorstadtstraße entlang. Der Kutscher schien keine Eile zu haben; er ließ die Gäule in gemächlichem Tritt gehen, denn am Vormittag war der Verkehr Hierhinalls nur ein sehr geringer. Eine alte Fran mit einem großen Korbe saß allein im Inneren des Wagens, und auf dem Hinterperron stand ein 'einzelner Herr, dessen lässige Haltung und zerstreutes Wesen in den: Conducteur die Vermuthung erweckte, daß er ein Gelehrter sei, welcher, mit seinen Gedanken beschäftigt, sein Ziel verpaßt habe und nun eine unliebsame Spazierfahrt bis an's Ende der Stadt mache.

Jetzt war der Punkt erreicht, wo die letzten Miethskasernen der großen Stadt auf das freie Feld hinausschauen. Der Wagen hielt an, und der Conducteur rief die Endstation aus. Der Herr auf dem Perron stieg ab und blieb einen Augenblick rathlos stehen, indem er flüchtig die!reizlose Umgebung musterte. Dann wandte er sich mit der Frage an den Eonducteur: „Wohinaus führt wohl der Weg nach der Dillinger'fchen Villa?"

„Immer die Straße entlang/' erwiderte dieser; „in zehn Minuten, wenn Sie die Auhöhe erreicht haben, sehen Sie den Park vor sich liegen, und in einer knappen halben Stunde können Sie dort sein. Zu verfehlen ist der Weg gar nicht."

„Ich danke Ihnen," sagte der Fremde und schickte sich an, die bezeichnete Richtung einzuschlagen.

„Also doch kein Professor!" dachte der Conducteur bei sich, während er dem Kutscher beim Umspannen behilflich mar. „Zum Dillinger will er; na, dn muß es schon was Vornehmes sein. — Los!"

Der letzte Ausruf galt dem Kutscher, und alsbald setzte sich der Wagen nach der Sladt zu in Bewegung.

Der einsame Wanderer war inzwischen die Landstraße hinangestiegen und machte eben auf der Höhe Halt, von wo man einen ziemlich weiten Ausblick über die ebene, schmucklose Landschaft hatte.

Am Fuße des allmählich sich abflachenden Hügels lag wie eine liebliche Oase in der Wüste die prächtige Besitzung des Rentiers Dillinger, eine im maurischen Stil gehaltene Villa inmitten eines ausgedehnten Parkes, der durch die Mannigfaltigkeit seiner Anlage und die geschickte Benutzung einiger Gruppen von uralten Bäumen von dem künstlerischen Geschmack seines Schöpfers Zeugniß ablegte.

Vor Iahrzehnten hatte ein Prinz von Geblüt, der vorübergehend hier in der Stadt als commandirender General stand, dieses duon rstiro für seine junge Gemahlin, ein Kind des 'Ebrolandes, in die kahle mitteldeutsche Flußniederung hineingezaubert, indem er die hinter dem Hügel stehen gebliebenen Reste des einst bis an die Stadt heranreichenden Eichenwaldes geschickt benutzte.

Aber die südliche Blume war rasch dahingewelkt, und so war ihm das ganze Besitzthum leid geworden. Lange hatte die zierliche Villa unbewohnt gestanden, bis endlich vor einigen Iahren Herr Emanuel Dillinger, welcher sich als Besitzer der gangbarsten Apotheke in der Stadt ansehnliche Reichthümer erworben, bei dem Bevollmächtigten des Prinzen als Käufer auftrat und auch alsbald geneigtes Gehör fand.

Er benannte die Villa nach seiner Gattin „Karolinenhof", zog sich mit seiner Familie dahin zurück und entfaltete in der neuen Häuslichkeit ein reges gesellschaftliches Leben, denn er wollte nun nach den langen Iahren mühseliger Arbeit den Rest seines Lebens mit Verständniß genießen.

Da seine beiden Söhne, der eine als Regierungs-Assessor, der andere als Offizier in der Stadt lebten, war es ihm bald gelungen, aus den oberen Schichten der hauptstädtischen Gesellschaft sich einen seinen Wünschen entsprechenden Verkehrskreis zu schaffen, den er jetzt oftmals wohlgefällig sich in seinem Tusculum versammeln sah.

Der Mittelpunkt, um den sich dort Alles drehte, ihn selbst nicht ausgenommen, war seine achtzehnjährige Tochter Irene. Eine Idee, die in ihrem hübschen Kopfe entsprungen war, mußte ausgeführt werden, mochte sie auch noch so ungewöhnlich und seltsam sein. Papa Dillinger fügte sich stets ihren Wünschen; meistens vergnügt lächelnd, manchmal kopfschüttelnd, manchmal sogar murrend, aber er fügte sich.

So war es auch unlängst gegangen.

Auf den Brettern der städtischen Bühne erschien gegen den Schluß der Saison das Erstlingswerk eines jungen unbekannten Dichters, ein Schauspiel voll wilder Kraft und Leidenschaft, in dessen Mitte ein eigenartiger Frauencharakter stand. Ein hochgeborenes Weib hatte, angewidert von dem schalen Treiben des conventionellen Salonlebens, alle Fesseln von sich geworfen und den Versuch gemacht, auf selbstgeschaffener Grundlage ein eigenes Dasein sich zu gestalten. Aber die von der Heldin als nichtig erkannten und verachteten Vorurtheile der sogenannten Gesellschaft waren ihr selbst durch die Erziehung zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, es gelang ihr nicht, diese letzte Kette abzustreifen, und an dem tragischen Conflict zwischen Wollen und Können ging sie zu Grunde.

Diese Hauptfigur entsprach keineswegs dem Ideal der Damenwelt; trotzdem machte das Stück vermöge seiner packenden Lebendigkeit großes Aussehen. Die Kritik, hier in der Provinzialhauptstadt weniger corrumpirt, als in der Reichsmetropole, stellte seine unleugbaren Vorzüge gebührend in's Licht, es ward bis zum Beginn der Theaterferien wohl ein Dutzend Mal wiederholt, kam in die Mode, und bald gehörte es innerhalb der sogenannten guten Gesellschaft zum doo ton, es gesehen zu haben und darüber mit mehr oder minder Verständnis mitsprechen zu können.

Der Dichter — Edmund Grotau nannte er sich — war im Handumdrehen eine Berühmtheit geworden, vorläufig wenigstens eine locale.

Auch Fräulein Irene hatte eines Abends der Aufführung beigewohnt. Sie war voll Bewunderung, hingerissen, begeistert. Und schon auf dem Heimwege vom Theater hatte sie dem Papa erklärt, sie müsse diesen genialen Poeten unter allen Umständen persönlich kennen lernen.

Papa Dillinger nickte nach seiner Gewohnheit lächelnd mit dem Kopfe und glaubte, das Begeisterungsfeuer des Kindes werde über Nacht verlodern. Aber darin täuschte er sich, denn die Kleine wiederholte am nächsten Tage ihr Begehren und wiederholte es so lange und so nachdrücklich, bis der schwache Vater endlich nachzugeben bereit war. Er hatte dazu allerdings noch seinen ganz besonderen Grund.

Er suchte also den Dichter in aller Form auf, konnte aber, da er ihn nicht zn Hause traf, nur seine Karte abgeben. Damit war indeß das Töchterlein nicht zufrieden, sondern bestürmte den alten Herrn solange mit Bitten, bis er einen schmeichelhaften Brief an den Gefeierten richtete, worin er ihn bat, dem Hause Dillinger die Ehre seines Besuchs zu gönnen.

Grotau hatte derartige Auszeichnungen jetzt vielfach erlebt, und es fiel ihm längst nicht mehr ein, alle Beziehungen, die sich ihm boten, zu cultiviren und alle Einladungen anzunehmen. Er wußte, daß in den meisten Fällen banale Neugier oder die Sucht, mit der Größe des Tages Staat zu machen, das Motiv dazu war.

Dem alten Dillinger gegenüber war es ein ander Ding. Man hatte ihm dessen vornehme Gastfreundlichkeit soviel gerühmt und ihm solche Wunderdinge von dem „feenhaften" Landsitze erzählt, daß er in diesem Falle die sehr freundlich gefaßte Aufforderung nicht achtlos zu den übrigen in den Papierkorb werfen mochte, sondern sich ohne langes Ueberlegen wirklich zu dem Besuche entschloß.

Als er jetzt den Park betrat, herrschte tiefe Stille ringsumher. Die Sonne hatte gerade die Mittagshöhe erreicht und sandte sengende Strahlen herab auf die weite Ebene, die dürr und schmachtend herüberschaute nach der baumreichen Insel im Sandmeer. Hier war es kühl und schattig, nnd dabei waltete ein so anheimelnder Friede, daß Edmund nur schwer der Versuchung widerstand, vom Wege abzubiegen und unter den Eichen sich einen Platz zu träumerischer Rast zu suchen. Er behielt sich dies noch für den Rückweg vor und schritt rasch auf die Villa zu, deren herabgelassene Ialousien das Bild der Ruhe ringsumher harmonisch abschlossen.

Eine gefleckte dänische Dogge lag faul ausgestreckt im Kies am Fuß der Freitreppe und blinzelte nur flüchtig nach dem Ankömmling hin, dessen Erscheinung in dem Hundegemüth offenbar kein Bedenken erregte. Die Flurglocke klang schrill durch das schweigende Haus, und nach einer Weile erschien ein Diener, welcher Edmunds Karte in Empfang nahm und ihn gleich darauf im Auftrage der Herrschaft näher zu treten ersuchte.

In dem durch eine bunte Glaskuppel matt erleuchteten Vorsaal blieb der Besucher, von der dort herrschenden Kühle angenehm berührt, einen Augenblick stehen, um aufzuathmen, während der Diener die gegenüberliegende Thür des Salons öffnete. Ehe jedoch Grotau dahineintreten konnte, that sich ein Nebengemach auf, eine zierliche Mädchengestalt in lichtem Sommerkleide glitt auf ihn zu und streckte ihm mit den Worten: „Willkommen dem Dichter!" beide Hände entgegen.

Edmund war ein wenig verdutzt, faßte sich aber schnell und erachtete es für das Beste, in den cordialen Ton des kleinen Fräuleins einzustimmen. Er nahm deshalb die dargebotenen Hände in die seinen, schüttelte sie kräftig und erwiderte mit einem leisen Anflug von Burschikosität, die ihm sonst nicht eigen war:

„Schönsten jDank und Gegengruß im Namen Apolls und aller neun Musen, mein werthestes Fräulein! Ich führe mich mit biederbem Händedruck ein, wie's einem fahrenden Sänger geziemt." Und lachend ließ er mit leichtem Schwunge ihre Hände los, um sich nun mit komischer Grandezza zu verneigen, indem er seine Rechte auf die Brust legte.

Der Ton, den er angeschlagen, kam ihm nicht von Herzen. In Folge einer äußerst förmlichen, fast pedantischen Erziehung war er gewöhnt, mit Damen nur in den Formen der strengsten Convenienz zu verkehren, und högte im Grunde seines Herzens eine entschiedene Abneigung gegen freie Manieren junger Mädchen.

Er war daher mit sich selbst unzufrieden, und der einigermaßen peinliche Eindruck, den er empfangen, bewirkte, daß eine gewisse Befangenheit sich seiner bemächtigte; und da auch Irene Dillinger trotz ihres kecken Muthes alsbald der Ungewöhnlichkeit ihres Benehmens sich bewußt wurde, so standen die beiden jungen Leute einander mit sichtlicher Verlegenheit gegenüber.

Es war daher ein Glück, daß Papa Dillinger, welchem das Erscheinen des gemeldeten Gastes zu lange ausblieb, nun selbst in der Thür des Empfangszimmers erschien und in seiner jovialen Weise zum Nähertreten einlud.

Edmund hatte als Mann von Welt sofort das Gleichgewicht wiedergewonnen, und während er sich in der herkömmlichen Form verbindlich bei dem Hausherrn einführte, war das Töchterchen behende vorausgeschlüpft und saß bereits auf einem niedrigen Tabouret, als die Herren sich dem traulichen Kamin-Etablissement näherten, um gleichfalls Platz zu nehmen.

„Es liegt mir daran" — leitete Herr Dillinger das Gespräch ein, nachdem er für die bereitwillige ^Erfüllung seiner schriftlichen Bitte gedankt, — „von vornherein von Ihnen nicht falsch beurtheilt zu werden, Herr Doctor. Ich möchte Ihnen daher gleich jetzt bemerken, daß nicht unzarte Neugier mich veranlaßte, Ihre Bekanntschaft zu suchen, sondern"

Der Gast protestirte in liebenswürdiger Weise dagegen, daß er jemals eine solche Vermuthung gehegt habe, und lehnte bescheiden, aber mit Bestimmtheit den Doctortitel ab, der ihm nicht zukomme.

Der alte Herr nickte befriedigt mit dem Kopfe. Der Mann gefiel ihm, und er fuhr desKalb freundlich fort: „Wie Sie befehlen, Herr Growu! Meine Erklärung aber müssen Sie schon anhöret, damit Sie mich und die Meinigen von vornherein richtig tariren können. Sehen Sie — — aber so trocken läßt sich das nicht auseinandersetzen. Irene, mein Kind, schau' doch zu, daß wir einen Schluck zu trinken bekommen. Mama soll uns eine gute Marke auswählen."

Unter anderen Umständen hätte das verwöhnte kleine Fräulein vielleicht das Mäulchen verzogeu, wenn lie so von der Nähe eines interessanten Besuches fortgeschickt worden wäre. Ietzt aber wirkte die Verlegenheit dem Dichter gegenüber noch fort, und sie beeilte sich mit merklichem Eifer, den erhaltenen Auftrag auszuführen.

„Also was ich sagen wollte," — begann der Papa wieder, als sie verschwunden war, — „der weibliche Charakter, den Sie in Ihrem unvergleichlichen Drama so meisterhaft analvsirt haben, hat mir zu denken gegeben. Das Weib ist uns Männern ein ewiges Räthsel, und wer sich mit der Lösung desselben nicht zu befassen braucht, sollte sich Eigentlich glücklich schätzen. Aber das Herz ist meist stärker, als die Vernunft, und so ruhen wir nicht eher, als bis wir uns an ein Weib gekettet haben, aus dessen Schoß uns stetig neue Räthsel geboren werden.

Die Kleine da ist solch ein Räthsel, das mir viel Kopfzerbrechen verursacht."

„Und da wünschen Sie, ich möchte Ihnen bei der Lösung behilflich sein?" fragte Edmund üächelnd. Die unbefangene, fast naive Offenheit des alten Herrn berührte ihn angenehm und veranlaßte ihn, sich ebenfalls ohne Rückhalt zu geben und auf den angeschlagenen familiären Ton einzugehen.

Dillinger fühlte sich durch den leisen Spott, der in der Frage lag, keineswegs verletzt, sondern fuhr gut gelaunt fort: „So ist es; und Sie werden die Besorgniß des alten Mannes sofort begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß auch das Kind sich durch Ihre Dichtung hat begeistern lassen und nun nichts Anderes denkt und sinnt, als wie sie sich auch der Kunst widmen könne. Ich bin durch eine kleine Indiskretion hinter ihr Geheimnisz gekommen, habe mir aber noch Nichts merken lassen, um mich erst mit Jemand berathen zu können, der in solchen Dingen die nöthige Erfahrung und Einsicht besitzt. Die Vertrauensperson aber, auf die ich verfallen bin, sind Sie. Voil«, Wut."

Der Eintritt des Dieners, welcher den von Irene eigenhändig aus dem Keller geholten Wein brachte, unterbrach hier auf einen Augenblick die Unterhaltung, aber sie kam schnell wieder in Gang, als der feurige Geist des alten Ungars sich als Dritter zu ihnen gesellt hatte. Edinund zeigte sich nicht nur des in ihn gesetzten Vertrauens durchaus würdig, indem er in der delicaten Angelegenheit ein feines Zartgefühl bemies, sondern er hatte sich auch mit der Intuition des echten Künstlers sofort nach den wenigen Andeutungen des Papas ein Bild von dem eigenartigen Wesen des jungen Mädchens geschaffen, sodah er mit Verständnis; in die Berathung einzutreten vermochte, und daß der alte Herr sich ein Mal über das andere glücklich pries, diesen gewagten Schritt gethan zu haben, wobei er ganz vergaß, daß eigentlich der Caprice des Kindes der Ruhm des glücklichen Treffers gebührte.

„Nun thun Sie mir aber wohl den Gefallen, heut eine Suppe mit uns zu essen, und versprechen nur, recht bald und recht oft wiederzukommen. Und damit Sie ungesäumt mit Ihren Observationen beginnen können, soll

Sie die Kleine, ehe wir uns zu Tisch fetzen, ein bischen im Park hemmführen und Ihnen unser bescheidenes Heiin zeigen. Ich werde Sie zuerst begleiten, mich dann aber unbemerkt in den Büschen verlieren. Kommen Sie, lieber Freund, kommen Sie!"

Der Vorschlag kam dem jungen Dichter sehr gelegen, denn einerseits belustigte ihn die ganze geheime Mission, die ihm auf sein dichterisches Talent hin vertrauensvoll in der ersten Stunde der Bekanntschaft übertragen wurde, nicht wenig, und andererseits begann er wirklich Interesse für die eigenwillige kleine Person zu fassen, da er begierig war, zu erfahren, ob er in ihr nur den gewöhnlichen Typus des verzogenen Backfisches finden würde, den er von ganzer Seele haßte, oder einen wirklichen in der Bildung begriffeneil Charakter, der ihm als Gegenstand eines lohnenden Studiums willkommeil wäre.

Im Treppenhause trafen die Herren auf Fräulein Irene, die ihrer bereits geharrt zu haben schien; wenigstens ließ sich ihr Erröthen und ihre sichtbarliche Verlegenheit dahin deuten. Edmund bemerkte dies aber glücklicher Weise nicht, da Herr Dillinger eben zu ihm sagte: „Meine Frau müssen Sie bis zum Essen schon entschuldigen, Herr Grotan; sie pflegt ihrer Nervosität wegen spät aufzustehen und ist jetzt wahrscheinlich noch mit der Toilette beschäftigt. Meine Tochter kennt auch alle Schönheiten des Parkes viel besser und wird sich ein Vergnügen daraus machen, Ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Es finden sich in der That landschaftliche Reize darin, die man in Anbetracht der tristen Umgebung hier niemals suchen würde. Nicht wahr, Irenchen?"

Die Angeredete hatte ihre momentane Verlegenheit inzwischen glücklich überwunden und zeigte sich nun mit der ganzen Liebenswürdigkeit einer wohlerzogenen jungen Dame bereit, dem Papa die Pflichten der Gastfreundschaft abzunehmen. Als Grotau ihr galant den Arm bot, legte sie ohne Ziererei die Hand hinein und begann ihres Führeramtes mit Anmuth und Geschick zu walten. Papa Dillinger blieb einige Schritte zurück und benutzte schon die nächste Buschecke, die seinen Anblick dem Paare entzog, um unbemerkt in's Haus zurückzukehren.

Die erste Beobachtung, welche der junge Dichter machte, als er jetzt an der Seite des Fräuleins durch den Park promenirte, war die, daß sie ein allerliebstes Persönchen sei. Schön im künstlerischen Sinne konnte man sie freilich nicht nennen, denn die Einzelheiten ihrer Erscheinung bildeten ein fast bizarres Ensemble, das ihr aber gerade etwas überaus Pikantes verlieh. Sie war zierlich gebaut und dabei sehr kräftig, hatte prachtvolles schwarzes Haar, das sie mit wohlthuender Einfachheit in einen griechischen Knoten gebunden trug, dabei lichte graublaue Augen und ein allerliebstes Stumpfnäschen. Der größte Reiz ihres anmuthigen Gesichtchens bestand aber in einem überraschend zarten Teint und dem wundervollen Colorit ihrer Wangen, deren rosiger Schimmer den Augen des Beschauers förmlich wohlthat.

Er sagte sich, indem er sie verstohlen von der Seite mit Wohlgefallen betrachtete, daß er sich unter allen Umständen gestellt haben würde, ihre Bekanntschaft zu machen, sei es auch, wo es sei, daß er sie aber niemals für eine bedeutende Frau gehalten hätte, sondern höchstens für ein nettes kleines Mädchen, mit dem man gerne scherzt und tändelt, in das man sich vielleicht auch verliebt, mit dem man aber ernste Fragen und zeitbewegende Probleme nicht erörtert. Er war daher für's Erste nicht geneigt, ihre Caprice, von der der gute Papa ihm gesprochen, ernst zu nehmen, noch weniger, die Kleine für ein Räthsel zu halten, wie der offenbar in sie verliebte Vater.

Indeß begannen allmählich die Schönheiten des Parkes wirklich sein Interesse in Anspruch zu nehmen, sodaß seine Aufmerksamkeit zwischen ihnen, und seiner Begleiterin sich theilen mußte. Dabei fiel es ihm angenehm auf, daß die Hinweise und Erläuterungen der jungen Dame von warmem Naturgefühl durchdrungen waren und von feinem künstlerischem Geschmack zeugten.

Die von der Natur begünstigte ausgedehnte Anlage rechtfertigte in der That den Ruf, welchen sie in der Stadt genoß. In allmählicher Abstufung war Alles vorhanden, von der wildesten Waldromantik bis zur raffinirtesten Parkgärtnerei mit contrastirenden Formen und sanft abgetönten Farben. Der Park war mit einem Wort ein Cabinetsstück, das selbst dem Fürsten Pückler Ehre gemacht haben würde.

Vor einem ziemlich versteckten Buschwinkel, der eine Sitzbank umschloß, hielt Irene plötzlich an. Grotau warf einen fragenden Blick auf sie, den sie damit beantwortete, daß sie sich auf die Bank niederließ und ihn durch eine Handbewegung gleichfalls dazu aufforderte. Als sie neben einander saßen, nahm sie ihren breiten Gartenhut ab, warf ihn achtlos in den Rasen, und begann, indem ihre Finger mit verlegener Hast eine rothe Pfaffenhutblüthe zerpflückten, die sie unterwegs vom Strauche gebrochen:

„Ich muß Ihnen schon in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft ein Geständniß machen, Herr Grotau, da ich fürchte, unser Umgangston möchte sich sonst nicht so harmonisch stimmen lassen, wie ich es in meinem eigenen Interesse wünsche."

Sie lehnte sich auf der Bank zurück nnd schaute ihren Nachbar von der Seite an, als erwattete sie einen Beistand bei dem schwierigen Unternehmen. Er aber wollte es ihr nicht zu leicht machen und schaute deshalb mit erwartungsvollem Schweigen vor sich hin. Sie wurde unruhig, kratzte mehrmals mit der Spitze ihres Sonnenschirmchens im Sande herum und brach endlich in die Worte aus: „Papa hat Ihnen gewiß schon wer weiß was von meinem ercentrischen Wesen erzählt! Ist's nicht so? Sprechen Sie!"

Grotau schüttelte zur Antwort nur stumm den Kopf. Sie aber fuhr mit fast komischer Erregung fort: „Ich weiß schon, daß es so ist, wenn Sie es auch nicht eingestehen wollen. Aber ich bin wirklich nicht das eigenwillige, verzogene Kind, das Sie in mir vermuthet haben mögen; ich passe nur nicht in die Schablone, nach der heut alle jungen Mädchen geformt werden. Der Horizont, der sich mit einer Verlobung schließt, ist mir zu eng."

Sie stieß ihren Schirm heftig auf den Boden und schaute Grotau mit trotzigem Gesicht an. Er hatte mit raschem Erstaunen aufgeblickt, fand aber nicht sogleich eine Antwort und machte halb unbewußt nur eine Bewegung mit der Hand, welcher sie in ihrer Erregung sofort eine abfällige Bedeutung beizumessen schien, denn sie fuhr mit fast schluchzender Stimme fort:

„Nun denken Sie schon wieder schlecht von mir. Ia, ja — leugnen Sie nur nicht erst; Sie halten mich jetzt gar für eine Emancipirte; nnd es ist mir doch Nichts so zuwider, wie das unschöne Gebahren dieser Damen, welche es in allen Stücken den Männern gleichthun möchten und sich dadurch nur zu Caricaturen der Weiblichkeit machen. Nein, wahrhaftig, solche Ziele habe ich nicht, aber ich habe das brennende Verlangen, ineinen Geist mit Etwas zu beschäftigen, zu bilden, zu befriedigen; nur habe ich leider von diesem Etwas noch keine klare Borstellung. Die Heldin Ihres Dramas hat mir zu denken gegeben, und ihr tragisches Schicksal hat mich tief erschüttert. Ich fühle mich nun erst recht unbefriedigt, und Sie als der Urheber dieses Zwiespalts sind mir Beistand in der Roth und Rechenschaft schuldig."

Sie hatte sich in eine heftigere Erregung hineingesprochen. Bei den letzten Worten war sie aufgesprungen und schaute den Dichter mit einem halb herausfordernden, halb flehenden Blicke an. Er stand gleichfalls auf und begann, um sie zu beschwichtigen, mit ruhiger Stimme: „Sie erregen sich ganz unnöthig, mein gnädiges Fräulein, denn in der Dichtung —" Aber sie fiel ihm sogleich in's Wort:

„Nein, nein! Kommen Sie mir nicht mit dem verbrauchten Vorwande, daß in der Dichtung ganz andere Gesetze gelten, als in der Wirklichkeit. Sie nennen sich einen Realisten, und ich habe sehr wohl herausgefühlt, daß Ihre Figuren keine Hirngespinnste, sondern lebendige Menschen von Fleisch und Blut sind. So sagen Sie mir jetzt kurz und bündig: Giebt es für ein weibliches Wesen, welches über das Niveau der alltäglichen höheren Tochter hinausstrebt, keine andere Möglichkeit, als entweder sich zum Zerrbild der Weiblichkeit zu inachen, oder tragisch unterzugehen?"

Grotau war bei ihrer Rede sehr ernst und nachdenklich geworden; er erwiderte erst nach einigem Zögern: „Sie legen mir da eine Frage vor, welche die ganze Cultur unserer Zeit noch nicht zu beantworten vermocht hat. Wie können Sie da von mir, dem Einzelnen, eine befriedigende Lösung verlangen?"

Weit entfernt, sich dadurch beruhigen zu lassen, begegnete sie ihm wiederum mit Heftigkeit, fast mit Härte, indem sie rief: „Weichen Sie mir, bitte, nicht aus; das ist eines ernsten Mannes nicht würdig. Ich bin nicht so thöricht, von Ihnen eine endgültige Lösung der Frauenfrage zu verlangen, aber ich möchte Ihre subjective Meinung darüber hören, weil mir Ihr Schauspiel Vertrauen zu Ihrem Urtheil eingeflößt hat."

Er sah ein, daß er dem seltsamen Mädchen nicht auszuweichen vermochte, und dadurch gewann er den Muth, einmal über das ihn lebhaft interessirende Thema einer Frau gegenüber sich gründlich auszusprechen, während ihn sonst immer das unzureichende Verständnis; und die Empfindlichkeit des nach seiner Meinung allzu sehr verzärtelten schönen Geschlechts davon abgehalten hatte. Die Situation war ihm so neu und die Gelegenheit so willkommen, daß eine lebhafte Freudigkeit mehr und mehr von seiner Seele Besitz nahm, welche unversehens seine Urteilskraft schärfte und seiner Beredsamkeit eine hinreißende Kraft verlieh.

Er setzte dem aufmerksam lauschenden Mädchen auseinander, daß nach seiner Meinung die Frau, welche kein ausgesprochenes Talent und keinen unbezminglichen Drang für irgend einen Beruf in sich spüre, von der Natur prädestinirt sei, im Manne aufzugehen; daß es Unrecht sei, ein Mädchen, welches blos eine gute Auffassungsgabe und gesunden Verstand habe, ohne Noth in den Kampf des Erwerbslebens zu drängen; daß solche Frauen, ob sie es sich und Anderen eingestehen möchten, oder nicht, immer unglücklich seien; und daß das gerade die beste Ehe abgebe, wenn die Frau vermöge ihrer geistigen Begabung den Beruf des Mannes mit Verständnis; erfassen, seine Freuden und Leiden mitempfinden und seine Interessen bis in's Detail verfolgen könne. Eine solche Frau vermöge als Gattin mehr Segen zu stiften, als wenn sie Medicin studire oder sonst einem modernen Frauenberuf sich in die Arme werfe.

Auf ihre Frage, wie sich ein Mädchen von ausgeprägter Begabung für eine Kunst, eine Wissenschaft oder sonst einen bestimmten Lebensberuf verhalten solle, trat er eifrig dafür ein, daß sie in diesem Falle mit Bei. seitesetzung aller kleinlichen Rücksichten und Vorurtheile dein Fingerzeige der Natur Folge leisten müsse. Aber — fügte er mit Nachdruck hinzu — solche Frauen würden nur in seltenen Fällen in der Ehe ihr Glück finden und fast niemals einen Mann von ausgeprägter Individualität glücklich inachen. Die Ehe sei eben für die Frau ein Beruf, der alle ihre Kräfte und Fähigkeiten in Anspruch nehme, und zween Herren könne auf die Dauer Niemand mit Erfolg dienen.

Irene war während seiner Rede immer nachdenklicher geworden, und während sie sich Anfangs als scharssinnige Opponentin erwiesen, mar sie zuletzt gänzlich in Schweigen versunken und hatte ihm willig die Führung des Gesprächs überlasse».

Indessen mar die Zeit unaufhaltsam verronnen, und Papa Dillinger kam die jungen Leute suchen, um sie zu Tisch zu bitten.

Während der Mahlzeit hatte Grotau Gelegenheit, auch die Frau vom Hause kennen zu lernen. Er fand, daß sie eine gebildete und liebenswürdige Dame sei, die aber augenscheinlich über den Horizont der Frauen des vornehmen Mittelstandes nicht hinauszuschauen vermochte, auch wohl niemals Neigung und Bedürfnis; dazu empfunden hatte.

Beide Eltern ließen es sich angelegen sein, ihren Gast zu ehren und nach Kräften zu unterhalten. Zum Dank dafür spann er in seinen Gedanken die Betrachtung aus, welche Caprice der Natur diesem Ehepaare, dein Typus der Durchschnittsmenschen, ein so ungewöhnlich begabtes Töchterlein verliehen habe. Er nahm sich vor, die Bekanntschaft der beiden Söhne zu suchen, um sie einem vergleichenden Studium zu unterwerfen. Vor Allem aber beschloß er, Irene selbst im Auge zu behalten, deren Wesen und Erscheinung auf ihn einen ungewöhnlich sympathischen Eindruck gemacht hatte, und deren Charakter den Dichter in ihm zur Analyse anregte.

Als daher beim Abschied Herr Dillinger ihm warm die Hand drückte und ihn versicherte, er werde sich von Herzen freuen, wenn Herr Grotau seinen Besuch recht bald und recht oft wiederhole, ward es ihm nicht schwer, dies bereitwilligst zuzusagen. Einen bedeutsamen Blick des alten Herrn beantwortete er dabei mit verständnißvollem Lächeln und der leise geflüsterten Bemerkung, er glaube zuversichtlich, die Besorgnisse des Papas bald zerstreuen zu können.

Irene begleitete ihn bis zum Ausgang des Parks, und als er sich dort mit einem freundschaftlichen Händedrucke von ihr verabschiedete, sagte sie mit ungekünstelter Aufrichtigkeit: „Sie sind mir heut noch Etwas schuldig geblieben, Herr Grotau, und ich hoffe, daß Sie sich dessen recht bald erinnern werden. Sie haben mir ein schätzenswerthes Urtheil über die Frauenfrage im Allgemeinen entwickelt, meiner eigenen Rathlofigkeit müssen Sie aber noch besonders zu Hilfe kommen. Adieu denn, auf baldiges Wiedersehen!"

Und ehe er die conventionelle Phrase, die ihm als Antwort auf der Zunge schwebte, ausgesprochen hatte, war sie entschlüpft und hinter dem Gebüsch des nächsten Bosquets verschwunden.

Die Sonne schaute bereits sehr schräg in die städtischen Straßen hinein, als Grotau auf dem Rückwege den Endpunkt der Pferdebahn erreichte und in den Wagen, der eben zur Abfahrt bereit stand, einstieg.

In Gedanken verloren stand er auf dem hinteren Perron und achtete wenig der wechselnden Bilder, welche an seinem Auge vorüberzogen. Er ließ die Erlebnisse des heutigen Tages Revue passiren und vergegenwärtigte sich mit besonderer Sorgfalt Irenens Bild, indem er sich die Frage vorlegte, wie sich sein Verhältnis zu ihr, das in wenigen Stunden ein so vertrauliches geworden war, in der Zukunft gestalten solle.

Ihre anmuthige Erscheinung hatte sich ihm tief in's Herz eingeprägt, und ihr eigenartiges Wesen beschäftigte noch immer seine Gedanken; dennoch war er weit entfernt davon, sie nach Art der leichtentflammten Iugend mit einer Gloriole zu umgeben. Er wußte sich selbst keine Rechenschaft darüber zu geben, warum ihm ihr Bild fortwährend greifbar vor Augen schwebte, und er beschloß endlich, ohne sich weiter mit pedantischen Erörterungen über Grund und Zweck aufzuhalten, noch heut einen Schritt auf dem Wege vorwärts zu Ihun, der ihn zu intimerer Bekanntschaft mit der Familie Dillinger führen sollte. Um diesen Entschluß vor sich selbst zu rechtfertigen, redete er nch ein, daß ihm Irenens Charakter als Object der Beobachtung besonders willkommen sei.

Als der Pferdebahnwagen die breite Allee passirte, welche im Halbrund die ganze innere Stadt als Promenade umschließt, sprang er ab und begab sich geraden Weges nach dem Clublocal der Casino-Ressource, in dem um die Abendstunde die Herren der sogenannten guten Gesellschaft sich zahlreich zusammenzufinden pflegten.

Er gehörte zwar dem erclusiven Club, dessen Mitgliedschaft nur mit großen Schwierigkeiten zu erlangen war, nicht an, aber er war gelegentlich als Gast dort eingeführt worden und brauchte kein Bedenken zu tragen, hie und da allein hinzukommen, denn Edmund Grotau war seit einigen Monaten eine populäre Figur, und jede Gesellschaft, die er besuchte, fühlte sich durch seine Anwesenheit geehrt.

Während er im Frühstückszimmer eine Erfrischung nahm, erkundigte er sich bei der Buffet-Dame, ob ihr der Regierungsassessor Dillinger bekannt sei. Die Antwort lautete bejahend. Herr Dillinger pflege regelmäßig mehrere Abende der Woche im Clublocal zuzubringen. Auch heute sei er schon erschienen und werde wahrscheinlich nach seiner Gewohnheit drüben im Spielzimmer am Whisttisch sitzen. Er liebe das Whistspiel sehr, fei aber im Gegensatz zu den alten Herren, welche beim Kartenspiel schweigsam und verdrossen, nicht selten sogar unhöflich sich zeigten, ein freundlicher und spaßiger Herr, denn er könne unterhaltend und belehrend sprechen wie ein Buch, so daß man ihm gern und immerfort zuhören möchte.

Edmund unterbrach den Redestrom der ältlichen Iungfrau mit der Bitte, ihm das Aeußere des Herrn ein wenig zu beschreiben, weil er dessen Bekanntschaft gern machen wolle, dies aber ohne Aussehen bei scheinbar

zufälliger Begegnung zu bewerkstelligen gedenke. Er freute sich zwar, dciß der Assessor ein solcher Ausbund von Tugenden sein sollte, aber dem Lobliede der offenbar in denselben verliebten Mamsell zuzuhören, war ihm doch zu langweilig.

Das Fräulein sah ihn zwar erst ein wenig mißtrauisch an, gab ihm aber doch nach kurzem Zögern eine so eingehende Personalbeschreibung ihres Lieblings, daß er danach gar nicht fehlen konnte. Er dankte artig und empfahl sich, um das Spielzimmer aufzusuchen. Dasselbe lag, wie ihm wohl bekannt war, jenseits des Billardzimmers, welches er zuvor passiren mußte.

Um in keiner Weise aufzufallen, blieb er dort erst mit der Miene eines Kenners stehen und schaute den kunstgerechten Queue-Stößen einiger Herren eine kurze Weile zu, wandelte dann langsam weiter und nahm schließlich unter der offenen Verbindungsthür Stellung, indem er sich, von der Portiere fast verdeckt, nachlassig an den Pfosten lehnte und mit halb neugieriger, balb gelangweilter Miene bald auf die Billards, bald in's andere Zimmer nach den Spieltischen blickte.

Da er hierbei mir den Zweck verfolgte, unter den Spielern, welche gruppenweise um verschiedene Tische vertheilt waren, sich den Regierungsassessvr Dillinger herauszusuchen, um sich ihm dann bei passender Gelegenheit nähern zu können, wollte er sogleich sein Versteck verlassen, als er an dem ihm zunächst befindlichen Tische einen Herrn entdeckte, welcher der Beschreibung des Buffet-Fräuleins entsprach.

In demselben Augenblicke aber hörte er nnter dieser Gruppe seinen Namen nennen, und unwillkürlich zog er den bereits vorgesetzten Fuß zurück und blieb unschlüssig hinter der Portiöre stehen. Ehe er sich noch bewußt wurde, daß er auf diese Weise in die Rolle des Lauschers gedrängt war, vernahm er die Worte:

„Ia, liebster College, ich kann daran beim besten Willen Nichts ändern. Meine Schwester hat einmal an dem Menschen, oder vielmehr an seinem confusen Drama einen Narren gefressen, und mein Alter thut, wie Sie wissen, allemal, was die Kleine sich in den Kopf gesetzt hat; er hat ihn deshalb dringend eingeladen, sein Haus zu besuchen, und nächstens wird wohl die famose Visite erfolgen, denn diese Art nährt sich gern an einer reichen Tafel, wenn's Nichts kostet. Bei dem ercentrischen Wesen des Mädchens kann ich natürlich auch weder voraussehen, noch dafür verantwortlich gemacht werden, wie sich die Sachen weiter entwickeln."

Das Gespräch der Herren spann sich noch weiter aus, aber Edmund war nicht mehr Zeuge des Verlaufs. Er hatte genug gehört und war unbemerkt in das Billardzimmer zurückgetreten. Zufällig befand sich dort Niemand, der ihn kannte, und so gelang es ihm, das Clublocal zu verlassen, ohne daß seine Anwesenheit verrathen worden wäre.

Mit einem bitteren Gefühl im Herzen trat er seinen Heimweg an. Zwar schalt er sich selbst mit sarkastischem Lächeln einen Narren, denn er hatte nachgerade oft genug die Beobachtung machen können, daß sman in vornehmen Kreisen das Schriftstellerthmn wie eine Bohöme ansah, und daß namentlich Offiziere und Bureautraten sich mit ihrem ganzen Standeshochmuth dagegen zu verschanzen liebten, aber das Schmerzgefühl ließ sich doch nicht hinwegspotten, und auch der von dem Bewußtsein des eigenen Werthes getragene Stolz lehnte sich vergeblich dagegen auf.

Eine düstere Stimmung nahm völlig von seiner Seele Besitz und drückte ihn schier bis zum Verzagen nieder. Er blickte auf die Vergangenheit zurück, und es wollte ihn bedünken, als sei sein Leben ein gänzlich verfehltes. Hatte sein Vater nicht doch vielleicht Recht, welcher seine früh schon begonnene Dichterei stets als eine brotlose Knnst zu bezeichnen liebte? und hätte er nicht besser gethan, das philologische Studium, dem er sich einst mit Lust und Liebe gewidmet, weiter zu verfolgen? Dann wäre er jetzt wohlbestallter Oberlehrer oder gar vielleicht schon außerordentlicher Professor an einer Hochschule, hätte Rang und Titel und besäße für die bürgerliche Werthschätzung eine feste und verhältnißmäßig hohe Position.

Was half ihm nun der glänzende Erfolg seines Dramas; wa« Half ihm das Gefühl seiner schöpferischen Kraft und das Bewußtsein, nicht blos für die Fnstung des eigenen Lebens, sondern auch für die Cultur der kommenden Iahrhunderte zu schaffen? Für all das hatte die Mitwelt kein Verständniß, und selbst in den Augen der sogenannten Gebildeten war er Nichts, als ein Mensch, der seinen Beruf verfehlt hatte, nnd dem man vernünftiger Weise nichts Anderes zutrauen konnte, als daß er durch Schmarotzen die fehlende Grundlage eines soliden bürgerlichen Einkommens zu ersetzen suchte.

Als jugendlicher Idealist hatte er bisher immer geglaubt, die dichterische Begabung sei ein Gnadengeschenk des allgütigen Gottes, — jetzt war er versucht, in ihr einen schrecklichen Fluch zu erblicken.

Also mit seinein Schicksal hadernd, war er lange Zeit planlos durch die Straßen der Stadt geirrt. Die Nacht hatte völlig ihre Herrschaft angetreten, und in langen Reihen brannten die Gaslaternen, als er endlich seiner Heimstätte zuwandelte. Mit einen: Gefühl des Unbehagens betrat er das einsame Arbeitszimmer. Obgleich er kein Verlangen nach irgend einer Beschäftigung in sich spürte, zündete er gewohnheitsmäßig die Lampe an und schaute zu, ob Briefe für ihn eingelaufen seien.

In der That lag auf der Platte des Schreibtisches ein zierliches Couvert mit umfänglicher Füllung. Die Schrift der Adresse war offenbar von Damenhand. Da weder Marke noch Stempel darauf zu sehen war, mußte der Brief durch einen Privatboten in's Haus gebracht worden sein.

Grotau berief die Wirthin in's Zimmer und empfing von ihr die Bestätigung, daß ein Diener in Livree vor kaum einer halben Stunde das Schreiben abgegeben habe.

Erst wollte er das Packetchen mißmuthig bei Seite werfen, weil er darin das Geschreibsel irgend einer schwärmerischen höheren Tochter oder eines verrückten Blaustrumpfes vermuthete, zu dessen Lectüre er jetzt am allerwenigsten aufgelegt war; aber er besann sich auf halbem Wege und griff entschlossen nach der Papierscheere.

Die Ahnnng, welche ihm dabei die Hand geführt, und welche ihm ein leises Herzklopfen verursacht hatte, fand beim ersten Blick auf den Inhalt ihre Bestätigung. Der Brief war von Irene und lautete also:

„Werthester Freund! Ich stehe noch immer unter der Einwirkung der mit Ihnen gepflogenen Unterredung, die so mächtig ist, daß ich, nachdem Sie sich kaum verabschiedet, zur Feder greifen muß. Ich hatte Ihnen so Vieles zu sagen, Sie um so Vieles zu fragen, und ich habe so wenig herausgebracht. Ja, auch jetzt, da ich ungestört am Schreibtisch sitze, versagen mir die Worte. Ich möchte weinen nie ein Kind, dem sein Kartenhaus eingefallen ist; aber dazu bin ich doch zu alt und zu vernünftig. Ich will daher reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist; vielleicht gelingt es Ihnen, mit der Divination des Poeten herauszufühlen, was mich quält, und was ich doch selbst nicht bei Namen zu nennen vermag. Ich sagte Ihnen heut, daß ich mich nach einem Beruf sehne. Das ist aber insofern nnrichtig, als es mir unerträglich sein würde, eine bestimmte Summe von Geschäften tagtäglich maschinenmäßig versehen zn müssen. Das würde mich geradezu todt machen. Aber ich möchte — ja, wie soll ich mich ausdrücken? — ein Feld menschlicher Production mit meinem Geiste erfassen und auf demfelben die unbändige Kraft, welche ich in mir fühle, zur Verwendung bringen. Gelt, das ist Unsinn, was ich da eben niedergeschrieben habe? Aber ich weiß mich wahrhaftig nicht besser auszudrücken. Ob ich für irgend eine Kunst beanlagt bin, weiß ich wirklich selber nicht, aber ich furchte, nein. Manchmal treibt es mich, irgend eine Empfindung oder Leidenschaft imitirend darzustellen; dann halte ich lange Monologe und bilde mir ein, ich habe das Zeug zu einer großen Schauspielerin; aber wenn ich eine Weile mit mir selber geredet habe, überkommt mich eine große Verzagtheit, und ich weiß gewiß, daß Alles nur ein thörichter Wahn war. Manchmal auch fühle ich den Drang, eine Situation, einen Charakter zn schildern; aber wenn ich die Feder in die Hand nehme, versagt mir die Phantasie. Sine Schriftstellerin kann ich also auch nicht werden. Aber was — rathen Sie, helfen Sie mir! — was soll ich beginnen, um diesen heißen, unwiderstehlichen Drang zu stillen, der mir die Brust beklemmt und mich mit Verachtung für das arm'elige Treiben meiner Freundinnen und Altersgenossinnen erfüllt? Ich habe schon daran gedacht, in einen Schwesternorden einzutreten, der sich mit Kindererziehung oder Krankenpflege beschäftigt. Aber dann schreckte mich immer wieder die gänzliche Entsagung, denn ich fühle es instinctiv, daß mir das Leben noch Vieles bieten kann und muß. Als ich neulich Ihr Schauspiel gesehen hatte, da stand es bei mir fest, daß Sie der einzige Mensch sind, der mir zu rathen vermag. Ich fühle in mir eine große Geistesverwandtschaft mit Ihrer Heldin, aber ich will und werde nicht, wie jene, ein tragisches Ende finden, denn die Kraft, mich dem Urtheile der Welt erfolgreich zu widersetzen, habe ich, soweit ich über mich selbst ^im Klaren bin. Das können Sic schon ans dem Umstande schließen, daß ich nach einer erst wenige Stunden alten Bekanntschaft es wage, an Sie, einen fremden Herrn, einen so offenherzigen Brief zu richten, was doch nach dem Sitten-Codex der sogenannten guten Gesellschaft ein strafwürdiges Verbrechen ist. O. kommen Sie recht bald wieder zu uns, damit ich aus Ihrer Unterhaltung Trost und Belehrung schöpfen kann. Sie werden mich dadurch zu ewigem Danke verpflichten.

Irene Dillinger."

Edmnnd ließ, nachdem er gelesen, das Blatt auf deu Tisch sinken und schaute trüben Blickes vor sich hin. ‚Eine Reihe widersprechender Empfindungen klangen in seiner Seele an, aber den Grundton behielt eine bittere Verstimmung, bis die Einbildungskraft ihn unversehens daraus emportrug.

Der Brief des seltsamen Mädchens hatte ihn im Innersten ergriffen. Es klang ihm daraus der Aufschrei eines iu Fesseln geschlagenen starken Geistes entgegen, und es überkam ihn fast wie Verwunderung, daß derselbe in dem zarten Körper eines anmnthiaen Mädchens hauste.

Die süße Beklommenheit, die er halb unbewußt beim Empfange des Schreibens gefühlt, ward jelt eindringlicher und deutlicher, und die Sehn

sucht nach dem liebenswürdigen Geschöpfe, die er sich seit dem Slvschiede selbst nicht hatte eingestehen mögen, beherrschte ihn mit einem Male vollständig. Er vergegenwärtigte sich den Spaziergang, den er an ihrer Seite durch den Park gemacht, und seine lebendige Phantasie spann daraus ein liebliches Idyll zusammen, dessen Abschluß ihm in rosiger Dämmerung verschwamm. Dann aber fiel ihm plötzlich ohne jede Vermittelung die Scene im Spielzimmer des Clubhauses ein, und sofort hatte der beleidigte Stolz n ieder das Uebergewicht in seiner Seele.

Finsteren Blickes setzte er sich am Schreibtisch zurecht, holte einen Briefbogen hervor und begann mit fliegender Eile zu schreiben:

Mein gnädiges Fräulein!

Ein freundschaftliches Verhältniß muß vor allen Dingen auf rückhaltloser Aufrichtigkeit begründet sein; ich fühle daher die Verpflichtung, mich Ihnen gegenüber frei auszusprechen. Ich gestehe Ihnen offen, daß Ihr liebenswürdiges Wesen, Ihr gewinnender Freimut!) und Ihre seltene geistige Begabung schon in den ersten Stunden unserer Bekanntschaft Ihnen mein ganzes Herz gewonnen haben. Ich hätte daher — auch ohne Ihr schmeichelhaftes Schreiben — meinen Besuch sehr bald wiederholt, wenn ich nicht am heutigen Abend, nachdem ich Ihr gastliches Haus verlassen, eine bittere, eine grausam bittere Erfahrung gemacht hätte. Aus derselben habe ich eine zweifache Lehre gezogen. Ich weiß nun, was ich allerdings längst hätte wissen müssen, daß ein Mensch, welcher nieder aus einem staatlichen Amte, noch aus einer soliden bürgerlichen Hantirung ein gesichertes Einkommen bezieht, es ^niemals wagen darf, seinen Fuß in gute Häuser zu setzen, ohne den Vorwurf des Parasitenthums zu riskiren. Und ich weiß ferner, daß es in der von der heiligen Convention beherrschten „guten Gesellschaft" zwei jungen Leuten verschiedenen Geschlechts nicht erlaubt ist, arglos und unbefangen mit einander zu verkehren. Ich Ibitte Sie, diese beiden zwingenden Rücksichten als Entschuldigungsgründe gelten zu lassen, wenn ich mein Versprechen, Ihr Haus wieder zu besuchen, nicht halten kann. Was Ihre an mich gerichteten Fragen betrifft, so empfehle ich Ihnen, sich damit an Ihre Angehörigen, Ihren Papa und Ihre Herren Brüder zu wenden, denen zweifellos mehr Lebensklugheit 'zu Gebote steht, als mir. Indem icki Ihnen zum Schluß aus aufrichtigem Herzen das Beste für Ihr hoffnungsreiches Leben wünsche, bleibe ich Ihr ganz ergebener

Edmund Grotau.

Er nahm sich nicht Zeit, das Geschriebene noch einmal durchzulesen, sondern verschloß hastig das Couvert und griff nach seinem Hute, um ohne Säumen nach dem nächsten Brieflasten zu eilen. Er befand sich ir, ^inem Zustande nervöser Erregung, welcher jedes rnbige Ueberlegen unmöglich machte.

Erst als er den dumpfen Fall des Briefes im Postkasten vernahm und die aufgehobene Metallklappe von seiner Hand krachend niedersiel, schrak er aus seinem Taumel empor, und es war ihm, als habe er muthwillig sein Lebensglück dahinein in das verschlossene Behältniß geworfen. Er sagte sich, daß er unbedacht gegen sich selbst und grausam gegen ein anderes vertrauendes Wesen gehandelt habe, und ein Gefühl der Beschämung, der ohnmächtigen Wuth und des bittersten Schmerzes überkam ihn; eine augenblickliche Schwäche bemächtigte sich seiner, so daß er sich an die Wand des Hauses lehnen mußte, während ihm zwei heiße Tropfen aus den Augenwinkeln hernieder in den Bart rannen.

Aber schon im nächsten Moment schämte er sich seiner Weichheit, und mit der Hast des Schuldbewußtseins raffte er sich auf und rannte eilig die Straße entlang von dannen. Er wußte selbst nicht, welchem Ziele er zustrebte; nur die heftige Bewegung war ihm Bedürfniß, um die hochgehenden Wogen in seinem Innern zu sänftigen. Endlich trat eine wohlthätige Reaction ein, und hochaufathmend blieb er an einer Straßenecke stehen. Ein Blick in die Runde belehrte ihn, daß er unversehens in einen ganz entfernten Stadttheil gerathen war.

Was nun.? Vor seiner öden Wohnung graute ihm. In irgend ein Restaurant oder Caf6 zu treten und sich dort im Gewirr der fremden Menschen noch einsamer zn fühlen, als auf der einsamen Straße, schien ihm noch weniger verlockend. Schließlich erinnerte er sich, daß es Donnerstag war, und daß an jedem Donnerstage in einer bekannten Künstlerkneipe eine fidele Zusammenkunft junger Leute — meistens Maler, Musiker und Schriftsteller — stattfand, bei der auch er zuweilen erschienen war. Ha, das war ein rettender Gedanke! Wer zur Bohöme gekört, soll auch in Freud und Leid treu zu ihr halten, sagte er sich. Und ohne Zögern machte er sich zu dem nicht mehr weit entfernten Locale auf.

An diesem Abend gab es im „Potpourri" — so hieß die Künstlergesellschaft — keinen besseren Gesellschafter und keinen witzigeren Kerl, als Edmund Grotau. Sie hatten ihn ohnehin Alle gern, aber heut übertraf er sich doch selber, und manches vertrauliche Wort, mancher freundliche Händedruck ward ihm zu Theil, wo er früher nur kühler Reserve begegnet war.

Nur Wenige merkten es ihm an, daß er sich selber zu betäuben suchte, und kaum Einer fand dafür einen heftigen Seelenschmerz als Motiv heraus. Er selbst fragte Nichts danach, wie die Andern sich feine aute Laune deuteten, sondern stürmte ohne Aufenthalt weiter, um nur den Abend in des Wortes verwegenster Bedeutung „todtzuschlagen" und nicht mehr zur Besinnung kommen zu müssen.

Er trank, trank nur Champagner, und zwar mehr, als er sonst bei ruhigem Blute zu thun pflegte. Er wollte sich berauschen, nnd als er beim Morgengrauen mit heißem Kopf nach Hanse rannte, hatte er es wirklich erreicht, daß ihm die ganze Welt im Allgemeinen und sein Schicksal im Besonderen völlig gleichgiltiq war.

In seinem Arbeitszimmer fand er die Lampe noch brennend auf dem Schreibtische; der junge Morgen, der bereits mit rosiger Frische durch die Fenster hereinlugte, ließ ihr Licht in einem grämlich trüben Gelb erscheinen. Edmund verlöschte schnell die Flamme, deren fahler Schimmer ihn unliebsam an seine Stimmung von gestern Abend erinnerte. Er trällerte mit forcirter Heiterkeit ein paar Verse des im Potpourri zuletzt gesungenen Kneipliedes vor sich hin:

Alleweil fidel, fidel, fidel!
Trauri sein darf nm net
Auf dieser Welt ,

zündete sich eine frische Cigarre an und warf sich, da er zum Schlafen gar keine Lust verspürte, angekleidet auf die Chaiselongue.

Die blauen Tabakswölkchen stiegen vor seinen verloren blickenden Augen empor, gestalteten sich zu phantastischen Gebilden, flohen sich, haschten sich und verrannen hoch oben an der Zimmerdecke in's Unsichtbare. Beim Anschauen ihres Spiels hatte Edmund bald die reale Welt vergessen. Seine Achemzüge wurden immer regelmäßiger, die Augenlider sanken ihm schwer herab, um endlich sich nicht mehr zu erheben, und seine Seele tauchte in's Wunderreich der Träume.

Ein glückliches Lächeln schwebte um den Mund des Schläfers; es waren wohl freundliche Bilder, die jetzt an ihin vorüberzogen, und für die Unbilden des Tages genoß er jetzt ein reines, ungestörtes Glück.

In der Casino-Nessource wurde das althergebrachte Johannisfest gefeiert, welches alljährlich am längsten Tage die zahlreichen Mitglieder des fashionablen Clubs zu vereinigen pflegte, ehe man bei Beginn der Schulung Gerichtsferien in Bäder und Sommerfrischen sich zerstreute.

Der Garten war von tausend bunten Lampions magisch erhellt; in dem großen Saale wurde getanzt, und auf der breiten Terrasse, welche Garten und Saal verband, saßen im blendenden Lichte der elektrischen Bogenlampen zahlreiche Gruppen festfroher Menschen an größeren und kleineren Tischen beisammen, nm dem lebendigen Treiben drinnen und draußen zumschauen.

Hier klangen zwei Römer mit altem Nebensaft vom Vater Rhein zusammen; dort rann purpurner Burgunder über die Lippen eines mauhaarigen Weinkenners, und da knallte ein Chnmpagnerpfropfen gen Himmel, den prickelnden Geist zu entfesseln, der ungeduldig emporstieg, um in Bälde die Adern des jungen Volks zn durchbrausen.

Im Garten wandelten vornehmlich die Paare, die sich nach dem Tanze abkühlen und erholen wollten. In einem entfernten Winkel hatten sich auf einer hinter Jasminbüschen versteckten Bank ein Herr und eine Dame zusammengefunden, deren Gesichter von der allgemeinen Freude des Festes verzweifelt wenig widerspiegelten. Die junge Frau wehte sich mit ihrem purpurnen Atlasfächer frische Luft zu, indem sie das auffallend bleiche Gesicht etwas zurückneigte, und der Herr schaute ivortlos auf den Kies des Weges nieder.

Boin Hanse klangen gedämpft die Töne eines fröhlichen Walzers herüber, aber sie weckten in den beiden jungen Seelen keinen Widerhall. Nach einer langen peinlichen Pause fragte der Herr, unverkennbar nur, un: das Schweigen ?u brechen, mit belegter Stimme:

„Werden gnädige Frau diesen Sommer ein Seebnd besuchen?"

„Nein," war die beklommene Antwort; „mein Mann hat zur Vorbereitung für das Wintersemester die gan-en Ferien über auf der Bibliothek zu thun; da bleibt keine Zeit zum Reisen, und allein mag ich nimmer fort."

Wiederum trat eine Pause ein, und die Beiden lauschten mit finsteren Mienen der Musik, deren muntere Weise wie ein Hohn in ihre Stimmung hineinklang.

Endlich richtete sich die Dame entschlossen auf und sagte, indem sie ihrem Cavalier mit ernstem Blick, aber frei und offen in's Auge sah: „Wir wollen, nachdem wir uns so unvermuthet hier begegnet sind, keine empfindsame Komödie mit einander spielen. Wir haben uns Beide im ersten Augenblick des Wiedersehens gefreut, aber die Freude konnte nicht dauern, dazu ist die Erinnerung, die zwischen uns steht, zu trübe. Lassen Sie uns drum scheiden, ehe die Verstimmung unsere Seelen ganz beherrscht und uns das Andenken an diese Begegnung verdüstert.

„Irene!" rief der Herr dagegen, und es klang wie ein Aufschrei aus tiefstem Jammer. Doch als er ihre Hand ergreifen wollte, stand sie auf und fuhr, einen Schritt zurücktretend, fort:

„Nicht so, Herr Grotau! wir müssen ruhig bleiben und kühl von einander Abschied nehmen; ein Verkehr zwischen uns ist nicht mögliche; er könnte zu schwerer Schuld führen."

Sie wandte sich zum Gehen, aber er hielt, sie noch zurück und mnrmelte gesenkten Hauptes mit heiserer Stimme:

„Sie haben Recht, Irene! wir wollen als Freunde scheiden. Aber Eins muß ich Ihnen zuvor noch sagen, und Sie müssen mich anhören. Hegen Sie keine Besorgnis;, — ich bin Ihrer Mahnung eingedenk. Ich lese in Ihren Augen, daß Sie edelmüthig einen Theil der Schuld an jener unseligen Trennung unseres jungen Freundschaftsbundes auf sich zu nehmen geneigt sind. Dem muß ich aber entgegentreten. Nur ich habe dies ververschuldet, und Sie haben unschuldig unter meiner Leichtfertigkeit leiden müssen.

Es sind jetzt fünf Jahre darüber hingegangen, aber ick habe noch Alles im Gedähtniß, als wäre es gestern erst «eschenen. Lassen Sie e-? mich hier aussprechen, es kann keine Sünde sein, da wir Beide zur Entsagung entschlossen sind und uns schon in der nächsten Stunde auf Nimmerwiedersehen Lebewohl gesagt haben werden, — lassen Sie es mich offen heraussagen: So jung damals unsere Bekanntschaft war, die Liebe saß uns tief im Herzen. Wir schienen vom Schicksal für einander bestimmt, und ich weiß es wie durch gottliche Offenbarung, daß wir in der Vereininurg unser Glück gefunden haben würden. Ich blöder Thor mußte unser Beider Lebensglück durch einen Gewaltstreich vernichten, zu dein mich kindische Empfindlichkeit trieb.

Ich mar an jenem Abend zufällig ungesehen Zeuge, wie Ihr Bruder sich abfällig über unser Bekanntwerden äußerte, und statt wie ein Mann zu handeln und durch mein Verhalten mir seine Achtung zu erzwingen, gab ich meiner gekränkten Eitelkeit nach und schrieb Ihnen den nichtswürdigen Absagebrief, der Ihre arglose Kinderseele tief verletzen mußte. So ist's geschehen, und ich allein trage die Schuld."

Er schloß mit einein schweren Seufzer, der fast nie ein Schluchzen klang, seine Rede ab. Irene aber verharrte in ihrem Schweigen, und es war schwer zu unterscheiden, ob sie durch seine Erzählung so ergriffen war, daß ihr die Sprache versagte, oder ob sie ans Pflichtgefühl sich mit festem Willen gegen ihre eigene aussteigende Weichheit wappnete.

Nach einer trüben Pause sing Grotau wieder an zu reden, aber es klang mehr wie ein Selbstgespräch, als er mit leiser Stimme fortfuhr: „Ich weiß auch gauz genau, was weiter geschehen ist, obwohl ich zeither fern von dieser Stadt war und über Ihr ferneres Geschick von Niemandem Etwas erfahren habe.

Nicht genug, daß ich Sie schnöde verließ, da Ihr unschuldiges Kinderherz sich meinem Blicke vertrauensselig eben ganz erschlossen hatte, trifft mich auch noch der Vorwurf, Sie durch meine superkluge Belehrung an jenen: Tage irregeleitet zu haben. Sie haben nieine Ansicht über Frauenberuf, die ganz allgemein gehalten war, da ich Ihre eigene Begabung noch gar nicht richtig schätzen konnte, als prophetische Lehre genommen, haben sich in Ihrem Selbstvertrauen dadurch wankend machen und in den gewöhnlichen Lebenslauf der alltäglichen Frauen drängen lassen, obwohl Ihre glänzenden Geistesgaben und Ihr reiches Gemüthsleben Sie zu weit höheren Zielen berechtigten. Sie wollten, meinen Rath befolgend, in Ihrem Gatten aufgehen, seinen Beruf mit Verständnis; erfassen und in seinen Interessen Befriedigung für den lebendigen Drang Ihres Geistes finden. Das ist Ihnen aber nicht gelungen, konnte Ihnen auch nicht gelingen, weil Ihre geistige Kraft eine künstlerische ist, die nur in eigenen Schöpfungen Genügen finden kann, — und auch, weil Ihr Mann, ein trockener Gelehrter, für Ihr Wesen kein Verständniß zeigte und Sie an seinein geistigen Schaffen in keiner Weise Theil nehmen ließ. So ist mein Rath, der für tausend andere Mädchen eine Wohlthat gewesen wäre, für Sie zum Fluche geworden. Denn — Sie mögen es eingestehen, oder nicht, Irene, — Sie sind grenzenlos unglücklich. Eine unglückliche Liebe kann ein starkes Herz überwinden, das Verfehlen eines von Gott vorgezeichneten Lebensberufes niemals!"

Cr schwieg und bedeckte die Augen, in denen es feucht schimmerte, mit der Hand. Die Frau machte eine abwehrende Bewegung und zeigte ein finsteres Gesicht. Sie nahm es ernst mit ihren Pflichten und war fest entschlossen, anch an der Seite des einst wirklich innig geliebten Mannes keinen Zoll breit davon abzuweichen. Aber zu widersprechen wagte sie doch nicht; sie fühlte, daß er bittere Wahrheit redete. Ein Geständniß mochte sie ihm indeß nicht machen. Sie begann daher nach einer Pause möglichst unbefangen, wenn auch mit zitternder Stimme: „Sorgen Sie sich nicht nm mich, ich bin mit meinen Loose zufrieden. Erzählen Sie mir lieber, wie nch Ihr Lebensschicksal seit jener längstvergangenen Zeit gestaltet hat."

Er fuhr empor, und seine Antwort klang hart und rauh, als er mit beiseren Kehllauten erwiderte:

„Ich? — oh, ich habe gefunden, was ich verdiente. Als icki damals in kindischem Trotze mich von Ihnen wandte, da sagte ich mir: Was zur Bohöme gehört, soll sich nicht in andere Kreise eindrängen wollen! Und ich kehrte znr Bohsme zurück und habe mir auch aus ihr eine Frau geholt. Sie war ein hübsches, unschuldiges Mädchen. Ihr Vater, ein verdorbener Komödiant, der die Entmischung ob seiner künstlerischen Mißerfolge als Restaurateür verschmerzte, hatte sie in stolzer Erinnerung an seine früheren hochfliegenden Pläne zur Bühne erzogen; aber schon bei ihrem ersten Auftreten zeigte sich ihre gänzliche Talentlosigkeit. Seitdem führte sie als Statistin des Stadttheaters ein ziemlich trauriges Dasein, ans dem ich sie endlich durch meinen Heirathsantrag erlöste. Sie ist eine brave und achtungswerthe Frau geworden, aber hausbacken, entsetzlich hausbacken. Um mein dichterisches Streben zu verfolgen, fehlt ihr in gleichem Maße Ingenium wie Bildung. So leben wir neben einander her, ohne uns zu verstehen. Ich verdiene viel Geld mit meinen Dramen und mache ein großes Haus in der Residenz. Es verkehrt bei uns viel fahrendes Volk: meine eigenen Kunstgenossen und Iournalisten, Maler, Bildhauer, Musiker u. s. w. Aber glücklich bin ich auch nicht, Irene! Und ich hab's auch nicht verdient."

Er war bei den letzten Worten aufgesprungen und streckte ihr wieder selbstvergessen die Hand entgegen, nm die ihrige zu erfassen. Die Geberde sah beinahe hilfeflehend aus, aber die junge Frau bewahrte ihre Haltung, wie weh ihr auch innerlich zu Muthe war. Sie stand gleichfalls auf und sagte, indem sie gelassen seinen Arm nahm:

„Führen Sie mich jetzt in den Saal zurück; dort wollen wir vor Aller Augen von einander Abschied nehmen."

Ein bittrer Schmerz durchzuckte ihn; einen Augenblick wollte er sich vor ihr niederwerfen, ihre Kniee umfassen und die Gluth, die ihn erfüllte, in hellen Flammen emporlodern lassen; aber ein strenger Blick aus ihren sonst so sanften schönen Augen brachte ihn zur Besinnung. Er folgte gehorsam ihrer Aufforderung, und durch die Gange des festlich erstrahlenden Gartens schritten die beiden Menschen, welche für einander bestimmt schienen und sich doch nicht angehören durften, langsam dahin, um sich in Gegenwart des Gatten der jungen Frau mit conventioneller Förmlichkeit Lebewohl zu sagen — auf Nimmerwiedersehen!

Seit dem Zusammentreffen im Garten der Casino-Ressource waren wiederum zwei Iahre verflossen, da saß Edmund Grotau, der berühmte Dramatiker, eines Tages in seinem stilvoll ausgestatteten Arbeitszimmer in der Residenz und schante mit verlorenem Blick in weite unabsehbare Fernen. Nm seine Lippen schwebte noch immer der Zug eines glückseligen Lächelns, das eben seine Züge verklärt haben mutzte, und in der Hand hielt er einen mehrblättrigen Brief, den er vor wenigen Minuten zu Ende gelesen hatte.

Der Inhalt hatte ihn unendlich beglückt, und in den Sessel zurückgelehnt, überlietz er sich nun rückhaltlos der seligsten Erinnerung.

Der Brief hatte folgenden Wortlaut:

Mein lieber, einziger Freund!

Nach unserer letzten Begegnung mußten wir Beide annehmen, daß wir uns in diesem Leben niemals wieder nahetreten würden. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. Ein längst nicht mehr erhofftes Ereigniß hat meinem Leben eine ganz andere Wendung gegeben, und Sie sind der Einzige, dem ich die Seligkeit, die mich erfüllt, in Worten auszudrücken vermag, da ich gewiß bin, bei Ihnen allein volles Verständniß für meine Gefühle und Hoffnungen zu finden. Ich bin unendlich reich: ich bin vollkommen glücklich, soweit dies bei einem Sterblichen möglich ist; ich habe gefunden, was ich brauchte: einen Beruf, einen hohen, den höchsten Beruf. Mit einem Worte: Ich bin Mutter geworden-, der Himmel htt mir einen gesunden, herzigen, lieben Sohn geschenkt, und mit einem Schlage sind meine Augen, die bisher blind waren, geöffnet, ist mein Herz, das bisher todt war, zu frischem kräftigem Leben erweckt.

Ich Miß jetzt, was das Ziel all' meiner unbefriedigten Sehnsucht war, was mein ureigentlicher, mir von Gott zugewiesener Beruf ist, was mich zur Ausnutzung all' meiner Kräfte, zur Bethätigung all' meiner Fähigkeiten, zu lebendigem Wirken und Schaffen führen wird.

Sie hatten ganz Recht: Meine Veranlagung ist eine künstlerische, die nur in eigenen Schöpfungen ihr Genügen finden kann. Ietzt bin ich vor die höchste künstlerische Aufgabe gestellt, die einen! Sterblichen werden kann: Ich halte das lebendige Material, das weich und fügsam, zugleich aber auch spröde und widerstandsfähig ist, in meinen Armen; ich soll daraus einen Charakter formen, und ich bin stolz auf das Thema, das mir der Schöpfer selbst gestellt hat. Ich fühle, daß er mir von seiner Kraft genug verliehen hat, um damit fertig zu werden, und ich werde mit meinem Pfunde wuchern.

Sie aber, Edmund, sollen mein Kritiker sein, denn ich weiß: Sie schauen in die Seele des Weibes, und in die meine besonders, wie in ein offenes Buch. An Ihren Rath werde ich appelliren, wenn ich bei der Förderung 'meines Kunstwerks auf ungeahnte Probleme stoße, und Sie werden mir beistehen. Mit diesem Versprechen mache ich den kleinen Edmund zum Pathenkind Ihres Geistes.

Mit herzlichem Gruß

. Irene.

Edmund Grotau las den Brief wieder und 'wieder, und er fühlte dabei, daß diese Stunde die glücklichste seines bisherigen Lebens sei.

N?ar Ring.

Line littcrarisch-biographische Studie.
Mit drei ungedruckten Briefen Aarl Gutzkows und Berthold Auerbachs,
von

Adolph Wohnt.

— Berlin. —

ur wenigen Sterblichen ist es gegönnt, noch mit 80 Iahren schöpferisch thätig zu sein. Die schaffenden Geister, welche so ichtlich der Himmel begnadet hat, wie z. B. einen G. Verdi, einen Th. Mommsen und einen Max Ring in unseren Tagen, kann man an den Fingern abzählen — und es bleiben noch Finger übrig. Soeben erst hat der letztgenannte Greis, der aber weder körperlich noch geistig Zeichen des Siechthums 'verräth, seine Memoiren herausgegeben und im Vorwort zu denselben, welches von seinem 80. Geburtstage datirt ist, bekundet er eine geradem bewunderungswürdige Schärfe des Urtheils. Schon Schiller klagte einst, daß die Alten jung und die Iungen alt und! Wenn man die berühmten Schleuer in der Litteratur, welche noch im hohen Alter Köstliches hervorbrachten, näher betrachtet — ich nenne aus der Fülle der Erscheinungen nur Gustav Frevtag, Karl von Holtei und Rudolf von Gottschall — muß man wahrlich unserem großen Nationaldichter Recht geben . . . In seinen zweibändigen „Erinnerungen"*) hat zwar Max Ring alles Wissenswerthe und Interessante seines Lebens geschildert, aber doch auch Manches unerwähnt gelassen, was ihm verschiedene Umstände, wohl auch sein bescheidenes und. anspruchsloses Wesen, mit Stillschweigen zu übergehen

*) .Erinnerungen" von Max Ring, 2 Bde., Berlin 1898. Concordio, Deutsche Verlags-Anstalt.

geboten; und wenn ich auch im Großen und Ganzen dieses klassische Quellenwerk ganz natürlicher Weise hier benütze, so habe ich doch auch das Eine und das Andere mitzutheilen, was man in den Aufzeichnungen des alten Herrn vergebens suchen jwürde. Was speciell seine litterarische Bedeutung betrifft, enthält sich Ring selbstrerständlich jeder Aeußerung über seine zahlreichen und mannigfachen Schriften — dem kritischen Beurtheiler desselben liegt es daher ob, das dort Fehlende zu ergänzen und dem ausgezeichneten Schriftsteller den ihm gebührenden Platz in der Nationallitteratur anzuweisen.!

Das achtzicste Lebensjahr ist zwar ein Grenz- und Markstein des Lebens und der Abschluß des litterarischen Schaffens, aber Mor Ring will deshalb keineswegs den Musen entsagen. Als ich ihn am 4. August 1897, anläßlich seines Ehrentages, der in ganz Teutschland mit warmem Interesse gefeiert wurde, zur Vollendung seines künstlerischen Wirkens beglückwünschte, sagte er mir: „Oh, ich bin noch lange nicht fertig — ich arbeite noch simmer rüstig fort. Neben meinen ‚Erinnerungen' beschäftige ich mich mit vielen anderen Plänen, die ich auszuführen gedenke, wenn mir der Himmel die Kraft und die Gesundheit schenkt." In der That ist Mar Ring zu seiner Iugendliebe, dem Schauspiel, zurückgekehrt und arbeitet jetzt an einem Drama, dessen Aufführung man mit Interesse entgegensehen kann.

Auch sonst bildet Max Ring als Greis eine rühmliche Ausnahme. Die meisten Nestoren des Geistes sind verbittert, griesgrämig und hypochondrisch und Verkünder der „guten, alten Zeit" — unser Schleuer hat sich bis heute sein heiteres Temperament, seinen zufriedenen Sinn und seine optimistische Weltanschauung bewahrt, welch letztere sich in allen seinen Werken, namentlich in seinen Gedichten, wiederspiegelt. Unser Poet ist gleich Berthold Auerbach, mit dem er so innig befreundet war, auch ein Denker, ein Philosoph, und deshalb ist nicht allein die dichterische Phantasie, sondern auch der reflectirende Verstand bei ihm in gleichem Maße thätig. Die Seelenruhe, welche ihn auszeichnet, verdankt er den Lehren Spinozas, dessen begeisterter Jünger er ist und dessen pantheistischen und religiösen Standpunkt er mit Bewunderung theilt. Ruhm und Ehre gebührt ihm auch dafür, daß er Zeit seines Lebens die Oriflamme der Glaubens- und Gewissensfreiheit, des politischen und fortschrittlichen Gedankens hochhielt. Stets huldigte er in Wort und Schrift auf religiösem Gebiete einer umfassenden Duldung und bekämpfte deshalb die kirchlichen Auswüchse. Ein Achtundvierziger von altem Schrot und Korn, hat er nie die Ideale seiner Jugend verleugnet, hat er nie seine freiheitlichen Anschauungen gewechselt und dem Streberthum und der Carriere-Macherei auch nicht die geringste Concession gemacht. In der Kunst freilich war er weniger radical. Hier suchte er das Ideal mit der Wirklichkeit zu versöhnen und in der realen Welt überall Poesie zu iinden, ebenso sehr ein Feind des rohen nnd gedankenlosen Naturalismus, wie der krankhaften und bleichsüchtigen Romantik.

Vor Allem war Max Ring im Leben wie in der Dichtung ein Freuno der Wahrheit — und diese Lauterkeit seiner Gesinnung, diese Offenheit seines Wesens und Reinheit seines Empfindens verleiht auch seinen Schriften einen hohen Reiz.

Abgesehen jedoch von dem eigenen köstlichen, arbeitsamen Leben Max Rings, erscheint er uns zugleich wie die wandelnde Chronik des 19. Iahrhunderts. Mit vielen hervorragenden und hochinteressanten Zeitgenossen ist er in Berührung gekommen und ist mit ihnen mehr oder weniger intim befreundet gewesen; und da er stets ein scharfer und gewissenhafter Beobachter war, weiß er uns von ihnen, ihrem Denken und Fühlen, ihrem Thun und Treiben viel Belehrendes und Unterhaltendes zu erzählen, und wir blicken durch seine Vermittelung zuweilen hinter die Coulissen der Welt-, Litteratur-, Cultur- und Theatergeschichte.

Max Ring wurde am 4. August 1817 im Menschen Städtchen Zauditz, Kreis Ratibor, geboren. Sein Vater hatte die Branntweinpacht auf den oberschlesischen Gütern des Ministers Graf Haugwitz inne, und zwischen dem Staatsmann und seinem Beamten entwickelte sich mit den Iahren ein freundschaftliches Verhältniß. Die Liebe für die Natur erwachte schon frühzeitig in dem Iüngling; an der Seite seines Vaters wanderte er täglich durch Felder und Wiesen, auf denen tausende von gelben, blauen und rotben Schmetterlingen um die bunten Blumen flatterten und glänzende Käfer im Grase herumschwirrten. Von tüchtigen Hauslehrern, begeisterten Anhängern der Pzstalozzi'schen Methode, vorgebildet, entwickelte sich im lebhaften und aufgeweckten Knaben bald die Lust zum Studium und zum Produciren. Noch nicht zehn Iahre alt, verfaßte der Wunderknabe sein erstes Gedicht: „Das Veilchen", welches im „Oberschlensichen Wanderer" in Gleiwitz abgedruckt wurde. Auf dem Gymnasium zu Ratibor machten seine deutschen Aufsätze Aufsehen; dort war es auch, wo er mit seinem Mitschüler, dem später so berühmt gewordenen Kliniker Louis Traube, eine Freundschaft für's Leben schloß. Schon damals lernte er, zumeist im Hause seines Vaters, sehr originelle und merkwürdige Persönlichkeiten kennen, so z. B. den genialen, aber leichtsinnigen Fürsten Felix Lichnowsky, der am 18. September 1848 gelegentlich des Frankfurter Aufstandes vom Pöbel ermordet wurde, den abenteuerlichen Wit, genannt von Döring, einen Freund Carl Sands, des Mörders Kotzebues, einen höchst extravaganten Menschen, und noch Andere. Nachdem er auf dem Gymnasium in Oppeln das Abitnrientenexamen bestanden hatte, besuchte er die Breslauer Universität, um dort Medicin zu studiren. Diese Breslauer Studentenjahre bilden noch jcht, in der Eannerung des Greises, das höchste Entzücken desselben.

hörte do.t u. A. die philosophischen Vorlesungen des geiswollen Braniß, der sich durch große Klarheit und dialektischen Scharssinn auszeichnete, den berühmten Historiker Wachler, den Naturphilosophen Rees von Esenbeck, den Anatomen Otto, den Physiologen Purkinje, der durch seine AbHandlung: „Ueber das Sehen in subjektiver Hinsicht" die Aufmerksamkeit Goethes en-eat hatte, den Chirurgen Benedict und trat zu den meisten der genannten Professoren in ein fteundschaftlich-geinüthliches Verhältnis?. Auch mit den litterarifchen und publicistischen Größen des damaligen Breslau wurde der junge Bruder Studio bekannt. Unter diesen befanden sich einige Chnrakterköpfe, so z. B. der Baron r>. Baerst, der Leiter der „Breslauer Zeitung", welcher Willibald Alexis den Stoff zu der interessanten Novelle „Novelli Acerbi", deren Held Baerst mar, geliefert hat; dort ergab sich denn Ring dem — „Laster" der Poesie. In den Breslauer Tages- und belletristischen Blättern veröffentlicht er seine literarischen Sünden, welche aber schon in weiteren Kreisen Beachtung fanden. Breslau war damals noch reich an allerlei Originalen, die uns Rmg in köstlichen humoristischen Genrebildern vorführt. Da war u. A. der Professor Negis, der bei Tage schlief und in der Nacht promenirte, der Antiguar Ernst, welcher behauptete, daß die Erde ein lebendes Wesen sei, das Respirationsorgane, Gehirnund Sehwerkzeuge habe; der Eisenbahndirector Lemald, ein Onkel der Fanny Lewald, gefürchtet durch seine sarkastischen Bemei-knngen, der alte, reiche Junggeselle Fränkel, der sich kein Vergnügen gönnte und auf die Vorstellungen seiner Freunde, sich doch auch zu amwiren, emnderte: „Wenn ich das will, brauch ich kein Geld auszugeben; ich esse nur zwei Stunden später als sonst, und wenn ich recht hungrig bin, habe ich dann ein großes Vergnügen, das Nichts kostet."

1838 begab sich der Student der Medicin nach Berlin, um dort seine Studien zum Abschluß zu bringen. Durch Empfehlungsbriefe lernte er auch in der Hauptstadt Preußens interessante Persönlichkeiten, von denen ich nur den berühmten Orientalisten Leopold Zunz und den Juristen Professor Gans nenne, kennen.

Zu einigen seiner Lehrer, wie z.B. dem genialen Chirurgen Dieffenbach, fühlte er sich mächtig hingezogen, und er hatte ihren anregenden Borlesungen und privaten Belehrungen viel zu danken. Hier war er ein fleißiges Mitglied der von dem Witzbold Moritz Gott lieb Saphir gegründeten litterarifchen Vereinigung „Tunnel über der Spree", wo von Zeit zu Zeit dichterische Wettkämpfe veranstaltet wurden. Zu den Mitgliedern dieser amüsanten Vereinigung zählten damals u. A. der spätere famose Cultusminister Heinrich von Mühler, der spätere Justizminister Heinrich Friedberg, der Hofschauspieler und nachhcrige Gebcime Hofrath und Vorleser des Kaisers Wilhelm I. Ludwig Schneider. Ueberdies gehörte er einem zwanglosen Verein geistig hochstehender und strebender Männer an, von denen ich nur folgende nenne, die später zu Rnhm und Ansehen gelangten: Moritz Carriere, Heinrich Bernhard Oppenheim und Wilhelm Wolfsohn. Ebenso wurde er mit interessanten Frauen, wie z.B.mit dem Goethe'scben „Kind", Bettina von Arnim, bekannt, in deren Salons sich die verschiedensten, oft schroff einander gegenüberstehenden, Elemente versammelten.

Selbstverständlich beschränkte sich der Umgang Rings nicht allein auf Gelehrte, Dichter und Schöngeister überhaupt, sondern er kam auch mit namhaften Schauspielern, so mit Eduard Devrient nnd Carl Sende lmann, in Berührung. Letzterer, ein geborener Schleuer, interessirte ihn ganz besonders. Sie waren es auch, die ihn für das Theater mit Schwärmerei erfüllten und ihn zu einem eifrigen Theaterhabitub „lachten.

Nachdem Ring 1840 sein ärztliches Doctor- und Staatsexamen gemacht hatte, zog er sich nach Breslau zurück, um dort zu prakticiren. Besonders beschäftigte ihn damals das neu ermachte politische Leben nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. Die ganze kleinstaatliche Misöre konnte der junge 22 jährige Arzt aus eigener Anschauung durchkosten, als er fürstlicher Hofund Leibarzt des Fürsten von Pleß werden sollte. Eine freimüthigc Aeußerung verdarb seine Carriere. Der hohe Herr nahm Anstoß am jugend: lichen Alter des Doktors. Bei der Audienz sagte ihm Serenissimus: „Die Erfahrung bleibt für mich die Hauptsache. Ich gestehe Ihnen offen, daß ich für meine Person mehr Vertrauen zu einem alten Schäfer, als zu einem so jungen Arzt habe."

Vorschnell ist die Jugend mit dein Wort.

„Hoheit haben ganz Recht," erwiderte nämlich Ring, „wenn es sich nicht um kranke Menschen, fondern um Schafe handelt."

In Gleiwitz, wo sich jder Sohn Aesculaps hierauf niederließ und jahrelang segensreich wirkte, hatte er Gelegenheit, Land und Leute in Oberschlesien, die Millionäre und Grubenbesitzer, neben den Bergleuten und Armen, genau kennen zu lernen. Er hatte Gelegenheit, in Mysterien, welche sich in angesehenen Häusern der Aristokratie zuweilen abspielten, eingeweiht zu werden, welche ihm später dankbaren Stoff zu seinen Erzählungen lieferten. Besonder» erschütternd wirkte auf ihn der zu jener Zeit grassirende „oberschlrsische Hungertyphus", welcher ihm zugleich einen ausgedehnten ärztlichen Wirkungskreis eröffnete. Er schrieb damals seine Erlebnisse nieder, um sie zum Besten seiner hungernden 'und nothleidenden Landsleute herauszugeben, aber die Censur verbot die Veröffentlichung. Er opferte gerne seine Zeit und seine Gesundheit und war glücklich, wenn er helfen und retten konnte. Einmal wäre er beinahe das Opfer eines Attentats geworden, indeni ihn ein Fieberkranker in Zabrze, ein Erecutor, gegen den die gerichtliche Untersuchung, wegen Unterschlagung amtlicher Gelder, eingeleitet wir, erschießen wollte, weil der Unglückliche den Arzt für den Untersuchungsrichter hielt.

Das „tolle" Jahr 1848 verlebte Rng in Breslau. Er war ein fleißiger Besucher des demokratischen Vereins, wo er viele in- und ausländische Führer der Demokratie kennen lernte, so z. B. Michael Bakunin, den russischen Agitator, eine herkulische Gestalt, von seltener Beredsamkeit^ der einst, in Gegenwart Rings, zu Berthold Auerbach sagte: „Wenn wir siegen, lieber Auerbach, so lasse ich Sie, so leid es mir auch thun würde, ohne Barmherzigkeit hängen," worauf ihm der kleine, untersetzte Auerbach gemüthlich erwiderte: „Wenn Sie nicht vorher in ein Irrenhaus gesperrt werden."

Inzwischen hatte der junge Poet 1839 zusammen mit dem Mediciner Frankel einen Band „Gedichte" °*) veröffentlicht, also zuerst als Lyriker dedütirt. Diese Gedichte wurden imAllgemeinen wenig beachtet, was sehr bedauerlich ist, denn die Gedichtsammlung enthält manche Perle der Stimmungsmalerei. Besonders bemerkenswerth waren die Zeitgedichte und die Schilderungen aus der Geschichte und dem Culturleben des jüdischen Volkes. Noch jetzt ergreifen uns die Bilder, welche uns der Verfasser aus der Zeit des oberschlesischen Hungertyphus vorführt. Aus der Fülle dieser tragischen Poesie sei nur das nachstehende, kleine Poem mitgetheilt:

Der arme Bauer.

Die Kühe hat er vom Nachbar geborgt,
Die Leiche zum Kirchhof zu tragen.
Den Sarg aus rohen Brettern besorgt,
Mit der Axt zusammengeschlagen.
Und wie der Nagel den Deckel durchdringt,
Da weint der arme Bauer und singt:
sDah Gott sich unser erbarme."

„Die .Ander liegen im Fieber mir krank,
Wer soll die Kleinen jetzt vflegen?
Wer reicht den kühlen, erfrischenden Trank
Ten brennenden Lippen entgegen?
Die Mutter todt, die Kinder verwaist,
Der Du die Vögel des Himmels speist,
Daß Gott sich unser erbarme!

Leb' wohl, mein Weib! Du gehst nun fort,
In den Himmel kommst Du noch heute.
O, klage dem lieben Herrgott dort
Die Roth der hungernden Le'lte.
Vielleicht, daß er auf uns auch blickt,
Uns einen Engel zum Troste schickt.
Dah Gott sich unser erbarme!"

Wer auch neckische, scherzhafte, frische Lieder, voll Liebe, Licht und Frohsinn, gelingen dem Dichter trefflich. Man lese nur das allerliebste Gedichtchen:

Was Liebe ist.
Bei dm Weisen und Gelehrten,
Den berühmten, hochverehrten,
Forscht' ich nach der Liebe Grund;
Niemand konnt' ihn klar mir sagen,
Mocht' ich auch so Viele fragen,
Keiner tbut mir Wahrheit kund.

*) Eine zweite Auflage erschien 57 Jahre später, Berlin 189«, 148 S.

Da fragt' ich mein Mädchen scherzend,
Unter Kosen und sie herzend,
Ob, was Liebe sei, sie wüßt'?
Zärtlich hielt sie mich umfangen,
Küßte mich voll Lust und Bangen,
Gleich wußt' ich, was Liebe ist ..."

Die fp-nozistische, überhaupt philosophische Lebens- und Weltanschauung des Poeten tr'tt am schlagendsten in seinen „Sprüchen und Gnomen" zu Tage, die manchmal an Goethes „West-östlichen Divan" erinnern. Hier nur einige kleine Pröbchen:

Was nützt dem Vogel der Federn Pracht?
Hat er kein Lied in der Kehle?
Was nützt dem Weibe der Schönbeit Macht,
Hat sie kein Herz, keine Seele?

Ruhig ertragen

Und still entsagen,

Ob Du groß sein magst oder klein,

Wird's Deines Lebens Sonne sein.

Die Welt ist weder so gut, noch so schlecht,
Zum Weinen nicht, noch auch zum Lachen.
Tie Welt ist gerade so schlecht und gerecht,
Wie wir und wozu wir sie machen.

DaZ Paradies ist uns noch nicht verloreu:
Es wird mit jedem Kinde geboren.
Soll es für Alle neu blühn auf Erdei,,
Müssen die Alten wie Kinder werden. —

Außer in Gelegenheitsgedichten hat merkvürdiger Weise Ring seitdem in keiner Form der lyrischen Poesie sich versucht. Er begann -.vielmehr als Prosaist und zwar als Publicist und Feuilletonist der „Neuen Oder-Zeitung", und seine lebhaften und plastischen Schilderungen zeugten von so viel Phantane und Gestaltungskraft, daß es kein Wunder war, wenn ein unternehmender'und intelligenter Breslau«'Buchhändler, Nainens Ulrban Kern, ihm den Vorschlag machte, ihm einen Roman zu schreiben. Das Honorar, welckes dieser Verleger bot, war ein so lockendes, daß Ring nickt widerstehen konnte. So entstand sein erster Roman: „Berlin und Breslau", welcher von der Kritik und Presse sehr wohlwollend aufgenommen wurde und trotz seiner Fehler ^die Tatze des Löwen remeth.

Es dürfte nur Wenigen bekannt sein, daß „Berlin und Breslau" Karl Gutzkow die erste Anregung zu seinem großen cullurgeschicktlichen Roman: „Die Ritter vom Geist" gab. Durch d!ese Schöpfung machte er auch die Bekanntschaft mit Verth old Auerbach, der sich nach dem Tode seiner ersten Frau, bei seinem .Schwiegervater, dem Bankier und OberlotterieCollecteur Moritz Schreiber, in Breslau aufhielt. Diese Bekanntschaft entwickelte sich zu warmer Freundschaft fiir's ganze Leben. Der Dichter der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" ermunterte und förderte ieinen jüngeren Collezen bei jedem Anlaß; er war ein unerbittlicher Kritiker, und wenn er manchmal gar zu arg nörgelte, so geschah dies durchaus nur in selbstlosem Interesse.

Aus der Fülle der bisher ungedruckten Briefe Berthold Auerbachs an Mar Ring seien nur die nachstehenden zwei, welche auf die kameradschaftlich-freundschaftlichen Beziehungen der beiden Dichter ein Helles Streiflicht zu werfen geeignet sind, hier mitgetheilt:

l.

Ich muß mir selber einen Ruck geben, um endlich doch wieder einen Brief zu schreiben. Dos wird mir ein ganzes Jahr schwer und nun zumal im Frühling! Und Frühling ist es, lieber Ring; ich bin im Wandern so lustig und möchte immer jodeln, daß ich mich oft selber an den alten Kerl besinnen muß, der 46 Jahre alt ist und schon gar viel, viel erlebt hat.

Vor Allem also herzlichen Glückwunsch zur neue» Behausung! Sei Euch die Muse darin hold! Und wie versprochen, sollt Ihr bald einen Musendiener darin aufhangen — das Bild in Lebensgröße oder vielmehr in Lebenskleine, für die Freunde lithogravlnrt, ist fertig, und ich warte nur auf die Gelegenheit, eS eum uliis zu schicken. Die „Hökerin" und den „Geheimrath" habe ich gelesen. Erste« hat unter dem Theatermaßigen das specifische Naturell, das ich mir dachte, eingebüßt; der Geheimrath dagegen ist einfach gut in Anlage und Ausführung, nur scheinen mir die Farben etwas grell. Details möchte ich lieber besprechen als darüber schreiben. Kommen Sie doch einmal den Sommer zu uns!

Es wird mich freuen, auch des Verlegers wegen, wenn Sie meine gesammelten Schriften folgemäßig in der Voss. Zeitung'") anzeigen. Ich habe diese Ausgabe sorgfältig gemacht und lasse mich keine Mühe dabei verdrießen.

Zugleich lege ich hier eine Notiz über einen Freund bei, die Sie gefälligst in die Vossische bringen und mir baldigst unter Kreuzband die betreffende Nummer schicken.

Von meinem Drama höre ich gar nichts mehr: und trotz Ihrer freundlichen Mahnung komme ich doch nachgerade dazu, mich an der Erzählung genügen zu lassen, da bin ich von Niemand abhängig, und je mehr ich das Theater Mer ansehe, um so mebr sehe ich, was mir eigentlich im Guten und im Bösen dazu fehlt.

Auch mir wäre es lieb, wenn ich Sie näher bei mir hätte. Ihre resolute Art thut wohl, und ich glaube, auch Ihnen et,ras sein zu können. Aber jede Ortsverändening revolutionirt mein ganzes Wesen, drnm kann ich mich nickt reisen, und ich habe »och viel vor, was ich in stetiger Weise gerne absolvirte.

Ich habe noch bis tief in den Sommer mit meinen Gesammelten Schriften zu thun und sehne mich danach, Neues vroduciren zn können. Ich bin vollgeladcn mit Vielerlei, aber auch mit vielen herzlichen Grüßen an Euch und Eure Frau.

Dresden, 27. April 1857. Euer

Berthold Auerbach.

H.

Tu thust nur bitter Unrecht, lieber Max Ring, wen» Du auch nur scherzweise wegen Nichtschreiben mich schiltst. Ich bin von so vielerlei im Leben beansprucht und habe nun endlich da» seltsame Fieberglück, ganz in einer neuen Arbeit zu brennen, daß ich nur sehr schwer die Brieffcdcr ansetze.

Ich lebe hier mit meinem Schreiber seit dem 4, Mai einsam auf dem Rochusberg und sehe noch gar nicht ab, wenn ich den Schwärm von dichterischen Gestalten, der mich auf Schritt und Tritt, im Schlafen und Wachen, begleitet, erlöse oder auch nur ablöse.

So kann ich auch jetzt nichts lesen.

Ich habe von Deinem Roman — für dessen Uebersendung ich Tir bestens danke, mir den ersten Band gelesen, und muh doch davon weg.

Ich habe also durchaus kein Recht, zu urtheilen, aber das muß ich Tir doch sagen: Du hast, nach meiner Ansicht, den Fehler gemacht, unS keine Sympathie für den Helden einzuflößen. Ich weiß wohl, es gicbt auch den anderen Hebel: die Spannung, aber — wenigstenS ich kann nicht anders empfinden — die Spannung, das Neugierigkeitsiutcresse allein genügt nicht.

Sodann hättest Du auch bei dem zweiten Abdruck — wie stch'S so leicht macht — etwas mehr Sorgfalt auf die formelle Fassung wenden können. Ich meine z. B. die Reduplikationen in ein und derselben Sache: Seite 27 heißt 'z. B.: „Bis zum Grunde — Täuschung" und dasselbe ist schon im Vordersatze gesagt. S. 4K: „Bleiben könnte, weilen durfte". Tann die bequeme Ausdrucksweise S. 49: „Zum glücklichsten der Väter machte", S. 141: „Um eine Welt zu weit." S. 170: „ES giebt allerdings Schluchten, wohin kein Sonnenstrahl dringt." S. 202: „Aeußere Bedürfnisse. Roth de? alltäglichen Lebens, gemeiner Wirklichkeit" — das ist 3 für 1. S. 19: Sie verband mit einem Charakter s Ia Maintenon die zierlichste Figur" — mit einem Charakter eine Figur verbinden I In Deinen so frischen Feuilletons machst Du nie derartige?, warum in Deinem Roman?

Da hast Du nun einige so unvollkommene, wie vielleicht unwillkommene Bemerkunaen. aber Du bist ein braver Kerl und mußt, wenn es Dich 'auch anfangs verdrießt, doch sagen: der Auerbach meint eS ehrlich mit mir, und ich muß aufmerksamer auf mich sein.

Ich wiederhole, daß ich in'S Centmm Deiner Arbeit noch nichts drein reden kann. Ich hoffe, das im Winter mündlich zu thun, nnd das gesprochene Wort hat nicht so viel Widriges als das geschriebene.

Ich vertraue Dir, daß Tu meine Bemerkungen als vom Freunde kommend aufnimmst.

Nächste Woche kommt meine Frau und meine Tochter. Meine Knaben bleiben zunächst im Institut. Wenn lich zeitig genug fertig Werde, Mchte ich noch nach Karlsbad. Ich hoffe, daß wir zum Winter wieder gut mit einander in der Köthener Straße sitzen und allerlei Vergangenes und Vorzunehmendes besprechen.

Grüße mir herzlich Deine Frau und Deine Kinder.

NochuSberg bei Bingen, 25. Juni 1867.

Dein alter

Berthold Auerbach.

Um Berthold Allerbach sammelte sich in Breslau ein Kreis ron Verehrern und Freunden, unter denen mancher Charakterkopf erwähnt zu werden verdient. So z. B. Robert Gieseke, ein verbummeltes Genie, Louise Mühlbach, die furchtbar fruchtbare Romanschriftstellerin, die Romane schnell wie Strümpfe strickte, ebenso geschickt, eine gute Mehlspeise zu bereiten, wie einen mehrbändigen Roman zu schreiben.

Intime Freundschaft verband M«r Ring auch mit dem Schwcger Berthold Auerbachs, dem unglücklichen Dichter und Philosophen Heinrich Landesmann (Hieronymus Lorm), die bis zum heutigen Tage andauert.

Als einflußreicher Theaterkritiker in Breslau hatte Ring reichliche Veranlassung, mit allen Berühmtheiten des deutschen Theaters und ausländischer Biilmen, welche in der Menschen Hauptstadt gastirten, bekannt zu

werden, und er giebt von einigen derselben sehr treffende, zum Theil ergötzliche Schilderungen.

Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken, und auch Ring fühlte, daß er sein Talent in Berlin besser werde verwerthen können, als in Breslau; so entschloß er sich, im October 1850 nach der preußischen Metropole zu übersiedeln, wo er denn auch nunmehr seit 48 Iahren ununterbrochen lebt.

Hier war es vor Allem das Theater, welches ihn reizte, und für welches er mit Eifer thätig 'ein wollte. Er schrieb mit heißem Bemühen Lust- und Schauspiele und Tragödien und suchte mit dem Intendanten der königlichen Schauspiele, Herrn von Küstner, Verbindungen anzuknüpfen. Ebenso trat er namhaften Größen der Bühne näher: der großen Tragödin Auguste Crelinger, der reizenden Vertreterin weiblicher Dulderinnen Frau Hoppe, der berühmten Sängerin Wilhelmine SchroederDevrient und den ausgezeichneten Schauspielern: Ludwig Dessoir, Theodor Döring, Bogumil Davison u. A.

Hier ist es nun der Ort, ein Wort über den Dramatiker Ring zu sagen. Schon in Gleiwitz entwarf und führte er zum Theil ein Trauerspiel aus, dessen Held der spanische Arzt Michel Servet war, welcher wegen seiner freisinnigen Glaubensansichten vom Reformator Calvin in Genf angeklagt und zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt wurde. Die Darstellung des Kampfes zwischen Glauben und Wissen, zwischen Autorität und Freiheit hatte für ihn etwas ungemein Anziehendes, das Stück gefiel sehr-, namentlich entzückte Wilhelm Kläger als Calvin das Publicum.

Von seinen Schauspielen war wohl das bedeutendste das fünfactige: „Ein deutsches Königshaus", ein Vorläufer der 'Wildenbruch'schen patriotischen Stücke. Der Dichter führte uns in der Heldengestalt des großen ^ Kaisers Otto den gewaltigen Kämpen für die Macht und Einheit der deutschen Stämme vor. Um diesen Recken gruppirten sich, theils ihm zur Seite, theils ihm feindlich-gegenüber stehend, seine beiden Brüder: Heinrich von Bayern und der Erzkanzler Bruno, sein Sohn Rudolf von Schwaben, sein Schwiegersohn Konrad von Lothringen und die beiden romantischen Frauengestalten Adelheid und Ida. Von großer dramatischer Kraft und theatralischer Wirkung war namentlich die Schlußscene des 3. Actes, wo Otto seinem Sohn und Schwiegersohn gegenüber sich in voller Majestät aufrichtet und die Empörer durch die Hoheit seiner Erscheinung und die Wucht seines Zornes niederschmettert. Die Kritik rühmte die Sprache des Schauspiels, so z.B. die poetische Erzählung von dem räthselhaften weißen Ritter in der Schlacht, die Ansprache Ottos an die Fürsten und die grollenden Worte in der Empörungsscene sowie in der Sitzung des Fürstengerichtes.

Zu den patriotischen Dramen gehörten noch: „Die deutsche Landesmutter,".und „Von Jena nach Waterloo", worin namentlich Charlotte Wolter glänzte.

Von seinen zahlreichen Lustspielen wurde am meisten gegeben: „Unsere Freunde", ein politisches Intriguenlustspiel in 5 Acten, K la Scribes: „Ein Glas Wasser." Sowohl die Charakterzeichnung der handelnden Personen, wie das Zeitcolorit und die satirische Schilderung der Hofintriguen und Kabalen müssen vortrefflich genannt werden. Der Verfasser geißelte darin das Unheil, welches oft durch die allzu große Dienstfertigkeit unserer Freunde über uns hereinbricht.

Reizend ist das einactige Lustspiel in Versen: „Scarrons Liebe". Dort feiert der Dichter den Triumph des Geistes über Schönheit, Liebe und Vomrtheile. Frau d'AubignS, die spätere Marquise von Maintenon, verliebt sich in Scarron, einen Krüppel, der sich kaum vom Stuhle rühren kann, indem sie begeistert ausruft:

„So wie Sie eben sind, sind Sie der reichste Mann der Welt.
Ihr Geist, Ihr Herz ist mehr als alle Schätze Werth,
Die niemals mich gereizt, die nie mein Sinn begcbrt.
Welch' selt'neS Glück, dürft' ich in Ihrer Nähe weilen,
Mit einem solchen Mann sein hohes Streben thcilen!
Ich wollte ihm so gern mit schwachen Kräften nützen,
Tie Schmerzen sänftigen und seinen Körper stützen,
Sein Lager wollt' ich ihm mit meiner Hand bereiten,
An seiner Seite arm, doch froh durch'S Leben schreiten."

Im Hause seines Freundes Theodor Mundt, des Gatten Luise Vcühlbachs, lernte er u. A. Karl Gutzkow kennen, und es entspannen sich zwischen beiden Romanciers Bande der Freundschaft, welche Iahrzelmte lang anhielten, bis schließlich der griesgrämige, verbitterte Verfasser von „Urie! Acosta" und „Zopf und Schwert" sogar in dem harmlosen Ring einen Feind, einen Verfolger erblickte.

Wie sehr der als kalt, ironisch und herzlos verschrieene Karl Gutzkow das Bedürfnis; nach Fremld'chaft und Liebe empfand, zeigt der Briefwechsel zwischen Beiden. Zur Kennzeichnung desselben sei nur die nachstehende ungedruckte Zuschrift liicr mitgetheilt:

Warum sollt,' ich d'e Freundeshand nicht ergreifen, die Sie in Ihrem lieben Brief vom 29. April darbieten? Unsere Zeit ist so trennend, unsere Herzen schlagen so einsam, und docki ist ras Bedürfniß engerer Bande da: aber wer wagt sie zu knüpfen? Was man so aus d.r Jugend im innigen Verkehr mit Anderen mitbringt, das geht bald in die Winde. Ta iu kommt die Fraucnliebe, die unsere Herzen allein erfüllt, dann die Sorge um die materielle Er.i'tenz, die unseren Egoismus steigert, und die Gefahr, daß unsere Herzen einschrumpfen, stellt siH zeitig genug ein. Wer rücket sich noch menschlich nahe? Wer gesteht eiu, bah er deS Anderen beinrf und daß sein Leben ohne Liebe ist? Wir trotzen und putzen und leiden darunter. Also, wenn auch nicht mit Carlos- und Posa-Ueberschwänglichkeit, dzch mit warmem Mannesgefühl nennen wir uns Freunde.

Ich habe mich dieser Tose immcr mit Ihnen beschäftigt. Erst laS meine Iran Ihren Roman*), dann folgte ich selbst. Jt> habe Ihre große schriftstellerische Fertigkeit, Ihr Talent, zu spannen, besonders aber ti: Kunst, Staffagen zu malen, bewundert. Tic

*) Rings schon genannten Erstlings-Noman: „Berlin und Breslau."

allzu simlliche Färbung mancher Scenen abgerechnet, bin ich vom ersten Bande vollkommen befriedigt geschieden. Im zweiten tritt ein Stillstand ein, und im dritten haben Sie leider die Faden zu sehr aus der Hand gelassen. Diese Herrnhuterei ist eine gefährliche Klippe der Langeweile. Sie haben den öden Stoff unterbrochen durch neue Anknüpfungen, denn man fleht diesen das nur aus Roth Erfundene an; der volle große Strom des Interesses, der im ersten Bande treibt, hat sich versandet . . .

Und so könnt' ich im Guten und Mäkelnden noch immer fortfahren, wenn ich mir nicht vorbehielte, einmal irgendwo öffentlich darauf zurückzukommen . . .

Lassen Sie bald wieder von sich hören! Weseke, der moderne Titan, wird heute bei uns essen und vielleicht mit meiner Familie und Auerbach von Berlin in's Gebirge machen.

Ihrem Lustspiel, dessen Aufführung bevorsteht, wünsche ich besten Erfolg.
Mit aller Herzlichkeit bin und verbleibe ich
Dresden, 19. Mai 1851.

Ihr

Gutzkow,

In Berlin schloß Rirg Freundschaft mit seinem witzigen schleiischen Landsmann David K alisch, dem Possendichter und Redacteur des „Kladderadatsch"; ferner mit dem Humoristen Ernst Kossak, welcher ein anderes Witzblatt: „Die Feuerspritze" redigirte. Besonders intim gestaltete sich Iahrzehnte hindurch sein Verhältniß zur „Gartenlaube" und zu ihrem genialen Verleger Ernst Keil, mit dem er ununterbrochen in litterarischer und geschäftlicher Verbindung stand. Seine Skizzen und Studien, namentlich aus dem Berliner Leben, welche Ring Iahr aus und Iahr ein lieferte, zeichneten sich durch Frische und Popularität aus und machten den Namen des Verfassers zu einem überaus bekannten. Als in den sechziger Jahren die „Gartenlaube" in Preußen verboten wurde, und Keil an deren Stelle in Berlin eine andere Zeitschrift, den „Volksgarten", erscheinen ließ, übertnlg er seinem treuen Mitarbeiter die Redaction, die dieser einige Iahre hindurch mit großer Umsicht und Geschicklichkeit führte.

Ie mehr die Volkstümlichkeit Rings wuchs, desto größer wurde sein Bekannten- und Freundeskreis. Besonders gern verkehrte er im gastfreundlichen Salon des geistreichen Varnhagen von Ense, dessen Hausarzt er auch wurde. Dort wurde er mit dessen ganzem, so hochinteressantem Kreis allmählich befreundet. Dort verkehrten ja die heterogensten Elemente! Der socialdemokratische Agitator Ferdinand Lafsalle neben dem Ministerpräsidenten von Pfuel, der katholische Fürst von Hatzfeld! neben dem jüdischen Prediger Dr. Sachs. Sie nahten und kamen die Himmlischen alle, die clii msjorum st miiwruru gsntiurn der Litteratur, der Kunst, Wissenschaft und des öffentlichen Lebens. Von all diesen markanten Persönlichkeiten weiß Mar Ring die amüsantesten und bezeichnendsten Züge und Anekdoten zu erzählen. Von Iohanna Neander, der Schwester des berühmten Theologen, berichtet er — um nur dieses eine Beispiel herauszugreifen — die folgenden sarkostiscken Bemerkungen: Als ein College ihres Bruders einmal in ihrer Gegenwart über Hamburg, das sie sehr lieb gewonnen hatte, eine unpassende Bemerkung machte, sagte sie ärgerlich: „Was wissen Sie denn ron Hamburg!" Und auf seine Bemerkung, daß er in Hamburg geboren und erzogen sei, erwiderte sie rasch: „Geboren, das mag sein! Aber erzogen nicht; denn erzogen, mein Lieber, erzogen sind Sie nirgends!" Bon demselben Herrn behauptete sie, die menschenfreundlichste Handlung seines Lebens sei, daß er sich nicht verheirathet habe. Von einem langweiligen Bekannten, der verreisen wollte und den man fragte, ob er zu seinem Vergnügen reife, sagte sie: „Nein, er reist nur zu meinem Vergnügen."

1856 verheirathete sich Mar Ring mit der Tochter des Verlagsbuchhändlers Karl Henmann, und diese Ehe bildete das Glück seines Lebens, indem seine Gattin stets seine treueste Freundin und Beratherin war. Sie schenkte ihm zwei Kinder. Leider wurde eine blühende Tochter dein Paare durch den Tod entrissen; ein Sohn ist Landrichter am Berliner Kammergericht und hat sich als juristischer Fachschriftsteller einen geachteten Namen gemacht. In seinem trauten Heim verkehrten die namhaftesten Geisteshelden des damaligen Berlin: der Maler Eduard Hildebrandt, der Staatsmann SchulzeDelitzsch, der Präsident Lette, der Begründer des nach ihm genannten „Lette-Vereins", und zahlreiche Götter und Halbgötter des Theaters, welche den einflußreichen Kritiker der „Vossischen Zeitung" umschwärmten. Es gebührt ihm das Verdienst, daß er jedes wahre Talent in wohlwollender Weise förderte und so manche große Begabung entdeäte. Er war z. B. der Erste, welcher eine bis dahin ganz unbekannte Schauspielerin, Charlotte Wolter, die, als sie nach Berlin kam, fast ganz unbeachtet blieb, in ihrer Bedeutung erkannte und öffentlich würdigte. Er empfahl sie auch zum Engagement warm dem Generalintendanten ron Hülsen, was dieser jedoch ablehnte. Heinrich Laube hatte mehr Wagemuth, und er äußerte Ring gegenüber einmal in Bezug auf die Wolter: „Eine gute Schauspielerin nehme ich, wo ich sie finde, und hole sie mir selbst vom Galgen."

Bald darauf, auf einer Reise nach Tirol und Italien, erkrankte Ring so sehr, daß die Aerzte an seinem Aufkommen verzweifelten, und er seine ärztliche und litterarische Thätigkeit Iahre hindurch einstellen mußte. In Karlsbad, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit begeben hatte, lernte er Laube kennen, und er erzählt von diesem merkwürdigen Original die amüsantesten Anekdoten. Nach und nach erholte er sich wieder, gab die ärztliche Praxis ganz auf und widmete sich fast ausschließlich der Romanschriftstellerei, indem er seine Romane zuerst in großen Zeitungen, wie „Neue Freie Presse", „Magdeburgische Zeitung", „National-Zeitung" u. s. w., veröffentlichte.

1870 zog er mit seiner Familie nach Eisenach, wo er auch die Bekanntschaft von Fritz Reuter machte. Er fühlte sich dort zwar bald sehr heimisck, aber schließlich erwachte aufs Neue seine alte Vorliebe für Berlin, und als der deutsch-französische Krieg ausbrach, siedelte er wieder nach der „Stadt der Intelligenz" über, um dieselbe nie mehr zu verlassen, nur daß er größere Schollings- und Studienreisen nach Schlesien, der Schweiz, den Vogesen :c. unternahm. —

Was nun die litterarische Bedeutung Max Rings betrifft, so wird sein Name als Romancier lange noch in der Litteraturgeschichte fortleben, wenn seine Stücke und Gedichte schon längst im Strome der Zeit verschwunden sein werden. Als Verfasser ebenso interessanter wie spannender geschichtlicher, culturhistorischer und Zeitromane hat er seinen Namen mit goldenen Lettern in der deutschen Nationallitteratur verewigt.

Was nun die geschichtlichen Romane des Verfassers betrifft, so sind wohl die bedeutendsten: „John Milton und seine Zeit", „Der Sohn Napoleons" (2 Bände), „Carl Sand und seine Freunde". Im ersteren ist Iohn Milton der Held der Erzählung. Besonders reizvoll ist die Schilderung aus der Zeit der beginnenden Zerwürfnisse zwischen Karl I. und dem englischen Parlament. Zu den schwächsten Partien des Romans gehört die Schilderung des Aufenthalts Miltons in Italien, da die Hauptgestalt dieser Episode, Leonora Baroni, mit zu grellen Farben gemalt ist.

Wie so viele Erzähler, so konnte auch Ring dem Anreiz nicht widerstehen, das tragische Geschick des „Königs von Rom", des Herzogs von Reichstadt, romantisch zu behandeln. Man kann noch heute den Roman: „Der Sohn Napoleons" nicht ohne tiefe Bewegung lesen. Mit feinem Verständniß für die Strömungen und Stimmungen der napoleonischen Zeit hat er die Seelenleiden des unglücklichen Sohnes des Imperators uns entrollt.

In dem Roman: „Karl Sand und seine Freunde" taucht die alte Burschenherrlichkeit, aber auch die Demagogenriecherei und Verfolgungswuth mit allen Chicanen auf; Ring bietet uns hier wahre Cabinetbilder der Charakteristik in den Schilderungen der damaligen leitenden Personen am Berliner Hofe. Ich verweise nur auf die Portraits des Fürsten Wilhelm von Wittgenstein und des berüchtigten Ober-Negierungsrath von Kamptz.

Zum Genre der culturgeschichtlichen Romane gehört: „Das Haus Hillel", in 3 Bänden. Dieser Roman kann sich den besten Schöpfungen auf diesem Gebiete von Gustav Freytag, Georg Ebers, Felix Dahn und Ernst Eckstein an die Seite stellen. Er spielt zur Zeit der Zerstörung Ierusalems. In der Person des berühmten jüdischen Gesetzlehrers Hillel tritt uns das Iudenthum als das Volk der wahren Religiosität, des gesunden Sinnes und der Innerlichkeit des Empfindens entgegen. Plastische nnd erschütternde Bilder entwirft der Verfasser voin Hofe des cäsarenwahnsinnigen Nero. Das Wort Victor Scheffels kann man auch auf „das Haus Hillel" anwenden: „Es ist ein Stück Geschichte in der Auffassung des Künstlers, der im gegebenen Räume eine Reihe Gestalten scharf gezeichnet und farbenvoll vorführt, sodaß im Leben, Ringen und Leiden des Einzelnen zugleich der Inhalt des Zeitraums sich wie zum „Spiegelbild" zusammenfaßt."

Mit kühner Hand griff er in die Zeitgeschichte, und wo er's packte, war's interessant. Den meisten Werth haben die mit großer Schärfe der Beobachtung und Charakteristik entworfenen Licht- und Schattenbilder aus

unsern Tagen: „Ein verlorenes Geschlecht" (3 Bände), „Fürst und Musiker", „Götter und Götzen" (4 Bände), „Der große Krack" (4 Bände), „Die Lügner" (3 Bände), „Die Streber und Kämpfer" (2 Bände). Den Tanz um das Goldene Kalb, das Streberthum und die Can'iere-Macherei, die Verleugnung des Idealen, den Fetischdienst des Erfolgs, die Iagd nach dem Sinnentaumel, den dämonischen Drang nach Rubm auf Kosten des Glückes des Einzelnen und des Wohles der Gesammtheit — an alle diese Krebsschäden unserer Zeit legt er die Sonde seiner scharfen Kritik, ohne jedoch dabei doctrinär zu werden und uns durch salbungsvolle Redensarten zu langweilen.

Unser Spinozist ist zwar nicht tendenzlos, aber stets ein Psychologe, indem er Einzelne w!e Völker auf Herz und Nieren prüft. Besonders verfolgt er die Lüge unter ihren verschiedensten Masken mit unerbittlicher Eonsequenz. Auch Hofgeschichten hat er wiederholt zum Besten gegeben, so in dem v'erbändigen Roman: „Die goldene Ketten". Um das Schiclsal eines Mädchens aus bürgerlichen Kreisen, das die Ne'gung eines Fürsten gewinnt, von ihm an den Hof gezogen und zu seiner rechtmäßigen Gattin erhoben wird, schlingt sich hier eine Hofgeschichte — voll buntwechselnder Scenen und Gestalten. Wie verlockend und gleißend nun auch die goldenen Ketten sein mögen, so drücken ne doch unsrer Heldin derart, daß ihre I!lu< sionen bald zeistört und, sie sich unglücklich fühlt und sich nach ihrer früheren Armuth und verlorenen Freiheit zurüclsehnt.

Aber auch Criminal-Novellen, Romane aus dem Leben der Aerzte und reizende Erzählungen aus Frauenkreisen hat Ring veröffentlicht, die sammt und sonders seiner Fabulirungskunst und flotten und frischen Schreibweise ein rühmliches Zeugniß ausstellen.

Ein feiner Beobachter und Verehrer Berlins, das seit einem Menschenalter seine zweite Heimat geworden, hat er der deutschen Reichshauptstadt zahlreiche Werke gewidmet, unter denen die Culturstudien und Sittenbilder, welche er 1882 unter dem Titel „Berliner Leben" herausgegeben, den ersten Platz einnehmen. Wer die Culturgeschichte Berlins in der ersten Hälfte unseres Iahrhunderts genau kennen lernen w'll, wird nicht umhin können, das lehrreiche und anregende Werk zu lesen und zu studiren. Aus der Fülle der Charakteristiken über die Naturgeschichte des Berliners sei nur die nachstehende Auslassung des Verfassers hier wiedergegeben: „Das elfte Gebot des Berliners lautet: „Laß D'r nicht verblüffen," und sein Wahlspruch heißt: „oil aclmirari". Von rornherein übt er eine scharfe 5n'itik an Personen und läßt sich nicht so leicht imponiren. „Selbst der Papst," sagt Rahel, eben so wahr als geistreich, „wird in Berlin ruppig." Der Berliner hat wenig Pietät und erkennt so leicht keine Autorität an, so große Achtung er auch für jede erprobte Tüchtigkeit hat. Darum wird er nicht leicht getäuscht und durch Phrasen und Humbug geblendet. Er enthunasmirt sich schwer und begeistert sich nur selten für eine Person oder Größe. Nichtsdestoweniger erfaßt ihn zuweilen ein unerklärlicher Schwindel und reißt ihn zu unbegreiflichen Extravaganzen und Verirrungen hin. Dann verwandelt sich sein Mißtrauen in überraschende Leichtgläubigkeit."

Der Theater- und Kunstwelt hat Mar Ring mehrere Schriften gewidmet; ich nenne aus der Fülle derselben nur die beiden: „Hinter den Coulissen" (Berlin, 1857) und „Lorbeer und Cnpresse" (Berlin, 1870), welche sowohl von seiner scharfen Beobachtungsgabe wie vor seiner graziösen Gabe der Causerie Zeugniß ablegen. Besonders die erstere Schrift enthält eine Fülle ernster und humoristischer Skizzen aus dem Theaterleben und ist besonders werthvoll durch die Schilderung der persönlichen Beziehungen des Verfassers zu berühmten Schauspielern, wie Fritz Beckmann, Ludwig und Emil Devrient, Karl Grunert, Karl Seudelmann, Karl Helmerding u. s. w.

Was hat dieser Nestor des deutschen Romans Alles erlebt! Welche Wandelungen hat der deutsche Geist seit einem Menschenalter durchgemacht! Bis vor wenigen Iahren, wo seine Muse, wenn auch nicht verstummte, so doch pausirte, hat er es trefflich verstanden, fortzuschreiten und den Anforderungen und Bedürfnissen der Zeit in feinen Romanen und Novellen Rechnung zu tragen. Deshalb war er nie antiquirt und eine abgethane Größe.

Möchte dem „Urgreis" noch ein langer, glüMcher Lebensabend beschieden sein! Möchte er sich stets seine Frohlaune und seine Lebensfreude bewahren, deren Herold er immer war und denen er so prächtig Ausdruck gegeben in den Worten:

So lange am Himmel die Sonne erglänzt,
Der Frühling die Erde mit Blüthen bekränzt,
Die Rose süß duftet, die Nachtigall singt,
Und aufwärts der Geist des Menschen sich schwingt,
Der Künstler für Wahrheit und Schönheit erglüht,
So lang das Aug' einer Mutter noch wacht
Und ein Kindermund ihr zujauchzt und lacht,
Ein Freund dem Freunde die Hand drückt und giebt
Ein Jüngling sein Mädchen anbetet und liebt,
So lang bleibt, trotz Pessimisten-Gestöhn,
Die Welt so herrlich, das Leben so schön!

Beatrice (5enci.

von

Georg von plenker.

— Trieft. —

I.

s ist ein vergnüglich Ding, in den römischen Gallerien herumzuwandeln, nicht zum Wenigsten darum, weil sie alle klein sind und nicht eine gemischte Gesellschaft von Meistern aus den entlegensten Zeitaltern und von grundverschiedenen Schulen aufweifen. Dadurch gewinnt das Schauen an Intensität und verwirren nicht tausend Eindrücke gleich tausend Hammerschlägen die Sinne.

Der kleinsten eine ist die Gallerie Barverini. Dort umwogt stets ein Gedränge Neugieriger, Andächtiger, Begeisterter ein Bild. Staffeleien hemmen wie Barricaden den Zutritt. Nicht ohne Mühe bricht man sich Bahn zu Guido Rems Beatrice Cenci.

Ein blasses, fast kindliches Mädchenantlitz tritt aus der dunklen Grundirnng hervor, unsägliche Wehmuth spricht aus deu sanften Zügen, den milden Augen. Der schön geformte Kopf, getragen von einem ideal gebogenen Halse, ist mit leichter Wendung nach oben gerichtet, aus dem weißen Turban quellen goldene Locken, ein weites weißes Gewand umhüllt die Glieder.

Der ergreifenden Wirkung dieses Bildes wird sich Niemand entziehen können, auch wenn er weiß, daß die Mehrzahl der Kunstkritiker schon seit langer Zeit dessen Autorschaft Guido Rem abgesprochen hat, ja in demselben nicht einmal ein Portrait der unglücklichen Beatrice erkennen will.

Es gisbt allerdings ein sehr altes Zeugniß dafür, daß Guido Reni ein Bild der Beatrice gemalt hat. In einem Manuscripte, das angeblich wenige Tage vor der Hinrichtung der Cenci verfaßt wurde, heißt es nämlich: „Man erzählt, daß Hen Guido Reni, einer der Schüler der staunensmerthen Bologneser Schule, am verflossenen Freitag, das ist am Tage vor der Hinrichtung (11. September 1599), das Bildniß der armen Beatrice entwerfen wollte. Wenn dieser Maler der Aufgabe in derselben Weise gerecht wird, in welcher er in dieser Hauptstadt so viele andere Gemälde ausführte, wird die Nachwelt Gelegenheit haben, sich vorzustellen, wie wunderbar die Schönheit dieses Madchens gewesen sei."

Jndeß gnade diese Nachricht beweiset, daß das Manuscript entweder nicht zur Zeit der Hinrichtung entstanden, oder daß sie erst später in dasselbe interpolirt worden sei. Denn Rem trat nicht vor dem Jahre 1595 mit der Bologneser Schule in Verbindung, und deren Großmeister Hannibnl Carracci begann erst 1609 seine Thätigkeit in Rom. Es konnten sonach von Reni im Jahre 1599 in Rom noch keine Bilder nach Bologneser Art vorhanden sein. Geschichtlich beglaubigt ist allerdings nur, daß Rem von Albani zur Ausschmückung des Palastes Farnese im Jahre 1605 von Bologna nach Rom berufen wurde. Allein es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Künstler schon früher in Rom verweilt habe. Neminiscenzen an römische Antiken in seinen Erstlingswerken deuten darauf hin, und so ist es immerhin möglich, daß Guido Reni am verhängnißvollen 11. September 1599 unter der Volksmenge sich befand, die dem Zuge der Verurtheilten zum Richtplatze zusah. Mit wenig Bleistiftstrichen mag er das liebliche Antlitz auf das Papier geworfen, erst in späteren Jahren, als er nach leiner sogenannten dritten Manier arbeitete, es ausgeführt haben. Aehnlich hat am 16. October 1793 der französische Maler David jene furchtbare Bleistiftskizze der zur Guillotine geführten Maria Antoinette entworfen, ein Bild des trotzigsten Niederringens der Verzweiflung.

Die Haupteinwendnng gegen die Echtheit des Bildes ist die, daß weder die alten Reisebeschreibungen in ihren Besprechungen der römischen Gallerien nocK auch die alten Kataloge der Sammlung Barberini ein solches Bild erwähnen. Dagegen kommt in einem dieser Kataloge eine ägyptische Madonna von Paul Veronese vor, deren Beschreibung, namentlich des Kopfputzes, unserem Bilde entspricht. Allein unter einer ägyptischen Madonna mutz wohl eine Maria ans der Flucht nach Aegypten zu verstehen, also die Flucht durch die Staffage angedeutet sein, was hier nicht zutrifft. Auch ist das Colorit, die Zeichnung und Ausführung des Bildes verschieden von der Manier des Paolo Veronese, während es in der Behandlung der Haare, des turbanähnlichen Kopfputzes und des nachlässigen, aber doch wirkungsvollen Faltenwurfes nicht wenig von der Art Rems aufweift.

Es wird allerdings zugegeben werden müssen, daß bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in der Gallerie Barberini ein Bild Beatricens nicht vorhanden war, keineswegs folgt jedoch hieraus, daß dasselbe überhaupt nicht eristirt, ja nicht einmal, daß die Familie Barberini ein solches nicht besessen habe. Man darf nicht vergessen, daß die Barberini einer alten Papstfamilie angehörten und die Päpste jener Jahrhunderte vom Fall: Cenci nicht gerne reden hörten. Wie verbotene Bücher stellte man auch verbotene Bilder nicht in öffentlichen Sammlungen zur Schau, sondern hielt sie in P rivatgemöchern, so lange sie noch Aergernisz erregen konnten.

So ist der Streit über die Echtheit des Beatricebildes noch nicht endgültig entschieden, doch ist dessen Austragung ^u erwarten, sobald einmal die Familienarchive der Barberini sich den Kunstforschern öffnen, da dort sichere Anhaltspunkte über die Herkunft des Bildes sich finden müssen.

Eben solches Dunkel waltet über der Geschichte der schönen Vatermörderin selbst. Die gleichzeitigen Quellen, die Biographien der Päpste und die Geschichtsschreiber melden von dem Folie Cenci wenig. Kaum erwähnen einzelne Berichte der beim Papste beglaubigten Gesandten an ihre Souveräne von der Ermordung des alten Cenci durch seine Kinder und deren Hinrichtung, ohne jedoch dein Falle eine andere Bedeutung beizulegen als einer gewöhnlichen Criminalgeschichte, die ernste Staatsmänner kaum interssiert.

Etwas ausführlicher sind die Zeitungscorrespondenten, oder, wie sie damals genannt wurden, die MenaMi, nelche Neuigkeiten sammelten und hierüber Berichte, oft schon gedruckt, in alle Welt sendeten; allein auch bei ihnen finden sich nur allgemeine Nachrichten über den Gang des Processes, manchmal Mitleid mit den Verurtheilten, hie und da Zweifel an der Gerechtigkeit des Urtheils und an der Unbefangenheit des Papstes.

Fast 150 Jahre später giebt der gewaltige Polyhistor Muratori seine Annalen von Italien heraus; der erste Band ist in Mailand im Jahre 1744 gedruckt. Hier findet sich zum ersten Male eine ausführliche, mit einer Menge kurioser Nebenumstände ausgeschmückte Erzählung des Falles, die ungefähr so lautet:

Grobes Aufsehen machte in diesem Jalre (1599) nicht blos in Rom, sondern in ganz Italien eine seltene Missethat gefolgt von einem seltenen Richterspruche. Franz Cenci, ein römischer Edelmann, ragte durch Reichthum hervor, mehr noch durch Ruchlosigkeit. Seine geringere Sünde war noch die gemeinste und unzüchtigste Ausschweifung, die größere, daß er ganz und gar jeder Religion entbehrte. Aus einer ersten Ehe besasz er fünf Knaben und zwei Mädchen, eine zweite war kinderlos geblieben. Es ist nicht zu sagen, wie unmenschlich er seine Söhne bclcmdcltc, nicht besser verfuhr er gegen die Töchter. Die ältere rief in einer Bittschrift die Hülfe des Papstes an, der den Vater zwang, sie, zu verehelichen. Tie zweite, Beatrice, blieb im Hause, und als sie zu einer schonen Jnngfrau herangewachsen war, unterlag sie der scheußlichen Lüsternheit ihres Vaters, der ihr den Glauben beigebracht hatte, dem Vater zu Willen zu sein, sei keine Sünde. Ta aber dieser nicht davor zurückschreckte, sogar vor den Augen seiner Gemahlin (der Stiefmutter) die Tochter zu mißbrauchen, wurde sie endlich über das Ungeheuerliche aufgeklärt, leistete nun Widerstand, und jetzt suchte der Unmensch durch Schläge zu erlangen, was er früher durch Trug erreicht hatte. Tos war mehr, als das Mädchen ertragen koimte, sie klagte die Mißhandlungen des VaterS zunächst den Verwandten, und als dies nichts nützte, richtete sie, wie einst die Schwester gethan. eine Bittschrift an Pcpst Clemens ^11. Mag ein, dag die Mttschr'ft abgegeben wurde, mag sein, daß dies unterblieb, sicher ist nur dag sie keinen Erfolg hatte, und auch später, als man sie suchte, in der päpstlichen Kanzlei nicht mehr aufgefunden wurde. Doch auf irgend eine Art erfuhr der Vater davon, und die Folge war, daß er seine Grausamkeit gegen Weib und Kind verdoppelte. In ihrer Verzweiflung verschworen sich Beide, den Unhold zn tödtcn. Leicht gelang es ihnen, Jakob, den älteren Sohn, der schon Weib und Kinder hatte, in das Complott zu ziehen, denn auch dieser hatte nur allzusehr unter der Tyrannei des Vaters zu leiden. So wurde deuu des Nachts der schlafende Vater von zwei Meuchelmordern ermordet und die Leiche in den unter dem Schlafzimmer befindlichen Garten geworfen, Alles aber so vorbereitet, daß sein Tod durch einen zufälligen Sturz verursacht schien. Allein Gott erlaubte nicht, daß das granenhafte Verbrechen des Vatermordcs «uentdeckt blieb. Die Schuldigen gestanden auf der Folter. Papst Clemens, nachdem er den Proceß sorgsam dnrchstudirt hatte, befahl, daß die Schuldigen an den Schweif eines Pferdes gebunden, zu Tode geschleift würden. Vergebens verwendeten sich für sie die angesehensten Advocatcn der Stadt, der Papst ließ sie nicht einmal vor. Ta gelang es endlich dem berühmten Rechtsanwalt Farinaceio Audienz zu erlangen. Vier Stunden dauerte diese, und Farinaccio wiißt: so v!el von den Gräuelthaten des Ermordeten und der uimienschlichen Behandlung zu erzählen, die seine Kinder zn crdnlvcn hatten, daß der heilige Vater den Vollzug des llrtheils aufschob. Schon glanbtc man, daß die Vatermörder wenigstens mit dem Leben davon kommen würden, als in einem anderen adeligen Hanse ein Mnttermord entdeckt wurde. Darüber ergrimmte der Papst und befahl, daß das Todcsurtheil gegen die Mörder des alte» Cenci ohne Aufschub vollzogen werde. Am 11. September 15W wnrden die zwei Frauen und die beiden Söhne Jakob und Bernhard zum Blutgerüste auf dem Vrückenplatze (Piazza del Ponte S. Angelo) geführt. Beruhard wurde das Leben geschenkt, weil er erst 1ö Jahre alt war und sein Bruder im letzten Augenblicke erklärt hatte, er habe vom Complottc Nichts gewußt, doch erhielt er erst später die Freiheit. Tie beiden Frauen wurden enthauptet, Jakob mit einer Keule erschlagen. Dieses tragische Schauspiel erreg>e bei den Zuschauern das tiefste Mitleid. Die Jugend, die Schönheit und die wunderbare Beherltheit des Mädchens, mit der es das Schafott bestieg und sein Haupt dem Beile des Hen'ers darbot, rührte Alle tief, so daß nicht Wenige in Ohnmacht fielen: Andere wurden im »ugeheureu Gedränge erdrückt oder geriethen unter die Räder der Wagen. Die Nachricht von dieser schrecklichen Begebenheit verbreitete sich bald durch ganz Italien und wurd' verschieden beurtlieilt. Einen authentischen Bericht über den Proceß gab Farinaccio, worin er sagt, daß, so es möglich gewesen, zu erweisen, Franz Cenci habe seiner Tocht.'r Gewalt angcthan, diese zum Tode nicht hätte verurtheilt werden können, denn wer solche Scheußlichkeiten begeht, ist nicht mehr als Vater zn betrachten. Allein wie wäre es möglich, in eincm solchen Falle den Beweis zu führen, Zeugen pflegen ja nicht gegenwärtig zu sein! Dennoch behauptete Fariuaccio, daß die allgemeine Stimmung den Vater der infamen That für schuldig hielt. Hätte mau gegen ihn Gerechtigkeit geübt, als er dreimal nach einander wegen eines abscheulichen Verbrechens , Sodomie) im Gefängnisse saß, statt ihm eine Geldstrafe von zwcihunderttausend Scudi abzunehmen, so wäre seinen Kindern der traurige Untergang erspart geblieben.

Diese Darstellung des berühmten estensischen Geschichtsschreibers blieb lange Zeit die maßgebende; von Rom aus, wo man die Sache am besten wissen konnte, erfolgten weder Berichtigungen noch Ergänzungen, denn ein eigenes Breve des Papstes Clemens VIII. hatte verboten, die Proceßacten irgend Iemandem mitzutheilen, ja überhaupt über den Fall Druckschriften zu veröffentlichen, nnd Preßvergehen bestrafte die päpstliche Iustizgewalt noch mit dem Tode oder der Galeere.

Anfangs dieses Iahrhunderts — die Franzosen waren damals in Rom, und wie aus Grüften wagte sich an's Tageslicht, was früher fromme Scheu in. Verborgenen gehütet hatte — erschien plötzlich das CenciPortrait, man weiß nicht wie noch woher, und es ist nicht wenig sein Verdienst, daß es Poeten in Versuchung führte. Gleichzeitig fanden sich in verschiedenen Bibliotheken vergilbte Manuscripte, die man damals noch für sehr alt ansah, welche das Verbrechen der Cenci mit offenbarer Mißgunst gegen den Vater darstellten. Genug, es war Stoff für Dichter! Um von kleineren und nun vergessenen Versuchen zu schweigen, versuchte zuerst Percy Bysshe Shelley (1792—1822) die poetische Darstellung des Falles in dem Trauerspiele Beatrice Cenci (1819), ein Buchdrama, das in genialer Ueberschwänglichkeit das Möglichste leistet. Das Trauerspiel des Italieners Niccolini ist Shelley sogar in den erfundenen Nebenumständon nachgebildet, die Darstellung nur zu oft cynisch, und die Verse könnten besser sein.

Schon Byron warf seinem Freunde Shelley vor, mit dem Trauerspiele einen üblen Wurf gethan zu haben, da der Stoff für eine dramatische Behandlung nicht passe. Desto besser paßte er für den Roman. Den Reigen der sehr zahlreichen novellistischen Darstellungen eröffneten Stendhal oder Beyle, welchen wieder entdeckt zu haben, Nietzsche sich zum hohen Ruhme rechnet und der zu seiner psychologischen Studie I^ss Ösnci alte bisher unbekannte Documente benutzt haben will.

Die bedeutendste litterarische Production ist jedoch der Roman Guerrazzis, der 1854 erschienen ist. Ich stehe nicht an, denselben zu den anziehendsten zu rechnen, welche die italienische Litteratur überhaupt hervorgebracht hat. Allerdings ist er ein Tendenzroman, Haß und Verachtung gegen das Papstthum, Begeisterung für Freiheit und Humanität spricht aus jeder Zeile. Ungeheuerlichkeiten und Gräßlichkeiten kommen in Ueberfülle vor, allein der historische Stoff selbst ist ja ein ungeheuerlicher, gräßlicher, und im Ganzen hat Guerrazzi Maß gehalten und diese RenaissanceMenschen unserem Verständnisse zugänglich gemacht; wo er über die Schnur haut, liegt die Schuld an seinem Vorgänger Shelley, den er oft nachahmt, oft übertrumpfen will. Der alte Cenci ist bei ihm der Typus eines Uebermenschen. Im Vollgefühle der Macht, die ihm seine geistige und körperliche Begabung verlieh, sah er vor sich zwei Wege, den des Guten und den des Bösen. Allein enge war durch der Zeiten Ungunst der Kreis des Guten gezogen. Was konnte er thun? Thatenlos im engen Familienkreise den sorgsamen Hausvater spielen, ein paar Kirchen und Klöster gründen, Almosen an Bettler austheilen, ein friedliches Leben, ein ruhiger Tod, ein unbeachtetes Untersinken im großen Meere der Vergessenheit!

„Das war für ihn kein Leben! Titanengleich übersprang er die Schranken, die Religion, Sitte und Gesetz um ihn gezogen hatten, der Unterschied zwischen Gut und Böse ist bei ihm überwunden. Ie nachdem es seinen Zwecken dient, ist er milde und freigebig, grausam und knauserig. Er ist gebildet, ja gelehrt, verachtet aber Bildung und Wissen. Wenn nöthig, ist er muthig, wo es besser seinen Zwecken entspricht, feig. Jede Religion hat er als ein zu enges Kleid abgeworfen, das einzige metaphysische' Wesen, woran er zu Zeiten glaubt, ist der Teufel.

So ist bei Guerrazzi Francesco Cenci ein intelligibler Charakter, nur eine Voraussetzung scheint unbegreiflich: der blutige Haß gegen die Kinder, die Manie, seine gesammte Nachkommenschaft vernichten zu wollen.

Ein Geschichtsphilosoph würde das RStbsel folgendermaßen lösen. Die Cenci, noch ein altrömisches Geschlecht, waren ein Geschlecht von Verbrechern. Wo die mittelalterliche Geschichte einen Cenci nennt, ist er ein Mörder, ein Räuber, ein Schwelger in unnatürlicher Sinnlichkeit, ein Feind jeder geordneten Gesellschaft. In Francesco Cenci summirten sich gewissermaßen die Verbrechen feiner Ahnen, über ihn hinaus war nichts Weiteres möglich. Unbewußt trug er dieses Gefühl in sich, daß sein Stamm am Endpunkte angelangt sei, daher der Drang, denselben zu vernichten, sich selbst zu verneinen als Etwas, das nicht sein soll.

Neben dem Teufel der Engel! Guerrazzi hat in den Quellen Nichts gefunden, was dem Ideal der hohen reinen Jungfrau widersprechen würde, welches die Volkstradition in Italien bewahrt und seine Darstellung in. Bilde Reni's erhielt. Nicht einmal den blos äußerlichen Makel an ihr, daß sie ein Opfer der Brutalität ihres Vaters geworden, kann Guerrazzi ertragen. Nach dessen Darstellung fällt Francesco von Mörderhand in dem Augenblicke, als er der Tochter Gemalt anthun will, allein nicht diese begeht den Mord, sondern ihr Geliebter Guido Guerra, ein Geistlicher, der jedoch die höheren Weihen nicht erhalten hatte, daher Heirathen durfte. Der geistliche .Herr bei Shelley ist ein Schuft, von dem geistlichen Liebhaber bei Guerrazzi kann dies zwar nickt gesagt werden, dafür ist er ein mattberziger Geselle ungefähr wie Don Ottavio im Don Juan, ein echter Operntenor, der sich, als der Proceß gegen die Kinder Cencis beginnt, im Hintergrunde hält, ungeschickt angelegte Befreiungsversuche wagt und zuletzt seine Tage als büßender Capuziner beschließt.

Wahrhaft klassisch ist die Darstellung des Criminalprocesses, der zur Vernichtung der Cenci'schen Familie führte. Natürlich fehlt es nicht an poetischem Beiwerk, das schon deshalb nöthig ist, um die vielen Lücken, die das vorhandene geschichtliche Material übrig läßt, auszufüllen. Beatrice gesteht nicht, auch nicht als sie den schrecklichen Folterqualen unterworfen wird, ihr Heldenmuth bewirkt sogar, daß die Geschwister ihre auf der Tortur gemachten Geständnisse zurückziehen. Da beredet sie Farinaccio, sich schuldig zu bekennen, denn sein gewagter Vertheidigungsplan geht dahin, den Vatermord als einen rechtmäßigen, zur Vertheidigung der eigenen Ehre verübten, darzustellen. In der That hat er schon einen Theil der Richter für seine Ansicht gewonnen, da erscheint die drohende Gestalt des Papstes, und die Richter sprechen sie „schuldig".

Mit aller Bestimmtheit erhebt Guerrazzi, der sich auch auf frisch gefundene Quellen beruft, gegen das Papstthum die Anklage, daß der Proceß ein Tendenzproceß gewesen ist, die Familie Cenci mußte vernichtet werden, damit der Papst und seine Nepoten sich des reichen Familienbesitzes versichern konnten.

D>:r ungeheuere Erfolg dieses Buches, das Roman und Geschichte zugleich sein wollte, bewirkte, daß nun auch Gelehrte den Fall Cenci zum Gegenstand ihrer Studien machten; zunächst waren es päpstlich gesinnte Gelehrte, welche die Curie gegen die ungeheuerlichen Beschuldigungen der Dichter und Novellisten vertheidigen wollten.

So hat denn das Buch des Jesuiten D. Philipp Scolari, in Mailand 1855 herausgegeben, zum Hauptziel die Vertheidigung der Geistlichkeit und des Papstthums. Allein auch er nimmt Beatrice noch für eine halbe Heilige und sucht nur nachzuweisen, daß der Papst und seine Nepoten aus ihrer Vernrtheilung einen Nutzen weder zogen noch ziehen konnten. Doch war das Material seiner Beweisführung nicht genügend und konnte er sich der überaus heftigen AngriffeGuerrazzis und der zwar gemäßigteren, aber confusen Polemik, wie sie die Darstellung des Neapolitaners Karl Dalbono in seinem Buche 8toii«, äi Lestries Oenci 1864 giebt, nicht erfolgreich erwehren.

Kaum glücklicher war der Domherr Torrigiani mit seiner Schrift Olsmsnt« VIII. ecl il procsss» ctolls Lsstrios Osnci, Florenz 1872. Dagegen förderten die Forschungen des Archivars Bertolotti in römischen Archiven überraschende Resultate an die Oberfläche und wirkte sein Buch IrkMlZeso« Osnci s la sns tamißlia 1877 (zweite bedeutend vermehrte Auflage 1879) bestimmend auf die heutige Anschauung.

Nach Bertolottis Darstellung war Francesco Cenci zwar von den Fehlern seiner Zeit angekränkelt, sonst aber ein leidlich anständiger Mensch, braver Familienvater und guter Katholik, der trotz großer Reichthümer sehr sparsam lebte und deshalb seine Kinder etwas knapp hielt. Dagegen ist leider von diesen und der Stiefmutter nichts Gutes zu vermelden. Namentlich die Tochter Beatrice war ein loses Ding und hatte, kaum den Kinderschuhen entwachsen, schon ein Malheur mit einem Bedienten des Baters. Es ist kein Wunder, daß Francesco, dnrcl, diesen Fehltritt seiner Tochter aufgebracht, sie unter harter Aufsicht hielt. Da verschwor sich Beatrice mit ihrer Stiefmutter und dem leichtsinnigen Bruder Giacomo und ließ durch gedungene Meuchelmörder Ehren-Francesco in seinem Schlosse Petrella im Neapolitanischen ermorden. Die Geschichte von dem blutschänderischen Attentate ist eine Fabel, erfunden von Farinaccio zum Zwecke der Verteidigung. Daß die Güter der Hingerichteten vom Papste eingezogen wurden, ist zwar richtig, aber in der damaligen Gesetzgebung begründet, und weder der Papst noch seine Nepoten aus der Familie Aldobrandini hatten viel davon, da sie nn dessen Nachfolger unter die Familie Borqhese kamen.

Man kann es dem Archivar Bertolotti auf sein Wort glauben, daß er bei seinen Cenci-Forschungen tausende von Documenten und Actenstücken durchgemustert hat; seine tausende von Documenten und Acten beleuchten jedoch nur eine Seite des Falles und zwar mit getrübtem Lichte.

Zunächst wollen wir näher die Natur seiner Quellen betrachten. Es sind darunter Notariatsurkunden, sie geben Aufschluß über Vermögensverhältnisse, Testamente, Heirathen, Geburtsfälle und anderes mitunter interessantes Beiwerk, sie enthalten aber Nichts über den Kernpunkt der Frage, war Beatrice schuldig, und warum verfiel sie der Schuld?

Die von ihm beigebrachten Proceßacten sind zum Theile schon vor ihm durch andere Schriftsteller, namentlich durch Dalbono benutzt worden, der freilich ganz andere Schlußfolgerungen daraus zog. Die ^riginalakten haben jedoch weder Bertolotti noch Dalbono gesehen. Als Elfterer sich an Seine Eminenz den Cardinal Nina mit der unterthänigsten Bitte wendete, es möge ihm die Einsicht in diese Acten gestattet werden, bedauerte dieser höflichst, nicht dienen zu können, da das geheime Archiv Seiner Heiligkeit solche Acten nicht besitze. Bertolotti konnte nur in der vaticanischen Bibliothek einen Aktenauszug einsehen, der den Vertheidigern der angeklagten Cenci seinerzeit znr Verfassung ihrer Vertheidigungsschrift mitgetheilt wurde. Wie mager dieser Auszug, kann man daraus ersehen, daß er blos etwa zwanzig Protokolle begreift, während der Originalproceß aus viertausend und einigen hundert Bogen bestand. Selbst diesen Auszug erlangte Bertolotti nur durch eine Kriegslist. Er verlangte nämlich vom Bibliothekar eine Denkschrift über das Iubiläum vom Iahre 1lZl0, von der er wußte, daß sie mit dem Proceßauszuge zusammengebunden war. So erhielt er das Heft, hätle er den Cenci'schen Proceß verlangt, so würde der Bibliothekar diesen gewiß nicht gefunden haben. Denn als er zwei alte Chroniken über die Hinrichtung der Cenci wünschte, waren sie nicht zur Stelle, der Bibliothekar wußte uicht, ob sie ausgeliehen, ob sie beim Buchbinder, oder gar im Cabinete Seiner Eminenz seien.

So sind fast dreihundert Iahre seit der blutigen Tragödie verflossen, und noch immer scheut sich die Curie, Nachforschungen hierüber in ihren Archiven und Bibliotheken zu gestatten. Daß sie in diesem Processe sehr viel zu verheimlichen hatte, geht daraus hervor, daß Papst Clemens VIII. nach der Hinrichtung verbot, die Proceßacten Iemandem zu zeigen und überhaupt über den Fall Etwas drucken zu lassen, daß die Originalprozeßacten, die von der Erchrüderschaft 8. (Zirolamo äi Oaritu aufbewahrt wurden, spurlos verschwunden sind, und daß in den Notariatsregistern des capitolinischen Geheimarchivs alle Hinweisungen auf die Familie Cenci ansradirt sind, so daß es nicht möglich ist, die betreffenden Documente zu finden.

Nun liegen allerdings Abschriften jener Protokolle vor, in denen die Beschuldigten das Verbrechen gestehen, allein alle Geständnisse wurden durch

die Tortur erpreßt. So liefern die Proceßacten unvollständiges Material, und dort, wo sie Etwas bringen, klebt ihrer Glaubwürdigkeit der Makel des Zwanges an.

Neben diesen „authentischen" Documenten giebt es in den römischen Bibliotheken, bei Privatfamilien, in Venedig und anderswo zahlreiche Mansucripte, die eine geordnete Darstellung des Criminalfalles versuchen. Schon Shelley und Stendhal hatten diese benutzt, am ausgiebigsten Dalbono. Bertolotti verwirft sie alle, da sie aus äußeren und inneren Gründen nicht vor Ende des 17. Iahrhunderts entstanden sein können.

Ich denke nicht, daß man ohne Benutzung dieser Manuscripte eine Darstellung des Falles Cenci versuchen kann, wobei allerdings eine eingehende Kritik unerläßlich ist. Es wird zugegeben werden können, daß sie so, wie sie vorliegen, erst fünfzig und mehr Iahre nach der Hinrichtung niedergeschrieben wurden und viel romanhaftes Beiwerk entkalten, aber ne werden sich auf alte gleichzeitige Relationen zurückführen lassen, die der spätere Abschreiber freilich nach seinem Geschmacke umgestaltete. Es möge hier auf eine Bemerkung in Rankes Päpste erinnert werden: Für die Zeit, in der die Geschichte spielt, finden sich die wichtigsten historischen Documente nicht in den päpstlichen Archiven, sondern in den Hausarchiven der römischen Großen, ans deren Familien Päpste und Cardinale.hervorgegangen sind, denn diese hohen Würdenträger betrachteten die Staatscorrespondenz, die sie führten, namentlich, wenn ste heikliger Natur, als ihr Privateigentum, ihr Privatgeheimniß.

In diesen Privatarchivm liegt ohne Zweifel genng Material für die Cencifrage aufgespeichert; war der Besitzer liberal oder nachlässig, so konnten es die Verfasser jener Manuscripte (die man sich als verbotene Lectüre, bestimmt für gewähltere Kreise, zu denken hat) benutzen. Keineswegs ist es denkbar, daß ein Fall, der seinerzeit in Rom so ungeheueres Aufsehen erregte, nicht durch die Schrift der Nachwelt überliefert worden sei, mit der größten Heimlichkeit natürlich.

Doch auch das ihm zu Gebote stehende unzulängliche Material benutzt Bertolotti mit Parteilichkeit, nicht selten läßt sich seine Darstellung ans denHvon ihm selbst beigebrachten Documenten widerlegen: aus den Berichten der Zeitungsschreiber und Gesandten scheidet er als unglaubwürdig aus, was zu Gunsten Beatricens gedeutet werden könnte, und um es kurz zu sagen, sein Buch ist eine mit unmöglichen Mitteln unternommene Sckmtzschrift für die römische Curie nnd deren Iustiz.

Sonderbar ist, daß nur in Italien Widerspruch gegen dieses Bnch sich erhob*), im kritischen Deutschland erhielt Bertolottis Darstellung kanonische Geltung, sie findet sich in den meisten Conversationslerikons.

*) Siehe z. B. den trefflichen Zllifsav Labnnzis im Aprillieste 1379 dcr Nuciva

In den folgenden Blättern soll gezeigt werden, daß es sich im Falle Cenci nicht um eine ganz gewöhnliche Mordgeschichte, höchstens gut für ein Bänkelsängerlied, handelt, sondern um eine tief ergreifende Tragödie von höchstem psychologischen Interesse, die trotz aller archioalischen Forschungen immer noch des Wthselhaften genug bietet.

II.

Gleich den anderen römischen Adelsfamilien führten die Cenci ihren Stammbaum in mythischer Genealogie bis in die altrömischen Zeiten auf eine ßsns Lintia zurück, deren Name kaum anders auf die Nachwelt gekommen ist, als durch den Titel eines Aufwandgesetzes der republikanischen Zeit, der lsx Oiittia.

Häufiger begegnet man dem Namen der Cenci im Mittelalter. Zweifelhaft ist, daß Papst Iohann X. (915—928) der Familie angehörte, jener Papst, welcher auf schmachvolle Art durch die Ränke seiner Geliebten, der ausschweifenden Theodora, auf den apostolischen Stuhl gehoben, als kraftvoller Heerführer dnrch den Sieg über die Sarazenen am Garigliano (14. Iuni 916) sich Ruhm erwarb, der ihn freilich nicht davor schützte, daß ihn Marozia, die Schwester seiner Geliebten, um einen neuen Papst einsetzen zu können, in der Engelsburg Hungers sterben ließ.

In späteren Zeiten gehörten die Cenci zu jenen senatorischen Familien, die in steter Auflehnung bald gegen kaiserliche, bald gegen päpstliche Gewalt die Herrschaft in Rom und der Campagna an sich gerissen hatten. Sie nisteten sich in irgend ein antikes Bauwerk, die Ruinen eines Theaters, Tempels oder Bades ein, erbanten dort einen Thurm und lebten als Raubritter im ewigen Kampfe nnter sich und gegen jede staatliche Ordnung. Die Burg der Cenci erhob sich im heutigen Ghetto nicht weit vom Theater des Marcellus. Dort horstete im 11, Iahrhundeil der grimmige Ritter Cencio Cenci, der sich in der Christnacht 1076 den Papst Gregor VII. aus der Kirche 8t. Nmia AaWiors holte, allein durch einen Volksaufstand gezwungen wurde, die Beute aus seinen Fängen zu entlassen. Mit der Zeit wurde das trotzige Geschlecht der Cenci zahmer. Rechtsgelehrte, Bischöfe und Prälaten zierten den Stammbaum, allein unter den hohen Namen, welche zu den Zeiten der Renaissance Künste und Wissenschaften förderten, findet man ihren nicht. Durch Zertheilung in viele Zweige scheinen sie zwar vom alten Reichthume und Glanze herabgesunken zu sein, doch gehörten sie immer noch zu den angesehensten Familien von Rom und waren mit den großen fürstlichen Häusern der Stadt durch Verwandtschaft und Verschwägerung verbunden.

Im Iahre 1556, zur Zeit des Papstes Puil IV., war Schatzmeister der apostolischen Kammer Monsigiwre Cnstoforo Cenci, Sprößling einer jüngeren Linie, der zwar nicht die höheren geistlichen Weihen besaß, aber doch die Pfründe eines Pfarrers der Kirche St. Tommaso oberhalb des Palastes Cenci erhalten hatte. Die niedrigen Weihen hinderten ihn nicht, im Concubinate mit einer verheiratheten Frau Namens Beatrice Arlas zu leben, die ihm noch zu Lebzeiten ihres Mannes einen Sohn Namens Francesco gebar.

Monsignore Cristoforo verwaltete die päpstliche Kammer so sorglich, daß er sich schon beträchtliche Reichthümer zusammengescharrt hatte, als bald nacheinander seine beiden Oheime Giacomo und Rocco kinderlos starben und ihn zum Erben des bedeutenden Stammvermögens einsetzten.

Im Iahre 1561 starb auch Cristoforo; auf dem Todtenbette ließ er sich noch nach erhaltenem päpstlichen Dispens mit Dame Beatrice, die inzwischen Wittwe geworden, trauen und seinen erst zwölfjährigen, nun legitimirten Sohn Francesco volljährig erklären.

Die Wittwe heirathete schon im nächsten Iahre zum dritten Male.

Der Knabe Francesco war sonach in einem Alter, wo andere Kinder noch zur Schule gehen, ganz allein auf sich gestellt und Herr eines Vermögens, so bedeutend, wie es wenige in Rom gab, aber auch bereits in eine Reihe böser Processe verwickelt. Noch war der Vater nicht todt, als man am päpstlichen Hofe schon herausgefunden hatte, wie übel er mit dem anvertrauten Gute gewirthschaftet. Indessen Papst Pius IV. war ein milder Herr und ließ mit sich reden. Er sah ein, daß er seinen Schatzmeistern gestatten mußte, ein wenig zu stehlen, sonst hätte er ja gar keine verlaßlichen mehr aufbringen können. Der Iunge zahlte also einen Ersatz von 30 00(1 Thalern in Bausch und Bogen, und die Sache hatte vor der Hand ihr Ende.

Francesco war ein frühreifes Männlein, an Geist sowohl als auch an Körper. Deshalb vermählte er sich mit 14 Iahren und zwar mit der edlen Jungfrau Ersilia aus dem Hause Santa Croce, die ihm eine Mitgift von 5000 Thalern mitbrachte. Um diese zu erlangen, mußte er jedoch mit den Verwandten seiner Frau jahrelang Proceß führen.

Mit Ersilia lebte Francesco 21 Iahre in nicht glücklicher Ehe, der zwölf Kinder entsprossen.

Vielleicht war damals Francesco nicht schlechter als die anderen römischen Edelleute auch. Wie diese kümmerte er sich nicht viel um seine Familie, hielt Frau und Töchter strenge im Hause eingeschlossen, suchte Unterhaltung bei feilen Weibern, war rauflustig und proceßsüchtig, tyrannisch gegen das Dienstgesinde, mit dem er auch wieder in vertraulicher Kameradschaft lebte, dabei ein sparsamer Hauswirth, der einfach, wie ein mäßig bemittelter Landedelmann sich kleidete, es nicht unter feiner Würde hielt, selbst das Getreide nachzumessen, und die Einkäufe und Auslagen der großen Wirthschaft selbst besorgte. Mit den Gerichten kam er bald in Conflict. Schon als elfjähriger Knabe wurde er angezeigt, weil er unter Beihilfe seines Hofmeisters einen anderen Knaben durchgeprügelt hatte, doch durch Zahlung einer Geldstrafe löste ihn der Vater los. Im Jahre 1566 bedrohte er thätlich seinen Vetter Cesare Cenci und dessen Bruder, weshalb er gerichtlich gezwungen wurde, auf vier Jahre gegen Friedensbruch Bürgschaft zuleisten. Im nächsten Jahre verwundete er aber doch diesen Vetter bei einer Straßenrauferei, kam indeß mit Hausarrest davon. So hatte Francesco in den folgenden Jahren jährlich sein kleines Criminalproceßchsn, zumeist wegen schwerer Mißhandlung seines Hausgesindes oder gotteslästerlichen Fluchens, die er alle durch Zahlung einer Geldsumme zu glücklichem Ende führte.

Hier muß indessen die päpstliche Justiz vor dem Vorwurfe in Schutz genommen werden, daß sie Cenci parteiisch begünstigt habe. Wenn er durch Zahlung einer Geldbuße sich von einer harten Criminalstrafe löste, so mar dies keineswegs in Folge einer ihm allein erwiesenen Gunst, sondern Ausfluß des staatswirthschaftlichen Princives, die Laster der Menschen zu Gunsten der pävstlichcn Finanzen auszunutzen. Im Kirchenstaate, wo Geistliches und Weltliches in untrennbarer Mengung vereinigt war, lag es außerdem nahe, dasselbe Princip, das die Kirche bei der Sündenvergebung beobachtete, auch in der Criminaljustiz zur Geltung zu bringen. Wenn der Sünder für Geld Ablaß erwerben und sich hierdurch von den zeitlichen Strafen im Fegefeuer befreien konnte, warum sollte der Verbrecher nicht durch Zahlung einer Buße sich vom Galgen oder dem Gefängnisse lösen? Wer also Geld hatte, zahlte seine Buße, dafür gab es den technischen, den legibus Larbäroruin entlehnten Ausdruck: composilio, zu deutsch Wehrgeld. Wer nun kein Geld hatte, dem war freilich nicht zu helfen, für ihn gab es das Schafott, die Galeere, das Gefängniß.

Im Jahre 1584 starb Ersilia. Die Sage erzählt, sie sei an Gift gestorben, das ihr der Gatte beigebracht, um eine junge schöne Wittwe Lucrezia Petroni heirathzn zu können. Diese Sage wird zwar dadurch widerlegt, daß die Hochzeit zwischen Francesco und Lucrezia erst neun Jahre später stattfand, daß dieser aber mit seiner ersten Gattin in offenein Zwiespalts lebte, geht daraus hervor, daß er schon in einem Testamente vom Jahre 1567 die Mutter der Vormundschaft über die Kinder beraubte und sogar untersagte, daß sie mit ihnen in demselben Hause wohne.

Im Jahre 1586 machte Francesco ein zweites Testament, worin er seinen ältesten Sohn Giacomo, der ohne seine Zustimmung sich verheirathet hatte, auf den Pflichttheil setzte, seinen Töchtern Antonina und Beatrice ein Heirathsgut von je 180l)() Thalern und den Zins von gewissen Gewölben vermachte, seine übrigen Söhne Cristoforo, Rocco, Bernardo und Pnolo zu Universalerben ernannte und auch eine Bnstardtochter Lavinia mit einem Legat bedachte.

Bald jedoch kamen für Francesco böse Tage. Im Jahre 1585 hatte Sixtus V. den päpstlichen Stuhl bestiegen, der Vernichter der Banditen, Zähmer der miderhaarigen römischen Edellente und sparsame Staatswirth. Alte Sünden wurden aufs Neue ausgegraben und hierbei wieder an's Tageslicht gebracht, daß der alte Cristoforo doch noch mehr gestohlen habe, als man gedacht, und daß auch nicht recht klar sei, ob dessen Ehe mit Beatrice Arlas wirklich eine rechtmäßige gewesen. War letzteres nicht der Fall, so blieb Francesco nur ein Bastard ohne Erbrecht nach der Hinterlassenschast des Vaters, die sonach dem Fiscus anheimsiel. Aus dieser peinlichen Lage konnte sich Francesco nur durch große Geldopfer befreien; er zablte dem Fiscus 250L0 Thaler und erhielt dafür vom Papste die Anerkennung der Ehe seines Baters, somit die Legitimation seiner Geburt und die Verzichtleistung auf weitere Prüfung jener alten Rechnungen.

Sixtus V. starb 1599, ollein auch für die folgenden Päpste blieb Francesco eine fast nnerschöpfliche Geldquelle, indem er sich nun von zahlreichen schweren Criminaluntersuchungen, die für einen weniger bemittelten Mann die höchsten Strafen nach sich gezogen hätten, loskaufen mußte.

Es ist unmöglich, in die Einzelheiten dieser Processe einzugehen, die von Bertolotti mit aller Treuherzigkeit eines Archivars erzählt worden. Wer Scheußlichkeiten liebt, mag sie dort nachlesen. Nur so viel sei gesagt, daß sogar in der unzüchtigen Pfaffenstadt Rom, wo man an alle Laster gewöhnt war, das scandalöse Leben Cencis Aufsehen erregte. Er trieb sich mit dem gemeinsten Gesindel hernm, Gegenstand seiner Zärtlichkeiten waren Küchendirnen und Stalljungen, die er wieder gelegentlich auf das Grausamste mißhandelte. Er ist kein großartiger Verbrecher, kein Miltonscher Satan, wie die Poesie ihn dargestellt hat, vom Born des Wissens hat er nicht gekostet und ihn zu schaal befunden. Den Trieb, Großes zu leisten, jsei es auch im Laster, hat er nie verspürt, er ist ein ganz gemeiner sinnlicher Schuft.

Nachdem Francesco einige Monate im Gefängnisse zugebracht hatte, laufte er sich endlich durch Erlag einer Summe von 100000 Thalern los.

Kaum aus dem Gefängnisse erlöst, begann er Streit mit seinen Kindern.

Er hatte damals noch fünf Söhne Giacomo, Cristoforo, Rocco, Bernardo und Paolo, beide letzteren noch kleine Knaben, während Giacouw schon verheirathet war und die anderen, obwohl in sehr jugendlichem Alter, bereits verhältnißmäßige Freiheit genossen. Die ältesten Söhne wurden Studirens halber nach Salamanca gesendet, gelernt werden sie jedoch nicht viel haben. Der karge Vater hielt die Söhne äußerst knapp, da sie jedoch die jungen eleganten Ritter spielen wollten, so machten sie Schulden. Francesco brauchte dann seine väterliche Autorität, und der Familienzwist wurde so heftia> daß der älteste Sohn Giacomo gegen den Vater einen Proceß wegen Alimentation anstrengte, der Letztere verklagte wieder den Sohn wegen versuchten Vatermordes. Die Proceßacten werden von Bertolotti im Auszuge mitgetheilt, ergeben aber nicht das Resultat, welches dieser daraus herleitet. Es fehlen selbst die leisesten Iudicien eines Mordversuches, und alle Zeugen sprechen sich auf das Günstigste über den Charakter Giacomos, auf das Ungünstigste über den Vater, der seine Kinder und vor Allem den Aeltesten Noth leiden ließ, aus. Ein Spiegel für junge Leute war Ersterer freilich nicht, konnte es auch bei einein solchen Vater nicht sein, von dein er die Nohheit gegen das Dienstgesinde geerbt hatte. Dagegen trat er oft abwehrend den Excessen der Brüder entgegen, und mit seiner Gattin lebte er in Eintracht und Liebe.

Der zweite Sohn Cristoforo mar ein Raufbold und verschuldet bei Christen und Juden, die er mit Prügel statt mit Geld bezahlte. Im Jahre 1598 wurde er gelegentlich eines Liebesabenteuers von einem Rivalen erstochen.

Der wildeste der Cenci'schen Brut war der dritte Sohn Nocco, der wegen roher Mißhandlung einiger Fischer für einige Zeit von Roin nach Padua verbannt wurde. Dort ließ ihn der Vater ohne Unterstützung im Elende schmachten. Zuletzt bequemte er sich doch zu den geforderten Zahlungen an die päpstliche Kasse, und Rocco durfte nach Hause.

Kaum nach Rom zurückgekehrt, beging er einen Diebstahl im Hause des Vaters in Gemeinsamkeit mit Monsignore Mario Guerra (oder Guerro). Dieser bekleidete die Stelle eines Secretärs oder Auditors beim Cardinal Montalto, war Hausfreund der Cenci'schen Familie, gleichzeitig Genosse der Ausschweifungen der beiden Brüder Cristoforo und Rocco. Trotz des Titels Monsignore scheint er die höheren Weihen nicht gehabt zu haben, denn er zeigte sich als zierlicher Stutzer mit deni Degen an der Seite.

Man weis; nicht, ob diese Untersuchung weiter verfolgt wurde, wahrscheinlich stand der Vater von der Klage gegen seinen Sohn ab.

Am 11. März 1593 wurde Nocco in einem Duelle getödtet. Ursache desselben war ein brutaler Scherz, den sich dieser und sein Freund Mario Guerra mit einem Edelmanns erlaubten.

Der vierte Sohn war Bernhard, zu Lebzeiten seines Vaters noch ein Knabe, der schon mit Erfolg, dem Beispiele seines Vaters nacheifernd, dem weiblichen Dienstgesinde nachstellte.

Der letzte Sohn Paul war ein kränkliches Kind nnd starb 14 Jahre alt, bald nach der Ermordung des Vaters.

Nach dem Tode der ersten Frau hatte Fraucesco seine Töchter der Erziehung einer Verwandten, Porzin Cenci, übergeben und wenigstens die löbliche Vorsicht geübt, den weiblichen Theil der Familie in einem anderen ihm gehörigen Hause (wahrscheinlich im Palaste am Dogana-Platze) unterzubringen. Er wollte für seine Person frei sein, aber auch nicht, daß seine Töchter sehen sollten, was er treibe.

Im Jahre 1593 schritt Francesco zur Ehe mit Lucrezia Petroni, der Wittwe eines gewissen Velli. Es ist kein Zweifel, daß diese davon wußte, wie sich Francesco während seiner Wittwerschaft die Concubine aus dem Stalle und aus der Küche holte, wie er abscheulicher Verbrechen wegen im Kerker gesessen. Ebenso mußte ihr bekannt sein, daß im Hause Cenci fortwährend Zank und Unfrieden herrschten, woran der Geiz und die Brutalität des Vaters Schuld trugen. Wenn die Wittwe Petroni demungeachtet ihr Jawort nicht verweigerte, so kann nur die Lockung des Reichthums sie bestimmt haben. Aus der ersten Ehe brachte Lucrezia drei Töchter mit, die indessen nicht in die Familie Cenci aufgenommen worden, sondern bei Verwandten geblieben sind. Francesco gewährte jeder nur eine Monatszulage von drei Thalern, doch selbst diese Zahlungen leistete er nicht pünktlich. Außer den Töchtern hotte Lucrezia aus erster Ehe einen Sohn, welcher gleichfalls unter der rohen Behandlung des Stiefvaters zu leiden hatte. Ob Lucrezia eine gute Stiefmutter gewesen, läßt sich nicht entscheiden. Die Tyrannei Francescos, unter der alle Glieder der Familie gleichmäßig zu leiden hatten, sollte die Mutter allerdings veranlaßt haben, sich enge an die Kinder anzuschließen, allein der spätere Proceß zeigt auch nicht die mindeste Spur eines herzlichen Verhältnisses zwischen ihr und jenen. Sicher ist, daß sie im Hause keine Autorität genoß und, furchtsam und charakterlos, auch nicht einmal den Bersuch machte, sich eine solche zu erringen.

Die älteste Tochter Francescos, Antonina (von anderen Margherita, auch Olympia genannt) ist jene, welche durch ein Memoriale an den Papst ihre Vermählung durchgesetzt haben soll. Bertolotti konnte Nichts finden, was auf eine Intervention des Papstes schließen ließe, wohl aber gelang es ihm, klarzustellen, daß Antonina im Iahre 159» unter voller Zustimmung des Vaters, der ihr eine Mitgift von 20 lM Thalern aussetzte, einen Lutio Savelli Baron von Rignano heirathete.

Die zweite Tochter ist Beatrice, geboren am 12. Februar 1577 und in der Kirche S. Lorenzo di Damaso getauft. Ihre erste Iugend brachte sie in einem Nonnenkloster zu und erhielt dort ebenso wie ihre Schwester

Antonina die gewöhnliche Erziehung der römischen Mädchen aus besserem Hause, also vor Allem Anleitung zur Frömmigkeit und zur Verehrung der Madonna, sowie der übrigen Heiligen, unter denen sie dem heiligen Franciscus von Assisi besondere Andacht widmete. Nach der zweiten Verheimthung des Vaters kam Beatrice unter die Obhut d>r Stiefmutter. Daß sie nach dem Brauche der römischen Familien strenge in fast klösterlicher Absperrung gehalten wurde, ist kein Zweifel. Der Kirchenbesuch konnte ihr indessen nicht verboten werden, und wir wissen, daß ihre Lieblingskirche S. Pietro in Montorio war, wo damals Nafsaels Verklärung zum Entzücken aller Römer ausgestellt war. Ein Mönch dieses Klosters blieb von frühester Iugend an ihr Beichtvater und Vertrauter. Beten und Kirchenbesuch war ihr nicht blos Gewohnheit, wie den meisten anderen römischen Mädchen, sondern Herzenssache; einige Briefe, die aus ihren letzten Tagen erhalten sind, zeugen von inniger Religiosität. Für eine schmachtende Schwärmerin, welche den Ueberfluß an Liebe, für den hienieden keine Verwendung zu finden ist, hinauf nach oben wendet, dm-f man sie jedoch nicht halten. Es floß auch in ihren Adern das heiße Cenciblut, sie war eine leidenschaftliche, stolze Natur.

Im Processe gegen ihren Bruder Rocco als Zeugin vernommen, beantwortet sie schlagfertig die Fragen des Richters und klagt mit aller Heftigkeit Monsignore Guerra als Verführer des Bruders an. Guerra, der bereits das vierzigste Lebensjahr überschritten hatte und ziemlich beleibt war, kann sonach nicht ihr Geliebter gewesen sein, zu dem sowohl Guerrazzi, als auch Dalbono ihn machen wollen.

Bald nach dem Tode Roccos hütte Cenci Rom verlassen und mit Frau und Tochter sich nach Petrella im Neapolitanischen begeben.

Petrella, ein ziemlich bedeutendes Dorf in den Abruzzen, überragt von einem alten Ritterschloß, gehörte zum Feudum von Cicolo, das damals die Colonna besaßen. Als Wohnung bot es keine besondere Bequemlichkeit, denn der erste Stock bestand nur aus dem Saale, aus dem sich die Zugänge zu sechs Zimmern öffneten; darüber erhob sich noch ein thurmartiger Aufbau mit einem kleinen Saale und zwei Zimmern, im Untergeschosse lagen die Kirche und die Gefängnisse, die in einem Fcudalschlosse nicht fehlen durften. Um den H?f reihten sich einige Wirtschaftsgebäude und die Kapelle, iu der Mitte lag ein Fischteich, der durch eine Wasserleitung mit trefflichem Quellwasser genährt wurde. Für Lustgärten fehlte es an Raum. Von drei Seiten durch Felsenstürze gesichert, stand zur Burg nur gegen Süden ein Zugang offen, der zum Dorfe hinabführte.

Ringsum dehnte sich, überragt von den Felsenhäuptern, des Apennin, wilder Wald, die Schlupfstätte der Banditen. Mit diesen standen die Dorfbewohner auf dem Fuße der Freundschaft, und auch der jeweilige Schloßherr fand es für angezeigt, angenehme Beziehungen mit den Räubern nicht zu vernachlässigen.

Petrella war der LieblingM Francescos, oft sein Zufluchtsort, wenn er mit der geistlichen Iustiz nicht auf gutem Fuße lebte. Seine sinnliche Natur verleitete ihn auch dort zu manchen Liebesabenteuern zum Verdrusse der eifersüchtigen Gattin.

Die Manuscripte, auf denen Dalbonos Darstellung beruht, erzählen, daß Francesco schon in Rom der Unschuld seiner Tochter nachgestellt und als Geschenke und Liebkosungen nichts fruchteten, durch Härte und Drohungen den Widerstand derselben zu brechen versucht habe. Wahrscheinlicher ist, daß er seine Nachstellungen erst in Rocca Petrella begann, denn in den Untersuchungsacten ist festgestellt, daß er sie in strengstem Gewahrsam im Obergeschosse, wo er selbst seine Wohnzimmer hatte, unter Schloß und Riegel hielt und sogar an den Fenstern Holzverschläge anbringen ließ, die nur Oberlicht gewährten und der Gefangenen jeden Ausblick in das Freie unmöglich machten. Die Nahrung wurde ihr durch ein Guckloch in der Thüre gereicht. War er abwesend, was häufig geschah, so bestellte er ihr einen Kerkermeister, der, nach'ichtiger, der Gefangenen bei Tag den Ausgang innerhalb des Schlosses verstattete und nur des Nachts sie in ihrem Zimmer abgesperrt hielt. Doch die Frauen sind listig, und so wußte auch Beatrice die Wachsamkeit ihres Vaters zu täuschen.

Francesco hatte im Schlosse einen Diener Marzio Catalano, wie es scheint, ein ehemaliger Bandit. Er erbarmte sich seiner jungen Herrin und unternahm es, für sie einen Brief an ihren Bruder Giacomo in Rom zu besorgen, worin sie diesem schrieb, sie könne es nun nicht länger ertragen, er möge sich bei den Verwandten für sie verwenden, damit sie, sei es durch eine Heirath, sei es durch Aufnahme in ein Kloster aus ihrer elenden Lage erlöst werde. Der Brief kam in indiscrete Hände, der Vater erfuhr davon, in seiner Wuth mißhandelte er die Tochter mit einem Ochsenziemer, den Diener Marzio ließ er in das Gefängniß werfen.

Gleich üble Behandlung erfuhr Donna Lucrezia, auch sie hatte öfters den Ochsenziemer zu fühlen, den der zärtliche Gatte in seinem Schlafzimmer aufgehängt hatte.

Ini Schlosse diente als Castellan Olympio Calvetti, früher Bedienter im Hause Giacomos in Rom, auch früher Bandit, der eines Mordes wegen bereits in Untersuchung gestanden, doch durch die Vermittelung einer Brüderschaft frei geworden war. Es waren nämlich zu jener Zeit einige Brüderschaften berechtigt, die Befreiung eines Mörders zu erbitten, auch erwarb man sich durch Tödtung eines Banditen, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt, die Verzeihung der eigenen Missethaten, eine Verzeihung, die übertragbar war und Anderen zu Gute kommen konnte, wenn man selbst nichts Hängenswerthes verübt. Olympio war von seinem Herrn aus dem Dienste gejagt worden, weil er sich eifersüchtig zeigte, als Iener seiner Fran handgreifliche Liebesanträge stellte. Grund genug, daß er, ebenso wie Marzio, den wildesten Haß gegen Francesco hegte.

In harter Haft gehalten, mit Schlägen bis auf's Blut mißhandelt, stündlich in Gefahr, der ekelhaften Lüsternheit des scheußlichen Greises zum Opfer zu fallen, fand nun Beatrice zwei Leute, beide schwer von ihrem Vater gekränkt, beide Rachedurst im Herzen und zu jedem Verbrechen fähig. Wahrscheinlich hat Olympio, dessen Banditennatur die ihm angethane Schmach nicht ertragen konnte und dessen Frau mit Lucrezia und Beatrice fortwährend verkehrte, das Mordproject zuerst ausgeheckt, Lucrezia es gebilligt, aber Beatrice, deren Verzweiflung auf das Aeußerste gesteigert war, mit aller Leidenschaft, deren ein Weib fähig ist, auf dessen Ausführung gedrungen.

Man beabsichtigte zuerst, Francesco in einen Hinterhalt zu locken und durch Banditen erschlagen zu lassen. Der Versuch wurde laut den Untersuchungsacten schon im Frühlinge 1598 gemacht, das Nähere hierüber ist unbekannt, sicher nur, daß er nicht zur Ausführung kam.

Zu jener Zeit ließ Francesco seine beiden Söhne Bernardo und Paolo nach Petrella kommen, beide noch Knaben, ersterer 17, letzterer nur 14 Jahre alt, indessen die einzigen männlichen Glieder der Familie, die zur Hand waren. Beatrice wollte sie in das Geheimniß ziehen, denn es drängte sie, daß gewissermaßen ein Familienrath den Tod des Vaters beschließen solle. Allein bei der strengen Abgeschlossenheit, in der Beatrice gehalten wurde, war eine Besprechung mit den Brüdern nicht möglich, mit Olmnpio in Berührung zu kommen, gelang indessen.

Dieser wollte in einer so wichtigen Angelegenheit mit Knaben Nichts zu thun haben, deshalb begab er sich nach Rom, um die Sache mit Giacomo zu bereden. Dorthin hatten sich auch die beiden Brüder Bernardo und Paolo, die in Rocca Pelrella von ihren: Vater sehr übel behandelt worden waren, geflüchtet. Giacomo, anfangs zögernd, ging auf den Plan ein und verschaffte Olympio ein Gift, Beatrice sollte es in den dem Vater gereichten Wein mischen. Der Versuch gelang jedoch nicht, denn der alte Cenci mar vorsichtig genug, sich jeden gereichten Trank von der Tochter vorkosten zu lassen.

Es wurde nun beschlossen, Francesco im Schlafe zu erschlagen. Als Olympio und Marzio aber in das Zimmer Francescos drangen, trat ihnen Lucrezia, die die Nacht bei ihrem Gatten zuzubringen pflegte, entgegen und beschwor sie, für heute von dem Vorhaben abzustehen, denn es sei der Vorabend deS Festes Maria Geburt und ein Mord deshalb doppelt Sünde; die Mörder sahen das ein und wichen zurück.

Mitternachts am i). September 1598 kamen sie nieder, Lucrezia welche abermals die Nacht bei ihrem Gatten zugebracht, ließ sie ein, doch hatten sie nicht den Muth, den tödtlichen Streich zu führen. Da stürzte ihnen Beatrice entgegen und warf ihnen Feigheit und Wortbruch vor. Nun ermannten sich die Banditen und schritten an's Werk, ihnen voran eilte Beatrice in des Vaters Zimmer und öffnete die Fensterbalken, damit die Mörder zur Arbeit sehen könnten.

Merkwürdigerweise fehlte es diesen am Handwerkszeuge. Olympio hatte Nichts als ein paar Nägel mitgebracht und einen hölzernen Hammer, wie er zur Bereitung von Maccaroni gebraucht wird, von Beatrice erhalten. Marzio war nur mit einein Prügel bewaffnet. Doch trafen sie ihr Opfer so gut, daß es nur einen unterdrückten Schrei ausstoßen konnte, in wenigen Minuten war Alles vorüber.

Diese Darstellung, welche den Manuskripten Dalbonos entnommen ist, erhält dnrch die Proceßacten zwar einige Abänderungen, in der Hauptsache wird sie richtig sein. Namentlich ist es psychologisch vollkommen erklärlich, daß Beatrice mit der wildesten Energie den Zögernden und Zurückweichenden entgegentritt. Es mag tiefe Seelenkämpfe gekostet haben, bis bei ihr der entsetzliche Entschluß reif wurde. Einmal aber zur Ueberzeugung gelangt, daß nur Cencis Tod sie von der Schande befreien könne, gab es für sie keinen Rückweg, kein Zögern mehr. Tie vatermörderische Beatrice ist begreiflich, aber wie ekelhaft erscheint die Stiefmutter, die ans dem warmen Ehebette heraussteigt, um den Mördern des Gatten die Thüre zu öffnen!

Schon vor der That hatten die Mörder einen Theil des Blutgeldes erhalten, sie forderten jetzt den Rest des bedungenen Lohnes; die Frauen konnten ihnen nicht viel geben, denn die Schränke Francescos, in denen man Geld zu finden hoffte, waren leer. So erhielt denn Olvmvio nur einen kostbaren Ring, Marzio einen geringen Geldbetrag, konnte aber sich einen mit Gold verbrämten Mantel des Vaters nehmen, der ihm gar sehr in die Äugen gestochen hatte. Die weitere Belohnung wurde ihnen von Rom aus in Aussicht gestellt.

Nun brannte den Banditen der Boden unter den Füßen, sie wollten sogleich entfliehen, ließen sich aber durch das Iammern der Frauen, die mit dem Leichnam nichts anzufangen wußten, bewegen, noch an den Anstalten zur Verheimlichung des Mordes theilzunehmen. Sie bekleideten den Leichnam, wobei Lucrezia selbst die in den Kopf getriebenen Eisennöqel herausgezogen haben soll. Sodann wurde der Körper auf ein Bettlaken gelegt, auf die Gallerie getragen und hinabgestürzt auf einen im Hofe stehenden Hollunderbanm, dessen Aeste in die Wunden geführt wurden.

Noch in der Nacht entflohen die Mörder. Am nächsten Morgen erscholl im Schlosse großes Weinen und Wehklagen. Den herbeilaufenden Landleuteu wurde erzählt, der alte Herr sei des Nachts wahrscheinlich trunken vom Weine auf die Gallerie hinausgetreten und hinabgestürzt, wobei er so unglücklich auf den Hollunderbanm siel, daß der Arm! das Leben verloren.

Die Landleute schüttelten zwar ungläubig den Kopf, aber er war sein Leblang ein schlimmer Herr gewesen und hatte ein böses Ende wohl verdient, sie machten daher ihre Glossen, ließen es aber dabei bewenden, und die Aufbahrung der Leiche und deren Beisetzung erfolgte, als ob der Tod ein natürlicher gewesen wäre.

Unmittelbar nach dem Morde benahmen sich Lucrezia und Beatrice auf eine Weise unklug, daß man sich zur Annahme versucht fühlt, sie hätten geglaubt, Frau Iustitia bedürfe gar keiner Binde mehr, denn sie sei bereits ganz blind. Schon am Tage nach dem Morde gaben sie die blutigen Betttücher einer Wäscherin des Ortes zum Waschen; Plautilla, die Frau Olympios, erhielt auf die Frage, was mit ihrem Gatten geschehen, die Antwort, sie möge ruhig sein, Olympio sei an der Sache nicht betheiligt, sondern Marzio habe den alten Ceuci von der Gallerie heruntergeworfen.

Auf die "Nachricht vom Tode des Vaters kamen die Bruder Giacomo und Bernardo, begleitet von einem Verwandten Cesare Cenci, nach Petrella, sie hielten sich nur einen Tag auf und besuchten nicht einmal die Kirche, in welcher man den Vater begraben hatte, Paolo war in Rom geblieben, da seine Lungenkrankheit eine üble Wendung genommen hatte. Auf der Rückreise nahmen sie die beiden Frauen nach Rom mit. Auch Olympio gesellte sich zu den Reisenden, begleitete sie jedoch nicht bis Rom.

Die päpstliche Justiz scheint sich Anfangs um den räthselhaften Todesfall in Petrella gar nicht gekümmert zu haben, denn der Ott lag im Auslande, und was dort geschah, ging die neapolitanischen Gerichte an. So lebten denn die Geschwister seit langer Zeit zum ersten Male in erträglicher Freiheit, sich des Besitzes eines großen Vermögens erfreuend, ja bedacht, dasselbe zu vermehren.

Es starb damals die verheirathete Schwester Antonina im Wochenbette. Giacomo, streitsüchtig wie sein Vater, strengte einen Proceß gegen den Schwager Lutio Savelli an, er habe statt des todtaeborenen Kindes ein anderes Kind untergeschoben, und seine Anzeigen scheinen so gewichtig gewesen zu sein, daß Savelli in den Untersuchungsarrest abgeführt wurde. Doch wurde dieser schließlich schuldlos erkannt und Giacomo mit den Ansprüchen auf den Nachlaß seiner Schwester abgewiesen. Ein zweiter Todesfall traf das Haus zu Weihnachten, Paolo erlag seiner Lungsnkrankheit.

Als böser Gast durchwandelte den Palast das Schuldbewußtsein. Doch die Kirche hat reiche Gnadenmittel zur Verfügung, sie spendet sie denen, die sich gegen sie freigebig zeigen. Daher stiftete Giacomo prächtige Meßgewänder für die Kirche Madonna del Pianto.

Dafür, daß die Familie an die Schuld stets erinnert wurde, sorgte Olympio, der sich in dem Hause förmlich einnistete und im Bewußtsein, Besitzer des großen Geheimnisses zu sein, sich unverschämt zeigte. Wenn Giacomo ihn in die gebührenden Schranken zurückweisen wollte, hielt ihn die ängstliche Beatrice ab, zu weit zu gehen. Es ist kein Zweifel, daß Monsignore Guerra als Vetter und Hausfreund die Familie häsig besuchte, wahrscheinlich ist sogar, daß Giacomo ihm die Verlegenheit anvertraute, in welche ihn die Unverschämtheit Olympios fetze. Der Kerl muß weg, dürste der Rath des geistlichen Herrn gewesen sein; das mar denn auch die Ansicht Giacomos. Er ließ einen vertrauten Freund, Camilla Rosoto, rufen, beklagte sich bei diesem, daß Olympio mit seiner Schwester ein Verhältniß habe, welches er nicht dulden könne, und trug ihm auf, denselben aus der Welt zu schaffen. Giacomo stellte gleichzeitig Olmnpio vor, daß seines Bleibens im Kirchenstaate nicht sei, und gab ihm Geld, damit er sich in Begleitung Rosatos in Sicherheit bringe.

Es scheint, daß auch Marzio auf diese Weise in Sicherheit gebracht werden sollte, allein Beatrice, durch das Orakel eines Sterndeuters erschreckt, ließ es nicht zu.

Roiato führte seinen Auftrag schlecht aus. Er versuchte auf der Reise in Novellara seinen Reisekumpan zu vergiften, und als das Gift nicht wirkte, ließ er ihn als Mörder — er hatte nämlich einen Wirth erschlagen — in's Gefängniß werfen, nachdem er ihm Beatricens Ring und sein Geld genommen. Doch gelang es Olympio zu entfliehen.

Mittlerweile kamen ans dem Neapolitanischen böse Nachrichten. Aus das Gerücht hin, daß Cenci durch Mörder, welche seine eigenen Kinder gedungen, erschlagen worden sei, ordnete die Regierung in Neapel schon am 10. December 1598 den Auditor der Provinz Abruzzen nach Petrella ab. Dieser ließ die Leiche Cencis erhumiren und die mit unzureichenden Mitteln von drei unwissenden Aerzten vorgenommene Autopsie ergab, daß derselbe mit Axthieben getödtet worden sei; der Untersuchungscommissär fand sogar die Axt, mit der das Verbrechen geschehen. Wir haben bereits mitgeteilt, daß der Mord ans ganz andere Weise verübt worden war.

Schwerwiegend waren die Aussagen der Dorfbewohner, der Wäscherin, welche von Beatrice die blutigen Betttücher des Ermordeten erhalten hatte, der Frau Olnmpios, alle wiesen bestimmt auf die Thäter und Anstifter hin. Nun rührte sich auch die römische Iustiz, durch geheime Anzeige auf das aufmerksam gemacht, was die neapolitanischen Behörden erhoben hatten. Schon im Iänner 1599 wurde Giacomo Cenci gefänglich eingezogen, die Frauen blieben vor der Hand noch im väterlichen Palaste unter scharfer Ueberwachung.

Von den beiden Mördern wurde Marzio bald ausfindig gemacht, in den Gebirgen bei Tivoli gefangen und nach Rom gebracht. Olympio aber hatte sonderbare Schicksale nach seiner Entweichung ans dem Gefängnisse von Ncwellara. Es war ihm gelungen, auf neapolitanisches Gebiet zu entkommen, aber dadurch lief er geradezu in den Rachen des Löwen, denn die dortige Regierung hatte einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. In Teramo

traf er Freunde, einen gewissen Pacifico Bosone, mit dem er im Hause der Cenci gedient hatte, dessen Bruder Cesare, zur Zeit Haushälter bei Giacomo Cenci, und deren Schwager Marco Tullio Borsati. Cesare gab an, auf einer Wallfahrt zur Madonna in Loreto begriffen zu fein. Olympio erzählte, er wolle nach Anticoli, um sein Weib zu besticken, sodann sich in die Büsche schlagen, schon habe er zahlreiche Gefährten, um eine Räuberbande zu bilden, und zuerst werde er sich an den Colonnas, man weiß nicht für welche Unbilden, rächen. Die drei Freunde beschlossen, Olympio zu ermorden, Marco Tullio und Pacifico durch den Preis auf den Kopf des Banditen angelockt; Cesare war als vertrauter Diener der Cenci mit dem Plane einverstanden. Als der Mord geschehen, brachten jene das Haupt des Erschlagenen nach Cosenza, Cesare aber reiste nach Rom zurück, denn der Zweck seiner Pilgerfahrt war erfüllt, er konnte Giacomo und Guerra gute Nachrichten bringen.

Begreiflich war dieser Mord der römischen Iusii; sehr ungelegen, er beraubte sie eines Hauptzeugen im Processe Cenci. Die Mörder erhielten daher ihre Belohnung nicht und wurden eingezogen. Die römischen Richter schöpften natürlich Verdacht, daß der Mord absichtlich von Giacomo oder Mario Guerra in Scene gesetzt wurde, um einen Belastungszeugen aus dem Wege zu räumen, Giacomo gab dies halb und halb zu, doch habe er die Thai veranlaßt, um unziemlichen Vertraulichkeiten zwischen Olympio und seiner Schwester ein Ende zu machen. Gegen Guerra müssen schwer wiegende Verdachtsgründe vorhanden gewesen sein, denn obgleich begünstigter Schützling von Cardinälen, blieb er, ohne verurtheilt zu werden, drei Jahre im Gefängnisse und mußte nach seiner Freilassung in die Verbannung nach Malta. Es hinderte dies jedoch ihn nicht, später wieder in die päpstliche Gnade nnd zu hohen Ehren zu gelangen.

III.

Mit allem Eifer nahm nun die römische Justiz die Untersuchung gegen die Mörder Francescos auf.

Der erste der Gefangenen, Marzio Catalano, verlegte sich anfangs auf's Leugnen. Er gab an, Beatrice nur vom Sehen zu kennen, ihre hohe Schönheit bewundert, doch nur einmal sie angesprochen zu haben; vielleicht hätte sie nicht einmal seine Worte gehört. Der Nichter zeigte und erklärte ihm den Gebrauch der Folterwerkzeuge und ließ die Daumenschraube spielen. „Um Gottes willen," rief Marzio aus, „gebt mir nicht die Folter, ich will gestehen."

Dalbono erzählt, Marzio habe gestanden, von Guerra zumMorde des alten Cenci gedungen worden zu sein, als Mitschuldige habe er vorerst Olympio, Lucrezia, Giacomo, Bernardo, zuletzt auch Beatrice bezeichnet. Im Constitute, das Bertolotti mittheilt, dem jedoch andere vorhergegangen sein müssen, bezeichnet Marzio entschieden Beatrice als die hauptsächlichste Anstifterin des Mordes, Olympio als ihren Vertrauten, dem es gelang, in die streng verschlossene Kammer derselben zu dringen, und der ihn selbst zur Mitwirkung geworben habe. Seine Bekenntnisse erzählen die Mordthat nur in Nebenumständen, etwas abweichend von der früheren Darstellung und sind von grcmenhafter Lebendigkeit.

Nachdem der Versuch mit dem Gifte mißlungen war, erklärte eines Tages Beatrice ihm und Olympio, sie wolle dem Vater am nächsten Abend Opium in den Wein schütten, wenn er hierdurch betäubt geworden, sollten die Mörder ihn erschlagen und über die Galleriebrüstung in den Hof werfe», damit es scheine, er sei durch einen Fall umgekommen. Die beiden Banditen blieben im Schlosse verborgen, und Olympio erzählte später dem Freunde, er habe die Nacht im Zimmer Beatricens zugebracht. Am nächsten Tage erzählte Beatrice, sie habe dem Vater Gift in den Wein geschüttet, auch selbst davon kosten müssen, allein der Trank habe ihn zwar etwas betäubt, doch keinen Schlaf bewirkt. An jenem Tage und in der darauffolgenden Nacht geschah noch nichts. Beim Morgengrauen des nächsten Tages kamen die Banditen wieder und gelangten in das Zimmer Beatricens, die sie zum Schlafzimmer des Vaters führte. Dort trat ihnen Lucrezin entgegen, sie sprach leise mit Olympio, was? konnte Marzio nicht verstehen. Olymvio sagte hierauf: Diesen Morgen ist es Nichts. Lucretia wollte vom Morde Nichts mehr wissen, Beatrice hingegen drang fest darauf, er müsse geschehen. Unter Tags blieben die Banditen wieder im Schlosse verborgen. Als sie des Nachts sich herausschlichen, um an's Werk zu gehen, bekam Olympio einen heftigen Hustenanfall. Olympio hielt dies für eine üble Vorbedeutung und sandte Marzio zu Beatricen, er möge ihr sagen, die That könne nicht geschehen. Auf diese Botschaft kam Beatrice selbst und machte Olymvio nmthende Vorwürfe. Hierüber gerieth dieser in leidenschaftliche Aufregung, stieß gotteslästerliche Flüche aus und rief ihr zu: „Du willst, daß ich thue, was ich nicht thun kann. Wenn Du aber willst, daß ich zum Teufel fahre, so fahre ich meinethalben dahin." Mit diesen Worten verließ er das Schloß. Marzio folgte ihm nach.

An: nächsten Morgen, es mar Mittwoch, der Tag nach dem Marienfeste, weckte Olympio seinen Genossen aus dem Schlafe. Nun ist es Zeit zur That, sagte er, Marzio widerstrebte anfangs, ging aber zuletzt doch mit in das Zimmer Beatricens. Dort warteten sie, bis der Tag graute und Lucrezia aus dem Schlafgemache des Gatten herauskam. Diese machte nun keine Einwendungen mehr, und die Mörder drangen in die Kammer, der Mord geschah sodann in der bereits beschriebenen Weise.

Dieses Verhör Marzios fand am 5. Februar 1599 statt, er miederholte seine umfassenden Geständnisse, auch als er später zweimal auf die Folter gespannt wurde.

Nun erfolgte die Verhaftung Lucrezias und Beatricens, sie wurden zuerst in das Castell S. Angelo und erst im Juni in die neuen Gefängnisse in Corte Savella gebracht. Nach einer Nachricht der Zeitungscorrespondenten (Menanti) sollte die Ueberführung wegen Entdeckung eines Complottes zur Befreiung der Gefangenen erfolgt sein. Man erMilte sich, der Vicecastellan des Castelles, dem man die Hand der schönen Beatrice und eine Mitgift von 80000 Thalern in Aussicht stellte, sei mitverflochten gewesen. Andere behaupteten wieder, die Ueberführung sei der besseren Uebermachung wegen geschehen, denn die Kerker in der Corte Savella waren die härteren und strengeren.

Die Gefangenen hatten die Freiheit, sich selbst zu verpflegen, allein das hierzu nöthige Geld wurde ihnen nicht zur Verfügung gestellt, so daß sie genöthigt waren, solches sich sogar von den Soldaten der Wache auszuborgen.

Trotz der bestimmten Aussage Marzios kam der Nichter Ulysses Moscat nicht von: Flecke. Beatrice leugnete. Wie sie sich vertheidigte, wissen wir nicht, da die Protokolle über ihre ersten Vernehmungen nicht vorhanden sind. Der Nichter schritt zu einer Konfrontation der Beschuldigten mit Marzio. Die Unerschrockenheit, mit der sie diesem entgegentrat, setzte ihn in solche Verwirrung, daß er alle früheren Aussagen zurücknahm und sie als durch die Furcht und die Qualen der Tortur abgepreßt erklarte.

Nun wurde Marzio nochmals der Tortur unterzogen, standhaft hielt er die Behauptung aufrecht, Beatrice sei unschuldig, die Martern wurden gesteigert bis zu einem Grade, die selbst die Banditennatur Marzios nicht ertragen konnte, er unterlag den Qualen, ohne zur Wiederholung des Geständnisses gebracht zu werden.

Ebenso wenig war ein Geständniß von den anderen Beschuldigten herauszubringen. Wie Giacomo und Lucrezia sich vertheidigten, ist nicht bekannt, da für jene erste Periode des Processes nur die Protokolle mit Bernardo vorliegen. Diese letzteren zeigen, daß der Untersuchungsrichter sehr geschickt vorging, Bernardo sich nicht weniger geschickt vertheidigte, Er giebt sich als ein junger Mensch von geringem Verständniß, den die erwachsenen Familienmitglieder noch nicht an ihren Geheimnissen Theil nehmen lassen, und der darum sich auch nicht kümmert.

In Rom war die öffentliche Meinung für die Cenci. Die Einen hielten die Anklage für eine Machination des Schwagers Lutio Savelli, der sich an Giacomo wegen der Anklage der Unterschiebung eines Kindes rächen wollte, Andere glaubten, es handle sich nur nm eine Finanzspeculation des apostolischen Hofes, die auf Einhebung einer tüchtigen Geldstrafe von den reichen Cenci abziele. Die einflußreichen Verwandten der Familie begannen sich im Interesse der Gefangenen zu rühren. In der Kirche Araceli ließen sie ein vierzigstündiges Gebet abhalten, um den Schutz des Himmels für dieselben anzuflehen, und so sehr hatte es den Anschein, daß Alles gut ablaufen werde, daß Cardinal S. Giorgio, Pathe Giacomos, dem Fiscal sagen ließ, er wolle, daß die Sache rasch beendet werde. Er habe nichts dagegen, daß sie, falls schuldig, bestraft würden, allein die Schuldlosen solle man frei lassen, man bringe daher den Proceß endlich einmal zum Abschluß und gebe den Gefangenen die Abschrift der Proceßacten zu ihrer Vertheidigung.

Allein plötzlich nahm die Sache eine schlimme Wendung durch Ausfindigmachung neuer Belastungszeugen, nämlich des Bruders Olympios, des Mönches Pietro Calvetti, und jenes Camillo Rosato, der im Auftrage Giacomos den mißglückten Versuch gemacht hatte, Olympio aus dem Wege zu räumen.

Fra Pietro Calvetti erzählte, sein Bruder habe ihm gesagt, daß er auf Auftrag Giacomos und im Einverständnisse mit den Frauen den Mord verübt habe, wofür ihm 2M0 Thaler als Mitgift für seine Tochter Vittoria versprochen wurden, ungeachtet der Geschenke, die ihm Beatrice gemacht.

Anders lauteten die Mittheilungen, welche Rosato von Olympio erhalten haben wollte. Von Giacomo als Anstifter des Mordes ist hier nicht die Rede, dafür giebt Olympio als Mitwisser neben Lucrezia einmal

Bernardo an, ein anderes Mal wieder behauptet er, Bernardo habe von den Mordanschlägen Nichts gewußt. Es darf freilich nicht vergessen werden, daß Rosato ein vertrauter Diener Giacomos war und deshalb wohl Mittheilungen über die Schuld seines Herrn, die ihm allenfalls Olympio gemacht haben mochte, dem Richter verschwieg.

Sowohl gegenüber seinem Bruder als auch gegenüber Rosato war Olympio nicht karg an Anspielungen, daß ihn eigentlich ein Liebesverhältniß zu Beatrice zum Morde getrieben habe. Rosato scheint diese Liebesgeschichte sehr ungläubig aufgenommen zu haben, denn er bemerkt, Olymvio sei ein arger Schwätzer.

Um dieselbe Zeit wurden Briefe aufgefangen, welche die Cenci durch bestochene Soldaten aus dem Kerker schmuggeln wollten. Die vorliegenden Documente geben keinen Aufschluß über deren Inhalt, doch vermuthen die Zeitungsnotizen, sie seien sehr compromittirend gewesen.

Nun riß dem Papste der ohnehin schon sehr dünn gespannte Faden der Geduld, als oberster Richter auf Erden konnte er es nicht mehr ruhig ansehen, daß in der Hauptstadt der Christenheit Kinder ihren Vater mordeten. Er erließ ein Slow proprio an Ulysses Moscati, in dem er diesem die weitgehendsten Vollmachten mit dem Auftrage ertheilte, Alles aufzubieten, daß die Uebelthäter, wenn nöthig, durch die Tortur zum Geständniß gebracht und dann den strengsten Strafen an Leib und Gut unterzogen würden.

Giacomo indessen beharrte bei seinem Leugnen, auch als ihm Rosato und Calvetti gegenübergestellt wurden. Der Richter schritt nun zur Anordnung der peinlichen Frage, der Corda. Die Arme des Delinquenten wurden nach rückwärts geschnürt und durch einen Strick, der zu einer Rolle am Kerkergewölbe lief, in die Höhe gezogen, wodurch sie schmerzvoll ausgerenkt wurden. Die Pein konnte man vergrößern, indem man dem Körper eine schaukelnde Bewegung ertheilte.

Kaum in die Höhe gezogen, jammerte Giacomo: „Laßt mich herab" und gestand, als er wieder am Boden war, daß Olympio zuerst den Mord ausgedacht, um sich am alten Cenci, der der Ehre seiner Frau nachgestellt und ihn aus dem Schlosse gejagt, zu rächen. Empfohlen sei ihm Olympio durch seine Brüder worden, die er aus der Haft in Petrella befreit habe. Von Beiden habe er auch die Mißhandlungen vernommen, die Beatrice vom Vater auszustehen hatte. Eine directe Aufforderung oder einen Auftrag zum Morde will er nicht gegeben, dem Drängen Olympios nur geantwortet haben: er möge thun, was er für gut finde.

Mit einer raschen Wendung geht er nun auf Beatrice über, der Ursache des Unterganges seines Hauses, die mit Olympio und der Stiefmutter die Hauptschuld trage. Welche Ursache gerade diese zum Morde hatte, diese Frage läßt er unberührt. Wie er selbst hätten auch seine Brüder Bernardo und Paolo dem Olympio erklärt, sie seien einverstanden

mit dem, was Beatrice thun würde. Die Belohnung für Olympio war bereits von Beatrice ausgemacht, er habe nur das von Beatrice Versprochene ratificirt.

Da er sich über die Ermordung Olnmpios zu rechtfertigen hatte, wiederholt er, daß er zwischen diesem und Beatricen Vertraulichkeiten zu bemerken glaubte und nnt Rücksicht auf die Ehre der Familie die bekannten Aufträge ertheilte.

In allen Processen, in denen die peinliche Frage angewendet wurde, kann man die Bemerkung machen, daß die von der Folter herabgeholten Inculpaten von einer plötzlichen, fieberhaften Gesprächigkeit befallen werden. Sie scheinen alle nur von der einen Angst beseelt zu sein: „Nur nicht wieder hinaufschweben mit ausgerenkten Gliedern." So lange sie sprechen und gestehen, fühlen sie sich sicher vor dem „Hinauf", was später, kümmert sie wenig. So auch Giacomo. Er hat die Fassung verloren, häuft Beschuldigungen bald auf den todten Olympio, bald auf Beatrice, zieht die anderen Glieder der Familie als Mitwissende und Mithandelnde herbei, nur sucht er seine Mitwirkung im mildesten Lichte darzustellen. Diesem fassungslosen, verwirrten Menschen gegenüber behält der Richter fein zielvolles Wollen und kann sonach seine Redefluth dahin lenken, wohin es ihm gefällt.

Wie bemerkt, liegt noch am vollständigsten die gegen Bernardo geführte Untersuchung vor, der sich bisher glücklich aus der Schlinge gezogen hatte. Die Folter scheint gegen Bernardo nicht angewendet worden zu sein, allein durch die fortwährenden Kreuzverhöre war er bereits verwirrt und mürbe, als zur Confrontation mit dem geständigen Giacomo geschritten wurde.

Giacomo wiederholte ihm seine Aussage in's Angesicht, Bernardo leugnet zuerst, dann giebt er folgendes halbe Geständniß: „Giacomo sagt die Wahrheit, sowohl was die Ankunft Olympios in Rom, als auch was das Gespräch mit ihm betrifft. Ich habe die näheren Umstände der Ermordung von Olnmpio, Beatrice und Lucrezia in Gegenwart Giacomos erfahren."

Man sollte meinen, dem Richter mußte es vor Allem daran gelegen gewesen sein, zu erfahren, warum die Brüder zu einem solchen Verbrechen die Hand boten. In den vorliegenden Untersuchungsacten ist keine Spur aufzufinden, daß an die Angeschuldigten eine solche Frage gestellt worden sei.

Die Stiefmutter Lucrezia hielt sich tapferer in der Marterkammer als Giacomo. Sie hielt, nach den Nachrichten des Zeitungscorrespondenten, die schreckliche Pein der Vigilia oder Veglia durch neun Stunden aus. Diese Art der Tortur bestand darin, daß der Patient auf einem mit stumpfen Nägeln besetzten Blocke (syualsus) in labilem Gleichgewichte erhalten wurde; ungemein schmerzhaft war diese Tortur durch ihre lange Dauer. Nach dem von Bertolotti mitgetheilten Protokolle scheint indessen Lucrezia der Tortur der Corda unterzogen worden zu sein, kaum emporgezogen, erzählt sie in demselben angsterfüllten Redestrome wie Giacomo:

Beatrice habe drei Monate vor dem Tode Francescos von diesem furchtbare Schläge bekommen, weil sie an ihre Brüder (wegen der Verheirathung oder des Klosters) geschrieben. Von nun an wiederholte sie fortwährend, diese Schläge soll er bereuen. Sie sing an, mit Olympio allerhand Heimlichkeiten zu haben, sprach mit ihm bald von der Stiege, bald vom Fenster ans, manchmal durch ein Loch im Fußboden. Wenn aber Francesco von Petrella abwesend war, kam Olympio in das Zimmer der Frauen, um mit Beatrice zu sprechen. Die Mutter ließ sie ungestört und ging zu Bett.

Ungefähr vierzehn Tage vor dem Morde, als Olympio nach Rom gereist war, sagte Beatrice der Mutter: „Ich will den Vater umbringen, koste es, was es wolle." Die Mutter ermahnte sie: „Mein Kind, das wäre eine große Sünde und würde zu Deinem und unserem Verderben führen." Allen Zureden der Mutter setzte die Tochter hartnäckig ihren Entschluß entgegen: sie müsse den Vater tödten lassen. Als Olympia von Rom zurückkehrte, theilte sie der Mutter mit, daß dieser Giacomos Zustimmung zuin Morde erlangt habe.

Von der Zustimmung Bernardos und Paolos zum Morde weiß Lucrezia nichts, ebenso wenig vom Vergiftungsversuche, wohl aber, daß der Vater mit starken Opiumdosen betäubt wurde. Sie nimmt ihre Erzählung erst mit dem Momente wieder auf, in welchem sie am 7. September Morgens, aus dem Schlafgemache ihres Mannes heraustretend, die Mörder vor der Thürs findet. Auf ihre Vorstellung, daß die Madonna von Loreto die Schändung ihres Festtages durch ein großes Wunder rächen würde, stehen Jene von dem Vorhaben für den Augenblick wohl ab, doch Olympio sagt ihr: „Lucrezia, ich muß es dennoch thun, denn ich habe es versprochen."

Die vertrauliche Anrede blos mit dem Vornamen an die Schloßherrin ist wohl zu beachten. Man erinnert sich, daß Olympio in einem anderen kritischen Momente Beatrice mit „Du" ansprach.

Während des Tages erfährt sie von Marzio, daß Olympio auf Auftrag Beatriceus hinab in das Dorf gegangen sei, um dort gesehen zu werden (und eventuell ein Alibi vorschlitzen zu können). Wieder Beatrice war es, welche die Mutter zu Marzio sendete, wie diese glaubte, nur deshalb, um auf ihre Schultern einen Theil der Schuld wälzen zu können. Indessen will sie die Gelegenheit benutzt haben, um Jene von den Mordplänen abzubringen. Als echter Bandit weist Marzio jedoch darauf hin, daß, wie er von Beatrice und Olympio misse, der Alte viel Geld im Schlosse aufbewahrt habe. Lucrezia leugnete dies, und als sie zu meinen anfing, habe ihr Marzio versprochen, Olympio am Morde zu verhindern.

Leicht geht sie über die Nacht vor dem Morde hinweg. Als sie aus dem Schlafgemache des Gatten des Morgens herauskam, fand sie Beatrice, Olumpio und Marzio. Sie ging nun mit Beatrice in deren Kammer und sah nicht, was weiter geschah, doch hörte sie die dumpfen Schläge der Mordgesellen. Als diese herauskamen, erhielt sie auf die Frage: „Wehe! was wollt Ihr nun machen?" die Antwort: „Es ist geschehen." Nun machten die Mörder jene Vorbereitungen, die wir kennen, um den Mord als zufällige Verunglückung erscheinen zu lassen. Als sie gehen wollten, hielt Lucrezia sie auf, sie sollten noch die übrigen Spuren der Unthat vertilgen helfen. Die Banditen trennten nun das blutige Bettzeug in Stücke, Lucrezia stopfte dieselben in den Abtritt, ein blutiges Leinentuch war jedoch auf einem Sessel liegen geblieben. Plautilla, die Frau Olympios, sah es und half ihr beim Waschen. Als Beide über diesem Geschäfte zu weinen anfingen, kam Beatrice und fragte: „Warum diese Thränen?" Lucrezia erwiderte ihr: „Glaubst denn Du, daß diese Blntthat ein Nichts sei?" „O Du Vieh!" war die Antwort.

Lucrezia giebt ferner an, daß sie Bernardo und Giacomo, Iedem besonders, erzählt habe, wie es beim Morde zugegangen sei. Giacomo sagte ihr: „O Lucrezia, was ist das, wie konnte dies Verbrechen geschehen?" Sie antwortete: „Das wisset Ihr besser und thut nun so verwundert? Ihr habt die ganze Sache angerichtet, und jetzt stellt Ihr Euch, als ob Ihr Nichts wisset?" Hierauf habe Giacomo sie beruhigt, es könne ihnen nichts geschehen, Marzio werde es schon so einrichten. Von Cesare, dem Hausverwalter Giacomos, hörte sie, daß Olumpio ermordet worden sei. „O der Arme," rief sie aus, „warum hast du es gethan? Du wirst noch in's Gefängniß kommen!" Cesare erwiderte: „Ich habe es im Dienste meines Herm gethan, mir wird nichts geschehen, und Monsignor Guerra sein Wort halten.

In den späteren Verhören kommt sie immer darauf zurück, daß sie den Mord nach Kräften zu verhindern bestrebt war. Mehr hätte sie nicht thun können, sonst wäre sie selbst ermordet worden, denn man habe ihr gedroht, so sie plaudere, werde es ihr Verderben fein.

Von Lucrezia gilt sonach, was von Giacomo gesagt wurde. Gestehen mußte sie Etwas, sonst wäre sie wieder hinanfgeschwebt, vielleicht auch noch mit Gewichten an den Füßen, gestehen mußte sie Gräßliches, Etwas, das im Verhältnisse zur gräßlichen Marter stand, anders wäre der Richter nicht zufrieden gewesen, allein die Schuld suchte sie von sich ab und Beotricen zuzuwälzen. Diese war jung und von seltener Schönheit; auch die Richter sind Menschen und für Schönheit nicht unempfindlich, daher konnte das Mädchen am ehesten noch Milde erwarten. Wenn nun gar der Hauptschuldigen Gnade zu Theil wurde, so konnte die Minderschuldige nicht die volle Strenge des Richters treffen.

Die dunkelsten Partien des Processes sind jene, die Beatrice betreffen. Bertolotti bringt kaum mehr als Auszüge aus jenen Protokollen nach der Folterung, in denen ihr Geständniß enthalten ist. Mehr hat ihm auch nicht zu Gebote gestanden. Dalbonos Darstellung stimmt nahezu mit jener im Romane Guerrazzis überein, er beruft sich hierbei auf handschriftliche und zuverlässige Quellen, die in einer römischen Bibliothek enthalten seien. Die Bibliothek selbst will er mit Rücksicht ans deren Eigner nicht näher bezeichnen, denn zur Zeit, als er sein Buch schrieb (1864), schaltete der Papst noch in Rom als weltlicher Gebieter. Wer abgesehen von dieser Handschrift, deren unbedingte Glaubwürdigkeit zu bezweifeln sein wird, hat er von den Verhörsprotokollen mehr gekannt, als Bertolotti. Besäßen mir indessen die Protokolle vollständig, so hätten wir doch nicht die ganze Wahrheit; denn wie der Florentinische Agent seinem Hofe in einem Berichte vom 1. Januar 1600 mittheilt, ist in den Proceßacten ausdrücklich bemerkt, daß Beatrice auf die Frage, warum sie den Vater ermordet. Vieles gesagt habe, das nicht aufgezeichnet wurde.

Nack) Dalbono soll also Beatrice allen möglichen Torturarten unterzogen worden sein, wobei man die Grausamkeit auf das Aeußerste trieb und selbst jene Schonung nicht gewährte, die nach der bestehenden Uebung dem kräftigen, schmerzgewohnten Räuber der Campagna nicht verweigert wurde. Allein alle Pein, die der grausame Nichter erfinden konnte, vermochte nicht, Beatrice ein Geständniß zu erpressen. Znm fünften Male wollte er schon zur Anwendung der peinlichen Frage schreiten, als er noch als letzten Versuch ihr die bereits geständigen Geschwister und Lucrezia gegenüberstellte. Auf deren Zureden erklärte sie endlich: „Da Ihr schon durchaus wollt, daß ich unser Haus mit Schande bedecke, so werde ich thun, was Ihr sagt. Leset mir das Verhörsprotokoll vor, und was Ihr wollt, das ich gestehen soll, will ich gestehen." Mit dieser Darstellung stimmen jedoch die von Dalbono beigebrachten Verhörsprotokolle nicht. In einein vom 10. August datirten Protokoll gesteht Veatrice schon, und zwar ohne Anwendung der Tortur, daß sie von dem durch Olympio entworfenen nnd von Giacomo gebilligten Mordplan wußte, ja ihn auch billigte; am nächsten Tage gesteht sie auch noch, und zwar gleichfalls vor Anwendung der Tortur, daß sie von der Absicht Giacoinos wußte, Olympio aus dem Wege zu räumen. Sie sagte dein Bruder, die Sache wird zun: Himmel stinken, und wir werden eingekerkert werden, worauf dieser sie beruhigte und versicherte, auf seinen Freund Rosato könne er sich verlassen. Erst nach diesen Geständnissen, glaubt Dalbono, erfolgte die Anwendung der peinlichen Frage.

Nach den „Avvisi" der Zeitnngscorrespondenten sollen Beatrice und Lucrezia der Tortur der Vigilin unterzogen worden sein. Letztere hat nach neun Stunden gestanden, Beatrice nicht. Endlich wurde die Tortur» «apillorum angewendet, es war dies eine Variante der Ooräa, bei welcher der Strick an den Kopfhaaren befestigt wurde.

Kaum emporgezogen (vix slsvata), ist Beatrice zum Geständniß bereit. Das Schuldbekenntniß enthält nun das von Bertolotti mitgetheilte Protokoll, bei dessen Würdigung nicht außer Acht zu lassen ist, daß ihr vorher die gegen sie zugespitzten Aussagen Lucrezias und Giacomos vorgehalten worden waren, die sie aller Mcksichtnahme gegen die Genannten enthoben.

Nach Beatricens Geständniß ward der Mordgedanke zuerst von Olympio ausgeheckt, der den beiden Frauen vorstellte, daß der Tod ihres Tyrannen allein sie aus der Gefangenschaft, vielleicht vom Tode retten könne. Beatrice wollte Anfangs nicht, denn ein solches Verbrechen käme ja doch an's Tageslicht und brächte sie an den Galgen, Olympio aber tröstete: „Keine Angst, den Mord besorge ich, und dann fliehen wir alle Drei." Nun kam die Geschichte mit den Schlägen, so beschlossen denn die Beiden nachzugeben, doch verlangte Beatrice noch vorher die Zustimmung aller drei Brüder. Olympio holte diejenige Giacomos ein, der ihm den guten Rath gab, er möge bei der Ermordung vorsichtig sein, denn der Vater habe sieben Leben wie eine Katze. Die weitere Darstellung stimmt mit der früher gegebenen überein, doch gesteht Beatrice vom Gifte Nichts, auch wollte sie nicht wissen, warum das erste Mal die Mörder den Plan nicht ausführten. Dagegen behauptet sie, vor dem Morde vergeblich versucht zu haben, Olympio und Marzio vom Verbrechen abzuhalten.

Mit größerem Nachdrucke kommt sie dann in späteren Aussagen auf dieMitschuld derStiefmutter zu sprechen. Diese habe ihrfortwährend zugeredet, den unversöhnlichen Olympio gewähren zu lassen. „Der Vater," stellte sie ihr vor, „würde uns immer hier in Gefangenschaft halten, Dir die Ehre rauben, Dich in Schande stoßen, tausend Uebel würde er Dir zufügen." Ein anderes Mal habe Lucrezia ihr gesagt: „Dieser Verräther, Dein Vater hat mir bei der Hochzeit versprochen, jeder meiner drei Töchter eine Aussteuer von tausend Thalern für's Kloster zu geben und dort sie zu erhalten. Nun giebt er ihnen Nichts, deshalb mnßten meine Mädchen aus dem Kloster, und Gott weiß, was aus ihnen werden soll. Das muß einmal ein Ende nehmen."

Was die Belohnung der Mörder betrifft, so hatte sie nur den Mantel mit Goldfranzen dem Marzio und einen Sack mit Thalern dem Olympio gegeben, den Ring hatte Letzterer sich selbst genommen. Die Aussteuer für dessen Tochter sei von Giacomo bewilligt, von ihr nur genehmigt worden.

So hatte nun der Richter, was er mit heißer Mühe erstrebt hatte, ein Geständniß so klar, so ausführlich, als es nur je einen Verbrecher auf das Schafott gebracht hatte.

Gleichsam um das erlangte Schuldbekenntniß zu feiern, ließ nun die Strenge in der Ueberwachung der Gefangenen etwas nach, es wurde ihnen sogar gestattet, sich in Corte Savella zu einem gemeinsamen Mahle zu vereinigen. Ein freundschaftliches Familienfest wird es nicht gewesen sein, jeder der Gefangenen mußte die Mitgefangenen mit bitterem Groll betrachten, denn Ieder hatte das Aeußerste gethan, um durch Belastung des Anderen sich selbst zu entlasten.

Die Hoffnung verließ trotzdem die Gefangenen noch nicht, am wenigsten Giacomo, der ernst glaubte, man werde die Cenci am Geldbeutel strafen, nicht am Leben. Diesmal, sagte er, dauert es lange, bis der Richter mit dem Vorschlage kommt, die Sache vernünftig mit einer Geldbuße abzumachen, er werde aber kommen, das wisse er gewiß.

In Rom fing man indessen an, die Sache pessimistisch aufzufassen, Noch immer gab es Leute, welche die Schuld Beatricens bezweifelten, kaum aber zweifelte Iemand an der Verurtheilung, und Rechnungen wurden aufgestellt, was der Fiscus bei diesem schönen Criminalfalle gewinnen würde. Den Verurtheilten wurde eine Frist von zwanzig Tagen gewährt, um ihre Vertheidigung vorzubereiten. Allein bei Ausübung dieses Rechtes stellten sich Schwierigkeiten ein, der Papst war der Ansicht, daß bei einem so furchtbaren Verbrechen jede Vertheidigung als eine unzulässige Gunst zu verweigern sei. Ein unkluger Advocat, Georg Diedi, voll tiefsten Mitleides mit dem unglücklichen Mädchen, stellte an den Papst die Bitte, er möge ihm gestatten, die Vertheidigung desselben zu übernehmen. Statt aller Antwort ließ ihn der Papst so lang in's Gefängniß setzen, bis er reuevoll um Verzeihung für sein „dummes Geschwätz" bat.

Indessen soviel vermochten die Verwandten der Cenci doch, daß der Papst nach einigem Sträuben sich herbeiließ, jene Advocaten in Deputation zu empfangen, die den Muth gehabt hatten, die Vertheidigung der Verurtheilten zu übernehmen. Es waren dies der berühmte Sachwalter Prospems Farinaccio, der beim Papste so hoch in Gnade stand, daß er sich schon Etwas herausnehmen durfte, der Armenadvocat Altieri, der seines Amtes wegen Niemandem die Uebernahme der Vertheidigung abschlagen konnte, und Deangelis, Consistorialadvocat.

Der Papst fuhr die Drei bei ihrem Erscheinen hart an und sagte: Er hätte nie geglaubt, daß es in Rom Leute gebe, die fähig seien, Vatermörder zu vertheidigen. Farinaccio hatte die schlagfertige Antwort: Advocaten vertheidigen nicht das Verbrechen, sondern die Rechte der Unschuld, wenn aber der Papst meinte, daß genug geredet sei, würden sie schweigen.

Der Papst schien besänftigt und hatte die Geduld, durch vier Stunden die Erörterungen der Advocaten anzuhören. Beim Abschiede entschuldigte sich noch Altieri, daß er die Vertheidigung übernommen, allein sie sei seines Amtes... „Ich weiß," unterbrach ihn der Papst, „ich wundere mich nur über die Anderen."

Bertolotti erwähnt über diese historische Audienz Nichts, nennt aber noch einen anderen Vertheidiger, den Consistorial- und Armenadvocaten Planca Coronato Coronati, dessen Vertheidigungsrede er aufgefunden hat.

Der Papst gestattete also die Vertheidigung. Die Römer bemerkten jedoch mit gewohnter Bosheit, dieser Gnadenact habe keinen anderen Zweck, als den Advocaten und Schreibern ein gewinnbringendes Geschäft zuzuwenden, nützen werde die Vertheidigung den Cenci gar Nichts, denn ihr Untergang sei beschlossen.

Die Hauptrolle bei der Vertheidigung spielte unzweifelhaft Prospero Farinaccio. Obgleich er die Stelle eines Fiscals bekleidete, hatte er selbst doch oft sich wegen schwerer Anklagen bei Gericht zu verantworten gehabt. Ausschweifend, streitsüchtig, habgierig, unehrlich, stand er als Mensch und Beamter im schlechtesten Rufe und wurde deshalb auch feines Postens entsetzt. Allein als Iurist hatte er solches Ansehen, daß der Papst, der ihn buona tarirm in un «attivo sac«o nannte, nie ganz fallen ließ. In wie weit sein Ruf als Leuchte der Iurisprudenz gegründet war, wird seine Vertheidigung zeigen.

IV.

Beatrice hatte einige Male um Farinaccio bittend schreiben müssen, bis er endlich, durch die Fürsprache eines Verwandten Lucrezias bestimmt, ihre Vertheidigung übernahm.

Es liegt uns noch eine Abschrift des letzten Briefes vor, den das Mädchen an den berühmten Rechtsgelehrten in unbeholfener Ausdrucksweise schrieb. Rührend, wie jener Blick des Barberini-Bildes, klingt aus demselben die Klage: „Ich weiß nicht, was zu thun, um nicht von einem Uebel in das andere zu fallen, auch wenn ich mir selbst das Leben genommen hätte, würde mich der Fluch des heiligen Vaters ereilt haben."

Noch andere Briefe Beatricens aus jener Zeit liegen vor, einer an des Papstes Neffen, den Cardinal Pietro Aldobrandini, der bereits verzweiflungsvoll auf Freiheit und Habe verzichtet, falls ihr nur das Leben geschenkt werde. Voll Schamgefühl deutet sie leise auf das furchtbare Attentat, dem sie, „das arme, führerlose Mädchen, gemartert und unterdrückt vom eigenen Blute", ausgesetzt war. „Wie oft habe sie die heilige Iungfrau gebeten, sie aus dieser Lage zu befreien, doch umsonst."

Auch hier gebraucht sie die Wendung: Alles, was ich gethan oder hätte thun können, wäre in gleicher Weise dem Fluche des heiligen Vaters verfallen. Wo sie einen Ausweg suchte, drohend trat ihr die Sünde entgegen.

In anderen Briefen ruft sie ihren alten Beichtvater Pater Lucas v. S. Pietro in Montorio zu sich, um ihm das zu beichten, was sie dem Papiere nicht anvertrauen kann. Dieser Brief athmet herzliche, tiefe Religiosität, in ihrem Innern fühlt sie sich rein, wohl aber drückt sie das Bewußtsein zu Boden, daß sie der Schuld nur durch eine andere Verschuldung entrinnen konnte.

Kaum hätte die Scham Beatricen abgehalten, dem Richter den wahren Sachverhalt, den Grund zu bekennen, warum sie die Ermordung des Vaters veranlaßt«. Unser gelehrter Archivar findet allerdings in den Proceßacten Nichts von dem blutschänderischen Attentate und schließt daraus, daß ein solches gar nie stattgefunden habe. Seine Verhörsprotokolle schweigen, die Avoisi der Zeitungsschreiber schweigen, die Authentizität der Manuskripte, die allerdings ausführlich darüber berichten, erkennt er nicht an. Nichts leichter für ihn als der Schluß: Gewäsch und Erfindung Farinaccios.

Nun, so ganz schweigen hierüber doch nicht die Acten! Beatrice giebt in jenem, nach der Folterung aufgenommenen Protokolle an, daß die Stiefmutter sie auf die Gefahr der Entehrung durch den Vater aufmerksam gemacht habe.

Die Behauptung, daß Farinaccio dieses Motiv, ohne hierfür Anhaltspunkte in den Untersuchungsacten gefunden zu haben, bei den Haaren sozusagen herbeigezogen habe, wird Jeder, der einmal mit Juristerei zu thun gehabt, als unsinnig bezeichnen. Vor Geschworenen können Improvisationen von Seite des Vertheidigers oft möglich sein, unter der selbstverständlichen Voraussetzung jedoch, daß Thatsachen, wenn nicht für die Wahrscheinlichkeit, so doch für die Möglichkeit der Annahme angeführt werden können. Bei rechtsgelehrten Richtern, die an dem Principe festzuhalten gewohnt sind: „Was nicht in den Acten enthalten ist, existirt für uns gar nicht," würde eine derartige Improvisation nur unwilliges Erstaunen hervorrufen. Es muß also in der Untersuchung die Frage des blutschänderischen Attentates schon aufgeworfen worden sein. So ungeschickt sind die damaligen Richter sicher nicht gewesen, die Nachforschungen nach der Ursache des Verbrechens zu Unterlasten. Wie uns die Acten vorliegen, sind Beatrice und Lucrezia in das Conlplot eingegangen, weil sie mißhandelt lind in Haft gehalten wurden: das ist kein hinreichender Grund zu einem so furchtbaren Verbrechen. Bernardo und Giacomo hatten gar keinen Grund, denn um in den Besitz der Erbschaft zu kommen, brauchten sie ja'nur wenige Jahre auf den natürlichen Tod des Alten zu warten. Bei allen diesen ist der Mord ein psychologisch unlösbares Nüthsel. Rur Olympio als Rächer seiner Ehre und Marzio als Bandit, dessen Gewerbe Mord, sind Mörder aus durchsichtigen Motiven.

Um den ganzen Fall zu verstehen, muß man daher ein Etwas annehmen, was nicht in den erhaltenen Acten liegt, ein Etwas, welches man in die Acten vielleicht nicht hineinließ oder, wenn es sich eingeschlichen, wieder hinauszuschaffen Ursache hatte. Man sollte doch annehmen, die Andeutungen Beatricens hätte den Richter zu weiteren Fragen veranlassen sollen, sodann zu weiteren Zeugenvernehmungen. Es war da die Mutter zu befragen, welche die warnende Aeußerung gethan, Plantilla, die «om alten Wüstling hätte erzählen können, Giacomo, der Auskunft über den hilfesuchenden Brief Beatricens zu geben hatte. Es drängt sich die Frage auf, find diese nothwendigen Ergänzungen der Untersuchung geschehen, nnd wenn nicht, warum nicht?

Farinaccio ist mit seiner „Fiction" auch durchaus nicht vor ein unvorbereitetes Richtercollegium getreten, seine Vertheidigung beginnt mit dem Satze: „Wenn es wahr ist, wie allgemein geglaubt wird — («i tarnsn vsrum sst prout vsrissimuiu «rsctitur) —, daß Cenci seine Tochter in dunklen und verschlossenen Kammern eingeschlossen hielt und ihre Schamhaftigkeit zu schänden versuchte. . . ."

Nicht anders verhält es sich mit dem zweiten Vertheidiger Coronato Coronati, der in seiner Rede sagt: Beatrice wäre überhaupt von jeder Strafe loszusprechen, da bewiesen ist, wie ich (Coronati) es in der That annehmen mM— (lMa prodatur ut rniki in kaeto prassupponitur) —, daß sie die That nur verübte, weil der Vater sie zum Inceste zwingen wollte.

Vertheidigungsreden sind Antworten auf die Klageschrift des Fiscals, setzen daher diese voraus. Die Anklageschrift ist in unserem Falle zwar nicht erhalten, allein Farinaccio hatte sie vor sich und berührt sie in seiner Rede an den Fiscus zwei Mal, das eine Mal citirt er eine vom Fiscus gemachte Bemerkung: Beatrice hätte den Vater wegen des Attentates auf die Ehre anklagen und nicht tödten sollen, das zweite Mal kommt er einer Bemerkung zuvor, welche der Fiscus machen könnte: Beatrice hätte den Vater beim verübten oder versuchten Attentate gleich selbst ermorden sollen und nicht nachträglich durch gedungene Mörder.

Zu zweifeln ist also nicht, daß schon die Anklageschrift des Schändungsversuches erwähnte, jedoch denselben nicht für erwiesen annahm oder darin keine Entschuldigung eines Vatermordes erblicken wollte.

So mußte denn die Vertheidigung ihren Ausgangspunkt im Schändungs«ersuche des alten Cenci suchen, und das war löblich. Weiteres ist aber an der Vertheidigung nicht zu loben. Farinaccio fertigt in seinem Plaidover Beatricen in sechs kurzen Paragraphen ab, um dann sogleich mit größter Wärme und Ausführlichkeit die Entlastung Lucrezias und Bernardos zu versuchen. Beatrice ist ihm die Hauptschuldige, die Anstifterin des Mordes, alle gegen sie lautenden Aussagen Marzios, Lucrezias und der anderen Mitschuldigen werden als vollkommen erwiesen angenommen. Von der Gerechtigkeit kann sie sonach Nichts erwarten, nur von der Milde des Papstes darf sie noch hoffen. Mehr am Herzen als die Vertheidigung seiner Schutzbefohlenen liegt ihm die Schaustellung seiner Gelehrsamkeit, er läßt Ninus und Semiramis, Cvanus und Cyane, Aruntius und Medollina, Orestes und Klytemnästra aufmarschiren, durchstöbert das ganze römische Alterthum nach Beispielen von blutig gerächter Schändung nnd citirt den halben Corpus zuris, um zu beweisen, daß bei den alten Völkern eine solche Rache nicht strafbar gewesen sei . . . immer kühl bis an's Herz hinan. Mit mehr Feuer plaidirt er auf Nichtschuldig für Lucrezia, weil sie vor der Ausführung zurückgetreten, und für Bernardo, zu dessen Gunsten das jugendliche Alter, die geistige Beschränktheit und die entferntere Theilnahme angeführt werden.

Giacomo wurde von Farinaccio nicht vertheidigt, diese Aufgabe siel dem Armenadvocaten Coronato zu, der auch Bernardo und Lucrezia seinen Schutz angedeihen läßt, von Beatrice jedoch, wie bereits erwähnt, nur kurz bemerkt, sie könne nicht bestraft werden, weil sie den Mord zur Vertheidigung ihrer Ehre verübt.

Es scheint fast, daß auch Advocaten Beatrice als die am wenigsten Gefährdete ihrer Clienten betrachtet haben. Weil man ihr wegen des Jncestversuches nicht viel anhaben könne, so bringe es ihr keinen Schaden, den Anderen jedoch Nutzen, sie als die Hauptanstifterin hinzustellen.

Das Gericht, welches das Urtheil zu fällen hatte, war ein Ausnahmegericht, die letzte Entscheidung lag beim Papste. Vielleicht hätte dieser noch Gnade walten lassen, allein ein neuer Muttermord setzte die Stadt in Entsetzen und beschleunigte den Entschluß des heiligen Vaters.

Paul Santacroce, einem mit den Cenci nahe verwandten Hause angehörig, lebte mit seiner Mutter, einer noch lebenslustigen Wittwe, seit geraumer Zeit in Unfrieden. Sie beschuldigte den Sohn der Verschwendung, der Sohn hatte die Mutter wieder im Verdacht, daß sie durch geheime und wenig standesgemäße Liebschaften ihren Rang und den Witwenschleier entehre. Paul theilte seine Besorgnisse dem älteren Bruder Onofrio Marchese von Oriolo mit und frug an, wie er sich zu benehmen habe. Die wahrscheinlich unbedachte, jedenfalls zweideutige Antwort lautete: er möge vorgehen, wie es die ritterliche Ehre erfordere. Diese Antwort legte Paul in seinem Sinne aus, er erdolchte die Mutter, die er für schwanger hielt, während sie an Wassersucht litt.

Es geschah dies in der ersten Septemberwoche, als die Acten im Processe Cenci noch beim Papste lagen.

Paul floh, irrte unstät von Ort zu Ort und ist verdorben und gestorben, man weiß nicht wo. Bei einer Durchsuchung in seinem Hause fand man den Brief mit des Bruders zweideutiger Antwort.

Onofrio war ein lebenslustiger Cavalier, der viel Glück bei den Frauen hatte, zu seinem Unglücke auch bei einer Dame, deren scheinbar bevorzugter Verehrer der Cardinal Pietro Aldobrandini war, nun nicht blos der Neffe, sondern auch die rechte Hand des Papstes. Seine Eminenz hatte jener schönen Dame einen kostbaren Diamantring geschenkt, Onofrio war eitel genug, ihr denselben abzukaufen, um prahlen zu können, er habe über einen Cardinal den Sieg davongetragen.

Nicht lange darauf begegnete Onofrio dem Cardinal auf der Straße. Er stieg vom Pferde, der Cardinal ließ die Sänfte zum freundschaftlichen Gespräche halten. Gleichsam herausfordernd legte der Marchese den beringten Finger auf die Brüstung des Sänftenschlages: „Ei, Ihr habt einen schonen Diamantring," bemerkte die Eminenz. „Schade, daß er einen Blutflecken hat." Das war noch vor der Ermordung der Wittwe Santa Croce geschehen.

Nun kam für den zornigen Cardinal der ersehnte Tag der Rache, als der Brief im Hause Pauls gefunden wurde. Beweise für die Mitschuld Onofrios an dem Muttermorde waren allerdings nicht aufzubringen, allein der Brief und das Ansehen des päpstlichen Nepoten genügte den Richtern vollkommen zur Ueberweisung: Onofrio wurde zum Tode verurtheilt und enthauptet.

An einem Sonntag, es sollte gerade die Weihe eines neuen Bischofs oder Cardinals, eines Grafen Dietrichstein, stattfinden, erhielt der Papst die Nachricht von dem Muttermorde und der Entweichung des Mörders, am nächsten Tage sandte er nach Ulysses Moscati und dem Fiscal Pompejus Molella und ließ das Urtheil ausfertigen, der Gouverneur von Rom Monsignore Taverna, der später wegen seiner Verdienste im Processe Santa Croce den Cardinalshut erhalten sollte, bekam den Befehl, das Ndthige zur Hinrichtung zu veranlassen.

Das Urtheil ist zuerst von Bertolotti vollständig mitgetheilt worden. Es ist vom 11. September, dem Tage der Hinrichtung datirt, unterschrieben nur von Moscati und seinen Notaren, der es nach Anhörung des Gerichtshofes auf Grund der ihm vom Papste für diesen speciellen Fall verliehenen unbeschränkten Vollmacht gefällt hat. Einleitend wird die Darstellung des Verbrechens vorausgeschickt, dann folgt ausführlich der Wortlaut der Vollmacht, endlich das eigentliche Urtheil. Giacomo als der verruchteste der Vatermörder soll durch die Straßen der Stadt geschleppt, auf dem Wege mit glühenden Zangen gezwickt und auf dem gewöhnlichen Richtplatze mit einer Keule erschlagen, sein Leib geviertheilt werden, Beatrice und Lucrezia den Tod durch Enthauptung erleiden. Aus billigen Ursachen l^nstis causis) wird Bernardo die Strafe zwar erlassen, doch soll er mit den Anderen zum Richtplatze geführt und gezwungen werden, deren Hinrichtung anzusehen. Hierauf soll er für ein Iahr in strenger Haft gehalten und nach Ablauf dieser Zeit für immer auf die Galeeren geschickt werden, so, daß ihm das Leben eine Qual, der Tod eine Erlösung erscheine." Zum Schlusse wird die Confiscation über sämmtliche den Verurtheilten gehörigen beweglichen und unbeweglichen Güter ausgesprochen . . . Lt ita äi«iWus, pronuutiam^s, ssotsntiamus, cksvyriiiious, äsclarsmns, «onclsmnsmnL, appllc»mus, actinzus, aukkrimus, ivtisio«orporamus, äSOSroiliius, rs1axaWUs 3MAuIa sio.ßulis st«. V.0Q soluni precli«to ssä omni alio msliori moäo. Mit diesem entsetzlichen Latein, würdig des entsetzlichen Spruches, schließt das Urtheil.

Die „billige Ursache", warum nicht auch Bernardo zum Tode verurtheilt wurde, ist die, daß Giacomo Cenci, durch die Ermahnung seines Beichtvaters bewogen, nach Schluß des Verfahrens (am 25. August) an den Cardinal Pietro Aldobrandini geschrieben hatte, er nehme die Aussage gegen seinen Bruder als unwahr und ihm nur durch die Tortur abgezwungen, zurück. Die Vertheidiger wissen von diesem Widerrufe Nichts, sonst hätten sie in ihrem Plaidoner darauf hingewiesen; der Neffe des Papstes fand es zwar nicht für nöthig, sie hievon in Kenntniß zu setzen; wohl aber wird er beim Papste die Milderung der Strafe erwirkt' haben. Ein gerechter Richter würde bei diesem Sachverhalte eine Straft gar nicht verhängt haben, aber Bernardo war der Haupterbe nach dem alten Cenci, da Giacomo auf den Pflichttheil gesetzt, die Töchter mit der Mitgift abgefunden waren, was nützte also dann die Consiscation? . . . und diese war doch die Hauptsache. Farinaccio hat später sich und seiner ausgezeichneten Vertheidigung die Rettung Bernardos zugeschrieben, für Beatrice, fügt er bedauernd bei, hätte sich Nichts machen lassen, denn der von der Vertheidigung behauptete Versuch der Schändung ließe sich nicht beweisen.

Früh Morgens am I1. September 1599 erschien der Priester im Gefängnisse Beatricens und ihrer Stiefmutter. Zum letzten Male nahm er ihnen die Beichte ab und reichte ihnen die Sacramente der Sterbenden.

Bald darauf zog die Bruderschaft des heiligen Iohannes des Enthaupteten daher, voran die Fahne, auf der kein Geringerer als Michelangelo eine Kreuzesabnahme gebildet hatte, hinter ihr die Brüder, deren Gesicht die schwarze Kapuze, nur Löcher für die Augen lassend, verhüllte. Es war Zeit. Die Verurteilten wurden in den Gefängnißhof geführt und in den Zug gereiht, der sie zum Schafotte führen sollte. Weinend drängten sich die Soldaten der Wache um Beatrice, suchten ihre Hand zn küssen, ihre Kleider zu berühren, eine Huldigung ihrer Schönheit, ihrem Unglücke gebracht. Der Weg zum Schafotte war von Corte Savella nicht weit und mußte von den Frauen zu Fuß gemacht werden, doch im kirchenreichen Rom führte der Weg an vielen Kirchen, Kapellen und Heiligenbildern vorüber, vor jedem verneigte sich Beatrice, bekreuzte sich und murmelte: ^.cioramus ts OKrists.

Um so länger war der Weg, den der unglückliche Giacomo mit seinem Bruder von Tor di Nona aus zurücklegen mußte. Beide wurden auf Karren gesetzt, Giacomo halbnackt, Bernardo durch einen schwarzen Ueberwurf verhüllt. Vor Jedem war eine Tafel angebracht, so daß Keiner vor sich und auch nicht den Anderen sehen konnte. Erst als sie den Karren bestiegen hatten, wurde Bernardo die „Begnadigung" d. h. die Nachsicht der Todesstrafe verkündet und die Tafel weggenommen. Auch dies war eine „Gnade", welche Cardinal Pietro Aldobrandini aus eigener Machtvoll» kommenheit ertheilt hatte, der Papst jedoch war sehr erzürnt, als er hiervon

hörte.

Der Zug wurde durch die belebtesten Straßen geführt und an jedem Kreuzweg Halt gemacht, damit der Henker seine Schuldigkeit thun, seine Zangen glühend machen und in das Fleisch des Opfers eingraben konnte. Standhaft verbiß Giacomo den furchtbaren Schmerz, denn er fühlte sich als römischer Edelmann, den nicht das Schaffot, wohl aber die Feigheit im Angesicht des Todes entehrte.

Durch ungeheuere Volksmengen drängten sich die beiden Züge zum Platze vor der Engelsbrücke.

Es wird erzählt, ein junger Maler habe mit einigen Genossen den Versuch gemacht, die Volksmassen zur Befreiung Beatricens aufzuhetzen, es soll eine Verwirrung, fast ein Handgemenge um die Verurteilten entstanden, doch mit leichter Mühe von den päpstlichen Reitern die Ordnung hergestellt worden sein. Die gleichzeitigen Quellen, die Avvisi der Zeitungsschreiber und die Gesandtschaftsberichte melden indessen hiervon Nichts.

Auf dem Platze vor der Engelsbrücke vereinigten sich die beiden Züge. Dort auf einem hohen Gerüste war das Schafott aufgerichtet, ringsum ein freier Raum durch Schranken abgesperrt, innerhalb des Raumes stand eine Kapelle.

Zuerst wurde Bernardo hinaufgeführt und ihm der Platz angewiesen, auf welchem er der Hinrichtung beiwohnen sollte.

Der Henker sollte fein Werk mit Lucrezia beginnen. Nach den Forschungen Bertolottis benutzte damals die römische Justiz zur Pflege ihrer Gerechtigkeit eine Art Guillotine, deren Einrichtung aus vorhandenen Zeichnungen ersichtlich ist. Onofrio Santa Croce wurde auf diese Weise hingerichtet, noch im Jahre 1635 der Marchese Francesco Mangoli bei Bentivagli wegen eines „Preßvergehens". Seiner Ansicht nach sind auch die Cencis durch eine solche Maschine in's Jenseits befördert worden. Es mag dies die Regel gewesen sein, da es sich jedoch um Frauen handelte, wird man dem edleren Beile den Vorzug gegeben haben. Noch edler wäre freilich die Erwürgung durch den Strick gewesen, ein Vorrecht hoher Geistlicher, auch bei Frauen angewendet. Es sei dem, wie es wolle, fest steht nur, daß die Hinrichtung auf diese Weise geschah, daß der arme Sünder sich rittlings auf eine Art Bock setzen und das Haupt auf den Hals dieses schauerlichen Neitthieres legen mußte, worauf der Henker, sei es mit deni Beile, sei es mit der Maschine, seines Amtes waltete.

Lucrezia hatte vor Angst schon die Besinnung verloren, so daß der Henker sie nur mit Schwierigkeit in die gewünschte Lage bringen konnte. Mit einem Hiebe trennte er ihr das Haupt vom Rumpfe; allein das Beil durchschnitt auch den üppigen Busen, der während jener Vorbereitung aus dem Mieder geqnollen war, so daß Bäche von Blut Hinabflossen über die Treppe des Schafotts bis zu der unten befindlichen Kapelle.

Nun kam die Reihe an Beatrice. Es scheint, daß man ihr den Anblick der Hinrichtung der Mutter erspart hatte, wahrscheinlich befand sie sich während der Zeit in der Kapelle. Denn als man sie holen kam, fragte sie, ob Lucrezia gut gestorben, küßte noch das ihr vorgehaltene Kreuz, stieß die Hand des Henkers, der sie unterstützen wollte, verächtlich zurück und stieg stolz und tapfer die Treppen hinauf zum Richtblock. Als man sie fesselte, soll sie die Worte gesprochen haben: „O Schmerzensfessel, du bindest diese Glieder zu Strafe uud Pein, du befreiest aber die Seele zur Unsterblichkeit. Amen."

Es klingt dieses poetisch und stände schön in einem Sonette, entspricht aber nicht dem Charakter der feurigen, auch vor dem Schafotte tapferen Römerin. Der toscanische Geschäftsträger, der die Sache genau wissen konnte, meldet vielmehr, sie sei wie eine Heilige gestorben, aber mit dem letzten Athemzuge ihre Unschuld betheuernd und die Rache des Himmels herabrufend über Clemens, der sie nicht hören wollte und ihre Vertheidignng nicht prüfen ließ.

Als Beatrice ihr Haupt auf den Block legte, ertönte vom Castell Santangelo ein Kanonenschuß zum Zeichen, daß Seine Heiligkeit den Verurteilten feinen Segen ertheile. Zwei Tauben flogen auf, durch den Knall erschreckt: um die Seele der unschuldigen Märtyrerin zum Himmel zu tragen, meinte das Volk.

Gleichzeitig fiel das Beil; der Henker faßte den Kopf, der noch die Augen rollte, und zeigte ihn dem Volke: das ist der Kopf Beatrice Cencis, der römischen Iungfrau. Der hauptlose Körper aber schnellte sich noch empor, und zum Entsetzen aller Zuseher wälzte er sich vier Mal auf der Erde.

Als der Henker den Rumpf Beatricens mit einem Stricke band, um ihn vom Schafotte herabzulassen, riß der Strick, und der Leichnam kollerte mit entblößten Gliedern die Treppe hinunter.

Nun kam Giocomo an die Reihe. Bevor er den tödtlichen Keulenhieb erhielt, erklärte er nochmals öffentlich seinen Bruder vor dem versammelten Volke für unschuldig und ließ nun heldenmüthig über sich ergehen, was das Urtheil verhängte.

Gegen Abend wurden die Leichen bei den Statuen der Apostelfürsten, am Eingange der Engelsbrücke öffentlich ausgestellt. Man hatte schindermäßig die Fetzen des geviertheilten Leibes Giacomos an den Armen des Apostels Petrus aufhängen lassen. Die beiden Frauen erhielten eine anständige Aufbahrung in von Fackeln umgebenen Särgen, die Köpfe den halslosen Leibern angefügt. Obgleich Beatricens Kopf nach der Enthauptung noch einige Zeit gelebt, hatten sich die Züge jetzt geglättet, zeigten ihre frühere Schönheit, und ein leises, melancholisches Lächeln umspielte ihre Lippen.

Am nächsten Abend zog eine Schaar von fünfhundert weißgekleideten, blumengeschmückten Mädchen zur Kapelle, wo man Beatricens Leiche aufgestellt hatte. Sie hoben den Sarg, und blumenstreuend trugen sie ihn hinauf znr Kirche S. Pietro in Montorio, wo sie ihre letzte Ruhestätte finden wollte. Die glänzenden Carossen des Adels folgten der Bahre, und ihnen nach drängte fich eine ungeheuere Menschenmenge in stummen Protesten gegen die Gerechtigkeit des Papstes.

Lange dauerten die über den armen Bernardo verhängten dualen. Nach Ablauf der einsamen Haft wurde er auf die Galeeren de« Papstes nach Civitavecchia gebracht. Es ist nicht bekannt, ob er, dem Brauche gemäß, dort an die Ruderbank angeschmiedet, unter den Peitschenhieben des Wächters rudern mußte, wie die anderen Galeoten, jedoch ersieht man aus einem Gnadengesuch an den Papst, daß seine Galeere im innersten Hafen von Civitavecchia im faulenden Wasser lag, und daß er deshalb vom Fieber befallen wurde. Erst nach drei Iahren brachte ihm fremder Fürsten Vermittelung die Begnadigung und die Freiheit.

V.

Der fromme Papst Clemens VIII. war über den Untergang des Haufes Cenci sehr betrübt. Als er hörte, Beatrice habe gestanden, soll er Thränen vergossen haben. Der Zeitungsschreiber, welcher dies meldet, setzt freilich hinzu: man möge dem Papste nickt anf die Augen, sondern auf die Hände sehen.

Den armen Sündern sendete er, wie bereits erzählt, noch auf das Schafott seine Lsneäietio in sxtrsmis, auch erkundigte er sich angelegentlich, ob sie gut gestorben seien, und las selbst für sie eine Todtenmesse, in der Kirche 8. Oiovanni äseollato! Der Wittwe Giacomos sandte er einen Höfling, um ihr seine Condolenz über den Tod ihres Mannes auszudrücken, ja zuletzt ließ er sie noch zu sich kommen, tröstete und versicherte sie, daß er viel weniger gethan habe, als ein so schlimmer Fall eigentlich verdiente, auch gestattete er ihr, sich einen der Cardinäle zum Protect«? zu wählen, der ihre Vermögensansprüche vertreten solle, immer möge sie sich vor Augen halten, daß seine Gnade weiter reiche, als ihre Bitten.

Es war dies sehr schön gesagt, der boshafte Iournalist hätte abermals bemerken können: Man muß dem Papste nicht auf den Mund sehen, sondern auf die Hände.

Denn diese Hände beschäftigen sich nun damit, zu Gunsten der päpstlichen, stets in Geldnöthen steckenden Kammer den reichen Cenci'schen Besitz in Beschlag zu nehmen, sowie jene zu belohnen, deren hervorragender richterlichen Thätigkeit der Fiscus dieses glänzende Geldgeschäft zu danken hatte. Der Blutrichter Ulysses Moscati wurde zum Ritter geschlagen, und der Fiscal Matella erhielt den zwanzigsten Theil des aus der Confis

cation gezogenen Gewinnes. Mit weniger Großmuth wurden die untergeordneten Helfershelfer belohnt. Der Unterfiscal Giunti mnßte lange bitten, seine geopferte Nachtruhe, die Unzahl der von ihm geführten Protokolle hervorheben, ohne zu dem beanspruchten zwanzigsten Theil des consiscirten Gutes zu kommen, ähnlich ging es den Abschreibern der Protokolle zum Zwecke der Vertheidigung, den Kerkermeistern, die Rechnungen für die Verpflegung der Gefangenen legten u. f. w.

Die Abwicklung der Consiscationsverhandlungen war in der That etwas schwierig. Allerdings war der Besitz groß, aber auch mit Schulden belastet, denn Francesco hatte der bekannten Iugendsünden wegen große Zahlungen an den Fiscus zu leisten gehabt und deshalb Geld aufnehmen müssen. Ein Theil seines Besitzes lag gar nicht auf römischem Gebiete, sondern im Königreiche Neapel, dessen Gerichte so ohne Weiteres ein in Rom gefälltes Urtheil im eigenen Lande nicht vollziehen lassen wollten. Der florentinische Geschäftsträger bemerkt in einem seiner Berichte, daß die neapolitanischen Richter jene Aussagen Beatricens, die nach einer ausdrücklichen Bemerkung in den Proceßacten gar nicht zu Protokoll genommen wurden, als gegen den römischen Fiscus beweisend vermutheten. Die römische Curie war so gnädig, dem Galeerensträfling Bernardo zu gestatten, gegen sie wegen dieser neapolitanischen Besitzungen einen Proceß zu führen, der durch unendliche Zeit sich hinzog. Bezüglich der im Römischen liegenden Besitzungen machte die Wittwe Giacomos einen Proceß gegen den Fiscus anhängig, in dem die Rechtmäßigkeit der Confiscation der unter dem Fideicommißbande stehenden Güter bekämpft wurde. Wie wir gesehen haben, geschah dies mit Genehmigung des Papstes, der ihr auch eine Gnadengabe von hundert Thaler des Monats auswarf. Für eine römische Adelsfamilie mit zahlreichen Kindern war das nicht viel, dazu erhielt sie diese Pension sehr unregelmäßig und nie im vollen Betrage, wie dies ihre Bittschriften an den Papst beweisen.

Um die Gläubiger des Cenci'schen Nachlasses befriedigen zu können, ließ die Curie schon Anfang des Iahres 1600 die Besitzungen von Torrenuova verkaufen, als Käufer aber erschien bei der abgehaltenen Versteigerung der Neffe des Papstes Iohann Franz Aldobrandini, welcher den Preis von 99 000 Thalern erlegte. Es war die allgemeine Ansicht, der Käufer habe ein sehr gutes Geschäft gemacht. Es wird behauptet, daß noch andere ehemals Cenci'sche Besitzungen in die Hände päpstlicher Nepoten gelangt sind, ich habe jedoch hierüber nichts Sicheres ermitteln können. Im Jahre 1601 wurde ein Vergleich mit der Wittwe Giacomos abgeschlossen, laut dessen gegen Zahlung eines Betrages von 80 000 Thalern sie einen Theil der Cenci'schen Masse zurückerhielt, jedoch auch in einen Proceß mit Bernardo gerieth. An diesen Proceß reihten sich andere Processe, die bis in das vorige Iahrhundert dauerten, sie zu verfolgen, hat für uns hier kein Interesse.

Es ist auffallend, daß trotz der ausgesprochenen Consiscation aller Güter die Verurtheilten hierüber vor ihrem Tode testamentarisch verfügten. Man kann hieraus schließen, daß sie zwar auf die Todesstrafe, nicht aber auf die Güterconfiscation gefaßt waren. Vielleicht auch glaubten Giacomo und Bernardo, daß ein Fideicommißbesitz der Consiscation nicht unterliegen könne, eine Ansicht, die ja auch Farinaccio in irgend einem Buche ausspricht. Beatrice hingegen dürfte gemeint haben, über die Mitgift noch frei verfügen zu können.

Der Inhalt der letztwilligen Verfügung Giacomos und Bernardos ist für uns gleichgiltig. Beatrice hinterließ ein ausführliches Testament, in dem sie zum Haupterben die Leratica Oamva^nia clelle Sscrs Sti^mats (einen weiblichen Franciscanerorden) mit der Verpflichtung einsetzte, sogleich dreißig arme Bräute mit einer Aussteuer zu bedenken, außerdem hatte der Orden alljährlich an 15 arme Mädchen eine Ausstattung zu oertheilen und zu diesem Zwecke einen Capitalsbetrng von 8009 Thalern fmchtbringend anzulegen; einige dieser Bräute nennt das Testament mit Namen und setzt ihnen Legate aus, weitere Legate bekamen Freunde und Personen, die ihr im Kerker Gutes erwiesen.

Ein merkwürdiges Legat von dreihundert Thalern wird einer Wittwe Caterina de Snnctis bestimmt, die von den Zinsen desselben Almosen nach den ihr mündlich gegebenen Jnstrnctionen austheilen soll. Im Falle des Todes kann Frau de Sanctis mit dein Capital zwar nach ihrem Gutdünken verfügen, jedoch für dessen Erwerber bleibt die Verpflichtung des Almosens anfrecht. Wenn jedoch die Person, für welche das Almosen bestimmt, todt sein sollte, erwirbt die de Sanctis über Capital und Zinsen freie Verfügung.

Eine unendlich lange Liste enthält Legate für römische Kirchen mit der Verpflichtung, für die Testirende Messe zu lesen. Am meisten, und zwar mit 300l) Thalern wird die Kirche St. Pietro in Montorio, wo sie ihre Grabstätte gewählt, bedacht; es sollte daraus eine Schutzmauer zur Verhinderung des Absturzes der Berglehne gebaut werden. Ein anderes Legat an dieselbe Kirche ist an die Verpflichtung gebunden, ihr daselbst einen Grabstein zn setzen.

Dieses Testament, welches früher gemachte annullirt, trägt das Datum vom 27. August, drei Tage darauf stellte sie ein Codicill aus, in dem sie den Töchtern ihrer Stiefmutter jeder 190 Thaler vermacht.

Mit einem zweiten Codicill hatte es ein sonderbares Bemandtniß.

Fünfunddreißig Jahre nach dem Tode Beatricens, also im Jahre 16Z4, kam der Fiscalprocurntor von Sanct Peter zum Notar Colonna und theilte ihm mit, daß unter seinen Acten sich ein Codicill Beatricens mit dem Datum 8. September 1599 befinden müßte, er möge Nachforschungen halten.

Der Notar forschte unter den Acten seiner Vorgänger Ricci und Marefosco und fand richtig ein versiegeltes Packet. Auf der Adresse fand sich von der Hand des Notars Marefosco geschrieben, daß dieses Packet ihm am 8. September in den Kerkern der Corte Savella von Beatrice übergeben wurde und ihr erst nach dem Tode zu eröffnendes Codicill mit Bestimmungen enthalte, die sie im Leben geheim gehalten wissen wollte.

Der Inhalt dieses Codicills ist folgender:

Von dem Capitale, aus dessen Interessen die Franciskanerinnen die Ausstattung armer Mädchen besorgen sollten, sind 1000 Thaler auszuscheiden, dafür wird die Zahl der auszustattenden Mädchen von 15 auf jährlich 13 herabgesetzt.

Von den 1000 Thalern erhält die eine Hälfte Margherita Sarocchi Birago, die Dichterin und Freundin der im Testamente genannten de Sanctis, jedoch nur zum Fruchtgenuß, nach deren Tode fällt das Capital der Wittwe de Sanctis zu.

Die zweite Hälfte erhält de Sanctis sogleich mit der Verpflichtung, ein armes unmündiges Kind (uri povsr<, fanoiullo pupillo), von dem sie ihr mündlich Mittheilung gemacht, zu unterstützen. Zu demselben Zwecke sind die Zinsen des Capitals von 500 Thalern zu verwenden, welche ibr nach dem Tode der Sarocchi zufallen werden. Erreicht das Kind das Alter von zwanzig Iahren, so ist ihm das ganze Capital auszuzahlen mit der

Verpflichtung, für die Seele der Erblasserin zu beten. Es folgen noch einige Legate von minderem Belang. Dieses Codicill war vom Beichtvater Beatricens unter ihrem Dictate geschrieben. Es ist natürlich, daß alle diese Testamente keinen Erfolg hatten, nullis invsntis würde der Iurist sagen, auch der pov«ru pupiilo konnte sich seinen Erbschaftstheil beim Papste suchen.

Das zweite Codicill ist die große Entdeckung Bertolottis, Niemand vor ihm hatte Etwas davon gewußt, für ihn ist es ein Blitz, der das ganze Cenci'sche Geheimniß taghell erleuchtet.

Was kann klarer sein? Der povsro pupillo ist das uneheliche Kind Beatricens, dessen bessere Versorgung ihr der Beichtvater im letzten Momente zur Pflicht gemacht hat, der Vater ist Olympio. Der alte Francesco war der sauberen Tochter auf die Schliche gekommen, hatte Olympio davongejagt, die Tochter nach Verdienst gezüchtigt und eingesperrt, und aus Racbe haben die Beiden den armen alten Mann ermordet, das ist nun Alles klar und stimmt auch wunderbar mit dem, was in den Proceßresten zu lesen ist'.

Man erinnere sich: Schon Marzio ist es aufgefallen, wie Beide immer beisammensteckten nnd mit einander zischelten, wie Olympio den Weg in Beatricens Schlafgemach fand, wie er, in der Erregung sich vergessend, das Schloßfräulein mit „Du" anredete. Man erinnere sich des geschenkten Ringes, des vertraulichen Geständnisses Olympios, er hätte die That aus

iebe begangen, dann des versprochenen Galakleides, das er erst nach der Hochzeit tragen darf. Weiteres Beweismaterial findet sich in Lucrezias Bekenntnisse, die sich schlafen legte und die Beiden, Beatrice und Olympio, gleichsam als wären sie Liebende, mit ihren Heimlichkeiten gewähren ließ. Auch Giacomo ist nicht zu vergessen, der empört über die Vertraulichkeit zwischen der Schwester und dem Diener, zur Rettung der Familienehre letzteren aus dem Wege räumen ließ.

Zugegeben, daß Alles dies doch nur Verdachtsgründe, allerdings schwer wiegende seien, so liefert die Gewißheit das eigene Geständniß der Verführten.

Der modenesische Geschäftsträger Baldassar Paolucci berichtet an seinen Hof am 14. August 1599, daß Beatrice den Mitschuldigen gegenübergestellt und durch die Folter mürbe gemacht, ihr bisheriges Leugnen aufgegeben und erklärt habe, Gott könne ihre Schlechtigkeit nicht länger ertragen, weshalb sie mit den Ihrigen zu sterben bereit sei. Sie habe dann nicht blos den Vatermord, sondern auch gestanden, daß sie sich selbst den Tod bereitet, nm ihren Vater sterben zu inachen, und was sie am meisten bedrücke, ihre Jungferschaft an jenen verloren habe, der die Tlmt verübte.

„Das hatte man früher nicht gewußt," schließt der modenesische Diplomat seinen Bericht.

Daß das Verhältnis; Folgen hatte, gehe aus ihrem Testamente hervor, Frau de Sanctis wird von Bertolotti für eine jener Hebammen gehalten, bei denen Damen in Verschwiegenheit und unter liebevollster Pflege entbinden konnten. Sie wußte um das Geheimniß und den Bankert, der sich offenbar bei irgend einer Bauernfamilie in der Campagna in Pflege befand. Auch die Sarocchi, die leichtsinnige Dichterin, Geliebte des Poeten Marini und vieler Anderen, wußte darum, wahrscheinlich auch Bernardos Amme, der Beatrice ja ein Legat hinterließ, obwohl augenscheinlich ein Grund nicht vorhanden war, diese Person, die sie Nichts anging, zu bedenken.

Es läßt sich annehmen, daß der Beichtvater den im Testamente für das Kind der Liebe ausgesetzten Betrag zu gering befand und die Mutter vercmlaßt'e, im Codicille denselben zu erhöhen.

Nicht genug an diesem erdrückenden Beweismateriale, weiß uns Bertolotti noch nahe zu legen, daß Beatrice, die gar nicht besonders schön gewesen, trotz ihrer großen Mitgift im 21. Jahre noch keinen Bewerber um ihre Hand gefunden (welch' römischer Edelmann hätte eine so leichtsinnige junge Dame zur Frau begehrt?), und daß, wenn sie in ihrem Testamente so sehr darauf bedacht ist, arme Mädchen auszusteuern, dies keinen anderen Grund haben kann, als sie vor jenen Versuchungen zu bewahren, denen die Erblasserin selbst unterlegen ist.

So weit Bertolotti. Das Zeugniß kann seinen Ausführungen nicht versagt werden, sie find scharfsinnig, ungemein scharfsinnig.

Allein Nichts ist scharfsinniger als die Unwahrheit, sagte einst der Cardinattegat Gasparo Contarini, der zu der Cenci Zeiten lebte.

Versuchen wir es übrigens, diesem Scharfsinne ein wenig näher an den Leib zu rücken.

Vor Allem wer war Olympio? Olympio war zuerst im Dienste Roccos, später Giacomos, wann er Burgwart in der Nocca Petrella wurde, ist nicht bekannt, wahrscheinlich fand er es in Rom nicht mehr geheuer, nachdem er einen Weinwirth erschlagen hatte. Eine wilde, gewaltsüchtige Banditennatur, wurde er vom alten Francesco, der solche Leute für seine Zwecke gut brauchen konnte, gerne in den Dienst genommen. Er war ein verheiratheter Mann, Vater eines Mädchens, das er so liebte, daß er als Belohnung für den Mord nichts für sich, sondern eine Aussteuer für die Tochter bedungen hatte. Auch seiner Frau war er sehr zugethan, daß Francesco ihr nachstellte, reizte ihn zur Rache, und er wollte sie eben aufsuchen, obgleich ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war, als er seinen Mördern in die Hände siel. Ebenso liebte die Frau ihren Mann, Beweis hierfür liefert ihre Aengstlichkeit, als Olympio nach dem Morde sich flüchtete. Die Vermählung Olympios muß in den Iahren 1592 oder 1593 erfolgt sein, damals war Beatrice ein fünfzehnjähriges Mädchen. Es ist nicht anzunehmen, daß Olympio mit der eben angetrauten jungen, geliebten Frau an der Seite feine Verführungskünste an Beatrice geübt habe, noch weniger ist anzunehmen, daß er dies vor seiner Verheirathung gethan, denn damals war Beatrice noch ein Kind. Dennoch ließe sich eher noch annehmen, daß die Verführung schon in Rom geschehen, als nach der Uebersiedelung in Petrella, wie Bertolotti glaubt. Welch' ungeheueren Scandal würde die dort nicht zu verbergende Geburt eines Kindes erregt haben! Wie kann man sich vorstellen, daß von einem solchen Falle weder der Untersuchungsrichter noch auch die Biographen Beatricens Kenntniß genommen hätten.

Olympio rühmt sich allerdings, Beatricens Gunst genossen zu haben, Allein er war ein Flunkerer und hat selbst bei seinen Freunden für seine Aufschneidereien Glauben nicht gefunden. Den Ring hat er von Beatricen nicht geschenkt erhalten, sondern sich selbst genommen (warum soll man ihr nicht ebenso gut Glauben schenken, wie dem Banditen Olympio?), und die Geschichte mit dem Galakleide ist eine ganz blöde Lüge.

Man bemerke weiter ihr Betragen, als sie hört, Olympio soll aus dem Wege geräumt werden. Sie hat gegen die Sache selbst nichts Anderes einzuwenden, als daß sie herauskommen könnte (yusstu nsAo2io pus-sra); gegen die Ermordung Marzios hingegen protestirt sie mit aller Energie und beruft sich auf die Wahrsagung eines Sterndeuters. Falls Olympio ihr Geliebter, der Vater ihres Kindes, gewesen, würde sie wohl auch zu seinem Vortheile eine Sterndeutern herausgefunden haben.

Nun aber die Heimlichkeiten und vertraulichen Gespräche! Diese haben sicher stattgefunden und müssen stattgefunden haben, denn Beide, Beatrice und Olmnpio, waren Verschwörer, sie verbanden sich zu einem Verbrechen. Beatrice suchte nicht einen Geliebten, sondern einen Banditen, den sie zu ihrem Zwecke brauchen konnte, in Olympio hatte sie einen solchen gefunden, ihr heimliches Verhandeln war kein Liebesgeflüster, sondern galt einem Mordanschlage; öffentlich und vor fremden Leuten pflegen ja die Mörder nicht ihre Pläne zu verhandeln.

Es ist dem Bertolotti nicht entgangen, daß Marzio erzählte, wie Olympio in einem Momente höchster Aufregung Beatrice mit Du anredete. Es war damals, als er vor der Vollbringung des Mordes scheu zurückwich und die auf's Aeußerste gebrachte Beatrice mit Drohungen und Vornürfen auf ihn eindrang. In seinen Schuljahren dürfte Bertolotti wohl auch Grammatik betrieben haben, leider hat er vergessen, daß die Anrede in der zweiten Person des Singularis bei Personen, die sich sonst nicht duzen, in Momenten dcs Zornes und der Aufregung gebräuchlich und auch grammatikalisch zulässig ist. Ebenso hat er vergessen, daß Olvmpio auch sonst ein kecker Bursche war, die Schloßfrau Lucrezia redete er bei ihrem Taufnamen ohne Beisetzung des Titels „Frau" an, während die Cenci nach römischer Sitte gegenseitig sich nie anders als Signore und Signora rennen, sogar Olvmpio und Marzio erhalten von ihnen immer den Titel „Herr".

Der wichtigste Einwurf gegen das behauptete Liebesverhältniß liegt in den Sitten der Zeit. Keusche Leute sind die Römer jener Tage nicht gewesen, daß Frauen ihren Männern untreu wurden oder Mädchen sich verführen ließen, das kam alle Tage vor. Aber empfindlicher als heut zu Tage war damals das Gefühl der Familienehre. Der Edelmann durfte seiner Frau die Untreue nicht verzeihen, der Vater keine gefallene Tochter dnlden, hätte er es auch gewollt, die Brüder, die Verwandten würden selbst die Wahrung der Familienehre in die Hand genommen haben. Weltliche und geistliche Gerichte mit solcher Angelegenheit zu behelligen, fiel Niemandem ein, Ieder mußte sich selbst Recht verschaffen, dazu trug er Waffen.

Wäre also Beatrice zum Falle gekommen und noch dazu durch einen gemeinen Banditen, so hätte Donna Lncrezia, die ja im Processe gegen die Stieftochter keine Rücksicht kannte, gewiß nicht die Schonung gehabt, sie zu Frau de Sanctis zu senden, wo sie heimlich entbinden mochte, sondern den Vater verständigt, der Mannes genug war, die ungeheure Schmach blutig an dem Verführer und an der Verführten zu rächen; hätte er es nicht gethan, so wären die Brüder für ihn eingetreten. Eine Cenci, die sich mit »inem Bedienten hingiebt! Wer von ihnen hätte eine solche Schande ertragen können?

Als später Giacomo den Mörder Olmnvio aus dem Wege räumen wollte, sah Rosato den ihm ertheilten Mordauftrag durch den Hinweis auf dessen Vertraulichkeiten mit Beatrice für vollkommen gerechtfertigt an. Indessen kann es gar nicht bezweifelt werden, daß Giacomo den Mord aus keinem anderen Grunde anordnete, als um einen höchst unbequemen Mitschuldigen aus dem Wege zu räumen, vor Gericht konnte er es freilich nicht gestehen, ohne sich selbst anzuklagen, und mußte daher bei jenein Vorwande beharren, den er früher Rosato angegeben.

Aber der modenesische Gesandte, könnte Bertolotti einwenden, erzählt ja, Beatrice selbst habe gestanden, vom Mörder verführt worden zu sein. „Der Modeneser muß es wissen." Warum muß es der Modeneser wissen, warum soll dieser allein Wahrheit sprechen, während die anderen Diplomaten, namentlich der Florentiner, wie Bertolotti behauptet, lügen, sobald sie von Beatrice erzählen, und parteiisch sind.

In den vorhandenen Resten der Untersuchungsacten ist Alles sorgfältig aufbewahrt, was gegen Beatrice spricht; verloren, verlegt, unauffindbar nur das, was für sie, was gegen den Fiscus sprechen würde. Warum findet sich dieses höchst wichtige Geständnis; nicht unter den belastenden Acten? Für den Fiscus war es ja vom höchsten Werths!

Wurde aber wirklich vom modenesischen Geschäftsträger behauptet, Beatrice habe den Mörder ihres Vaters als ihren Verführer bezeichnet? Ich glaube nicht.

Die Frage ist eine grammatikalische, denn der Gesandte Paolucci drückt sich in der berufenen Stelle sehr unklar aus, wörtlich übersetzt lautet sie: indem sie den Vater sterben lassen wollte, habe sie ihr eigenes Leben verwirkt, und was sie noch mehr schmerzte, ihre Jungferschaft an den verloren, der die That gethcm — «Ks t'ecs 1 eöstto. Welche That, welcher „sffstw"? Es kann die That des Mörders sein, es kann aber auch eine andere That sein, es kann der Vater sein, der die That, die Schändung der eigenen Tochter, verübt. Letztere Auslegung stimmt mit der Vertheidigung, stimmt mit der allgemeinen Meinung, auf die ja die Vertheidigung sich immer beruft. Nur mar der gute Diplomat, der ja die Acten nicht einsehen konnte und blos niederschrieb, was er von Vertrauenspersonen erforschte, nicht genau unterrichtet, indem er die That als vollzogen voraussetzte, während doch Jncoronati nur von einem Versuche spricht, was auch Farinaccio thut, der nur deshalb auf die Möglichkeit der vollbrachten That hindeutet, weil eine solche Voraussetzung für die Vertheidigung eine bessere Stellung gewährt hätte.

Den festesten und unwiderleglichsten Beweis dafür, das Beatrice eine schamlose Dirne gewesen, findet Bertolotti in seiner Entdeckung, in dem berühmten Codicill.

Wie viel Unwahrscheinlichkeiten sind hinwegzuräumen, bis man auch nnr die Authenticität dieses Codicills glauben kann!

Drei Tage vor dein Tode übergiebt Beatrice ihr Codicill dem Notar Marefosco mit dem Auftrage, es sogleich nach ihrem Tode zu vubliciren. Der Notar thut nichts, sein Nachfolger thut auch nichts, durch fünfunddreißig Jahre geschieht nichts, trotz des auf dem Umschlage geschriebenen Auftrages. Seit mann sind die Notare so nachlässig?

Man wende nicht ein, daß der Notar die Codicillsveröffentlichung für nutzlos hielt, als er von der Vermögensconfiscntion erfuhr. Dieselben Bedenken konnte man beim Testamente haben, das doch am 13. November 159!) publicirt wurde, abgesehen davon, daß das Codicill auch andere Bestimmungen als Verfügungen über das Vermögen haben mochte.

Warum that der Beichtvater Nichts, der das Codicill veranlaßt uud geschrieben hatte, und der auch im Testamente mit dem Vollzuge ihrer letztwilligen Anordnungen betraut wurde?

Warum erinnern die beiden Freundinnen Sarocchi und de Sanctis, die von der Willensmeinung der Sterbenden Kenntniß hatten, die nachlässigen Notare nicht an die Erfüllung ihrer Pflicht?

Warum devonirt Beatrice ihr zweites Codicill nicht auch beim Notar Pacobilli, wo sie ihr Testament und erstes Codicill hinterlegt hatte?

Wie gelangte jener Monsignore Julius Lanciano fünfunddreißig Jahre nach dem Tode Beatricens zur Kenntniß des Vorhandenseins jenes Codicills, und welche Zwecke verfolgte er bei seinen Nachforschungen?

Beatrice that bei ihrem Gange zum Schafotte den sie begleitenden Brüdern der Misericordia Erwähnung von ihrem Testamente und bat ne dringend, sich bei den Cardinälen und Seiner Heiligkeit dafür einsetzen zu wollen, daß ihre milden Stiftungen erfüllt werden. Warum erwähnt sie nicht dieses Codicill?

Nehmen wir aber meinethalben an, alle die Fragen seien gelöst und auf befriedigende Weise, gelöst und die Echtheit des Codicills sei so scharf bewiesen, als es in dem geheimnißvollen päpstlichen Rom nur möglich, was finden wir darin? Nichts als ein ziemlich mageres Legat für ein armes Waisenkind. Was giebt sie denn ihrem eigenen Schmerzenskind«, von dem sie nicht einmal weiß, ob es am Leben ist? (Mütter pflegen in solchen Angelegenheiten sich besser auf dem Laufenden zu erhalten.) Baare 1300 Thaler, von deren Interessen man wohl anch damals in Rom nicht l eben konnte. Diesen povero pupillo anständiger auszustatten, märe wohl mehr Herzens- und Gewissenspflicht gewesen, als die Ausstattung der 30 Jungfrauen, als die Stiftung von Messen in allen möglichen Kirchen Roms. Sie hat in ihrem Testamente Niemand vergessen, der je freundlich gegen sie gewesen, möglich ist, daß sie im letzten Momente auf ein armes hilfloses Kind, vielleicht Kind ihrer Freundin, vielleicht Kind ihres Bruders Nocco, vielleicht sogar Kind ihres Vaters (der Bastarde genug in die Welt gesetzt haben wird) aufmerksam gemacht wurde.

Sonach ist Bertolottis Beweisführung iu allen ihren Theileu verunglückt. Allerdings hat die vorsichtige Hand der römischen Curie die Quellen, aus denen die ganze, die volle Wahrheit geschöpft werden könnte, wahrscheinlich für immer verschüttet, aber was noch vielfach getrübt zu Tage rinnt, gestattet keinen anderen Schluß als den, welchen die Vorgänger Bertolottis gezogen haben: Beatrice, ja, war eine Vatermörderin, sie mordete aber in Vertheidigung ihrer angegriffenen Ehre, und Guerrazzi behält Recht, wenn er die Vertilgung des Cenci'schen Hauses nicht dem Gerechtigkeitssinne des Papsl«, sondern der Geldgier desselben und seiner Nenoten zuschreibt.

Die Italiener in Afrika.

von

E. MaschKe.

— Breslau. — (Schlng,,

^ls im Herbst 1894 der Anmarsch starker Heerhaufen der Derwische gegen den Atbara gemeldet worden war, llatte Baratieri mit dem Nas Mangascha einen förmlichen Vertrag abgeschlossen, in welchem Letzterer sich verpflichtet, am 18.December von der Landschaft Schire aus längs des Takazze gegen die mahdistische Provinz Ghedaref vorzugehen. Mangascha rüstete aber, wie zuverlässige Kundschaftnachrichten bald ergaben, nicht in Schire, westlich Adua, sondern in Entischo, nordöstlich von letzterem Punkte. Auch wurde auf den Märkten seines Landes ganz offen zum Kriege gegen die Italiener aufgerufen. Baratieri war in Folge dessen wohl wachsam, uud doch sollte er durch den von Mangascha vorbereiteten Schlag vollständig überrascht werden.

Die südöstliche Landschaft Eritreas, das Okule Kusai, wurde durch die Bande des Batha Agos gesichert, der für gewöhnlich 300 Mann unter den Waffen hielt, aber bis 3000 mit Gewehren bewaffnete Leute aufbringen konnte. Derselbe war auch ein besonderer Vertrauensmann der Italiener. Menelik hatte es aber doch verstanden, ihn zum Treubruch zu verleiten. Am 14. December ließ vötzlich Batha Agos in Saganeiti den Residenten des Okule Kusai, Lieutenant Sanguinetti, und zwei Telegraphenbeamten festnehmen, verschanzte den Ort und bot die Beurlaubten seiner Bande auf. General Baratieri, der in Keren sich aufhielt, erfuhr bereits am 15. von den Vorgängen in Saganeiti, beorderte sofort telegraphisch den Major Toselli mit drei Compagnien dorthin und sorgte gleichzeitig dafür, daß zu dessen Verstärkung drei weitere solche aus nördlicher gelegenen Garnisonen entsendet wurden. .Toselli langte am 16. srüh bei Maharaba, 4 Kilometer nordwestlich Saganeitis, an und führte, die Verstärkungen abwartend, langwierige Unterhandlungen mit dem aufrührerischen Batha Agos, der bereits über 1600 Gewehre gebot. Nach Eintreffen von zwei Verstärkungscompagnien und einer Gebirgsbatterie rüstete sich Toselli am Morgen des 18. zum Sturm, fand die Stellung aber verlassen. Batha Agos mar in der Nacht nach dem etwa 20 Kilometer östlich von Saganeiti liegenden Halai gezogen, um des dortigen Forts sich zu bemächtigen, das die Straße aus dem nordöstlichen Abessinien nach Mossau« sperrte und von einer Comvagnie eingeborener Infanterie besetzt war. Der Commandmit desselben, Hauptmann Kastellazzi, hatte aber Batha Agos durch Verhandlungen hinzuziehen gewußt, so daß dieser erst um 1 Uhr 39 Nachmittags zum Angriff schritt. Um 4 Uhr 45 Nachmittags traf dann die Vorhut Tosellis, der dem Gegner auf dem Fuße gefolgt war, noch rechtzeitig auf dem Gefechtsfelde ein; Gewehr und Geschütz der Abtheilung Toselli traten sofort in Thätigkeit, und um 6 Uhr Abends waren die Rebellen zersprengt. Batha Agos war im Kampfe gefallen. Lieutenant Sanguinetti hatte die Freiheit wieder erlangt, und das Okule Kusai ließ sich willig entwaffnen.

Die bedrohliche Haltung des Ras Mangascha erschien durch diesen offenbar voreilig in Scene gesetzten Aufstand des Batha Agos doppelt besorgnißerregend, zumal auch die Derwische mit einem Einbruch vom Atbara her drohten. In der Hoffnung aber, den Ras Mangascha noch durch eine demonstrative Machtentfaltung zum Aufgeben seiner feindseligen Absichten zu bewegen, beschloß Baratieri jetzt ein eiliges Vorrücken nach Adua in Scene zu setzen. Nach Aufgebot aller verfügbaren Kräfte trat der General am 25. December vom Fort Adi Ugri aus mit 3544 Mann den Vormarsch an und zog am 28. December, ohne den geringsten Widerstand gefunden zu haben, Nachmittags in Adua ein. Da indessen Ras Mangascha, der mit etwa 8000 Mann in Entischo stand, nicht die Absicht zu haben schien, zur Vertheidigung seiner Hauptstadt heranzurücken, räumte Baratieri am 1. Januar 1895 Adua wieder. Der von der militärischen Demonstration erwartete Erfolg mar also nicht erreicht worden. Der General nahm wieder bei Adi Ugri Stellung und zog einige weitere Truppenverstärkungen an sich heran, so daß sein Corps auf 3907 Köpfe kam.

Nachdem dann am 8. Januar durch Kundschafter die Nachricht eingegangen war, daß Ras Mangascha den Belesa zu überschreiten und sich auf den Dighimberg vorzubewegen beabsichtige, wurde das italienische Corps am 9. südöstlich nach Chenafena am Mareb und am 12. früh noch weiter östlich über diesen Fluß nach Avis Adi nordwestlich des Totule-Berges vorgeschoben. Ras Mangascha, dessen Vorhnt am 9. Januar am Belesa eingetroffen war, rückte nach abessinischer Kriegsgewohnheit, jedenfalls im Interesse möglichster Geschlossenheit, in ganz kurzen Etappen vor. Wie sich spater als unzweifelhaft herausstellte, verfügte er über 12000 mit Gewehren bewaffnete und 7000 mit Lanzen ausgerüstete oder gänzlich waffenlose Leute. Diese Unbewaffneten bildeten eine Art Reserve, bestimmt, die Gewehre der etwa Gefallenen zu nehmen und an deren Stelle in den Kampf einzutreten.

Da General Baratieri am 12. Ianuar bei Adis Adi die Gewißheit erhielt, daß der Feind am Dighimberg vorbei über Coatit auf Digsa zu marschiren im Begriff stand, ließ er sofort seine Truppen abermals weiter östlich, und zwar nach Coatit rücken, um hier dem Gegner den Weg zu verlegen. Beim Aufstieg auf die Höhe von Coatit sah man denn auch Marschcolonnen des Gegners in südöstlicher Richtung bei Amba Raindi.

Die Straße Adua-Digsa führt von Amba Raindi in nördlicher Richtung; Coatit liegt westlich dieses Gebirgsweges, 8 Kilometer nördlich von Amba Raindi; 4,5 Kilometer nordöstlich von Coatit befindet sich aber wie dieses auf der Kuppe einer Höhe gelegen, das Dorf Adi Auei.

Die Avantgarde Baratieris erreichte am 12. Ianuar um 3 Uhr Nachmittags Coatit und besetzte dann eine östlich und nordöstlich vorgelagerte Höhe, wo auch die Gebirgsbatterie Stellung nahm. Das Gros lagerte im Dorfe. Der Gegner hatte etwa 6 Kilometer süd-südöstlich von Coatit ein ausgedehntes, weithin sichtbares Lager bezogen und eine Avantgarde um 1 bis 1,5 Kilometer vorgeschoben. So unglaublich es auch erscheinen mochte, so hatten doch die Tigriner tatsächlich von dem Marsche der Italiener Nichts bemerkt.

Am 13. Ianuar ließ Baratieri seine Truppen sich in einer Gefechts stellung mit der Front nach Süd-Südosten entwickeln. Sobald es hell wurde, eröffnete die Batterie ihr Feuer gegen das Lager der feindlichen Avantgarde. Die aufgescheuchten Abessinier stürzten sich nach Herstellung einer oberflächlichen Ordnung in starken Schwärmen gegen die italienische Gefechtslinie vor und begannen dann ihrerseits ein heftiges Feuergefecht, wobei sie sich vorzüglich im Gelände zu decken verstanden.

Nachdem hier das Gefecht eine Weile so fortgedauert hatte, verriethen aber Staubwolken im Osten, daß die Abessinier mit starken Kräften eine Umgehung ausführten. Dieser Umstand nöthigte Baratieri, noch eine neue Front — nach Osten und Nordosten — anzusetzen. Auf beiden Fronten wurden dann die italienischen Truppen von bedeutend überlegenen Kräften angegriffen, doch hielten sie sich nicht nur standhaft, sondern waren sogar auf dem rechten Flügel entschieden siegreich. Wiederholte erfolgreiche Gegenstöße zeugten davon. Der linke Flügel wurde aber inzwischen ^ gegen 9 Uhr Morgens — sehr hart bedrängt; immer stärkere Schwärme des Gegners setzten sich, von Adi Auei heranstürmend, auf einer nordöstlich und nördlich von Coatit gelegenen Höhe fest. Dieser Ort und damit der an der Kirche eingerichtete Verbandplatz, der Saumthierpark und eine Schlucht, die dem Dorfe das so überaus nothwendige Wasser lieferte, kamen bereits sehr ernstlich in Gefahr.

Da faßte General Baratieri den kühnen und ungewöhnlichen, aber durch die Gefechtslage vollständig gerechtfertigten Entschluß, daß er alle irgend nur entbehrlichen Compagnien auf dein mit Vortheil kämpfenden rechten Flügel aus dem Gefecht ziehen und durch dieselben den Nordrand der Kuppe von Coatit besetzen ließ. Die Maßregel gelang, und es war damit ein vollständiger Frontwechsel während des Gefechts noch gerade zur rechten Zeit durchgeführt. Denn nun folgten wiederholte Anstürme der von Adi Auei im weiten Bogen herumgegangenen abesnnischen Massen gegen die Nordfront der italienischen Stellung, scheiterten aber sämmtlich an der musterhaften Feuerdisciplin der eingeborenen Infanterie. Im steten Gefecht vergingen so der Nachmittag und der Abend.

Die Nacht vom 13. zum 14. verlief ohne Störung. Bei Anbruch des neuen Tages schien Mangaschn auf der von ihm besetzten Höhe nördlich der Kuppe von Coatit einen Angriff der Italiener zu erwarten. Es wurde auf beiden Seiten ein hinhaltendrs Feuergefecht geführt. Kurz vor Mittag setzte dann Mnngascha wieder zu einem Angriff an, der aber, lau unternommen, nicht zur Durchführung gelangte. Baratieri beschloß nun, gegen den jedenfalls schon stark erschütterten Gegner seinerseits die Offensive zu ergreifen, um ihn vollständig zu vernichten. Dies sollte aber erst am 15. Januar früh geschehen, weil bis dahin beim Gegner der Wassermangel sich noch fühlbarer gemacht haben mußte.

In der Nacht zum 15. erhielt jedoch Baratieri die Meldung, daß Mangascha in der Richtung auf Senafe abgezogen wäre. Des Morgens folgte der Generai. Nach allen Anzeichen mußte der Rückzug des Feindes ein fluchtartiger gewesen sein. Den Stock des Doricianberges hinanklimmend, über Amba Schalai und Tokanda, gelangten die Italiener nach elfstündigem Marsch ans die Höhe des Tericaberges, dessen Südfuß im Thale von Senafe steht. Keine der vorzüglichen Nachhutstellungen nn der überaus schwierigen Marschlinie war vom Gegner besetzt gewesen. Derselbe hatte schließlich auch gar nicht für die Deckung seines im Thale von Senafe aufgeschlagenen Lagers gesorgt.

Das Corps Baratieris marschirte noch beim Sinken der Sonne auf dem Südabhange des Tericaberges auf. Trotzdem ein dichter Nebel aufstieg, gab die Gebirgsbatterie noch einige Shrapnelschüsse auf etwa 2600 Meter gegen das 200 Meter tiefer gelegene feindliche Zeltlager ab, dann überzog eine undurchdringliche Finsternis; das Thal. Beim Gegner machte sich für eine kurze Zeit ein ungeheurer Lärm und Wirrwarr bemerkbar, dann wurde Alles still. Die von Baratieri abgesandten Kundschafter meldeten darauf, daß das feindliche Lager verlassen wäre. Die Beunruhigung durch die italienische Artillerie hatte die infolge der vorangegangenen Gefechte schon stark demoralisirten Schaaren Mangaschas derartig in Schrecken gesetzt, daß dieselben in wilder Flucht davon gegangen waren und sich vollständig aufgelöst hatten. Dem Ras von Tigre waren nur noch einige hundert Mann verblieben, mit denen er in die Landschaft Tembien floh. Am 16. rückten die Italiener in das vom Gegner verlassene Lager ein. Dort stellten sich einige abessinische Fürsten, die sich von Mangascha getrennt hatten, Baratieri zur Verfügung. Einer derselben, Agos uold Tafari wurde mit der Verfolgung des flüchtigen Ras beauftragt. Die erfolgreiche Abwehr des abessinischen Angriffs hatte den Italienern einen Verlust von 4 Offizieren und 319 Mann gekostet: der Gegner sollte allein an Todten über 1000 Mann verloren haben.

Nach den Ereignissen bei Senafe rückte das italienische Erpeditionscorps nach Asmara zurück und wurde dort am 23. Ianuar aufgelöst. General Baratieri war diesmal noch so klug gewesen, von einem weiteren Vorstoße in die Landschaft Tigre hinein Abstand zu nehmen. Er hatte wohl eingesehen, daß seine Streitkräfte dazu nicht hinreichten, namentlich da er mich jeden Augenblick bereit sein mußte, den Westen des Schutzgebietes, bei Kassala, gegen die Derwische zu vertheidigen.

Der Bericht Baratieris über die Kämpfe, welche die Colonialtruppen Italiens Ende 1894 nnd Anfang 1895 zu bestehen hatten, war Mitte März 1895 in der „Rivista Militare Italiana" erschienen; ihm sind hauptsächlich die vorstehenden Angaben nnd namentlich die Darstellung des Gefechts bei Coatit entnommen worden.

Die italienische Regierung mochte durch diesen Bericht doch wohl klar geworden sein, daß ihre Streitkräfte in Ostafrika durchaus unzureichende waren. Es erfolgte demnach eine Verstärkung der letzteren, und zwar sowohl durch Neuformationen in der Colonie, wie durch Truppensendungen aus dem Mutterlande. Im Februar 1895 konnte dann Baratieri über ein reguläres Feldtruppencorps von 7084 Köpfen verfügen, wozu noch im Westen wie im Süden der Colonie je 1000 Mann irregulärer Banden kamen. Der Gouverneur von Erithrea vermochte jetzt also auf der bedrohten Front mit einem mobilen Corps von 8000 bis 9000 Combattanten aufzutreten, während für die Besetzung der Forts und Etappenlinien noch 3159 Mann verblieben. Die von Tigre her drohende Gsfahr war für den Augenblick beseitigt, und um im Westen die Derwische im Schach zu balten, dazu reichten jetzt die vorhandenen Streitkräfte wohl zur Noth aus; allerdings durfte aber nicht der Fall eintreten, daß man, während die Colonialtruppen sich vielleicht am Gasch oder Atbara zu schlagen hatten, auch im Süden der Colonie genöthigt war, gegen einen zweiten Feind Krieg zu führen.

General Baratieri hatte sich beim Ausbruch der Unruhen im südlichen Theil der Colonie im Decenwer 1894 sehr energisch und schnell entschlossen gezeigt, bei Gelegenheit des ZugeS gegen den Nas Mangascha im Ianuar 1895, — namentlich durch seine Bewegung von Adi Ugri über Chenafena und Adis Adi, um sich dem Gegner bei Coatit vorzulegen — sich auch als ganz geschickter Taktiker erwie'en, eine strategische uud militärpolitische Befähigung konnte ihm jedoch nicht zugesprochen werden. Wie auch die Folge beweisen wird, besaß er nicht den nöthigen Scharfblick, um die strategischen Verhältnisse in Ostafrika übersehen und namentlich die Militär-politische Lage Abessiniens richtig beurtheilen zu können. Aus der Vorgeschichte der ihm anvertrauten Colonie Erithrea mußte auch Baratieri bekannt sein, dasz schon in, Jahre 1888 der damalige Negus Johannes mit 80 000 Mann gegen das italienische Colonialgebiet in's Feld gerückt war. Wenn dann jener Feind auch durch besondere Gründe sich veranlaßt gesehen hatte, von einem ernsten Angriffe abzustehen und sich wieder in das Innere seines Landes zurückzuziehen, so mar immerhin doch durch das Auftreten einer solchen Heeresmasse klar und deutlich erwiesen worden, welcher Kraftentwicklung das Land Abessinien fähig war. Baratieri mußte sich also sagen, daß die strategische Lage der Colonie Erithrea ein vorsichtiges und defensives Verhalten erforderte und daß demnach jedes Moment vermieden werden mußte, das einen numerisch so gewaltig überlegenen Gegner zu einein Racheact reizen konnte. General Baratieri war außerdem aber, trotz seiner Klugheit, den schlauen, verschlagenen und intriganten Halbbarbaren, mit denen er es als seinen Gegnern zu thun hatte, durchaus nicht gewachsen. In ihrer eigenartigen Diplomatie waren und blieben dieselben dem italienischen General bedeutend überlegen. Letzterer hätte von seinen russischen College« in Asien lernen sollen, wie man es den Halbmilden gegenüber zu machen habe.

Die schwächste Seite Baratieris war jedoch, daß er sich vollständig durch einen blinden Ehrgeiz beherrschen und von ihm leiten ließ. Kaum sah der General im Februar 1895 sich in seinen Streitkräften zur Noth verstärkt, so setzte er sich mich sofort über den Ernst seiner Lage hinweg und strebte nach neuen Großthaten, die er jedenfalls wohl, angereizt durch die letzten kriegerischen Erfolge, mit leichter Mühe zu vollbringen hoffte.

Er faßte zunächst die Eroberung der Landschaft Agame im Königreich Tigre in's Auge.

Als Basis für die Ausdehnung nach Süden war das gleich nach den Ereignissen von Coatit-Senafe in Angriff genommene Fort Saganeiti ausersehen worden, das bereits am 15. März eingeweiht werden konnte, von dort wurden zunächst einzelne Compagnien in der Richtung auf Adua und Adigrat vorgeschoben, die sich in ihren Stationsorten — Adis Adi nm Tokuleberg und Adi Caje an der Straße Massaua-Senafe-Adigrat verschanzten. Nachdem dann General Baratieri bei Senafe ein Corps von etwa 4000 Mann versammelt hatte, begann er am 24. März mit der eigentlichen Operation. Am 25. bereits wurde Adigrat besetzt. Dasselbe liegt zwar in Luftlinie nur 50 Kilometer von Senafe entfernt, der Weg durch das äußerst schwierige Gelände beträgt aber deren 70. Eine Truppenabtheilung unter Oberst Pianavia drang darauf bis Makalle vor, 90 Kilometer südlich Adigrat. RnS Mangascha floh ans dieser seiner Residenz mit etwa 700 Mann in südlicher Richtung. Oberst Picmavia bemächtigte sich dann der Bergfestung Amba Salama und rückte schließlich nach Adua, wo am 1. April auch General Baratieri mit einer Truppenabtheilung nach zweitägigem Gemaltmarsch (in Luftlinie 75 Kilometer) von Adigrat eintraf. In letzterem Orte war eine Besatzung unter Major Toselli verblieben und auch sofort mit dem Bau eines Forts begonnen morden. Die Landschaft Agame wurde der italienischen Colonie einverleibt, die Landschaft Tiare aber vorläufig nur unter italienischen Schutz gestellt. Da ferner auch die Landschaft Schire sich den Italienern unterwarf, so durfte nunmehr der Lauf der Flüsse Takazze-Thellari als südliche bezw. südwestliche Grenze Erithreas angesehen werden. General Baratieri zog am 8. April von Adua wieder ab und traf am 16. in Massaun ein. In Adua war nur eine stärkere Abtheilung als Besatzung zurückgeblieben.

Nach den italienischen Erfolgen und Maßnahmen in den ersten vier Monaten des Jahres 1895 sah sich Ras Mangascha jetzt lediglich auf den südlichen Zipfel seines Königreichs Tigre beschränkt. Er gab indessen den Kampf noch nicht auf, sondern suchte soviel Mannschaften zusammenzuraffen, wie die von Menelik ihm gesandten Geldmittel und die Leistungsfähigkeit des ihm verbliebenen Landstriches nur irgend gestatteten. Auch arbeitete er unablässig daran, die in ein freundliches Verhältniß zu den Italienern getretenen Feudalherren Tigres für sich zu gewinnen, und es schien ihm dies durch den Hinweis auf die bevorstehende Unterstützung seitens des Negus Negesti bei einzelnen wohlgelungen zu sein. Es war übrigens klar, daß Menelik endlich was thun mußte, wenn er nicht im eigenen Lande jegliches Ansehen verlieren und die dort sehr zahlreich vorhandenen zweifelhaften Elemente in das italienische Lager hinüberdrängen wollte. Französische, vielleicht auch andere AufHetzer, die selbstverständlich nur auf eigene Rechnung und Gefahr gegen die italienischen Interessen intriguirten, während die betreffenden Negierungen officiell sich durchaus loyal verhielten, mochten Menelik auch zu dem Entschlüsse zu einem offensiven Vorgehen treiben. Daß der Negus Negesti übrigens hauptsächlich der intellectuelle Urheber des Treubruches des Ras Mangaicha gewesen, ging aus den im Zelte dieses Letzteren bei Senafe vorgefundenen Briefen hervor.

So hatte denn Menelik im Frühjahr 1895 seine Vasallen zu einem Kriegszuge gegen die Italiener aufgeboten und rückte dann im Juli mit Heeresmackt bis Uoro Ailu, 410 Kilometer südlich Adigrat vor. Was ihn dann aber wieder zur Umkehr bewogen, ist nicht bekannt geworden. Möglich, daß diese durch die Rücksicht auf die von Juli bis Ende September währende Regenzeit mit veranlaßt worden war, welche letztere militärische Operationen im Hochlande von Abessinien nicht gestattete.

General Baratieri wollte dann aber in Erfahrung gebracht haben, wie der Negus seine Lehnsfürsten auf's Neue aufgeboten und ihnen versprochen hätte, mit den Truppen seines Stammlandes Schoo, bereits am

12. September in Borumieda zu sein, und traf aus diesem Grunde alle Vorbereitungen zu einem entscheidenden Schlage.

Während der Regenzeit begab sich Baratieri nach Italien, um mit der Regierung bezüglich seiner Pläne Rücksprache zu nehmen. Hier mußte es ihm leider gelungen sein, die gegen ein offensives Vorgehen herrschenden Bedenken zu zerstreuen. Die italienische Regierung gewährte wenigstens 2000 Gewehre für Neubildungen eingeborener Truppen.

General Baratieri ging im September nach Afrika zurück, ordnete alsbald die Einberufung der colonialen Landwehr an und versammelte alle verfügbaren Truppen bei Adigrat. Hier war das neue Fort bereits fertiggestellt. Mit seinen acht 7 «ra Geschützen und einem Proviant für fünf Monate sollte dasselbe als Basis für weitere Unternehmungen dienen. Vom ^Gegner wußte man nur so viel, daß Ras Mangascha sich mit 5000 Mann südlich Antalo befand. Ueber das, was noch weiter südlich im Innern Abessiniens vorging, widersprachen sich die Nachrichten oder erschienen sehr unzuverlässig.

Doch hofften die Italiener nicht allein zu stehen. Nach dem Grünbuch „Galai Coatit-Senafe" war es nämlich Baratieri gelungen, sich mit den Danakil-Stämmen und einzelnen östlich von Schoo, sitzenden GallaVölkern in's Einvernehmen zu setzen. Anfangs October sollte es bereits zwischen den Gilli Galla und Truppen Meneliks zu Scharmützeln gekommen sein. Von dem mächtigsten Danakil-Volk, den Haussa, hieß es ferner, daß ihr Sultan Mohamed Anfari mit Heeresmacht längs des Golima-Flusses, also in der Richtung auf den Aschangisee im Anmarsch wäre. Auch aus Amhara also dem eigentlichen Abessinien, hatte sich ein Großer des Landes, Uaschu Burru mit seinem Kriegsvolk den Italienern zugewendet.

General Baratieri verfügte an Operationstruppen über 6500 Mann reguläre und 2500 irreguläre. Er durfte seine verfügbaren Kräfte sämmtlich gegea den Süden verwenden, weil von den Derwischen im Westen erst wieder Gefahr drohen konnte, wenn der infolge der Regenperiode angeschwollene Atbara wiederum passirbar sein würde, also erst von Mitte November ub.

Anfangs October erfolgte der Aufbruch der Operationstruvpen Baratierls gegen Antalo und zwar von Adigrat aus, einerseits über Dessa und Bujak, andrerseits über Agula, sowie noch Adua aus über Aqula. Trotz der großen Entfernungen und der für die Colonnen äußerst schwierigen Gebirgswege stimmte doch Alles auf das Beste. Die italienische Avantgarde stieß 12 Kilometer südlich Antalo bei Debra Ailaf auf einen Theil der Truppen Mangaschas und vertrieb dieselben nach kurzem Kampfe. Der Ras selbst war mit seinen übrigen Streitkräften schon vorher nach dem Süden davongegangen. Die von Biratieri geplante umfassende Bewegung hatte also ihren eigentlichen Zweck nicht erreichen können. Von Antalo aus entsandte Baratieri den General Arimondi mit einer Abtheilung nach der

35 Kilometer südlich gelegenen Amba Aladschi, wo der Ras Sebat als Gefangener Mangaschas saß. Sebat war bis 1892 der Herr von Agame und den Italienern ein recht unbequemer Nachbar gewesen: dann aber von seinem Rivalen Mangascha hinterlistiger Weise festgenommen worden. Durch die Befreiung desselben glaubte jetzt Baratieri sich einen neuen Freund zu gewinnen. Die Operationen des italienischen Oberbefehlshabers hatten damit ihren Abschluß gefunden; derselbe löste das Expeditionscorps auf und ging nach Massaua zurück. Bei Antalo blieb Major Toselli mit einem Bataillon und einem Zuge Gebirgsartillerie stehen, bei Makalle General Arimondi mit zwei Bataillonen und einer Batterie. An letzterem Punkte wurde ein neues Fort angelegt.

Baratieri betrachtete jetzt das ganze Süd-Tigre, also das Gebiet östlich und nordöstlich des Takazze, sowie seines Nebenflusses Tsellari als Theil Erithreas; demgemäß organisirte er das neu gewonnene Land. Den nördlichen Theil nahm die Colonialregierung in eigene Verwaltung; die südlichsten Provinzen vergab Baratieri aber an abessinische Fürsten und Große, und zwar Vogerat an den Ras Sebat, die fast bis an den Aschangisee reichende Landschaft Moeni aber an den Deschak Ali, einen Neffen des gefürchteten Ras Alula.

So war anscheinend unter sehr geringen Opfern der italienischen Colonie ein weites Gebiet hinzugefügt worden, das für europäische Besudelung wohl geeignet sein mochte. Auch steuerkräftig mußte dasselbe sein, hatte es doch lange Zeit ganz allein den Ras Mangascha mit seinem Heer ernähren müssen. Außerdem liegen östlich von Makalle die reichen Salzlager von Taltal, aus denen Mangascha jährlich gegen l'/z Millionen Lire bezogen hatte. Nur noch die Salzlager des Assal-Sees, westlich der Tadschurabucht, haben für das sonst salzarme Abbesnnien die gleiche Bedeutung. Die eingeborene Bevölkerung Süd-Tigres schien sich mit Freuden in die neue Ordnung der Dinge zu finden; denn sie erhoffte vom italienischen Regiment friedliches Gedeihen.

Das ganze ehemalige Königreich Tigre mit einem Flächeninhalte von 40 ()()() Quadrat-Kilometern, also annähernd so groß, wie die gesammte Schweiz, gehörte jetzt der italienischen Colonie Erithrea zu. Das abessinische Reich umfaßte aber auch ohne Tigre immer noch ein Ländergebiet von 37 000 Quadrat-Kilometern, war also noch größer als das vereinigte Königreich Großbritannien und Irland, zählte indessen freilich nur 6 500 000 Einwohner. Politisch zerfällt Abessinien in eine Anzahl von Königreichen unter einem obersten Könige, dem Negus Negesti. Die einzelnen Theilreiche bezw. Vasallenländer sind, abgesehen von Tigre: Lasta (Hauptstadt Sokata) unter Uagschun Burru, Amhara (Goudar), zur Zeit in mehrere Fürstenthümer: Kuarra, Begemeder, Dembea u. s. w. geseilt, die Uollo Galla (Norello) unter Ras Mikael, Schoa (Addis Abeba) unter dem Negus Menelik II., Godjam (Mcmiover) unter Takle Aimanot, Harar (Harar) unter Ras Makamen, Vetter und Stellvertreter des NeguS Menelik, endlich die tributpflichtigen Gallaländer: Kaffa, Dschimma, Gomma u. s. w.

Man hat Afrika wiederholt das Land der Ueberraschungen genannt. Tie Redensart ist also schon eine alte, doch trifft sie tatsächlich immer wieder zu.

Ueber die Verhältnisse in Abessinien waren in der Colonie sowohl, wie in Italien die buntesten Gerüchte im Umlauf. Bald hieß es, König Menelik wäre todt, bald wieder, er habe sich in seine Verschanzimgen bei Uoro Ailu zurückgezogen; dann sollte er wieder auf Borumieda vorrücken. Dann ging das Gerücht, der König Takle Aimanot von Godjain habe rebellirt, Ras Mikael der Uollo Galla sei zwar zu Menelik gestoßen, aber seine Leute verließen ihn schaarenweise, weil sie als Mohamedaner nicht an der Seite der christlichen Abessinicr kämpfen wollten. Also Alles günstige Nachrichten, und Baratieri sollte daher auch die ihm von der italienischen Regierung angebotenen Verstärkungen abgelehnt haben. In Rom war man mit den italienischen Erfolgen in Ostafrika äußerst zufrieden; man wähnte die Colonie in völliger Sicherheit, spöttelte wohl auch über den ewig zaudernden Menelik.

Da verlas auf einmal am 9. December der Kriegsminister in der Kammer eine Depesche Baratieris, wonach die Colonie des Major Toi'elli bei Amba Aladschi von dem ganzen schoanischen Heere angegriffen und umzingelt worden sei. In Rom war man ob dieser Kunde wie aus den Wolken gefallen; man fragte sich bestürzt, was denn eigentlich geschehen wäre. Daß der gemeldete Unfall nur das erste Anzeichen davon sein sollte, wie die blinde Eroberungssucht Baratieris allmählich ihre Früchte zeitigen ließ, davon hatte man in Italien ebenso wenig, wie in der Colonie Erithrea auch nur eine Ahnung.

Die „Agenzia Stefani" hatte am 3. December aus Massaua berichtet, daß Ras Makonnen sich von Alomata aus mit Friedensvorschlägen an Baratieri gewandt, daß Letzterer sich anch zu solchen bereit erklärt habe und deshalb nach Adigrat gehen werde. Die Entfernung von Alomata bis zum Aschangisee beträgt aber nur noch 25 Kilometer; wenn also Ras Makonnen aus dem fernen Harar bis dahin gekommen war, so hatte er zweifellos auch sein Heer hinter sich, und wenn nicht Menelik selbst demselben gefolgt war, so befanden sich jedenfalls doch andere abessinische Fürsten in Makamens Begleitschaft. Ferner hatte bereits am 7. December der Berichtstatter der „Tribuna" seinem Blatte aus Adigrat gemeldet, daß man vou der Amba Aladschi aus im Süden ein weit ausgedehntes feindliches Lager von mindestens 15 000 bis 20 000 Mann erblickte. Wenn endlich die abessinischen Fürsten an der Spitze ihrer Kriegerschaaren erst anfangen zu unterhandeln, so führen sie auch sicherlich Etwas im Schilde.

Diesen feindlichen Streitkräften gegenüber stand Major Toselli mit nur 1 320 Mann regulärer Truppen und 1130 Irregulären der Banden in der allerdings sehr starken Stellung bei Amba Aladschi, welche die Straße Aschangi-Antalo vollständig beherrscht. Wie später festgestellt worden ist, hatte Toselli schon am 5. December Unterstützungen für den nächsten Tag vom General Arimondi erbeten und auch zugesagt erhalten. Nachdem dann aber ein telegraphischer Befehl Baratieris in Makalle eingegangen war, Toselli dorthin zurückzuziehen, damit nicht einzelne vorgeschobene Abtheilungen von den Abessiniern geschlagen werden könnten, hatte General Arimondi noch am Abend des 5. den Rückzugsbefehl für Toselli in mehrfacher Ausfertigung durch verschiedene Boten abgesandt. Dieser Befehl ist merkwürdiger Weise nicht an seine Adresse gelangt, und so hatte denn Toselli, dann vom Feinde angegriffen, den ungleichen Kampf angenommen, im festen Vertrauen, daß die für den 6. in Aussicht gestellt gewesene Unterstützung unbedingt am 7. eintreffen würde.

Wie aus dem telegraphischen Gefechtsbericht hervorgeht, welchen General Baratieri am 11. December Abends aus Adigrat abgesandt hatte, wurde Tosellis Abtheilung am 7. früh zunächst von dem Hügel von Barta her durch die etwa 7000 Mann zählende Colonne des Ras Olie in Front und linker Flanke angegriffen, während die Schaaren der beiden Ras Makonnen und Mikael, an 15 090 Gewehre zählend, von dem Hügel von Boota aus die Hauptstraße einschlugen und gegen das Centrum Tosellis vorgingen. War schon dieser fast zehnfachen Ueberlegenheit gegenüber der Stand der italienischen Abtheilung in dem Gefecht ein äußerst schwieriger, so mußte er zu einem geradezu hoffnungslosen sich gestalten, als um 9 Uhr 45 die Meldung einging, daß eine dritte feindliche Colonne unter den Ras Mangascha und Alula gegen die Hügel von Togora vorrückte und den rechten Flügel Tosellis zu umfassen drohte. Da außerdem auch die erwartete Verstärkung ausblieb, ließ Major Toselli seine kämpfenden Abtheilungen sich nach der Amba zurückziehen, um, mit dem Rücken an diese gelehnt, die Vertheidigung weiter zu sichren. Die Uebermacht des Feindes aber wirkte- zu erdrückend, es blieb der italienischen Abtheilung schließlich Nichts übrig, als noch den Versuch zu wagen, auf dem Wege nach Togora langsam abzuziehen. Doch auch dieses Unternehmen mußte sich sehr bald als aussichtslos erweisen. Die äußerst enge Abzugslinie führte längs eines Abgrundes von 400 Meter Tiefe, die Höhe aber, auf deren halbem Hange eben dieser Weg hinlief, war bereits von den Leuten des Ras Alula besetzt, die jetzt auf 50 Schritt in die gedrängten Colonnen der Italiener hineinfeuerten, während auf der Rückzugsstraße selbst die verfolgenden Schoaner nachstürmten. In dieser Weise hart bedrängt, mußte die tapfere Schaar Tosellis den Abstieg nach der Straße von Makalle zu bewerkstelligen suchen. Der heldeninüthige italienische Führer befand sich unter den Letzten, die den Felsenhügel verließen, indem er mit einem kleinen Häuflein noch den Abzug der traurigen Trümmer seiner Abtheilung so gut als möglich deckte. In treuester Pflichterfüllung fand er dann seinen Tod gemeinsam nnt allen Denen, die um ihn herumkämpften. Die Neste der Colonne Toselli stießen endlich bei Aderac zu General Ariiiiondi. Derselbe hatte von dem Gefechte bei Amba Aladschi gar keine Kenntnis; erhalten. Er war allerdings am 5. um Mitternacht mit 1500 Mann von Makalle aufgebrochen, um Toselli aufzunehmen, falls dessen Rückzug durch die nachdrängenden Abessinier gefährdet werden sollte. Gegen vier Uhr des 'Nachmittags des 7. bei Aderac, 20 Kilometer nördlich von der Amba Aladschi, eingetroffen, sah er plötzlich die Trümmer der Abtheilung Toselli hercmfluthen. Schnell besetzte Oberst Arimondi die Höhen von Aderac und brachte dann durch einen Vorstoß von dort aus die Verfolgung zum Stehen. Unter dem Schutze der Dunkelheit zogen die Italiener sich dann nach Makalle zurück. Von der regulären Truppe Tosellis fanden sich bis zum 27. December allmählich 573 Mann zusammen, ihr Verlust mußte also 747 Köpfe betragen haben. Wieviel die Irregulären verloren, welche unter Ras Sebat und Schelk Thali mit Toselli zusammen gefochten hatten, wurde nicht angegeben. Die Nachrichten über die Verluste der Abessinier schwankten zwischen den Zahlen von 4000 bis 8000. Jedenfalls hatten die Italiener bei Amba Aladschi es mit einem tapferen und — wenn mau berücksichtigt, daß hier ein halbbarbarisches Kriegervolk auftrat, — mit einem gut geführten Gegner zu thun. Um so größer mar der Ruhm für die kleine italienische Abtheilung, welche der fast zwanzigfachen Uebermacht einen halben Tag lang zu widerstehen vermochte.

Nach den Begebenheiten vom 7. December 1895 bei Amba Aladschi durfte keinen Augenblick mehr daran gezweifelt werden, daß es zu einem ernsten Kriege zwischen Abessinien und der italienischen Colonie Enthrea kommen mußte. Einerseits mochte in Rom wohl die Ansicht vorherrschen, daß die Scharte von Amba Aladschi auszuwetzen sei, wenn man nicht sein ganzes Ansehen in Abessinien und im Sudan in die Brüche gehen lassen wollte. Andererseits mar nicht anzunehmen, daß Menelik sich ohne genügende Vorbereitung ans eine so ernste Sache, wie ein Znsammenstoß mit Italien sein mußte, eingelassen haben sollte, und noch weniger, daß er sich nach solchen Vorbereitungen nnd nach dem ersten kriegerischen Erfolge schon zu einem den Italienern genehmen Frieden verstehen würde, ohne vorher das Glück der Waffen noch weiter versucht zu haben. Trotz geringeren inneren WertheS seiner Soldaten nnd trotz schlechterer Bewaffnung derselben durfte Menelik immerhin doch hoffen, des kleinen Häufleins Italiener in Erithrea, dessen Stärke er zweifellos bis auf den letzten Mann kannte, Herr zu werden. Denn wenn man in Betracht zog, daß nach den üblichen Schätzungen Harar, Schoo, und Godjam je 20000 Gewehrträger, die UolloGalla und Amhnrn deren je 15000 stellen konnten, und daß selbst nach der Besetzung von Tigre durch die Italiener dem Ras Mangnscha noch 5000 Mann seines Landes treu geblieben waren, so vermochte also Menelik allein mit 95000 Gewehren in's Feld zn rücken. Außerdem konnte er aber noch Massen von Lanzenträgern mit sich führen, deren Zahl in Anbetracht der kriegerischen Beanlagung der Abessinier und ihrer allgemeinen Wehrpflicht ganz unberechenbar irar. Auch diese zehntausend in's Feld mitzunehmenden Lanzenträger durften nicht so ohne Weiteres geringgeschätzt werden. Sie bildeten vor allen Dingen eine Reserve des Heeres. Nach abessinischer Kriegsgepflogenheit wurden ihnen gelegentlich die erbeuteten Gewehre, sowie solche von Gefallenen, Vermundeten und Erkrankten in die Hand gegeben und, was die Hauptsache war, sie verstanden damit umzugehen.

Den Hauptstock der kriegsbrauchbaren Feuerwaffen der Abessinier bildeten die den Egvptern abgenommenen Remington-Gewehre, von den Italienern 1888 an Menelik gelieferte Vetterli- und ein Posten GrasGewehre. Von artilleristischer Ausrüstung kamen nur etwa 40 Mitrailleusen und Gebirgsgeschütze in Betracht, Geschenke französischer Unternehmer.

In Italien war man über die Stärke der abessinischen Gegner noch lange Zeit im Unklaren. Nach dem Tage von Amba Aladschi berechneten die amtlichen Veröffentlichungen das, fälschlicher Weise noch immer als schoanisch bezeichnete, abessinische Heer auf 20000 bis 30000 Mann. Allmählich räumte man dann ein, das von Makonnen geführte Heer hätte sich auf 40000 Mann beziffert; auf Menelik rücksichtigte man noch gar nicht. Ebenso beurtheilte man die politische Lage der Colcmie Erithrea ganz unrichtig, wie solche sich nach dem unglücklichen 7. December gestaltet hatte. In der ersten Zeit hieß es, daß das Ansehen der Italiener keineswegs gelitten habe und daß die Bevölkerung sich ruhig verhalte. Später stellte sich heraus, wie wenig diese Nachrichten der Wahrheit entsprachen. Ruhig verhielten sich nur die befreundeten Abessinier am Takazze, dagegen gährte es in Süd-Tigre auf das Bedenklichste. General Arimondi war auf dem Rückzüge von Aderac nach Makalle von den Eingeborenen beschossen worden, und als er dann auf Ada Agamus zurückging, wiederholte sich diese bedrohliche Erscheinung. Auch waren trotz des Eilmarsches Arimondis bereits aller Urteil die Eingeborenen auf unerklärliche Weise über die Niederlage der Italiener unterrichtet gewesen, ehe noch die Rückmgscolonne angekommen war. Ferner machte der mit seinem Bataillon in Makalle zurückgelassene Major Galliano die Entdeckung, daß in den Hütten verschiedener Eingeborener Kriegsbedarf für die Abessinier versteckt morden mar. Ras Makonnen, der eigentliche Oberbefehlshaber der hier im Felde stehenden abessinischen Streitkräfte benahm sich aber auffallend menschlich und milde, behandelte die gefangenen Italiener gut und schrieb an Barotieri einen Beileidsbrief, daß er leider nicht habe vermeiden können, den Widerstand bei Amba Aladschi beseitigen zu müssen.

Makonnen rückte dann langsam in nördlicher Richtung vor, erreichte am 16. December Dolo, 8 Kilometer südlich Makolles, schob ein Corps nach Agula in den Norden des Forts und schloß dasselbe nach einem unbedeutenden Scharmützel von allen Seiten ein. Nach abessinischer Gewohnheit knüpfte er darauf mit Galliano einen regen Verkehr an; Friedensbotschaften und Nachrichten aller Art gingen hin und her. Auf des Abessiniers Bitten sandte Galliano sogar einen Arzt in das feindliche Lager, der dort so überaus freundlich aufgenommen wurde, daß man italienischerseits aus Makonnens Benehmen den durchaus irrigen Schluß zog, derselbe halte es in seinem Herzen mit den Italienern. Dem General Baratieri kam übrigens diese Pause in den Operationen sehr gelegen, denn er gewann dadurch Zeit, alle verfügbaren Truppen bei Adigrat zu versammeln. Auch die italienische Regierung vermochte in verhältnißmäßiger Ruhe ihre Verstärkungstruppen auszurüsten und abzusenden.

'Noch immer hielt aber in Rom die Unterschätzung des Gegners an. Am 21. December bemerkte Crispi im Senat, daß Menelik mit seinen Schoanern wohlweislich zu Hause geblieben wäre und nicht daran dächte, sich ernstlich mit den Italienern einzulassen. In der beim italienischen Kriegsministerium redigirten „Rivista Militare" konnte man in der Nummer vom 1. Ianuar 1896 lesen: „Wer uns nach Amba Aladschi nicht angriff, als unsere Truppen noch über das weite Gebiet der Colonie zerstreut waren, wird uns schwerlich jetzt noch angreifen. Sobald der richtige Zeitpunkt da sein wird, gehen wir aber angriffsweise vor. Augenblicklich werden die Schoaner (?) und Tigriner, welche uns gegenüberstehen, von zwei schrecklichen Feinden bedrängt, durch den Hunger und von uns, zwei Gegnern, deren Stärke mit jedem Tag wächst." Der „Esercito" sprach aber gar am 5. Ianuar die Befürchtung aus, daß das abessinische Heer möglicherweise ohne Entscheidungsschlacht abziehen könnte und dann leider nicht mehr zu erreichen sein würde; in gleicher Art äußerte sich auch der „Populo Romano".

Die italienischen Verstärkungen gelangten unterdessen in gutem Zustande bei Adigrat an. Von den vielen Tausenden mitgeführten italienischen Maulthieren war jedoch gleich auf den ersten Märschen ein starker Procentsatz gefallen, so daß Mitte Ianuar schon gewisse Schwierigkeiten für die Verpflegung der Truppen erwuchsen.

Vor Makalle war inzwischen die Zeit der stillschweigenden Waffenruhe zu Ende gegangen. Am 4. Ianuar hatte sich der Negus Menelik im abessinischen Lager eingefunden, nnd es begann jetzt ein neuer Abschnitt des Krieges. Das vereinigte abessinische Heer zählte nun gegen 8I)IX)9 Gewehrträger. Makonnen hatte kurz vor dem Eintreffen Meneliks den brieflichen Verkehr mit Galliano in schroffer Weise abgebrochen; am 31. December schrieb er: „Da ich sehe, daß Ihr Adigrat nicht räumen wollt, breche ich die Friedensverhandlungen ab und bin nun gezwungen, für meinen Herrn Menelik Blut zu vergießen." Erst am 9. Ianuar wurde die Ankunft Meneliks bei Baratieri bekannt und gleichzeitig auch die zweite wichtige Neuigkeit, daß der König Takle Aimanot von Godjam, mit dem die Italiener bis dahin noch immer im Botenverkehr gestanden, dem Negus ein Corps von 10900 Gemehrträgern zugeführt hatte. Der italienische Kundschastsdienst zeigte sich jedenfalls nicht mehr auf der Höhe von früher, und Baratieri mag sich wiederholt durch feindlichereits verbreitete falsche Nachrichten haben täuschen lassen.

Am 7. Januar 1896 hatten die Angriffe der Abessinier auf das Fort Makalle begonnen. Dieses Letztere liegt 100 Kilometer südlich Aoigrats und ist von hier auf einein verhältnißmäßig guten Wege in drei Tagemärschen zu erreichen. Das Fort erhebt sich auf der Höhe „End« Jesus" und beherrscht das vorliegende Thal, wird aber seinerseits durch die in Kanonenschußmeite ringsherum sich erhebenden Berge dominirt. Bei seiner Anlage hatte man noch nicht auf einen Gegner gerücksichtigt, der über Artillerie verfügte; die Umfassung bestand daher auch aus meist nacktem Mauerwerk. Ferner war die Versorgung mit Wasser im Fort selbst außer Acht gelassen worden; die Quelle, woraus dasselbe seinen Wasserbedarf beziehen mußte, lag außerhalb im Norden, etwa 800 Meter von der Umfassungsmauer entfernt. Die artilleristische Armirung des Forts bestand aus vier 7 eru Geschützen und zwei Mitrailleusen, die Besatzung aus Gallianos Bataillon Eingeborener, sowie aus kleinen Abtheilungen von Artillerie und Genie.

Die Angriffe auf das Fort erfolgten jedesmal mit mindestens zehnfacher Ueberlegenheit und wurden Tag für Tag, Nacht für Nacht bis einschließlich des 13. Januar wiederholt; nur am Sonntag dem 12. trat eine Pause ein.

Die nächtlichen Angriffe waren eine neue Erscheinung in der abessinischen Kriegsführung, früher hatte man sie stets ängstlich vermieden. Ebenso neu mar die Herstellung von Verschanzungen auf den das Fort umgebenden Höhen und die Verwendung von Geschütz gegen den festen Platz. Von letzterem wurden im Laufe des Angriffs 12 Stück gewählt; es waren dies meistens 37 min Schnellfeuerkanone», System Hotchkiß, doch befanden sich auch italienische Gebirgsgeschütze darunter, theils von Amba Aladschi herrührend, theils auch früher dem Nas Makonnen zum Geschenke gemacht.

Am 10. Januar Abends war die Quelle noch einmal in den Besitz der Fortbesatznng gelangt, am 11. aber vollständig verloren gegangen. Nach dem 13. wurde von beiden Seiten nur noch ein Feuergefecht geführt. Baratieri hatte unterdessen, sich jetzt stark genug zum Widerstand fühlend, seine Truppen am 11. Januar von Adigrat bis in die etwa 15 Kilometer weiter südlich gelegene Stellung von Ada Agamus vorgeschoben, blieb damit aber noch immer recht weit von Makalle ab.

Seit dem 13. Januar hatte Menelik sein Angriffssystem gegen das Fort Makalle geändert; er schloß es jetzt ganz eng ein, indem er es durch den Wassermangel in demselben bezwingen wollte. Innerhalb weniger Tage flieg denn auch die Noth der italienischen Besatzung bis zum Aeußersten, am 2(1. war der Wasservorrath bis auf den letzten Tropfen erschöpft. Außerdem befanden sich in Folge der steten Gefechtsbereitschaft schon die Mannschaften des Forts im höchsten Grade ermattet; verwesende Leichen und Thiercadaver in unmittelbarer Nähe der Umfassung machten auch den Aufenthalt im Fort fast unerträglich. Da erschien am 20. ein Herr Felter im Fort, der seit einigen Tagen Unterhandlungen zwischen Menelik und Baratieri führte. Es war dies ein früherer italienischer Offizier, der dann als Vertreter eines Handelshauses, sowie als konsularischer Agent Italiens in Harar gewesen, Anfangs September 1895 aber auf Meneliks Geheiß von Makonnen ausgewiesen worden war. In merkwürdiger Voraussicht hatte Letzterer dem Ausgewiesenen damals gesagt, er möchte sich nur nach Massaua begeben, damit er später die Friedensverhandlungen führen könnte, wenn das abessinische Heer, welches eben vorzumarschiren im Begriff stände, in Tigre angelangt sein würde. Genau so war es dann gekommen, aber die Italiener hatten allen diesen Anzeichen und Warnungen nicht geglaubt.

Baratieri, der am 11. Ianuar etwa 14 ()()() Mann bei sich hatte und gegen Ende des Monats bei Ada Agamus fast über 20 000 verfügte, mußte Makalle seinem Schicksal überlassen, wenn er es nicht gerade zum Aeußersten kommen lassen und noch einen Ersatzversnch wagen wollte. Zu einem solchen Entschlusse vermochte er jedoch nicht sich aufzuraffen: die durch Felter besorgten Verhandlungen führten dann am 22. zum Abschluß eines Uebergabe-Vertrages.

Es muß hier ausdrücklich hervorgehoben werden, daß die betreffenden Verhandlungen lediglich zwischen Baratieri, bezw. der italienischen Regierung und Menelik geführt worden waren und daß Galliano mit denselben garnichts zu thun gehabt hatte. Der unglückliche Obsrstlieuteilant Galliano wurde nämlich später, nachdem er abermals von den Abessiniern gefangen genommen worden war, und zwar im Kampfe mit der Waffe in der Hand, wegen Wortbruchs vom Feinde kriegsrechtlich verurthei.lt und nach schier unglaublichen Martern erschossen. Galliano ist aber thatsächlich ganz schuldlos gewesen und lediglich den Verhältnissen sowie den verkehrten Maßregeln Baratieris zum Opfer gefallen. Auf höheren Befehl hatte er das Fort Makalle übergeben, auf höheren Befehl dann wieder gegen denselben Feind in den Kampf treten müssen. Wenn die Capitulation der Fortbesatzung nur unter der Bedingung abgeschlossen worden war, daß diese Truppe in dem betreffenden Feldzuge nicht mehr die Waffen gegen die Abessinier führen sollte, dann durfte sie Baratieri auch nicht mehr zur Theilnahme an dem Kampfe befehlen.

Galliano mußte also am 23. Ianuar das Fort Makalle räumen. Am 30. traf er dann mit Waffen und Munition, begleitet von einer schoanischen Cscorte im italienischen Lager bei Ada Agamus ein. Seinen Offizieren und Soldaten, Weißen wie Farbigen, vermochte er nur das rühmlichste Zeugniß auszustellen. Trotz der andauernden ungeheueren Anstrengungen und Leiden und trotzdem die Fortbesatzung bis zum letzten Mann 14 Tage und Nächte hindurch bei empfindlicher Kälte beständig auf den Wällen hatte ausharren müssen, war doch keinem einzigen Manne auch nur für einen Augenbkick der Muth gesunken. Die Askaris hatten das fast täglich an sie gestellte Ansinnen, zu ihren Landsleuten in Meneliks Lager überzutreten, stets mit Verachtung zurückgewiesen; nicht einer war fahnenflüchtig geworden. Im Fort hatten sich auch gegen 100 eingeborene Frauen befunden, die in fester Haltung mit ihren Männern gewetteifert.

In Italien athmete man erleichtert auf, als die Nachricht von der Befreiung Gallianos einlief. Die Frende darüber äußerte sich aber jedenfalls zu stürmisch, wenn man die eigentliche militärische Bedeutung des Ereignisses in Betracht zog. Im Grunde genommen blieb das Aufgeben Makalles doch immer nur eine militärische Cavitulation dem Sieger gegenüber. Auch war damit abermals ein Stück des von den Italienern beherrschten Tigre wieder verloren gegangen, und Menelik zeigte sich gleich darauf als Herr desselben, indem er den Landschaften Haramat, Tembien und Gheralta die Zahlung einer Kriegscontribution auferlegte. Der übergroße Iubel über die Befreiung Gallianos mußte auch bald wieder verstummen, als sich herausstellte, daß der Negus unter dem Schutze der zurückmarschirenden Abtheilung Gallianos einen geschickten Flankenmarsch ausgeführt und sich Aduas, der Hauptstadt von Tigre, bemächtigt halte, von wo aus er die Rückzugslinie des Generals Baratieri auf Massaua bedrohte.

General Baratieri verblieb noch weiter in seiner Stellung westlich Adigrat. Am 21. Februar hatte er dann zwar beschlossen, sich nach Adi Caji zurückzuziehen, um sich seiner Vervroviantirungsbasis mehr zu nähern, doch wurde der Befehl hierzu am 21. widerrufen.

Inzwischen war durch königliches Decret vom 22. Februar der General Baldissera zum Oberbefehlshaber der italienischen Streitkräfte in Ostafrika ernannt worden, mit allen Vollmachten in allen Militär- und CivilangelegenHelten. Man war also in Rom nicht nur mit dem Verhalten des Generals Baratieri unzufrieden, sondern die italienische Regierung gab auch die völlige Verkehrtheit ihrer in letzter Zeit in Afrika verfolgten Politik selbst zu. Wir hatten Baldissera bereits als Nachfolger des General San Marzano in Erithrea kennen gelernt, und zwar als einen Mann der Mäßigung, der Geduld und der kleinen Mittel, der aber dennoch ganz gute Erfolge erzielte. Baldissera hatte 1889 mit seinen 8000 Mann sich bis Keren und Asmara hinauf ausgedehnt und die italienische Herrschaft vom Barka bis zum Mareb befestigt, iast ohne einen Gewehrschuß abzugeben. Als man dann aber in Rom auf die ganz undurchführbare Großmachtspolitik in Ostafrika verfiel, war Baldissera, wie wir gesehen haben, diesem Gedanken entschieden entgegengetreten. Die Begebenheiten der späteren Iahre haben dem General aber Recht gegeben; die italienische Diplomatie hatte mit ihrem Utschalli-Vertrage gründlich Fiasco gemacht.

Menelik stand also jetzt 1896 mit einer erheblichen Heeresmacht bei Adua. Die italienische Regierung konnte nur noch wünschen und hoffen, daß es dem General Baldissera gelingen möchte, die Abessinier zum Rückzuge zu veranlassen.

Da traf auf einmal die erschütternde Nachricht in Rom ein, daß Baratieri am 1. März eine schwere, ja vollständige Niederlage erlitten habe. Die Unglücksbotschaft rief eine große Bestürzung und darauf folgende ungeheuere Aufregung in ganz Italien hervor, bei den aufrichtigen Freunden der Italiener aber die innigste Theilnahme. Was thatfächlich geschehen war, wurde nur zu bald klar. Wie aus dem amtlichen Berichte des General Baratieri über die Schlacht bei Abba Carima hervorging, hatte derselbe plötzlich am 29. Februar einen Angriff auf die Stellung der Abessinier bei Adua beschlossen.

Er war dann in drei Colonnen in erster Linie und mit einer Reserve vorgerückt. Die Colonne des rechten Flügels unter General Dabormida bestand aus sieben Bataillonen und vier Batterien, das Centrum unter General Arimondi aus etwas mehr wie fünf Bataillonen, sowie zwei Batterien, die Colonne des linken Flügels unter General Albertone aus vier Bataillonen und vier Batterien. General Ellena befehligte die Reserve von fünf Bataillonen und zwei Batterien. Die beiden Flügelcolonnen marschirten auf zwei Wegen, welche von der Stellung bei Sauriat nach Adua führten, das Centrum und die Reserve auf dem Wege zwischen den Flügeln. Der Abmarsch erfolgte um 9 Uhr Abends bei hellem Mondschein. Der Operationsplan ging dahin, zunächst die Pässe von Rebbi Ariena nnd von Kidane Meret zu besetzen. Die beiden Wege der italienischen Flügelcolonnen führten in fast paralleler Richtung über die Pässe hinweg, doch wurden dieselben durch eine sehr bemerkenswerthe Bergkuppe, den Mont Rajo, von einander getrennt. Ienseits dieser Borgkuppe, d. h. nach Osten zu, sind diese Wege verhältnismäßig leicht passirbar und gewähren die gegenseitige Uebersicht. Das Vorrücken entwickelte sich, wie geplant war. Bei Tagesanbruch des 1. März wurden die Pässe erreicht und ohne Zusammenstoß mit dem Feinde fast gleichzeitig besetzt. General Baratieri erhielt hiervon am Passe Rebbi Ariena Kenntniß.

Um 7 Uhr Morgens wurde aber vom italienischen Flügel her, und zwar von jenseits des Passes Kidane Meret, heftiges Gewehrfeuer in der Richtung auf Adua vernommen. Die linke Flügelcolonne unter General Albertone war bei Abba Carima in einen ernsten Kampf verwickelt worden. Genannter Ort lag etwa fünf Kilometer von dem Standpunkt des italienischen Oberbefehlshabers entsernt. Sobald Letzterer Meldung über die Sachlage erhalten, sandte er der Colonne Dabormida den Befehl, den General Albertone ungesäumt zu unterstützen. Dabormida war inzwischen etwas weiter über den Paß von Rebbi Ariena hinausgerückt und hatte eine Stellung auf Mariam Schawitu zu eingenommen. Ob der Befehl Baratieris, die Colonne Albertone zu degagiren, den General Dabormida erreicht hatte, ist nicht aufgeklärt worden. Die Brigade Arimondi war nach dem Paß von Rebbi Ariena beordert worden. Sie wollte dann dem linken Flügel Hilfe bringen, konnte jedoch wegen der Terrainschwierigkeiten diese Absicht nicht ausführen. Die Abschwenkung dieser Brigade nach Süden war dagegen von den Abesiiniern zu einem Durchvruche des italienischen Centrums benutzt worden, während gleichzeitig die ganze abessinische Front zum Angriff vorstürmte. Die italienischen Flügelbrigaden wurden überflügelt und umgangen, was dann die völlige Vernichtung der in erster Linie fechtenden Truppen zur Folge hatte. Wohl hatte General Arimondi von seiner neuen Stellung aus auf der Einsattelung in der Nähe des Passes Kidane Meret den Abzug der Brigade Albertone zu unterstützen versucht, den Ansturm der Abesnnier aber ebenfalls nicht aufzuhalten vermocht. Die Colonne Dabormida focht in der schluchtendurchsetzten, unübersichtlichen Gebirgslandschaft von durchschnittlich 2000 Meter Höhe und Gipfeln bis 3000 Meter ganz isolirt und war in einen verlustreichen Kampf gegen die Ras Makonnen und Mangascha verwickelt; nur mit Mühe konnte hier schließlich der Rückzug nach dem Paß Rebbi Ariena und dann nach Belesa ausgeführt werden. Auch die Reserve des General Ellena wurde mit in das nachtheilige Gefecht hineingezogen, ohne demselben eine andere günstigere Wendung geben zu können. Der Rückzug der Truppen Baratieris artete schließlich in regellose Flucht aus; die nach vorangegangenem Nachtmarsche und nach einer heißen Schlacht an demselben Tage noch zurückgelegten Entfernungen beweisen dies schon zur Genüge. General Baratieri hatte den Verlust von 3 Brigadegenerälen, 200 Offizieren, 5000 Mann und 52 Geschützen, also fast der gesammten Artillerie, zu verzeichnen.

Aus der früheren Darstellung der Gefechte bei Agordat uud Coatit in vorliegender Skizze war zu ersehen gewesen, daß in dem erstgenannten Kampfe die Derwische in tiefen geschlossenen Linien, im zweiten dagegen die Abessinier, anscheinend schon auf einer höheren Stnfe der militärischen Ausbildung stehend, bereits in dichten Schützenschwärmen gefochten halten. Wie nun aus einem in der österreichischen Militärzeitschrift „Reichswehr" veröffentlichten Schreiben aus Erithrea hervorgeht, soll das Angriffsverfahren der Abessinier bei Abba Carima schon Anzeichen einer gewissen modern taktischen Ausbildung des Fußvolks dieses halbbarbarischen Heeres gezeigt haben. An der Schlacht betheiligt gewesene Offiziere haben berichtet, wie das angriffsweise Vorgehen des ersten abessinischen Treffens in sechs bis acht eingliedrigen Linien ausgeführt worden sei, die auf 200 bis 300 Schritt Entfernung aufeinander folgten. Als die vorderste Linie fast die wirksame Schußweite von dem Gegner erreicht hatte, setzte sich die darauf folgende in Lauf, so daß sie die bezeichnete Entfernung gleichzeitig mit der ersten erreichte. Ietzt erst wurde von den Anstürmenden das Feuergefecht aufgenommen, während die hinteren Linien, eine nach der anderen im vollen Laufe in der eigentlichen Gefechtslinie eintreffend, diese immer weiter gegen den Feind hin mit sich fortrissen, bis es schließlich zu einem regellosen Einbrechen in die Reihen der Italiener und zum Handgemenge kam. Das zweite Treffen der Abessinier hatte sich weit hinter den Flügeln des ersten in großen Massen formirt, befunden. Es war dies ein Angriffsverfahren, wie solches sich der moderne Taktiker für die Kämpfe der Zukunft zurechtgelegt hat, und es machte sich demnach bei Abba Carima unzweifelhaft der Einfluß bemerkbar, welche europäische Offiziere auf die kriegerische Ausbildung der Abessinier in neuester Zeit gehabt haben mußten.

Aus dem bereits erwähnten Schlachtbericht des Generals Baratieri geht wohl die Art und Weise, sowie die Bedeutung der Niederlage der Colonialarmee bei Abba Carima hervor, derselbe giebt aber durchaus keine Antwort auf die wichtige Frage, wie Baratieri eigentlich zu dem plötzlichen Entschluß gekommen ist, den so übermächtigen Gegner in seiner günstigen Stellung anzugreifen. Nach der strategischen Lage, in welcher der italienische General sich damals befand, hätte man eigentlich erwarten müssen, daß er zunächst auf die Defensive sich beschränken und in einer gut gewählten und künstlich verstärkten Position die Dinge an sich herantreten lassen würde. Bei einem solchen Verhalten vermochte er dann, wenn der Feind schließlich zum Angriff schritt, von der großen Ueberlegenheit seiner Truppen in der Schieß-Ansbildung und Fertigkeit, sowie von seiner zahlreichen Artillerie den ausgiebigsten Gebrauch zu machen.

Auch die kriegsgerichtliche Untersuchung gegen Baratieri hat über die beregte Frage keinen genügenden Aufschluß gebracht. Der General giebt als Grund für fein offensives Vorgehen nur an, daß seine Lage bei Adigrat zuletzt eine ganz verzweifelte gewesen, ein weiterer Rückzug ihm aber unstatthaft erschienen sei. Vertrauend auf die Vortrefflichkeit seiner Truppen, hätte er daher sich dazu entschlossen, den Feind in eine weniger günstige Stellung zurückzudrängen, indem er, ohne ihn direct angreifen zu wollen, durch ein entschlossenes Vorgehen denselben doch einzuschüchtern hoffte. Alle Berichte der Kundschafter hätten darin übereingestimmt, daß die Schoaner zu Tausenden nach Tembien hinausschwärmten, daß der König von Godjam nnzufrieden sei und die Heeresfolge verweigere. Baratieri habe sich demnach dahin entschieden, die vor dem Rajo-Gebirge liegenden Höhen zu besetzen, falls sie nicht bereits in der Gewalt des Feindes wären, und dortselbst sich erst davon zu überzeugen, ob ein großer taktischer Vorstoß rathsam wäre oder nicht. Die ganze Rechtfertigung ist nicht recht klar und verständlich; es dürfte daher der Gedanke wohl naheliegen, daß die so unerwartet beschlossene Ablösung Baratieris von seineni Posten als Gouverneur namentlich als psychologisches Moment auf das Verhalten des jedenfalls in großer Aufregung befindlich gewesenen Generals mit eingewirkt hat.

Die Trümmer des Corps Baratieri waren nach der unglücklichen Schlacht in verschiedenen Richtungen davongegangen, theils nach Mai Haini zu, theils auf Adi Caje. Die auf 80 bis 90 Kilometer sich ausdehnende Flucht hatte zweifellos auch noch zur weiteren Auflösung beigetragen. Adigrat war von einem italienischen Iägerbataillon besetzt geblieben. Außerdem waren der Niederlage von Abba Carima noch entgangen 8 Bataillone nnter Oberst Stevani, die als Flankendeckung bei Mainaret gestanden, und 3 Bataillone Ameglio, die zum Schutze des Mareb-Ueberganges bei Gundet gedient hatten. Um diesen Kern vermochten sich dann die zersprengt gewesenen Colonialtruppen bei Asmara zu sammeln, denn das abessinische Heer, welches in den letzten zehn Iahren zwar wohl nach so mancher Richtung hin einen annähernd europäischen Habitus erhalten hatte, kannte zum großen Glück für die Italiener die strategische Verfolgung noch nicht, sondern feierte gewohnheitsmäßig feinen Sieg recht nachhaltig durch Ruhe nnd Feste. Anderen Falls wäre wohl das Ende der Colonie Erithrea mit Mba Carima besiegelt gewesen.

Der Negus Menelik hatte nach dem großen Erfolge bei Adua sein Lager nach Mai-Farras verlegt, südlich der Straße Adua-Entischo, und marschirte erst am 9. Mär; in nördlicher Richtung vor. Sein Weg führte ihn über den Belosa in die Landschaft Okale Kusai. Der neue Gouverneur Baldissera stand zur Zeit mit der Hauptmasse seiner Truppen in stark befestigter Stellung bei Asmara; derselbe verfügte über etwa 30000 Mann, worunter 27 frische Bataillone und 8 Batterien. Zwischen der italienischen Regierung und Menelik wurden bereits Friedensverhandlungen gepflogen. Die vorläufige Waffenruhe benutzte daher Baldissera zunächst dazu, um das noch immer von den Derwischen bedrohte Kassala sicherzustellen. Zu diesem Zwecke wurde Oberst Stevani mit 2 Bataillonen dorthin entsendet. Nachdem dieses Detachement die 320 Kilometer betragende Entfernung in Tagemärschen von durchschnittlich 40 Kilometern zurückgelegt hatte und am 26. März Abends bei Sabderat eingetroffen war, schlug es am 2. April am Südabhange des Mokrani-Berges 5000 Derwische in die Flucht. Die Sicherheit für Kassala war dadurch hergestellt.

Die wohl auch am nächsten liegende zweite Aufgabe, welche sich Baldissera zum Ziele genommen hatte, war der Entsatz des Forts Adigrat, wo seit der Schlacht bei Adua die Besatzung von 2000 Mann durch die Ras

Mangascha, Alula, Sebat und den Blindenführer Agos Tafari mit etwa 17000 Mann eingeschlossen gehalten wurde. Baldissera hatte zu dem Unternehmen ein Erpeditions-Corps von 15000 Mann formirt, welches dann nach unbedeutenden Gefechten bei Gunaguna und Dongollo am 4. Mai Kerseber, dreiviertel Stunden nördlich Adigrats, erreichte. Von hier aus wurde die Verbindung mit der Fortbesatzung hergestellt und am anderen Tage mit der Fortschaffnng der in Adigrat vorhandenen 300 Verwundeten nnd Kranken begonnen. Mit den einzelnen Machthabern Tigres wurden friedliche Unterhandlungen angeknüpft, und es gelang dadurch, eine Anzahl in ihren Händen befindliche Gefangene zu befreien. Am 18. Mai übergab man das Fort in oller Form dem Ras Schum Tessai für Mangascha, nachdem es von Waffen und Vorräthen vollständig geräumt worden. Es mußte dies geschehen, weil die italienische Regierung beschlossen hatte, Süd-Tigre gänzlich aufzugeben nnd als Südgrenze der Colonie wieder die Mareb-Lelesa-Muna-Linie festzuhalten.

Unter den aus der Gefangenschaft bei Mangascha zurückgekehrten italienischen Offizieren befand sich auch der Major Salsa vom Generalstabe Baratieris, der nach der unglücklichen Schlacht von Abba Carima zu Menelik entsandt worden war, um Verhandlungen anzuknüpfen. Der Negus hatte mit seiner Hauptmacht bis gegen Ende März bei Ada Agamus gestanden, dann aber wegen bedeutender Verpflegungsschwierigkeiten den Rückmarsch nach Schoa angetreten: auch sollte er durch aufrührerische Bewegungen in Amhara und der Galla dorthin gerufen worden sein. Major Salsa hatte ihn erst am Aschangi-See erreicht und wurde dann, trotzdem er als Parlamentär erschienen war, viele Wochen lang als Geisel in dem abessinischen Lager zurückgehalten. Von dort endlich entlassen, ward Salsa wieder von Mangascha festgenommen, und zwar angeblich auf Meneliks Befehl, damit er über die ungünstige Lage in Abessinien nicht Mittheilung an Baldissera machen könnte. Erst den energischen Protesten Baldisseras war es schließlich gelungen, die Freigebung Salsas durchzusetzen. Die römische „Tribuna" veröffentlichte dann hochinteressante Berichte dieses Offiziers, der wohl Zeit und Gelegenheit gehabt hatte, das Heer Meneliks auf das Genaueste zu studiren.

Major Salsa veranschlagte dasselbe auf 150 000 Mann mit Hinterladern, ferner 70 000 Lanzenträger mit einem Train von 10000 Manlthieren. Als Besatzung des Landes Schoa waren 8000 Mann zurückgeblieben; an der Schlacht von Abba Carinna hatten nur 80 000 Abessinier theilgeuommen, 30 000 Mann waren auf den Hügeln dort als Reserve verblieben, um beim etwaigen Eintritt einer Krisis über die Italiener herzufallen. Die abessinischen Verluste in genannter Schlacht sollen 5000 Todte und 10 000 Verwundete betragen haben; in den frühereren Kämpfen bei Amba Aladschi und Makalle hätten die Abessinier auch bereits 7000 Todte und 10 000 Verwundete verloren gehabt. Die in das Innere des Landes zurückkehrenden Truppen wären noch reichlich mit Munition versehen gewesen; Menelik hätts noch allein 1700 mit Patronen beladene Maulthiere mit sich geführt. Die abessinische Artillerie sollte bei Abba Carima von einem französischen Offizier Namens Clochette befehligt worden sein. Die Anzahl der italienischen Gefangenen bei Menelik hätte noch über 150 Offiziere und 1800 Soldaten betragen.

Der Negus Menelik versuchte durch das Zurückhalten dieser Gefangenen einen starken Druck auf die italienische Regierung auszuüben. Letzterer mußte auch durchaus daran gelegen sein, unter allen Umständen durch gütliche Verhandlungen den Friedensschluß und damit die Befreiung der Gefangenen herbeizuführen. Gelang dies nicht, dann stand Italien vor der unter den obwaltenden Verhältnissen im hohen Grade mißlichen Aufgabe, einen großen Krieg im Inneren Abessiniens führen zu müssen.

Nachdem General Baldissera Ende Mai seine Truppen staffelweise über Dongollo nach Bacharit und Senafe hatte abrücken lassen, wurde auf seinen Antrag seitens der Regierung auch genehmigt, mit der Rückbe> förderung der italienischen Truppen nach der Heimat zu beginnen. Nur das eigentliche Colonialheer verblieb in Erithrea und zwar in der Stärke von einem italienischen Iägerbataillon und sieben Infanterie-Bataillonen, einer Eskadron nebst zwei Gebirgsbatterien an eingeborenen Truppen.

Der Negus Negesti Menelik befand sich wieder in seinem Stammlande Schoa; das mittlere abessinische Gebiet, Amhara und Godjam war unter der Verwaltung seiner Fürsten, der Vasallen Meneliks, wieder in vollem Frieden, und das eigentliche Reich Tigre mit der Hauptstadt Adua und der sagenumwobenen Krönungsstadt Aksum unter dem Regimente der Ras Alula und Mangascha.

Nach langwierigen Verhandlungen am Hofe Meneliks zu Addis Abeba, die oft eine recht kritische Wendung anzunehmen drohten, gelang es endlich dem italienischen Unterhändler Major Nerazzini Friedenspräliminarien zu vereinbaren, nach deren Vollziehung und Auswechselung die italienischen Gefangenen freigelassen und an die Küste geführt werden sollten. Die vorläufige Unterzeichnung dieses Vertrages durch Nerazzini geschah am 26. October 1896. Es wurde darin zunächst die Abschaffung des Vertrages von Utschalli und die Anerkennung der vollkommenen Unabhängigkeit Aethiopiens ausgesprochen. Da die beiden Parteien sich aber über die endgültige Festsetzung der Grenze noch nicht geeinigt hatten, wegen dieser Meinungsverschiedenheit jedoch die Friedensverhandlungen nicht unterbrochen zu sehen wünschten, wurde vereinbart, daß innerhalb eines Iahres, vom Tage des Vertragsabschlusses an gerechnet, Sondergesandten der beiden Regierungen die Grenze auf dem Wege freundschaftlicher Uebereinkunft festsetzen sollten. Inzwischen sollte der status c^uo ants und die Grenzlinie Mareb-Belesa-Muna in Geltung bleiben. Bis zur endgültigen Grenzfestietzung verpflichtete sich indessen die italienische Regierung, keine Gebietsabtretung an eine andere Macht vorzunehmen, und wenn sie freiwillig einen Gebietstheil aufgeben wollte, so würde dieser an die äthiopische Herrschaft zurückfallen. Bezüglich der Freilassung der Gefangenen war noch gesagt, daß der italienische Bevollmächtigte bereitwillig die hohen Ausgaben anerkannt hätte, welche die äthiopische Regierung für den Unterhalt und die Zusammenziehung der Gefangenen gehabt, und daß es billig wäre,

dieselben der äthiopischen Regierung zurückzuerstatten. Der Negus hatte dabei erklärt, keine bestimmte Summe festzusetzen, indem er sich völlig auf den Billigkeitssinn der italienischen Regierung verließe.

Der Vertrag enthält für Italien noch immer günstigere Bedingnngen, als man allgemein wohl erwarten zu können geglaubt hatte. Die Grenzlinie Mareb-Belesa-Muna würde der Stellung entsprechen, die Italien nach den Siegen bei Senafe und Coatit im Frühjahr 1895 inne hatte, und zugleich wegen der jäh eingeschnittenen, nur auf Saumpfaden zu überwindenden Thalschlucht militärisch eine sehr vortheilhafte Vertheidigungslinie bedeuten. Sehr fraglich dürfte nur noch sein, ob die definitive Grenzregulirung nicht etwa Gelegenheit zu abermaliger Veruneinigung bieten wird, ob überhaupt Menelik wirklich einen dauernden Frieden und fremdnachbarliche Beziehungen mit Italien wünscht, oder ob er nicht vielleicht durch die Häuptlinge in Tigre schon wieder Reibereien vorbereiten läßt, die ihm von Anlaß bieten könnten, aus seinem Stammlande vorzubrechen und den Italienern eine ähnliche Niederlage zu bereiten wie die von Abba Carima. Seine bisher bewiesene Doppelzüngigkeit und Unzuverlässigkeit, sowie fremde Einflüsse an seinem Hofe lassen dies wohl als nicht ganz ausgeschlossen erscheinen.

Die Colonialpolitik des italienischen Cabinets Rudini scheint nun dahin zu zielen, die militärische Colonie Erithrea allmählich zu einer Handelscolonie umzuformen, weil erstere eine beständige Gefahr für das Land bildete. Rudini glaubte allerdings nicht, daß es gleich möglich sein würde, sich auf das Dreieck Massaua-Keren-Asmara zu beschränken, denn die beiden Elemente des afrikanischen Problems, die Grenzbestimmungen und Auslagen, welche beide dem Vortheile und der Sicherheit Italiens untergeordnet werden müßten, könnten nicht sofort gelöst werden. Rudini glaubt an dem gewiß sehr richtigen Grundsatz festhalten zu sollen, daß Italien so lange nicht groß werden kann, als es sich in eine seinen Mitteln nicht entsprechende Colonialunternehmung verwickelt befindet.

Das Fräulein von Vlbreuze.

von

Siegfried Litte.

— Berlin, —

5 wird nicht allgemein bekannt sein, daß in den Adern unseres Herrscherhauses auch ein paar Tropfen französischen Blutes fließen. Der Vater der Oranierin Luise Henriette stammte aus einer Verbindung des berühmten Schweigers mit einer Tochter des Hugenottenführers Colignn, und die Tochter eines anderen französischen Edelmannes, Eleonore d' Olbreuze, erlebte es noch, daß ihre Enkelin, Sophie Dorothea, Königin von Preußen wurde. Von dieser Französin hat Friedrich der Große vielleicht den beweglichen, echt französischen Geist geerbt, der sich bei ihm in so glücklicher Weise mit dem kernigen Wesen seines Vaters und dem philosophischen Sinn seiner Großmutter Sophie Charlotte verband.

Eine umfassende Biographie Eleonorens haben wir von ihrem Landsmann Horric de Beaucaire erhalten, der einst in Berlin der französischen Gesandtschaft attachirt war (Uns mSsallian«s äans 1a maison äs Lruns^vicK, Paris 1884). Manche interessante Bemerkung findet sich in dem von Bodemann herausgegebenen Briefwechsel der Kurfürstin Sophie mit ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig, und wichtige Einzelbeiträge zu Eleonorens Geschichte haben Köcher uud Bodemann in den Iahrbüchern des historischen Vereins für Niedersachsen geliefert.

Es war Eleonoren nicht an der Wiege gesungen, daß sie einst auf einem deutschen Fürstenthrone sitzen würde. So untadelig auch der Adel ihres

(Geschlechtes sein mochte, eine politisch bedeutsame Rolle hatten die Olvreuze, die sich im 15. Iahrhundert von der größeren Familie der Desmiers abzweigten, niemals gespielt. In den Zeiten der Hugenottenkriege waren 'ie tapfere Vorkämpfer des neuen Glaubens; später hielten sie sich von dem streng katholischen Hofe fern und lebten zurückgezogen auf ihrem Stammschloß, das in der Nähe von La Rochelle log. In den engeren Kreisen des Provinzadels von Poitou feierte auch die junge Eleonore die ersten Triumphe ihrer Schönheit und Anmuth. Erst ein Zufall führte sie in die große Welt. Die Gemahlin des Prinzen von Tarent, der in diesen Gegenden seine Stammsitze hatte, wurde auf das liebenswürdige Edelfräulein aufmerksam und nahm es in ihr Gefolge auf. Ueber diese Stellung haben die Feindinnen Eleonorens später die boshaftesten Randbemerkungen gemacht. Die Pfälzerin Liselotte gebraucht sogar den verächtlichen Ausdruck „stadsjungfer". In Wahrheit war Eleonore die Ehrendame und Freundin der Prinzessin; sie folgte ihr an den Hof von Versailles und siedelte mit ihr nach Holland über, als der Prinz in die Dienste der Generalstaaten getreten war. Ueberall, wo sie erschien, lenkte sie die Aufmerksamkeit auf sich; sie verstand es, die Männer zu fesseln. Aber sie wurde doch fünfundzwanzig Jahre alt, ehe es ihr gelang, das große Glück ihres Lebens zu machen. Es war im Winter 1663/64 am landgräflichen Hofe zu Kassel, wo Eleonore zum ersten Mal den Welfenherzog Georg Wilhelm sah.

Das galante Europa kannte den Namen dieses Fürsten se^t lange. Er hatte eine bewegte Jugend hinter sich und stand an der Schwelle der Vierziger. Sehr jung hatte er einst die Regierung des Fürstenthums Calenberg-Göttingen angetreten, sich aber niemals an dem kleinen und einsamen Hofe von Hannover behaglich gefühlt; er wollte die Welt sehen und das Leben genießen. So unternahm er denn nach der Weise der großen Herren der damaligen Zeit die kostspieligsten Reisen. Tie Stände seines Landes murrten über seine fortwährenden Geldforderungen und bestürmten ihn unermüdlich mit der Bitte, ihnen eine Landesmutter zu geben. Endlich traf der hartnäckige Ehefeind Anstalten, sich diesem Wunsche zu fügen. Er warb um die Hand der Prinzessin Sophie, der jüngsten Tochter des Winterkönigs, die bei ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig, in Heidelberg lebte. Nachdem die Vorverhandlungen zu glücklichem Abschluß gelangt waren, eilte er selbst in die Neckarstadt, um seine auserwählte Braut kennen zu lernen. Sophiens Schönheit und Liebenswürdigkeit, ein Erbtheil ihrer englischen Mutter, blieb nicht ohne Eindruck auf ihn, vermochte ihn aber doch nicht längere Zeit an ihrer Seite festzuhalten. Es zog ihn nach dem sonnigen Süden, und wieder, wie alljährlich, reiste er zum Carneval nach Venedig. Diesmal machte der leichtsinnige Mann hier recht traurige Erfahrungen: Er kam, wie Sophie sich später in ihren Memoiren weniger zart als deutlich ausdrückt „äans un ttst trös malproprs pour Is marisßs". In dieser Verlegenheit fand er einen sehr eigenthümlichen Ausweg: sein jüngster Bruder Ernst August, mit dein ihn von Jugend auf die innigste Freundschaft verbunden hatte, sollte an seine Stelle treten und das der Pfalzgrnfin gegebene Wort einlösen. Ernst August war kein regierender Fürst; er hatte zwar im Westfälischen Frieden die Anwartschaft auf das Bisthum Osnabrück erhalten, mußte sich aber vorläufig mit einein sehr bescheidenen Einkommen begnügen und war ganz auf die Güte des älteren Bruders angewiesen. Eine so schlechte Partie durfte man dem stolzen Heidelberger Hofe nicht anbieten. Als Georg Wilhelm aber einen Revers ausgestellt und sich darin feierlich verpflichtet hatte, „die noch übrige Zeit seines Lebens im Cölibat hinzubringen," schien die Zukunft des Prinzen gesichert, und der Kurfürst und Sophie gingen auf den seltsamen Tauschhandel ein. Im September 1658 wurde die Hochzeit in Heidelberg gefeiert, Ernst August führte seine Gattin nach Hanover in die Residenz seines Bruders, und hier lebten die Drei einige Jahre zusammen. Bald aber kam ein Mißton in das Familienglück zu Dreien. Aus dem aufmerksamen und ritterlichen Schwager wurde ein unbequem zärtlicher Liebhaber; Georg Wilhelm verstand es nicht, die neuerwachte Neigung zu der Frau, die er einst verschmäht hatte, zu unterdrücken und erregte dadurch die Eifersucht des jungen Gatten. Sophie hatte eine sehr schwierige Stellung zwischen den beiden Männern, und sie athmete auf, als der Tod des Bischofs von Osnabrück ihrem Gemahl endlich die langersehnte Selstständigkeit und Landeshoheit verschaffte. Im Jahre 1662 siedelten sie nach dem westfälischen Schlosse Iburg über. Nun wurde es wieder einsam am Hofe Georg Wilhelms. Er vennißte die heitere und geistvolle Unterhaltung seiner Schwägerin; er langweilte sich und ging zu seiner Zerstreuung wieder auf Reisen. So kam er einmal auch nach Kassel, und hier traf er mit Eleonore d'Olbreuze zusammen, die ihre Herrin, eine geborene hessische Prinzessin, in die Heimat begleitet hatte. Die schöne Französin bezauberte alle Welt, und bald hatte sie es auch dem vielerfahrenen Prinzen angethan. Er bestürmte sie mit seinen Huldigungen, errang aber nicht den leichten Sieg, auf den der verwöhnte Mann wahrscheinlich gerechnet hatte. In treuer und geduldiger Liebe mußte er um sie werben. Mit ihrem Widerstand wuchs seine Leidenschaft. Er folgte ihr nach den Medерlcmden, als die Prinzessin von Tarent mit ihrem Gefolge dorthin zurückkehrte, und wich nicht von der Seite der Geliebten, obwohl seine Anwesenheit in der Heimat dringend nothwendig gewesen wäre. Sein ältester Bruder, der Herzog von Celle, lag im Sterben; er hatte keine Kinder, und da nach dem Testament des Vaters immer dem nächst älteren Bruder die Wahl zwischen den Herzogthümern Lüneburg-Celle lund Calenberg-GSttingen freistehen sollte, so waren Georg Wilhelms Erbrechte nicht zweifelhaft; er mußte sie aber gegen die Ansprüche seines ehrgeizigen Bruders Johann Friedrich schützen. Dieser traf seine Vorbereitungen so geschickt, daß er sich noch an demselben Tage, an dem der Herzog von Celle nach langem Siechthum starb, der Hauptstadt und der Regierung bemächtigen konnte. Zu spät eilte Georg Wilhelm, der alle Warnungen und Bitten nicht beachtet hatte, aus den Niederlanden herbei: Ter Staatsstreich war geschehen, und ein Bruderkrieg im Hause der Welsen schien unvermeidlich. Beide Theile rüsteten, beide sahen sich nach Bundesgenossen um. Zuletzt aber kam es dank der Vermittelung Schwedens und Brandenburgs doch zu einem friedlichen Ausgleich. Iohann Friedrich begnügte sich mit dem etwas vergrößerten Fürstenthum Calenberg, während Georg Wilhelm als Herzog von Lüneburg-Celle seine Residenz nach Celle verlegte. Und hier, in Celle, wurde er seßhafter, als er es je in Hannover gewesen war; er, der sich immer nur widerstrebend mit Staatsgeschäften befaßt hatte, wurde einer der pflichteifrigsten deutschen Regenten; aus dem sorglosen Verschwender wurde ein sparsamer Haushalter. Die Zauberin, die die'es Wunder vollbrachte, hieß Eleonore.

Der Herzog hatte sich in Holland so an das Zusammensein mit der Geliebten gewöhnt, daß er nicht glaubte, mehr ohne sie leben zu können; er wollte ne ganz für sich besitzen. Sein Bruder Ernst August und seine Schwägerin kanten seinen Wünschen entgegen. Sophie gönnte dem Schwager, wie sie später schrieb, gern „ein Vergnügen, bei dem er nicht mehr an sie selbst zu denken brauchte". Die Erfahrungen, die sie als jungverheirathete Frau mit ihm gemacht hatte, waren ihr noch in unangenehmer Erinnerung. Weit mehr noch aber ließ sich die kluge Fürstin von dynastischen Gründen bestimmen; sie wollte sich, nach ihrer eigenen Aussage, einen Mann verbindlich machen, der ihren Kindern sein Land vererben sollte: wenn Georg Wilhelm dauernd an die Französin gefesselt wurde, so kam er nicht in die Versuchung, eine andere, standesgemäße Verbindung zu schließen und seinem gegebenen Worte untreu zu werden. Wie Sophie, dachte auch Ernst August, der kühl überlegende Staatsmann; außerdem mochte es ihm eine Freude sein, dem inniggeliebten Bruder einmal einen Gefallen zu erweisen. So geschah es denn, daß die schöne Hofdame im Sommer 1665 zum Besuch auf Schloß Iburg eingeladen wurde. Eleonore wußte, was dieser Antrag bedeuten sollte. Aber längst hatte auch bei ihr die Liebe über den Stolz gesiegt. In vollem Vertrauen auf den ritterlichen Sinn des Geliebten trat sie die verhängnißvolle Reise an. Das, was wahrscheinlich das Ziel ihrer Sehnsucht war, die rechtmäßige Ehe, vermochte sie jedoch nicht durchzusetzen. Nach längeren Kämpfen wurde ein höchst merkwürdiges Uebereinkommen getroffen. Georg Wilhelm stellte eine Urkunde aus, in der er sein früheres Gelöbnis;, sich niemals standesgemäß zu verheirathen, erneuerte und zugleich dem Fränlein von Olbreuze, „das sich entschlossen habe, mit ihm zu leben", ewige Treue zusicherte. Auch für die finanzielle Stellung der Geliebten und für ihre Zukunft wurden Bestimmungen getroffen, wie sie sonst nur in Checontracten üblich waren. Sophie, die mit ihrem Gemahl die Urkunde unterzeichnet hatte, durfte mit Recht von einer „Gewissensehe" sprechen. Eleonore erhielt den Titel einer „Frau von Haarburg", und wie peinlich sie anfangs auch das Unwürdige dieses Verhältnisses empfinden mochte, so tröstete ne sich doch bald mit dem Gedanken, dem sie in einem Briefe Ausdruck verlieh: „Es ist nur die Treue, die das Wesen der Ehe macht." Und in dieser Hinsicht hatte sie sich nicht über den Herzog zu beklagen. Nicht ohne Neid berichtet Sophie in ihren Briefen an den Bruder immer wieder und wieder von der gegenseitigen Liebe des jungen Paares. „Ich weiß nicht, ob dies von Dauer sein wird," fügt sie einmal in ihrer spöttischen Art hinzu; denn sie selbst hatte es zu ihrem Schmerz erfahren müssen, daß ihr einst so eifersüchtiger Gatte sich sehr bald anderen Frauen zuwandte. Georg Wilhelm aber war von anderem Schlage als jener Ernst August, der würdige Ahnherr der berüchtigten englischen George; er hielt seiner Eleonore die Treue, die er ihr einst, wenn auch nicht vor dem Priester, geschworen hatte. Sophie wunderte sich um so mehr darüber, als sie die Schönheit der Schwägerin schon in den ersten Iahren des Verhältnisses hinschwinden sah; nur ihr Geist und ihre fröhliche Laune könnten den verwöhnten Mann noch an ne fesseln, sonst würde er ihrer längst überdrüssig geworden sein.

Ueber die Schönheit Eleonorens läßt sich heute schwer urtheilen. Die Bilder, die uns von ihr erhalten sind, stammen aus späterer Zeit. Aber noch aus ihnen leuchtet die Anmuth der Iugend hervor, und um den feinen Mund scheinen noch jetzt die Grazien zu spielen. Auch Sophie rühmte, als sie die Französin in Iburg zum ersten Male gesehen hatte, ihr schönes Gesicht und ihre hohe Gestalt. Größeren Eindruck aber scheinen auf sie immer ihre geistigen Vorzüge gemacht zu haben, und vor Allem war es ihre glänzende Unterhaltungskunst, „die Ieden gewinnen mußte, auch den, der sie nicht lieben mochte." Auf diesen Ton feinen geistigen Reizes wurde durch Eleonorens Einfluß auch das ganze Hofleben in Celle gestimmt. Während Johann Friedrich in Hannover nach dem Vorbild Ludwigs XIV. einen schwerfälligen Pomp entwickelte und selbst in der Begünstigung von Kunst und Wissenschaften die majestätische Würde nicht verleugnete, verstand es Georg Wilhelm, äußere Pracht mit gefälliger Anmuth zu verbinden. Die Fremden nannten seinen Hof den lustigsten der welsischen Höfe und fühlten sich hier am wohlsten. Das ganze Leben hatte, der Sitte der Zeit entsprechend, einen durchaus französischen Zuschnitt; ja vielleicht überwog das fremde Element, da Eleonore viele Landsleute heranzog, in Celle noch mehr als anderswo. „Alles sei verfranzt von oben bis unten," spottete Sophie, und ein Franzose soll einmal an der Tafel übermüthig zum Herzog geäußert haben: „Wir sind hier ganz unter uns bis auf Ew. Durchlaucht." Eleonore war die unbestrittene Herrscherin dieses heiteren und geselligen KMes und präzte ihm die ihr eigenthümliche leichte und ungezwungene Art auf. Dabei wußte ne jede Zügellosigkeit fernzuhalten; es gab in Celle keine häßlichen Scandale wie an manchem anderen Hofe der damaligen Zeit. Die elegante und vornehm? Weltdame war zugleich eine musterhafte Hausfrau, die dem geliebten Manne das Leben so behaglich als möglich zu machen suchte, ihn die Untugenden seiner Junggesellenzeit abgewöhnte und den sorglosen Verschwender zur Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit anhielt.

Wie schmerzlich mußte es für Georg Wilhelm sein, daß er der Frau, die ihren Platz als Landesmutter an seiner Seite so würdig ausfüllte, nickt die ihr gebührende Stellung geben konnte. Zwar wurde die Etiquette bald nicht mehr so peinlich beobachtet wie in den ersten Jahren. Während Eleonore früher niemals mit der Gemahlin ihres Schwagers, Sophie, „eu «erömoins" gespeist und selbst in kleinerein Kreise neben ihr immer einen niedrigeren Sitz erhalten hatte, kam es später bei einem Besuche der dänischen Königin in Altona vor, daß sie sogar ohne Weiteres an die königliche Tafel gezogen wurde. Aber ne blieb in den Augen der Welt doch immer noch die „Frau von Haarburg", die „Freundin" des Herzogs, und es bedurfte neuer schwerer Kämpfe, ehe sie endlich anerkannte Herzogin wurde.

Es handelte sich jetzt nicht mehr mn Eleonore allein, sondern auch um die Zukunft ihrer einzigen Tochter. Georg Wilhelm hatte ein großes Vermögen für sie zusammengespart und bedeutende Liegenschaften angekauft; die kleine Sophie Dorothea galt als eine der reichsten Erbinnen in Deutschland. Das wußte Niemand besser zu würdigen, als ein Verwandter aus der älteren Linie des Welfenhauses, der durch seine Romare bekannte Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Ter verschwenderische Fürst mar fortwährend in Geldverlegenheit und hielt es deshalb für wünschenswert!), einem seiner Söhne die Hand der Celle'schen Erbtochter zu verschaffen. Vorher aber mußte die peinliche gesellschaftliche Stellung der Mutter geregelt werden, und so stiftete denn Anton Ulrich, ron dem cellischen Kanzler Schütz unterstützt, eine Jntrigue an, der von dem Hofe zu Osnabrück entgegengearbeitet wurde. Ernst August und Sophie bangten um die Zukunft ihrer Kinder und fürchteten, daß der Bruder und Schwager seine früheren Versprechungen nicht halten würde. Schon hatte der Kaiser, der dem Herzog ron Celle verpflichtet war, Eleonore zur Reichsgräfin von Wilhelmsburg erhoben: wer bürgte ihnen dafür, daß sie nicht noch Söhne gebar, die dann als erbfähig anerkannt wurden? Aber auch in diesem Punkte zeigte Georg Wilhelm das großmüthigste Entgegenkommen; er sicherte dem Bruder und seinen Nachkommen unter allen Umständen die Erbfolge in seinen Landen. Die Söhne, die ihm seine Frau etwa noch schenken würde, sollten sich mit dein Prädicat „Neichsgrafen von Wilhelmsburg" begnügen, nur Sophie Dorothea, die dem braunschweigischen Erbprinzen bestimmte Braut, durfte Wappen und Titel einer geborenen Prinzessin führen; Eleonore selbst blieb auch als Gemahlin des Hel^ogs Reichsgräfin von Wilhelmsburg. So stand es wenigstens in dem neuen Vertrage, über den die Brüder nach langen Verhandlungen einig wurden. Aber kaum hatte dieser Vertrag die Bestätigung des Kaisers erhalten, so that Georg Wilhelm, der immer von dem Wolfenbütteler getrieben wurde, auch den letzten Schritt. Im Frühjahr 1676 ließ er sich in aller Stille mit Eleonore trauen, dann wurde ihr Name im Kirchengebet genannt, und bald darauf begrüßte sie der kaiserliche Gesandte in feierlicher Audienz mit dem ihr nun zukommenden Titel „^Itssss". Aus der Reichsgräftn war die regierende Herzogin geworden.

In Osnabrück waren die Absichten Georg Wilhelms nicht unbekannt geblieben. Ernst August, weit mehr noch Sophie, hatten sich ihnen auf's Leidenschaftlichste widersetzt; es war beinahe zu einem Bruch gekommen. Dennoch wirkte die vollendete Thatsache wie ein Donnerschlag. Sophie nannte den Schwager ein „Kind", das sich ron seinem Kanzler leiten ließe; die ganze Kraft ihres Hasses aber richtete sie gegen die neue Herzogin. Solange Eleonore nur die Geliebte gewesen war, hatte sie das Verhältnis geduldet und sogar manches Wort des Lobes für die bescheidene Französin gefunden. Ietzt sträubte sich ihr Stolz dagegen, sie als gleichberechtigt neben sich anzuerkennen; die Tochter eines einfachen Edelmannes neben der Tochter und Enkelin eines Königs! Ietzt griff die Frau, die so oft einen wahrhaft männlichen Sinn bewiesen hatte, die starkgeistige Freundin des Philosophen Leibniz, zu den kleinlichsten Mitteln weiblicher Rache; sie war unermüdlich darin, häßliche Reden über ihre Feindin zu verbreiten, ihre Herkunft und ihre Vergangenheit in den Staub zu ziehen. Der Ton, den sie anstimmte, fand in Paris und Versailles einen kräftigen Wiederhall. Dort lebte ihre Nichte, die berühmte Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, die zwar weit mehr natürliche Herzenswärme besaß als die verstandeskühle Sophie, sich in ihrem Urtheil aber doch sehr oft von persönlichen Einflüssen bestimmen ließ. Eleonore war ihr von vornherein verhaßt als Feindin der inniggeliebten Tante. Außerdem beleidigte es ihren Ahnenstolz, daß sich in Celle „der Mausdreck mit dem Pfeffer vermischte"; so pflegte sie unebenbürtige Verbindungen in ihrer drastischen Weise zu bezeichnen. Der neuen Herzogin gab sie den Schimpfnamen „Zott", den sie sonst nur noch für ihre eigene Todfeindin, die Maintenon, gebrauchte. Und fast hämisch war ihre Freude, als Eleonore bald nach der Standeserhöhung ein todtes Töchterchen gebar. Es kam ihr vor „wie das mergen vom milchbott, welches eine fraw aufmm kovff trug und so viel ahnschläge machte, wan sie ihre milch verkauft hatte, und hernach mit dem pott in den treck fiel"; so sei es auch der maäams äs Lsarburß — den Herzogstitel verweigerte sie der „Zott" — mit ihrem „msssi»s" ergangen. Liselotte ist offenbar von der Furcht ihrer Tante angesteckt, daß der Herzog von Celle noch einen Erben bekommen und zu dessen Gunsten seine Neffen benachtheiligen könnte. Wo es sich um die Zukunft ihrer Kinder handelt, zeigt Sophie einen fast grausamen Egoismus. Sehr naiv und doch wieder sehr cynisch klingt es, wenn sie ihrer anderen Schwägerin, der Gemahlin

des Herzogs Iohann Friedrich, mit der sie doch in den innigsten Beziehungen stand, noch recht viele frohe Iahre des Lebens wünscht, vorausgesetzt, daß sie wie bisher nur Töchter zur Welt bringe. „Wollte Gott," fügt sie hinzu, „daß sie auf einen Sohn ebenso lang warte, wie die Juden auf ihren Messias." Mit geheimer Freude und ängstlicher Spannung zugleich beobachtete ne, wie sich ihren Söhnen die Aussicht bot, nicht blos den Oheim von Celle, sondern auch den von Hannover zu beerben. Iohann Friedrich starb im Iahre 1679 wirklich ohne männliche Nachkommenschaft, die Fürstentümer CalenbergGöttinge« mit der Hauptstadt Hannover fielen an Ernst August. Ein Jahr darauf erneuerte auch Georg Wilhelm, nachdem sein Bruder Eleonore als Herzogin anerkannt hatte, in feierlichster Form feine Versprechungen. Dennoch blieb Sophie mißtrauisch. „Es ist das alte Lied, nur in neuer Tonart," meinte sie. Die beste Sicherheit sah sie darin, daß die „Dame" — bisweilen sagte sie auch die „Creatur" — keinen Sohn habe.

Ein trauriges Verhängniß wollte es, daß Eleonore dieser unerbittlichen Feindin zuletzt auch ihr Liebstes, die eigene Tochter, hingeben mußte. Der Verlobte der jungen Prinzessin, der braunschweigische Prinz, war im August 1676 vor Philippsburg gefallen. Wieder meldeten sich zahlreiche Freier. Da aber geschah es, daß Georg Wilhelm selbst den Freiwerber für seine Tochter machte; er bot ihre Hand dem ältesten Sohne seines Bruders Emst August an. Ein stacks Familiengefühl war von jeher in ihm rege; die Entfremdung, die nach seiner Trauung mit Eleonore zwischen ihm und deni Osnabrücker Hofe eingetreten war, hatte ihn immer peinlich berührt. Mn mochte es ihm ein freundlicher Gedanke sein, durch diese Heirath alle Gegensätze auszugleichen und seiner Tochter zugleich eine glänzende Zukunft zu gründen. Er machte die verlockendsten Anträge: 50 0l)0 Gulden jährlicher Rente und 100000 Gulden sofort baar ausgezahlt, das waren Summen, die in dem kinderreichen Haushalt Ernst Augusts, der damals — im Frühling des Iahres 1679 — noch nicht Herzog von Hannover war, sehr gut gebraucht werden konnten. Trotzdem genügten sie noch nicht, „um die Pille zu vergolden". Für Sophie besonders schien es eine harte Zumuthung, die Tochter der „Creatur", das „legitimirte" Kind in ihr Haus aufzunehmen, und als die getreue Liselotte zum ersten Male von dem Plane hörte, fand sie es geradezu in den „heiligen Geist gesündigt, wenn ein solch stück fleisch einem solchen praven Prinzen sollte unrecht thun". Auch der Prinz Georg Ludwig selbst, der in dem Hasse seiner Mntter groß gezogen war, sträubte sich sehr gegen die „allianc s cl'ttldrsuss". Zuletzt aber gaben die unzweifelhaften pecuniären und politischen Vortheile der Partie doch den Ausschlag. Sophie Dorotheas Hand bot die beste Gewähr für die noch immer nicht völlig gesicherte Erbfolge in Celle und verbürgte, da Iohann Friedrich von Hannover inzwischen gestorben war, die Wiedervereinigung des ganzen Länderbe"itzes der jüngeren Linie des Welfenhauses. Die Tochter Eleonorens wurde das unglückliche Opfer einer so ehrgeizigen Staatskuilsi. Jahrelang zogen sich die Verhandlungen hm, bisweilen stockten sie gänzlich, da die Ansprüche und Geldforderungen Ernst Augusts sich in's Unermeßliche steigerten. Kaum aber hatte der Celle'sche Hof Miene gemacht, einen anderen Bewerber, einen Prinzen von Nassau, zu begünstigen, als die Hannoveraner mit beiden Händen Zugriffen. Sophie sogar unterdrückte ihren Stolz und erwies ihrer alten Feindin die größten Freundlichkeiten. Ietzt wurden beide Theile bald handelseinig, und im December 1682 konnte die Heirath vollzogen werden. Was Eleonore empfand, als sie ihre einzige Tochter an den Hof der Feindin ziehen sah, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Anfangs hatte sie den Heirathsplan offenbar begünstigt. Im Iahre 1679 wurde von einem Anonymus, in dem Bodemann jetzt den lüneburgischen Edelmann Mahrenholz entdeckt hat, ein Buch veröffentlicht, das sich „^.vsnturs Kistoriyus Serlts par orckrs äs Aaäams betitelte. Die

„Madame" ist unzweifelhaft Eleonore, die berühmte „Clorinde", deren Abenteuer hier erzählt werden, soll gleichfalls Eleonore sein. Ihre Herkunft, ihre Erziehung, ihr ganzes späteres Leben erscheinen in dem denkbar günstigsten Lichte; das merkwürdige Buch darf als eine Rechtfertigungsschrift aufgefaßt werden und sollte dazu dienen, die Vorurtheile des Hannoverschen Hofes zu überwinden. Später mag Eleonore eingesehen haben, daß dies doch niemals gelingen würde; die 'zärtliche Mutter fürchtete für das Glück ihrer Tochter, und im vertraulichen Gespräch verhehlte sie dem französischen Gesandten nicht ihre Abneigung gegen die geplante Heirath. Um so merkwürdiger berührt es, daß sie in einem Briefe an den Bruder offen ihre Freude über den endlichen Abschluß der Verlobung ausspricht. Bielleicht hatte der Triumph weiblicher Eitelkeit sie für einen Augenblick geblendet; sie sah, daß ihre stolze Gegnerin sich ihr freundlich, ja bittend nahte und selbst die Hand bot, um die Enkelin eines einfachen französischen Edelmannes in ihren Familienkreis aufzunehmen.

Aber der Tag, an dem das geschah, wurde für Eleonore der Anfang ihres bittersten Mutterschmerzes, der Tragödie ihres Lebens. Die Ehe, die aus politischer Berechnung geschlossen war, gestaltete sich höchst unglücklich. Niemand liebte die junge Frau in der neuen Heimat; am wenigsten der eigene Gatte, ein kalter, rücksichtsloser Genußmensch, der nach dem Beispiel seines Vaters in aller Oeffentlichkeit Maitressen unterhielt. Sophie hatte die Untreue ihres Gemahls immer mit Selbstbeherrschung ertragen und sich mit Würde in das Unvermeidliche gefügt. Ihre Schwiegertochter war eine zartere und weichere Natur; sie fühlte sich unglücklich an der Seite dieses Mannes, der sie verrieth, in diesem Hause, das ihr nur Haß und Mißachtung entgegenbrachte, und lebhaft, wie sie war, verstand sie es nicht immer, ihre Gedanken und Empfindungen zu bemeistern. Die Frau, die ihr eine zweite Mutter hätte sein sollen, wies jede Annäherung mit Härte zurück. Die Schwiegertochter hatte ihre Pflicht gethan, indem sie dem Hause Hannover einen Erben gebar. Ietzt brauchte auf den „Eindringling" nicht weiter Rücksicht genommen zu werden. So stand die junge Prinzessin schutzlos und verlassen da in fremden Verhältnissen. Wer durfte sich wundern, daß sie den Wenigen, die ihr freundlich entgegenkamen, sich mit besonderer Innigkeit anschloß? Da wurde es ihr zum Verhängniß, daß sie einem Unwürdigen ihr volles Vertrauen schenkte. Das war der Graf Philipp Königsmark, ein Bruder der berüchtigten Aurora. Wie weit das Einverständniß zwischen Sophie Dorothea und dem abenteuernden Wüstling gegangen ist, wird sich wohl niemals sicher feststellen lassen. Für einen Ehebruch fehlen bestimmte Anhaltspunkte. Wahrscheinlich hat sie nur mit Hilfe des Freundes den unerträglichen Fesseln entfliehen wollen. Schwer aber mußte sie ihre Unvorsichtigkeit büßen. In der Nacht vom 1.—2. Juli 1694 verschwand Graf Königsmark hinter den Mauern des Hannover'schen Schlosses, und niemals ist es aufgeklärt worden, auf welche Weise er seinen Tod gefunden hat. Bald darauf wurde ein Scheidungsverfahren gegen die Prinzessin eingeleitet, und merkwürdiger Weise waren beide Höfe, der von Celle und der von Hannover, in der Sache einig. Georg Wilhelm fügte sich, wie schon oft in politischen Dingen, so auch diesmal dein Willen des jüngeren Bruders. Im Interesse des Gesammthauses Hannover, dessen junge Größe — eben erst war Ernst August Kurfürst geworden — durch einen inneren Zwist gefährdet schien, unterdrückte er die Gefühle seines Vaterherzens. Auch er betrachtete Sophie Dorothea als verlorene Tochter; sie durfte nicht nach Celle zurückkehren.

Nur Eine hielt treu an der Armen fest, die Mutter. Aber sie vermochte nicht den Entschluß des Gatten zu ändern, nicht gegen den wachsenden Einfluß der hannoverschen Räthe anzukämpfen. Der einzige Trost, der ihr blieb, bestand darin, daß sie die Tochter von Zeit zu Zeit sehen und sprechen konnte. Die Besuche der Mutter waren die wenigen Lichtblicke in dem einsamen Leben, das die Prinzessin nach vollzogener Scheidung auf dem kleinen Schlosse Ahlden führte.

Auch Eleonore hat jetzt den Höhepunkt ihres Lebens überschritten, es beginnen für sie die Jahre der Entsagung. Nach Außen tritt ihre Wirksamkeit nicht mehr so bedeutsam hervor wie in früheren Zeiten. Einst hatten sich Minister und Gesandte bei ihr Nach geholt, in entscheidenden Augenblicken hatte sie die Politik ihres Gemahls bestimmt. Jetzt muß sie sick darauf beschränken, in kleinerem Kreise eine stille und segensreiche Thätigkeit zu entfalten; sie ist die sorgsamste Landesmutter, die Annen und Gedrückten verehren in ihr ihre Wohlthöterin. Ihres besonderen Schutzes hatten sich ihre Glaubensgenossen zu erfreuen, die nach der Aufhebung des Edictes von Nantes in Celle ebenso freundlich aufgenommen wurden wie in den Landen des großen Kurfürsten.

Eleonore hat das hohe Alter von dreiundachtzig Jahren erre'cht. Sie sah fast alle diejenigen, die einst «erhängnißvoll in ihr Leben eingegriffen hatten, vor sich hinscheiden. Zuerst, schon im Jahre 1698 starb ihr Schwager Ernst August, sieben Jahre später wurde ihr der geliebte Gatte entrissen, und 1714 folgte ihm die Kurfttrstin Sophie im Tode nach. Eleonore erlebte es noch, daß das Haus Hannover auf den englischen Thron kam, dasz ihre Enkelin Königin von Preußen wurde. Erst am 5. Februar 1722 erlöste ein sanfter Tod auch sie von ihren Leiden, und ihre alte Feindin Liselotte kann die Bemerkung nicht unterdrücken: „Wollte Gott, daß sie vor sechzig Jahren gestorben wäre, so hätte sie viel Nebel und Unglück verhütet."

Eleonorens Leiche wurde in der Fürstengruft zu Celle beigesetzt, und neben ihr fand nach fünf Jahren auch ihre unglückliche Tochter ihre letzte Ruhestätte. Die Särge der beiden Frauen sind schmuälos inmitten des größten Prunkes. Der Haß und die Verachtung des Sohnes der Kurfürstin Sophie verfolgte sie noch über das Grab hinaas.

Camps Santo.

von

Kichsrd Koozmsnn.

— Berlin, —

er Lampo Santo liegt in tiefer Stille — vom Feld herüber nur stört ab und zu <Lin Kinderruf die andachtsvolle Ruh', Im Gras beginnt ihr Abendlied die Grille, Scheu, leis: als fürchte sie, es könnt' ihr Geigen Noch allzudreist entweihn der Gräber Schweigen. <Ls strömt berauschend durch die Luft <Lin schwerer Flieder» und Brangenduft, Und schnell, zum Nleere sich herniederwendcnd, Streut, noch im Scheiden, lieb> und lichtverschwendend, Der Sonne Hand Rothgoldne Rosen übers Land. Der Gimmel breitet groß und feierlich lvie eine mächt'ge Friedensxredigt sich. Als hätte Gott in's klare Blau geschrieben: Ich bin die Liebe — und ich will Luch lieben!

B Gottesacker, heilig>stiller Raum,
Der Du die Saat, gesät von Gottes Händen,
Einschließest in den dunkeln, kühlen Traum,
Bis sich die Blüthe einst zum ew'gen Licht darf wenden
Du stummer Brt, an dem die Liebe schaltet,
Zu deni des Menschen Herz sich gerne flüchtet,
Das Gram und Leid und Reue spaltet —
Hier fühlt sich der Gebeugte aufgerichtet.
Verzweiflung findet Trost, der Schmerz wird lind,
Hier kniet — wie vor dem Vater kniet ein Kind —
Der Sünder selbst — hier, wo Dein Friede waltet,
Ist jeder Zwiespalt in der Brust geschlichtet.
Die letzten Beter sind durch s hohe Thor
Schweigsam gewandelt' ernst und einsam ragen
Die weißen Marmorbilder bleich empor,
Beredte Hüter an den Sarkophagen.
Litt blasses Weib, in schwarzem Trauerkleid,
Zm Schoß verschränkt die Hände, thränenbar,
Aniet hinter'm Pfeiler vor dem Steinaltar,
Darunter sie den Gatten ihr gebettet
vor weniger Jahre rasch entschwundner Zeit —
Die Thräne war im Anfang ihrem Leid
So eng mit reichem Strom verkettet.
Daß ihre Lindrung jetzt dem Schmerz versagt.
Kein Tag, daß sie sich nicht hierher gerettet
An diesen Port, der stark und sicher ragt,
Wie dem Gescheiterten der Leuchtthurm winkt,
Und ihr, mag sie des Lebens Meer umbranden,
Die Trostgewißheit giebt: hier darfst Du landen,
wenn draußen jeder Halt versinkt!
Und doch! — wie groß uud echt ihr Schmerz auch ist —
Sie fühlt: es will zu dieser Frist
Die Zeit mit linden Händen
Das tiefe weh allmählich heilend enden —
Und diese Vualerkenntniß wetzt
Auf's Neue nur den Schmerz, daß sie entsetzt
Die Wahrheit jenes herben Spruchs gefunden:
Die rasche Zeit heilt alle Wunden.
wie war's doch einst? . . » <Ls war im Mai,
Die Vögel haschten frank und frei
Mit munterm Flügelschlag sich in den Bäumen,
Lin Abend war's wie dieser: Blüthenduft
Schwamm ourch den Garten, schmeichelnd floß die Luft,
Die Sonne starb — es war so recht die Zeit,
wo gern das Herz, vom Zwang des Tags befreit,
Dem Sinnen und dem Träumen
Sich hingiebt unter sternerhellten Räumen.
Da fanden ihre Herzen sich, die jungen —
von seinem Arm umschlungen,
Schritt sie mit ihm auf den gewundnen wegen
Des Parks hinab zum dunkeln Mittelmeer,
Das Mondlicht, in des Wassers leisem Regen,
warf bleiche Silberblitze hin und her.
Als ob ein Schah darin versunken war'.
Sie sprachen Nichts: in solchen sel'ge» Stunden
versagt das wort, die Sprache wird empfunden;
<Ls übernimmt des Auges feuchter Stern
Die Dienste des verstummten Mundes gern,
Auf dcm im Kuß von heil'gem Zwang gesegnet,
Das Herz dem Herzen keusch begegnet . . .
<Z? Brautzeit, sanftes Ineinanderneigen,
Du trautes und holdseliges verschweigen I
von tausend wundern ist die Brust befangen,
Ein Sehnen ist's, ein Hoffen und verlangen,
So seltsam und so eigen I
Und dann, dies süße, ungeduld'ge Drängen,
Als gält es, Ketten zu zersprengen,
Als wollte sich ein duft'ger Blüthenflor

Gewaltsam durch die Knospenhülle zwängen.
Es ist ein Traum, der mit der fliehenden Nacht
Das Herz nicht flieht, das er so reich gemacht —
Er wirft sein Schimmern übers ganze keben,
Und die Erinn'rung läßt ihn nie verschwebenl

Sie wurden glücklich — die Zufriedenheit
Schloß mit dem Frohsmn einen treuen Bund
Iit ihrem Eh'stand; — nur in letzter Zeit
Gab sich bei Marco etwas leise kund
wie Unruh', das ihn oft von bannen trieb,
Als wär's ein Suchen — Suchen ohne Grund,
Als müff' er schmerzhaft irgend was entbehren!
Sie sah es tief an seinem Herzen zehren,
Und einmal fragte sie: vergieb,
was quält Dich, Lieb?
was ist Dir? Fühlest Du Dich auch gesund?
Er blickte auf: . . „Ich fühl mich so allein!" —
Da mußte sie's! — wie bei des Blitzes Schein
Deni wandrer sich der dunkle Pfad erhellt,
Erkannte sie, was ihm das Herz zerspellt:
Er sehnte sich nach einem Erben! —
Stumm fühlte sie's: es ging ihr Glück in Scherben,
weil ihr des Himmels Huld versagte,
was sie seit zehen Jahren bang erhofft.
was wie ein wurm in stillen Nächten oft
Mit bitterm Zahn an ihrer Seele nagte.
wie sich ein lachendes Gesild verdunkelt,
wenn Dünste um der Sonne Gold sich ballen,
Doch gleich in tausendfach>verschöntem Glänze funkelt,
Sobald die Schatten thalmärts fallen —
So zog vorbei an ihrem Horizonte
Die kleine Trübung — freundlich sonnte
Sich Marco an der Gattin Liebe wieder:
Das alte ungetrübte Glück,
Das treulos schien, kam reicher nun zurück,
So reich, wie s dort nur einzukehren liebt.
wo wankelmiithig sich's für immer fortbegiebt
Und nicht den Blitz läßt ahnen, der hernieder
vom wolkenlosen Blan vernichtend stiebt . . ,
Es kam der schwarze Tag — der Unglücksfall.
Der ihn inmitten seiner Vollkraft stürzte.
Sein Dasein um die Hälfte kürzte
Und ganz ihr Glück — sie brachten ihn getragen,
verunglückt im Gebirg beim Zagen.
Gebrochen sank sie hin — so bricht beim heft'gen prall.
So leicht und rasch ein edelfein Arvstall.
V stirb, Erinn'rung! — Kann Dich nicht das Bluten
Der Wunden, die solch mächtger schmerz geschlagen,
Ertränken? — Und vermag auch nicht das Fluthen
Der ungehemmten Zähren auszuwischen
Die dunkle Letterschrift.
Die jener Tag mit scharfem Stift
Zn das GedLchtniß grub? — Umsonst! nur aufzufrischen
schien boshast die Erinn'rung all das keid,
Je mehr von dannen stob die Zeit . . .

Ls dunkelt, und die ersten Sterne glimmen,
Da — horch! — da nah'n sich Schritte, Stimmen —
Marco? . . . wer nannte den geliebten Namen?
Ward hier nicht, dicht vor der Kapelle Stufen,
Marco gerufen? . . .

wer war's? — Zwei Beter zu dem Grabmal kann»,
Ein altes Mütterchen, gebückt am Stabe,
An ihrer Hand sich haltend tappt ein Knabe,
Die Alte spricht: „Hier, Marco, sieh, mein Kind,
Hier ruht Dein Vater!"

Und der Knabe spricht:
„wo meine Mutter ist, das sagst Du nicht?"
Die Alte wischt sich über's Aug' geschwind:
„Mein Kind — Du mußt danach nicht immer fragen;
Sie ist verreist — sie kommt zurück — bald — bald!
Ach, Großmama, das pflegst Du stets zu sagen —
Zst sie auch todt? Sprich! wie der Vater hier?
Du weinst? Die Mutter kommt nicht mehr zu mir?
Still, still doch, Marco — und die Händchen falt',
Und bete, wie sich's ziemt an diesem <Z)rt."

„Nein, Großmama — mir bangt, fort will ich, fort!"
wie sicb das Mütterchen zum Gehn will wenden, Da richtet hinterm Grabmal die Gestalt Der wittwe sich Hochauf: — „Halt," ruft sie — „Halt!" Daß schier vor Schreck der Alten aus den Händen

Der Stock entfiel. — „wer bist Du, räthselhaftes wesen?
Und hast Du auch die Inschrift recht gelesen,
Daß der des Knaben Vater sei, der hier
Den ewigen Schlummer schläft?" —

„Gott helfe mir,

Signora," murmelt leis die Alte — „ja!

Nie über meine kippen ivär's gekommen —
Sein Vater hat den Schwur mir abgenommen,
Doch da Ihr's hörtet eben da.
Nun — so vernehmt, wie Alles denn geschah!"

Die Alte hüstelte, — Nach einei weile
Sprach sie: „wie ich von der Geschichte
Luch nun am besten den Verlauf berichte —
Noch weiß ich's nicht. Gestattet, daß ich eile
Und Euch nicht Alles melde lang und breit,
vertiefen müßt es mein und Euer Leid,
Ihr seid ein weib, Ihr werdet es verstehen
Und lest den Sinn heraus aus mancher Zeile,
So kam's, — Die Beiden hatten sich gesehen,
Als Euer Herr — Gott schenk ihm sanfte Ruh! —
In einer Armcnangelegenheit
Bei uns zu recherchiren kam, — Mein Kind,
Constanze, ward ihm gut — nicht so im Nu —
Und wie verliebte einmal sind,
Zuerst kam Euer Herr nur ab und zu,
D^nn folgten die Besuche sich geschwind.
wir wußten nicht, daß er gebunden sei
An eine Andre — sonst bei Gott! ich sag es frei.
Hätt' eher ich mit diesen Händen hier
Mein Kind erwürgt. — Nachher gestand er's mir,
Constanze hat es nie erfahren dürfen,
Und ich — ich bracht'? nicht über's Herz,
Sah ich sie aus des Glückes Becher schlürfen.
In ihren Trank zu träufeln diesen Schmerz! —
Ich zürnte wohl — doch eine Mutter kann
Im Busen tragen nicht ein ewig Grollen,
Zumal ich Euern Gatten liebgewann,
Dem stets die kippen preisend überquollen
von seiner Gattin! — Ach. wie manchesmal
Schlug er in Stunden bittrer Reuequal
An seine Brust, verwünschte sich, die welt
Und Gott — er weinte, haderte und stöhnte.
Beklagte Euch, bedauerte Eonstanze,
Kein Zuspruch war, der ihn mit sich versöhnte!
Doch bracht ich ihm sein Söhnchen — gleich erhellt
war dann sein Angesicht im alten Glänze.
Sein Sohn, sein Marco war sein höchstes Gut,
Er lebte mir für ihn, — wie oft,
Das Haupt in seine Hand geneigt, sprach eil
Ich glaubt' es, Mutter, nimmermehr.
Daß solch ein Glück, so groß und unverhofft,
Mir noch beschieden wär'I
G Marco. Du mein süßes Fleisch und Blut,
wie liebt Dein Vater Dich mit um so groß rcr Glut,
Als er sie unter bittern schmerzen
So oft ersticken muß im tiefsten Kerzen!
Ach dürft' ich's wagen, Mutter, dürft ich's wagen,
Ich wollt ihn gleich auf diesen vaterarmen
Zu ihr, zu meinem Weib, Verzeihung flehend, tragen.
Doch nein! Camilla hatte kein Erbarmen.
Und ach! was sollt' Eon'tanze sagen,
wenn sie erführe, daß ich schlechter Mann
Solch Doppelspiel mit Zweien treiben kann?!
lind wiederum versank er tief in Brüten
Und weinte leis und sprach: warum, warum
Muß ich den Mnnd verschließen kalt und stnmm
Und dieses Glück als ein Geheimnis; hüten?
Genug, genug von all den bittersüßen Stunden!
Er starb zu schnell zwei Jahr ertrug's mein Kind,
Ein Wunder, daß sie's noch so lang verwunden —
Der Schlag traf sie in s Herz. Die Ärmste kannte
Hinsiechend bleich und still nicht mehr gesunden —
Mit ihres Grabes Blumen spielt der wind,
Sie schläft dort drüben, wo die Andern sind,
Der Vater nnd der Brnder — sterbend sonnte
Sich noch ihr Aug' an ihres Marco Blicke.
Sie strich dem Kinde zärtlich über s Haar,
Sie drückte mir die Hand, sie hauchte was.
Ich konnt es nicht verstehn — da lag sie blaß
wie wachs; — es mar:
Als ob man eine welke Blume knicke!

Acht Tage sind es heut, — Der Knabe weiß
Noch Nichts — ich lpb' es ihm verhehlt mit Fleiß;

Doch täglich wächst sein ungestümes Frage l —
Was soll ich ihm, Signora. einmal sagen? ..."

Die wittwe richtete sich hoch empor —
Ihr Aug' ward fencht, ihr Blick war groß und rein —
Dann beugte sie sich zu der Alten <Nhr
Und zeigte auf den ciug?schlafnen Knaben:
„Das Aind soll wieder eine Mutter haben.
Und ich will Deine Tochter sein! — —"

Aus dem theffalischen Feldzug Ser Türkei 1897. Bon Dr. C. A. ffetzer, Lieutenant d. L, — Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte des Kriegsschauplatzes. — Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. —

Bei dem allgemeinen Interesse, das der im vergangenen Jahre mit unglaublicher Kühnheit seitens Griechenlands hervorgerufene griechisch-türkische Krieg erregt hat, kann eine zusammenhängende Darstellung dieses Feldzugcs nach den Berichten und Erinnerungen eines Augenzeugen mir erwünscht erscheinen. Der Verfasser des vorliegenden Buches hatte sich von Stuttgart aus als militärischer Berichterstatter, in erster Linie für „lleber Land und Meer," über München und Wien uach der Türkei begeben. Freilich >rar, an Ort und Stelle zu gelangen, leicht gesagt und langsam gcthan, denn im Orient lernt man erst den Sinn zweier Redensarten kennen: „nur immer langsam voran" und „so Gott will". Der Verfasser schildert zunächst in sehr anregender Weise seine Reise nach Saloniki. Sein Interesse nehmen da besonders die Serben in Anspruch. Er meint, daß sich die Answanderung nach Amerika nicht mehr empfiehlt, auch für uns Deutsche nicht einmal wünschenswerth ist, denn was über's Wasser geht, verliert dort snne Nationalität und wird Amerikaner — da unten aber (in Serbien) erhält sich inmitten einer minder streb» samen und minder gebildeten Bevölkerung das Teutschthnm noch immer unverdorben. Nach einem Besuch des deutschen Gesandten in Belgrad, der dem Verfasser weiter: Empfehlung versprach, ging die Reise über Nischney-Saloniki, von dem der Verfasser eine interessante Beschreibung giebt. Die Zahl der nach dort abgegangenen türkischen Truppen war mit Anfang April bereits auf mehr als 100000 Mann gestiegen. Wenn man, so schreibt der Verfasser, dies in Erwägung zieht, so dürfte kaum ein Zwiifel auftreten, wer den Gegner zu Boden w-'rfeu wird. Zu dieser Uebcrzeugung mußte aber auch das Verhalten der türkischen Truppen beitragen, das ein sehr anerkennenswerthes war und überall eine gute Tiscivlin durchblicken ließ. Solchen Tnwpcn konnte man nur wünschen, daß es ihnen bei guter Führung recht gut ergehen möchte. Wenn auch Griechenland die im Princip edle Absicht verfolgte, seinen Glanbensgenossen unter türkischer Herrschaft beizustehen, so hatte es doch kein Recht dazu, so ganz ohne Rücksicht auf die Gefahr damit einen Weltkrieg zn entftsselu und in arger Ueberschätzung seiner eigenen Kraft zum Angr ff vorzugehen, mit Außerachtlassung allen völkerrechtlichen Herkommens. — Seitens der türkischen Beamten fand der Verfasser wohlwollendes Entgegenkommen und erlangte, allerdings nach vicrzehntägigem Warten und Drängen, endlich die Erlaubniß, auf den voraussichtlichen Kriegsschauplatz, zunächst in das Hauvtquartier nach Elassona abzugehen. AuS einer Unterredung, die der Verfasser mit einem türkischen Generalstabs-Ofsizier hatte, dürfte die Bemerkung des Letzteren von Interesse sein: „Man möchte doch endlich der Türkei freie Hand veischaffen, damit sie aus eigener Kraft des Angriffs eines kleinen

Siaubstaarcs sich enrehren lönne." In Elassona angekommen, bcgab sich der Verfasser bald zum commandirenden General, dem Marschall Edliem Pascha, nnd erfuhr dort, daß die Feindseligkeiten bereits begonnen, indem die Griechen ohne Kriegserklärung mit irregulären Truppen die Grenze überschritten hätten und daß der Ausbruch des vollen

Edbeis P^scho. Ans: Feder, Ans dem thessalischen Feldzng der Türkei IM,
Stuttgarl nnd Leipzig, Dentsche Berlagi°Anstglt,

Krieges kaum noch zu bezweifeln sei. Zur Schilderung der Insurgenten theilt der Verfasser einen Bericht des englischen Berichterstatters der „Dail«-News" mit, der auf griechischer Seite den ersten Angriff mitgemacht hat, und als traurige Ergänzung zu diesem Bericht den Brief eines italienischen Freischärlers, der mit Cipriani in diesen heiligen Krieg für Hellas gezogen war.

Daß mit einer Truppe a»S derartig zusammengewürfelten Elementen Nichts zu erzielen war, lag auf der Hand. Bis zum Ausbruch des eigentlichen Kampfes lag nördlich Elassona und noch während der ersten Schlacht das Hauptlagcr der Türken, auf dessen Schilderung der Verfasser näher eingeht. Nicht genug rühmen kann er die Genügsamkeit der türkischen Soldaten. Mit einer Handvoll NeiS im Tage und etwas Wasser ist der Mann zufrieden, erhält er gar noch Knoblauch und Tabak, dann ist er glücklich. ES sei hierbei darauf hingewiesen, was v. d. Goltz über den türkischen Soldaten seiner Zeit im Militär-Wochenblatt geschrieben hat. Artillerie war reichlich vorhanden, wie überhaupt diese die verhältuißmäßig stärkste Waffe der Türken ist. Interessant ist auch die Schilderung des Verkehrs im Hauptquartier Edhem Paschas, eines Mannes von feiner, gewiunenser Art, der im Hörigen aber doch den Eindruck machte, als sei er seiner Aufgabe wenig gewachsen. Auf den Bericht Grumbkow Paschas an den Sultan sollte er übrigens mich

durch Ghazi Osman Pascha, den Helden ron Plewna, ersetzt werden, wozu es aber schließlich nicht gekommen ist. Die Auslassungen Grumbkow Paschas verlangen überhaupt ganz besondere Beachtung, um die KriegSsührung der Türken und

die zaudernde Haltung Edhem Paschas zu verstehen, der sich zweimal die Gelegenheit hatte entgehen lassen, das griechische Heer in Oberthessalien zu vernichten. Mittlerweile waren, „ach der endlich am 17. April türkilcherseits erfolgten Kriegserklärung, die Griechen zu einem großen Angriff auf die

Lmuptzufuhrlinien der Türken übergegangen, und damit hatte der eigentliche Kampf begonnen. Ter Kampf drehte sich zunächst um ein Blockhaus der Paßstraße.

Während von Tamasi eine türkische Division den Eingang in die thessalisch: Ebene zu erzwingen suchte, hielten sich doch die Griechen noch mehrere Tage in einer guten Position. Hier näher auf die Beschreibung seitens des Verfassers einzugehen, würde zu weit führen. Er hebt namentlich hervor, daß er von den gricckischcrseits behaupteten Greueln der Türken Nichts gesehen habe. Niedermctzclungen von Bcrwundeten oter tycfaugencn kamen überhaupt nicht vcr. Nach tngclangem Kampf begann der langsame Abstieg von der Paßhöhe von Mvlona, welche von den letzten Griechen in der Nacht vom 19. zum 20. Avril geräumt worden war, in das «aredcrethal. Ms Folge deS sich hier entspinnenden Kampfes, der hauptsächlich durch Anilleric geführt wurde und wobei die türkische Artillerie bedeutend besser schoß als die griechische, zogen sich die Griechen in wilder Hast nach Larissa zurück. Anstalt nun energisch vorzugehen, schien es den Türken nur ans ein langsames Zurückschieben deS Feindes anzukommen. Aus ein Wagniß und aus die Möglichkeit eines großen, raschen Erfolges, ans eine Umfassung des Gegners

hatte es der türkische Oberfeldherr nicht abgesehen. 'Nach dem kopflosen Davonlaufen der Griechen lag die thessalische Ebene in ihrer Mitte offen für den Einmarsch der Türken, die den Griechen Zeit ließen, sich in der vortrefflichen Stellung bei Belestino festzuselzen.

Es folgen nun die Berichte über das Gefecht bei Velestino, bei dem sie Türken, naineiitlich die türkische Cavallerie, nicht sehr günstig overirten, ferner über die Schlacht bei Pharsalos, sowie die Gefechte bei Dbomoko resp. Furka. Die Gliechen hiclten jedoch nicht

Stand und zogen sich nach siebentägigem Kampfe auf Volo zurück. Eine interessante Schilderung giebt der Verfasser noch von einer Situation, in der er bald gefangen genommen worden wäre.

Der Krieg war zn Ende, Sowohl bei Pharsalos als bei Dhomoko hatten sich die Türken die Möglichkeit entgehen lassen, das griechische Heer gefangen zu nehmen. In einem Rückblick bespricht der Verfasser in interessanter Weise die Kriegsführnng der beiden Heere. — Zahlreiche Illustrationen ergänzen den Text, für den ein Jnhalts»Verzeichnifi erwünscht gewesen wäre. Tie beigefügte Karte über den thessalischen Kriegsschauplatz — Ausschnitt aus .Kieperts: „Larts äs I'Lpirs et ds I» ^Kssgälis" — ist zu groß und wäre wohl besser durch eine kleine Uebersichtskarte des engeren Kriegsschauplatzes unter Aufnahme aller im Text angeführten Orte zu ersetzen gewesen. — Tos recht gut ausgestattete Buch sei hierdurch bestens empfohlen. X.

Bibliographische Notizen.

Die Flottcnfragc in ihm- Beziehung zu Teutschlands Wcltpolitik von Alex. Freih. von Siebold. — Woerls Neisebücher-Verlag, Würzburg u. Leipzig. — Die Frage betreffend die Vennehrung der deutschen Kriegsmarine hat in allen Kreisen der Bevölkernng lebhaftes Juteresse erregt. Ter Verfasser, wenn auch nicht selbst Seemann, jedoch durch Bereisen der bedeutendsten Weltmeere und Schifffahrtslinien sowie der Haupthandelshäfen der Welt ein gründlicher Kenner der in Betracht kommenden maritimen Verhältnisse, hat es als eine patriotische Pflicht angesehen, nach besten! Wissen und Können ein objectives und sachkundiges Urtheil in dieser hochwichtigen Angelegenheit abzugeben. Tie nationalökonomische Zukunft Deutschlands und die Lösung der socialen Frage wird, seiner Ansicht nach, im höchsten Maße durch die Stetigkeit des Absatzes unserer industriellen Products bedingt. Den überseeischen Handel der einzelnen Staaten weist er zahlenmäßig nach und gelangt zu der Ueberzeugung von der unabwendbaren Notwendigkeit, die Kriegsnmrine zn vermehren, um in ausgiebigerer Weise unseren überseeischen Handel und unsere Handelsmarine sowie des Weitem? unsere Küsten und Colonie» zu schütze». Die gegenwärtigen unzulänglichen Stationsbezirke unserer Kriegsmarine sowie die überseeischen Flottinstationen werden auf zwei kleinen Karten veranschaulicht. Wer sich über diese wichtigen Verhältnisse, > ohne langes Studium, ein eigenes Urtheil verschaffen will, dem sei die kleine Schrift (sie enthält nur 24 Seiten) bestens empfohlen. X.

Erinnerungen eines Kriegsgefangenen in Schoa. (März 1896—Jannar 1897.) Von Giovanni Gamerra, Major der Bersaglieri. — Aus dem Jtal. übersetzt von Hedwig Jahn. — Berlin, Grunert. Aus dem so unglücklich verlaufenen mg der Italiener gegen den NcguS ?enelik schildert der Verfasser, als Commcmdeur des ehemaligen 8. Bataillons

Eingeborener, seine persönlichen Erlebnisse, namentlich während seiner mehrmonatlichen Gefangenschaft. Der Verfasser bezeichnet selbst die Erzählung seiner Erinnerungen als „hingeworfen", wie sie ihm in den Sinn gekommen sind. Vielfach sind es rein persönliche Details, die er in mehr als ausführlicher Weise, gleichsam tagebuchmäszig, vorführt. Seine Schilderungen würden sichtlich gewonnen haben, wenn er auch in geeigneter Weise Streiflichter auf den ganze» Feldzng geworfen und in einer Einleitung den Leser in die Kriegslage kurz eingeführt hätte. Ein kleines Üeberstchtskärtchcn, selbst einfachster Art, auf der die einzelnen Märsche leicht zu verfolgen, wäre dabei ganz am Platze gewesen. Zu den interessantesten Partien des Buches gehört die Schilderung des Marsches nach Adua und der sich daran anschlieszcndc Kampf, in welchem das 8. Bataillon schliche lich völlig isolirt, als Zielscheibe vieler tausend Schoaner, gänzlich aufgerieben wurde. Trotz der angedeuteten Mängel und obwohl die 20 Cnpitcl des Werkes Manches enthalten, was als Selbsterlebtes mehr Bedeutung für den Verfasser, als für einen größeren Leserkreis hat, kann das Buch, das auch die Bildnisse des Verfassers und des heldenmüthlgen Bertheidigcrs von Makalle, des Obersilieutenants Galliano, enthalt,' denjenigen empfohlen werden, die sich für den italienischen Feldzng im Allgemeinen nnd im Speciellen für die Erlebnisse der gefangenen Italiener intercssiren,

X.

Atlas der HimmelSknndc ans Grundlage der Ergebnisse der cöleslischen Photographie. Von A. v. Schweiger-Lerchenfcld. In 30 Lieferungen ö 1 Mk. Wien. A. Hartleben. —

Von diesem vortrefflichen Werke sind die weiteren Lieferungen bis Z4 erschienen. In den letzten 4 Heften werden die Sonne, die Planeten und Kometen textlich behandelt und hierzu wiederum eine Neihe sehr schöner Illustrationen geliefert. Hervorzuheben sind namenilich die Originalphotogramme der Sonnenoberfläche, speciell der Sonnenslecken sowie die neuste Oberflächendarstellung der Planeten Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Das bereits über das Werk abgegebene Urtheil findet sich auch in diesen letzten Lieferungen vollauf bestätigt.

L.

Vnctzklopädisches Handbuch, der Päd«» gogik. Herausgegeben von W. Nein. Langensalza.H e rmannBeyerKSöhnc. Von dem monumentalen Werke, das wir wiederholt besprochen haben und dessen Erscheinen in wahrhaft mustergiltig regelmäßiger Weise gefördert wird, licgen unS nunmehr der dritte und vierte Band vollständig vor. Ter dritte Band beginnt mit dem Stichwort „Griechischer Unterricht", der vierte Band schlicht mit „Muthwille". Gerade diese beiden Bände zeigen wieder deutlich, wie Recht wir hatten, als wir aus den Namen der Mitarbeiter darauf schlossen, daß das Werk nicht eine einzelne Richtung in der Pädagogik vertreten, sondern daß alle die wichtigsten Richtungen in den lieutigen pädagogischen Anschauungen zur Darstellung gelangen sollen. Man vergleiche in dieser Beziehung nur die Artikel von Wendt-Karlsrnhe, Schiller-Gießen und Neulich-Berlin.

Auch die vorliegenden Bände beweisen wieder, daß die Encyklopädie sich nicht nur an die Fachleute wendet, sondern daß sie für Jeden, der mit der Erziehung zu thun hat, eine Fülle von werthrollem Mateiial enthält. Wir möchten ans dicscm Grunde dem Werk einen Platz auch in jeder öffentlichen Bibliothek wünschen. ^ ?.

Tic häusliche Erziehung. Von Eduard Acker inann. 2. Auflage. Langensalza, Beyer K Söhne. Verfasser sieht auf dem Boden der Hcrbart'schen Pädagogik und giebt von diesem StaiN punkte aus eine inhaltlich gute und lehrreiche Darstellung des behandelten Gebietes. Wenn er ober meint, daß das Buch seine Leser hauptsächlich unter den Vätern und 'Müttern suchen soll, so steht lein doch unserer Meinung nach die Art der Darstellung, die in den eisten, allgemeinen Capitcln etwas zu gelehrt, im Ganzen aber zu schwer lesbar ist, entgegen. Tie Perioden sind bisweilen von unheimlicher Länge. Wer vor der Arbeit nicht zurückschreckt, das Buch zu studiren — denn studirt, nicht einfach gelesen will es sein, — der wird sicherlich reichen Gewinn davontragen. ^Vi,.

Wrtiidcrjahre. Sociale Essais. Von Willy Pastor. Berlin, Schuster und Löfflcr.

CS ist uns selten so schwer geworden, iii kurzen Worten ein Urtheil über ein Buch abzugeben, wie bei dem vorliegenden. Da? Biich liest sich ausgezeichnet, das letzte Capitel „Lumpenproletariat" ist besondeis mit einer wohlthuenden Wärme geschrieben. Gewünscht hätten wir allerdings, daß einzelne unmotivirte Ausfälle gegen einzelne politische Parteien oder Persönlichkeiten unterblieben wären

Was den Inhalt betrifft, so sucht der Verfasser peinlichst, „den Fluch fast aller philosophirenden Geister zu vermeiden, daß sie die Ereignisse der Geschichte nicht im Zusammenhang überblicken." Dieses Bestreben hat ihn aber, besonders im ersten Capitel: „Wanderungen" in den entgegengesetzten Fehler Veisalien lassen, den nämlich, die Tinge zn sehr in einem bestimmten Zusammenhange zu sehen: ein Vorgehen, das nur zn leicht zu Künsteleien, zum Einzwängen dcr Thatsachen in das »oicher feststehende Snstem führt.

Nicht einverstanden find wir u. A. mit der Erklärung des Begriffs Liberalismus auf S. 6.

Im letzten öapitel: „Lumpenproletariat" hätten wir neben dcr ausführlichen Eck ildcrung der socialen Krankheit eine genauere Tarstellung der Heilmethode, welche dem Verfasser voigeschwebt, gewünscht. Es genügt doch nicht, einfach die Forderung aufzustellen: „Man sorge dafür, daß Jeder feine Fähigkeiten vcrwerthen kann:" die Hauptfrage ist die: wie kann das gemacht werden?

Auf zwei sachliche Fehler möchten wir den Versasscr noch aufmerksam machen: „Sachsengänger" sind nicht russische llnterthaneii, die in unsere östlichen Provinzen kommen, sondern Arbeiter der östlichen Provinzen, welche im Frühjahr nach dem Westen — hauptsächlich in die Provinz Sachsen — wandern, um kort im Ackerbau (Rünencultiir) bis zum Herbst thäng zu sein.

Wenn ferner im letzten Capitel gesagt wird, daß im Asyl für Obdachlose auf je zwei Pritschen t rei Personen gekommen seien, so können bei sechzig Pritschen nicht ein» hundertachtzig, sondern nur neunzig Personen im Saale geschlafen haben.

Mag man nun sich zu den einzelnen Anschauungen des Verfassers stellen, wie man will, jedenfalls muß man zugebeu, daß die Lcctüre dcs Buches eine anregende ist. Felix Dahns Sömmtliche Werke. Iu

75 Lieferungen oder 21 Bänden. Preis Mk. 75. Gebunden Mk. 9S. Monatlich 1 Bd. oder 3—4 Lieferungen von durchschnittlich 7 Bogen zu je 1 Mk. Leipzig, Breilkopf K Härtel. Es ist ein dankenswerthes Unternehmen der altbewährten Finna, die poetischen Werke eines der beliebtesten Dichter der deutschen Lcsewelt, der wie kein Anderer sein tiefes historisches Wissen in den Dienst seiner Muse gestellt hat und aus dem unerschöpflichen Born altgcnnanischer Geschichte seine frischesten, nnverwelklichen Gaben geschöpft hat, in einer stattlichen u,ld dabei verhaltnißmäßig billigen Gcsammtausgabe dem deutschen ^olke vorzulegen.

Felix Dahn hat in der deutschen Literatur einen festen, gegründeten Ruf, seine Physiognomie als Dichter und Schriftsteller steht in sicheren Umrissen vor uns, und wenn auch Jahr ans Jahr ein seiner fruchtbaren Phantasie immer neue Werke entsprießen, so ist doch kcmm aiizttnehmen, daß diese den Gesanunt,'indruck seines Wirkens und Schaffens noch irgendwie beeinflussen oder verändern könnten. Sein Bestreben war cs von jeher, aus den tiefen dunklen Schachten germanischer Vorzeit das poetische Gold an's Tageslicht zu sördern und, sei eS in klingenden Versen, sc! es in markiger, gehaltvoller Prosa dem deutschen Volke zum Geschenk zu machen. Auf diese Weise hat er unseren nationalen Littcratnrschatz wesentlich bereichert nnd dazn beigetragen, den historiscl>cn Sinn der Deutschen zu stärken, die Bewunderung für unsere großen Vorfahren zu erwecken nnd zu erweitern und dadurch die Liebe zum dcntschen Vaterlande überlianpt zu Pflegen und wach und rege zu erhalten.

Wir staunen über die stattliche Reihe von Werken, die der Dichter im Laufe der Jahre geschaffen, über die Fülle von Gestalten, die er in lebensvoller Frische vor uns hingestellt hat, über den Rcichthum an Tönen, die seine Leier auch auf lyrischem Gebiete ausweist, und begreifen kaum, wie er es ermöglicht hat, all das hervorzubringen neben seiner ausgebreiteten wissenschaftlichen und Lchrtl'ät'gkcit.

Die erste vorliegende Lieferung beginnt mit Dahns bekanntestem nnd verbrcitetstcm Roman „Der ,<iampf um Rom". Die Ausstattung ist vorzüglich, das Uuischiagund Titelbild von Meister Johannes Gehns in Düsseldorf.

Vorläufig sei hiermit ans das schöne Unternehmen hingewiesen. Wir behalten

uns vor, Uber jeden einzelnen Band besonders zu berichten. —e.

«rulen und Krebse. Von August Niemann. Gotha, I. Goetsch. Man hat diesen Roman mit Gustav FreytagS „Soll nnd Haben" in Parallele gestellt und nicht ganz mit Unrecht: auch Niemann hat. wie Freytag, das Woit Immanuel Schmitts, daß der deutsche Roman das deutsche Volk da aufsuchen solle, wo es am tüchtigsten sei: bei der Arbeit, beherzigt nnd dabei in der Wahl des Milieus einen Uberaus glücklichen Griff gethon. Welch ein Berns steht so im Zusammenhange mit dem ganzen Leben der Nation, spielt eine so entscheidende Rolle als Culturtläger, wie der des Buchhändlers. War so Niemann in der Stofsuahl vielleicht noch glücklicher als sein klassisches Vorbild, so ist er in der künstlerischen Gestaltung nicht weit hinter demselben zurückgeblieben. Mit der lebendigen Zeichnung der Gestalten, dem frischen Humor, der sich bei einzelnen der vorgeführten Typen zn treffender Satire verschärft, erzielt Niemann eine Wirkung, die der des Freytag'sclM Romans wenig nachsteht, nur daß die tragischen Töne, die der Letztere neben den heiteren anschlägt, die düsteren, mit so packender Kraft gestalteten Nachtscenen, in dem Niemann'sclicn Werke kein Seitenstück haben. Wünschenswerth wäre es gen esen, daß bei den Beziehungen zwischen Bi chhandel und Schriftsteller- und Gelchrtenwelt, die der Roman schildert, den unbedeutenden Vertretern der letzteren ein Gegengewicht durch eine wirklich bedeutende Dichterindividualität gehalten würde. Auch ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser seine Gestalten mitunter zu bewußt ihr Inneres bloßlegen läßt und die Schärfe der Eharaktcrzcichnung hie und da der Caricatnr nahe kommt. Aber diese kleinen Mäng l hindern nicht, daß man das Werk mit dem lebhaftsten Vergnügen und stets reger Spannung liest, daß cS eines der frischesten, humorvollsten Bücher ist, welches die ueuere deutsche Romanlitteratur hervorgebracht hat.

AiltiochnS. Drama in drei Acten von Hans Eschelbach. Kempten, KöselMe Buchhandlung.

Eschelbach ist,in Spätepigone Schillers. Er versügt über eine glänzendc, mir hie und da in allzu wohlgefälliger Breite sich ergehende Diction nnd ein gewisses Geschick für das Bühnenwirksame. Die Charakteristik ist seine schwache Seite, über die althergc